Die

Technik des Dramas

von

Gustav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1863.

Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

An

Wolf Grafen von Baudiſſin.

Sie haben weſentlichen Antheil an der groſſen Arbeit gehabt, durch welche Shakeſpeare dem deutſchen Volke in das Herz geſchloſſen wurde, in der heiteren Muſſe eines ſchön gehaltenen Lebens haben Sie unſere Kenntniſſe früherer Literaturperioden nach mehr als einer Richtung gefördert, mir ſelbſt iſt die Freude geworden, mit Ihnen einzelne Kunſtregeln und Hülfsmittel dichteriſcher Arbeit in guter Stunde durchzuſprechen. So laſſen Sie ſich gefallen, daſſ Ihr Name als günſtiges Omen dieſem Buche vorſteht. Ein Einzelner wünſcht Ihnen dadurch öffentlichen Dank für Vieles auszuſprechen, womit Sie unſerm Volke wohl gethan haben.

Was ich Ihnen darbiete, soll kein ästhetisches Handbuch sein, ja es soll vermeiden, das zu behandeln, was man Philosophie der Kunst nennt. Zumeist solche Erfahrungen wünschte ich aufzuzeichnen, wie sie der Schaffende während der Arbeit und auf der Bühne erwirbt, oft mit Mühe, auf Umwegen, spät für beglückenden Erfolg. Ich hoffe, auch in dieser Gestalt mag das Buch einigen Nutzen stiften. Denn unsre Lehrbücher der Aesthetik sind sehr umfangreiche Werke und reich an geistvoller Erklärung, aber man empfindet zuweilen als Uebelstand, daß ihre Lehren gerade da aufhören, wo die Unsicherheit des Schaffenden anfängt.

Die folgenden Blätter suchen also zunächst einen praktischen Nutzen, sie überliefern jüngern Kunstgenossen einige Handwerksregeln in anspruchsloser Form. Die Veranlassung dazu fand ich in gelegentlichen Anfragen einzelner Schaffenden und in den Dramen, welche ich im Manuscript zu lesen hatte. Wohl Jeder, dem das Vertrauen Anderer ein schriftliches Urtheil über ein neues Stück abfordert, hat empfunden, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, seine ehrliche Ueberzeugung im Raum eines Briefes so zu begründen, daß der Dichter, noch warm von der Arbeit und befangen in den beabsichtigten Wirkungen, die Billigkeit des Tadlers und die Berechtigung der fremden Ansicht erkenne. Und nicht immer ist Muße, die Handschrift zu lesen und eingehend zu antworten.

Was auf diesen Blättern in Kürze dargestellt wird, ist auch kein Geheimniß, kein neuer Fund. Fast Jeder, der auf unserer Bühne einige Erfahrung erworben hat, handhabt, mehr oder weniger sicher, die folgenden Regeln. Auch nicht die möglichste Vollständigkeit technischer Vorschriften suchte ich zu erreichen. Sie lassen sich sehr häufen, jeder Schaffende besitzt seine besondere Methode zu arbeiten und gewisse ihm eigene Mittel zu wirken. Es kam hier darauf an, die Hauptsache herauszuheben und dem jüngern Dichter den Weg zu weisen, auf dem er sich selbst zu fördern vermag.

Wenn aber der Freund fragen sollte, ob, wer selbst für die Bühne schreibt, nicht vorziehe, die Arbeitsregeln durch eigene Erfindung annehmbar zu machen, so will ich dieses Buch auch entschuldigen. Es werden alljährlich in Deutschland vielleicht hundert Dramen ernsten Stils geschrieben, wohl neunzig davon verschwinden im Manuscript, ohne auf die Bühne, selbst ohne zum Druck zu gelangen. Von den zehn übrigen, welche eine Aufführung durchsetzen, geben vielleicht nicht drei den Darstellern eine würdige und lohnende Aufgabe, dem Publikum die Empfindung eines Kunstgenusses. Und unter den vielen Werken, welche untergehen, bevor sie lebendig geworden sind, sind allerdings zahlreiche Versuche Unfähiger, aber auch manche Arbeit hochgebildeter und tüchtiger Männer. Das ist doch eine ernste Sache. Ist die Talentlosigkeit in Deutschland endemisch geworden

und sind wir sechzig Jahre nach Schiller noch so arm an dramatischem Leben?

Und sieht man solche Arbeiten näher an, so wird man die Beobachtung machen, daß hier und da sich allerdings achtungswerthe Kraft regt, aber formlos, zuchtlos, mit seltsamer Unbehülflichkeit im Herausheben der Wirkungen, welche dem Drama eigenthümlich sind.

Noch immer wird den Deutschen sehr schwer, was unsere westlichen Nachbarn leicht erwerben, Verständniß dessen, was auf der Bühne darstellbar ist. Wollte man den treuen Bundesgenossen, der in Karlsruhe mit unermüdlicher Sorgfalt unbrauchbare Stücke beurtheilt, nach seinen Erfahrungen fragen, er würde wahrscheinlich als letzten Grund dieser dramatischen Schwäche hervorheben, daß unsre Dichter nicht selbst auf der Bühne den Ball werfen, wie Sophokles, oder geisterhaft im Harnisch schreiten, wie Shakespeare.

Dieser Uebelstand läßt sich allerdings nicht beseitigen. Man kann unsere jungen Dichter nicht veranlassen, sich in dem Rollenfach zweiter Liebhaber für die Kunst zu ziehen, man kann unsere Schauspieler, denen ihre schöne Kunst zur anstrengenden Tagesarbeit geworden ist, nicht mit behaglicher Ruhe und Muße umgeben. Aber durch eine genauere Bekanntschaft mit der Bühne und ihren Bedürfnissen läßt sich für die Dichter doch Vieles lernen.

Nur wird diese Bekanntschaft allein, bei der Stillosigkeit, die auch auf unseren Theatern herrscht, nicht Alles bessern. Denn es scheint, daß auch unsere Schauspieler unsicher werden im Gebrauch der Kunstmittel, denen sie ihre besten Wirkungen verdanken. Deshalb, meine ich, ist die Zeit gekommen, wo ernstes Nachdenken über Gesetz und Regel noth thut.

Und noch einen Grund gibt es, der solches Niederschreiben nützlich machen kann. Auch Sie haben sich die schöne Eigenschaft des reifen Alters bewahrt, hoffnungsvoll in die deutsche Zukunft zu blicken. Vielleicht scheint auch Ihnen eine Zeit nicht mehr in unerreichbarer Ferne zu liegen, in welcher der Deutsche mit Selbstgefühl und stolzem Behagen das eigene Leben umstiert. Dann mag der Frühling für ein reichliches Blühen des Dramas gekommen sein. Und für diese Periode dem aufstrebenden Geschlecht die Pfade von einigen Dornen zu säubern, ist immerhin keine erfolglose Arbeit.

Dies Buch handelt nur von dem Drama hohen Stils, das Schauspiel ist nebenbei erwähnt. Die Technik unseres Lustspiels darzustellen ist deßhalb bedenklich, weil zwar zwei Arten desselben, Familienstück und Posse, bei uns eine breite und behagliche Ausbildung erhalten haben, die höchste Gattung der Komödie aber überhaupt noch kaum auf der Bühne lebendig geworden ist. Ich meine die launige und humoristische Darstellung des beschränkten Empfindens, Wollens und Thuns, welche über die Anekdote des

häuslichen Lebens hinausgeht und weitere Kreise menschlicher Interessen behandelt. Wenn erst Schwäche der Fürsten, politische Spießbürgerei des Städters, Hochmuth des Junkerthums, die zahlreichen socialen Verbildungen unserer Zeit ihre heitere und stilvolle Verwerthung in der Kunst gefunden haben, dann wird es auch eine ausgebildete Technik des Lustspiels geben.

Daß ich unter den Beispielen die Spanier und die Classiker der Franzosen nicht aufgeführt habe, werden Sie billigen. Schönheiten und Fehler des Calderon und Racine sind nicht die unsern, wir haben von ihnen nichts mehr zu lernen, und nichts zu fürchten.

Gustav Freytag.

Einleitung.

Daß die Technik des Dramas nichts Feststehendes, Unveränderliches sei, bedarf kaum der Erwähnung. Seit Aristoteles einige der höchsten Gesetze dramatischer Wirkung dargestellt hat, ist die Bildung des Menschengeschlechts um mehr als zweitausend Jahre älter geworden; nicht nur die Formen der Kunst, **Bühne und Methode der** Darstellung, haben sich gewaltig verändert, sondern, was wichtiger ist, der geistige und sittliche Inhalt der Menschen, das Verhältniß des Einzelnen zu seinem Geschlecht und zu den höchsten Gewalten des Erdenlebens, die Idee der Freiheit und die Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit haben große Umwandlungen erfahren; ein weites Gebiet dramatischer Stoffe ist uns verloren, ein neues größeres Terrain gewonnen. Mit den sittlichen und politischen Grundsätzen, welche unser Leben regieren, haben sich auch die Vorstellungen vom Schönen und künstlerisch Wirksamen fortgebildet. Zwischen den höchsten Kunstwirkungen der griechischen Festspiele, der Autos sacramentales und der Dramen zur Zeit Goethes und Ifflands ist der Unterschied nicht weniger groß, als zwischen dem hellenischen Chortheater, dem Mysterienbau und dem geschlossenen Salon der modernen Bühne. Man darf als sicher betrachten, daß einige Grundgesetze des dramatischen Schaffens für

alle Zeit Geltung behalten werden; im Ganzen aber sind sowol die Lebensbedürfnisse des Dramas in einer beständigen Entwickelung begriffen, als auch die Kunstmittel, durch welche Wirkungen ausgeübt werden. Und man meine nicht, daß die Technik der Poesie nur durch die Schöpfungen der größten Dichter gefördert werde, wir dürfen ohne Selbstüberhebung sagen, daß wir gegenwärtig klarer sind über die höchsten Kunstwirkungen im Drama und über den Gebrauch des technischen Apparats, als Lessing, Schiller und Goethe.

Der Dichter der Gegenwart ist geneigt, mit Verwunderung auf eine Methode der Arbeit hinabzusehen, welche den Bau der Scenen, die Behandlung der Charaktere, die Reihenfolge der Effecte nach einem überlieferten System fester technischer Regeln einrichtete. Leicht dünkt uns solche Beschränkung der Tod eines freien künstlerischen Schaffens. Nie war ein Irrthum größer. Grade ein ausgebildetes System von Detailvorschriften, eine sichere in nationaler Gewohnheit wurzelnde Beschränkung in Wahl der Stoffe und Bau der Stücke sind zu verschiedenen Zeiten die beste Hülfe der schöpferischen Kraft gewesen. Ja sie sind, so scheint es, nothwendige Vorbedingung jener reichlichen Produktivität, welche uns in einigen Perioden der Vergangenheit räthselhaft und unbegreiflich erscheint. Noch erkennen wir, daß die griechische Tragödie eine solche Technik besaß, und daß die größten Dichter nach Handwerksregeln schufen, welche zum Theil allen gemein waren, zum Theil Eigenthum bestimmter Familien und Genossenschaften sein mochten. Viele derselben waren der attischen Kritik wohl bekannt, welche den Werth eines Stückes darnach beurtheilte, ob die Peripetiescene an rechter Stelle stand und die Pathosscene die wünschenswerthe Stärke von Mitgefühl erregte. Daß das spanische Mantel- und Degendrama die Fäden seiner Intrigue ebenfalls nach festen Regeln kunstvoll durcheinanderschob, darüber belehrt uns freilich keine Poetik eines Castilianers, aber wir vermögen mehre dieser Regeln aus dem gleich-

förmigen Bau und den typischen Charakteren sehr wohl zu erkennen, und es würde nicht schwer sein, ein System der originellen Vorschriften aus den Stücken selbst zu construiren.

Natürlich waren diese Regeln und Kunstgriffe auch für die Zeitgenossen, denen sie nützten, nicht etwas Unveränderliches, auch sie erfuhren durch Genie und kluge Erfindung der Einzelnen so lange Ausbildung und Umformung, bis sie erstarrten und nach einer Zeit geistloser Verwendung zugleich mit der Produktivität der Dichter verloren wurden.

Es ist wahr, eine ausgebildete Technik, welche nicht nur die Form, auch viele ästhetische Wirkungen bestimmt, steckt der dramatischen Poesie einer Zeit auch Ziel und Grenze ab, innerhalb welcher die größten Erfolge erreicht werden, welche zu überschreiten selbst dem Genie selten möglich ist. Leicht wird solche Begrenzung in spätern Jahrhunderten als Hinderniß einer vielseitigen Entwickelung aufgefaßt. Aber gerade wir Deutschen könnten uns ein abschätzendes Urtheil der Nachwelt recht gern gefallen lassen, wenn wir nur grade jetzt die Hülfe einer gemeingültigen Technik besäßen. Denn wir leiden an dem Gegentheil einer engen Begrenzung, an übergroßer Zuchtlosigkeit und Formlosigkeit, uns fehlt ein nationaler Stil, ein bestimmtes Gebiet dramatischer Stoffe, jede Sicherheit der Handgriffe; unser Schaffen ist fast nach allen Richtungen zufällig und unsicher geworden, noch heut, sechzig Jahr nach Schiller, wird es dem jungen Dichter sehr schwer, sich auf der Bühne vertraut und heimisch zu bewegen.

Wenn wir aber auch darauf verzichten müssen, mit den Vortheilen der sichern und handwerksmäßigen Tradition zu schaffen, welche der dramatischen Kunst grade so wie den bildenden Künsten früherer Jahrhunderte eigen war, so sollen wir doch nicht verschmähen, die technischen Regeln aus alter und neuer Zeit, welche auf unserer Bühne künstlerische Wirkungen erleichtern, zu suchen und verständig zu gebrauchen. Es versteht sich,

daß diese Regeln nicht durch Willkür eines Einzelnen, auch nicht durch die Autorität eines großen Denkers oder Dichters auferlegt sein dürfen, sondern daß sie aus den edelsten Wirkungen unserer Bühne gezogen, nur das für uns Nothwendige enthalten müssen, daß sie der Kritik und der schaffenden Kraft nicht als Despoten, sondern als ehrliche Helfer zu dienen haben, und daß auch bei ihnen eine Wandlung und Fortbildung nach den Bedürfnissen der Zeit nicht ausgeschlossen wird.

Es ist immerhin auffallend, daß die technischen Hülfsregeln früherer Zeit, nach denen der Schaffende den kunstvollen Bau des Dramas zusammenzufügen hatte, so selten durch Schrift spätern Geschlechtern überliefert sind. Zweitausend zweihundert Jahre sind vergangen, seit Aristoteles den Hellenen einen Theil dieser Gesetze darstellte. Leider ist die Poetik in sehr verderbener Gestalt auf uns gekommen, das zweite Buch fehlt ganz, das Erhaltene ist nur Auszug, den ungeschickte Hände gemacht haben, selbst dieser Auszug ist Fragment, er hat Lücken und verderbten Text, auch scheinen einzelne Kapitel durcheinander geworfen. Trotz dieser Beschaffenheit ist das Erhaltene für uns von höchstem Werth, die Alterthumswissenschaft verdankt ihm einen Einblick in die verschüttete Bühnenwelt der Hellenen, in unsern ästhetischen Lehrbüchern bildet es noch heut die Grundlage für die Theorie der dramatischen Kunst, auch dem arbeitenden Dichter sind einige Kapitel der kleinen Schrift belehrend. Denn das Werk enthält außer einer Theorie der dramatischen Wirkungen, wie sie der größte Denker des Alterthums seinen Zeitgenossen construirte, und außer mehren Grundsätzen einer populären Kritik, wie sie der gebildete Athener vor neuen Stücken in Anwendung brachte, auch noch einige feine Handgriffe aus den dramatischen Werkstätten des Alterthums, welche wir für unsere Arbeit sehr vortheilhaft verwenden können. Im Folgenden wird, soweit der praktische Zweck dieses Buches erlaubt, davon die Rede sein.

Fast hundert Jahre sind es, seit Lessing den Deutschen die Geheimschrift der alten Poetik zu entziffern unternahm. Seine hamburgische Dramaturgie wurde der Ausgangspunkt für eine nationale Auffassung des dramatisch Schönen. Nur der siegreiche Kampf, welchen er in diesem Werk gegen die Tyrannei des französischen Geschmacks führte, wird demselben die Pietät und Liebe der Deutschen für immer erhalten. Für unsere Zeit ist der polemische Theil der wichtigste. Wo Lessing den Aristoteles erklärt, erscheint sein Verständniß des Griechen unserer Gegenwart, welche mit reicherem Apparat arbeitet, nicht überall genügend, wo er belehrend die Gesetze des Schaffens darlegt, ist sein Urtheil begränzt durch die enge Auffassung des Schönen und Wirkungswelten, in welcher er damals noch selbst stand.

Freilich die beste Quelle für den Gewinn technischer Regeln sind die Dramen der großen Dichter, welche ihren Zauber bei der Lektüre und Darstellung noch heut ausüben. Zunächst die griechische Tragödie. Wer sich gewöhnt, von den Besonderheiten der alten Form zu abstrahiren, der findet mit inniger Freude, daß der kunstvollste tragische Dichter der Athener, Sophokles, die Hauptgesetze der dramatischen Konstruktion mit einer beneidenswerthen Sicherheit und Klugheit verwendet. Für Steigerung, Höhepunkt und Umkehr der Handlung — den zweiten, dritten und vierten Akt unserer Stücke, — ist er noch uns ein selten erreichtes Vorbild.

Etwa zweitausend Jahre nach Oedipus auf Kolonos schrieb Shakespeare das Trauerspiel Romeo und Julie, er die zweite geniale Kraft, welche der dramatischen Kunst unsterblichen Ausdruck gegeben hat. Er schuf das Drama der Germanen, seine Behandlung des Tragischen, Disposition der Handlung, Methode der Charakterbildung, Darstellung der Seelenprozesse bis zum Höhepunkt, Einleitung und Katastrophe haben für diese Theile des Dramas die technischen Gesetze, welche noch uns leiten, festgestellt.

Auf einem Umwege kamen die Deutschen zu der Erkenntniß von der Größe und Bedeutung seiner Arbeit für uns. Die großen Dichter der Deutschen, billig die nächsten Muster, an denen wir uns zu bilden haben, lebten in einer Zeit des geistvollen Experimentirens mit dem Erbe alter Vergangenheit, deshalb fehlt der Technik, welche sie erwarben, einiges von der Sicherheit und Korrektheit der Wirkungen; und grade weil das Schöne, das sie gefunden, uns in das Blut übergegangen ist, sind wir auch verpflichtet, bei der Arbeit Manches von uns abzuwehren, was bei ihnen auf unfertiger oder unsicherer Grundlage ruht.

Die Beispiele, welche in dem Folgenden herangezogen werden, sind aus Sophokles, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller geholt. Denn es war wünschenswerth, die Beispiele auf allbekannte Werke zu beschränken.

Erstes Kapitel.

Die dramatische Handlung.

1.

Die Idee.

In der Seele des Dichters gestaltet sich das Drama allmälig aus dem rohen Stoff, dem Bericht über irgend etwas Geschehenes. Zuerst treten einzelne Momente: innerer Kampf und Entschluß eines Menschen, eine folgenschwere That, Konflikt zweier Charaktere, Gegensatz eines Helden gegen seine Umgebung, so lebhaft aus dem Zusammenhange mit anderen Ereignissen heraus, daß sie Veranlassung zur Umbildung des Stoffes werden. Diese Umbildung geht so vor sich, daß die lebhaft empfundene Hauptsache in ihrer die Menschenseele fesselnden, rührenden oder erschütternden Bedeutung aufgefaßt, von allem zufällig daran Hängenden losgelöst, und mit einzelnen ergänzenden Erfindungen in einen einheitlichen Causalnexus gebracht wird. Die neue Einheit, welche dadurch entsteht, ist die Idee des Drama. Sie wird der Mittelpunkt, an welchen weitere freie Erfindung wie in Strahlen anschießt, sie wirkt mit ähnlicher Gewalt, wie die geheimnißvolle Kraft der Krystallisation, durch sie wird Einheit der Handlung und Bedeutung der Charaktere, zuletzt der gesammte Bau des Dramas hervorgebracht.

Wie der rohe Stoff zu einer poetischen Idee vergeistigt wird, soll das folgende Beispiel zeigen. Ein junger Dichter des vorigen Jahrhunderts liest folgendes Zeitungsinserat. „Stuttgart vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musikus Kritz dessen älteste Tochter Louise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller todt auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbestand und die ärztliche Obduktion ergaben, daß beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen waren. Man spricht von einem Liebesverhältniß, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Theilnahme aller fühlenden Seelen."

Ueber diesen gegebenen Stoff bildet, durch Mitgefühl aufgeregt, die Phantasie des Dichters das Bild eines feurigen und leidenschaftlichen Jünglings, eines unschuldigen, zartfühlenden Mädchens. Der Gegensatz zwischen der Hofluft, aus welcher der Liebende hervorgetreten ist, und der engen Atmosphäre eines kleinen bürgerlichen Haushalts wird lebhaft empfunden. Der feindliche Vater wird zu einem herzlosen, ränkevollen Hofmann. Zwingend macht sich das Bedürfniß geltend, den furchtbaren Entschluß eines lebensfrischen Jünglings, der bei solchem Verhältniß von ihm ausgegangen scheint, zu erklären. Diesen innern Zusammenhang findet die schaffende Seele in einer Täuschung, dem Verdachte von der Untreue der Geliebten, welche durch den Vater in die Seele des Sohnes geworfen ist. In solcher Weise macht der Dichter den Bericht sich und Andern verständlich, indem er frei erfindend einen innern Zusammenhang hineinträgt. Es sind dem Anschein nach kleine Ergänzungen, aber sie schaffen ein ganz selbstständiges Bild, welches der wirklichen Begebenheit als etwas Neues gegenübersteht und etwa folgenden Inhalt hat: Einem jungen Edelmann wird durch den Vater die Eifersucht gegen seine bürgerliche Geliebte so heftig

aufgeregt, daß er sie und sich durch Gift tödtet. Durch diese Umbildung ist ein Ereigniß der Wirklichkeit zu einer dramatischen Idee geworden. Von jetzt ab ist das wirkliche Ereigniß dem Dichter unwesentlich, der Ort, die Familiennamen fallen ab, ob in der That der Hergang so war, wie der Toten und ihrer Eltern Charakter und Stellung war, kümmert durchaus nicht mehr: warme Empfindung und die erste Regung schöpferischer Kraft haben der Begebenheit einen allgemein verständlichen Inhalt und eine innere Wahrheit gegeben. Die Voraussetzungen des Stückes sind nicht mehr zufällige und individuelle, sie könnten gerade so hundertmal wieder eintreten und bei den angenommenen Charakteren und dem gefundenen Zusammenhang würde der Ausgang immer wieder derselbe sein.

Hat der Dichter auf solche Weise den Stoff mit seiner Seele erfüllt, dann nimmt er etwa noch aus dem wirklichen Bericht, was ihm paßt, den Titel des Vaters und Sohnes, Vorname der Braut, Geschäft ihrer Eltern, vielleicht noch andere Züge, welche sich ihm für Verwerthung bequem fügen. Und daneben geht die weitere schöpferische Arbeit, das Detail der Hauptcharaktere entwickelt sich und die Nebenfiguren: ein intriganter Helfer des Vaters, ein anderes Weib im Gegensatz zu der Geliebten, die Persönlichkeiten der Eltern. Neue Momente der Handlung treten hinzu, alle diese weitern Erfindungen durch die Idee bestimmt und gerichtet.

Diese Idee, der erste Fund des Dichters, die stille Seele, durch welche er den von außen an ihn tretenden Stoff vergeistigt, tritt ihm selbst nicht leicht als Gedanke gegenüber, sie hat nicht die farblose Klarheit eines abgezogenen Begriffes. Im Gegentheil ist das Eigenthümliche bei solcher Arbeit der Dichterseele, daß die Haupttheile der Handlung, das Wesen der Hauptcharaktere, ja auch etwas von der Farbe des Stückes zugleich mit der Idee in der Seele aufleuchten zu einer untrennbaren Einheit verbunden; und daß sie sofort wie ein Lebendes wirken,

nach allen Seiten weitere Bildung erzeugend. So ist allerdings möglich, daß dem Dichter die Idee seines Stückes, die er doch sehr sicher in der Seele trägt, niemals während dem Schaffen zur Ausbildung in Worten gelangt, und daß er sich erst später durch Nachdenken seine innere Habe in das geprägte Metall der Rede umsetzt und als Grundgedanken seines Dramas begreift. Möglich sogar, daß er als Schaffender die Idee richtiger nach den Gesetzen seiner Kunst empfunden hat, als er sich den Grundgedanken des Werkes in einem Satz zusammenfaßt.

Wenn es für ihn aber auch unbequem, zuweilen schwierig ist, die Idee des werdenden Stückes in eine Formel abzuziehen und in Worten zu beschreiben, so wird er doch gut thun, diesen Abkühlungsprozeß seiner warmen Seele schon im Beginn der Arbeit einmal zuzumuthen und kritisch die gefundene Idee nach den Grundbedingungen des Dramas zu beurtheilen. Auch für den Fremden ist es lehrreich, aus dem fertigen Kunstwerk die verborgene Seele zu suchen, und wie unvollständig das auch immer möglich sei, in eine Formel zu fassen. Es läßt sich Manches daraus erkennen, was für die einzelnen Dichter charakteristisch ist. Es sei z. B. die Grundlage von „Maria Stuart“: aufgeregte Eifersucht einer Königin treibt zu Tödtung ihrer gefangenen Gegnerin. Und wieder von „Kabale und Liebe“: aufgeregte Eifersucht eines jungen Adlichen treibt zur Tödtung seiner bürgerlichen Geliebten, so wird diese nackte Formel zwar der ganzen Fülle des farbigen Lebens enthoben sein, welches im Gemüth des Schaffenden an der Idee haftet, trotzdem wird einiges Eigenthümliche an dem Bau beider Stücke schon aus ihr deutlich werden, z. B. daß der Dichter bei solcher Grundlage in die Nothwendigkeit versetzt war, den ersten Theil der Handlung vorzudichten, welcher das Entstehen der Eifersucht erklärt, daß also die treibende Kraft in den Hauptcharakteren selbst von der Mitte des Stückes aus wirksam wird, und daß die ersten Akte bis zum Höhenpunkt vorzugsweise die Bestrebungen der Nebenfiguren

enthalten, dieſe tötliche Thätigkeit eines der Hauptcharaktere zu erregen. Er wird ferner bemerken, wie ähnlich im letzten Grunde Motiv und Bau dieſer beiden Dramen Schiller's iſt und wie beide eine überraſchende Aehnlichkeit mit Idee und Anlage des gewaltigeren Othello haben.

Der Stoff, welcher durch die dramatiſche Idee umgebildet wird, iſt entweder vom Dichter eigens für ſein Drama erfunden, oder er iſt eine Anekdote aus dem Leben, welches den Dichter umgiebt, oder ein Bericht, den die Geſchichte darbietet, oder der Inhalt einer Sage, Novelle, poetiſchen Erzählung. In jedem dieſer Fälle, wo der Dichter Vorhandenes benutzt, iſt der Stoff bereits durch das Eindringen einer Idee mehr oder weniger vermenſchlicht. Sogar in dem oben erdachten Zeitungsinſerat iſt der beginnende Umbildungsprozeß bereits erkennbar. In dem letzten Satz: „Man ſpricht von einem Liebesverhältniß, welches u. ſ. w." macht der Berichterſtatter den erſten Verſuch, die Thatſachen in eine innerlich zuſammenhängende Geſchichte zu wandeln, die Kataſtrophe zu erklären und den Liebenden dadurch erhöhtes Intereſſe zu verleihen, daß ihrem Weſen ein anziehender Inhalt gegeben wird. Dieſer Prozeß des Umdeutens, durch welchen wirklichen Ereigniſſen ein den Bedürfniſſen des Gemüths entſprechender Inhalt und Zuſammenhang verliehen wird, iſt kein Vorrecht des Dichters. Neigung und Fähigkeit dazu ſind in allen Menſchen und zu allen Zeiten thätig. Jahrtauſende lang hat das Menſchengeſchlecht alles Leben des Himmels und der Erde ſich ſo umgedeutet, es hat ſeine Vorſtellungen von dem göttlichen Weſen mit menſchlichen Ideen überreichlich erfüllt. Alle epiſche Sage iſt aus einer ſolchen Umwandlung religiöſer, naturhiſtoriſcher und zuweilen hiſtoriſcher Eindrücke in poetiſche Ideen hervorgegangen. Noch jetzt, ſeit die hiſtoriſche Bildung uns beherrſcht, und die Achtung vor dem realen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten hoch geſtiegen iſt, erweiſt ſich im Größten wie im Kleinſten dieſer Drang die Ereigniſſe zu generaliſiren.

Bei jeder Anekdote, ja in dem unliebsamen Gellätsch der Gesellschaft ist dieselbe Thätigkeit sichtbar, mag nun das Wirkliche durch den Trieb umgewandelt werden, irgend einen Zug des kleinen Lebens heiter und muthig darzustellen, oder aus dem Bedürfniß des Erzählers, sich selbst im Gegensatz zu andern Menschen als sicherer und besser zu empfinden.

Auch der geschichtliche Stoff ist durch den Geschichtschreiber bereits vermittelst einer Idee organisirt, bevor der Dichter sich seiner bemächtigt. Die Ideen des Geschichtschreibers sind allerdings nicht poetische, aber auch sie wirken bestimmend und bildend auf alle Theile des Werkes, welches durch sie hervorgerufen wird. Wer das Leben eines Mannes beschreibt, wer einen Abschnitt der vergangenen Zeit darstellt, auch er muß nach festen Gesichtspunkten die chaotische Stoffmasse ordnen, Unwesentliches ausscheiden, die Hauptsachen hervorheben. Noch mehr er muß den allgemein menschlichen Inhalt eines Menschenlebens oder einer Zeit zu verstehen suchen, charakteristische Grundzüge, einen innern Zusammenhang der Ereignisse zu finden bemüht sein. Aber freilich zunächst einen innern Zusammenhang seines Stoffes mit vielen Andern, außerhalb Liegenden, das er nicht darstellt. Ja, er muß sogar in einzelnen Fällen die Ueberlieferung ergänzen, und Unverständliches dadurch deuten, daß er den möglichen und wahrscheinlichen Inhalt desselben findet. Er wird endlich auch bei der Komposition seines Werkes durch Gesetze des Schaffens bestimmt, welche zahlreiche Analogien mit den Kompositionsgesetzen des Dichters haben. Und er vermag durch sein Wissen und seine Kunst aus dem rohen Stoffe ein höchst imponirendes Bild zu schaffen, den mächtigsten Eindruck auf die Seele des Lesers hervorzubringen. Aber er unterscheidet sich von dem Dichter dadurch, daß er gewissenhaft das wirklich Geschehene so zu verstehen sucht, wie es thatsächlich in die Erscheinung getreten war, und daß der innere Zusammenhang, den er sucht, durch

eine Weltordnung hervorgebracht wird, welche wir als göttlich, unendlich, unfaßlich verehren. Dem Hiſtoriker iſt der Thatbeſtand ſelbſt und die Bedeutung deſſelben für den menſchlichen Geiſt der höchſte Fund. Dem Dichter iſt das Höchſte die eigene Erfindung, durch welche er ſchöne Wirkungen hervorbringt, ihr zu Liebe wandelt er behaglich ſpielend den wirklichen Thatbeſtand. Deshalb iſt dem Dichter jedes Werk des Hiſtorikers, wie vollſtändig daſſelbe auch durch die aus dem Inhalte bekannte geſchichtliche Idee organiſirt ſein mag, doch nichts als roher Stoff, gleich einem Tagesereigniß; und die kunſtvollſte Behandlung durch den Hiſtoriker iſt ihm nur inſoweit brauchbar, als ſie ihm das Verſtändniß einer Begebenheit erleichtert. Hat der Dichter durch die Geſchichte ein Intereſſe an der Perſon des Kriegsfürſten Wallenſtein gewonnen, empfindet er aus dem Bericht lebhaft einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen den Thaten und dem Geſchick des Mannes, wird er durch charakteriſtiſches Detail des wirklichen Lebens berührt oder erſchüttert, ſo beginnt bei ihm der Prozeß des Umbildens damit, daß er Thaten und Untergang des Helden in vollſtändig begreiflichen und ergreifenden Zuſammenhang bringt, und daß er ſich das Weſen des Helden ſo umbildet, wie es für den rührenden und erſchütternden Eindruck der Handlung wünſchenswerth iſt. Was in dem geſchichtlichen Charakter vielleicht nur ein Nebenmoment war, wird zur Grundlage ſeines Weſens, der finſtere, ſchreckliche Bandenführer nimmt etwas von der Natur des Dichters an, er wird ein hochſinniger, träumeriſch reflektirender Mann. Dieſem Charakter gemäß werden die Begebenheiten umgedeutet, alle andern Charaktere beſtimmt, Schuld und Schickſale berichtet. Durch ſolchen Idealiſirungsprozeß iſt Schiller's Wallenſtein entſtanden, eine Geſtalt, deren intereſſante und feſſelnde Züge mit dem hiſtoriſchen Wallenſtein nur wenig gemein haben.

Es wird dabei von der Perſönlichkeit des Dichters abhängen, ob den erſten Reiz zu ſolcher poetiſchen Produktion

imponirende Charakterzüge der Menschen, oder das Schlagende des wirklichen Geschickes, oder vielleicht gar die interessante Zeitfarbe abgibt, welche er schon in dem historischen Bericht vorfindet. Von dem Augenblick aber, wo ihm der Reiz und die Wärme gekommen sind, deren er zum Schaffen bedarf, verfährt er, wie treu er sich auch scheinbar an den historischen Stoff anlehne, doch in der That mit souveräner Freiheit. Er verwandelt alles für ihn brauchbare Material in dramatische Momente.*)

*) Schon Aristoteles hat diesen ersten Fund des Dichters, das Herausbilden der poetischen Idee, tiefsinnig erfaßt. Wenn er die Poesie der Geschichte als philosophischer und bedeutender gegenüberstellt, weil die Poesie das allen Menschen Gemeinsame darstelle, die Geschichte aber das Zufällige und Einzelne berichte, und weil die Geschichte vorführe, was geschehen ist, die Poesie, wie es hätte geschehen können, so werden wir Modernen, die wir von der Wucht und Größe der geschichtlichen Ideen durchdrungen sind, zwar die vergleichende Schätzung zweier grundverschiedenen Gebiete des Schaffens ablehnen, aber wir werden die Feinheit seiner Definition zugeben. Gleich darauf deutet er den Prozeß des Idealisirens in einem oft mißverstandenen Satze an. Er sagt (Cap. 9, 4): „Jenes menschlich Gemeinsame der Poesie wird dadurch hervorgebracht, daß Reden und Handlungen der Charaktere als wahrscheinlich und nothwendig erscheinen, und dies gemein Menschliche arbeitet die Poesie aus dem rohen Stoff heraus, und sie (die Poesie) setzt den Personen die zweckmäßigen Namen auf. — οὐ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη — mag sie nun die in dem Stoff vorhandenen benutzen, oder neue erfinden." Schon Aristoteles war nämlich der Ansicht, daß der Dichter beim Beginn seiner Arbeit wohlthue, sich zuvörderst den Stoff, der ihn angezogen hat, auch in einer von allen Zufälligkeiten entkleideten Formel gegenüber zu stellen, und er führt dies an einer andern Stelle (Cap. 17, 6. 7) weiter aus. „Die Iphigeneia und der Orestes des Dramas sind durchaus nicht mehr dieselben, wie in dem überlieferten Stoff. Es ist für den schaffenden Dichter zunächst fast zufällig, daß sie diese Namen behalten. Erst wenn der Dichter seine Handlung und Charaktere aus dem Zufälligen, Wirklichen, einmal Geschehenen herausgehoben und an dessen Stelle einen gemeingültigen Inhalt gesetzt hat, der uns als wahrscheinlich und nothwendig erscheint, erst dann soll er wieder Farbe und Ton, Namen und Nebenumstände aus dem rohen Stoff ver-

Aber auch wo der Dichter einen Stoff aufnimmt, der bereits nach Gesetzen des epischen Schaffens mehr oder weniger vollständig organisirt ist, als Heldengedicht, Sage, kunstvoll durchgebildete Erzählung, ist ihm das für eine andere Gattung der Poesie fertige nur Material. Und man meine nicht, daß eine Begebenheit und ihre Personen, welche durch so nahe verwandte Kunst bereits verklärt sind, schon deshalb für das Drama bessere Zurichtung haben. Im Gegentheil ist grade zwischen den großen Gebilden der epischen Poesie, welche Begebenheiten und Helden schildert, wie sie *neben* einander stehen, und zwischen der dramatischen Kunst, welche Handlungen und Charaktere darstellt, wie sie *durch* einander werden, ein tiefer Gegensatz, der für den Schaffenden nicht leicht zu bewältigen ist. Sogar der poetische Reiz, den diese zugerichteten Gebilde auf seine Seele ausüben, mag ihm erschweren, dieselben nach den Lebensbedingungen seiner Kunst umzubilden. Es wird später davon die Rede sein. Das griechische Drama hat eben so hart mit seinen Stoffen gerungen, welche dem Epos entnommen waren, als die modernen Dichter mit der Umwandlung der historischen Ideen in dramatische.

Einen Stoff nach einheitlicher Idee künstlerisch umbilden heißt ihn idealisiren. Die Personen des Dichters werden deshalb gegenüber ihren Stoffbildern aus der Wirklichkeit, mit einem bequemen Handwerksausdruck Ideale genannt.

---

wenden" (Cap. 18, 7.) „Deshalb ist auch möglich, daß Frauen, welche aus sehr verschiedenen Stoffkreisen genommen sind, im letzten Grunde denselben Inhalt — oder wie wir das ausdrücken, dieselbe poetische Idee — darstellen. — Das ist der Sinn der angezogenen Stellen.

2.

Was ist dramatisch?

Dramatisch sind diejenigen starken Seelenbewegungen, welche sich bis zum Wollen und zum Thun verhärten, und diejenigen Seelenbewegungen, welche durch ein Thun aufgeregt werden; also die innern Prozesse, welche der Mensch vom Aufleuchten einer Empfindung bis zu leidenschaftlichem Begehren und Handeln durchmacht, sowie die Einwirkungen, welche eigenes und fremdes Handeln in der Seele hervorbringt; also das Ausströmen der Willenskraft aus dem tiefen Gemüth nach der Außenwelt und das Einströmen bestimmender Einflüsse aus der Außenwelt in das Innere des Gemüthes; also das Werden einer Aktion und ihre Folgen auf das Gemüth.

Nicht dramatisch ist die Aktion an sich und die leidenschaftliche Bewegung an sich. Nicht die Darstellung einer Leidenschaft an sich, sondern der Leidenschaft, welche zu einem Thun leitet, ist Aufgabe der dramatischen Kunst; nicht die Darstellung einer Begebenheit an sich, sondern ihrer Reflexe auf die Menschenseele ist Aufgabe der dramatischen Kunst. Ausführung leidenschaftlicher Seelenbewegungen als solcher ist Sache der Lyrik, Schilderung fesselnder Begebenheiten ist Aufgabe des Epos.

Beide Richtungen, in denen das Dramatische sich äußert, sind allerdings nicht grundverschieden. Auch während der

Mensch in der Spannung und Arbeit ist, sein Inneres nach Außen zu wenden, wirkt seine Umgebung fördernd oder hemmend auf seine leidenschaftliche Bewegung. Und wieder, auch während ein Geschehendes auf ihn eindringt, beharrt er nicht aufnehmend, sondern erhält durch die Aktion neue Bewegungen und Wandlungen. Dennoch ist ein Unterschied in der Wirkung beider eng verbundenen Prozesse. Den höchsten Reiz hat immer der erste, der innere Kampf des Individuums bis zur That. Der zweite fordert mehr äußerliche Bewegung, ein stärkeres Zusammenwirken verschiedener Kräfte, fast Alles, was die Schaulust vergnügt, gehört ihm an; und doch ist er, wie unentbehrlich er dem Drama sei, vornehmlich ein Befriedigen erregter Spannung, und leicht eilt über ihn hinweg die Ungeduld des nachschaffenden Hörers, eine neue leidenschaftliche Spannung im Innern der Individuen suchend. Was *wird*, nicht, was als ein Gewordenes imponirt, fesselt am meisten.

Da die dramatische Kunst Menschen darstellt, wie ihr Inneres nach Außen wirkt oder durch Einwirkungen von Außen ergriffen wird, so muß sie consequent die Mittel benützen, durch welche sie dem Publikum diese Prozesse der Menschennatur verständlich machen kann. Diese Mittel sind Rede, Ton, Geberde. Sie muß ihre Menschen vorführen als sprechend, singend, in mimischer Thätigkeit. Die Poesie gebraucht also zu Gehülfen für ihre Darstellung die Musik und Schauspielkunst.

In engem Verbande mit ihren helfenden Künsten, in kräftiger geselliger Arbeit sendet sie ihre Bilder in die Seelen der Aufnehmenden, welche zugleich Hörende und Schauende sind. Die Eindrücke, welche sie hervorbringt, werden *Wirkungen* genannt. Die dramatischen Wirkungen haben eine sehr eigenthümliche Beschaffenheit, sie unterscheiden sich von den Effekten der anderen Künste nicht nur durch größere Energie und die allmälige gesetzmäßige Steigerung in bestimmtem Zeitmaaß, sondern auch von den mächtigen Wirkungen der Musik dadurch, daß

ſie durch zwei Sinne zugleich einſtrömen, und daß ſie nicht allein das Empfindungsleben, ſondern auch höchſte Denkkraft des Hörers reizvoll ſpannen.

Schon aus dem Geſagten iſt klar, daß die nach den Bedürfniſſen dramatiſcher Kunſt zugerichteten Perſonen einiges Beſondere in ihrer Struktur haben müſſen, was ſie nicht nur von den unendlich mannigfaltigeren und complicirteren Menſchenbildern, welche uns das wirkliche Leben in die Seele drückt, unterſcheidet, ſondern auch von den poetiſchen Gebilden, welche durch andere Gattungen der Kunſt, das Epos und den Roman oder die Lyrik wirkſam gemacht werden. Die dramatiſche Perſon ſoll menſchliche Natur darſtellen, nicht wie ſie ſich thätig und gefühlvoll in ihrer Umgebung regt und ſpiegelt, ſondern ein großartig und leidenſchaftlich bewegtes Innere, welches danach ringt, ſich in die That umzuſetzen, Weſen und Thun Anderer umgeſtaltend zu leiten. Der Menſch des Dramas ſoll in ſtarker Befangenheit, Spannung und Wandlung erſcheinen, vorzugsweiſe die Eigenſchaften werden bei ihm in Thätigkeit dargeſtellt, welche im Kampf mit anderen Menſchen zur Geltung kommen, Energie der Empfindung, Wucht der Willenskraft, Beſchränktheit durch leidenſchaftliches Begehren, grade die Eigenſchaften, welche den Charakter bilden und durch den Charakter verſtändlich werden. Es geſchieht alſo nicht ohne Grund, daß die Kunſtſprache kurzweg die Perſonen des Dramas Charaktere nennt.

Aber die Charaktere, welche durch die Poeſie und ihre helfenden Künſte vorgeführt werden, vermögen ihr inneres Leben nur zu bethätigen an einem Geſchehenden, als Theilnehmer an einer Begebenheit, deren Verlauf und innerer Zuſammenhang durch die dramatiſchen Prozeſſe der Individuen deutlich wird. Dieſe Begebenheit, wenn ſie nach den Bedürfniſſen der Kunſt organiſirt iſt, heißt die Handlung*).

*) Die wenigen techniſchen Ausdrücke verlangen vom Leſer eine unbefangene Aufnahme. Mehre derſelben haben auch im Tagesgebrauch ſeit den

Jeder Theilnehmer an der dramatischen Handlung hat eine bestimmte Stellung zum Ganzen, für jeden ist eine genau umschriebene Persönlichkeit nothwendig, welche so beschaffen sein muß, daß das Zweckvolle derselben vom Publikum mit Behagen empfunden, das Menschliche und Eigenthümliche von dem Schauspieler durch die Mittel seiner Kunst wirksam dargestellt werden kann.

Jene Seelenprozesse, welche eben als die dramatischen bezeichnet wurden, werden allerdings nicht an jeder der dargestellten Personen vollständig sichtbar, zumal nicht auf der modernen Bühne, welche liebt, eine größere Anzahl von Menschen als Träger ihrer Handlung aufzuführen. Aber die Hauptpersonen müssen davon erfüllt sein, nur wenn diese ihr Wesen in der angegebenen Weise kräftig, reichlich und bis zu den geheimsten Falten des Innern darlegen, vermag das Drama große Wirkungen hervorzubringen. Wird an den Hauptpersonen dies letzte Dramatische nicht sichtbar und nicht dem Aufnehmenden einleuchtend, so fehlt dem Drama das Leben, es wird eine gekünstelte leere Form ohne den entsprechenden Inhalt, das anspruchsvolle Zusammenwirken mehrer verbundener Künste macht diese Leere doppelt peinlich.

Neben den Hauptpersonen erhalten ihre Gehülfen, je nach dem Raum, welchen sie im Stück einnehmen, mehr oder weniger Antheil an diesem dramatischen Leben. Und völlig schwindet es auch in den kleinsten Rollen nicht, selbst bei den Personen, welche

letzten hundert Jahren einige Nuancen der Bedeutung durchgemacht. Was hier Handlung heißt: der für das Drama bereits organisirte Stoff (bei Aristoteles Mythos, bei den Römern Fabula), das heißt bei Lessing noch zuweilen Fabel, während er den rohen Stoff, Praxis oder Pragma des Aristoteles, durch Handlung übersetzt. Aber auch Lessing gebraucht schon zuweilen das Wort Handlung besser, so wie es hier verwendet wird. Denn wir haben kein anderes deutsches Wort, wodurch das dem Drama Wesentliche, die active Thätigkeit der Menschen bezeichnet werden könnte.

nur durch wenige Worte ihre Theilnahme erweisen können, bei dem Begleiter, dem Anmeldenden wird wenigstens der Schauspielkunst die Pflicht, durch Tracht, Sprechweise, Haltung, Geberde, Aufstellung der eintretenden Person den für das Stück zweckmäßigen Inhalt derselben äußerlich darzustellen, wenn auch knapp und bescheiden.

Da aber die Darstellung derjenigen Seelenprozesse, welche Vorrecht und Bedürfniß des Dramas sind, Zeit in Anspruch nimmt, und dem Dichter je nach der Gewohnheit seines Volkes auch das Zeitmaaß für seine Wirkungen begrenzt ist, so folgt schon hieraus, daß die dargestellte Begebenheit die Hauptpersonen weit stärker hervorheben muß, als bei einem Ereigniß der Wirklichkeit, welches durch gemeinsame Thätigkeit mehrer Individuen hervorgebracht wird, nothwendig ist.

Die Fähigkeit, dramatische Wirkungen durch die Kunst hervorzubringen, ist dem Menschengeschlecht nicht in jeder Periode seines Daseins verliehen. Die dramatische Poesie erscheint später als Epos und Lyrik, ihre Blüthe in einem Volke hängt allerdings von dem glücklichen Zusammenstoß vieler hervortreibender Kräfte ab, zunächst aber davon, daß in dem wirklichen Leben der Individuen die entsprechenden Seelenprozesse bereits häufig und reichlich sichtbar werden. Und dies ist erst möglich, wenn das Volk eine gewisse Höhe der Entwickelung erreicht hat, wenn die Menschen gewöhnt sind, sich selbst und andere vor den Momenten einer That scharfsichtig zu beobachten, wenn die Sprache einen hohen Grad von Beweglichkeit und gewandter Dialektik ausgebildet hat, wenn das Individuum nicht mehr durch den epischen Bann alter Tradition und äußerer Gewalt, durch hergebrachte Formel und nationale Gewohnheit gefesselt wird, sondern aus den Gegensätzen mannigfaltiger Interessen und zahlreicher Bildungsmemente sich frei das eigene Leben zu formen vermag. Wir unterscheiden zwei Perioden, in denen das Dramatische dem Geschlecht der Erde gekommen ist. Zum ersten

Mal trat dieſe Vertiefung der Menſchenſeele in die antike Welt etwa um das Jahr 500 v. Chr., als ſich das jugendliche Selbſtgefühl der freien helleniſchen Stadtgemeinden mit der Blüthe des Handels, des öffentlichen Rechtsverkehrs und höherer Induſtrie erhob. Das zweite Mal trat das Dramatiſche in die moderne Völkerfamilie Europas nach der Reformation zugleich mit der Vertiefung des Gemüthes und Geiſtes, welche durch das ſechszehnte Jahrhundert ſowol bei Germanen als Romanen — in ſehr verſchiedener Weiſe — hervorgebracht wurde. Allerdings hatten ſchon Jahrhunderte vor dem Eintritt dieſer kräftigen Seelenarbeit ſowol die Hellenen als die Nationen der Völkerwanderung ſich die erſten Anfänge einer Redeweiſe und Mimik entwickelt, welche das Dramatiſche ſuchte. Dort wie hier hatten große Kultusfeſte einen Geſang im Coſtüm und das Spiel volksthümlicher Masken veranlaßt. Aber das Eintreten der dramatiſchen Kraft in dieſe lyriſchen oder epiſchen Schauſtellungen war doch beide Mal ein wunderbar ſchnelles, faſt plötzliches. Beide Male entfaltete ſie ſich von dem Augenblick, in dem ſie lebendig wurde, mit großer Energie zu einer Schönheit, welche durch die ſpätern Jahrhunderte nicht leicht erreicht wurde. Unmittelbar nach den Perſerkriegen kamen Aeſchylos, Sophokles, Euripides dicht hinter einander herauf. Kurz nach der Reformation erwuchs in der Völkerfamilie Europas zuerſt bei Engländern und Spaniern, dann bei den Franzoſen, endlich bei den zurückgebliebenen Deutſchen aus unbehilflicher Schwäche die höchſte nationale Blüthe der ſeltenen Kunſt.

Aber darin unterſcheidet ſich jener älteſte Eintritt des Dramatiſchen in die antike Welt, daß das antike Drama aus lyriſchem Chorgeſang hervorwuchs, während das moderne auf der epiſchen Freude an Vorführung imponirender Begebenheiten beruht. Dort war die leidenſchaftliche Aufregung des Gefühls, hier das Schauen eines Ereigniſſes im erſten Anfange reizvoll geweſen. Dieſe Verſchiedenheit des Urſprungs hat auch nach der kunſt-

vollen Ausbildung Form und Inhalt des Dramas mächtig beeinflußt, und wie erhaben die besten Leistungen der Kunst in beiden Perioden wurden, sie behielten etwas wesentlich Verschiedenes.

Aber selbst nachdem das dramatische Leben in dem Volke aufgegangen war, blieben die höchsten Kunstwirkungen der Poesie ein Vorrecht Weniger, auch seit dieser Zeit wird die dramatische Kraft nicht jedem Dichter zu Theil: ja sie füllt nicht jedes Werk, auch der größten Dichter, mit genügender Gewalt. Wir dürfen schließen, daß schon zur Zeit des Aristoteles jene Paradestücke mit einfacher Handlung, ohne charakteristisches Begehren der Hauptfiguren, mit lose eingehängten Chören, wie er sie beschreibt, vielleicht lyrische Schönheiten hatten, aber keine dramatischen. Und unter den historischen Dramen, welche jetzt in Deutschland jährlich geschrieben werden, enthält die größere Hälfte wenig mehr als dialogisirte und verstümmelte Geschichte, etwa epischen Stoff in scenischer Form, ebenfalls nicht dramatischen Inhalt. Ja auch einzelne Werke großer Dichter kranken an demselben Mangel. Nur zwei berühmte Dramen seien hier genannt. Die Hekabe des Euripides zeigt bis gegen das Ende nur kleine durchaus ungenügende Fortschritte aus der bewegten Stimmung zu einem Thun, erst im Schlußkampf gegen Polymestor erweist Hekabe eine Leidenschaft, die zum Willen wird, erst da beginnt eine dramatische Spannung, bis dahin floß aus kurz skizzirten leidenvollen Zuständen der Hauptpersonen nur lyrische Klage. Und wieder in Shakespeare's Heinrich V., in dem der Dichter ein patriotisches Volksstück nach den alten epischen Gewohnheiten seiner Bühne dichten wollte, mit militärischen Aufzügen, Tagesscenen, Gefechten, kleinen Episoden, ist weder an dem Hauptcharakter noch den Nebenfiguren eine tiefe Begründung ihres Thuns aus dramatisch darstellbaren Motiven sichtbar. In kurzen Wellen kräuselt sich Wunsch und Forderung, die Aktionen selbst sind die Hauptsache. Der Patriotismus muß das warme Interesse an der Handlung aufregen, was er allerdings bei

Shakespeare's Zeit und Volk reichlich gethan hat. Für uns ist das Drama weniger darstellbar, als die Theile Heinrich VI. — Dagegen enthält, um nur einige Stücke desselben Dichters zu nennen, Macbeth bis zur Banketscene, der ganze Coriolan, Othello, Romeo und Julie, Julius Cäsar, Lear bis zur Hüttenscene, Richard III. das machtvollste Dramatische, welches je von einem Germanen geschaffen worden.

Nach der starken Spannung der Hauptpersonen aber schätzt in der Regel schon die Mitwelt, in jedem Fall die Folgezeit die Bedeutung eines Dramas. Wo dies Leben fehlt, vermag keine Kunst der Behandlung, kein günstiger Stoff das Werk lebendig zu erhalten. Wo dies dramatische Leben vorhanden ist, betrachtet auch noch späte Folgezeit ein Dichterwerk mit lebhafter Achtung und übersieht ihm gern große Mängel.

3.

Einheit der Handlung.

Die Handlung des Dramas ist die nach einer Idee organisirte Begebenheit, deren Inhalt durch die Charaktere vorgeführt wird.

Sie ist aus vielen Einzelheiten zusammengesetzt und besteht aus einer Anzahl dramatischer Momente, welche nach einander in gesetzlicher Gliederung wirksam werden.

Die Handlung des ernsten Dramas muß folgende Eigenschaften haben:

1. Sie muß eine festgeschlossene Einheit bilden.

Dies berühmte Gesetz hat bei Griechen und Römern, bei Spaniern und Franzosen, bei Shakespeare und den Deutschen sehr verschiedene Anwendung erfahren, welche zum Theil durch die Kunsttheoretiker, zum Theil durch die Beschaffenheit der Bühnen veranlaßt wurde. Das Verengen seiner Forderung durch die französischen Klassiker und der gegen die drei Einheiten von Ort, Zeit, Begebenheit, geführte Kampf der Deutschen haben für uns nur noch ein literarhistorisches Interesse*).

*) Bekanntlich wird von Aristoteles die Einheit des Ortes gar nicht gefordert, über die Continuität der Zeit nur gesagt, daß die Tragödie soviel als möglich versuche, ihre Handlung in einem Sonnenumlauf zusammenzu-

Kein Stoff iſt ohne Vorausſetzungen, wie vollſtändig er aus dem Zuſammenhange mit andern Ereigniſſen herausgelöſt werde. Dieſe unentbehrlichen Vorausſetzungen müſſen dem Hörer in den Eröffnungsſcenen ſoweit dargeſtellt werden, daß er die Grundlagen des Stückes vollſtändig überſieht, nicht weitläufiger, damit nicht der Raum für die Handlung ſelbſt beengt werde. Alſo zunächſt Zeit, Volk, Ort, Stellung der auftretenden Hauptperſonen zu einander, dabei die unvermeidlichen Fäden, welche von Allem, was außerhalb der Handlung geblieben iſt,

---

faſſen. — Es war bei den Griechen, wie ſich ſchließen läßt, grade die Gemeinſchaft des Sophokles, welche in der Praxis feſthielt, was wir Einheit des Orts und der Zeit nennen. Und mit gutem Grunde. Die gedrungene Handlung des Sophokles mit höchſt regelmäßiger Conſtruktion bedarf überhaupt ein ſehr kurzes Theilſtück der Sage, ſo daß die zu Grunde liegende Begebenheit häufig in demſelben kurzen Zeitraum weniger Stunden geſchehen ſein könnte, welchen die Darſtellung in Anſpruch nimmt. Wenn Sophokles vermied, die Scene zu wechſeln, wie z. B. Aeſchylos in den Eumeniden that, ſo hatte er noch eine beſondere Urſache. Wir wiſſen, daß er auf Theatermalerei hielt, er hatte eine kunſtvollere Decoration des Hintergrundes eingeführt, und er bedurfte an ſeinem Theatertage für die vier Stücke zuverläſſig vier große Decorationen, welche bei den coloſſalen Verhältniſſen der Scene an der Akropolis ohnedies eine bedeutende Ausgabe veranlaßten. Ein Wechſeln des ganzen Hintergrundes während der Aufführung war deshalb gar nicht ſtatthaft, und das bloße Umſtellen der Periacte blieb für das Herz eines antiken Regiſſeurs eben ſo unvollkommene Einrichtung wie bei uns ein Wechſel der Seitencouliſſen ohne Veränderung des Hintergrunds wäre. — Weniger bekannt dürfte ſein, daß grade Shakeſpeare, der mit Ort und Zeit ſo frei umgeht, weil die feſte Architektur ſeiner Bühne ihm erſparte oder leicht machte, den Wechſel ſceniſch anzudeuten, doch ſeine Stücke auf einem Theater darſtellte, welches der directe Nachkomme des attiſchen Proſceniums war. Dies Proſcenium hatte ſich allmälig durch kleine Aenderungen in das römiſche Theater, den Myſterienbau des Mittelalters und das Gerüſt des Hans Sachs umgeformt. Dagegen hat dieſelbe claſſiſche Periode des franzöſiſchen Theaters, welche ſo pedantiſch die griechiſchen Traditionen wieder zu beleben verſuchte, uns den tiefen Guckkaſtenbau unſerer Bühne, der aus den Bedürfniſſen des Balletes und der Oper entſtanden war, hinterlaſſen.

ſich in dieſe ſelbſt hineinziehen. Wenn z. B. in Kabale und Liebe ein beſtehendes Liebesverhältniß zu Grunde liegt, ſo muß dem Hörer ſogleich ein charakteriſtiſcher Einblick in dieſe Beziehung der beiden Hauptperſonen und in das Familienleben gewährt werden, aus welchem ſich das Trauerſpiel entwickeln ſoll. Vollends bei hiſtoriſchem Stoff, der aus dem ungeheuren und unendlichen Zuſammenhange der Weltereigniſſe herausgehoben wird, iſt die Darlegung ſeiner Vorausſetzungen keine leichte Sache und der Dichter hat ſehr darauf zu achten, daß er dieſelben ſo viel als möglich vereinfache.

Von dieſer unentbehrlichen Einleitung muß ſich aber der Anfang der bewegten Handlung kräftig abheben, wie eine beginnende Melodie von einleitenden Accorden. Dies erſte Moment der Bewegung — das aufregende Moment — iſt von großer Wichtigkeit für die Wirkung des Dramas; es wird weiter unten davon die Rede ſein.

Ebenſo muß das Ende der Handlung als allgemein verſtändliches Reſultat des Geſammtverlaufs erſcheinen, grade hier muß die innere Nothwendigkeit lebhaft empfunden werden; der Ausgang aber muß die vollſtändige Beendigung des Kampfes und der aufgeregten Conflikte darſtellen.

Innerhalb dieſer Grenzen ſoll ſich die Handlung in einheitlichem Zuſammenhange fortbewegen. Dieſer innere Zuſammenhang wird im Drama dadurch hervorgebracht, daß jedes Folgende aus dem Vorhergehenden abgeleitet wird als Wirkung einer dargeſtellten Urſache. Mag das Veranlaſſende nun der logiſche Zwang der Begebenheiten ſein, und das neu Eintretende als wahrſcheinliches und allgemein verſtändliches Reſultat früherer Aktionen begriffen werden; oder mag das Bewirkende eine allgemein verſtändliche Eigenthümlichkeit des bereits explicirten Charakters ſein. Auch wenn unvermeidlich iſt, daß im Verlauf neue Ereigniſſe hinzutreten, ſogar ſolche, welche dem Hörer unerwartet und überraſchend kommen, müſſen dieſe unmerklich, aber

vollständig durch Vorhergegangenes erklärt sein. Dies Begründen der Ereignisse im Drama heißt Motiviren. Durch die Motive werden die Einzelheiten der Handlung zu einem organischen Ganzen verbunden. Das Zusammenfesseln der Ereignisse durch das freie Schaffen einer causalen Verbindung ist die unterscheidende Eigenthümlichkeit dieser Kunstgattung, durch dies Zusammenfesseln wird das dramatische Idealisiren des Stoffes bewirkt.

Als Beispiel diene die Umwandlung einer Erzählung in eine dramatische Handlung. Die Erzählung berichtet Folgendes: Zu Verona lebten zwei edle Familien in alter Feindschaft und Fehde. Da will der Zufall, daß einst der Sohn des einen Geschlechtes mit seinen Begleitern den übermüthigen Streich ausführt, verkleidet in ein Maskenfest einzudringen, das der Chef des andern Geschlechtes veranstaltet. Auf diesem Maskenfest sieht der Eindringling die Tochter seines Feindes, in beiden entsteht eine rücksichtslose Leidenschaft, sie beschließen heimliche Vermählung und werden von dem Beichtvater des Mädchens getraut. Da will wieder der Zufall, daß der Neuvermählte mit einem Vetter seiner Braut in Streit geräth und weil er diesen im Zweikampf getödtet hat, von dem Fürsten des Landes bei Todesstrafe verbannt wird. Unterdeß hat ein vornehmer Freier bei den Eltern der Neuvermählten um sie angehalten, der Vater achtet nicht das verzweifelte Flehen der Tochter und setzt den Tag der Vermählung fest. Die junge Frau erhält in dieser schrecklichen Lage von ihrem Beichtvater einen Schlaftrunk, der ihr den Schein des Todes geben soll, der Beichtvater unternimmt sie heimlich aus dem Sarge zu lösen und ihren entfernten Gatten von dem Sachverhältniß zu unterrichten. Aber wieder bewirkt ein unglücklicher Zufall, daß der Gatte in der Fremde, bevor ihn der Bote des Vaters trifft, die Nachricht erhält, daß seine Geliebte gestorben sei. Er eilt heimlich in die Vaterstadt zurück und dringt bei Nacht in ihr Grabgewölbe, unglücklicher Weise

trifft er dort mit dem von den Eltern bestimmten Bräutigam zusammen, er tötet ihn und trinkt an dem Sarge der Geliebten Gift. Die Geliebte erwacht, sieht den sterbenden Gemahl und ersticht sich mit seinem Dolche *).

Diese Erzählung ist einfacher Bericht über ein auffallendes Ereigniß. Daß Alles so gekommen, wird gesagt, wie und warum es so gekommen, kümmert nicht. Die Reihenfolge der berichteten Ereignisse hat sehr lose Verbindung, Zufall, Laune des Schicksals, ein unberechenbares Zusammentreffen unglücklicher Momente veranlaßt Verlauf und Katastrophe. Ja, grade das auffällige Spiel des Zufalls ist das Interessante. Ein solcher Stoff scheint vorzüglich ungünstig für das Drama. Und doch hat ein großer Dichter eines seiner schönsten Drämen daraus geschaffen.

Die Thatsachen sind sämmtlich unverändert geblieben, nur ihre Verbindung ist eine andere geworden. Denn die Aufgabe des Dichters war nicht, uns die Thatsachen selbst auf der Bühne vorzuführen, sondern dieselben aus dem Empfinden, Begehren, Handeln seiner Personen herzuleiten, zu erklären, glaublich und vernunftgemäß zu entwickeln. Er hatte im Anfang die Voraussetzungen der Handlung darzulegen: die Händel in einer italienischen Stadt zur Zeit, wo Schwerter getragen wurden und die Raufluft schnell mit der Hand an die Waffen griff, die Führer beider Parteien, die regierende Macht, welche mit Mühe die Unruhigen im Zaum hält. Dann den Entschluß des Capulet ein Gastmahl zu geben. Darauf mußte die Darstellung des Einfalls kommen, welcher Romeo und seine Begleiter in das Haus des Capulet treibt. Dies erregende Moment, der Anfang der Handlung durfte aber nicht als ein Zufall auftreten, es mußte aus den Charakteren erklärt werden. Daher war

*) Wie die alte Novelle lautete und was Shakespeare an ihr änderte, ist hier unwesentlich.

nöthig vorher die Genossenschaft des Romeo einzuführen, übermüthig, frisch, in ungebändigter Jugendkraft mit dem Leben spielend. Diesem Bedürfniß zu motiviren verdankt auch Mercutio sein Dasein. Im Contrast zu den tollen Genossen wurde der schwermüthige Held Romeo geformt, dessen Wesen schon vor seinem Eintritt in die bewegte Handlung die liebesuchende Leidenschaftlichkeit auszudrücken hat. Daher die Träumerei um Rosalinde. Darauf galt es die entstehende Zuneigung der Liebenden glaublich zu machen. Dafür die Masken- und die Balkonscene. Aller Zauber der Poesie ist hier höchst zweckvoll verwendet, um als begreiflich und selbstverständlich zu zeigen, daß die süße Leidenschaft beiden Liebenden fortan das Leben bestimmt.

Die Nebenfigur, welche von da in das Stück eintrat, sollte durch ihren Charakter die Verwickelung und den traurigen Ausgang motiviren helfen. Für die Erzählung war die Thatsache genügend, daß ein Priester traute und die unglückliche Intrigue leitete, es haben sich immer solche Leute gefunden. Sobald er aber selbst auftrat und in die Handlung hineinsprach, mußte er eine Persönlichkeit erhalten, welche alles Folgende erklärte, er mußte gutherzig und theilnehmend sein, und durch sein Herz so großes Vertrauen verdienen, er mußte unpraktisch und zu stillen Intriguen geneigt sein, wie nicht selten die besseren Priester der italienischen Kirche sind, um später für sein Beichtkind das verwegene Spiel mit dem Tode zu wagen. So entstand Lorenze.

Nach der Vermählung fiel in die Erzählung der unglückliche Zufall mit Tybalt. Hier hatte der dramatische Dichter besondere Veranlassung dem plötzlich Eintretenden das Zufällige zu nehmen. Ihm konnte nicht genügen, den Tybalt als hitzköpfigen Raufer einzuführen, er mußte, ohne daß der Zuschauer davon ahnte, schon im Vorhergehenden den besonderen Haß gegen Romeo und seine Genossen begründen. Daher die kleine Zwischenscene beim Maskenfest, in welcher Tybalt's Zorn über

das Eindringen des Romeo aufbrennt. Und in der Scene selbst hatte der Dichter die stärksten Motive aufzuspannen, um Romeo zum Zweikampf zu zwingen. Deshalb mußte vorher Mercutio fallen. Auch deshalb um das Gewicht dieser tragischen Scene zu steigern und den Zorn des Fürsten zu erklären.

Romeo sofort in die Verbannung zu senden, wie die Erzählung thut, war dem Drama unmöglich. Ihm war zwingende Nothwendigkeit der aufgeregten Leidenschaft ihre höchste Steigerung zu geben, dem Zuschauer die Untrennbarkeit der beiden Liebenden zu beweisen. Wie das dem Dichter gelungen, weiß jeder. Die Scene der Brautnacht ist der höchste Punkt der Handlung und auch durch die poetische Ausführung, die uns hier nicht kümmert, in höchster Schönheit herausgehoben. Aber auch aus anderen Gründen war diese Scene nothwendig. Der Charakter Julia's macht eine Steigerung in das Edle nöthig, daß das liebevolle Mädchen auch großartiger Bewegungen, der kräftigsten Leidenschaft fähig ist, das muß gelehrt werden, damit man ihren spätern verzweifelten Entschluß ihrem Wesen angemessen finde. Der wundervolle Kampf in ihr um Tybalt's Tod und Romeo's Verbannung muß der Brautnacht vorausgehen, um der bräutlichen Sehnsucht die schön pathetische Zugabe zu ertheilen, welche die Theilnahme an der immerhin delikaten Scene steigert. Aber auch die Möglichkeit dieser Scene mußte erklärt werden, die kleinen Hilfsmotive derselben, Pater Lorenzo und die Amme als Vermittler sind wieder bedeutsam. Der Charakter der Amme, eine der unübertrefflichen Erfindungen Shakespeare's, ist ebenfalls nicht zufällig so gebildet, grade wie sie ist, paßt sie als Helferin und macht sie die innere Trennung Julia's von ihr und die Katastrophe erklärlich.

Unmittelbar nach der Brautnacht kommt an Julia der Befehl, sich dem Paris zu vermählen. Daß die schöne Tochter des reichen Capulet einen vornehmen Freier findet, und daß der Vater — dessen rauhe Hitze schon vorher genügend motivirt ist,

— dabei harten Zwang ausübt, würde auch ohne weitere Vorbereitung als wahrscheinlich und selbstverständlich vom Hörer zugegeben werden. Aber dem Dramatiker lag sehr daran, dies wichtige Ereigniß schon vorher zu begründen. Schon vor der Brautnacht läßt er den Paris das Versprechen des Vaters erhalten, auch diesen dunkeln Schatten wollte er noch über die große Liebesscene werfen, und er wollte das einbrechende Verhängniß recht deutlich und gemeinverständlich erklären.

Jetzt ist das Schicksal der Liebenden in die schwachen Hände des Pater Lorenzo gegeben. Bis dahin hat das Drama sorgfältig jedes Eindringen eines Zufalls ausgeschlossen, bis auf die kleinste Nebensache ist alles aus Personen und Situationen erklärt. Jetzt lastet bereits ein ungeheures Geschick auf zwei Unglücklichen: vergossenes Blut, tödtliche Familienfeindschaft, die heimliche Ehe, die Verbannung, die neue Brautwerbung; das Alles drängt in der Empfindung den Hörer mit einem gewissen Zwange abwärts. Das Einführen kleiner erklärender Motive ist nicht mehr wirksam und nicht mehr nöthig. So darf jetzt die Intrigue des kopflosen und unpraktischen Paters durch einen Zufall scheitern. Denn die Empfindung, daß es verzweifelt und höchst vermessen war, eine Lebende den unberechenbaren Zufällen eines Schlaftrunks und Begrabens auszusetzen, ist so lebendig im Hörer geworden, daß derselbe jetzt bereits einen unglücklichen Zufall als das Wahrscheinliche betrachtet.

So wird die Katastrophe eingeleitet und begründet. Aber damit dem Hörer die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang völlig schwinde, und damit die innere Nothwendigkeit des Unterganges noch im letzten Augenblick die Bedeutung der unvermeidlichen Zufälle in der Totengruft überwachse, muß Romeo noch vor der Gruft den Paris erschlagen.

Der Tod dieses fremden Mannes ist das letzte Motiv für den traurigen Ausgang der Liebenden. Selbst wenn Julia jetzt im günstigen Augenblick erwachte, der Pfad der Liebenden ist so

mit Blut überfließen, daß ihnen ein Glück und Leben sehr unwahrscheinlich geworden ist.

Es war hier nur die Aufgabe an wenigen Hauptsachen den Gegensatz zwischen innerer dramatischer Verbindung und epischem Bericht zu zeigen. Das Stück enthält noch eine Fülle anderer Motive und ist bis ins Kleinste hinab zweckvoll gefügt und durch feste Klammern verbunden.

Die innere Einheit einer dramatischen Handlung wird aber nicht dadurch hervorgebracht, daß irgend eine Reihenfolge von Begebenheiten als Thaten und Leiden desselben Helden erscheint. Nie ist gegen ein großes Grundgesetz des dramatischen Schaffens öfter gefehlt worden als gegen dieses, auch von großen Dichtern. Und immer hat diese Mißachtung die Wirkungen auch genialer Kraft beeinträchtigt. Schon die Bühne der Athener litt darunter und schon Aristoteles suchte diesem Unrecht entgegen zu treten, indem er in seiner festen Weise aussprach: „die Handlung ist das Erste und Wichtigste, die Charaktere erst das Zweite" — und: „die Handlung wird nicht dadurch einig, daß sie um Einen geht." — Vollends wir Modernen, welche am häufigsten durch das Reizvolle historischer Stoffe angezogen werden, haben dringende Veranlassung, an dem Satze festzuhalten, daß die Personalunion allein nicht genüge, die Begebenheiten in eine Einheit zu schließen.

Noch immer geschieht es, daß ein Dichter unternimmt, das Leben eines heldenhaften Fürsten vorzuführen, wie dieser sich mit seinen Vasallen entzweit, mit seinen Nachbarn und der Kirche herumschlägt und versöhnt, zuletzt in einem solchen Kampfe untergeht; der Dichter disponirt die Hauptmomente des historischen Lebens in die fünf Akte und drei Stunden eines Bühnendramas, setzt in Reden und Gegenreden politische Interessen und Parteistandpunkte auseinander, flicht wohl oder übel eine Liebesepisode ein, und meint das geschichtliche Bild in ein poetisches verwandelt zu haben. Er ist zuverlässig nur ein mattherziger

Verderber der Geſchichte, kein Prieſter ſeiner ſtolzen Göttin. Was er geſchaffen, iſt nicht Geſchichte, nicht Drama. Denn er hat allerdings einigen Forderungen ſeiner Kunſt nachgegeben, er hat wichtige Ereigniſſe weggelaſſen, die ihm nicht paßten, hat den Charakter des Helden ſich einfach und kunſtgemäß zugerichtet, iſt mit kleiner und großer Zuthat nicht ſparſam geweſen, hat auch dem komplicirten Zuſammenhang der hiſtoriſchen Begebenheiten hier und da einen erfundenen untergeſchoben. Aber er hat durch alles dies eine Totalwirkung erreicht, welche in gutem Falle ein ſchwacher Abglanz jener erhabenen Wirkung iſt, die das Leben des Helden bei guter Darſtellung durch den Hiſtoriker hervorgebracht hätte. Und ſein Irrthum war, daß er die hiſtoriſche Idee an die Stelle der dramatiſchen geſetzt hat.

Aber auch der Dichter, welcher würdiger von ſeiner Kunſt denkt, iſt vor geſchichtlichen Stoffen in der Gefahr, eine falſche Einheit zu ſuchen. Der Hiſtoriker hat ihn belehrt, daß die wechſelnden Ereigniſſe des geſchichtlichen Lebens oft durch Charaktereigenthümlichkeiten erklärt werden, welche Erfolge ſichern, ein Verhängniß heraufbeſchwören. Gewaltig und höchſt imponirend iſt die Wirkung, welche der innere Zuſammenhang eines geſchichtlichen Lebens hervorbringt. Durch ſolche Gewalt des Wirklichen beſtimmt ſucht der Dichter den innern Zuſammenhang der Begebenheiten in dem charakteriſtiſchen Grundzuge des Heldenlebens zuſammenzufaſſen. Der Charakter des Helden wird ihm das letzte Motiv zur Begründung der verſchiedenen Wechſelfälle einer thatenreichen Exiſtenz. Ein deutſcher Fürſt z. B., der bei großer Kraft und hochſinnigem Weſen durch jähe Heftigkeit in Kämpfe und Niederlagen getrieben wird, der in herzfreſſenden Demüthigungen, in der tiefſten Erniedrigung ſein beſſeres Selbſt wiederfindet, ſich maßvoll erhebt, ſeinen hochfahrenden Stolz bändigt u. ſ. w., ein ſolcher Charakter mag an ſich alle Eigenſchaften eines dramatiſchen Helden haben, das allgemein Verſtändliche, Bedeutſame bringt vielleicht aus dem

Zufälligen ſeiner irdiſchen Exiſtenz imponirend hervor, auch das Geſchick ſeines Lebens zeigt ein das menſchliche Gemüth ergreifendes Verhältniß von Schuld und Strafe, er erſcheint in der That als der hämmernde Schmied ſeines Glücks und Unglücks, Kern und Inhalt ſeines wirklichen Lebens mag einer poetiſchen Idee ſehr ähnlich ſein. Aber grade vor ſolcher Aehnlichkeit ſoll der Dichter mißtrauiſch anhalten. Er hat ſich zunächſt zu fragen, ob er denn Gewaltigeres und Wirkſameres durch ſeine Kunſt geben könne, als die Geſchichte ſelbſt bietet. Ja, ob er überhaupt in der Lage ſei, durch die Mittel ſeiner Kunſt auch nur einen Theil der Effekte herauszubilden, welche er in dem hiſtoriſchen Stoff vorausfühlend bewundert. Allerdings, er vermag den Charakter ſeines Helden zu vertiefen. Was in der Seele Heinrichs IV. arbeitete, als er nach Canoſſa zog und im Büßerhemd an der Schloßmauer ſtand, iſt Geheimniß des Dichters, der Hiſtoriker weiß darüber wenig zu erzählen. Und auf ſolche Momente eines wirklichen Lebens hat der Dichter ein unveräußerliches Recht. Aber Weſen und Wandlungen des hiſtoriſchen Helden vollziehen ſich nicht vorzugsweiſe in Momenten der perſönlichen Iſolirung, und was den Dichter gelockt hat, war gerade ein heldenhaftes Weſen, deſſen originelles Gefüge an verſchiedenen Ereigniſſen ſich darſtellte. Nun ſind dieſe Ereigniſſe, welche der Hiſtoriker berichtet, ſehr zahlreich. Der Dichter wird ſich auf wenige der wichtigſten beſchränken müſſen. Er wird dieſe wenigen umformen müſſen, um die Bedeutung hineinzulegen, die in Wirklichkeit der Zug des ganzen Lebens hat. Mit Erſtaunen wird er ſehen, wie ſchwer das iſt, und wie ſein Held ſelbſt dadurch kleiner und ſchwächer wird, daß ſeine hiſtoriſche Idee ſich an ſo Wenigem vollendet. Aber auch in der Darſtellung dieſer ausgewählten Ereigniſſe iſt der Dichter wieder unendlich ärmer als der Geſchichtſchreiber. Für jedes ſeiner Momente braucht er eine erklärende Einleitung, er muß die Hannos und Ottos, die Rudolfe und Heinriche dem Publikum

vorſtellen, er muß ihre Angelegenheiten bis zu gewiſſem Grade intereſſant machen, er wird zwei, dreimal im Stück anſpannen und abwickeln, die Perſonen drängen und decken einander auf dem engen Raum, die aufſchießende Theilnahme der Hörer wird immer wieder geknickt. Er wird mit Erſtaunen die Erfahrung machen, daß Spannung des Hörers überhaupt nicht durch die Charaktere hervorgebracht wird, wie intereſſant dieſe ſein mögen, ſondern nur durch das Gefüge der Handlung. Und er wird im beſten Fall nichts weiter erreichen, als eine und die andere groß ausgeführte Scene mit ächtem dramatiſchen Leben, welche einzeln ſteht in einer Oede von ſkizzenhaften kurzen Andeutungen, verſtümmelter Hiſtorie, ſchwungloſer Erfindung. Das iſt die gewöhnliche Phyſiognomie moderner hiſtoriſcher Dramen.

Und wahrſcheinlich iſt der Dichter bei ſolcher Arbeit über zahlreiche ſchöne Stoffe, die in dem hiſtoriſchen Material lagen, hinweggefahren, ohne ſie zu ſehen. Ein ganzes politiſches Menſchenleben zu idealiſiren iſt eine rieſige Arbeit. Auch cykliſche Dramen, Trilogie, Tetralogie mögen in den meiſten Fällen dafür ſchwerlich genügen. Ein einziges hiſtoriſches Moment vermag dem Dichter überreichen Steff zu geben. Denn wie der Glaube da beginnt, wo das Wiſſen endet, ſo fängt die Poeſie da an, wo die Geſchichte aufhört. Was die Geſchichte zu melden weiß, darf dem Dichter nichts ſein als der Rahmen, in welchen er ſeine glänzenden Farben, die geheimſten Offenbarungen der Menſchennatur hineinmalt, wie ſoll ihm dafür Raum und innere Freiheit bleiben, wenn er ſich mit Explication einer Folge von hiſtoriſchen Ereigniſſen zerarbeitet? Schiller hat in ſeinen beiden größten hiſtoriſchen Stücken nur die geſchichtliche Kataſtrophe, die letzten Scenen eines wirklichen Menſchenlebens verwerthet und er hat für ein ſo kleines hiſtoriſches Segment im Wallenſtein drei Dramen gebraucht. Möge man dies Beiſpiel beherzigen. Es iſt wahr, Götz von Berlichingen wird immer für ein ſehr liebenswerthes Gedicht gehalten werden, weil

die Reiteranekdoten, welche mit knappen kurzen Strichen vortrefflich dargestellt sind, den Leser fesseln, aber ein auf der Bühne wirksames Drama ist das Stück nicht, ebensowenig Egmont, obgleich die üble Handlung desselben und die mangelhafte Charakterzeichnung des Helden durch die größere Ausführung eines bewegten Frauencharakters einigermaßen gut gemacht sind.

Den Deutschen ist die kunstlose Behandlung historischer Stoffe durch die epischen Traditionen unserer alten Bühne, vor Allem durch Shakespeare nahe gelegt worden. Seine historischen Dramen aus der englischen Geschichte, deren Bau wir, Richard III. ausgenommen, nicht nachahmen sollen, hatten doch eine weit andere Berechtigung. Damals gab es noch keine Geschichtschreibung, wie wir dieselbe fassen, und als er die einfachen Berichte seiner historischen Quellen zu künstlerischer Gestaltung benutzte, da arbeitete er noch aus dem Vollen und schloß seinem Volke in einer Anzahl von meisterhaften Charakterbildern ihre nächste Vergangenheit auf. Er selbst aber hat für seine Bühne den großen Fortschritt zu einer geschlossenen Handlung durchgemacht, und grade ihm verdanken wir, seit er an die italienischen Novellenstoffe kam, das Verständniß, wie unersetzlich die edeln Wirkungen sind, welche eine einheitlich organisirte Handlung hervorbringt. Seine Römerdramen sind, wenn man einige Gewohnheiten seiner Bühne und etwa den dritten Akt von Antonius und Cleopatra abrechnet, Muster eines festen Baues. Wir thun nicht gut nachzuahmen, was er überwunden hat.

Aber unleugbar ist im modernen Drama die Stellung des Charakters eine andere, als auf der Bühne des Alterthums. Und wie dem Germanen der erste Anreiz zum Schaffen häufig durch Charakterzüge eines historischen Helden kommt, wie die Zeichnung der Charaktere und ihre Darstellung durch unsre Schauspieler mehr Detail und feinere Ausführung erhalten hat, als bei der griechischen Maskentragödie möglich war, so wird auch der Charakter der Helden stärkere Einwirkung auf die Construk-

tion der Handlung ausüben. Aber nur dadurch, daß wir mit größerer Freiheit die innerlich zusammenhängende einheitliche Handlung durch Charaktereigenthümlichkeiten der Helden erklären dürfen. Fremd war solche Motivirung auch den Hellenen nicht. Schon in einem der ältesten Stücke des Aeschylos, in den Hiketiden, ist der schwankende Charakter des Königs von Argos so stark hervorgehoben, daß man deutlich erkennt, wie der Dichter in dem verlorenen folgenden Stück die Auslieferung der schutzflehenden Danaiden darauf gegründet hat. Und Sophokles ist grade darin Meister, einen Grundzug seiner Charaktere als bewegendes Motiv vorzustellen, so bei Antigone, Aias, Odysseus. Ja Euripides ist sogar darin den Germanen noch ähnlicher als Sophokles, daß er auch Besonderheiten der Charaktere mit Behagen hervorhebt. Im Ganzen aber war der epische Zwang der Fabel noch weit mächtiger als bei uns, die Personen, wie sie das Drama brauchte, wurden nach den Bedürfnissen einer bereits fertigen Textur der Begebenheiten geformt, so Agamemnon, Klytämnestra, Orestes. Das war dem Griechen ein Vortheil, uns würde es als Beschränkung erscheinen. Bei uns wird der Dichter nicht selten in die Lage kommen, daß sein Held sich eine Handlung sucht, wie ein Licht strahlender Mittelpunkt, der Allem, was an ihn herangezogen wird, Beleuchtung giebt. Wir werden Tieferes und Geheimeres aus seinem Wesen erklären können. Aber wie sehr wir die Handlung nach seinen Bedürfnissen organisiren, sie wird immer nur aus Einzelnheiten zusammengefügt sein dürfen, welche einer und derselben Begebenheit angehören, die vom Anfang bis zum Ende des Stückes reicht.

Unter den Griechen ist, wie erwähnt, Sophokles Meister in Handhabung dieser dramatischen Einheit, der gewissenloseste aller Dichter dagegen Euripides. Wie Shakespeare in seinen ernsten Stücken sich und uns allmälig, gegenüber der Bühne des sechszehnten Jahrhunderts, dies Gesetz aufschloß, ist gesagt. Von

den Deutſchen hält Leſſing die Einheit ſehr feſt, auch Goethe in der kurzen Handlung des Clavigo und in den ſpätern Dramen, bei welchen er an die Bühne gedacht hat, in Taſſo und Iphigenie. Schiller hat von Kabale und Liebe an dies Geſetz treu beobachtet, iſt es ein Zufall, daß er es in ſeinen letzten Dramen, im Tell und Demetrius, ſoweit man über dieſen aus dem Chaos der erhaltenen Notizen urtheilen darf, vernachläſſigt? Wo er einmal an die Grenze des Erlaubten kam, geſchah es nur wegen ſeiner Freude an Epiſoden und an Doppelhelden, wie in Carlos, Maria Stuart, Wallenſtein.

Von den Stoffen machen die aus der epiſchen Sage genommenen nicht ſchwer, die Einheit der Handlung feſt zu halten, aber ihre Handlung verträgt ungern dramatiſche Ausarbeitung der Charaktere. Die Novellenſtoffe bewahren gut die Einheit der Handlung, aber die Charaktere werden leicht durch die verflochtene Handlung zu unfrei umhergeworfen oder durch Situationsſchilderungen in der Bewegung gehemmt. Die hiſtoriſchen Stoffe bieten für Charakterzeichnung die ſchönſten und größten Probleme, aber es iſt ſehr ſchwer, aus ihnen eine gute Handlung zuſammenzufügen.

Leicht erweitert ſich das Intereſſe an dem Gegenſpiel ſo ſehr, daß auch die Gegenſpieler mit reichlichem charakteriſtiſchem Detail, mit theilnahmvoller Darlegung ihrer Tendenz und Kampfſtimmung und mit einem beſonderen Schickſal verſehen werden. Dadurch zunächſt entſteht für das Drama eine Doppelhandlung. Oder die Handlung des Stückes mag ſo beſchaffen ſein, daß zu ihrer Beleuchtung und Ergänzung eine Nebenhandlung wünſchenswerth wird, welche durch Darſtellung paralleler oder contraſtirender Verhältniſſe die Hauptperſonen und ihr Thun und Leiden ſtärker abhebt. Verſchiedene Einſeitigkeiten des Stoffes können derartige Ergänzung wünſchenswerth machen. Ein Drama ſoll nicht den ganzen großen Kreis rührender und erſchütternder Stimmungen durchlaufen, und es ſoll von

ſeiner ernſten Grundfarbe aus nicht alle möglichen andern Farbentöne ſpiegeln; aber eine Abwechſelung in den Stimmungen und beſcheidene Farbencontraſte ſind einem Drama ebenſo nöthig, wie einem figurenreichen Gemälde neben den Hauptlinien und Gruppen ein contraſtirender Schwung in den Nebenlinien, gegenüber der Hauptfarbe Verwendung der abhängigen Ergänzungsfarben. Ein vorzugsweiſe finſterer Stoff macht die Einfügung hellerer Nebengeſtalten nöthig. Zu den trotzigen Charakteren der [redacted] und des Kreon ſind die milderen Gegenbilder Ismene und Hämon erfunden, durch das Eintreten der Tekmeſſa erhält die Verzweiflung des Aias eine rührende Nebenfarbe, deren zauberiſchen Reiz wir noch heut empfinden. Der düſtere pathetiſche Othello heiſcht ein Gegenſpiel, in welchem etwas von der ſouverainen Freiheit des Humors ſichtbar wird. Die finſtere Geſtalt Wallenſteins und ſeiner Intriganten fordert gebieteriſch die Einfügung des glänzenden Max.

Wenn aus ſolchen Bedürfniſſen ſchon die Griechen ihre Dramen in einfache und in ſolche mit Doppelhandlung theilten, ſo haben die modernen Stücke viele Erweiterung des Gegen- oder Nebenſpiels zu einer Nebenhandlung noch weniger vermieden. Ihre Einflechtung in die Haupthandlung geſchah allerdings zuweilen auf Koſten der Geſammtwirkung. Die Germanen namentlich, welche immer geneigt ſein werden, während der Arbeit auch die Bedeutung der Nebenperſonen mit herzlicher Wärme zu faſſen, mögen ſich vor einer zu weiten Ausdehnung der Nebenhandlung hüten. Schon Shakeſpeare hat ſich einigemal dadurch die Wirkung des Dramas beeinträchtigt, am auffälligſten im Lear, in welchem die ganze Parallelhandlung des Hauſes Gloſter nur loſe mit der Haupthandlung verbunden, und ohne beſondere Liebe behandelt, den Fortſchritt aufhält, ohne Noth herber macht. Daß dem Dichter in den beiden Dramen Heinrich IV. die Epiſoden zu einer Nebenhandlung heraufwuchſen, deren unſterblicher Humor weit die ernſten Wirkungen des Stückes überglänzt, macht

dieſe Dramen allerdings zu Lieblingen des Leſers. Daß aber die Totalwirkung auf der Bühne trotz dieſes Zaubers nicht die entſprechende Gewalt hat, ſoll jeder Bewunderer Falſtaffs zugeben. Nebenbei ſei bemerkt, daß in den Komödien Shakeſpeare's die Doppelhandlung zum Weſen gehört, er ſuchte dadurch ſeinen Clowns das Epiſodiſche zu nehmen, daß er ſie mit einer ernſtern Handlung verflocht. Die gute Laune, welche aus ihren Scenen ſtrahlt, muß dazu helfen, Härten des Stoffes klug zu verdecken; ſo muß z. B. die Bürgerwache über das peinliche Geſchick der Hero weghelfen. Unter den deutſchen Dichtern war Schiller am meiſten in Gefahr, durch Doppelhandlungen ſich zu ſtören, das zu mächtige Heraufwachſen der Nebenhandlung beruht im Carlos und in der Maria Stuart, wie bemerkt, darauf, daß ſeine Wärme für den Gegenſpieler zu groß wird; im Wallenſtein hat derſelbe Grund allerdings das Stück bis zum Doppeldrama erweitert. Im Tell laufen ſogar drei Handlungen neben einander.*)

Die Handlung hat die Aufgabe, uns den innern Zuſammenhang einer Begebenheit darzuſtellen, wie er den Bedürfniſſen des Verſtandes und Herzens entſpricht; was in dem rohen Stoffe nicht dazu dient, wird der Dichter wegzuwerfen in der Regel verpflichtet ſein. Und es iſt wünſchenswerth, daß er

*) Es iſt ein ſchlechtes Hülfsmittel unſerer Regiſſeure, die ſchwächſte dieſer Gruppen, die Familie Attinghauſen, dadurch unſchädlich zu machen, daß man ſo viel als möglich in ihren Rollen ſtreicht, und außerdem durch ſchwache Schauſpieler noch mehr herabdrückt. Der Schaden wird dadurch nur auffälliger. Entweder führe man das Stück Schiller's ſo auf, daß man die von ihm beabſichtigten Wirkungen möglichſt vollſtändig zur Geltung bringt, in dieſem Fall beſetze man grade die drei öden Rollen, Freiherr, Rudenz, Bertha mit guten Kräften. Unſre Schauſpieler können dem Dichter, der ſo viel für ſie gethan hat, auch einmal ihren Dank zeigen. Oder man behandle den Tell, wie er am leichteſten auf unſrer Bühne wirkt, dann ſtreiche man die drei Rollen ganz, was mit ſehr geringen Aenderungen mög-

lich iſt.

ſtreng an dieſem Grundſatz halte. Aber eine Abweichung davon wird er doch nicht vermeiden. Denn ihm werden nicht ſelten Erfindungen wünſchenswerth, welche die Farbe des Stückes in zweckmäßiger Weiſe verſtärken, den Charakteren tiefern Inhalt verleihen, durch Eintragen einer neuen Farbe oder eines Contraſtes die Geſammtwirkung ſteigern. Dieſe ſchmückenden Zuthaten des Dichters heißen Epiſoden. Sie ſind ſehr verſchiedener Art. Ein charakteriſirendes Moment kann an einer Stelle, wo die Handlung eine kurze Ruhe erträgt, zu einem kleinen Situationsbilde erweitert werden, einem Helden kann Gelegenheit werden, den bedeutungsvollen Grundzug ſeines Weſens an einer Nebenperſon anziehend zu expliciren, eine Nebenrolle des Stückes kann durch reichere Ausführung zu einer intereſſanten Figur erweitert werden. Bei beſcheidener Verwendung, welche nicht Wichtigerem die Zeit wegnimmt, mögen ſie ein Schmuck des Dramas werden. Und als Schmuckſtücke hat ſie der Dichter zu behandeln, durch feine Ausführung, ſaubere Arbeit dafür zu entſchädigen, wenn ſie doch einmal den Fortſchritt verzögern. Die Epiſoden haben nach den Theilen des Dramas, in welchen ſie erſcheinen, verſchiedene Aufgaben. Während ſie im Anfange in die Rollen der Hauptperſonen eintreten, dieſe zu färben und zu charakteriſiren, werden ſie in dem letzten Theil als Erweiterungen derjenigen neuen Rollen geduldet, welche dem Forttreiben der Handlung eine kleine Hülfe gewähren, an jeder Stelle aber ſollen ſie als vortheilhafte Zuthat empfunden werden.

Die Griechen faßten das Wort in etwas weiterer Bedeutung*). Was in den Dramen des Sophokles den Zeitgenoſſen

*) Schon bei den Griechen hat das Wort Epeiſodion eine kleine Geſchichte. Es bezeichnete in der frühſten Zeit des Dramas die Ueberführung aus einem Chorgeſang in den folgenden, alſo ſeit Einführung der Schauſpieler zuerſt die kurzen Reden, Botenſcenen, Dialoge u. ſ. w., welche die Uebergänge und Motive für die neuen Stimmungen des Chors enthielten. Auch nach Erweiterung dieſer recitirenden Theile blieb dem ausgebildeten

Episode hieß, werden wir nicht mehr so nennen. Denn die geniale Kunst dieses großen Meisters besteht unter Anderm darin, daß er die schmückenden Zuthaten sehr innig seiner Handlung verflicht, zumeist um die Charaktere der Hauptheldeu durch Contraste in ein scharfes Licht zu setzen. So ist außer der unten erwähnten Scene der Ismene auch die Chrysothemis in der Elektra nach unserer Empfindung für die Hauptheldin unentbehrlich, und nicht mehr Episode, sondern Theil der Handlung. Auch wo er eine Situation breiter ausmalt, wie im Anfange des Oedipus von Kolonos, entspricht solche Schilderung durchaus den Gewohnheiten unserer Bühnen. Fast ebenso steht Shakespeare zu seinen Episoden, wie überhaupt in den beiden Männern auch sonst noch eine merkwürdige Aehnlichkeit ist. Auch in denjenigen ernsten Dramen Shakespeare's, welche kunstvolleren Bau

Drama das Wort als alte Regiebezeichnung für jeden Theil des Dramas, der zwischen zwei Chorgesängen stand, es entspricht in dieser Bedeutung etwa unserem Akte, genauer unserer ausgeführten Scene. — In der Werkstatt der griechischen Dichter wurde es aber Bezeichnung derjenigen Theile der Handlung, welche der Dichter zur reicheren Gliederung, zur Belebung seines alten Mythenstoffes, in freier Erfindung einfügte, z. B. in der Antigone jene Scene zwischen Antigone, Ismene und Kreon, in welcher die unschuldige Ismene sich für eine Mitschuldige der Schwester erklärt. Auch in dieser Bedeutung mochte das Epeisodion vielleicht den ganzen Raum zwischen zwei Chorgesängen füllen, in der Regel war es kürzer. Seine Stellen waren zumeist in der Steigerung, nur zuweilen in der Umkehr der Handlung, unserem zweiten und vierten Akt. Da es in dieser Bedeutung kleine Stücke der Handlung bezeichnete, welche zwar aus den höchsten Lebensbedürfnissen des Dramas hervorgegangen sein konnten, aber für den Zusammenhang der Begebenheiten nicht unentbehrlich waren, und da seit Euripides die Dichter immer häufiger auf Effectscenen ausgingen, welche mit Idee und Handlung in loserer Verbindung standen, so hing sich an das Wort allmälig die Nebenbedeutung einer unmotivirten und willkürlichen Einschaltung. In der Poetik ist das Wort in jeder der drei Bedeutungen gebraucht. z. B. Cap. XII, 5 ist es der Terminus des Regisseurs, Cap. XVII, 8—10 technischer Ausdruck des Dichters, Cap. X, 3 (der Ausg. von G. Hermann) schielt es in der Nebenbedeutung.

haben, ſind faſt in jedem Akte theils ausgeweitete Scenen, theils ganze Rollen von epiſodiſcher Ausführung, aber es iſt ſoviel Schönes und daneben ſoviel für die Totalwirkung Zweckmäßiges hineingebannt, daß der ſtrengſte Regiſſeur unſerer Bühne, der in der Nothwendigkeit iſt, an den Dramen zu kürzen, grade dieſe Stellen faſt niemals hinwegwiſchen wird. Mercutio mit ſeiner Ree Mab und die Scherze der Amme, die Unterhaltung Hamlet's mit den Schauſpielern und Hofleuten, ſowie die Todtengräberſcene ſind Beiſpiele, wie ſie faſt in allen Stücken wiederkehren. Faſt überreichlich und mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit befeſtigt der große Künſtler ſeine goldenen Zierrathen an alle Theile des Stückes, wer aber daran geht ſie abzulöſen, der findet ſie eiſenfeſt in das Gefüge des Ganzen eingewachſen. Von den Deutſchen hat Leſſing ſeine Epiſoden dem ſorgfältigen Bau der Stücke mit einer ehrbaren Regelmäßigkeit eingefügt, nach eigener Methode, die auf ſeine Nachfolger übergegangen iſt. Seine Epiſoden ſind kleine Charakterrollen. Der Maler und die Gräfin Orſina in Emilia Galotti (die letzte das beſſere Vorbild der Lady Milford), Riccault in Minna von Barnhelm, ja auch der Derwiſch im Nathan wurden Muſter für die deutſchen Epiſoden des achtzehnten Jahrhunderts. Goethe hat ſie in ſeinen regelmäßigen Dramen, Clavigo, Taſſo, Iphigenie nicht verwerthet. Bei Schiller dagegen drängen ſie ſich überreich in jeder Form als Schilderungen, ausgeführte Situationen, als Nebencharaktere in die gefügte Handlung. Häufig ſind auch ſie durch beſondere Schönheit gerechtfertigt, kluge Hülfsmittel für die hohe, langwellige Bewegung. Aber nicht immer. Denn einzelne derſelben könnten wir gern miſſen, den Parricida im Tell, grade weil bei ihm die verſtändige Abſicht ſo auffällig wird, den ſchwarzen Ritter in der Jungfrau, nicht ſelten die ausgeſponnenen Reflexionen und Schilderungen in ſeinen Dialogſcenen.

1.

Wahrscheinlichkeit der Handlung.

2. Die Handlung des ernsten Dramas soll wahrscheinlich sein.

Die poetische Wahrheit wird einem der Wirklichkeit entnommenen Stoff dadurch zu Theil, daß derselbe, dem zufälligen Zusammenhange enthoben, einen allgemeinverständlichen Inhalt und Bedeutung erhält. In der dramatischen Poesie wird dies Umwandeln der Wirklichkeit in poetische Wahrheit dadurch hervorgebracht, daß die Hauptsachen durch eine causale Verbindung zu innerer Einheit verbunden und alle Nebenerfindungen als wahrscheinliche und glaubliche Momente der dargestellten Begebenheit begriffen werden. Aber nicht diese poetische Wahrheit allein ist im Drama nöthig. Der Genießende giebt sich zwar der Erfindung des Dichters willig hin, er läßt sich Voraussetzungen eines Stückes gern gefallen und ist im Ganzen sehr geneigt, dem erfundenen menschlichen Zusammenhang in der Welt des schönen Scheins beizustimmen, aber er vermag doch nicht ganz die Wirklichkeit zu vergessen, er hält an das poetische Gebilde, welches imponirend vor ihm aufsteigt, das Bild der realen Welt, in der er selbst athmet. Er bringt eine gewisse Kenntniß geschichtlicher Verhältnisse, bestimmte ethische und sittliche Forderungen an das Menschenleben, Ahnungen und sicheres Wissen über den Lauf der Welt mit vor die Bühne. Es ist ihm bis zu gewissem

Grade unmöglich auf diesen Inhalt seines eigenen Lebens zu verzichten, zuweilen empfindet er lebhaft, wenn das poetische Bild damit in Widerspruch tritt. Daß Seeschiffe am Ufer von Böhmen landen, daß Karl der Große mit Kanonen schießt, erscheint unsern Zuschauern als eine Unrichtigkeit.

Daß dem Juden Shylock Gnade versprochen wird, wenn er ein Christ werde, verstößt gegen die sittlichen Empfindungen des Zuschauers, und er ist vielleicht nicht geneigt zuzugeben, daß ein gerechter Richter so geurtheilt habe. Daß Thoas, der so gebildet und würdig um die Priesterin Iphigenie wirbt, in seinem Lande Menschenopfer duldet, erscheint als ein innerer Widerspruch zwischen dem ersten Inhalt des Stückes und seinen Voraussetzungen, und vermag vielleicht, wie klug der Dichter dies irrationale Element versteckt, die Wirkung zu beeinträchtigen. Daß König Oedipus zwanzig Jahre regiert, ohne sich um den Tod des Laios zu kümmern, erschien vielleicht schon bei der ersten Aufführung des Stückes den Athenern als eine bedenkliche Voraussetzung.

Nun ist wahrlich, daß dies Bild der Wirklichkeit, welches der Zuschauer gegen das einzelne Drama hält, nicht in jedem Jahrhundert dasselbe bleibt, sondern durch jeden Fortschritt der menschlichen Bildung modificirt wird. Das Verständniß vergangener Zeit, die sittlichen Errungen, die socialen Verhältnisse sind nichts Feststehendes, jeder Zuhörer aber ist ein Kind seiner Zeit, jedem wird sein Erfassen des Gemeingültigen eingeschränkt durch seine Persönlichkeit und die Zeitbildung.

Und ferner ist klar, daß dies Bild von dem Leben der Wirklichkeit in jedem Individuum anders nüancirt ist, und daß der Dichter, wie völlig und reich er die Bildung seines Geschlechtes in das eigene Leben aufgenommen habe, doch tausend verschieden gefärbten Auffassungen der Wirklichkeit gegenübersteht. Wohl, er hat den großen Beruf, seiner Zeit ein Apostel der freiesten und höchsten Kultur zu sein, und ohne daß er sich

lehrhaft geberde, ſeine Hörer zu ſich heraufzuziehen. Aber dem dramatiſchen Dichter ſind dafür heimliche Schranken abgeſteckt, er darf nicht über dieſe Schranken hinausgehen, er darf in vielen Fällen nichts von dem Raume leer laſſen, den ſie einſchließen. Wo ſie ſich unſichtbar erheben, das kann in jedem einzelnen Fall nur durch Takt und ſichere Empfindung geahnt werden.

Die Wirkungen der dramatiſchen Kunſt ſind nämlich geſellige. Wie das Kunſtwerk durch eine Verbindung mehrer Künſte, durch ein Zuſammenarbeiten zahlreicher Gehilfen dargeſtellt wird, ſo iſt auch das Publikum des Dichters eine Körperſchaft aus vielen wechſelnden Individuen zuſammengeſetzt, als Ganzes ein einheitliches Weſen, welches, wie jede menſchliche Gemeinſchaft, die einzelnen Theilnehmer mächtig beeinflußt, eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Empfindens und der Anſchauungen entwickelt, den einen heraufhebt, den andern herabdrückt, Stimmung und Urtheil durch Gemeinſinn modifizirt. Dieſer Gemeinſinn des Publikums äußert ſich fortwährend bei Aufnahme der dramatiſchen Wirkungen, er vermag die Kraft derſelben außerordentlich zu ſteigern, er vermag ſie eben ſo ſehr zu ſchwächen. Schwerlich wird ſich der einzelne Hörer ganz dem Einfluß entziehen, welchen ein theilnahmloſes Haus, eine begeiſterte Menge auf ihn ausüben. Wohl Jeder hat empfunden, wie verſchieden der Eindruck iſt, den daſſelbe Stück bei gleich guter Aufführung auf verſchiedenen Bühnen vor einem anders zuſammengeſetzten Publikum macht. Beſtändig wird auch der Schaffende, vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, durch die Auffaſſung beſtimmt, welche er von Verſtändniß, Geſchmack, den gemüthlichen Bedürfniſſen ſeines Publikums hat. Er weiß, daß er ihm nicht zu viel zumuthen, nicht zu wenig bieten darf. Er wird alſo ſeine Handlung ſo einrichten müſſen, daß ſie einem guten mittleren Durchſchnitt ſeiner Hörer nicht gegen die Vorausſetzungen verſtoße, welche dieſe aus dem wirklichen Leben vor die Bühne bringen, das heißt, er wird ihnen den Zuſammenhang der Be-

gebenheiten, Motive und Umriſſe ſeiner Helden wahrſcheinlich machen müſſen. Gelingt ihm das mit dem Grundgewebe des Stücks, der Handlung und den Hauptlinien der Charaktere, ſo mag er den Hörern im Uebrigen die höchſte Bildung und das feinſte Verſtändniß ſeiner Ausführung zutrauen.

Dieſe Rückſicht muß den Dichter zumeiſt da beſtimmen, wo er in Verſuchung kommt, Fremdartiges und Wunderbares vorzuführen. Das Fremdartige reizvoll zu machen, iſt ſehr wohl möglich. Grade die dramatiſche Kunſt hat die reichſten Mittel, daſſelbe zu erklären, ſeinen auch uns verſtändlichen Inhalt herauszuheben. Aber es iſt dazu ein beſonderer Aufwand von Kraft und Zeit nöthig und häufig wird die Frage berechtigt ſein, ob die erzielte Wirkung die aufgewandte Zeit und die dadurch hervorgebrachte Einſchränkung der Hauptſachen lohne. Namentlich der moderne Dichter, ohne ein feſt begrenztes Gebiet der Stoffe, mitten in einer Kulturperiode, der überreiches Aufnehmen fremder Bilder charakteriſtiſch iſt, kann verleitet werden, ſeinen Stoff aus den Bildungsverhältniſſen einer dunklen Zeit, eines abgelegenen Volkes zu nehmen. Vielleicht iſt ihm gerade das Fremdartige eines ſolchen Stoffes als beſonders lohnend für charakteriſirendes Detail erſchienen. Schon eine genaue Betrachtung der deutſchen Vorzeit oder der antiken Welt bietet zahlreiche originelle dem modernen Leben fremde Zuſtände, in denen ſich ein imponirender und bedeutſamer Inhalt kundgiebt, dem Kulturhiſtoriker von höchſter Wichtigkeit. Für den Dichter wird dergleichen nur ausnahmsweiſe, bei ſehr geſchickter Behandlung, immer als ein Hülfsmittel, welches die Farbe verſtärkt, zu verwenden ſein. Denn nicht aus den Beſonderheiten des Menſchenlebens, ſondern aus dem unſterblichen Inhalt deſſelben, aus dem, was uns mit der alten Zeit gemeinſam iſt, erblühen ihm ſeine Erfolge. Noch mehr wird er vermeiden, ſolche fremde Nationalitäten aufzuführen, welche außerhalb der großen Kulturbewegung des Menſchengeſchlechtes ſtehen. Schon das Un-

gewohnte ihrer Sitte und Erscheinung, ihrer Tracht oder gar ihrer Hautfarbe zerstreut und erregt Nebenverstellungen, welche für ernste Kunstwirkungen ungünstig sind. Denn in roher Weise wird dem Hörer die ideale Welt der Poesie mit einer Schilderung wirklicher Zustände verbunden, welche nur ein Interesse beanspruchen dürfen, weil sie wirklich sind. Aber auch das innere Leben solcher Fremden ist für dramatischen Ausdruck besonders ungeeignet, denn ohne Ausnahme fehlt ihnen in Wirklichkeit die Fähigkeit, innere Gemüthsprozesse, wie sie unsre Kunst nöthig hat, reichlich darzulegen. Und das Hineintragen einer solchen Kultur in ihre Seelen erregt in dem Hörer mit Recht das Gefühl einer Inconvenienz. Wer seine Handlung unter die alten Egypter oder die heutigen Fellahs, zu Japanern oder selbst Hindus verlegen wollte, der würde durch das fremde Volkswesen vielleicht ein ethnographisches Interesse aufregen, aber dieser neugierige Antheil an dem Seltsamen würde das Interesse an dem etwaigen poetischen Inhalt nur beeinträchtigen, und der Poesie selbst bietet das wenig bekannte Nationale nach keiner Richtung dankbare Aufgaben. Es ist kein Zufall, daß nur solche Nationen eine passende Grundlage für das Drama werden, welche in der Entwickelung ihres Gemüthslebens so weit gekommen sind, daß sie selbst ein nationales Kunstdrama hervorbringen konnten, Griechen, Römer, die civilisirten Völker der Neuzeit. Neben ihnen etwa noch solche, deren Volksthum aus andern Gründen mit unsrer oder der antiken Bildung verwachsen ist, wie die Hebräer, Türken und einige Stammgenossen derselben.

Wie weit das Wunderbare für das Drama verwerthet werden dürfe, darf auch uns Deutschen nicht zweifelhaft sein, auf deren Bühne der geistvollste und liebenswürdigste aller Teufel das Bürgerrecht erhalten hat. Die dramatische Poesie ist darin ärmer und reicher als ihre Schwestern, Lyrik und Epos, daß sie nur Menschen darzustellen vermag, und wenn man genauer zusieht, nur gebildete Menschen, diese aber tief und völlig, wie

keine andere Kunst. Sie muß sogar historische Verhältnisse sich dadurch zurichten, daß sie ihnen einen menschlicher Vernunft durchaus begreiflichen Zusammenhang erfindet, wie sollte sie Ueberirdisches verkörpern können?

Gesetzt aber, sie unternähme dergleichen, so vermag sie es nur insofern, als das Fremde bereits durch die Phantasie des Volkes poetisch zugerichtet, mit einer dem Menschen entsprechenden Persönlichkeit versehen, durch charakteristische Züge bis ins Detail hinein verbildlicht ist. In solcher Gestalt lebten in der griechischen Welt die Götter unter ihrem Volke, so schweben noch unter uns die herzlich zugerichteten Bilder vieler Heiligen der christlichen Legende, fast zahllose Schattengestalten aus dem Hausglauben der deutschen Urzeit. Nicht wenige unter diesen Phantasiegebilden haben durch Sage, Poesie, Malerei und durch das Gemüth unseres Volkes, welches sich noch heut gläubig oder mißtrauisch mit ihnen beschäftigt, so reiche Ausbildung erhalten, daß sie auch den Schaffenden wie alte werthe Freunde während seiner Arbeit umgeben. Die Jungfrau Maria, Sanct Peter an der Himmelspforte, mehre Heilige, Erzengel und Engel, nicht zuletzt die ansehnliche Schaar der Teufel leben in unserm Volke traulich gesellt zu weißen Frauen und dem wilden Jäger, zu Elfen, Riesen und Zwergen. Aber wie lockend die Farben schimmern, welche sie in ihrem Dämmerlicht tragen, vor der scharfen Beleuchtung der tragischen Bühne verflüchtigen sie sich doch in wesenlose Schatten. Denn es ist wahr, sie haben durch das Volk einen Antheil an menschlicher Empfindung und den Bedingungen irdischen Lebens erhalten. Aber dieser Antheil ist nur epischer Art; grade die dramatischen Gemüthsprozesse fehlen ihnen ganz. Das deutsche Volk läßt in einigen der schönsten Sagen die kleinen Geister beklagen, daß sie nicht selig werden können, d. h. daß sie keine menschliche Seele haben. Derselbe Unterschied, den schon im Mittelalter das Volk ahnte, hält sie der modernen Bühne in noch ganz anderer Weise fern, die inne-

ren Kämpfe fehlen ihnen, die Freiheit zu prüfen und zu wählen, sie stehn außerhalb Sitte, Gesetz, Recht. Weder völliger Mangel, noch absolute Reinheit, noch absolute Schlechtigkeit sind darstellbar, weil sie jede innere Bewegung ausschließen. Auch die Griechen empfanden das. Wenn die Götter auf der Bühne mehr vorstellen sollten, als von der Maschine herab einen Befehl aussprechen, so mußten sie entweder ganz Menschen werden mit allem Schmerz und Zorn, wie Prometheus, oder sie sanken unter den Adel der Menschennatur hinab, ohne daß der Dichter es verhindern konnte, zu starren Abstraktionen in Liebe und Haß, wie Athene im Prolog des Aias.

Wenn dies vom ernsten Drama gilt, so steht ihre Sache doch in der Komödie weit besser. Und die jetzt abgelebten Zauberpossen geben nur eine sehr blasse Vorstellung von dem, was unsere Geisterwelt bei launiger und humoristischer Darstellung einem Dichter sein könnte. Wenn die Deutschen erst für eine politische Komödie reif sein werden, dann wird man den Werth des unerschöpflichen Schatzes von Motiven und Contrasten benutzen lernen, welcher aus dieser Phantasiewelt für drollige Laune, politische Satire und humoristisches Detail zu heben ist.

Für das Gesagte ist der Faust und in ihm die Rolle des Mephistopheles der beste Beweis. Hier hat die höchste Kraft des größten deutschen Dichters ein Problem geschaffen, welches eine Lieblingsaufgabe unserer Charakterspieler geworden ist. Jeder von ihnen sucht sich auf seine Weise mit der unlösbaren Aufgabe abzufinden, der eine holt die Maske des alten Holzschnitt-Teufels heraus, ein anderer den cavaliermäßigen Junker Voland, am besten wird die Sache noch dem Darsteller gerathen, der sich begnügt mit Klugheit und Geist die feine Dialektik der Dialoge verständlich zu machen und in den burlesken Scenen Haltung und gute Laune zu zeigen. Der Dichter freilich hat es dem Schauspieler, an den er beim Schreiben überhaupt nicht dachte, besonders schwer gemacht, denn die Rolle schillert in

allen Farben, von der treuherzigen Sprache des Hans Sachs bis zu den feinen Erörterungen eines Spinoziſten, vom Grotesken bis in das Furchtbare. Und ſieht man näher zu, wie die Darſtellung dieſes Geiſtes auf der Bühne doch noch möglich wird, ſo iſt der letzte Grund das Eintreten eines komiſchen Elements. Mephiſto erſcheint in einigen ernſten Situationen, aber er iſt eine im großen Stil behandelte Luſtſpielfigur, und ſoweit er auf der Bühne wirkt, thut er es nach dieſer Richtung.

Damit iſt nicht geſagt, daß das Geheimnißvolle, menſchlicher Vernunft Unergründliche ganz aus dem Gebiet des Dramas verbannt werden ſoll. Träume, Ahnungen, Prophezeiungen, Geſpenſterſchauer, das Eindringen der Geiſterwelt in das Menſchenleben, Alles, wofür in der Seele der Zuhörer noch eine gewiſſe Empfänglichkeit vorausgeſetzt werden darf, mag der Dichter allerdings zu gelegentlicher Verſtärkung ſeiner Wirkungen benutzen. Es verſteht ſich, daß er dabei zunächſt die Empfänglichkeit ſeiner Zeitgenoſſen richtig zu ſchätzen hat, wir ſind nicht mehr geneigt viel darauf zu geben, und nur ſehr ſparſame Verwendung zu Nebenwirkungen wird dem Schaffenden jetzt gebilligt werden. Shakeſpeare durfte dergleichen kleine Hülfsmittel mit größerem Behagen gebrauchen, denn in der Empfindung auch ſeiner gebildeten Zeitgenoſſen war die volksthümliche Tradition noch ſehr lebendig und der Zuſammenhang mit der Geiſterwelt wurde allgemein weit anders aufgefaßt. Auch die pſychologiſchen Prozeſſe eines unter ſchwerer Laſt ringenden Menſchen waren nicht nur im Volke, ſelbſt bei Anſpruchsvollen anders beſchaffen. Bei aufgeregter Furcht, Gewiſſenszweifeln, Reue ſtellte die Phantaſie das Bild des Furchtbaren noch als ein äußeres gegenüber, der Mörder ſah den Ermordeten als Geiſt vor ſich aufſteigen, er ſah die Waffe, womit er die Unthat geübt, er hörte die Stimmen ſeiner Opfer in ſein Ohr dringen. Shakeſpeare und ſeine Zuhörer faßten deshalb auch auf der Bühne den Dolch Macbeths und den Geiſt Banquos, Cäſars, des alten

Hamlet, der Schlachtopfer Richard's III. etwas anders auf als wir. Ihnen war dergleichen noch nicht ein bloßes herkömmliches Symboliſiren der innern Kämpfe ihrer Helden, eine zufällige kluge Erfindung des Dichters, der mit dem geſpenſtigen Trödel ſeine Wirkungen unterſtützte, ſondern es war ihnen noch die nothwendige landesübliche Weiſe, in welcher ſie ſelbſt und ihre Verfahren die Gewiſſenskämpfe durchkämpften. Das Grauen war nicht künſtlich aus Ammenerinnerungen aufgeregt, die Bühne ſtellte nur dar, was in ihrem eigenen Leben furchtbar geweſen war oder ſein konnte. Denn wenn auch der junge Proteſtantismus die Gewiſſenskämpfe in das Innere der Individuen verlegt hatte, und wenn die Gedanken und leidenſchaftlichen Empfindungen der erregten Seele bereits von jedem Einzelnen richtiger gewürdigt und nach den Geſetzen des Glaubens beurtheilt wurden, die mittelalterliche Empfindungsweiſe war deshalb noch nicht ganz geſchwunden. Darum durfte Shakeſpeare dieſe Art von Wirkungen häufiger anwenden und mehr von ihnen erwarten, als wir.

Aber er iſt zugleich höchſtes Muſter, wie dergleichen irrationale Wirkungen künſtleriſch für das Drama verwerthet ſein wollen. Wer Helden vergangener Jahrhunderte innerhalb der Lebensanſchauung ihrer Zeit darzuſtellen hat, wird eine Unfreiheit und Abhängigkeit der Individuen von ſagenhaften Gebilden nicht ganz verbergen, aber er wird ſie ſo verwenden, wie Shakeſpeare ſeine Hexen in den erſten Scenen des Macbeth, als Arabesken, welche Farbe und Stimmung der Zeit ſpiegeln und welche nur eine Veranlaſſung geben, das aus dem Innern des Helden herauszutreiben, was mit der einer dramatiſchen Geſtalt nothwendigen Freiheit in ſeiner eigenen Seele emporwächſt.

Für die Arbeit des modernen Dichters iſt zu bemerken, daß ſolche Hülfsmittel der Handlung vorzugsweiſe dienen, Farbe und Stimmung zu geben. Sie gehören alſo in den Aufgang des

Dramas. Aber auch, wenn ſie in die Effekte ſpäterer Theile geflochten ſind, wird unvermeidlich ihr Erſcheinen ſchon im Anfange durch eine damit ſtimmende Färbung zu rechtfertigen und außerdem ſpeciell zu motiviren ſein. So iſt das Erſcheinen des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau deshalb eine ſtörende Zuthat, weil die geſpenſtige Geſtalt unmotivirt aufſteigt und zu der glänzenden, gedankenreichen Sprache Schillers, zu Ton und Farbe des Stückes durchaus nicht paßt. Die Zeit und Handlung an ſich hätte eine ſolche Erſcheinung ganz wohl erlaubt, auch erſchien er dem Dichter als das bereits motivirte Gegenbild zu der kriegeriſchen Himmelskönigin, welche Fahne und Schwert in das Drama liefert. Aber Schiller hat auch die Himmelskönigin nicht ſelbſt vorgeführt, nur in ſeiner prächtigen Weiſe von ihr erzählen laſſen. Hätte der Prolog die entſcheidende Unterredung des Hirtenmädchens mit der Mutter Gottes in der Sprache und treuherzigen Haltung, wie ſie der mittelalterliche Stoff nahe legte, dargeſtellt, ſo wäre auch dem ſpäteren Erſcheinen des böſen Geiſtes jede Berechtigung geworden. Die Rolle iſt übrigens auch in Tracht und Rede nicht vortheilhaft ausgeſtattet. Schiller verfügte mit bewundernswerther Meiſterſchaft über das verſchiedenartigſte hiſtoriſche Colorit, aber die gebrochene Farbe und der Dämmerſchein des Sagenhaften ſteht ihm, der immer in vollen Farben malt, und wenn ein ſpielender Vergleich erlaubt iſt, leuchtendes Goldgelb und dunkles Himmelblau am liebſten verwendet, gar nicht an. Wundervoll hat dagegen Goethe, der ſouveraine Herr lyriſcher Stimmungen, den Geiſterapparat für die Farben des Fauſt verwendet, allerdings nicht zunächſt für die Aufführung. Daß Leſſing für dieſen ganzen Kreis von Nebenwirkungen keine Empfindung hatte, iſt natürlich.

5.

Wichtigkeit und Größe der Handlung.

3. Die Handlung des ernsten Dramas muß Wichtigkeit und Größe haben.

Die Conflikte der Individuen sollen ihr innerstes Leben ergreifen, der Gegenstand des Kampfes soll nach allgemeiner Auffassung ein hoher sein, die Behandlung eine würdige.

Solchem Inhalt der Handlung müssen allerdings die Charaktere entsprechen, um eine große Wirkung des Dramas hervorzubringen. Ist die Handlung dem angeführten Gesetz gemäß zugerichtet und die Charaktere genügen nicht den dadurch erregten Forderungen, oder haben die Charaktere eine große und leidenschaftliche Bewegung, während der Handlung diese Eigenschaften fehlen, so wird das Mißverhältniß vom Hörer peinlich empfunden. Iphigeneia in Aulis hat bei Euripides einen Inhalt, welcher die furchtbarsten menschlichen Conflikte für die Bühne liefert, aber die Charaktere sind, allenfalls mit Ausnahme der Klytämnestra, schlecht erfunden, entweder durch unnöthige Niedrigkeit der Gesinnung oder durch Kraftlosigkeit, oder durch unmotivirte plötzliche Wandlungen der Empfindung entstellt, so Agamemnon, Menelaos, Achilleus, Iphigeneia. Und wieder im Timon von Athen des Shakespeare hat zwar der Charakter des Helden von dem Moment, wo er in Bewegung gesetzt wird, eine immer steigende Energie und Kraft, welcher eine finstre Größ-

artigkeit durchaus nicht fehlt, aber Idee und Handlung ſtehen im Mißverhältniß dazu. Daß ein warmherziger, vertrauensvoller Verſchwender nach Verluſt der äußern Güter durch Undank und Gemeinheit ſeiner frühern Freunde zum Menſchenhaſſer wird, ſetzt Schwäche des eigenen Charakters und Erbärmlichkeit ſeiner Umgebung voraus, und dieſe Haltloſigkeit und Kläglichkeit aller dargeſtellten Verhältniſſe verengt trotz aller Dichterkunſt das Mitgefühl des Hörers.

Aber auch die Umgebung, der Lebenskreis des Helden iſt für das Drama nicht gleichgültig. Wir fordern mit Recht, daß der Held, deſſen Schickſal uns feſſeln ſoll, einen ſtarken, über das gewöhnliche Maaß menſchlicher Kraft hinausreichenden Inhalt habe. Dieſer Inhalt ſeines Weſens liegt aber nicht nur in der Energie ſeines Wollens und der Wucht ſeiner Leidenſchaft, ſondern nicht weniger in einem reichlichen Antheil an der Bildung, Sitte, der geiſtigen Tüchtigkeit ſeiner Zeit. Er hat ſich in wichtigen Beziehungen ſeiner Umgebung als überlegen darzuſtellen und ſeine Umgebung muß ſo beſchaffen ſein, daß an ihr ein allgemeines und hohes Intereſſe leicht wird. Es iſt daher kein Zufall, daß eine Handlung, welche in vergangene Zeiten zurückgeht, immer die Kreiſe aufſucht, in denen das wichtigſte und größte Leben der Zeit enthalten war, die großen Angelegenheiten eines Volkes, das Leben ſeiner Führer und Beherrſcher, diejenigen Höhen der Menſchheit, welche nicht nur einen kräftigen geiſtigen Inhalt, ſondern auch eine bedeutende Willenskraft entwickelten. Sind uns aus alter Zeit doch faſt nur die Thaten und Lebensſchickſale ſolcher Herrſchenden überliefert.

Bei Stoffen aus neurer Zeit modificirt ſich allerdings das Verhältniß. Nicht mehr ſind für uns die ſtärkſten Leidenſchaften, die höchſten inneren Kämpfe an Höfen, in politiſchen Herrſchern allein zu erkennen. Ja nicht einmal vorzugsweiſe. Immer aber bleibt ſolchen Geſtalten für das Drama grade das ein Vorzug, was für ihr und ihrer Zeitgenoſſen Leben ein Unglück wer-

den mag. Sie ſtehen auch jetzt noch freier zu dem Zwange, welchen die bürgerliche Geſellſchaft auf den Privatmann ausübt. Sie ſind nicht ganz in dem Grade wie der Privatmann dem bürgerlichen Geſetz unterworfen, und ſie wiſſen das. In innern und äußern Kämpfen hat ihr eigenes Selbſt nicht größeres Recht, aber größere Macht. So erſcheinen ſie als freier, ſtärkerer Verſuchung ausgeſetzt und ſtärkerer Selbſtbeſtimmung fähig. Dazu kommt, daß die Verhältniſſe, in denen ſie leben, und die verſchiedenen Richtungen, nach denen ſie wirken, einen Reichthum an Farben, die bunteſte Mannigfaltigkeit an Geſtalten darbieten, daß auch das Gegenſpiel gegen ihre Perſon und gegen ihre Zwecke am thätigſten iſt und das Gebiet der Intereſſen, für welche ſie leben ſollen, die höchſten irdiſchen Angelegenheiten umfaßt.

Aber auch das Leben von Privatperſonen iſt ſeit Jahrhunderten aus dem äußeren Zwange beſtimmender Tradition herausgehoben, mit Adel und innerer Freiheit, mit kräftigen Gegenſätzen und Conflikten angefüllt. Ueberall, wo in der Wirklichkeit ein Kreis weltlicher Intereſſen von der Zeitbildung durchdrungen iſt, vermag aus ſeiner Atmoſphäre ein tragiſcher Held heraufzuwachſen. Es kommt nur darauf an, ob ihm ein Kampf möglich iſt, welcher nach der gemeingültigen Empfindung der Zuſchauer ein großes Objekt hat und ob das Gegenſpiel eine entſprechende, achtungswerthe Thätigkeit zu entwickeln vermag. Da aber die Wichtigkeit und Größe des Kampfes nur dadurch eindringlich gemacht werden kann, daß der Held die Fähigkeit beſitzt, ſein Inneres in imponirender Weiſe mit einer gewiſſen Reichlichkeit der Worte auszudrücken, und da dieſe Forderungen bei ſolchen Menſchen, welche dem modernen Leben nahe ſtehen, ſich ſteigern, ſo wird auch dem modernen Held auf der Bühne ein tüchtiges Maaß ſeiner Zeitbildung unentbehrlich ſein. Denn nur dadurch erhält er innere Freiheit. Deshalb ſind ſolche Klaſſen der Geſellſchaft, welche bis in unſere Zeit unter dem Zwang epiſcher Verhältniſſe ſtehen, deren Leben vorzugsweiſe

durch die Gewohnheiten ihres Kreises gerichtet wird, welche noch unter dem Druck solcher Zustände dahinsiechen, die der Hörer übersieht und als ein Unrecht verurtheilt, solche endlich, welche nicht vorzugsweise befähigt sind, Empfindungen und Gedanken schöpferisch in Rede umzusetzen, zu Helden des Dramas nicht verwendbar, wie kräftig auch in diesen Naturen die Leidenschaft arbeite, wie naturwüchsig stark ihr Gefühl in einzelnen Stunden hervorbreche.

Aus dem Gesagten folgt, daß das Trauerspiel darauf verzichten muß, seine Bewegung auf Motive zu gründen, welche von der Empfindung der Zuschauer als kläglich, gemein oder als unverständig verurtheilt werden. Auch dergleichen Motive vermögen einen Mann in den heftigsten Kampf mit seiner Umgebung zu treiben, aber die Kunst wird im Ganzen betrachtet nicht im Stande sein, solche Gegensätze zu verwerthen. Wer aus Gewinnsucht raubt, stiehlt, mordet, fälscht, wer aus Feigheit ehrlos handelt, wer aus Dummheit und Kurzsichtigkeit, aus Leichtsinn und Gedankenlosigkeit kleiner und schwächer wird, als die Verhältnisse ihn fordern, der ist als Held eines ernsten Dramas völlig unbrauchbar.

Wenn vollends ein Dichter die Kunst dazu entwürdigen wollte, ungenügende Verhältnisse des wirklichen Lebens, Tyrannei der Reichen, die gequälte Lage Gedrückter, die Stellung der Armen, welche von der Gesellschaft fast nur Leiden empfangen, polemisch und tendenzvoll zur Handlung eines Dramas zu verwerthen, so würde er durch solche Arbeit wahrscheinlich das Interesse seiner Zuschauer lebhaft erregen, aber diese Theilnahme würde am Ende des Stückes in eine quälende Verstimmung untergehen. Die Schilderung der Gemüthsprozesse eines gemeinen Verbrechers gehört in den Saal des Schwurgerichts, die Sorge um Besserung der armen und gedrückten Klassen soll ein wichtiger Theil unserer praktischen Interessen im Leben sein, die Muse der Kunst ist keine barmherzige Schwester.

6.

Bewegung und Steigerung der Handlung.

4. Die dramatiſche Handlung muß alles für das Verſtändniß Wichtige in ſtarker Bewegung der Charaktere, in fortlaufender Steigerung der Wirkungen darſtellen.

Die Handlung ſoll zunächſt der ſtärkſten dramatiſchen Bewegung fähig ſein. Und zwar ſoll dieſe Bewegung wieder eine gemeinverſtändliche werden.

Es giebt große und wichtige Kreiſe menſchlicher Intereſſen, welche das Herausbilden eines hinreißenden Empfindens, Begehrens, Wollens nicht leicht machen, und wieder ſolche Kämpfe, welche zwar die gewaltigſten inneren Prozeſſe nach der Außenſeite der Individuen treiben, bei denen aber das Kampfobjekt für Darſtellung auf der Bühne wenig geeignet iſt, obwohl auch ihm Wichtigkeit und Größe nicht fehlt. Ein ſtaatskluger Fürſt z. B., welcher mit den Gewalten ſeines Landes verhandelt, mit Nachbarn Krieg und Friede ſchließt, wird vielleicht dies Alles thun, ohne daß einmal eine leidenſchaftliche Bewegung in ihm ſichtbar wird, und wenn ſie zu Tage kommt als geheimes Verlangen, als Unwille gegen Andere, wird ſie vielleicht nur einzeln in kurzen Wellen herausbrechen. Aber auch wenn ſie ſein ganzes Weſen in dramatiſcher Spannung darzuſtellen geſtattet, wird der Gegenſtand ſeines Wollens, ein politiſcher Erfolg, ein Sieg, ſich

in dem Rahmen der Bühne nur sehr unvollständig und mangelhaft zeigen lassen. Und die Scenen, in welchen dieser Kreis irdischer Interessen sich vorzugsweise bewegt, politische Staatsaktionen, Reden, Kämpfe sind aus andern technischen Gründen nicht der bequemste Theil des Dramas. Auch von diesem Standpunkt aus muß davor gewarnt werden, den Stoff der politischen Geschichte auf die Bühne zu tragen. Allerdings sind die Schwierigkeiten, welche das Gebiet der stärksten irdischen Interessen darbietet, nicht unüberwindlich, aber es gehört nicht nur ein gereiftes Talent, auch ganz besondere Kenntniß der Bühne dazu, dergleichen gut zu machen. Immer aber wird der Dichter nicht darauf ausgehen dürfen, seine Handlung dadurch herabzuwürdigen, daß er sie zu einer doch nur unvollständigen und ungenügenden Explication solcher politischen Interessen mache, er wird nur eine einzelne oder geringe Zahl dieser Aktionen als Hintergrund benutzen dürfen, vor dem er das aufbaut, worin er dem Historiker unendlich überlegen ist, die geheimsten Offenbarungen der Menschennatur in wenigen Persönlichkeiten und in ihren persönlichen Beziehungen. Versäumt er dies, so wird er auch nach dieser Richtung die Geschichte fälschen, ohne Poetisches zu schaffen.

Ein ganz entgegengesetztes Stoffgebiet sind die inneren Kämpfe, welche der Erfinder, Künstler, Denker mit sich und seiner Zeit zu bestehen hat. Auch wenn er eine reformatorische Natur ist, welche tausend Andern das Gepräge des eigenen Geistes aufzudrücken weiß, ja selbst wenn seine äußeren Schicksale ungewöhnlichen Antheil in Anspruch nehmen, wird der Dramatiker sich nicht gern entschließen, ihn als Helden einer Handlung aufzuführen. Ist die geistige Arbeit eines solchen Helden dem lebenden Geschlecht nicht genau bekannt, so wird er die Berechtigung seines Mannes erst durch dialektische Prozesse und Darstellung eines geistigen Inhalts vorzuführen haben. Das mag ebenso schwierig sein, als es undramatisch ist. Setzt er aber

ein lebendiges Intereſſe an ſolcher Perſönlichkeit, Bekanntſchaft mit den Reſultaten ihres Lebens bei ſeinen Hörern voraus und benützt er dieſen Antheil, um ein Ereigniß aus dem Leben ſolches Helden werth zu machen, ſo verfällt er einer andern Gefahr. Auf der Bühne hat das Gute, was man von einem Menſchen voraus weiß, oder was von ihm berichtet wird, durchaus keinen Werth gegen das, was der Held auf der Bühne ſelbſt thut. Ja grade die großen Erwartungen, welche der Hörer in ſolchem Falle mitbringt, mögen die unbefangene Aufnahme der Handlung beeinträchtigen. Und wenn es auch, wie bei beliebten Geſtalten des Volkes wahrſcheinlich iſt, dem Dichter gelingt, einen ſolchen außerhalb des Stückes liegenden Antheil an dem Helden zur mitſpielenden Kraft zu machen, ſo verdankt er ſeinen Erfolg wahrſcheinlich nur dem Antheil an der Handlung, welchen der Hörer mitbringt, nicht dem Antheil, den ſich das Drama ſelbſt verdient. Der Dichter wird alſo, wenn er gewiſſenhaft iſt, nur ſolche Handlungen verwerthen dürfen, in denen der Künſtler, Dichter, Denker ſich thätig und leidend ebenſo bedeutend auf der Bühne erweiſt, als er in ſeiner Arbeitsſtube war. Es iſt klar, daß das nur zufällig einmal der Fall ſein wird, ebenſo klar, daß es in ſolchem Falle wieder zufällig iſt, ob der Held einen berühmten Namen trägt oder nicht. Deshalb iſt die Verwerthung von Anekdoten aus dem Leben ſolcher großen Männer, deren Größe ſich nicht in der Handlung ſelbſt, ſondern in der nicht darſtellbaren Thätigkeit ihrer Werkſtatt gezeigt hat, recht innerlich undramatiſch. Das Große in ihnen iſt nicht darſtellbar, und was dargeſtellt wird, borgt die Größe des Helden von einem außerhalb dem Stücke liegenden Moment ſeines Lebens. Die Geſtalten Shakeſpeare's, Goethe's, Schiller's ſind auf der Bühne noch übler daran, als in Roman und Novelle. Um ſo ſchlimmer, je mehr das Detail ihres Lebens bekannt iſt.

Allerdings iſt die Anſicht darüber, was auf der Bühne darſtellbar und wirkſam ſei, nicht zu allen Zeiten gleich, ſowohl die

nationale Gewohnheit, als die Conſtruktion des Theaters beſtimmen den Dichter. Wir haben durchaus nicht mehr die Empfänglichkeit der Griechen für epiſche Berichte, welche durch einen Boten auf die Scene getragen werden, wir ſind ſchaufreudiger und wagen auf der Bühne auch die Nachbildung von Actionen, welche der Bühne Athens trotz ihrer Maſchinen, Flugwerke und ihrer perſpektiviſchen Malerei ganz unmöglich erſchienen wären: Volksaufruhr, Kriegführung und dergleichen. Und in der Regel wird der moderne Dichter geneigt ſein, nach dieſer Richtung eher zu viel als zu wenig zu thun.

Eher dagegen als dem Griechen mag ihm begegnen, daß durch die reiche Ausführung der Actionen die innere Bewegung der Hauptfiguren übermäßig beſchränkt wird, und daß ein wichtiger Uebergang, eine folgenſchwere Reihe von Stimmungen verſchwiegen bleibt. Ein bekanntes Beiſpiel ſolcher Lücke iſt im Prinzen von Homburg, grade dem Stück, worin der Dichter eine der ſchwierigſten ſceniſchen Aufgaben, die Dispoſition zu einer Schlacht und die Schilderung der Schlacht ſelbſt vortrefflich gelöſt hat. Der Prinz hat ſeine Haft leicht genommen; als ſein Freund Hohenzollern ihm die Nachricht bringt, daß ſein Todesurtheil zur Unterſchrift vorliege, wird ſeine Stimmung allerdings ernſt und er beſchließt die Verwendung der Kurfürſtin zu erbitten. Und in der nächſten Scene ſtürzt der junge Held kraftlos, haltungslos zu den Füßen ſeiner Gönnerin, weil er auf dem Wege zu ihr, wie er erzählt, beim Fackelſchein an ſeinem Grabe arbeiten ſah; er fleht um ſein Leben, wenn er auch ſchimpflich caſſirt werde. Dieſer unvermittelte Sprung zur feigſten Todesfurcht verletzt an einem General auf das peinlichſte. Er iſt ſicher an ſich nicht unwahr, wenn wir auch von einem Feldherrn unter allen Umſtänden würdigere Haltung verlangen. Und das Drama forderte die ſtärkſte Depreſſion des Helden, grade die Muthloſigkeit iſt der kritiſche Punkt des Stückes, zu dem der Held in ſeiner Befangenheit geſtürzt iſt, um ſich in dem zweiten Theil der

Handlung würdig zu erheben. Es war deshalb eine Hauptaufgabe, die Herabstimmung einer jugendlichen Heldennatur bis zur Todesfurcht vorzuführen und zwar so, daß die Theilnahme des Hörers nicht durch Verachtung weggeblasen wurde. Das konnte nur durch detaillirte Darstellung der innern Bewegungen bis zur ausbrechenden Todesangst geschehen, an welche sich der Fußfall anschließen mochte, eine schwierige Aufgabe auch für starke Dichterkraft, aber sie mußte gelöst werden. Und schon hier sei eine kluge Regel erwähnt, die für den Dichter wie für den Schauspieler Geltung hat. Es ist durchaus verkehrt, über Momente, welche aus irgend einem Grunde für das Stück nothwendig sind, aber nicht die Eigenschaft dankbarer Momente haben, hinwegzuhasten; im Gegentheil muß an solchen Stellen die höchste technische Kunst angewendet werden, um das Bedenkliche stark herauszuheben. Grade in dergleichen Aufgaben muß den Künstler das stolze Gefühl erfüllen, daß es für ihn keine unüberwindliche Schwierigkeit gibt.

Ein anderer Fall, in welchem das versäumte Herausstreiben einer Hauptwirkung auffällt, ist der dritte Akt von Antonius und Kleopatra. Freilich rührt ein Versäumniß bei Shakespeare weder von mangelhafter Einsicht noch von Flüchtigkeit her. Das Auffallende liegt auch hier darin, daß dem Stück der Höhepunkt fehlt. Antonius hat sich von Kleopatra getrennt, mit Oktavian versöhnt, seine Herrschermacht wieder hergestellt. Der Hörer ahnt aber längst, daß er zur Kleopatra zurückfallen wird. Die innere Nothwendigkeit dieses Rückfalls ist vom ersten Akt an reichlich motivirt. Demungeachtet fordert man mit Recht diesen verhängnißvollen Rückfall mit seinen leidenschaftlichen Bewegungen zu sehen, er ist der Punkt, auf welchen alles Vorhergehende gespannt hat, der alles Folgende, die Erniedrigung des Antonius bis zu feiger Flucht und seinen Tod erklären muß. Und doch wird er nur in kurzen Reflexen dargestellt, welche die Spitze der Handlung in viele kleine Scenen zerspalten. Und seine Ein-

fügung in ausgeführter Scene war um ſo wünſchenswerther, da auch die wichtige Begebenheit der Umkehr, jene Flucht des Antonius aus der Seeſchlacht, nicht auf der Bühne vorgeführt, ſondern nur durch den kurzen Bericht der Unterfeldherren und das darauf folgende erſchütternde Ringen des gebrochenen Helden anſchaulich gemacht werden konnte*).

*) Durch dieſe Unregelmäßigkeit in Dispoſition der Handlung, die zugleich wie ein Rückfall in die alten Gewohnheiten des engliſchen Volkstheaters ausſieht, wird der Bau des Dramas geſtört. Die durch Stoff und Idee gebotene Ordnung war folgende: Erſter Akt: Antonius bei Kleopatra und Trennung. Zweiter Akt: Verſöhnung mit Cäſar und Reſtitution. Dritter Akt: Der Rückfall zur Aegypterin mit Höhepunkt. Vierter Akt: Innerer Verderb, Flucht und letztes Ringen. Fünfter Akt: Kataſtrophe des Antonius und der Kleopatra. Aber die Abweichung Shakeſpeare's von der regelmäßigen Konſtruktion hat einen tiefern Grund. Das innere Leben des verwüſteten Antonius hatte keinen großen Reichthum und bot dem Dichter in den Momenten der neuen Bethörung wenig Anziehendes. Seine Lieblingsgeſtalt in dem Drama aber, Kleopatra, in deren Ausführung er ſeine höchſte Virtuoſität bewährt hat, war kein Charakter, der zu großen dramatiſchen Bewegungen geeignet war, die verſchiedenen Scenen dieſer Frau voll Leidenſchaftlichkeit ohne Leidenſchaft gleichen brillanten Variationen deſſelben Themas. Sie iſt in ihrem Verhältniß zu Antonius grade oft genug nüancirt, um das reiche Bild einer dämoniſchen Kokette zu geben. Die Rückkehr des Antonius erſchien dem Dichter auch in Beziehung auf ſie als keine neue Aufgabe. Dagegen war die Erhebung dieſes Charakters in verzweifelter Lage, unter den Schrecken des Todes für ihn ein feſſelnder Vorwurf und inſofern mit Recht, weil grade darin eine höchſt originelle Steigerung deſſelben gegeben werden konnte. So opferte Shakeſpeare dieſen Scenen einen Theil der Handlung. Er warf die Momente des Höhepunktes und der Umkehr zuſammen, indem er ſie in kleinen Scenen ſkizzirte, und räumte der Kataſtrophe zwei Akte ein. Für die Geſammtwirkung des Stückes bleibt das ein Uebelſtand. Wir verdanken ihm freilich die Todesſcene Kleopatra's im Grabmale, von dem vielen Außerordentlichen, was Shakeſpeare geſchaffen hat, vielleicht das Erſtaunlichſte. — Daß die Nebenfiguren Oktavius und ſeine Schweſter grade auf der Spitze der Handlung dem Dichter wichtiger wurden, als ſeine Hauptperſon, rührt wohl daher, daß dem bejahrten Dichter überhaupt das Individuum, ſein Glück und Leiden klein geworden war vor einer ahnenden und ehrfurchtsvollen Betrachtung des hiſtoriſchen Weltgefüges.

Aber der Dichter hat selbstverständlich nicht die Aufgabe, jedes einzelne Moment, welches für den Zusammenhang der Handlung nothwendig ist, durch die Aktion der Bühne als geschehend darzustellen. Ein solches Ausführen der Nebensachen würde die Grundzüge mehr verdecken als eindringlich machen, weil es Wichtigerem die Zeit raubte, es würde auch die Handlung in zu viele Theile zersplittern und dadurch die scenische Wirkung beeinträchtigen. Auch auf unserer Bühne sind noch kleine epische Berichte über Ereignisse in lebendiger Darstellung nothwendig. Da sie immer Ruhepunkte der Handlung darstellen, wie aufgeregt auch der Verkünder sprechen möge, und eine gewisse Sammlung der Hörer voraussetzen, so gilt für sie das Gesetz, daß sie als Lösung einer kräftig erregten Spannung einzutreten haben. Der Hörer muß durch lebendige Bewegung und die Erwartung der dabei interessirten Personen vorher kräftig angeregt sein. Die Länge der Erzählung ist sorgfältig zu überwachen, eine Zeile zu viel, die kleinste unnöthige Ausführung kann Ermüdung verursachen. Die Erzählung ist, wenn sie breiteres Detail enthält, in Absätze zu theilen, mit kurzen Zwischenreden zu versehen, welche die erregte Stimmung der Hörer andeuten, in schneller Steigerung des Inhalts und der Sprachweise zu arbeiten. Ein berühmtes Beispiel von vortrefflicher Anordnung ist der Bericht des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein. Ein ausführlicher Bericht darf nicht in solchen Stellen stehn, wo die Handlung mitten in starker Bewegung abreißt.

Eine Nüance der Botenscenen ist die Schilderung eines hinter der Scene gedachten Ereignisses, wenn die Charaktere der Bühne als Beobachter dargestellt werden, also ein Vorführen der Aktion aus den Reflexen, welche dieselbe in die Charaktere wirft. Diese Art des Berichtes gestattet natürlich größere dramatische Bewegung; sie mag einer ruhigen Erzählung nahe stehn, sie mag vielleicht die leidenschaftlichste Erregung auf der Bühne hervorrufen oder steigern.

Die Gründe, aus denen der Dichter ein Geſchehendes hinter die Scene verlegt, ſind ſehr verſchiedener Art. Zunächſt veranlaſſen dazu weſentliche Momente des Dramas, welche ihrer Natur nach überhaupt nicht, oder nur durch ein complicirtes Maſchinenweſen darſtellbar ſind, ſo eine Feuersbrunſt, ſo die erwähnte Seeſchlacht, Volksgewühl, Kämpfe zu Roß und Wagen, Alles, wobei gewaltige Kräfte der Natur oder große Menſchenmaſſen mit umfangreichen Bewegungen nöthig ſind. Die Wirkung ſolcher Reflexe läßt ſich außerordentlich unterſtützen durch kleine ſceniſche Andeutungen: Rufe von außen her, Signale, grellen Lichtſchein, Donner und Blitz, Geſchützſalven und ähnliche Erfindungen, welche die Phantaſie anregen und deren Zweckmäßigkeit von dem Hörer leicht erkannt wird. Am beſten werden ſolche Ausführungen und Verweiſe auf ein Entferntes dann gedeihen, wenn ſie menſchliches Thun ſchildern, nicht ganz ſo günſtig ſtehen Darſtellungen von ſeltnen Naturereigniſſen, Beſchreibungen der Landſchaft, alle Anſchauungen, denen der Hörer vor der Bühne ſich hinzugeben nicht gewöhnt iſt; leicht mag in ſolchem Fall die beabſichtigte Wirkung deshalb verfehlt werden, weil das Publikum ſich gegen ungewohnte Täuſchungen zu ſträuben pflegt.

Dieſe Darſtellung der Reflexe und das Verlegen einer Aktion hinter die Bühne hat für das Drama beſondere Bedeutung in den Augenblicken, wo Furchtbares, Schreckliches, Entſetzliches dargeſtellt werden ſoll. Wenn freilich von dem modernen Dichter gefordert wird, daß er dem Beiſpiel der Griechen folge, den entſcheidenden Moment einer furchtbaren That ſo viel als möglich züchtig hinter die Bühne verlege und nur durch die Reflexe ſichtbar werden laſſe, welche ſolche Augenblicke in die Seelen der Betheiligten werfen, ſo muß gegen dieſe Beſchränkung im Intereſſe moderner Kunſt proteſtirt werden. Denn eine äußerlich imponirende Aktion iſt zuweilen auf unſerer Bühne von großer Wirkung und für die Handlung unentbehrlich. Erſtens, wenn das dramatiſch darſtellbare Detail der That Bedeutung für das Folgende ge-

winnt, ferner, wenn wir in ſolcher That die plötzlich eintretende Spitze eines zur Vollendung gekommenen inneren Prozeſſes erkennen, drittens, wenn nur durch das Anſchauen der Aktion ſelbſt die vollſtändige Ueberzeugung von dem Sachverhältniß beigebracht werden kann. Ueberfall, Todſchlag, Mord, Gefechte, gewaltthätiges Zuſammenſchlagen der Geſtalten, an ſich durchaus nicht die höchſten Wirkungen des Dramas, haben wir Modernen nicht auf der Bühne zu fürchten. Während die griechiſche Bühne aus der lyriſchen Darſtellung leidenſchaftlicher Empfindungen ſich entwickelte, iſt die germaniſche aus der epiſchen Schilderung der Begebenheiten heraufgekommen. Beide haben einige Traditionen ihrer älteſten Zuſtände bewahrt, die griechiſche blieb ebenſo geneigt, die Augenblicke der That in den Hintergrund zu drücken, als die deutſche fröhlich war, Balgerei und Gewaltthat abzubilden.

Wenn aber die Griechen heftigen Körperbewegungen, dem Schlagen, Anfaſſen, Ringen, Niederwerfen, aus dem Wege gingen, ſo war vielleicht nicht die Vorſicht des Dichters, ſondern das Bedürfniß des Schauſpielers der letzte Grund. Das griechiſche Theaterceſtüm war für gewaltſame Beugung des Körpers ſehr unbequem, das Hinſinken eines Sterbenden im Kothurn mußte ſorgfältig und allmälig geſchehen, wenn es nicht lächerlich werden ſollte. Und die Maske nahm jede Möglichkeit, die in den Augenblicken der höchſten Spannung unentbehrlichen Bewegungen im Antlitz darzuſtellen. Aeſchylos ſcheint auch nach dieſer Richtung Einiges unternommen zu haben, der kluge Sophokles ging grade ſo weit als er durfte. Er wagte noch die Antigone aus dem Hain von Kolonos durch einen bewaffneten Haufen fortreißen zu laſſen, aber er wagte nicht mehr in der Elektra den Aegiſthos auf der Bühne zu tödten, Oreſtes und Pylades müſſen ihn mit gezogenem Schwert hinter die Scene verfolgen. Vielleicht empfand an dieſer Stelle Sophokles ſo gut als wir, daß dies ein Uebelſtand war, eine Beſchränkung, die durch Leder und

Watte ſeiner Schauſpieler, kann wohl auch durch ein religiöſes Grauen, welches der Grieche vor dem Moment des Sterbens fühlte, auferlegt wurde. Denn dies iſt eine der dramatiſchen Stellen, wo der Zuſchauer ſehen muß, daß ſich die Handlung vollendet. Aegiſthos könnte, wenn auch von zwei Männern verfolgt, ſich doch ihrer erwehren oder entfliehen u. ſ. w.

Wir ſind durch die größere Leichtigkeit und Energie unſerer Mimik von ſolchen Rückſichten befreit, und zahlreich ſind in unſeren Stücken große und kleine Effekte, welche auf den höchſten Aktionsmomenten beruhen. Die Scene, in welcher Coriolan den Aufidius am Hausaltar des Volskers umarmt, erhält ihre volle Bedeutung erſt durch die Schlachtſcene des erſten Aktes, in welcher man die Gegner erbittert auf einander losſchlagen ſieht. Noch wichtiger iſt der Kampf zwiſchen Percy und Prinz Heinrich. Und wieder wie unentbehrlich iſt nach den Vorausſetzungen in Kabale und Liebe der Tod der beiden Liebenden auf der Bühne; in Romeo wie unentbehrlich der Tod des Tybalt, des Paris und der beiden Liebenden vor den Augen der Zuſchauer. Könnten wir es glauben, wenn Emilia Galotti hinter der Scene vom Vater erdolcht würde? Und wäre es möglich, die große Staatsaktion zu entbehren, in welcher Cäſar ermordet wird?

Dagegen gibt es wieder eine ganze Reihe von großen Effekten, welche dadurch hervorgebracht werden, daß nicht die That ſelbſt das Auge beſchäftigt, ſondern ſo verhüllt wird, daß die begleitenden Umſtände die Phantaſie ſpannen und das Furchtbare durch jene Reflexe empfinden laſſen, welche in die Seele der Helden fallen. Ueberall wo Raum iſt, die vorbereitenden Momente einer That eindringlich zu machen und wo die Aktion nicht in plötzlicher Erregung des Helden eintritt, endlich überall, wo es nützlicher iſt, Grauen aufzuregen und zu ſpannen, als aufgeregte Spannung kräftig zu löſen, wird der Dichter wohlthun, die That ſelbſt hinter die Scene zu verlegen. Einige der ſtärkſten dramatiſchen Effekte, welche überhaupt exiſtiren, verdanken wir ſolchen Ver-

hüllungen. Wenn im Agamemnon des Aeschylos die gefangene Kassandra die Momente des Mordes, der im Hause geschieht, verkündet; wenn Elektra, während die Todeslaute der Klytämnestra auf die Scene dringen, dem Bruder in die Scene zuruft: „Triff noch einmal!“ so ist die furchtbare Gewalt dieser Scenen allerdings niemals übertroffen worden. Würdig reihet sich daran die Ermordung des König Duncan im Macbeth, die Schilderung der Gemüthsprozesse des Mörders vor und nach der That.

Für die Bühne der Germanen sind die Spannung, die unbestimmten Schauer, das Unheimliche und Aufregende, welche durch diese Verhüllung verhängnißvoller Thaten bei geschickter Behandlung hervorgebracht werden, vorzugsweise in aufsteigender Handlung zu verwerthen. In dem rascheren Lauf und der heftigeren Erregung des zweiten Theils werden sie nicht leicht anwendbar sein. Beim letzten Ausgang der Helden nur in solchen Fällen, wo der Augenblick des Todes selbst auf der Bühne nicht darstellbar ist, wie Hinrichtung durch Schaffot und militärische Execution, und wo die Unmöglichkeit einer andern Lösung durch die unzweifelhaft stärkere Gewalt der tödtenden Gegner selbstverständlich ist. Ein interessantes Beispiel dafür ist der letzte Akt des Wallenstein. Die finstre Gestalt Butlers, das Werben der Mörder, das Zusammenziehen des Netzes um den Ahnungslosen ist in einer lange und stark aufregenden Steigerung dem Zuschauer in die Seele gedrückt, nach solcher Vorbereitung wäre der Akt des Mordes selbst keine Verstärkung mehr; man sieht die Mörder in das Schlafzimmer eindringen, das Krachen der letzten Thür, das Waffengerassel und die darauf eintretende plötzliche Stille erhalten die Phantasie in derselben unheimlichen Spannung, welche den ganzen Akt färbt. Und das langsame Aufregen der Phantasie, die beengende Atmosphäre und das letzte Verhüllen der That selbst passen wieder vortrefflich zu dem Träumerischen und Geheimnißvollen des inspirirten Helden, wie ihn Schiller gefaßt hat.

Der Dichter hat aber nicht nur darzuſtellen, auch zu verſchweigen, zunächſt gewiſſe unlegiſche Beſtandtheile des Stoffes, welche die größte Kunſt nicht immer zu bewältigen vermag, — es wird bei Beſprechung der dramatiſchen Stoffe davon die Rede ſein. Dann Widerwärtiges, Ekelhaftes, Gräßliches, das Schamgefühl Verletzendes, was vielleicht an dem rohen ſonſt brauchbaren Stoffe hängt. Was nach dieſer Richtung der Kunſt widerwärtig ſei, muß der Schaffende ſelbſt empfinden, es kann nicht gelehrt werden.

Ferner aber hat der Dichter die Pflicht, ſeine Wirkungen vom Anfang bis zum Ende des Dramas zu ſteigern. Kein unwichtiges Geſetz, deſſen Vernachläſſigung auch einem kräftigen Kunſtwerk verderblich werden kann. Der Hörer iſt nicht in jedem Theil des Stückes derſelbe, er nimmt im Anfange mit Bereitwilligkeit und in der Regel mit geringen Anſprüchen das Gebotene hin, und ſobald der Dichter ihm durch irgend eine anſehnliche Wirkung ſeine Kraft, und durch Sprache und Methode der Charakterführung ein männliches Urtheil gezeigt hat, iſt er geneigt, ſich vertrauend ſeiner Leitung hinzugeben. Solche Stimmung hält etwa bis zum Höhenpunkt des Stückes vor. Aber im weiteren Verlauf wird der Empfangende anſpruchsvoller und ſeine Fähigkeit Neues aufzunehmen wird geringer, die genoſſenen Effekte haben ſtärker erregt, nach mancher Rückſicht geſättigt; mit der ſteigenden Spannung kommt die Ungeduld, mit der größern Zahl empfangener Eindrücke leichter die Ermattung. Darnach hat der Dichter jeden Theil ſeiner Handlung einzurichten. Zwar was den Inhalt ſelbſt betrifft, ſo darf er bei richtiger Dispoſition und erträglichem Stoff nicht um die wachſende Theilnahme beſorgt ſein. Wohl aber hat er dafür zu ſorgen, daß die Ausführung allmälig größer und imponirender werde. Während die erſten Theile im Allgemeinen leichte und kürzere Behandlung möglich machen und dem Dichter hier ſogar die ſchwerſte Zumuthung geſtellt werden muß, vielleicht einmal eine große Wir-

lung abzudämpfen, fordern die letzten Akte vom Höhenpunkt an ein Aufgebot aller seiner Mittel. Es ist gar nicht gleichgültig, wo eine Scene steht, ob ein Bote im ersten oder im vierten Akte seine Erzählung verträgt, ob ein Effekt den zweiten oder vierten Akt schließt. Die Balconscene im Anfange des Romeo und die Scene Julia's in der Mitte sind in Behandlung und Ausführung sehr verschieden. Mit weiser Vorsicht ist die Verschwörungsscene in Cäsar so kurz gehalten, um den Höhenpunkt des Stückes und die große Zeltscene des vierten Aktes nicht zu beeinträchtigen.

Ein anderes Mittel die Wirkungen zu steigern, liegt in der Mannigfaltigkeit der Stimmungen, welche aufgeregt werden, sowie der Charaktere, welche die Handlung fortbewegen. Jedes Stück hat, wie gesagt, eine Grundstimmung, welche sich einem Accord oder einer Farbe vergleichen läßt. Von dieser maßgebenden Farbe aus aber ist ein Reichthum an Nüancen sowohl als an Gegensätzen nothwendig.

In der Hauptsache hat der Dichter allerdings nicht nöthig, durch kühles Ueberlegen sich diese Nothwendigkeit deutlich zu machen, denn es ist ein geheimnißvolles Gesetz alles künstlerischen Schaffens, daß ein Gefundenes seinen Gegensatz hervorruft, der Hauptcharakter seinen Gegenspieler, eine Scenenwirkung die contrastirende andere. Zumal den Germanen ist es Bedürfniß in Alles, was sie schaffen, eine gewisse Totalität ihres Empfindens liebevoll und sorgfältig hineinzutragen. Dennoch wird während der Arbeit die prüfende Beurtheilung der Gebilde, welche mit Naturnothwendigkeit einander gefordert haben, wichtige Lücken ergänzen. Denn bei unsern figurenreichen Dramen ist leicht möglich, durch eine Nebenfigur einen Farbenton einzufügen, welcher dem Ganzen sehr wohl thut. Schon bei Sophokles ist die Sicherheit und Zartheit, mit welcher er die Einseitigkeiten seiner Charaktere durch die geforderten Gegensätze ergänzt, in jeder Tragödie zu bewundern; dem Euripides ist dies Harmoniegefühl wieder sehr schwach.

Alle großen Dichter der Germanen von Shakespeare bis Schiller schaffen nach dieser Richtung, im Ganzen betrachtet, mit schöner Festigkeit, und wir begegnen bei ihnen nur selten einer Figur, welche nicht durch ihre Gegenspieler gefordert, sondern durch kalte Ueberlegung eingefügt ist, wie Parricida im Tell. Es ist eine von den Besonderheiten Kleists, daß die Complementärbilder ihm sehr undeutlich kommen; oft verletzt in den Grundlinien und Farben seiner Gestalten die Willkür.

Ganz ebenso steht es mit den scenischen Contrasten der Handlung selbst. Aus demselben innerlichen Drange sind den Germanen z. B. die Liebesscenen der Tragödie entstanden, der lichtvolle und warme Theil, welcher in der Regel die rührenden Momente im Gegensatz zu den erschütternden der Haupthandlung umschließt. Die scenischen Contraste werden aber nicht nur durch den verschiedenartigen Inhalt, auch durch den Wechsel von ausgeführten und verbindenden, von Dialogen und Ensemblescenen hervorgebracht. Bei den Griechen, deren Scenen sich nach Form und Inhalt in weit engerem Kreis bewegten, wird die Abwechslung durch den verschiedenen Bau der Scenen bewirkt, Dialogscenen und Botenscenen werden durch Pathosscenen unterbrochen.

Und nicht nur der scharfe Contrast, auch die Wiederholung desselben scenischen Motivs vermag eine erhöhte Wirkung hervorzubringen, sowohl durch den Parallelismus als durch die feinen Gegensätze zwischen Aehnlichem. Der Dichter hat in diesem Fall mit besonderm Fleiß darauf zu achten, daß er in das wiederkehrende Motiv besondern Reiz lege und vor der Wiederholung die Spannung und Freude daran aufrege. Und er wird dabei ein Gesetz nicht vernachlässigen dürfen, daß auf der Bühne in dem spätern Theil der Handlung auch besonders feine Arbeit nicht leicht ausreicht, eine gesteigerte Wirkung durch Parallelscenen hervorzubringen, falls dieselben eine breitere Ausführung erhalten. Zumal dann ist Gefahr, wenn es besonderer Kunst der Darsteller bedarf, das wiederholte Motiv von einem voraus-

gegangenen kräftig abzuheben. Shakeſpeare liebt die Wiederholung deſſelben Motivs zur Verſtärkung der Wirkungen. Ein gutes Beiſpiel iſt die Schlaftrunkenheit des Lucius im Julius Cäſar, welche in der Verſchwörungsſcene den Gegenſatz in den Stimmungen des Herrn und Dieners und den milden Sinn des Brutus zeigt, und in der großen Zeltſcene faſt wörtlich wiederholt wird. Der zweite Anſchlag deſſelben Accords hat hier die Erſcheinung einzuleiten, ſein weicher Mollklang erinnert den Hörer ſehr ſchön an jene Unglücksnacht und die Schuld des Brutus. Aehnlich wirkt in Romeo und Julie ſowohl durch Gleichklang als durch contraſtirende Behandlung die Wiederholung des Zweikampfes mit tödtlichem Ausgang. Ferner im Othello die wiederkehrenden prächtigen Variationen deſſelben Themas in den kleinen Scenen zwiſchen Jago und Roderigo. Aber nicht immer iſt es dem großen Dichter mit dieſen Wirkungen geglückt. Schon die Wiederholung des Hexenmotivs in der zweiten Hälfte des Macbeth iſt keine Verſtärkung des Effekts. Das Geiſterhafte des Motivs widerſtand der breitern Ausführung. Ein ſehr berühmtes Beiſpiel ſolcher Wiederholung iſt die zweimalige Brautwerbung Richard's III., die Scene an der Bahre und die Unterredung mit Eliſabeth Rivers.*) Daß die Wiederholung hier als charakteriſtiſcher Zug für Richard ſteht, und daß eine bedeutende

*) Die Scene iſt aber durchaus nicht ganz wegzulaſſen, wie wohl geſchieht. Auch die Kürzung muß den Gegenſatz zu der erſteren, die befehlende Härte des Tyrannen, die lauernde Feindſchaft der Mutter und die Täuſchung Richards durch eine von ihm verachtete Frau hervorheben. Wollen unſre Regiſſeure nicht mehr dulden, ſo mögen ſie etwa folgende Kürzung ertragen. Wenn man die Verſe der Schlegel-Tieckſchen Ausgabe von den Worten Richards: „Bleibt, gnädige Frau, ich muß ein Wort Euch ſagen," bis zum Ende der Scene, den Worten Richards: „bringt meinen Liebeskuß, lebt wohl," mit fortlaufenden Ziffern von 1—238 bezeichnet, ſo bleiben folgende Verſe ſtehen: 1—3, 7—9, 34, 39, 60, 97—101, 103, 104, 113, 114, 121—129, 131, 133, 143—160, 210—221, 223, 225—227, 236—238.

Wirkung bezweckt ist, wird schon aus der großen Kunst und breiten Ausführung beider Scenen deutlich. Auch ist die zweite Scene mit größter Liebe behandelt, der Dichter hat darin eine ihm neue und elegante Technik angewandt, er hat sie nach antikem Muster stichisch gehalten. Und unsere Kritik pflegt wohl eine besondere Schönheit des großen Dramas aus dieser Scene zu erklären. In der That ist sie auf der Bühne ein Uebelstand. Die ungeheure Handlung drängt bereits mit einer Gewalt zum Ende, welche dem Zuschauer die volle Empfänglichkeit für die ausgedehnte und zugespitzte Dialektik dieser Unterredung nimmt. — Ein ähnlicher Uebelstand ist im Kaufmann von Venedig für unser Publikum die dreimalige Wiederholung der Wahlscene am Kästchen, die dramatische Bewegung der beiden ersten Scenen ist gering, und die zierliche Eleganz in den Reden der Wählenden nicht reizvoll genug. Shakespeare durfte sich dergleichen rhetorische Feinheiten gern erlauben, weil sein dauerhafteres Publikum an gebildeter höfischer Rede besonderes Behagen fand.

Die Gesetze der dramatischen Handlung sind also folgende:

1. Sie muß eine festgeschlossene Einheit bilden.
2. Sie muß wahrscheinlich sein.
3. Sie muß Wichtigkeit und Größe haben.
4. Sie muß alles für das Verständniß Wichtige in starker Bewegung der Charaktere, in fortlaufender Steigerung der Wirkungen darstellen.

7.

Was iſt tragiſch?

Es iſt bekannt, wie emſig ſeit Leſſing der deutſche Dichter bemüht war, jene geheimnißvolle Eigenſchaft des Dramas zu ergründen, welche man das Tragiſche nannte. Es ſollte der Niederſchlag ſein, welchen die Moral des Dichters in dem Stücke abſetzt und der Dichter ſollte auch durch moraliſche Wirkungen ein Bildner ſeiner Zeit werden; es ſollte eine ethiſche Kraft ſein, womit der Dichter Handlung und Charaktere zu füllen hat, und man war in dieſem Fall nur verſchiedener Meinung über das Weſen des dramatiſchen Ethos. Die Ausdrücke tragiſche Schuld, innere Reinigung, poetiſche Gerechtigkeit ſind bequeme Schlagwörter der Kritik geworden, bei denen man ſo Verſchiedenes denkt. Darin aber war man einig, daß die tragiſche Wirkung des Dramas von der Art und Weiſe abhänge, wie der Dichter ſeine Charaktere durch die Handlung führt, ihnen das Schickſal zutheilt, den Kampf ihres einſeitigen Begehrens gegen die widerſtrebenden Kräfte regiert und endigt.

Da der Dichter ſeine Handlung frei zur Einheit fügt und dieſe Einheit dadurch hervorbringt, daß er die Einzelheiten der dargeſtellten Begebenheiten in vernünftigen innern Zuſammenhang ſetzt, ſo iſt allerdings klar, daß ſich auch die Vorſtellungen des Dichters von menſchlicher Freiheit und Abhängigkeit, ſein Verſtändniß des großen Weltzuſammenhanges, ſeine Anſicht über

Vorsehung und Schicksal in einer poetischen Erfindung ausdrücken müssen, welche Thun und Leiden eines bedeutenden Menschen in großen Verhältnissen aus dem Innern desselben herleitet. Es ist ferner deutlich, daß dem Dichter obliegt, diesen Kampf zu einem Schluß zu führen, welcher die Humanität und Vernunft der Hörer nicht verletzt, sondern befriedigt. Und daß es für die gute Wirkung seines Dramas durchaus nicht gleichgültig ist, ob er sich bei Herleitung der Schuld aus dem Innern des Helden und bei Herleitung der Vergeltung aus dem Zwange der Handlung als ein Mann von gutem Urtheil und richtiger Empfindung bewährt. Aber ebenso deutlich ist, daß Empfindung und Urtheil der Dichter in den verschiedenen Jahrhunderten verschieden, und in den einzelnen Dichtern verschieden nüancirt sein werden. Offenbar wird derjenige nach der Ansicht seiner Zeitgenossen am besten das Schicksal seiner Helden leiten, der in seinem eigenen Leben hohe Bildung, umfassende Menschenkenntniß und einen männlichen Charakter entwickelt hat. Denn was aus dem Drama herausleuchtet, ist nur der Abglanz seiner eigenen Auffassung der größten Weltverhältnisse. Es läßt sich nicht lehren, es läßt sich nicht in das einzelne Drama hineinfügen, wie eine Rolle oder Scene.

Deshalb wird hier als Antwort auf die Frage, wie ein Dichter seine Handlung zusammenfügen müsse, damit sie in diesem Sinne tragisch werde, der ernst gemeinte Rath gegeben, daß er darum wenig zu sorgen habe. Er soll sich selbst zu einem tüchtigen Mann machen, dann mit fröhlichem Herzen an einen Stoff gehen, welcher kräftige Charaktere in großem Kampf darbietet, und soll die wohltönenden Worte, Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung, Andern überlassen. Es ist zuweilen unklarer Most, in ehrwürdige Schläuche gefüllt. Was in Wahrheit dramatisch ist, das wirkt in ernster starkbewegter Handlung tragisch, wenn der ein Mann war, der es schrieb; wo nicht, zuverlässig nicht.

Der eigene Charakter des Dichters bestimmt im Drama

hohen Stils weit mehr die höchsten Wirkungen, als bei irgend einer andern Kunstgattung. Aber der Irrthum früherer Kunsttheorien war, daß sie nur aus Moral oder Ethos des Dramas die eigenthümliche Gesammtwirkung desselben zu erklären suchten, an welcher Wortklang, Gest, Costüm und noch vieles Andere Antheil haben.

Vom Dichter wird das Wort tragisch in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht, es bezeichnet zuerst die eigenthümliche Gesammtwirkung, welche ein gelungenes Drama großen Stils auf die Seelen der Hörer ausübt und zweitens eine bestimmte Klasse von dramatischen Wirkungen, welche an gewissen Stellen des Dramas entweder nützlich oder unentbehrlich sind. Die erstere ist die physiologische Bedeutung des Ausdrucks, die zweite eine technische Bezeichnung.

Schon den Griechen war ein Eigenthümliches in der Gesammtwirkung des Dramas sehr wohl bekannt. Aristoteles hat die besonderen Einflüsse der dramatischen Effekte in das Leben der Zuschauer scharf beobachtet und so gut als eine charakteristische Eigenschaft des Dramas begriffen, daß er sie in seine berühmte Definition der Tragödie aufnahm. Diese Definition: „die Tragödie ist die künstlerische Umbildung einer würdigen und einheitlich abgeschlossenen Begebenheit, welche Größe hat" u. s. w., schließt mit den Worten: „und sie bewirkt durch Erregung von Mitleid und Furcht die Katharsis solcher Gemüthsaffektionen."*) Ausführlich erklärt er an anderer Stelle (Rhetorik II, 8), was Mitleid sei und wodurch dasselbe erregt werde. Mitleid erregend ist ihm das ganze Gebiet menschlicher Leiden, Zu-

*) Hundert Jahre sind vergangen von Lessings Versuch, die Katharsis zu erklären, bis zu der meisterhaften Abhandlung von Bernays. Die Hülfe, welche dieser scharfsinnige Gelehrte dem Verständniß des Aristoteles gebracht hat, dadurch und durch die Entdeckung verlorener Stellen der Poetik, gibt den Deutschen das Recht, von ihm eine neue Recension des Textes zu erbitten.

ſtände und Handlungen, deren Beobachtung das hervorbringt, was wir Rührung und Erſchütterung nennen. Das Wort Katharſis aber, welches als ein Ausdruck der alten Heilkunde die Ableitung von Krankheitsſtoffen, als Ausdruck des Kultus die durch Sühnung hervorgebrachte Befreiung des Menſchen von Befleckendem bezeichnete, iſt ein offenbar von ihm geſchaffener Kunſtausdruck für die ſpezifiſche Wirkung der Tragödie auf die Hörer. Dieſe beſonderen Wirkungen, welche der ſcharfſinnige Beobachter an ſeinen Zeitgenoſſen wahrnahm, ſind nicht mehr ganz dieſelben, welche die Aufführung eines großen dramatiſchen Kunſtwerks auf unſer Publikum ausübt, aber ſie ſind ihnen nahe verwandt, und es lohnt, den Unterſchied zu beachten.

Wer je an ſich ſelbſt die Wirkungen einer Tragödie beobachtet hat, der muß mit Erſtaunen bemerken, wie die Rührung und Erſchütterung, welche durch die Bewegung der Charaktere verurſacht wird, verbunden mit der mächtigen Spannung, welche der Zuſammenhang der Handlung hervorbringt, das Nervenleben afficiren. Weit leichter als im wirklichen Leben rollt die Thräne, zuckt der Mund; dieſer Schmerz iſt aber zugleich mit kräftigem Wohlbehagen verbunden, während der Hörer Gedanken, Leiden und Schickſale der Helden mit einer Lebendigkeit nachempfindet, als ob ſie ſeine eigenen wären, hat er mitten in der heftigſten Erregung die Empfindung einer ſouverainen Freiheit, welche ihn zugleich hoch über die Ereigniſſe heraushebt, durch welche ſeine Receptionskraft vollſtändig in Anſpruch genommen ſcheint. Er wird nach dem Fallen des Vorhangs trotz der ſtarken Anſtrengung, in welche er durch Stunden verſetzt war, eine Steigerung ſeiner Lebenskraft wahrnehmen, das Auge leuchtet, der Schritt iſt elaſtiſch, jede Bewegung feſt und frei. Auf die Erſchütterung iſt ein Gefühl von freudiger Sicherheit gefolgt, in den Empfindungen der nächſten Stunde iſt ein edler Aufſchwung, in ſeiner Wortfügung energiſche Kraft, die geſammte eigene Produktion iſt ihm geſteigert. Der Ganz großer Anſchauungen

und ſtarker Gefühle, der in ſeine Seele gezogen, liegt wie eine Verklärung auf ſeinem Weſen. Dieſe merkwürdige Ergriffenheit von Leib und Seele, das Herausheben aus den Stimmungen des Tages, das freie Wohlgefühl nach großen Aufregungen iſt genau das, was bei dem modernen Drama der Katharſis des Ariſtoteles entſpricht. Es iſt kein Zweifel, daß ſolche Folge ſceniſcher Aufführungen bei den fein organiſirten Hellenen nach einer zehnſtündigen Anſpannung durch die ſtärkſten Wirkungen geſteigerter und auffallender zu Tage kam.

Die erhebende Einwirkung des Schönen auf die Seele iſt keiner Kunſt ganz fremd, aber das Beſondere, welches durch die Verbindung von Schmerz, Schauer und Behagen mit einer ſtarken Anſpannung der bildenden Phantaſie und Urtheilskraft, und durch die hohe Befriedigung unſerer Forderungen an einen vernünftigen Weltzuſammenhang hervorgebracht wird, iſt der dramatiſchen Poeſie allein eigen. Auch die intenſive Stärke dieſes Effekts iſt bei der Mehrzahl der Menſchen größer, als die Wirkungen, welche durch andere Künſte ausgeübt werden. Nur die Muſik vermag noch heftiger das Nervenleben zu beeinfluſſen, aber die Erſchütterungen, welche der Ton hervorruft, fallen vorzugsweiſe in das Gebiet der unmittelbaren Empfindung, welche ſich nicht zum Gedanken verklärt, ſie ſind ekſtatiſcher und weniger vergeiſtigt.

Allerdings ſind die Wirkungen des Dramas bei uns nicht mehr ganz dieſelben wie zur Zeit des Ariſtoteles. Und er ſelbſt ſagt uns das. Er, der ſo gut wußte, daß die Handlung die Hauptſache im Drama ſei und daß Euripides ſeine Handlungen übel zuſammenfüge, nennt dieſen doch den am meiſten tragiſchen Dichter, d. h. den, welcher die einem Drama eigenthümlichen Effekte am ſtärkſten hervorzubringen wußte. Uns aber macht kaum ein Stück des Euripides ſtarke Totalwirkung, wie ſehr die Seelenſtürme der Helden in einzelnen ſeiner beſſern Dramen erſchüttern. Woher kommt dieſe Verſchiedenheit der Auffaſſung? Euripides war Meiſter in Darſtellung der leidenſchaftlichen Be-

wegung, mit zu geringer Rückſicht auf das Charakteriſtiſche der Perſonen und den vernünftigen Zuſammenhang der Handlung. Den Griechen aber war ihr Drama aus einer Verbindung der Muſik und Lyrik heraufgekommen, es bewahrte über Ariſtoteles hinaus Einiges aus ſeiner erſten Jugend. Das muſikaliſche Element dauerte nicht nur in den Chören, auch dem Helden ſteigerte ſich auf Höhenpunkten die rhythmiſch bewegte Sprache leicht zum Geſange und die Höhenpunkte waren häufig durch breit ausgeführte Pathoeſcenen bezeichnet. Der Totaleindruck der alten Tragödie ſtand alſo zwiſchen dem unſerer Oper und unſeres Dramas, vielleicht der Oper noch näher, er behielt etwas von dem gewaltig Aufwühlenden der Muſik.

Dagegen aber war in der antiken Tragödie eine andere Wirkung nur unvollſtändig entwickelt, welche unſerm Trauerſpiel unentbehrlich iſt. Die dramatiſchen Ideen und Handlungen der Griechen entbehrten eine vernünftige Welterdnung, d. h. eine Fügung der Begebenheiten, welche aus der Anlage und der Einſeitigkeit der dargeſtellten Charaktere vollſtändig erklärt wird. Wir ſind freiere Männer geworden, wir erkennen auf der Bühne kein anderes Schickſal an, als ein ſolches, das aus dem Weſen der Helden ſelbſt hervorgeht. Der moderne Dichter hat dem Zuſchauer die ſtolze Freude zu bereiten, daß die Welt, in welche er ihn einführt, durchaus den idealen Forderungen entſpricht, welche Gemüth und Urtheil der Hörer gegenüber den Ereigniſſen der Wirklichkeit erheben. Menſchliche Vernunft erſcheint in dem modernen Drama als einig und eins mit dem Göttlichen, alles Unbegreifliche der Welterdnung nach den Bedürfniſſen unſeres Geiſtes und Gemüthes umgebildet. Und dieſe Eigenthümlichkeit der Handlung verſtärkt allerdings dem Zuſchauer der beſten modernen Dramen die ſchöne Klarheit und fröhliche Gehobenheit, ſie hilft, ihn ſelbſt auf Stunden größer, freier, edler zu machen. Dies iſt der Punkt, wo der Charakter vorzugsweiſe des modernen Dichters, nicht ſeine Moral, nicht ſein Ethos, ſondern ſeine

freie Männlichkeit größeren Einfluß auf die Totalwirkung einübt, als im Alterthum.

Diese Einheit des Göttlichen und Vernünftigen suchte auch der attische Dichter, aber ihm wurde schwer, sie zu finden. Allerdings leuchtet zuweilen dies freie Tragische auch in einzelnen Dramen des Alterthums auf. Und das ist erklärlich. Denn die Lebensgesetze des poetischen Schaffens bestimmen den Schaffenden lange, bevor die Theorie der Kunst Formeln dafür gefunden hat, und in seinen besten Stunden mag der Dichter eine innere Freiheit und Größe erhalten, welche ihn weit über die Beschränktheiten seiner Zeit hinaushebt. Sophokles regiert einige Male in fast germanischer Weise Charakter und Schicksal seiner Helden. Im Ganzen aber kamen die Griechen nicht über eine Gebundenheit hinaus, welche uns auch bei der stärksten Kunstwirkung als ein Mangel erscheint. Schon das epische Gebiet ihrer Stoffe war für ein freies Regieren der Heldengeschicke durchaus ungünstig. Von Außen greift ein unverwindliches Schicksal in die Handlung ein, Weissagungen und Orakelsprüche wirken auf den Entschluß, zufälliges Unglück schlägt auf die Helden, Unthaten der Eltern bestimmen auch das Schicksal der späteren Nachkommen, die Personificationen der Gottheit treten als Freunde und Feinde in die Handlung ein, zwischen dem, was ihren Zorn aufregt, und den Strafen, welche sie verhängen, ist nach menschlichem Urtheil nicht immer ein Zusammenhang, noch weniger ein vernünftiges Verhältniß. Die Einseitigkeit und Willkür, mit welcher sie herrschen, ist furchtbar und beängstigend, auch wo sie sich einmal mild versöhnen, bleiben sie ein Fremdes. Solcher kalten Uebermacht gegenüber ist demüthige Bescheidenheit des Menschen die höchste Weisheit. Wer fest auf sich selbst zu stehen meint, der verfällt am ersten einer dämonischen Gewalt, welche den Schuldigen wie den Unschuldigen vernichtet. Bei dieser Auffassung, welche im letzten Grunde traurig, finster, zermalmend war, blieb dem griechischen

Dichter nur das Mittel, auch in die Charaktere ſeiner unfreien Helden etwas zu legen, was einigermaßen das Furchtbare, das ſie zu leiden hatten, erklärte. Und die große Kunſt des Sophokles zeigt ſich unter Anderm auch in dieſer Färbung ſeiner Perſonen. Aber nicht immer reicht die weiſe Fügung ſeiner Charaktere hin, um den Verlauf ihres Schickſals zu begründen: ſie bleibt nicht ſelten ein unzureichendes Motiv. Die Größe, welche die antiken Dichter hervorbrachten, lag zunächſt in der Energie der Leidenſchaften, dann in dem Ungeheuren der Conflikte, durch welche ihre Helden niedergeworfen wurden, und in der Strenge, Härte, Rückſichtsloſigkeit und Conſequenz, mit welcher die Charaktere handeln und leiden.

Die Griechen aber fühlten ſehr gut, daß es nicht rathſam ſei, den Zuſchauer nach ſolchen Wirkungen von den Gebilden der ſchönen Kunſt zu entlaſſen. Sie ſchloſſen deshalb die Aufführung des Tages mit einer Parodie, in welcher ſie die ernſten Helden der Tragödie und die Conflikte derſelben mit übermüthigem Scherz behandelten und zuſammenwarfen. Die Satyrſpiele waren ein äußerliches Mittel, um die Erfriſchung hervorzubringen, welche für uns in den Wirkungen der Tragödie ſelbſt liegt.

Aus dieſen Gründen gilt von jener Definition des Ariſtoteles der letzte Satz nicht ohne Einſchränkungen für unſer Drama. Ihm wie uns iſt Hauptwirkung des Dramas die Entladung von den trüben und beengenden Stimmungen des Tages, welche uns durch den Jammer und das Fürchterliche in der Welt kommen. Aber wenn er dieſen Befreiungsprozeß — an anderer Stelle — dadurch zu erklären weiß, daß der Menſch das Bedürfniß habe, ſich gerührt und erſchüttert zu ſehen, und daß die gewaltige Befriedigung und Sättigung dieſes Bedürfniſſes ihm innere Freiheit gebe, ſo iſt dieſe Erklärung allerdings auch für uns nicht unverſtändlich, aber ſie nimmt als den letzten innern Grund dieſes Bedürfniſſes pathologiſche Zuſtände an, wo wir fröhliche Rührigkeit der Hörer erkennen.

Denn der letzte Grund jener großen und besonderen Wirkung des Dramas liegt nicht in der passiven Bedürftigkeit des Menschen, sondern in seinem ewigen Drange, zu schaffen und zu bilden. Der dramatische Dichter zwingt den Hörer zum Nachschaffen. Die ganze Welt von Charakteren, von Leid und Schicksal muß der Hörende in sich selbst lebendig machen; während er mit höchster Spannung aufnimmt, ist er zugleich in stärkster und schnellster Produktion. Eine ähnliche Wärme und beglückende Heiterkeit, wie sie der Dichter im Schaffen empfand, erfüllt auch den nachschaffenden Hörer: daher der Schmerz mit Wohlgefühl, daher die Erhebung, welche den Schluß des Werkes überdauert. Und diese Aufregung der productiven Kräfte wird bei dem modernen Drama allerdings noch von einem milderen Licht durchstrahlt. Denn eng damit verbunden ist uns die beglückende Empfindung von dem Vernünftigen, den innersten Forderungen unserer Natur Gemäßen in den schwersten Schicksalen und Leiden des Menschen. Der Hörer fühlt und erkennt, daß die Gottheit, welche sein Leben regiert, auch wo sie das einzelne menschliche Dasein zerbricht, in liebevollem Bündniß mit dem Menschengeschlecht handelt, und er selbst fühlt sich schöpferisch gehoben, als einig mit der großen weltregierenden Gewalt.

So ist die Totalwirkung des Dramas, das Tragische, bei uns jener griechischen verwandt, nicht mehr ganz dieselbe. Der Grieche lauschte in der grünen Jugendzeit des Menschengeschlechts nach den Tönen des Proscениums, erfüllt von dem heiligen Rausch des Dionysos, der Germane schaut in die Welt des Scheins, nicht weniger bewegt, aber als ein Herr der Erde; das Menschengeschlecht hat seitdem eine lange Geschichte durchlebt, wir Alle sind durch historische Wissenschaft erzogen.

Aber nicht nur die Gesammtwirkung des Dramas bezeichnet man durch das Wort tragisch. Der Dichter der Gegenwart und zuweilen auch das Publikum gebrauchen das Wort in engerem

Bedeutung. Wir verſtehen darunter auch eine beſondere Art der dramatiſchen Wirkungen.

Wenn an einem Punkt der Handlung plötzlich, unerwartet, im Contraſt zu dem Vorhergehenden etwas Trauriges, Finſteres, Schreckliches eintritt, das wir doch ſofort als aus der cauſalen Verbindung der Ereigniſſe hervorgegangen und aus den Vorausſetzungen des Stückes als vollſtändig begreiflich empfinden, ſo iſt dies Neue ein tragiſches Moment. Das tragiſche Moment muß alſo folgende drei Eigenſchaften haben: 1) Es muß wichtig und folgenſchwer für den Helden ſein, 2) es muß unerwartet auffſpringen, 3) es muß durch eine dem Zuſchauer ſichtbare Kette von Nebenvorſtellungen in vernünftigem Zuſammenhange mit früheren Theilen der Handlungen ſtehen. Nachdem die Verſchworenen den Cäſar getötet und ſich, wie ſie meinen, den Antonius verbündet haben, wiegelt Antonius durch ſeine Rede dieſelben Römer, für deren Freiheit Brutus den Mord begangen hat, gegen die Mörder auf. Als Romeo ſich mit Julia vermählt hat, iſt er in die Nothwendigkeit verſetzt, ihren Vetter Tybalt im Zweikampf zu töten, und wird verbannt. Als Maria Stuart der Eliſabeth ſo weit genähert iſt, daß eine verſöhnende Zuſammenkunft der beiden Königinnen möglich wird, entbrennt zwiſchen beiden ein Zank, der tödtlich für Maria wird. Hier ſind die Rede des Antonius, der Tod des Tybalt, der Zank der Königinnen die tragiſchen Momente. Ihre Wirkung beruht darauf, daß der Zuſchauer das Bedeutungsvolle als überraſchend und doch in feſtem Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden begreift. Die Rede des Antonius empfindet der Hörer lebhaft als eine Folge des Unrechts, welches die Verſchworenen gegen Cäſar geübt haben, durch die Stellung des Antonius zu Cäſar und ſein Verhalten in der vorausgegangenen Dialogſcene mit den Verſchworenen wird ſie zugleich als nothwendige Folge der Schonung und des kopfloſen und verſchnellen Vertrauens, welches die Mörder ihm ſchenken, begriffen. Daß

Romeo den Tybalt töten muß, wird augenblicklich als unvermeidliche Folge des tötlichen Familienzwistes und des Zweikampfs mit Mercutio verstanden; den Streit der beiden Königinnen faßt der Hörer sogleich als natürliche Folge des Stolzes, Hasses und der alten Eifersucht.

In derselben technischen Bedeutung wird das Wort tragisch zuweilen auch auf Ereignisse des wirklichen Lebens angewandt. Die Thatsache z. B., daß Luther, der starke Kämpfer für die Freiheit der Gewissen, in der letzten Hälfte seines Lebens selbst ein inteleranter Beherrscher der Gewissen wurde, enthält, so hingestellt, nichts Tragisches. In Luther mag sich übergroße Herrschsucht entwickelt haben, er mag altersschwach geworden sein u. s. w. Von dem Augenblick aber, wo uns durch eine Reihe von Nebenverstellungen klar wird, daß diese Intoleranz die nothwendige Folge desselben ehrlichen rücksichtslosen Ringens nach Wahrheit war, welches die Reformation durchgesetzt hat, daß dieselbe fromme Festigkeit, mit welcher Luther seine Auffassung der Bibel der römischen Kirche gegenüberhielt, ihn dazu brachte, diese Auffassung gegen abweichendes Urtheil zu vertreten, daß ihm, wenn er in seiner Stellung außerhalb der Kirche nicht verzweifeln wollte, nur übrig blieb, starrköpfig den Buchstaben seiner Schrift festzuhalten, — von dem Augenblick also, wo wir den innerlichen Zusammenhang seiner Unduldsamkeit mit allem Guten und Großen seiner Natur begreifen, macht diese Verwüsterung seines späteren Lebens den Eindruck des Tragischen. Ebenso bei Cromwell, dem zweiten dramatischen Charakter der neuern Geschichte. Daß der Demagog als Tyrann regierte, wirkt wieder an sich nicht tragisch. Daß er es aber wider seinen Willen that und thun mußte, weil die Parteistellung, durch welche er heraufgekommen war und sein Antheil an der Hinrichtung des Königs die Herzen der Gemäßigten gegen ihn empört hatte, daß der starke Held aus dem Zwange, den ihm sein früheres Leben auflegte, sich nicht loszuringen vermochte,

das macht die Schatten, welche durch die ungesetzliche Herrschaft in sein Leben fielen, für uns tragisch. Daß Conradin, das Hohenstaufenkind, einen Haufen zusammenrafft und in Italien von seinem Gegner erschlagen wird, das ist nicht dramatisch und in keiner Bedeutung des Wortes tragisch. Ein schwacher Jüngling mit geringen Hülfsmitteln, — es war in der Ordnung, daß er unterlag. Wenn uns aber in die Seele fällt, daß der Jüngling nur dem alten Zug seines Geschlechtes nach Italien folgt, daß demselben Zuge fast alle großen Fürsten seines Hauses unterlegen sind und daß dieser Zug eines Kaisergeschlechts nichts Zufälliges ist, sondern auf der uralten historischen Verbindung Deutschlands mit Italien ruht, so erscheint uns der Tod Conradin's allerdings tragisch, nicht für seine Person, sondern als letzter Ausgang der größten Herrenfamilie jener Zeit.

Mit besonderem Nachdruck muß noch einmal hervorgehoben werden, daß das tragische Moment in seinem vernünftigen causalen Zusammenhange mit den Grundbedingungen der Handlung verstanden werden muß. Für unser Drama haben solche Ereignisse, welche unbegreiflich eintreten, Zwischenfälle, deren Relation zur Handlung sich geheimnißvoll verhüllt, Einflüsse deren Bedeutung auf abergläubischen Vorstellungen beruht, Motive, die aus dem Traumleben genommen sind, Prophezeiungen, Ahnungen nur sehr untergeordnete Bedeutung. Wenn ein Familienbild vom Nagel fällt, wenn ein Dolch, der zu einer Unthat verwendet wurde, mit einem mystisch fortwirkenden Fluch behaftet erscheint, bis er auch dem Mörder den Tod bringt, so sind dergleichen Versuche die tragische Wirkung auf einen innern Zusammenhang zu begründen, der uns unverständlich ist oder unvernünftig erscheint, für das freie Geschlecht der Gegenwart unleidlich. Was uns als Zufall, selbst als überraschender entgegentritt, ziemt nicht für große Effekte der Bühne. Es ist erst einige Jahrzehnte her, daß in Deutschland neben vielem Andern auch die Verwerthung solcher Motive versucht wurde.

Die Hellenen waren, nebenbei bemerkt, in Benutzung dieſer irrationalen Momente zu tragiſcher Wirkung etwas weniger wähleriſch. Sie mochten ſich auch einmal damit begnügen, wenn der innere Zuſammenhang eines plötzlich eintretenden tragiſchen Momentes nur ahnungsvolle Schauer erweckte. Wenn Ariſtoteles als ein in dieſer Richtung wirkſames Beiſpiel anführt, daß die einem Manne errichtete Bildſäule im Umfallen den erſchlug, der an dem Tode des Mannes ſchuld war, ſo würden wir zwar im Leben des Tages ſolchen Zufall als bedeutſam empfinden, für die Kunſt würden wir ihn nicht mit Erfolg verwerthen. Sophokles weiß auch bei ſolchen Momenten den natürlichen logiſchen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung hervorzuheben, ſoweit ſeine Mythen das irgend geſtatteten. Sehr merkwürdig iſt z. B. die Art und Weiſe, wie er die giftige Wirkung des Neſſeskleides, welches Deianeira dem Herakles ſendet, mit ſehr realiſtiſcher Ausführlichkeit erklärt.

Das tragiſche Moment iſt aber im Drama eine einzelne von vielen Wirkungen. Sie kann einmal eintreten, wie in der Regel geſchieht, ſie kann in demſelben Stück öfter angewandt werden. So hat Romeo und Julie drei tragiſche Momente: den Tod des Tybalt nach der Vermählung, die Verlobung der Julia mit Paris nach der Brautnacht, den Tod des Paris vor der Kataſtrophe. Die Stellung, welche dies Moment im Stücke einnimmt, iſt nicht immer dieſelbe, ein Punkt aber iſt vorzugsweiſe dafür geeignet, ſo daß die Fälle, in denen es einen andern Platz fordert, als Ausnahme betrachtet werden können. Und es iſt zweckmäßig im Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden darüber zu reden, obgleich die Theile des Dramas erſt im folgenden Capitel beſprochen werden.

Der Punkt, von welchem ab die That des Helden auf denſelben zurückwirkt, iſt einer der wichtigſten im Drama. Dieſer Beginn der Reaction, mit dem Höhepunkt zuweilen in einer Scene verbunden, iſt, ſo lange es eine dramatiſche Kunſt giebt,

beſonders ausgezeichnet werden. Die Befangenheit des Helden und die verhängnißvolle Lage, in welche er ſich gebracht hat, ſoll in demſelben eindringlich dargeſtellt werden, zugleich aber hat dieſes Moment die Aufgabe, für den zweiten Theil des Stückes neue Spannung hervorzubringen, umſomehr, je glänzender der äußere Erfolg des Helden bis dahin geweſen iſt und je energiſcher die Scene des Höhenpunktes denſelben abgeſchloſſen hat. Was jetzt in das Stück tritt, muß alle die Eigenſchaften haben, welche eben auseinandergeſetzt wurden, es muß als ſcharfer Gegenſatz eintreten, es muß nicht zufällig, es muß folgenſchwer ſein. Deshalb wird es Wichtigkeit und eine gewiſſe Größe haben müſſen. Dieſe Scene des tragiſchen Momentes folgt entweder der Scene des Höhenpunktes unmittelbar wie die Verzweiflung der Julia auf den Abſchied Romeo's, oder durch eine Zwiſchenſcene verbunden, wie die Rede des Antonius auf die Ermordung des Cäſar; oder ſie iſt mit der Scene des Höhenpunktes zu einer Einheit zuſammengekoppelt, wie in Maria Stuart oder ſie iſt gar durch einen Aktſchluß davon getrennt, wie in Kabale und Liebe, wo das Briefſchreiben Louiſens den Höhenpunkt bezeichnet, die Ueberzeugung Ferdinands von der Untreue der Geliebten das tragiſche Moment.

Solche Scenen ſtehen faſt immer noch im dritten Akt unſerer Stücke, weniger wirkſam im Beginn des vierten.

Sie ſind allerdings dem Trauerſpiel nicht unbedingt nothwendig, es iſt ſehr wohl möglich, die wachſende Reaktion durch mehre Schläge in allmäliger Verſtärkung zu leiten. Dies wird zumeiſt da der Fall ſein, wo die Kataſtrophe durch Gemüthsproceſſe des Helden bewirkt wird, wie im Tell.

Es iſt für uns Moderne von Intereſſe zu erkennen, wie wichtig den Griechen dieſes Eintreten des tragiſchen Momentes in die Handlung war. Es war unter anderem Namen genau dieſelbe Wirkung, und ſie wurde durch die attiſche Kritik noch bedeutſamer hervorgehoben, als uns nöthig iſt. Auch ihren

Tragödien war dies Moment nicht unentbehrlich, aber es galt für eine der schönsten und wirkungsvollsten Erfindungen. Ja sie unterschieden diese Wirkung darnach, ob sie in der Handlung selbst oder in der Stellung der Hauptcharaktere zu einander eine Wendung hervorbrachte und hatten für jeden dieser Fälle besondere Benennungen, offenbar Ausdrücke der alten Dichterwerkstatt, welche uns ein glücklicher Zufall in der Poetik des Aristoteles erhalten hat.*)

Peripetie heißt den Griechen das tragische Moment, welches die Handlung durch das plötzliche Einbrechen eines zwar unverborgenen und überraschenden, aber in der Anlage der Handlung bereits gegründeten Ereignisses in das Gegentheil umwirft. Solche Peripetiescenen sind im Philoktet des Sophokles die Wandlung in den Ansichten des Neoptolemos, im König Oedipus die Berichte des Boten und des Hirten an Jocaste und den König, in den Trachinierinnen der Bericht des Hyllos an Deianeira über die Wirkung des Nessoskleides. Vorzugsweise durch dieses Moment wurde eine kräftige Bewegung des zweiten Theils hervorgebracht und die Athener unterschieden sorgfältig

*) Leider zum Theil in Trümmern. Von den Kapiteln über περιπέτεια und ἀναγνώρισις sind Kap. 9. 10. 11 nur in Auszug erhalten, in Kap. 9 ist grade an der Stelle eine Lücke, wo die innere Nothwendigkeit dieser Scenen auseinander gesetzt wird. Nur Kap. 16 scheint ziemlich vollständig bewahrt. Es gehört dem Zusammenhang nach hinter Kap. 12 und man darf zweifeln, ob es nur durch die Abschreiber verstellt oder schon vom Verfasser da eingeordnet wurde, wo er die Charaktere bespricht.

Viele technischen Ausdrücke werden noch jetzt nicht immer richtig verstanden. Peripetie bezeichnet durchaus nicht den letzten Theil der Handlung vom Höhepunkt abwärts, welcher bei Aristoteles Katastasis heißt, sondern es ist nur, was hier tragisches Moment genannt wird, eine einzelne Scenenwirkung, zuweilen nur Theil einer Scene. — Das Kapitel über die Anagnorisis aber, eins der lehrreichsten in der Poetik, weil es Einblick in die handwerksmäßige Methode der Tragikerarbeit gewährt, schien gar einmal den Herausgebern unecht

Tragödien mit und ohne Peripetie. Die mit Peripetie galten im Ganzen betrachtet für die beſſern. Nur darin unterſcheidet ſich dies Moment der antiken Handlung von dem entſprechenden modernen, daß es nicht nothwendig eine unheilvolle Wendung bezeichnete, weil die antike Tragödie durchaus nicht immer traurigen Ausgang hatte, ſondern eben ſo gut den plötzlichen Umſchwung zum Beſſeren.

Kaum geringere Bedeutung beanſpruchten die Scenen, in denen die Stellung der handelnden Perſonen zu einander plötzlich geändert wurde und zwar dadurch, daß ſich eine neue wichtige Beziehung zwiſchen ihnen auftat. Dieſe Scenen der Anagnoriſis, Erkennungsſcenen, waren es vorzugsweiſe, in denen die gemüthlichen Relationen der Helden zu einander in großartiger Ausführung ſichtbar wurden. Und da die griechiſche Bühne unſre Liebesſcenen nicht kannte, ſo nahmen ſie eine ähnliche Stellung ein, obgleich nicht immer Zuneigung, auch Haß in ihnen aufbrannte. Gelegenheit zu ſolchen Scenen aber boten die Stoffe der Hellenen ſehr reichlich. Die Helden der griechiſchen Sage ſind faſt ohne Ausnahme ein umherſchweifendes Geſchlecht. Ausziehen und wiederkehren, Freunde und Feinde unerwartet finden, gehörte zu den häufigſten Zügen der Sage. Faſt jeder Sagenkreis enthält Kinder, welche ihre Eltern nicht kannten, Gatten, welche nach längerer Trennung einander unter bedenklichen Umſtänden wiederſahen, Gaſtfreunde und Feinde, welche Namen und Abſicht klug zu verhüllen ſuchten. Deshalb wurde bei vielen ſtoffen Scenen der Begegnung, des Wiederfindens, der Erinnerung an bedeutungsvolle Ereigniſſe der Vergangenheit, von entſcheidender Wichtigkeit. Und nicht nur das Wiedererkennen von Menſchen, auch das Erkennen einer Gegend, einer beziehungsvollen Sache konnte Motiv für eine ſtarke Bewegung werden. Solche Scenen gaben dem antiken Dichter eine willkommene Gelegenheit zur Darſtellung von Contraſten der Empfindung und zu den beliebten pathetiſchen Ausführungen, in welchen

das heftig erregte Gefühl in langen Wellen ausſtrömte. Die Frau, welche einen Feind tödten will und vor oder nach der That den eigenen Sohn erkennt; der Sohn, welcher in der Todfeindin ſeine Mutter wiederfindet, wie Jon; die Prieſterin, welche den fremden Mann opfern ſoll und in ihm den Bruder erräth, wie Iphigeneia; die Schweſter, welche den todten Bruder betrauert und im Ueberbringer des Aſchenkruges den lebenden zurückerhält, wie Elektra; die Amme des Odyſſeus, welche in einem Bettler den heimkehrenden Herrn an der Narbe des Fußes herausfindet, ſind einige von den zahlreichen Beiſpielen. Häufig wurden ſolche Erkennungsſcenen zu Peripetiemomenten, wie die oben erwähnten Berichte des Boten und des Hirten für das Königspaar von Theben. Bei Ariſtoteles mag man nachleſen, wie wichtig den Griechen die Umſtände waren, durch welche die Erkennung veranlaßt wurde, ſie werden von dem großen Philoſophen genau nach ihrem inneren Werthe abgewogen und geſchätzt. Und es macht fröhlich zu ſehen, daß auch ſchon dem Griechen nicht zufällige äußere Merkmale für kunſtgemäße Motive galten, ſondern innere Bezüge zwiſchen den Erkennenden, welche ſich ungezwungen und charakteriſtiſch für beide in der Dialogſcene offenbarten. Grade hier wird uns ein Einblick, wie fein und ausgebildet die Theaterkritik der Griechen war, und wie ſcrupulös ſie vor einem neuen Drama auf das achtete, was ihr für ſchöne Wirkung galt.

Zweites Kapitel.

Der Bau des Dramas.

1.

Spiel und Gegenspiel.

Das Drama stellt in einer Handlung durch Charaktere, vermittelst Wort, Stimme, Geberde diejenigen Seelenprozesse dar, welche der Mensch vom Aufleuchten eines Eindrucks bis zu leidenschaftlichem Begehren und zur That durchmacht, sowie die Seelenprozesse, welche durch eigene und fremde That aufgeregt werden.

Der Bau des Dramas soll diese beiden Gegensätze des Dramatischen zu einer Einheit verbunden zeigen, Ausströmen und Einströmen der Willenskraft, das Werden der That und ihre Reflexe auf die Seele, Satz und Gegensatz, Kampf und Gegenkampf, Steigen und Sinken, Binden und Lösen.

In jeder Stelle des Dramas kommen beide Richtungen des dramatischen Lebens, von denen die eine die andere unablässig fordert, in Spiel und Gegenspiel zur Geltung; aber auch im Ganzen wird die Handlung des Dramas und die Gruppirung seiner Charaktere dadurch zweitheilig. Der Inhalt des Dramas ist immer ein Kampf mit starken Seelenbewegungen, welchen der Held gegen widerstrebende Gewalten führt. Und wie der Held ein starkes Leben in gewisser Einseitigkeit und Befangenheit ent-

halten muß, ſo muß auch die gegenſpielende Gewalt durch menſchliche Vertreter ſichtbar gemacht werden.

Es iſt hier gleichgültig, auf welcher Seite der Kämpfenden die höhere Berechtigung liegt, ob Spieler oder Gegenſpieler mehr von Sitte, Geſetz, Tradition ihrer Zeit und der Gegenwart des Dichters enthalten, in beiden Parteien mag Gutes und Schlechtes, Kraft und Schwäche verſchieden temperirt ſein. Beide aber müſſen einen allgemein menſchlichen Inhalt haben. Und immer muß der Hauptheld ſich vor den Gegenſpielern kräftig abheben, der Antheil, welchen er für ſich in Anſpruch nimmt, muß der größere ſein, um ſo mehr, je vollſtändiger das letzte Reſultat des Kampfes ihn als Unterliegenden zeigt.

Dieſe zwei Haupttheile des Dramas ſind durch einen Punkt der Handlung, welcher in der Mitte derſelben liegt, feſt verbunden. Dieſe Mitte, der Höhenpunkt des Dramas iſt die wichtigſte Stelle der Conſtruktion, bis zu ihm ſteigt, von ihm ab fällt die Handlung. Es iſt nun entſcheidend für die Beſchaffenheit des Dramas, welche von den beiden Brechungen des dramatiſchen Lichts in den erſten, und welche in den zweiten Theil als die vorherrſchende geſetzt wird, ob das Ausſtrömen oder Einſtrömen, das Spiel oder das Gegenſpiel den erſten Theil erhält. Beides iſt erlaubt, beide Conſtruktionen vermögen ihre Berechtigung an Dramen von höchſtem Werth nachzuweiſen. Und dieſe beiden Methoden ein Drama zu bilden ſind höchſt charakteriſtiſch geworden für die einzelnen Dichter und die Zeit, in welcher ſie lebten.

Entweder nämlich wird die Hauptperſon, der Held des Stücks ſo eingeführt, daß ſich Weſen und Eigenthümlichkeit deſſelben noch unbefangen ausſpricht, gewöhnlich in den Momenten, wo durch eine äußere Anregung oder innere Gedankenverbindung in ihm der Beginn eines gewaltigen Gefühls oder Wollens zur Darſtellung kommt. Die innere Bewegung, die leidenſchaftliche Spannung, das Begehren des Helden ſteigert

ſich, neue Momente, fördernd oder hemmend, verſtärken ſeine Befangenheit und den Kampf, ſiegreich ſchreitet der Hauptcharakter vor bis zu einem imponirenden Moment, in welchem die volle Energie ſeines Gefühls und Wollens ſich zu einer „That" koncentrirt, durch welche die hohe Spannung des Individuums für den Augenblick gelöſt wird. Von da beginnt eine Umkehr der Handlung: der Held erſchien bis dahin in einſeitigem, aber erfolgreichem Begehren, von innen nach außen wirkend, die Lebensverhältniſſe, in denen er auftrat, mit ſich verändernd. Von dem Höhenpunkt wirkt das, was er gethan hat, auf ihn ſelbſt zurück und gewinnt Macht über ihn; die Außenwelt, welche im Aufſteigen des leidenſchaftlichen Kampfes durch den Helden beſiegt wurde, erhebt ſich zum Kampfe gegen ihn. Immer ſtärker und ſiegreicher wird dieſe Reaktion, bis ſie zuletzt in der Schlußkataſtrophe mit unwiderſtehlicher Gewalt die Helden unterliegen macht. Auf ſolche Kataſtrophe folgt ſchnell das Ende des Stückes, die Situation, wo die Wiederherſtellung der Ruhe nach dem Kampfe ſichtbar wird.

Bei dieſer Conſtruktion ſieht man zuerſt das Werden der Aktion, dann die Wirkungen der Reaktion, der erſte Theil wird beſtimmt durch die aus der Tiefe des Helden herausbrechenden Forderungen, der zweite durch die Gegenforderungen, welche die heftig aufgeregte Umgebung erhebt. Dies iſt der Bau der Antigone, des Ajas, aller großen Tragödien Shakeſpeare's mit Ausnahme des Othello und Lear, dann der Jungfrau, der Doppeltragödie Wallenſtein.

Die andere Conſtruktion des Dramas dagegen ſtellt den Helden beim Beginn in verhältnißmäßiger Ruhe unter Lebensbedingungen dar, welche fremden Gewalten einen Einfluß auf ſein Inneres nahe legen. Dieſe Gewalten, die Gegenſpieler, arbeiten mit geſteigerter Thätigkeit ſo lange in die Seele des Helden, bis ſie denſelben auf dem Höhenpunkt in eine verhängnißvolle Befangenheit verſetzt haben, von welcher ab der Held

in leidenschaftlichem Drange, begehrend, handelnd abwärts bis zur Katastrophe stürzt.

Dieser Bau benützt die Gegenspieler, um die starke Bewegung der Hauptspieler zu motiviren; das Verhältniß der Hauptfiguren zu der Idee des Dramas ist ein durchaus anderes, sie treiben nicht, sondern werden getrieben.

Beispiele für diese Construktionen sind König Oedipus, Othello, Lear, Emilia Galotti, Clavigo, Kabale und Liebe.

Es könnte scheinen, daß diese zweite Methode der Dramenbildung die wirksamere sein müsse. Allmälig, in detaillirter Ausführung sieht man die Konflikte, durch welche das Leben der Helden gestört wird, ihr Inneres bestimmen. Grade da, wo der Zuschauer kräftige Steigerung der Effekte fordert, tritt die vorbereitete Bewegung der Hauptcharaktere ein, Spannung und Interesse, die in der zweiten Hälfte des Dramas schwerer zu erhalten sind, bleiben auf die Hauptpersonen koncentrirt, der stürmische und unaufhaltsame Fortschritt nach abwärts ist gewaltigen und erschütternden Wirkungen besonders günstig. Und in der That sind Stoffe, in denen eine Alles niederwerfende Leidenschaft herrscht, die den Helden bis zur Selbstvernichtung treibt, für solche Behandlung vorzugsweise günstig.

Aber das beste dramatische Recht hat diese Methode des Baues dennoch nicht, und es ist kein Zufall, daß die größten Stücke von solcher Construktion bei tragischem Ausgang dem Hörer in die Bewegung und Erschütterung leicht eine quälende Empfindung mischen, welche Freude und Erfrischung verringert. Denn sie zeigen den Helden nicht vorzugsweise als thatkräftige, angreifende Natur, sondern als einen Empfangenden, Leidenden, der übermächtig bestimmt wird durch das Gegenspiel, das von Außen in ihn schlägt. Die höchste Gewalt einer Menschenkraft, das was am unwiderstehlichsten die Herzen der Zuhörer fortreißt, ist zu allen Zeiten der kühne Sinn, der rücksichtslos sein eigenes Innere den Gewalten, welche ihn umgeben, gegenüberstellt. Das

Wesen des Dramas ist Kampf und Spannung, je früher diese durch den Haupthelden selbst hervorgerufen und geleitet werden, desto besser.

Es ist wahr, die erste Construktion des Dramas bringt eine Gefahr, welche auch durch das Genie nicht in jedem Falle siegreich überwunden wird. Bei ihr ist in der Regel der erste Theil des Dramas, der den Helden in gesteigerter Spannung bis zum Höhenpunkt hinauftreibt, in seinem Erfolge gesichert, aber der zweite Theil, welcher doch die größern Wirkungen fordert, hängt zumeist von dem Gegenspiel ab, und dies Gegenspiel muß hier selbst in heftigerer Bewegung und in verhältnißmäßig größerer Berechtigung motivirt werden. Das mag die Aufmerksamkeit zerstreuen anstatt sie zu steigern. Dazu kommt, daß der Held grade im Kern seines Handelns schwächer erscheinen muß als die gegenwirkenden Gestalten. Auch dadurch mag das Interesse an ihm verringert werden. Aber trotz dieser Schwierigkeit darf der Dichter nicht in Zweifel sein, welcher Construktion er den Vorzug zu geben hat. Seine Arbeit wird schwerer, es gehört bei solcher Anlage große Kunst dazu, die letzten Akte gut zu machen. Aber Talent und gutes Glück sollen das überwinden. Und die schönsten Kränze, welche die dramatische Kunst zu geben vermag, sinken auf das gelungene Werk. Allerdings ist der Dichter hierbei von seinem Stoff abhängig, der in der Regel keine Wahl läßt. Deßhalb ist eine der ersten Fragen, welche der Dichter an einen lockenden Stoff zu stellen hat, ob derselbe im Spiel oder Gegenspiel aufsteigt.

Es ist belehrend, in dieser Beziehung die großen Dichter zu vergleichen. Von den wenigen Dramen des Sophokles, die uns erhalten sind, gehört die Mehrzahl (5) denen an, wo der Hauptspieler die Führung hat, wie ungünstig auch sein Gebiet epischer Stoffe für die freie Selbstbestimmung der Individuen war. — Die höchste Kraft und Kunst aber bewährt hier Shakespeare. Er vorzugsweise ist der Dichter der schnell entschlossenen Cha-

raktere, Lebensfeuer und Mark, gedrungene Energie und hochgespannte männliche Kraft seiner Helden treiben gleich nach der Eröffnungsscene die Stücke in schneller Steigerung aufwärts.

In schneidendem Gegensatz zu ihm steht die Neigung der großen deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts. Sie lieben breites Motiviren, sorgfältiges Begründen des Ungewöhnlichen. In mehren ihrer Dramen sieht es aus, als würden ihre Helden ruhig in gemäßigter Stimmung, in unsichern Verhältnissen beharren, wenn man sie nur ließe. Und wie den meisten Heldencharakteren der Deutschen fröhliche Kraft, hartes Selbstvertrauen und schneller Entschluß zur That fehlen, so stehn sie auch in der Handlung unsicher, grübelnd, zweifelnd, mehr durch äußere Verhältnisse als durch rücksichtsloses Fordern fortbewegt. Das ist bedeutungsvoll für die Bildung des vorigen Jahrhunderts, für Kultur und Seelenleben eines Volkes, dem das fröhliche Gedeihen, ein öffentliches Leben, Selbstregierung so sehr fehlten. Sogar Schiller, welcher doch heftige Leidenschaften aufzuregen weiß, liebt es den Gegenfiguren im ersten Theil, den Hauptheldeu erst im zweiten vom Höhenpunkt abwärts die Führung zu geben. So werden in Kabale und Liebe Ferdinand und Luise durch die Intriguanten fortgestoßen, erst von der Scene zwischen Ferdinand und dem Präsidenten, nach dem tragischen Moment, übernimmt Ferdinand die Führung bis zum Ende. Noch schlechter steht der Held Don Carlos zu der Handlung seines Stückes, er wird sowohl in der steigenden, als in der fallenden Hälfte bevormundet. In Maria Stuart aber hat die Heldin allerdings die verhängnißvolle Leitung ihres Schicksals bis zum Höhenpunkt, der Gartenscene, insofern sie die Stimmungen ihrer Gegenspieler beherrscht; das vorwärts treibende Element sind, wie durch den Stoff geboten war, die Intriguanten und Elisabeth.

Weit bekannter, aber von geringerer Bedeutung für die Construktion des Dramas ist der Eintheilungsgrund, welcher

von der Wendung, welche das Geſchick des Helden erfährt, und von dem Inhalt der Kataſtrophe hergenommen wird. Die moderne Bühne der Deutſchen unterſcheidet bekanntlich zwei Arten des ernſten Dramas, Trauerſpiel und Schauſpiel. Die conſequente Unterſcheidung in dieſem Sinne iſt auch bei uns nicht alt, ſie iſt auf den Repertoiren erſt ſeit Iffland durchgeführt. Und wenn man jetzt auf der Bühne zuweilen Luſtſpiel, Schauſpiel und Trauerſpiel als drei verſchiedene Arten der recitirenden Darſtellung einander gegenüberſtellt, ſo iſt doch das Schauſpiel ſeinem Weſen nach keine dritte coordinirte Art des dramatiſchen Schaffens, ſondern eine Unterabtheilung des ernſten Dramas. Die attiſche Bühne hatte nicht den Namen aber die Sache. Schon zur Zeit des Aeſchylos und Sophokles war ein finſterer Ausgang keineswegs der Tragödie unentbehrlich, von ſieben erhaltenen Tragödien des letzteren haben zwei, Aias und Philoktetes, ja, in den Augen der Athener auch Oedipus auf Kolonos, einen milden Schluß, welcher das Schickſal der Helden zum Beſſern wendet. Selbſt bei Euripides, dem die Poetik nachrühmt, daß er düſtern Ausgang liebe, ſind unter ſiebzehn erhaltenen Tragödien außer der Alceſtis noch vier: Helena, Iphigeneia in Tauris, Andromache, Ion, deren Ende dem unſerer Schauſpiele entſpricht; bei mehreren andern iſt der traurige Ausgang zufällig und unmotivirt. Und es ſcheint, daß die Athener bereits denſelben Geſchmack hatten, den wir an unſerm Theaterpublikum kennen, ſie ſahen am liebſten ſolche Tragödien, welche in unſerem Sinn Schauſpiele waren, in denen der Held arg durch das Schickſal gezauſt wurde, aber zuletzt Haut und Haar gerettet davontrug.

Auf der modernen Bühne iſt unleugbar die Berechtigung des Schauſpiels noch größer geworden. Edler und freier faſſen wir die Menſchennatur, wir vermögen reizvoller, wirkſamer und detailirter innere Kämpfe des Gewiſſens, entgegenſtehende Ueberzeugungen zu ſchildern. In einer Zeit, welche auch in bürgerlichem Leben auf Abſchaffung der Todesſtrafe denkt, ſind die

Toten am Ende des Stückes, so scheint es, leichter zu entbehren; wir trauen in der Wirklichkeit einer starken Menschenkraft zu, daß sie die Pflicht des Lebens sehr hoch halte, auch schwere Missethat nicht durch den Tod, sondern durch ein reineres Leben büße. Aber diese veränderte Auffassung des irdischen Daseins kommt dem Drama nicht nach jeder Richtung zu Gute. Es ist wahr, der tötliche Ausgang ist zumal bei modernen Stoffen weniger Bedürfniß als bei dramatischer Behandlung epischer Sagen oder älterer historischen Begebenheiten. Aber nicht, daß der Held zuletzt am Leben bleibt, macht ein Stück zum Schauspiel, sondern daß er aus den Kämpfen als Sieger oder durch einen Compromiß mit seinem Gegensatze versöhnt, hervorgeht. Ist er am Ende der unterliegende, muß er gebrochen werden, so behält das Stück nicht nur den Charakter, sondern auch den Namen eines Trauerspiels. Der Prinz von Homburg ist Schauspiel, Tasso eine Tragödie.

Dagegen hat das moderne Drama in den Kreis seiner Stoffe ein weites Gebiet aufgenommen, welches der ältern Tragödie der Griechen, ja in der Hauptsache noch der Kunst Shakespeare's fremd war, das bürgerliche Leben, die Conflikte unserer Gesellschaft. Kein Zweifel, daß auch sie eine große tragische Behandlung möglich machen und daß diese ihnen noch viel zu wenig zu Theil geworden ist; aber das Genrehafte, Zahme und Rücksichtsvolle, welches dieser Gattung von Stoffen in der Regel anhängt, gibt auch der künstlerischen Auffassung völlige Berechtigung, welche andere als tötliche Kämpfe und solche Conflikte vorführt, denen wir im wirklichen Leben eine versöhnende Ausgleichung zutrauen und wünschen. Bei der breiten und populären Ausdehnung, welche diese Behandlung gewonnen hat, gilt hier zweierlei hervorzuheben. Erstens, daß die Gesetze für Construktion des Schauspiels und Bau der Charaktere in der Hauptsache dieselben sind, wie für das Trauerspiel, und daß es für den Schaffenden nützlich ist, diese Gesetze aus dem Drama hohen

Stils zu erkennen, wo ſie am kräftigſten wirkſam ſind und jedes Verkennen derſelben verhängnißvoll wird.

Zweitens aber, daß das Schauſpiel, bei welchem ein weniger ſtürmiſcher Conflikt im zweiten Theil nothwendig iſt, doppelt Urſache hat, in der erſten Hälfte herzhaftes und friſches Begehren ſeines Helden zu zeigen. Es kommt ſonſt in Gefahr zu einem Situationsſtück oder Intriguenſtück zu werden, im erſten Fall einer behaglichen Schilderung von Zuſtänden und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten die kräftige Bewegung einer einheitlichen Handlung zu opfern, im andern Fall über den ſchnellen Schachzügen einer unruhigen Handlung die Ausbildung der Charaktere zu vernachläſſigen. Das erſtere iſt Neigung der Deutſchen, das andere der Romanen; beide Arten ſind einer würdigen Behandlung innerer Conflikte ungünſtig, ſie gehören ihrem Weſen nach der Komödie, nicht dem ernſten Drama an.

2.

Fünf Theile und drei Stellen des Dramas.

Durch die beiden Hälften der Handlung, welche in einem Punkt zusammenschießen, erhält das Drama, — wenn man die Construktion durch Linien verbildlicht, — einen pyramidalen Bau. Es steigt von der Einleitung mit dem Zutritt des erregenden Momentes bis zu dem Höhepunkt, und fällt von da bis zur Katastrophe. Zwischen diesen drei Theilen liegen die Theile der Steigerung und des Falls. Jeder dieser fünf Theile kann aus einer Scene oder aus einer gegliederten Gruppe von Scenen bestehen, nur der Höhepunkt ist gewöhnlich in einer Hauptscene zusammengefaßt.

Diese Theile des Dramas a) Einleitung, b) Steigerung, c) Höhepunkt, d) Fall oder Umkehr, e) Katastrophe, haben jeder Besonderes in Zweck und Struktur. Zwischen ihnen stehen einige wichtige scenische Wirkungen, durch welche die Theile sowohl geschieden als verbunden werden. Von diesen dramatischen Momenten steht eines, welches den Beginn der bewegten Handlung bezeichnet, zwischen Einleitung und Steigerung, das zweite, der Beginn der Reaction, zwischen Höhepunkt und Umkehr, das dritte, welches vor Eintritt der Katastrophe noch einmal zu steigern hat, zwischen Umkehr und Katastrophe. Sie heißen das erregende Moment, das tragische Moment, das Moment der letzten Spannung.

Das erste ist jedem Drama nöthig, das zweite ist eine große Wirkung, welche aber nicht unentbehrlich ist, das dritte ist ein kurzes Hülfsmittel. — Es werden deshalb im Folgenden acht Stellen des Dramas in ihrer Reihenfolge aufgeführt:

Die Einleitung. Der antike Brauch war, die Vorbedingungen der Handlung in einem Prolog mitzutheilen. Der Prolog des Sophokles, ja schon des Aeschylos ist ein integrirender Theil der Handlung, dramatisch belebt und gegliedert, welcher genau unsrer Eröffnungsscene entspricht und in der alten Regiebedeutung des Wortes den Theil der Handlung umfaßte, welcher vor dem Einzugsgesang des Chors lag. Bei Euripides ist er in nachlässiger Rückkehr zu der älteren Gewohnheit ein epischer Botenbericht, den eine Maske dem Publikum abstattet, die nicht einmal immer in dem Stück selbst auftritt, wie Aphrodite im Hippolytos, der Geist des getöteten Polydoros in der Hekabe. — Bei Shakespeare ist der Prolog ganz von der Handlung abgelöst, er ist Anrede des Dichters, enthält Artigkeit, Entschuldigung, die Bitte aufzumerken. Die deutsche Bühne hat, seit ihr nicht mehr nöthig ist, Ruhe und Aufmerksamkeit zu erbitten, diesen Prolog schicklich aufgegeben, und läßt ihn nur als Festgruß, welcher einmal eine einzelne Vorstellung auszeichnet, oder als zufällige Laune des Dichters zu. Bei Shakespeare sowohl als bei uns ist die Einleitung wieder in die rechte Stelle getreten, sie ist mit dramatischer Bewegung erfüllt und ein organischer Theil im Bau des Dramas geworden. Doch hat in einzelnen Fällen die moderne Bühne nicht einer anderen Versuchung widerstanden, die Einleitung zu einem Situationsbilde auszuweiten und als besonderes Vorspiel dem Drama vorauszusenden. Berühmte Beispiele sind die Jungfrau von Orleans und das Käthchen von Heilbronn, Wallenstein's Lager, und die schönsten aller Prologe, die zu Faust.

Daß solche Ablösung der Eröffnungsscene sehr bedenklich ist, wird leicht zugegeben werden. Der Dichter, welcher sie als ein getrenntes Stück behandelt, ist gezwungen, ihr eine Ausdeh-

nung und Gliederung zu geben, welche ihrer innern Bedeutung nicht entspricht. Was als ein Besonderes durch starken Einschnitt abgesetzt erscheint, verfällt den Gesetzen jeder größeren dramatischen Einheit, es muß wieder eine Einleitung, Steigerung, eine mäßige Höhe, einen Abschluß erhalten. Der Inhalt solcher Voraussetzungen eines Dramas aber, welcher die Zustände vor dem Eintritt der bewegenden Kraft zu schildern hat, ist einer kräftig gegliederten Bewegung nicht günstig und der Dichter wird seine Personen in ausgeschmückter und verhältnißmäßig breit ausgeführter Situation vorzuführen haben. Er wird diese Situationen in einiger Fülle und Reichlichkeit heben müssen, weil jeder abgeschlossene Bau auch eine selbstständige Theilnahme erwecken und befriedigen soll, was nur bei gewisser Zeitdauer möglich ist. Dadurch aber entstehen zwei Uebelstände, einmal daß der Haupthandlung die auf unserer Bühne ohnedies nicht reichlich zugemessene Zeit beschränkt wird, und ferner, daß das Vorspiel durch die breite Behandlung und den ruhigen Inhalt wahrscheinlich eine Farbe enthält, welche von der des Dramas abweicht und den Hörer zerstreut und befriedigt, anstatt ihn vorzubereiten.

Es ist fast immer Bequemlichkeit des Dichters und mangelhafte Organisation des Stoffes, welche bei einem Bühnenstück den Aufbau des Vorspiels veranlaßt. Kein Stoff darf weitere Voraussetzungen behalten, als solche, welche sich in wenigen kurzen Strichen wiedergeben lassen.

Da die Darstellung von Ort, Zeit, Nationalität und Lebensverhältnissen des Helden der Einleitung des Dramas zukommt, so wird diese zunächst das Umgebende kurz charakterisiren. Außerdem aber wird dem Dichter hier Gelegenheit, sowohl die eigenthümliche Stimmung des Stückes wie in kurzer Ouverture anzudeuten, als auch das Tempo desselben, die größere Leidenschaftlichkeit oder Ruhe, mit welcher die Handlung forteilt. Der gemäßigte Gang, das milde Licht im Tasso wird durch den heitern Glanz des fürstlichen Gartens, die ruhige Unterhaltung der geschmückten Frauen,

die Kränze, das Schmücken der Dichterbilder eingeführt. In Maria Stuart gibt das Erbrechen der Schränke, der Streit Paulet's mit der Kennedy ein gutes Bild der Situation. Im Nathan ist die schöne bewegte Unterhaltung des heimkehrenden Nathan mit Daja eine vortreffliche Einführung in die Gegensätze und den innerlich bewegten würdigen Gang der Handlung. In den Piccolomini gibt die Begrüßung der Generäle und Questenberg's eine besonders schöne Vorbereitung in die allmälig steigende Bewegung. Der größte Meister in guten Anfängen ist aber Shakespeare. In Romeo: Tag, offene Straße, Händel und Schwerterklirren der feindlichen Parteien; in Hamlet: Nacht, der spannende Commanderuf, Aufziehen der Wache, das Erscheinen des Geistes, unruhige, düstere, zweifelvolle Erregtheit; in Macbeth: Sturm, Donner, die unheimlichen Hexen auf wüster Haide. Und wieder in Richard III. keine auffallende Umgebung, ein einzelner Mann auf der Bühne, der souveräne Bösewicht, der das ganze dramatische Leben des Stückes regiert, sich selbst den Prolog sprechend. So in jedem seiner kunstvolleren Dramen.

Als Regel gelte, daß es nützlich ist, den ersten Accord nach Eröffnung der Bühne so stark und energisch anzuschlagen, als der Charakter des Stückes erlaubt. Es versteht sich, daß man den Clavigo nicht mit Trommelwirbel und den Tell nicht mit Kindergezänk in häuslichem Stillleben eröffnet; eine dem Stücke angemessene lebhafte Bewegung führe zwanglos zu der ruhigeren Exposition über. Zuweilen ist dieser erste anspannende Accord bei Shakespeare, dem seine Bühne größere Freiheit gestattete, von der folgenden Exposition durch einen scenischen Einschnitt geschieden, so folgt ihm im Hamlet eine Hofscene, im Macbeth das Auftreten Dunkan's und der Schlachtbericht. Ebenso im Julius Cäsar, wo Unterredung und Streit der Tribunen und Plebejer den ersten stärkeren Anschlag bildet, welchem sich die Exposition: Einzug Cäsar's im Festzug und die Unterredung des Cassius und Brutus, anschließt. Auch in Maria Stuart folgt

dem Streit mit Paulet die Expositionsscene: Maria und Kennedy; so im Tell dem imponirenden, allerdings zu melodramatischen Eröffnungsbild die Unterredung der Landleute.

Nun ist allerdings dieser Accord des Anfangs nicht nothwendig ein lautes Zusammentönen verschiedener Personen, sehr gut mögen auch kurze Seelenbewegungen der Hauptpersonen das erste Kräuseln kleiner Wellen andeuten, welches die Stürme des Dramas einzuleiten hat. So geht in Emilia Galotti die Exposition von der unruhigen Bewegung des Prinzen am Arbeitstisch durch die, in größerem Wellenschlage gehaltene Unterredung mit Conti bis in die Scene mit Marinelli, welche das aufregende Moment: Nachricht von der bevorstehenden Vermählung Emilia's, enthält. Aehnlich, aber weniger bequem im Clavigo von der Unterredung am Schreibtisch des Clavigo durch die Wohnung der Marie bis zum Beginn der Handlung selbst: dem Besuch des Beaumarchais bei Clavigo. Ja die Handlung kann sogar sich allmälig aus der gehaltenen Ruhe des Anfangs erheben, wie in Göthe's Iphigenie.

Shakespeare und die Deutschen in der ersten Zeit — Sara Sampson, Clavigo — haben in der Einleitung den Scenenwechsel nicht vermieden, das ist für unsere Bühne nicht nachzuahmen. Die Exposition soll jedes Zerstreuende von sich fern halten; ihre Aufgabe, vorzubereiten, erfüllt sie am besten, wenn sie nach erregtem Interesse an den Personen in mäßiger Bewegung so fortläuft, daß dem kurzen einleitenden Accord eine ausgeführte Scene folgt, welche durch schnellen Uebergang mit der folgenden Scene des erregenden Momentes verbunden ist. Julius Cäsar, Maria Stuart, Wallenstein sind nach dieser Richtung Muster.

Die Schwierigkeit, auch den Vertretern des Gegenspiels eine Stelle in der Einleitung zu geben, ist nicht überwindlich. Im scenischen Arrangement wenigstens muß der Dichter seine absolute Herrschaft über den Stoff empfinden, und es ist gewöhnlich nur eine Befangenheit seiner Phantasie, wenn ihm dergleichen un-

möglich scheint. Sollte aber die Einführung der Gegenpartei in die Exposition unthunlich werden, so ist immer noch Zeit, dieselbe in den ersten Scenen der bewegten Handlung vorzuführen.

Ohne sich deßhalb die möglichen Fälle in eine Schablone zu zwängen, darf der Dichter festhalten, daß ein regelmäßiger Bau der Einleitung folgender ist: Charakterisirender Accord, ausgeführte Scene, kurzer Uebergang in das erste Moment der Bewegung.

Das erregende Moment. Der Eintritt der bewegten Handlung findet an der Stelle des Dramas statt, wo in der Seele des Helden ein Gefühl oder Wollen aufsteigt, welches die Veranlassung zu der folgenden Handlung wird, oder wo das Gegenspiel den Entschluß faßt, durch seine Hebel den Helden in Bewegung zu setzen. Offenbar wird dieses Treibende bedeutsamer in solchen Stücken hervortreten, bei denen der Hauptspieler die erste Hälfte willenskräftig beherrscht, aber es bleibt bei jeder Construktion ein wichtiges Moment der Handlung. In Julius Cäsar ist dies Treibende der Gedanke, den Cäsar zu tödten, welcher in dem Gespräch mit Cassius allmälig in die Seele des Brutus gelegt wird. In Othello tritt es nach den stürmischen Nachtscenen, der Exposition, in der zweiten Unterredung zwischen Jago und Rodrigo hervor: in der Verabredung, Desdemona und den Mohren zu entzweien. In Richard III. dagegen steigt es sogleich im ersten Anfange des Stückes zugleich mit der Exposition aus der Seele des Helden als fertiger Plan herauf. Beidemal ist seine Stellung bezeichnend für den Charakter der Stücke, im Othello, wo das Gegenspiel führt, am Schluß einer längeren Einleitung; im Richard, wo der souveraine Bösewicht allein herrscht, im ersten Anfang. Im Romeo tritt dies veranlassende Motiv an die Seele des Helden in der Unterredung mit Benvolio, als Entschluß das Maskenfest zu besuchen, und unmittelbar vor dieser kleinen Scene läuft als Parallelscene die erste Unterredung zwischen Paris und Capulet, durch welche

das Schickſal Julia's beſtimmt wird, beide ſceniſchen Momente, ſo bedeutſam nebeneinandergeſtellt, bilden zuſammen das Treibende dieſes Dramas, welches zwei Helden hat, die beiden Liebenden. In Emilia Galotti ſinkt es als Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung der Helden in die Seele des Prinzen, in Clavigo iſt es die Ankunft des Beaumarchais bei ſeiner Schweſter, in Maria Stuart iſt es das Bekenntniß, welches Mortimer der Maria ablegt.

Schwerlich wird Jemand die Anſicht hegen, daß der Fauſt beſſer ein regelmäßiges Bühnendrama geworden wäre, aber es iſt grade belehrend, an dieſem größten Gedicht der Deutſchen zu begreifen, wie die Geſetze des Schaffens noch bei der freiſten Erfindung in dramatiſcher Form Gehorſam forderten. Auch dieſes Stück hat ein erregendes Moment, den Eintritt des Mephiſto in die Stube des Fauſt. Was vorhergeht iſt Expoſition, die dramatiſch bewegte Handlung umfaßt das Verhältniß zwiſchen Fauſt und Gretchen; ſie iſt zweitheilig, von dem Erſcheinen des Mephiſto ſteigt die Handlung bis zum Höhenpunkt, der Scene, welche die Hingabe Gretchens an Fauſt andeutet, von da fällt ſie bis zur Kataſtrophe. Die Unregelmäßigkeit des Baues liegt, abgeſehen von den ſpäteren Epiſoden, nur darin, daß die Scenen der Einleitung und des erregenden Momentes das halbe Stück füllen, und etwa, daß der Höhenpunkt nicht ſtark herausgetrieben iſt. Im Uebrigen aber hat das Stück, deſſen Scenen nur an einem Faden zuſammengereiht ſcheinen, eine kleine vollſtändig organiſirte Handlung von einfacher und ſogar regelmäßiger Textur. Man hat nur nöthig die erſte Begegnung mit Gretchen als an das Ende eines erſten Aktes geſtellt zu denken.

Shakeſpeare behandelt dies Eintreten der Bewegung mit beſonderer Sorgfalt. Iſt ihm das erregende Moment einmal zu klein und leicht, wie in Romeo und Julie, ſo weiß er es zu verſtärken. Deßhalb muß Romeo, nachdem das Eindringen bei

den Capulet beſchloſſen iſt, vor dem Hauſe ſeine finſteren Ahnungen ausſprechen. In drei Stücken hat er dabei ſeiner Neigung, ein Motiv zu wiederholen, nachgegeben. Jedesmal mit großer Wirkung. Wie die Scene im Othello: „ſchaff einen Beutel mit Geld“ eine Variation des einleitenden Accordes iſt, ſo auch die Hexen, welche dem Macbeth die blutigen Gedanken aufregen, ſo der Geiſt, welcher dem Hamlet den Mord verkündet. Was im erſten Aufgange des Stückes Ton und Farbe andeutete, wird auch die aufſtachelnde Gewalt für die Seele der Helden.

Aus den angeführten Beiſpielen iſt auch erſichtlich, daß dies Moment der Handlung in ſehr verſchiedener Geſtalt auftreten könne. Es mag eine ausgeführte Scene füllen, es mag in wenigen Worten zuſammengefaßt werden. Es muß durchaus nicht immer von außen in die Seele des Helden oder ſeines Gegenſpielers dringen, es darf ebenſo ein Gedanke, ein Wunſch, ein Entſchluß ſein, welcher durch eine Reihe von Vorſtellungen aus dem Innern des Helden ſelbſt geleckt wird. Immer aber bildet es den Uebergang von der Einleitung zur aufſteigenden Handlung, entweder als plötzlich eintretend, wie Mortimer's Erklärung in Maria Stuart und die Rettung Baumgarten's im Tell oder allmälich durch Geſpräch und dialectiſche Prozeſſe herausgebildet, wie der Entſchluß des Mordes bei Brutus, wo an keiner Stelle des erwähnten Zwiegeſprächs die furchtbaren Worte ausgeſprochen ſind, die Wichtigkeit der Scene dagegen durch den Argwohn, welchen der dazwiſchen tretende Cäſar ausdrückt, bedeutſam herausgehoben wird.

Doch iſt für die Arbeit zu beachten, daß dies Moment eine große Ausführung nur ſelten verträgt. Es ſteht im Anfange des Stückes, wo mächtiges Eindringen auf die Hörenden weder nöthig noch rathſam iſt. Es hat den Charakter eines Motivs, welches Richtung gibt und vorbereitet, nicht ſelbſt einen Ruhepunkt darbietet. Es darf nicht unbedeutend ſein, aber auch nicht ſo ſtark hervortreten, daß es nach der Empfindung der Zuſchauer

dem Folgenden zu viel vorweg nimmt, alſo die Spannung, die es erregen ſoll, verringert, oder bereits über das Schickſal des Helden entſcheidet. Hamlet's Verdacht darf durch die Offenbarungen des Geiſtes nicht zu abſoluter Gewißheit erhoben werden, ſonſt müßte der Verlauf des Stückes ein anderer werden. Des Caſſius und Brutus Entſchluß darf nicht in klare Worte gefaßt als fertig heraustreten, damit die folgende Ueberlegung des Brutus und die Verſchwörung als Fortſchritt erſcheinen. Der Dichter wird alſo die Wichtigkeit, womit er daſſelbe hervorhebt, wohl zu temperiren haben.

Immer aber wird er daſſelbe ſo früh als möglich bringen, denn erſt von ihm ab beginnt ernſte dramatiſche Arbeit.

Eine bequeme Einrichtung für unſere Bühnen iſt: nach der Einleitung das erregende Moment in mäßiger Scene zu geben und die erſte folgende Steigerung in größerer Ausführung anzuſchließen. Von ſolchem normalen Bau iſt z. B. der erſte Akt der Maria Stuart.

Die Steigerung. Die Handlung iſt in Bewegung geſetzt, die Hauptperſonen haben ihr Weſen dargelegt, das Intereſſe iſt angeregt. In der gegebenen Richtung hebt ſich Stimmung, Leidenſchaft, Verwicklung. Es iſt in modernen Stücken kein unbedeutender Theil des dreiſtündigen Dramas, welcher dieſer Steigerung gehört. Seine Einrichtung hat verhältnißmäßig geringe Schwierigkeit. Folgendes ſind die gemeingültigen Regeln dafür:

War es nicht möglich, die wichtigſten Perſonen des Gegenſpiels oder der Hauptgruppe im Vorhergehenden darzuſtellen, ſo muß ihnen jetzt ein Raum geſchafft und Gelegenheit zu charakteriſtiſcher Thätigkeit gegeben werden. Auch ſolche, welche erſt in der zweiten Hälfte des Dramas wirkſam ſind, müſſen dringend wünſchen, ſich ſchon jetzt dem Hörer bekannt zu machen. — Ob die Steigerung in einer oder in mehren Stufen bis zum Höhenpunkt laufe, hängt von Stoff und Behandlung ab. In jedem

Ball iſt ein Abſatz in der Handlung auch in der Scenenbildung ſo auszudrücken, daß die dramatiſchen Momente, Auftritte und Scenen, welche demſelben Abſchnitt der Handlung angehören, auch unter einander zur Einheit organiſirt werden, als Hauptſcene, Nebenſcenen, Zwiſchenglieder. Im Julius Cäſar z. B. beſteht die Steigerung vom Moment der Erregung bis zum Höhenpunkt nur aus einer Stufe: der Verſchwörung. Dieſe bildet mit den vorbereitenden und der dazu gehörigen Contraſtſcene — Brutus und Portia — eine anſehnliche, auch nach den Bedürfniſſen unſerer Bühne ſehr ſchön gebaute Scenengruppe, an welche ſich ſogleich das Scenenbündel ſchließt, welches um die Mordſcene, den Höhenpunkt, organiſirt iſt. Dagegen läuft in Romeo und Julie die Steigerung in vier Abſätzen bis zum Höhenpunkt. Der Bau dieſer ſteigernden Scenengruppen iſt hier folgender: Erſte Stufe: Der Maskenball. Dreitheilig: Zwei Vorſcenen: (Julia mit Mutter und Amme. Romeo und ſeine Genoſſen) und eine Hauptſcene: Der Ball ſelbſt (beſtehend aus einem Vorſchlag: Unterredung der Diener und aus vier Momenten: Capulet ermuntert, Tybalt's Zorn und Zurechtweiſung, Geſpräch der Liebenden, Julia und die Amme als Finale). — Zweite Stufe: Die Gartenſcene. Kurze Vorſcene: (Benvolio und Mercutio den Romeo ſuchend) und große Hauptſcene: (Die Liebenden beſchließen Vermählung.) — Dritte Stufe: Die Trauung. Viertheilig: Erſte Scene: Lorenzo mit Romeo. Zweite Scene: Romeo und Genoſſen und Amme als Botenläuferin. Dritte Scene: Julia und Amme als Botenläuferin. Vierte Scene: Lorenzo und die Liebenden, die Trauung. — Vierte Stufe: Tybalt's Tod. Eine Aktionsſcene.

Es folgt die Scenengruppe des Höhenpunktes, welche von den Worten Julia's: „Hinab du flammenhufiges Geſpann“ beginnt, und bis zu Romeo's Abſchied: „Der Schmerz trinkt unſer Blut, Lebwohl!“ reicht. — Man beachte in den vier Stufen der Steigerung die verſchiedene Architektur der einzelnen Nummern. Im

Maskenball sind kleine Scenen in rascher Folge bis zum Schluß zusammengefügt, die Gartenscene ist ausgeführte große Scene der Liebenden, im schönen Abstich dazu sind in der Scenengruppe der Trauung die Vermittler Lorenzo und die Amme thätig und im Vordergrund gehalten, die Liebenden gedeckt; Tybalt's Tod ist der starke Absatz, welcher die gesammte Steigerung vom Höhenpunkt scheidet, dessen Scenen höheren Schwung, leidenschaftlichere Bewegung haben. Die Architektur des Stückes ist sehr sorgfältig, die Fortschritte der beiden Helden und die Motive dafür sind in je zwei parallellaufenden Scenen für jeden besonders explicirt.

Dieselbe Methode der Steigerung, langsamer, mit weniger häufigem Scenenwechsel, ist bei den Deutschen. In Kabale und Liebe z. B. ist das aufregende Moment des Stückes der Bericht des Wurm an den Vater, daß sein Ferdinand die Tochter des Musikus liebe. Von da steigt das Stück im Gegenspiel durch vier Stufen. Erste Stufe: (Der Vater fordert die Heirath mit der Milford) in zwei Scenen: Vorscene: (er läßt durch Kalb die Verlobung bekannt machen). Hauptscene: (er zwingt den Sohn die Milford zu besuchen). — Zweite Stufe: (Ferdinand und die Milford) zwei Vorscenen, große Hauptscene: (Die Lady besteht darauf ihn zu heirathen). — Dritte Stufe: zwei Vorscenen, große Hauptscene: (Der Präsident will Luise in Haft nehmen, Ferdinand widersteht). — Vierte Stufe: zwei Scenen, (Plan des Präsidenten mit dem Briefe und die Verschwörung der Schurken). Darauf folgt der Höhenpunkt. Hauptscene: die Abfassung des Briefes. Auch dieses Stück hat die Eigenthümlichkeit zwei Hauptheiden zu haben, die beiden Liebenden.

Der Inhalt des Dramas ist allerdings peinlich, aber der Bau ist bei einiger Unbehilflichkeit in der Scenenführung doch im Ganzen regelmäßig und der Beachtung werth, weil er mehr durch richtige Empfindung des jungen Dichters, als durch sichere Technik hervorgebracht ist.

Für die Scenen der Steigerung gilt der Satz, daß sie eine fortlaufende Verstärkung des Interesses hervorzubringen haben, sie müssen deshalb nicht nur durch ihren Inhalt den Fortschritt darstellen, auch in Form und Behandlung eine Vergrößerung zeigen, und zwar durch Wechsel und Nüancen der Ausführung und größere Linien; sind mehre Stufen nöthig, so muß die vorletzte oder letzte den Charakter einer Hauptscene erhalten.

Der Höhepunkt des Dramas ist die Stelle des Stückes, in welchem das Resultat des aufsteigenden Kampfes stark und entschieden heraustritt, er ist fast immer die Spitze einer groß ausgeführten Scene, an welche sich die kleineren Verbindungsscenen von der Steigerung und der fallenden Handlung heranlegen. Aller Glanz der Poesie, alle dramatische Kraft wird der Dichter anzuwenden haben, um diesen Mittelpunkt seines Kunstwerks lebendig herauszuheben. Die höchste Bedeutung hat er freilich nur in den Stücken, in denen der Held die aufsteigende Handlung durch seine innern Prozesse treibt, bei den Dramen, welche durch das Gegenspiel steigen, bezeichnet er die allerdings wichtige Stelle, wo dies Spiel den Hauptheldeu gefangen und in die Richtung des Falls verlockt hat. Prachtvolle Beispiele sind fast in jedem Stück Shakespeare's und der Deutschen zu finden. So ist die Hüttenscene im Lear, das Spiel der drei Gestörten und die Verurtheilung des Sessels vielleicht das Effectreichste, was je auf der Bühne dargestellt wurde, wie auch die Steigerung Lear's bis zu dieser Scene des ausbrechenden Wahnsinns von furchtbarer Großartigkeit ist. Die Scene ist nebenbei deßhalb merkwürdig, weil der große Dichter hier den Humor zur Verstärkung der schauerlichen Wirkung benutzt hat und weil dies eine von den sehr seltenen Stellen ist, wo der Hörer trotz der ungeheuren Erregtheit mit einem gewissen Befremden wahrnimmt, daß Shakespeare zum Heraustreiben des Effects Raffinement anwendet. Edgar ist keine glückliche Zugabe der Scene. — In anderer Weise lehrreich ist die Banketscene in Macbeth. In

dieſem Trauerſpiel war eine vorausgegangene Scene, die Mordnacht, ſo gewaltig herausgetrieben und durch höchſte dramatiſche Poeſie ſo reich ausgeſtattet worden, daß man an der Möglichkeit einer Steigerung verzweifeln möchte. Und ſie iſt doch erreicht. Das Ringen mit dem Geiſt und die fürchterlichen Gewiſſenskämpfe des Mörders ſind in der unruhigen Scene, zu welcher die feſtliche Geſellſchaft und der Königsglanz den wirkſamſten Contraſt bilden, mit einer Wahrheit und wilden Poeſie geſchildert, bei welcher das Herz des Hörers erbebt. — Im Othello dagegen liegt der Höhenpunkt in der großen Scene, in welcher Jago dem Othello die Eiferſucht aufregt, ſie iſt langſam vorbereitet, und der Beginn des erſchütternden Seelenkampfes, in welchem der Held untergeht. — Im Clavigo iſt er die Verſöhnung Clavigo's mit Marie, in Emilia Galotti der Fußfall Emilia's, in beiden Stücken von vorherrſchendem Gegenſpiel gedeckt. Dagegen iſt er bei Schiller wieder in allen Stücken kräftig entwickelt.

Dies Herausbrechen der That aus der Seele des Helden, oder das Einſtrömen der verhängnißvollen Eindrücke in dieſelbe, das erſte große Reſultat des hochgeſteigerten Kampfes, oder der Beginn des tödtlichen innern Conflictes muß in feſter Verbindung ſowohl mit dem Vorhergehenden als dem Folgenden erſcheinen, es wird ſich durch größere Behandlung und Wirkung abheben, aber es wird in der Regel in ſeiner Entwicklung aus der Steigerung und in ſeiner Wirkung auf die Umgebung dargeſtellt werden, deßhalb bildet die Hauptſcene des Höhenpunktes gern den Mittelpunkt einer Gruppe von Momenten, welche nach beiden Seiten anſchließend abwärts laufen.

In dem Fall, wo die ſinkende Handlung durch ein tragiſches Moment mit dem Höhenpunkt verbunden iſt, erhält der Bau des Dramas durch das Zuſammentreten zweier wichtiger Stellen, welche ſich in ſcharfem Contraſt gegen einander abheben, einiges Beſondere. Ueber das tragiſche Moment ſelbſt mußte ſchon früher geſprochen werden. Dieſer Anfang der ſinkenden

Handlung wird am beſten mit dem Höhenpunkt verbunden und von den folgenden Momenten des Gegenſpiels, zu denen es doch gehört, durch einen Einſchnitt — unſern Aktſchluß — abgeſetzt, der wieder am beſten nicht unmittelbar nach dem Eintritt dieſes Tragiſchen, ſondern durch ein allmäliges Ausklingen ſeines ſcharfen Klanges bewirkt wird. Es iſt dabei gleichgültig, ob die Verbindung dieſer beiden großen contraſtirenden Scenen durch die Verkopplung in einer Scene oder durch das Zuſammenfügen vermittelſt eines Zwiſchengliedes geſchieht. Ein glänzendes Beiſpiel des erſten Falls iſt im Coriolan.

In dieſem Stück ſteigt die Handlung von dem erregenden Moment: (Nachricht, daß der Krieg mit den Volskern unvermeidlich ſei), durch die erſte Steigerung: (Kampf zwiſchen Coriolanus und Aufidius) bis zum Höhenpunkt, der Ernennung des Coriolan zum Conſul. An dieſe Stelle ſchließt ſich das tragiſche Moment: die Verbannung. Was die höchſte Erhebung des Helden zu werden ſchien, das wird durch ſeinen unbezähmbaren Stolz in das Gegentheil umgeſchlagen. Der Umſchlag geſchieht nicht plötzlich, man ſieht ihn — was Shakeſpeare überhaupt liebt, — ſich allmälig auf der Bühne vollziehen, das Ueberraſchende des Reſultats wird erſt am Ende der Scene empfunden. Die beiden hier durch fortlaufende Handlung verbundenen Punkte bilden zuſammen eine mächtige Scenengruppe von heftigſter Bewegung, das Ganze von breit ausgeführter Wirkung. — Aber auch nach dem Schluß dieſer Doppelſcene wird die Handlung nicht plötzlich eingeſchnitten, denn unmittelbar daran fügt ſich contraſtirend die ſchöne, würdig gehaltene Trauerſcene des Abſchiedes, welche auf das Folgende hinüberleitet, und noch nachdem der Held geſchieden, ſind die Stimmungen der Zurückgebliebenen wie ein zitternder Nachklang der heftigen Bewegung dargeſtellt, bevor ein Ruhepunkt eintritt.

Noch enger verbunden iſt Höhenpunkt und tragiſches Moment in Maria Stuart. Auch hier iſt der Eintritt des Höhen-

punktes durch den Monolog und die gehobene lyrische Stimmung der Maria nach Art einer antiken Pathosscene charakterisirt, und diese Stimmungsscene durch ein kleines Verbindungsglied mit der großen Dialogscene zwischen Marie und Elisabeth verbunden, aber der dramatische Höhenpunkt reicht noch in diese große Scene hinein, und in ihr selbst liegt der Uebergang zu dem unseligen Zank, der wieder in seiner Entwicklung detaillirt dargestellt ist.

Etwas schärfer ist durch eine ausgeführte Zwischenscene Höhenpunkt und tragisches Moment im Julius Cäsar von einander getrennt. Auf die Gruppe der Mordscene folgt die ausgeführte Unterredung der Verschwornen mit Antonius, — dies eingeschobene Glied von sehr schöner Arbeit, — darauf erst die Redescene des Brutus und Antonius; auch nach dieser Scene folgen kleine Uebergänge zu den Theilen der Umkehr.

Diese enge Verbindung der beiden wichtigen Theile gibt dem Drama mit tragischem Moment eine Größe und Ausdehnung der Mitte, welche, wenn man den spielenden Vergleich mit Linien fortsetzt, die pyramidale Form in eine Doppelspitze verwandelt.

Der schwierigste Theil des Dramas ist die Sceneufolge der fallenden Handlung, oder, wie sie wohl genannt wird, der Umkehr, allerdings treten die Gefahren meist bei den kraftvollen Stücken ein, in denen die Helden die Führung haben. Bis zum Höhenpunkt war das Interesse an die eingeschlagene Richtung der Hauptcharaktere gefesselt. Nach der That entsteht eine Pause. Die Spannung muß auf das Neue erregt werden, dazu müssen neue Kräfte, vielleicht neue Rollen vorgeführt werden, an denen der Hörer erst Theilnahme gewinnen soll. Schon deshalb droht Zerstreuung und Zersplitterung der scenischen Wirkungen. Dazu kommt, daß die Angriffe der Opposition auf den Helden sich nicht immer leicht in einer Person und einer Situation vereinigen lassen, häufig ist es wichtig zu zeigen, wie nach und nach, von

verschiedenen Seiten an die Seele des Helden geschlagen wird, auch dadurch mag, gegenüber der Einheit und dem festen Fortschritt der ersten Hälfte, die zweite zerrissen, vieltheilig, unruhig werden. Zumal bei historischen Stoffen, wo das Zusammenfassen der Opposition in wenige Charaktere am schwierigsten ist.

Und doch fordert die Umkehr eine starke Hebung und Verstärkung der scenischen Effecte: wegen der Sättigung des Hörers, der größeren Bedeutung des Kampfes. Deßhalb ist das erste Gesetz für den Bau dieses Theils, daß die Zahl der Personen soweit nur möglich beschränkt, die Wirkungen in großen Scenen zusammengeschlossen werden. Alle Kunst der Technik, alle Kraft des Talentes sind nöthig, um hier einen Fortschritt der Theilnahme zu sichern.

Außerdem noch ein Anderes. Vorzüglich dieser Theil des Dramas ist es, welcher den Charakter des Dichters in Anspruch nimmt. Denn das Schicksal gewinnt Macht über den Helden, seine Conflicte wachsen einem verhängnißvollen Ausgang zu, der sein ganzes Leben ergreift. Es ist jetzt keine Zeit mehr, durch kleine Kunstmittel, sorgfältige Ausführung, hübsches Detail, saubere Motive zu wirken. Der Kern des Ganzen, Idee und Führung der Handlung treten mächtig hervor, der Zuschauer versteht den Zusammenhang der Begebenheiten, sieht die letzte Absicht des Dichters, er soll sich den höchsten Wirkungen hingeben und er beginnt mitten in seiner Theilnahme prüfend das Maß seines Wissens, seine gemüthlichen Neigungen und Bedürfnisse an das Kunstwerk zu legen. Jeder Fehler im Bau, jeder Mangel in der Charakterzeichnung wird jetzt lebhaft empfunden. Deßhalb gilt für diesen Theil die zweite Regel: nur große Züge, große Wirkungen, auch die Episoden, welche jetzt gewagt werden, müssen eine gewisse Bedeutung und Energie haben.

Wie groß die Zahl der Absätze sein müsse, in denen der Sturz des Helden geschieht, darüber ist keine Regel zu geben, als etwa, daß die Umkehr eine geringre Zahl wünschenswerth

macht, als im Allgemeinen die aufsteigende Handlung verstattet. Für das Steigern dieser Wirkungen wird vor dem Eintritt der Katastrophe eine ausgeführte Scene nützlich, welche entweder die reagirenden Gewalten dem Helden gegenüber in stärkster Bewegung zeigt, oder einen tiefen Einblick in sein inneres Leben gestattet: Die große Scene: Coriolanus und seine Mutter ist Beispiel des einen Falls, der Monolog Julia's vor dem Schlaftrunk, das Nachtwandeln der Lady Macbeth Beispiel des andern Falls.

Für ein regelmäßiges Drama gehört die Concentration der Scenen in der Umkehr zu den wichtigsten Eigenschaften. Wie Shakespeare und einige deutsche Dramen zu diesem Theil scenischer Wirkungen stehen, wird weiter unten gesagt.

Das Moment der letzten Spannung. Daß die Katastrophe dem Hörer im Ganzen nicht überraschend kommen dürfe, versteht sich von selbst. Je mächtiger der Höhepunkt herausgehoben, je heftiger der Absturz des Helden war, desto lebhafter muß das Ende voraus empfunden werden; je geringer die dramatische Kraft des Dichters in der Mitte des Stückes ist, desto mehr wird er am Ende raffiniren und Effekte hervorsuchen. Shakespeare thut das letztere in seinen regulären Stücken gar nicht. Leicht, kurz, wie nachlässig wirft er die Katastrophe hin, ohne dabei durch neue Effekte zu überraschen, sie ist ihm so nothwendige Folge des gesammten Stückes und der Meister ist so sicher, seine Hörer mit sich fortzureißen, daß er über die Nothwendigkeiten des Schlusses fast eilt. Der geniale Mann empfand sehr richtig, daß es nöthig sei, bei guter Zeit die Stimmung für die Katastrophe vorzubereiten; deshalb erscheint dem Brutus Cäsar's Geist; deshalb sagt Edmund dem Soldaten, er solle unter gewissen Verhältnissen Lear und Cordelia töten; so muß Romeo vor der Gruft Juliens noch den Paris erschlagen, damit das Publikum, welches in dem Augenblick nicht mehr an Tybalt's Tod denkt, ja nicht die Hoffnung aufkommen lasse, das Stück

stune noch gut endigen; deshalb muß der tötliche Neid des Aufidius gegen Coriolan sich schon vor der großen Scene der Umkehr wiederholt äußern und Coriolan die berühmten Worte sagen: Du hast deinen Sohn verloren; deshalb hat der König mit Laertes die Ermordung Hamlet's durch ein vergiftetes Rappier vorher zu besprechen. Demungeachtet ist es zuweilen mißlich ohne Unterbrechung bis zum Ende zu eilen. Grade dann, wenn das Gewicht des unglücklichen Geschicks bereits lange und schwer auf einem Helden lastet, welchem die gerührte Empfindung des Hörers Rettung wünscht, obgleich vernünftige Erwägung die innere Nothwendigkeit des Untergangs recht wohl deutlich macht. In solchem Fall ist ein altes anspruchsloses Mittel des Dichters, dem Gemüth des Hörers für einige Momente Aussicht auf Befriedigung zu gönnen. Dies geschieht durch eine neue kleine Spannung, dadurch, daß ein leichtes Hinderniß, eine entfernte Möglichkeit glücklicher Lösung dem bereits angedeuteten Gange der Katastrophe *später* noch in den Weg geworfen wird. Brutus muß erklären, daß er sich selbst zu töten für feig halte; der sterbende Edmund muß den Mordbefehl gegen Lear widerrufen; Pater Lorenzo kann vor dem Augenblick, wo Romeo sich tötet, eintreten; auch Coriolan kann von den Richtern noch frei gesprochen werden; Macbeth ist noch unverwundbar durch jeden, den ein Weib geboren, als schon der grüne Wald gegen seine Burg heranzieht. Sogar Richard III. erhält noch die Nachricht, daß die Flotte des Richmond durch Stürme zerschlagen ist.

Die Anwendung dieses Kunstmittels ist alt, schon Sophokles benützte dasselbe in der Antigone zu guter Wirkung. Kreon wird erweicht und widerruft den Todesbefehl über Antigone, ist sie so gerichtet, wie er befahl, so mag sie noch gerettet werden. Es ist interessant, daß die Griechen diesen feinen Zug im Stück anders betrachteten, als wir.

Doch gehört Takt dazu, dies Moment gut zu gebrauchen. Es darf nicht zu unbedeutend werden, sonst verfehlt es die beab-

sichtigte Wirkung; es muß aus der Handlung und dem Grundzug der Charaktere herausgearbeitet sein; es darf aber auch nicht so bedeutend hervorspringen, daß es in der That die Stellung der Parteien wesentlich ändert. Ueber der aufsteigenden Möglichkeit muß der Zuschauer immer die abwärts drängende Gewalt des Vergangenen empfinden.

Katastrophe des Dramas ist uns die Schlußhandlung, welche der antiken Bühne Exodus hieß. In ihr wird die Befangenheit der Hauptcharaktere durch eine energische Aktion aufgehoben. Je tiefer der Kampf aus ihrem innersten Leben hervorgegangen und je größer das Ziel desselben war, desto folgerichtiger wird die Vernichtung des unterliegenden Helden sein.

Und es muß hier davor gewarnt werden, daß man sich nicht durch moderne Weichherzigkeit verleiten lasse, auf der Bühne das Leben seiner Helden zu schonen. Das Drama soll eine in sich abgeschlossene, gänzlich vollendete Handlung darstellen; hat der Kampf eines Helden in der That sein ganzes Leben ergriffen, so ist es nicht alte Tradition, sondern innere Nothwendigkeit, daß man auch die vollständige Verwüstung des Lebens eindringlich mache. Daß in der Wirklichkeit dem modernen Menschen unter Umständen noch ein nicht unkräftiges Leben auch nach tötlichen Conflikten möglich ist, ändert für das Drama Nichts in der Sache. Denn die Gewalt und Kraft einer Existenz, welche nach der Handlung des Stückes liegt, die zahllosen versöhnenden und erhebenden Momente, welche ein neues Leben zu weihen vermögen, die soll und kann das Drama nicht mehr darstellen und eine Hinweisung darauf wird niemals dem Hörer die Befriedigung eines sichern Abschlusses gewähren.

Ueber dem Ende der Helden aber muß versöhnend und erhebend im Zuschauer die Empfindung von dem Vernünftigen und Nothwendigen solches Untergangs lebendig werden. Dies ist nur möglich, wenn durch das Geschick der Helden eine wirkliche Ausgleichung der kämpfenden Gegensätze hervorgebracht wird.

Die Schlußworte des Dramas haben die Aufgabe zu erinnern, daß nichts Zufälliges, Individuelles dargestellt worden sei, sondern ein Poetisches, das allgemeinverständliche Bedeutung habe.

Den modernen Dichtern pflegt die Katastrophe große Schwierigkeit zu machen. Das ist kein gutes Zeichen. Wohl gehört unbefangenes Urtheil dazu, die Versöhnung zu finden, welche dem Gefühl des Schauenden nicht widerstrebt und doch die nothwendigen Resultate des Stückes sämmtlich umschließt. Roheit und weichliche Sentimentalität verletzen da am meisten, wo das ganze Bühnenwerk seine Rechtfertigung und Bestätigung finden soll. Aber die Katastrophe enthält doch nur die Consequenzen der Handlung und der Charaktere; wer beide fest in der Seele trug, dem kann von dem Schluß seines Dramas nur sehr wenig zweifelhaft sein. Ja, weil der ganze Bau auf das Ende gerichtet ist, mag ein kräftiges Talent eher in die entgegengesetzte Gefahr kommen, das Ende zu früh auszuarbeiten und fertig mit sich herumzutragen, dann mag das Ende mit den Nuancen, welche das Vorausgegangene während der Ausarbeitung erhält, leicht einmal in Opposition kommen. Man empfindet so etwas im Prinzen von Homburg, wo das dem Anfang entsprechende somnambule Ende, welches offenbar dem Dichter sehr fest in der Phantasie saß, mit dem schönen klaren Ton und der breiten Ausführung des vierten und fünften Aktes durchaus nicht stimmt. Aehnlich im Egmont, wo man den Schluß — Klärchen als befreites Holland in Verklärung — auch für eher geschrieben halten muß, als die letzte Scene Klärchen's im Stück selbst, zu welcher dieser Schluß durchaus nicht paßt. —

Für den Bau der Katastrophe gelten folgende Regeln: Erstens man vermeide jetzt jedes unnütze Wort, und lasse kein Wort, das die Idee des Stückes aus dem Wesen der Charaktere zwanglos erklären kann, ungesagt.

Ferner versage man sich breite scenische Ausführung, man halte das dramatisch Darzustellende kurz, einfach, schmucklos,

gebe in Wort und Aktion das Beste und Gedrungenste, gruppire die Scenen mit ihren unentbehrlichen Verbindungen in einen kleinen Körper mit rasch pulsirendem Leben, vermeide, so lange die Handlung läuft, neue, oder schwierige Bühneneffekte, zumal Massenwirkungen.

Es sind verschiedene Eigenschaften einer Dichternatur, welche bei diesen acht Theilen des Dramas, auf denen sein kunstgerechter Bau ruht, gefordert werden. Eine gute Einleitung und ein interessantes Moment zu finden, welches die Seele des Helden in Spannung versetzt, ist Sache des Scharfsinns und der Routine. Den Höhenpunkt mächtig herauszutreiben, ist vorzugsweise Sache der poetischen Kraft, die Schlußkatastrophe gut zu machen, dazu gehört ein männliches Herz und ein souverainer Sinn, die Umkehr aber wirksam zu schaffen, ist am schwersten. Hier kann weder Routine noch poetischer Reichthum, noch weise Klarheit der Dichternatur das Gelingen verbürgen, es gehört dazu eine Vereinigung von allen diesen Eigenschaften. Und außerdem ein guter Stoff und einige gute Einfälle, das heißt gutes Glück.

Aus den angeführten Bestandtheilen — entweder allen oder den nothwendigen — ist jedes Kunstdrama alter und neuer Zeit zusammengefügt. Bevor von dem Detail dieser Zusammenfügung in unseren Akten und Scenen gehandelt wird, soll an einzelnen Beispielen das allen Zeiten Gemeinsame erwiesen werden.

3.

Der Bau des Dramas bei Sophokles.

Es ist nützlich die Gesetze der Construktion zunächst an solchen Dramen aufzusuchen, deren nationale Form und Bühne auffallend von der unsern abweicht. Noch immer übt die Tragödie der Athener ihre Macht auf die Schaffenden der Gegenwart, nicht nur die unvergängliche Schönheit ihres Inhalts, auch die antike Form dringt nicht selten in unsere Dichterarbeiten ein, sie hat wesentlich dazu beigetragen unser Drama von der Bühne des Mittelalters zu scheiden und demselben kunstvolleren Bau und tieferen Inhalt zu geben.

Bevor deshalb die technische Construktion in den Tragödien des Sophokles berichtet wird, sollen kurz diejenigen Besonderheiten der antiken Bühne in Erinnerung gebracht werden, welche ihn — soweit wir darüber ein Urtheil haben — fördernd und einengend bestimmten. Was anderswo bequem zu finden ist, wird hier nur kurz erwähnt.

Die antike Tragödie erwuchs aus den dithyrambischen Sologesängen mit Chören, welche an den attischen Dionysosfesten des Frühjahrs aufgeführt wurden, allmälig traten die Reden Einzelner zwischen Dithyrambos und Chorgesang und erweiterten sich zu einer Handlung. Die Tragödie behielt von diesen Anfängen den Chor, den Gesang einzelner Hauptrollen in den Momenten höchster Bewegung, Wechselgesänge der Schau-

ſpieler und des Chors. Es war ein naturgemäßer Verlauf, daß der dramatiſche Theil der Tragödie größere Herrſchaft gewann und den Chor zurückdrängte. In den älteſten Stücken des Aeſchylos, den Perſern und Hiketiden, ſind die Chorgeſänge noch bei weitem die Hauptſache. Sie haben eine Schönheit, Größe und eine ſo mächtige dramatiſche Bewegung, daß ſich ihnen weder in unſern Oratorien noch Opern Vieles an die Seite ſetzen läßt. Die kurzen Zwiſchenſätze einzelner Perſonen, welche nicht lyriſch-muſikaliſch ſind, dienen faſt nur als Motive, um neue Stimmungen der Soloſänger und des Chors hervorzubringen. Aber ſchon zur Zeit des Euripides trat der Chor in den Hintergrund, ſein Zuſammenhang mit der ausgebildeten Handlung wurde locker, er ſank vom Begleiter und Vertrauten der Hauptperſonen zu einem unweſentlichen Theil des Dramas herab. Chorlieder des einen Dramas wurden für das andere verwendet, er ſtellte zuletzt, wie es ſcheint, nichts weiter vor als Geſang, der die Zwiſchenakte ausfüllte. Aber das lyriſche Element haftete in der Handlung ſelbſt. Großangelegte, breitausgeführte Gefühlsſcenen der Darſteller, geſungen und recitirt, blieben an wichtigen Stellen der Handlung ein unentbehrlicher Beſtandtheil der Tragödie. Dieſe Pathosſcenen, der Ruhm des erſten Schauſpielers, die Glanzpunkte der antiken Darſtellung, enthalten die lyriſchen Elemente der Situation in einer Ausführlichkeit, welche wir nicht mehr nachahmen dürften. In ihnen koncentriren ſich die rührenden Wirkungen der Tragödie. Das langathmige Ausſtrömen innerer Empfindung hatte für die Zuſchauer ſo großen Reiz, daß dieſen Scenen von den ſchwächern Dichtern Einheit und Wahrſcheinlichkeit der Handlung geopfert wurde. Aber wie ſchön und voll auch das Gefühl in ihnen tönt, die dramatiſche Bewegung iſt doch nicht groß. Es ſind poetiſche Reflexionen über die eigene Lage, Flehen zu den Göttern, gefühlvolle Schilderung der individuellen Verhältniſſe. Sie laſſen ſich am erſten mit den modernen Monologen vergleichen, ob-

wohl bei ihnen der Chor den theilnehmenden, zuweilen einredenden Hörer darstellt.

Die Erweiterung der alten dithyrambischen Gesänge zuerst zu Oratorien, deren Solosänger im Kostüm mit einfacher Mimik agirten, dann zu Dramen mit ausgebildeter Technik der Darstellung wurde durch das Eintreten einer Handlung bewirkt, welche fast ausschließlich aus dem Gebiet der hellenischen Heldensage und des Epos genommen war. Die einzelnen Versuche der Dichter dies Stoffgebiet zu erweitern, blieben im Ganzen ohne Erfolg. Schon vor Aeschylos hatte vielleicht einmal ein Oratoriendichter versucht einen historischen Stoff zu verwerthen, die älteste Tragödie des Aeschylos, welche auf uns gekommen ist, hat ebenfalls einen geschichtlichen Stoff seiner nächsten Vergangenheit benutzt, aber die Griechen hatten damals überhaupt noch keine Geschichtsschreibung in unserm Sinne. Auch ein gelungner Versuch, frei erfundene Stoffe auf die Bühne zu führen, hat in der Blüthenzeit der griechischen Tragödie nur selten Nachahmung gefunden.

Solche Beschränkung auf ein bestimmtes Stoffgebiet war sowohl ein Segen als ein Verhängniß für die attische Bühne. Sie beschränkte die dramatischen Situationen und Wirkungen auf einen ziemlich engen Kreis, in welchem die älteren Dichter mit frischer Kraft die höchsten Erfolge erreichten, der die spätern sehr bald veranlaßte, Originalität auf Seitenpfaden zu suchen, welche den Verfall des Dramas unvermeidlich machten. In der That war zwischen der Welt, aus welcher diese Stoffe genommen waren und den Lebensbedingungen des Dramas, ein innerer Gegensatz, den die höchste Kraft zu besiegen wußte, an dem schon das Talent des Euripides erkrankte.

Die Gattung der Poesie, welche die Sagenstoffe bis zur Ausbildung des Dramas dem Volke lieb gemacht hatte, wurde aber auch von Wichtigkeit für den Scenenbau. Den Griechen war eine nationale Freude öffentliche Vorträge, später Vorle-

sungen epischer Gedichte zu hören. Diese Gewohnheit drang auch in das Drama, längere Berichte über Ereignisse, welche der Handlung wesentlich waren, nahmen einen größeren Raum ein, als in dem modernen Drama gestattet wäre. Die Erzählung wird für die Bühne mit dramatischer Lebendigkeit ausgestattet. Herolde, Boten, Wahrsager sind stehende Rollen für solche Berichte. Und die Scenen, in denen sie auftreten, haben in der Mehrzahl dieselbe Fügung. Nach kurzer Einführung erzählen sie, dann folgen mehr oder weniger lange stichische Schlagverse, Frage und Antwort, dann wird das Resultat ihres Berichtes in kurzen Worten zusammengefaßt. Die Erzählung tritt auch da ein, wo sie uns am auffälligsten ist, in der Katastrophe. Der letzte Ausgang der Helden wird in vielen Fällen nur verkündet.

In anderer Weise wurde die Führung der Scenen bestimmt durch die große Angelegenheit des attischen Marktes, die Gerichtsverhandlungen. Auch den Reden der Ankläger und Vertheidiger zu lauschen, war Leidenschaft des Volkes. Die höchst kunstvolle Ausbildung der griechischen Gerichtsreden, aber auch das Raffinement, mit welchem man Wirkungen hervorzubringen suchte, die feine sophistische Dialektik drang in die attische Bühne ein und bestimmte die Form der Dialogscenen. Diese Scenen sind im Ganzen betrachtet nach festem Schema gebildet. Der erste Schauspieler hält eine kleine Rede, der andere antwortet in Gegenrede von ähnlicher, zuweilen von genau derselben Länge. Dann folgen Schlagverse, etwa vier gegen vier, je zwei gegen zwei, je einer gegen einen, dann fassen vielleicht noch beide Theile ihre Stellung in einer zweiten Rede und Gegenrede zusammen, dann klirren wieder die Schlagverse gegen einander, bis der, welcher Sieger sein soll, seinen Standpunkt kurz noch einmal darlegt. Das letzte Wort, ein geringes Uebergewicht an Versen gibt den Ausschlag. Dieser Bau, zuweilen durch veränderte Stellung der Gegenrede variirt, durch kurze Zwischenreden des

Chors gebrochen und gegliedert, hat trotz dem Wechsel von ausgeführter Rede und trotz äußerlicher stark gesteigerter Lebhaftigkeit wenig innere dramatische Bewegung, es ist eine rhetorische Explikation des Standpunkts, ein Streit mit spitzfindigen Argumenten, für unsere Empfindung zu rednermäßig, berechnet, gekünstelt. Selten wird die eine Partei durch die andere überzeugt. Freilich hatte dies noch andern Grund, denn dem Helden der attischen Bühne wird nicht leicht erlaubt, nach fremder Rede seine Stellung zu ändern. Auch wenn eine dritte Rolle auf der Bühne war, behielten die Dialoge den Charakter eines Zwiegespräches, rasches und wiederholtes Eingreifen der drei Rollen in einander war selten und vorübergehend, trat die dritte in das Gespräch ein, so zog sich die zweite zurück, dann wurde wohl gar der Abstich durch eine eingeworfene Chorzeile hervorgehoben. Ensemblescenen in unserem Sinn kannte die antike Bühne nicht.

In diesen Pathosscenen, Botenscenen, Dialogscenen, den Reden und Verkündigungen offizieller Personen an den Chor, verläuft die Handlung. Rechnet man dazu noch die Peripetien und Erkennungsscenen, so findet man den gesammten Inhalt des Stückes nach stehenden technischen Formen organisirt. Und das Talent der Dichter bewährt sich darin, wie sie diese Formen zu vergeistigen wissen. Am größten ist Sophokles auch deßhalb, weil das Typische bei ihm am meisten variirt und wie versteckt ist.

In anderer Weise wurde der Bau der Dramen durch die eigenthümlichen Verhältnisse bestimmt, unter denen die Aufführung stattfand. Die attischen Tragödien wurden in der großen Zeit Athens an den Tagen der Dionysosfeste aufgeführt. An diesen Festen kämpfte der Dichter gegen seine Mitbewerber, nicht als Verfasser der Dramen, sondern, wenn er nicht außerdem selbst als Schauspieler auftrat, als Regisseur, Didaskalos. Er war als solcher mit seinen Schauspielern und dem Leiter des Chors zu einer Genossenschaft verbunden. Jedem Dichter gehörte ein Tag, er hatte an diesem Tage vier Stücke, von denen das letzte

in der Regel ein Satyrſpiel war, vorzuführen. Man kann zweifeln, was erſtaunlicher iſt, die Produktivität der Dichter oder die Ausdauer des Publikums. Wenn wir zu der erhaltenen Trilogie des Aeſchylos ein Satyrſpiel hinzudenken, und nach den Erfahrungen unſerer Bühne die Dauer einer ſolchen Aufführung abſchätzen, dazu das langſame Tempo der Recitation, welches durch die langen Schallwellen des großen Raumes und durch die ſcharf markirende Deklamation nothwendig wurde, einrechnen, ſo muß dieſe Aufführung bei kurzen Pauſen zwiſchen den Stücken wenigſtens neun Stunden gedauert haben, drei Tragödien des Sophokles müſſen mit dem Satyrſpiel wenigſtens zehn Stunden beanſprucht haben*).

Die drei ernſten Dramen enthielten in der früheren Zeit eine fortlaufende Handlung, welche denſelben Sagenſtoff behandelte, und hatten, ſo lange dieſe alte trilogiſche Form beſtand, den Charakter coloſſaler Akte, welche wohlgegliedert einen Theil der Handlung zum Abſchluß bringen. Auch als Sophokles dies Herkommen durchbrochen hatte und drei ſelbſtſtändige, abgeſchloſſene Dramen hintereinander zum Wettkampf brachte, ſtanden die Stücke zuverläſſig in innerer Beziehung. Wie weit durch bedeutſame Zuſammenſtellung der Ideen und Handlungen, durch Parallelismus und Kontraſt der Situationen eine Verſtärkung des Geſammteffektes erreicht wurde, vermögen wir nicht mehr zu überſehen, aber aus dem Weſen aller dramatiſchen Darſtellung

*) Daß die Chöre in der Regel nicht flüchtig dahinrauſchten und ein gutes Theil Zeit in Anſpruch nahmen, können wir daraus ſchließen, daß bei Sophokles einige Mal ein kurzer Chor die Zeit ausfüllt, welche der Schauſpieler bedurfte, ſich hinter der Scene umzukleiden und den Weg von ſeiner Thür bis zu dem Seiteneingang zu durchmeſſen, aus welchem er in der neuen Rolle auftreten mußte. Dreizehn Zeilen und zwei Strophen eines kleinen Chors genügen, um den Deuteragoniſten, der als Jokaſte durch ſeine Hinterthür abgegangen iſt, umzukleiden und als Hirten von der Feldſeite wieder auf die Bühne zu ſenden. Es war auf dem Theater der Akropolis kein kurzer Weg.

folgt, daß die Dichter eine Steigerung und eine gewiſſe Totalität der damals möglichen Wirkungen erſtrebt haben müſſen*).

Und wie die Zuſchauer in der gehobenen Stimmung des heiligen Frühlingsfeſtes vor der Bühne ſaßen, ſo waren auch die Hauptdarſteller in die herkömmliche Feſttracht gekleidet. Auch die Tracht der einzelnen Rollen war herkömmlich und conventionell genau vorgeſchrieben, die Schauſpieler trugen die Maske mit Schallloch am Munde, den Kothurn, den Leib gepolſtert und künſtlich vergrößert. Ebenſo waren die Seiten und die drei Thüren des Hintergrundes, aus denen ſie auftraten und aus denen ſie abgingen, bedeutſam für die Stellung im Stück.

Der Dichter kämpfte aber an ſeinem Theatertage durch vier Dramen mit denſelben Schauſpielern, welche Preiskämpfer hießen. Die älteren Oratorien hatten nur einen Schauſpieler, der in ver-

*) Daß eine beliebte Reihenfolge der Uebergang aus dem Düſteren, Schrecklichen ins Hellere geweſen ſei, möchten wir ſchon aus dem Umſtand ſchließen, daß Antigone und Elektra erſte Stücke des Tages waren, bei der Antigone geht das nicht nur aus dem erſten Chorgeſang hervor, deſſen erſte ſchöne Strophe ein Morgenlied iſt, ſondern auch aus der Beſchaffenheit der Handlung, welche der großen Rolle des Pathosſpielers nur die erſte Hälfte des Stückes gibt und dadurch den Schwerpunkt des Dramas nach vorn legt. Es wäre bei dem ſchönſten Gedicht unrathſam geweſen, dem wenig geachteten dritten Schauſpieler, der übrigens von Sophokles einigemal beſonders bevorzugt wird, die für das Urtheil der Richter ſo wichtigen Schlußwirkungen des letzten Stückes zu überlaſſen. In der Elektra wird im Prolog ebenfalls die aufgehende Sonne und das bachiſche Feſtkleid erwähnt. Ebenſo ſcheint die ſchöne breit ausgeführte Situation im Prolog des König Oedipus und der Bau des Aias, deſſen Schwerpunkt in der erſten Hälfte liegt und der deutlich die Morgenfrühe verräth, auf erſte Stücke zu deuten. Die Trachinierinnen kämpften wahrſcheinlich als Mittelſtück, Oedipus auf Kolonos mit ſeinem großartigen Finale und Philoktetes mit ausgezeichneter Pathosrolle und verſöhnendem Schluß als letzte. Die Vermuthungen, welche aus den technischen Gründen der Stücke hergeleitet ſind, haben wenigſtens mehr Wahrſcheinlichkeit, als ſolche, welche durch Combination der vorhandenen Dramen mit nicht erhaltenen erreicht wird.

ſchiedenen Rollen mit wechſelndem Koſtüm auftrat, Aeſchylos hatte den zweiten, Sophokles den dritten zugefügt. Ueber die Dreizahl der Soloſpieler kam das attiſche Theater in ſeiner Blüthezeit nicht hinaus. Dieſe Beſchränkung in der Zahl der Darſteller hat mehr als irgend ein anderer Umſtand die Technik der griechiſchen Tragödien beſtimmt. Es war aber keine Beſchränkung, welche entſchloſſener Wille hätte beſeitigen können. Nicht nur äußere Gründe hinderten ein Weitergehen, alte Tradition, der Antheil, welchen der Staat dabei beanſpruchte, ſondern vielleicht nicht weniger der Umſtand, daß der ungeheure offene Raum des Theaters an der Akropolis, welcher dreißigtauſend Menſchen faßte, ein Metall der Stimme und eine Zucht der Sprache forderten, welche ſicher ſehr ſelten waren. Dazu kam noch, daß wenigſtens zwei der Schauſpieler, ſicher der erſte und zweite, auch fertige Sänger ſein mußten und zwar vor einem feinohrigen und verwöhnten Publikum.

Der erſte Schauſpieler des Sophokles hatte dann in etwa zehnſtündiger Anſpannung an 1600 Verſe auszugeben, darunter wenigſtens ſechs größere und kleinere Geſangſtücke*).

*) Sechs Stücke des Sophokles enthalten, wenn man die Reden und Geſänge des Chors abzieht, im Durchſchnitt jedes ca. 1118 Verſe. Nur Oedipus auf Kolonos iſt länger. Rechnet man die Verszahl eines jeden der drei Schauſpieler wieder im Durchſchnitt als gleich groß, ſo geben die Tragödien des Tages mit Zurechnung eines Satyrſpiels von der Länge des Kyklops (etwa 800 Verſe für drei Soloſpieler) dem einzelnen Schauſpieler die Summe von 1300 Verſen. Aber die Aufgabe des erſten Schauſpielers wurde ſchon durch die angreifenden Pathosſcenen und durch die Geſänge ungleich größer. Außerdem mußte ihm wohl auch mehr zugemuthet werden. Wenn man in den drei Stücken des Sophokles, in welchen der Held an einer dämoniſchen Krankheit leidet (Trachinierinnen, Aias, Philoktetes), die Partien des erſten Schauſpielers zuſammenzählt (Lichas, Herakles; Aias, Teukros; Philoktetes), ſo ergeben ſich ca. 1440 Verſe, alſo mit der Rolle eines Satyrſpiels mehr als 1600 Verſe, etwa der doppelte Umfang der Rolle Richard III. und zwar eine Anſpannung durch ſechs verſchiedene Rollen und durch etwa

Dieſe Aufgabe wäre groß, aber ſie iſt uns nicht unbegreiflich. Eine der ſtärkſten Rollen unſerer Bühne iſt Richard III.; dieſe umfaßt im gedruckten Text an 1128 Verſe, von denen freilich mehr als 200 geſtrichen werden. Unſere Verſe ſind etwas kürzer, kein Geſang, das Coſtüm weit bequemer, die Anſtrengung der Stimme von anderer Art, im Vergleich beträchtlich geringer; die mimiſche Anſpannung dagegen unvergleichlich größer, im Ganzen die ſchöpferiſche Arbeit des Augenblicks bedeutender, es iſt eine ſehr verſchiedene Art der Nervenſpannung. Unſeren Schauſpielern würde nicht der Umfang der antiken Aufgabe als unbeſiegbar erſcheinen, ſondern grade das, was ſich dem Unkundigen als eine Erleichterung darſtellt, das Hinziehen der Arbeit durch zehn Stunden. Und wenn ſie gegen ihre antiken Collegen mit Recht geltend machen dürfen, daß ihre moderne Aufgabe eine höhere iſt, weil ſie nicht nur mit der Stimme, auch mit Antlitz und Geberde frei zu ſchaffen haben, ſo mögen ſie auch nicht vergeſſen, daß die Dürftigkeit der griechiſchen Mimik, welche durch Masken und conventionelle Geſten beſchränkt blieb, wieder Ergänzung fand in einer merkwürdig feinen Ausbildung der dramatiſchen Sprechweiſe. Alte Zeugniſſe belehren uns, daß ein falſcher Ton, ein unrichtiger Accent, ein Hiatus im Verſe dem Schauſpieler allgemeinen Unwillen der Hörer aufregen und den Sieg entreißen konnte,

ſechs Geſänge. — Daß Sophokles bei Zuſammenſetzung ſeiner Tetralogien auch auf ſeine drei Schauſpieler maßgebende Rückſicht nahm, iſt unzweifelhaft. Jede letzte Tragödie erforderte die ſtärkſte Wirkung, ſie wird alſo in der Regel dem erſten Schauſpieler am meiſten zugemuthet haben. So ſcheint kein Zufall, daß unter den zweiten Stücken der wenigen Didaskalien, welche aus ſeiner Zeit erhalten ſind, am häufigſten ſolche ſtehen, welche nicht nach ihrer Hauptrolle benannt ſind, bei denen alſo die Kraftrolle des erſten Schauſpielers zurücktrat. Daß die Trachinierinnen kein drittes Stück waren, wird ſchon daraus ſicher, daß darin der zweite Schauſpieler die Hauptrolle hat.

daß der große Schauspieler leidenschaftlich bewundert wurde, und daß die Athener über seiner Kunst wohl einmal Politik und Kriegführung vernachlässigten. Man darf also die individuelle Arbeit des hellenischen Künstlers durchaus nicht niedrig anschlagen, wenn wir auch nicht wissen, wie seine Seele in dem conventionellen Tonfall der dramatischen Rede schöpferisch arbeitete.

Unter diese drei Schauspieler wurden sämmtliche Rollen der drei Tragödien und des Satyrspiels vertheilt. In jedem Stück hatte der Schauspieler außer seiner Hauptrolle, in der er das Festkleid trug, noch die Nebenpartien, welche seinem Charakter entsprachen oder für die er gerade entbehrt werden konnte. Aber auch nicht einmal dabei war dem Dichter jede Freiheit gelassen.

Die Persönlichkeit des Schauspielers wurde auf der Bühne vom Publikum nicht so sehr über seinen Rollen vergessen, als bei uns der Fall ist. Er blieb in der Empfindung der Athener trotz seinen verschiedenen Masken und Anzügen immer mehr der geistvoll Recitirende, als der Spieler, der sein Wesen in dem Charakter seiner Rollen völlig zu bergen sucht. Und nach dieser Richtung stand die antike Aufführung auch zur Zeit des Sophokles einem Oratorium oder der Vorlesung eines Stückes mit vertheilten Rollen fast näher, als unseren Aufführungen. Das ist ein wichtiger Umstand. Die Wirkungen der Tragödien wurden dadurch nicht beeinträchtigt, aber doch anders gefärbt.

Der erste Schauspieler wurde deshalb auch auf der Bühne bedeutsam hervorgehoben, ihm gehörte für Eintritt und Abgang die Mitteltür des Hintergrundes, die „königliche." Er spielte die vornehmsten Personen und die stärksten Charaktere; es wäre gegen die Würde seines Rollenfachs gewesen, Jemanden auf der Bühne darzustellen, der sich von einer anderen Person des Stückes — die Götter ausgenommen — imponiren ließ, er vorzugsweise war der Pathosspieler, der Sänger und Held, natürlich für Männer- und Frauenrollen, nur seine Rolle gab dem Stück den Na-

men, im Fall ſie die beherrſchende war, ſonſt wurde der Name des Stückes von Koſtüm und Charakter des Chors geholt. Neben ihn trat der „zweite Kämpfer“ als ſein Begleiter und Genoſſe, ihm gegenüber ſtand der dritte, weniger geachtete Schauſpieler, Charakterſpieler, Intrigant, der Vertreter des Gegenſpiels.

Dieſe Stellung der drei Darſteller wurde bei Verfertigung und Vertheilung der Rollen von Sophokles feſtgehalten. Sie waren für ſeine Stücke der Hauptheld, der Genoſſe, der Gegenſpieler. Aber auch die Nebenrollen, welche jeder von ihnen neben der ſeiner Stellung entſprechenden Hauptrolle im Stück übernehmen mußte, wurden, ſo weit das irgend möglich war, nach den Beziehungen vertheilt, die ſie zu der Rolle des Haupthelden hatten. Die Zugehörigen des erſten Helden erhielt er ſelbſt, die Freunde, Genoſſen ſoviel möglich der zweite Schauſpieler, die fremden, feindlichen, widerſtrebenden Partien der Gegenſpieler, außerdem freilich mit dem zweiten die Aushülfsrollen.

Daraus ergab ſich eine merkwürdige Art von Bühneneffekten, welche wir unkünſtleriſch nennen möchten, die aber für den Dichter der attiſchen Bühne nicht geringe Bedeutung hatten. Die nächſte Aufgabe der Schauſpieler war nämlich [redacted], jede ihrer Rollen in demſelben Stück durch verſchiedene Masken zu charakteriſiren und durch veränderte Stimmlage, durch Nüancen in Deklamation und Geſten auszuzeichnen. Und wir erkennen, daß auch hier viel Conventionelles und Feſtgeſetztes war, z. B. im Aufzug und Vortrag der Boten, in Schritt, Haltung, Geberde der jungen und älteren Frauen. Aber eine zweite Eigenthümlichkeit dieſer feſtſtehenden Rollenvertheilung war, daß die Continuität des Darſtellers bei ſeinen einzelnen Partien durchſchien und als etwas Gehöriges und Wirkſames auch vom Hörer empfunden ward. Der Darſteller wurde auf der attiſchen Bühne zu einer idealen Einheit, welche ihre Rollen zuſammenhielt; über der Illuſion, daß verſchiedene Menſchen ſprächen, blieb dem

Hörer die Empfindung, daß ſie im Grunde ein und derſelbe waren. Und dieſen Umſtand benutzte der Dichter zu beſondern dramatiſchen Wirkungen. Wenn die Antigone zum Tode abgeführt war, klang aus den Trohworten des Teireſias an Kreon hinter der veränderten Tonlage dieſelbe bewegte Menſchenſeele heraus, und derſelbe Klang, daſſelbe geiſtige Weſen rührte in den Worten des Exangelos, welcher das traurige Ende der Antigone und des Hämon berichtete, wieder das Gemüth der Hörer. Antigone kehrte, auch als ſie zum Tode abgegangen war, immer wieder auf die Bühne zurück. Dadurch entſtand bei der Aufführung eine Steigerung der tragiſchen Wirkungen, wo wir beim Leſen einen Abfall bemerken. Wenn in der Elektra derſelbe Schauſpieler den Oreſt und die Klytämneſtra, Sohn und Mutter, den Mörder und die zu Mordende darſtellte, ſo mahnte der Gleichklang der Stimme den Hörer an das gemeinſame Blut, die innere Verwandtſchaft der beiden Naturen; dieſelbe kalte Entſchloſſenheit und ſchneidende Schärfe des Tons (es waren Rollen des dritten Schauſpielers) ſteigerte den Schauder, den das furchtbare Drama hervorbrachte. Wenn im Aias der Held des Stückes ſich ſchon auf dem Höhenpunkte tötete, ſo war das unzweifelhaft auch in den Augen der Griechen eine Gefahr des Stoffes, weil dieſer Umſtand ihnen in dieſem Fall nicht die Einheit der Handlung verringerte, wohl aber das Gewicht zu ſehr nach dem Anfang verlegte. Wenn nun aber unmittelbar darauf aus der Maske des Teukros daſſelbe ehrliche, treuherzige Weſen heraustönte, nur jugendlicher, friſcher, ungebrochen, ſo fühlte der Athener nicht nur mit Behagen die Blutsverwandtſchaft heraus, auch die Seele des Aias nahm lebendig Teil an dem fortgeſetzten Kampf um ſein Grab. Beſonders liebenswürdig iſt die Weiſe, wie Sophokles — allerdings nicht er allein — dieſen Effekt benutzt, um den Untergang einer Hauptperſon, welcher nur berichtet werden kann, in der Kataſtrophe ergreifend darzuſtellen. In jedem der vier Stücke, welche die ſehr ausge-

zeichnete Rolle eines Boten der Kataſtrophe (in den Trachinierinnen als Amme) enthalten, iſt der Darſteller desjenigen Helden, deſſen Untergang berichtet wird, ſelbſt wieder der Bote, welcher die rührenden Umſtände des Todes erzählt, zuweilen in wundervoll belebter Rede; dem Athener tönte in ſolchem Fall die Stimme des Geſchiedenen noch aus dem Hades herauf in die Seele; ſo die Stimme der Jokaſte, des Oedipus auf Kolonos, der Antigone, der Deianeira. Am originellſten aber iſt im Philoktetes die Doppelſtellung des Schauſpielers für die dramatiſche Wirkung verwerthet, es wird ſpäter davon die Rede ſein.*)

*) Die Rollenvertheilung unter die Schauſpieler iſt in den erhaltenen Stücken des Sophokles folgende: Protagoniſt, Deuteragoniſt, Tritagoniſt mit 1. 2. 3. bezeichnet:

König Oedipus. 1. Oedipus. 2. Prieſter. Jokaſte. Hirte. Bote der Kataſtrophe. 3. Kreon. Teireſias. Bote.

Oedipus auf Kolonos. 1. Oedipus. Bote der Kataſtrophe. 2. Antigone. *Theſeus (die Hauptſcene). 3. Kolonet. Ismene. Theſeus (die letzten Scenen). Kreon. Polyneikes.

Antigone. 1. Antigone. Teireſias. Bote der Kataſtrophe. 2. Ismene. Wächter. Hämon. *Eurydike. Diener. 3. Kreon.

Trachinierinnen. 1. Dienerin. Lichas. Herakles. 2. Deianeira. Amme (als Bote der Kataſtrophe). Chor. 3. Hyllos. Bote.

Aias. 1. Aias. Teukros. 2. Odyſſeus. Tekmeſſa. 3. Athene. Bote. Menelaos. Agamemnon.

Philoktetes. 1. Philoktetes. 2. Neoptolemos. 3. Odyſſeus. Kaufmann. Herakles.

Elektra. 1. Elektra. 2. Pfleger. Chryſothemis. Aegiſthos. 3. Oreſtes. Klytämneſtra.

Die mit * bezeichneten Rollen ſind unſicher. Außer den drei Schauſpielern hatte die attiſche Bühne allerdings mehre Hülfſpieler für ſtumme Rollen, ſo in der Elektra den Pylades, in den Trachinierinnen die beſonders ausgezeichnete Rolle der Jole, in der vielleicht Sophokles einen jungen Schauſpieler, der ihm werth war, dem Publikum vorführen wollte. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Hülfsſpieler zuweilen den Schauſpielern kleine Nebenrollen abgenommen haben, z. B. die Eurydike in der Antigone, welche

Diese Eigenthümlichkeit der attischen Bühne gab dem Dichter einige Rechte in Construktion der Handlung, die wir nicht mehr gestatten. Der erste Held konnte in seiner Hauptrolle für längere Theile des Stückes entbehrt werden, so die Antigone und Aias. Wenn in den Trachinierinnen Herakles erst in der letzten Scene auftritt, so ist er doch in seinen Vertretern von Anfang an wirksam gewesen. Die Dienerin des Prologs, welche auf den abwesenden Herakles hinweist, sein Herold Lichas, der von ihm erzählt, sprechen mit der gedämpften Stimme des Helden.

Diese eigenthümliche Verstärkung des Effekts durch eine Verminderung der scenischen Täuschung ist uns fremdartig, aber nicht unerhört. An dem Darstellen der Frauenrollen durch

sehr kurz behandelt ist; wie hätten sie sonst ihre Stimme und Kraft verstellen können? Solche Aushülfe, die vielleicht doch einmal dem Publikum durch die Maske verdeckt blieb, wurde nicht als Mitspielen gerechnet. — Sie waren auch häufig als Vertreter der drei Schauspieler auf der Bühne nöthig, wenn in einer Scene die Gegenwart einer Maske wünschenswerth war, der Schauspieler derselben aber zu derselben Zeit in einer andern Rolle auftreten mußte; dann figurirten die Nebenspieler in gleicher Kleidung und der betreffenden Maske, in der Regel ohne zu sprechen, zuweilen freilich mußten ihnen auch einzelne Zeilen gegeben werden, so wird die Ismene in der zweiten Hälfte des Oedipus auf Kolonos von einem Statisten dargestellt, während der Schauspieler selbst den Theseus und Polyneikes spielt. Dieses Stück hat die Eigenthümlichkeit, daß wenigstens auf dem Höhepunkt eine Scene des Theseus von dem Schauspieler der Antigone, dem zweiten, gegeben wird, während der dritte die übrigen Scenen dieser Partie besorgt; für eine einzelne Scene war diese Stellvertretung, wenn der Schauspieler Zimmt u. s. w. dazu einstudirt hatte, ohne besondere Schwierigkeit. Es ist aber sehr wohl möglich, daß der Darsteller der Antigone auch die erste Theseusscene gab. Antigone ist nämlich in das Gebüsch des Hintergrundes gegangen, um den Vater zu bewachen, sie kann sehr wohl als Theseus wieder auftreten, während ein Statist in ihrer Maske ab und zu sichtbar wird. Wenn grade in diesem Stück ein vierter Schauspieler durch namhafte Rolle eingegriffen hätte, würde uns doch wohl eine Nachricht von der damals noch auffallenden Neuerung geblieben sein.

Männer — welches Göthe in Rom ſah — hängt eine ähnliche Wirkung.

Ferner aber hatten die alten Dichter häufig eine kluge Aushülfe nöthig, um die Schonung zu verdecken, welche vor Andern der erſte Schauſpieler für ſich fordern mußte. Die faſt übermenſchliche Anſtrengung einer dramatiſchen Tagesleiſtung konnte nur dann ertragen werden, wenn nicht derſelbe Darſteller in jeder der drei Tagestragödien die längſte und angreifendſte Rollengruppe hatte. Hauptrolle blieb den Griechen zwar immer die des Protagoniſten, der die Würde und das Pathos hatte, auch wenn vielleicht dieſer anſtrengenden Partie nur eine Scene gegeben war. Aber der Dichter war gezwungen, das, was wir Hauptrolle nennen, die umfangreichſte Partie, in einzelnen Stücken des Feſttages dem zweiten oder dritten Schauſpieler zu geben*); denn er mußte bedacht ſein, die Verszahl der drei Tragödien möglichſt gleichmäßig unter ſeine drei Kämpfer zu vertheilen.

Die erhaltenen Tragödien des Sophokles unterſcheiden ſich aber durch die Beſchaffenheit ihrer Handlung noch mehr als durch ihren Bau von dem Drama der Germanen. Das Theilſtück der Sage, welche Sophokles für ſeine Handlung verwendet, hat eigenthümliche Vorausſetzungen. Sein Drama ſtellt, im Ganzen betrachtet, die Wiederherſtellung einer bereits geſtörten Ordnung dar: Rache, Sühne, Ausgleichung, die Vorausſetzung deſſelben iſt alſo die ärgſte Störung, Verwirrung, Miſſethat. Das Drama der Germanen hat zu ſeiner Vorausſetzung, im Ganzen betrachtet, eine gewiſſe, wenn auch ungenügende Ordnung und Ruhe, gegen welche ſich die Perſon des Helden erhebt, Störung, Verwirrung, Miſſethat hervorbringend; bis er durch die reagirenden Gewalten gebändigt und eine neue Ord-

*) Auf unſrer Bühne hat zwar jedes Stück einen erſten Helden, aber mehre Hauptrollen. Nicht häufig iſt eine derſelben umfangreicher, als die des erſten Helden, z. B. die des Falſtaff in Heinrich IV.

nung hergestellt wird. Die Handlung des Troßelles beginnt also etwa nach dem Höhenpunkte unserer Stücke. Einer hat in Unwissenheit den Vater erschlagen, die Mutter geheirathet, das ist Voraussetzung; wie dies vorausgegangene Unheil an ihm zu Tage kommt, ist das Stück. Eine hofft auf den jungen Bruder in der Fremde, daß er den getöteten Vater an der bösen Mutter räche; wie sie trauert und hofft, durch falsche Nachricht von seinem Tode erschreckt, durch seine Ankunft beglückt wird, und die That der Rache empfindet, das ist das Stück. Alles, was von Unglück, Frevel, Schuld der ungeheuren Rache vorausging, ja die Rachethat selbst wird dargestellt durch die Reflexe, welche in die Seele einer Frau fallen, der Schwester des Rächers, Tochter des Gemordeten und der Mörderin. Ein unglücklicher Fürst, aus seiner Heimat vertrieben, vindicirt der gastfreien Stadt, welche ihn aufnimmt, dankbar den geheimnißvollen Segen, welcher nach Götterspruch an seiner Grabstätte hängt. Eine Jungfrau beerdigt gegen den Befehl des Fürsten den Bruder, der im Felde erschlagen liegt, sie wird deshalb zum Tode verurtheilt und zieht Sohn und Gattin des harten Richters mit sich in den Tod. Einem umherschweifenden Helden wird von der Gattin, welche von seiner Treulosigkeit hört und seine Liebe wiedergewinnen will, ein Zaubergewand in die Fremde gesandt, das ihm den Leib verbrennt. Aus Schmerz darüber tötet sich die Frau, er läßt sich durch Feuer verzehren *). Ein Held, der im Wahnsinn erbeutete Heerden statt der gehaßten Fürsten seines Volkes erschlagen hat, tötet sich aus Scham, seine Genossen setzen ihm ein ehrliches Begräbniß durch. Ein Held, der wegen widerwärtiger Krankheit von seinem Heere auf eine menschenleere Insel ausgesetzt ist, wird, weil ein Gottesspruch zum Heil des

*) Die Voraussetzungen der Trachinierinnen sind allerdings, was Deianeira selbst betrifft, ziemlich einfach, aber Herakles ist der erste Held und seine Vorbereitung zur Aufnahme unter die Götter war der große Effekt des Stückes.

Heeres ſeine Rückkehr fordert, durch die Verhaßten, welche ihn ausſetzten, zurückgehalt. — Immer iſt, was vorausgeht, ein großer Theil deſſen, was wir in die Handlung einſchließen müßten *).

Aber wenn uns von ſieben erhaltenen Stücken auf mehr als hundert verlorene ein vorſichtiges Urtheil erlaubt iſt, ſcheint dieſe Behandlung der Mythen auch bei den Griechen nicht allgemein, ſondern für Sophokles charakteriſtiſch zu ſein. Daß Aeſchylos in ſeinen Trilogien größere Theilſtücke der Sage: Unrecht, Verwickelung, Löſung, verwerthete, erkennen wir deutlich. Bei Euripides wenigſtens, daß er zuweilen über die abſchließenden Endſtücke der Sage hinausgegangen iſt; in ſeinen beiden beſten Stücken, dem Hippolytos und der Medea, iſt die Handlung auf Vorausſetzungen gebaut, die auch bei modernen Stücken möglich wären.

Dieſe Conſtruktion der Handlung bei Sophokles geſtattete nicht nur die größte Aufregung leidenſchaftlicher Empfindung, auch eine feſte Charakterfügung: aber ſie ſchloß dennoch zahlreiche innere Wandlungen aus, welche unſern Stücken unentbehrlich ſind. Wie die ungeheuren Vorausſetzungen auf die Helden wirkten, das vermochte er mit unerreichter Meiſterſchaft darzuſtellen, aber es waren gegebene, höchſt ungewöhnliche Zuſtände, durch welche die Helden beeinflußt wurden. Die geheimen und reizvollen Kämpfe des Innern, welche von einer verhältnißmäßigen Ruhe bis zur Leidenſchaft und zu einem Thun treiben, Zweifel und Conflikte des Gewiſſens, und wieder die Umänderungen, welche in Empfindung und Charakter durch ein ungeheures Thun an dem Helden ſelbſt hervorgebracht werden, erlaubte die Bühne des Sophokles nicht darzuſtellen. Wie

*) Es iſt grade bei Sophokles unmöglich, aus den erhaltenen Namen und Verſen verlorener Stücke einen Schluß auf den Inhalt zu machen. Was man ſich als Inhalt denken möchte, wird in der Regel nur Inhalt des Prologs ſein.

Jemand etwas Fürchterliches erfuhr, wie er ſich benahm, nachdem er einen verhängnißvollen Entſchluß gefaßt hatte, das lockte zur Schilderung; wie er aber um den Entſchluß kämpfte, wie ſich das Ungeheure, das auf ihn eindrang, vorbereitete, das war für ſeine Bühne nicht dramatiſch. Euripides iſt darin beweglicher und uns ähnlicher, aber in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen war das kein unbedingter Vorzug. — Einer der entſchloſſenſten Charaktere unſerer Bühne iſt Macbeth; aber man kann wohl ſagen, er wäre den Athenern vor der Scene durchaus unerträglich, ſchwächlich, unheldenhaft geweſen. Was uns als das Menſchlichſte in ihm erſcheint, und was wir als die größte Kunſt des Dichters bewundern, ſein gewaltiges Ringen um die That, den Zweifel, die Gewiſſensbiſſe, das war dem tragiſchen Helden der Griechen gar nicht geſtattet. Die Griechen waren ſehr empfindlich gegen Schwankungen des Willens; die Größe ihrer Helden beſtand vor Allem in Feſtigkeit. Der erſte Schauſpieler hätte ſchwerlich einen Charakter dargeſtellt, der ſich durch andere Perſonen des Stückes in irgend einer Hauptſache leiten läßt. Jedes Umſtimmen der Hauptperſonen auch in Nebenſachen mußte vorſichtig motivirt und entſchuldigt werden. Oedipus weigert ſich, ſeinen Sohn zu ſehen, Theſeus macht ihm vergebens ernſte Vorſtellungen über ſeine Hartnäckigkeit, Antigone muß erſt dem Publikum erklären: Anhören iſt ja nicht Nachgeben. Wäre Philoktetes dem verſtändigen Zureden des zweiten Schauſpielers gewichen, er wäre gänzlich in der Achtung der Hörer geſunken, er wäre nicht mehr der ſtarke Held geweſen; Neoptolemos ändert allerdings ſeine Stellung zum Philoktetes und das Publikum war höchlich dafür intereſſirt worden, daß er es doch that, aber das war nur Rückkehr zu ſeinem eigentlichen Weſen und er war auch nur zweiter Schauſpieler. Wir ſind geneigt, den Kreon der Antigone als eine ſehr dankbare Rolle zu betrachten, den Griechen war er nur eine Rolle dritten Ranges; dem Charakter fehlte die Berechtigung zum Pathos.

Grade der Zug, welcher ihn unserer Empfindung nahe stellt, daß er durch den Teiresias gründlich erschüttert und umgestimmt wird, — jenes Kunstmittel des Dichters, eine neue Spannung in die Handlung zu bringen, — das verminderte den Griechen die Theilnahme an dem Charakter. Und daß derselbe Zug in der Familie und dem Stück noch einmal vorkommt, daß auch Hämon nach dem Berichte des Boten zuerst den Vater töten will, dann aber sich selbst ermordet, — für uns ebenfalls ein charakteristischer und menschlicher Zug — das scheint der attischen Kritik einen Vorwurf sogar gegen den Dichter begründet zu haben, der so unwürdiges Schwanken zweimal in der Tragödie vorführte. — Und wo einmal eine Ueberführung des Einen zu der Ansicht des Andern durchgesetzt wird, da geht sie — außer in der Katastrophe des Aias — nicht während der Scene selbst vor sich, in welcher die Parteien gegen einander mit langen und kurzen Versreihen fechten, sondern die Umwandlung wird gern hinter die Scene verlegt, der Beeinflußte tritt dann umgestimmt in die neue Situation.

— — Der Kampf des griechischen Helden war ein egoistischer, seine Zwecke mit seinem Leben beendigt. Dem Helden der Germanen ist die Stellung zum Schicksal auch deshalb eine andere, weil ihm der Zweck seines Daseins, der sittliche Inhalt, sein ideales Empfinden weit über das Leben selbst hinausreicht: seine Liebe, Ehre, Patriotismus. Der Zuhörer bei den Germanen bringt die Vorstellung mit, daß die Helden der Bühne nicht nur um ihrer selbst willen da sind, ja nicht einmal vorzugsweise; sondern daß gerade sie mit ihrer freien Selbstbestimmung höheren Zwecken zu dienen haben, mag man dies Höhere, über ihnen Stehende, als Vorsehung und Weltordnung, als bürgerliche Gesellschaft, als Staat auffassen. Die Vernichtung ihres Lebens ist nicht mehr in der Weise Untergang, wie in der alten Tragödie. Im Oedipus auf Kolonos ergriff die Athener die Größe des Inhalts mächtig; sie empfanden hier einmal lebhaft die Humanität eines Lebens,

das über die Existenz hinaus, und zwar durch seinen Tod dem Gemeinwesen einen großen Dienst erwies. Eben daher stammt die große Schlußwirkung der Eumeniden. Auch hier wurde Schicksal und Leiden des Einzelnen zum Segen für das Allgemeine gewendet. Daß die größten Unglücklichen der Sage, Orestes und Oedipus, für ihre Unthat eine so hohe Sühne geben, das erschien den Griechen als eine neue und höchst edle Verwerthung des Individuums auf der Bühne, die nicht ihrem Leben, aber ihrer Kunst fremd war. Uns läßt aus andern Gründen die undramatische Humanisirung persönlicher Schicksale durch praktische patriotische Resultate kalt. Aber es ist immerhin lehrreich, daß die beiden größten dramatischen Dichter der Hellenen einmal das Leben ihrer Helden in die Weltanschauung erhoben, in welcher wir selbst zu athmen und die Helden unserer Bühne zu sehen gewohnt sind.

Wie der Dichter seine Charaktere und Situationen unter solchem Zwange formte, ist sehr merkwürdig. Sein Gefühl für die Contraste wirkte mit der Energie einer Naturkraft, welcher er selbst fast nicht Widerstand leisten konnte. Man betrachte noch einmal die harte schadenfrohe Athene im Aias. Sie ist durch den Gegensatz zu dem menschlichen Odysseus hervorgerufen, und zeigt die geforderte Gegenfarbe mit einer rücksichtslosen Schärfe, bei welcher die Göttin allerdings zu kurz kommt, weil sie die dem Menelaos ähnliche Schattirung ihres Wesens mit ihrer Göttlichkeit rationalistisch erklären will. Dasselbe Stück giebt in jeder Scene guten Einblick in die Methode seines Schaffens, welche so naturwüchsig und nothwendig und dabei doch so allmächtig und müheles souverain ist, daß wir wohl begreifen, wenn die Griechen etwas Göttliches darin empfanden. Eine Stimmung fordert hier überall die andere, ein Charakter den andern, genau, rein, sicher treibt jede Farbe, jede Melodie die entsprechende andere hervor. Mittelpunkt des Stückes ist die Stimmung des Aias nach dem Erwachen. Wie edel und menschlich empfindet der

Dichter das Wesen des Mannes unter den abenteuerlichen Voraussetzungen des Stückes. Der warmherzige, ehrliche, heißköpfige Held, der veredelte Verkörperung des Hellenenheers, ist einigemal knorrig gegen die Götter gewesen, da ist das Unglück über ihn gekommen. Die erschütternde Verzweiflung einer großartigen Natur, welche durch Schmach und Schaam gebrochen wird, die rührende Verhüllung seines Entschlusses zu sterben und das gehaltene Pathos eines Kriegers, der aus freiem Entschluß seine letzte That thut, das waren die drei Bewegungen im Charakter des ersten Helden, die dem Dichter die drei großen Scenen und die Forderungen für das ganze Stück gaben. Zuerst als Gegensatz im Prolog das Bild des Aias selbst. Hier ist er noch Bestie unter den getöteten Thieren, starr wie im Halbschlaf. Es ist der gegebene Gegensatz zu dem erwachten Helden, zugleich die höchste Klugheit. Die Situation war auf der Bühne ebenso lächerlich als unheimlich, der Dichter hütete sich wohl, etwas Anderes aus ihr machen zu wollen. Beide Gegenspieler mußten sich ihrem herabziehenden Zwange fügen. Odysseus erhielt einen leisen Anflug von diesem Lächerlichen, und Athene die Falte höhnende Härte. Es ist genau die richtige Temperatur der Situation, ein Contrast mit der rücksichtslosen Consequenz ausgebildet, die nicht durch kalte Berechnung, nicht durch unbewußten Instinkt, sondern geschaffen war, wie ein großer Dichter schafft, mit einer gewissen Naturnothwendigkeit und doch mit freiem Bewußtsein.

In derselben Abhängigkeit vom Haupthelden sind die sämmtlichen Rollen des Stückes gebildet, nach den Bedingungen unter denen der Grieche für die drei Schauspieler schuf: als Mitspieler, Nebenspieler, Gegenspieler. Zunächst das andere Ich des Aias, der treue, pflichtvolle Bruder Teukros, dann die zweiten Rollen, sein Weib, die Beute seines Speeres, Tekmessa, liebend, besorgt, die aber wohl versteht, dem Helden entgegen zu treten, und sein freundlicher Gegner Odysseus; endlich die Feinde, wieder drei Nuancen des Hasses: die Göttin, der

feindliche Parteimann, und der klügere Bruder desselben, dem der Haß durch Rücksichten der Staatsklugheit temperirt wird. Wenn in der letzten Scene der Gegenspieler und der feindliche Freund des Helden sich über das Grab vertragen, so hörte der Athener aus dem Vertrag, den sie schlossen, sehr bestimmt den Gegensatz zu der Eröffnungsscene, wo dieselben Stimmen gegen den Wahnsinnigen Partei genommen hatten.

Auch in den einzelnen Charakteren des Sophokles ist die ungewöhnliche Reinheit und Kraft seines Harmoniegefühls, und dieselbe Methode des Schaffens in Kontrasten bewundernswerth. Er empfand hier wieder sicher und ohne fehlzugreifen, was an ihnen wirksam sein konnte, und was ihm nicht gestattet war. Die Helden des Epos und der Sage sträuben sich heftig gegen die Verwandlung in dramatische Charaktere, sie vertragen nur ein gewisses Maaß von innerem Leben und menschlicher Freiheit, wer ihnen mehr verleihen will, dem zerreißen sie das lockre Gewebe ihrer — auf der Bühne barbarischen — Mythe in unbrauchbare Fetzen. Der weise Dichter der Athener erkennt sehr wohl die innere Härte und Unbildsamkeit der Gestalten, welche er in Charaktere umzuformen hat. Deßhalb nimmt er so wenig als möglich von der Sage selbst in sein Drama auf. Er findet aber einen sehr einfachen und sehr verständlichen Grundzug ihres Wesens, wie ihn seine Handlung braucht, und läßt sie diese eine Charaktereigenschaft mit einer ausgezeichneten Strenge und Consequenz immer wieder geltend machen. Dieser bestimmende Zug ist stets ein zum Thun treibender: Stolz, Haß, Gattenliebe, Pflichtgefühl, Amtseifer. Und der Dichter führt seine Charaktere keineswegs als ein milder Gebieter, er muthet ihnen nach ihrer Richtung das Kühnste und Aeußerste zu, ja er ist so schneidend hart und erbarmungslos, daß uns weicheren Menschen über die furchtbare Einseitigkeit, in welcher er sie dahinschreiten läßt, vielleicht einmal Entsetzen ankommt, und daß auch die Athener solche Wirkungen mit dem Anpacken des Meisters-

hundes verglichen. Die trotzige Pietät der Antigone, der tödlich gekränkte Stolz des Aias, die Verbitterung des gequälten Philoktetes, der Haß der Elektra werden in herber und gesteigerter Größe herausgetrieben und scharf in den tödlichen Kampf gestellt.

Aber gegenüber dieser Grundlage der Charaktere empfindet er wieder mit wundervoller Schönheit und Sicherheit grade die entsprechende milde und humane Eigenschaft, welche seinen Charakteren bei ihrer besonderen Härte möglich ist. Wieder tritt dieser Contrast mit der Energie einer geforderten Gegenfarbe in den Helden heraus, und diese zweite und entgegengesetzte Eigenschaft seiner Personen, — fast immer die weiche, herzliche, rührende Seite ihres Wesens: Liebe neben Haß, Freundestreue neben Feindseligkeit, ehrliche Biederkeit neben jähem Zornmuth — ist mit der höchsten Poesie und dem schönsten Farbenglanz geschmückt. Aias, der seine Feinde mit wahnsinnigem Hasse schlachten wollte, zeigt eine ungewöhnliche Stärke des Familiengefühls, treuherzige, tief innige Liebe zu seinen Genossen, dem entfernten Bruder, dem Kinde, der Gattin; Elektra, welche fast nur von dem Haß gegen ihre Mutter lebt, hängt sich mit den weichsten Lauten der Zärtlichkeit an den Hals des ersehnten Bruders; der gequälte, in gräulichem Schmerz schreiende Philoktetes, der das Schwert verlangt, sich selbst die Knochen zu zerhauen, blickt so hilflos, dankbar und resignirt zu dem menschenfreundlichen Jüngling auf, der das widerwärtige Leiden ansehen kann, ohne sein Grauen zu offenbaren. — Nur die Hauptcharaktere zeigen diese Entfaltung ihrer kräftig empfundenen Einheit in zwei entgegengesetzten Richtungen, die Nebenpersonen weisen in der Regel nur die geforderte Ergänzungsfarbe: Kreon, Odysseus beidemal verschieden, Ismene, Theseus, Orestes. Solche Wirkung zweier Contrastfarben in einem Charakter war dem Griechen nur möglich, weil er ein großer Dichter und Menschenkenner war, das heißt, weil seine schaffende Seele deutlich die tiefsten Wurzeln eines

menſchlichen Daſeins empfand, aus welchen die beiden gegenüberliegenden Blätter ſeiner Charaktere herauswuchſen. Und dieſe ſichere Anſchauung von dem Kern jedes individuellen Lebens, die höchſte Dichtereigenſchaft iſt es, welche bewirkt, daß das einfache Heraustreiben zweier contraſtirenden Farben in dem Charakter den ſchönen Schein des Reichthums, der Fülle und Rundung hervor bringt. Es iſt eine bezaubernde Täuſchung, in welcher er ſein Publikum zu erhalten weiß, ſie gibt ſeinen Bildern genau die Art von Leben, welche in ſeinen Stoffen auf der Bühne möglich war. Bei uns zeigen die Charaktere großer Dichter weit kunſtvollere Bildung als jene antiken, welche ſo einfach Blatt um Blatt aus dem Halm heraufgeſchoſſen ſind; Romeo, Hamlet, Fauſt und Wallenſtein ſind nicht auf ſo einfache Urform zurückzuführen. Und ſie ſind allerdings die Erzeugniſſe einer höheren Entwicklungsſtufe der Menſchheit. Aber deßhalb ſind die Geſtalten des Sophokles durchaus nicht weniger imponirend. Denn er weiß ihre einfache Organiſation mit einem Adel der Geſinnung und in einer Schönheit und Größe der Umriſſe zu bilden, die ſchon im Alterthume Staunen erregten. Nirgend fehlt an Hauptcharakteren und Nebenfiguren Hoheit, Adel, Gewalt, überall empfindet man aus ihrer Haltung die Größe und Humanität einer vortrefflich organiſirten Dichternatur.

Aeſchylos ſchuf in die Charaktere der Bühne einen charakteriſtiſchen Zug, der ihr Weſen lebendig macht, in Prometheus, Klytämneſtra, Agamemnon; Sophokles empfand die innre Einheit, welche im Gegenſatz zweier ſcheinbar entgegengeſetzter Anlagen zu Tage kommt; als Euripides weiter ging und künſtlichere Bilder organiſirte, welche wirklichen Menſchen ähnlicher ſahen, zerfuhr und verkrauſte ſich ihm die Faſer des alten Stoffs, wie im Sonnenlicht das gefärbte Zeug der Deianeira.

Dieſelbe Freudigkeit und ſichere Production der Gegenſätze läßt den Dichter auch die Schwierigkeit überwinden, welche grade ſeine Auswahl der Mythen bereitete. Die zahlreichen und unge-

heuren Veranlaſſungen, welche ſeine Handlung hat, ſcheinen einer kräftigen Aktion, die von dem Helden ſelbſt ausgeht, beſonders ungünſtig. In den letzten Stunden ihres Schickſals ſind, ſo ſcheint es, die Helden faſt immer leidende, nicht frei waltende. Aber je größern Druck von außen ihnen der Dichter auflegt, deſto höher wird die Energie, mit welcher er ſie dagegen ſtemmt. Auch wo bereits in der erſten aufſteigenden Hälfte des Stücks Schickſal oder fremde Gewalt an dem Helden handelt, ſteht dieſer nicht aufnehmend, ſondern ſtößt mit größter Gewalt ſein Weſen dagegen; er wird im Grunde allerdings getrieben, aber er ſcheint in ausgezeichneter Weiſe der Treibende, ſo König Oedipus, Elektra, ſelbſt Philoktetes, ſämmtlich aktive Naturen, welche zürnen, drängen, ſteigern. Wenn Jemand in einer dem Drama gefährlichen Defenſive ſtand, ſo war es der arme König Oedipus. Man ſehe zu, wie Sophokles ihn bis zum Höhenpunkt in innerer geſteigerter Rührigkeit als gegenkämpfend darſtellt, je unheimlicher dem König ſelbſt ſeine Sache wird, deſto heftiger ſchlägt er auf ſeine Umgebung.

Dies ſind einige der Bedingungen, unter denen der Dichter ſeine Handlung ſchuf. Wenn auch die Stücke des Sophokles mit den Chören ungefähr dieſelbe Zeit in Anſpruch nahmen, welche in mittlerem Durchſchnitt unſere Dramen fordern, ſo iſt doch die Handlung weit kürzer als die unſre. Denn ganz abgeſehen von dem Chor, der lyriſchen und epiſchen Ausführung in einzelnen Rollen, iſt die Anlage der Scenen größer und im Ganzen breiter. Die Uebergänge zur folgenden Scene ſind kurz, aber genau motivirt, Abgehen und Auftreten neuer Rollen wird erklärt, kleine Verbindungsglieder zwiſchen ausgeführten Scenen ſind ſelten; die Handlung würde nach unſerer Methode zu arbeiten kaum die Hälfte eines Theaterabends füllen. Die Zahl der Einſchnitte ſtand nicht feſt, erſt in der ſpätern Zeit der antiken Tragödie war die Fünfzahl der Akte durchgeſetzt. Die einzelnen Glieder der Handlung waren durch Chorgeſänge geſchie-

den, jeder ſolche Theil, der in der Regel einer unſerer ausgeführten Scenen entſpricht, ſetzte ſich in ſeinem Inhalt von dem Vorhergehenden ab, nicht ſo ſcharf als unſere Akte. Es ſcheint faſt, daß die einzelnen Stücke des Tages — nicht deſſen Theile — durch einen heraufgezogenen Vorhang bereits getrennt wurden. Zwar läßt ſich das Situationsbild im Anfang des König Oedipus auch anders erklären, aber da die Decoration des Sophokles bereits im Stück mitſpielt, muß ihre Befeſtigung doch den Augen der Zuſchauer entzogen worden ſein.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Sophokles, ſoweit ſie für uns erkennbar iſt, liegt in dem ſchönen ſymmetriſchen Bau ſeiner Stücke.

Stärker als bei uns waren Einleitung und Kataſtrophe von dem übrigen Bau abgeſetzt, auch in der Behandlung wurden ſie unterſchieden. Durch Chorgeſänge von der Handlung getrennt, enthält der Prolog eine nach den Dichtern verſchiedene Methode der Expoſition; die Kataſtrophe aber eine beſonders kunſtvolle, feſt organiſirte Scenengruppe, häufig Botenbericht, eine kurze Schlußaction und Pathosſcene, in der Regel mit kurzem Schlußaccord des Chors. Der Prolog des Sophokles hat das Beſondere, daß er eine kunſtvoll gebaute Scene mit leichter Bewegung iſt, in welchem zwei, zuweilen ſämmtliche drei Schauſpieler auftreten und ihre Parteiſtellung zu einander expliciren. Er enthält aber zweierlei, erſtens: Die allgemeinen Vorausſetzungen des Stücks; zweitens: was Sophokles eigenthümlich iſt, eine beſondere verſtändliche Darlegung des erregenden Momentes, das nach dem Chorgeſange die Handlung ſteigert.

Auf den Prolog folgt der erſte Chorgeſang, nach dieſem die Handlung ſogleich mit dem Eintreten der erſten Erregung und ſteigert ſich von da bis zum Höhenpunkt in zwei oder mehr Abſätzen. Es ſind bei Sophokles zuweilen ſehr feine an ſich unbedeutende Motive, welche dieſe Steigerung verurſachen. Mächtig aber erhebt ſich die Spitze der Handlung, allen Farbenglanz,

die höchste Poesie verwendet er zum Heraustreiben dieses Momentes. Und wo die Handlung einen starken Umschwung gestattet, folgt die Scene des Umschwungs, Peripetie oder Erkennung, nicht plötzlich und unerwartet, sondern mit feinem Uebergange, immer in kunstvoller Ausführung. Von da stürzt die Handlung rasch zum Ende, nur zuweilen ist noch vor der Katastrophe (Exodus) eine Stufe eingefügt. Die Katastrophe selbst aber ist wie eine besondere Handlung organisirt, sie besteht nicht aus einer Scene, sondern aus einem Bündel derselben, der glänzende Botenbericht, die dramatische Aktion und zuweilen lyrische Pathosscene liegen darin durch kurze Uebergänge verbunden. Nicht in allen Stücken ist die Katastrophe gleich kräftig und mit hochgesteigerten Effekten behandelt. Es mag auch die Stellung des Stückes zu den andern desselben Tages die Arbeit des Schlusses bestimmt haben.

Die Tragödie Antigone enthält — außer Prolog und Katastrophe, — fünf Theile, von denen die drei ersten die Steigerung, der vierte den Höhenpunkt, der fünfte die Umkehr bilden. Jeder dieser Theile, durch einen Chorgesang von den übrigen getrennt, enthält eine zweitheilige Scene. Die Idee des Stückes ist: Eine Jungfrau, welche wider den Befehl des Herrschers ihren im Kampf gegen die Vaterstadt gefallenen Bruder beerdigt, wird von dem Herrscher zum Tode verurtheilt, welcher deshalb Sohn und Gattin durch Selbstmord verliert. Der Prolog enthält in einer Dialogscene, welche den Gegensatz der Heldin zu ihrer Schwester ausspricht, die Grundlage der Handlung und die Einführung des aufregenden Moments: den Entschluß der Antigone, ihren Bruder zu begraben. Die erste Stufe der Steigerung ist nach einer Einführung des Kreon der Botenbericht, daß Polyneikes heimlich beerdigt sei, Zorn des Kreon und sein Befehl an die Wächter den Thäter zu finden. Die zweite Stufe: Einführung der ergriffenen Antigone, das Aussprechen ihres Gegensatzes zu Kreon und das Eindringen der Ismene,

welche ſich für eine Mitſchuldige der Schweſter erklärt und mit ihr ſterben will. Die dritte Stufe der Steigerung: das Flehen und Eindringen Hämon's auf ſeinen Vater und da Kreon unerbittlich bleibt, die Verzweiflung des Liebenden. Auf die Botenſcene waren bis dahin immer größere bewegte Dialogſcenen gefolgt. Den Höhenpunkt bildet die Pathosſcene der Antigone, Geſang und Recitation; an dieſe ſchließt ſich der Befehl des Kreon, ſie zum Tode abzuführen. Von da ſinkt die Handlung ſchnell hinab. Der Seher Teireſias verkündet dem Kreon Unheil und ſtraft ſeinen Trotz; Kreon wird erweicht und giebt Befehl, die Antigone aus dem Grabgewölbe, in dem ſie eingeſchloſſen iſt, zu befreien. Und jetzt beginnt die Kataſtrophe in einer großen Scenengruppe: Botenbericht über den Tod der Antigone und des Hämon und verzweifelter Abgang der Eurydike, Klageſcene des Kreon und neuer Botenbericht über den Tod der Eurydike, Schlußklage des Kreon. Die Fortſetzung der Antigone ſelbſt ſind der Seher Teireſias und der Exangelos der Kataſtrophe, die befreundeten Nebenſpieler ſind Ismene und Hämon, Gegenſpieler mit geringerer Kraft und ohne Pathos iſt Kreon. Eurydike iſt nur Aushilfrolle.

Das kunſtvollſte Stück des Sophokles iſt König Oedipus, es beſitzt alle ſeinen Erfindungen der attiſchen Bühne, außer den Variationen in Geſängen und Chor, Peripatie-, Erkennungs-, Pathosſcenen, geſchmückten Bericht des Endboten. Die Handlung wird durch das Gegenſpiel regiert, hat alſo kurzes Steigen, verhältnißmäßig ſchwachen Höhenpunkt und längeres Sinken der Handlung. Der Prolog führt ſämmtliche drei Schauſpieler auf und berichtet außer den Vorausſetzungen: Theben unter Oedipus in Peſtzeit, auch das aufregende Moment, den Orakelſpruch: Der Mord des Laios ſollte beſtraft werden, damit die Stadt Befreiung von der Seuche finde. Von da ſteigt die Handlung in zwei Stufen. Erſte: Teireſias, von Oedipus gerufen, weigert ſich den Orakelſpruch zu deuten, hört von dem heftigen Oedipus ver-

dächtigt, weist er in doppeldeutigem Räthselwort auf den geheimnißvollen Mörder, im Zorne scheidend. Zweite Stufe: Streit des Oedipus mit Kreon durch Jokaste geschieden. Darauf Höhenpunkt: Unterredung des Oedipus und der Jokaste, die Erzählung der Jokaste über den Tod des Laios und die Worte des Oedipus: „O Weib wie faßt es plötzlich mich bei deinem Wort" sind die höchste Stelle der Handlung. Bis dahin hat Oedipus den eindringenden Vermuthungen heftigen Widerstand entgegengestellt, ob ihm auch allmälich bange geworden, jetzt fällt die Empfindung einer endlichen Gefahr in die Seele. Seine Rolle ist der Kampf zwischen trotzigem Selbstgefühl und bodenloser Selbstverachtung, in dieser Stelle endet das erste, beginnt die zweite. Von da geht die Handlung wieder in zwei Stufen mit prachtvoller Ausführung abwärts, die Spannung wird durch das Gegenspiel der Jokaste vermehrt, denn was ihr die furchtbare Gewißheit gibt, täuscht noch einmal den Oedipus, die Effekte der Erkennungen sind hier meisterhaft behandelt. — Die Katastrophe ist dreigliedrig: Botenscene, Pathosscene, Schluß mit einem weichen und versöhnenden Akkord.

Sehr einfach dagegen ist der Bau der Elektra. Er besteht außer Prolog und Katastrophe aus zwei Stufen der Steigerung und zwei Stufen des Falls, von denen aber die beiden dem Höhenpunkte zunächst stehenden mit diesem zu einer großen Scenengruppe verbunden sind, welche in dieser Tragödie den Mittelpunkt mächtig heraushebt. Das Stück enthält nicht nur die stärkste dramatische Wirkung, welche uns von Sophokles erhalten ist, es ist auch nach anderer Rücksicht sehr lehrreich, weil wir im Vergleich mit den Choephoren des Aeschylos und der Elektra des Euripides, welche denselben Stoff behandeln, deutlich erkennen, wie die Dichter sich einer nach dem andern die berühmte Sage zurichteten. Bei Sophokles ist Orestes, der Mittelpunkt zweier Stücke der Aeschyleischen Trilogie, durchaus als Nebenfigur behandelt, er verübt die ungeheure That der Rache auf Befehl und als Werk-

zeug Apollo's, überlegt, gefaßt, ohne jede Spur von Zweifel und Schwanken, als ein Krieger, der auf eine gefährliche Unternehmung ausgezogen iſt, und nur die Kataſtrophe ſtellt dieſen alten Steff dramatiſch dar. Der Inhalt des Stückes ſind die Gemüthsbewegungen, eines höchſt energiſchen und großartigen Frauencharakters, aber in ausgezeichneter Weiſe durch Wandlungen des Gefühls, durch Willen und That für die Bedürfniſſe der Bühne geformt. Auf den Prolog, in welchem Oreſtes und ſein Pfleger die Einleitung und die Explication des aufregenden Momentes geben: Ankunft der Rächer, welches in der Handlung aber zuerſt als Traum und Verahnung Klytämneſtra's wirkt, — folgt die erſte Stufe der ſteigenden Handlung: Elektra erhält von Chryſothemis die Nachricht, daß ſie, die endlos Klagende, ins Gefängniß geſetzt werden ſolle, ſie beredet Chryſothemis, den ſühnenden Weiheguß, welchen die Mutter dem Grabe des gemordeten Vaters ſendet, nicht darüber zu ſchütten. Zweite Stufe: Kampf der Elektra und Klytämneſtra, dann Höhenpunkt: der Pfleger bringt die täuſchende Nachricht vom Tode des Oreſtes. Verſchiedene Wirkung der Nachricht auf die beiden Frauen. Pathosſcene der Elektra. Daran geſchloſſen die erſte Stufe der Umkehr: Chryſothemis kehrt freudig vom Grabe des Vaters zurück, verkündet, daß ſie eine fremde Haarlocke als fromme Weihe darauf gefunden, ein Freund ſei nahe; Elektra glaubt der guten Botſchaft nicht mehr, fordert die Schweſter auf, mit ihr vereint den Aegiſthos zu töten, zürnt der widerſtehenden Chryſothemis, Entſchluß, allein die That zu thun. Zweite Stufe: Oreſtes als Fremder, mit dem Aſchenkruge des Oreſtes. Trauer Elektra's und Erkennungsſcene, von hinreißender Schönheit. Die Kataſtrophe ſelbſt enthält die Darſtellung der Rachethat zuerſt in den fürchterlichen Gemüthsbewegungen der Elektra dargeſtellt, dann Auftreten und Tötung des Aegiſthos.

Der Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ ſieht, wenn man die Idee des Stückes betrachtet, höchſt ungünſtig für dra-

matiſche Behandlung aus. Daß ein armer Greis den Segen, welcher nach Götterſpruch an ſeinem Grabe hängen ſoll, nicht der undankbaren Vaterſtadt, ſondern gaſtfreien Fremdlingen zuwendet, ein ſolcher Stoff ſcheint nur zufälliger patrietiſcher Empfindung der Hörer leidlich. Und doch hat Sophokles auch hier Spannung, Steigerung, leidenſchaftlichen Kampf von Haß und Liebe einzuſetzen gewußt. Das Stück hat aber eine Beſonderheit in der Architektur. Der Prolog iſt zu einem größern Ganzen erweitert, welches auch im äußern Umfange der Kataſtrophe entſpricht; er beſteht aus zwei Theilen, jeder aus drei kleinen Scenen, zuſammengefügt durch ein pathetiſches Moment: Wechſelgeſang zwiſchen den Soloſpielern und dem Chor. Der erſte Theil des Prologs enthält die Expoſition, der zweite das aufregende Moment, die Nachricht, welche Ismene den Flüchtlingen bringt, daß ſie von ihrer Vaterſtadt Theben verfolgt werden. Von da ſteigert ſich die Handlung in einem einzigen Abſatz. Theſeus, Herr des Landes erſcheint, verſpricht ſeinen Schutz, — bis zum Höhenpunkte, einer großen Streitſcene mit kräftiger Aktion: Kreon tritt auf, die Töchter mit Gewalt fortreißend, dem Oedipus ſelbſt den Zwang der Heimkehr drohend, Theſeus bewährt ſeine ſchützende Gewalt und entfernt den Kreon. Darauf folgt die Umkehr in zwei Stufen, die Töchter werden dem Greiſe durch Theſeus gerettet zurückgebracht; Polyneikes fleht Verſöhnung mit dem Vater und Rückkehr in ſeinem egoiſtiſchen Intereſſe. Unverſöhnt entſendet ihn Oedipus, nur Antigone ſpricht mit rührenden Worten die Treue der Schweſter aus. Darauf die Kataſtrophe, die geheimnißvolle Entrückung des Oedipus, kurze Redeſcene und Chor als Einleitung, dann große Botenſcene und der Schlußgeſang. Das Stück wird durch die Erweiterung des Prologs und der Kataſtrophe um etwa dreihundert Verſe länger, als die übrigen erhaltenen Dramen des Sophokles. Die freiere Behandlung der ſtereotypen Scenenform läßt wie der Inhalt erkennen, was wir auch aus alten Anekdoten wiſſen,

daß die Tragödie eines der letzten Werke des greisen Dichters war.

Vielleicht das früheste der erhaltenen Dramen ist „Die Trachinierinnen". Auch hier ist einiges Auffällige im Bau; der Prolog enthält nur die Einleitung, Sorge der Gattin Deianeira um den in der Ferne weilenden Herakles und Entsendung des Sohnes Hyllos den Vater aufzusuchen. Das aufregende Moment liegt im Stück selbst und bildet die erste Hälfte der zweitheiligen Steigerung. Nachricht von der Ankunft des Herakles. Zweite Stufe: Deianeira erfährt, daß die gefangene Iliasin, welche der Gatte vorausgesendet hat, seine Geliebte ist. Höhenpunkt: im ehrlichen Herzen faßt Deianeira den Entschluß, dem geliebten Manne einen Liebeszauber zu senden, den ihr ein von ihm erschlagener Feind hinterlassen. Sie übergiebt das Zaubergewand dem Herold. Die fallende Handlung in einer Stufe berichtet ihre Sorge und Reue über die Sendung, sie hat durch eine Probe erkannt, daß etwas Unheimliches in dem Zauber sei. Der rückkehrende Sohn verkündet ihr mit harten Worten, daß dem Gemahl das Geschenk tötliche Krankheit bereitet habe. Darauf die zweitheilige Katastrophe, zuerst Botenscene, welche den Tod der Deianeira verkündet, dann wird Herakles selbst, der Haupthelb des Stückes, in der Pein tötlicher Schmerzen vorgeführt, wie er nach großer Pathosscene von seinem Sohne die Verbrennung auf dem Berge Oeta fordert.

Die Tragödie „Aias" enthält nach dem dreitheiligen Prolog eine Steigerung in drei Stufen, zuerst Klage und Familiengefühl des Aias und seinen Entschluß zu sterben; dann das Verhüllen seines Plans aus Rücksicht auf die Trauer der Befreundeten; endlich (ohne daß ein Scenenwechsel anzunehmen ist) einen Botenbericht, daß Aias sich an diesem Tage nicht aus dem Zelt entfernen solle, und den Abgang der Gattin und des Chors, den Entfernten zu suchen. Darauf den Höhenpunkt, die Pathosscene des Aias und seinen Selbstmord, besonders dadurch

ausgezeichnet, daß der Chor vorher aus der Orchestra abgetreten ist, die Scene erhält dadurch den Charakter eines Monologs. Darauf folgt die Umkehr in zwei Theilen, zuerst das Auffinden des Toten, Klage der Tekmessa und des eintretenden Bruders Teukros; dann der Streit zwischen Teukros und Menelaos, welcher die Beerdigung verbieten will. Die Katastrophe endlich, eine Steigerung dieses Streites in einer Dialogscene zwischen Teukros und Agamemnon, die Vermittelung durch Odysseus und die Versöhnung.

Philoktetes ist nicht das kürzeste Drama, aber sein Bau ist einfacher, nur dreitheilig bewegt sich die Handlung in schönem Ebenmaße mit streng durchgeführtem Parallelismus der beiden Hälften.*) Nachdem im Prolog eine Dialogscene zwischen Odysseus und Neoptolemos über die Voraussetzungen und das erregende Moment erklärt hat, folgt der erste Theil, die Steigerung, in einer Gruppe von drei verbundenen Scenen, darauf der Höhenpunkt und das tragische Moment in zwei Scenen, von denen die erste eine prachtvoll ausgeführte zweitheilige Pathosscene ist, dann der dritte Theil, die Umkehr, genau dem ersten correspon-

*) Prolog. Neoptolemos, Odysseus

Chor und Neoptolemos im Wechselgesang

Steigerung der Handlung
1. Botenscene mit Erkennung — Philoktetes, Neoptolemos
2. Botenscene — Vorige, Kaufmann.
3. Erkennungsscene (des Bogens) — Philoktetes, Neoptolemos.

Chorgesang.

Höhenpunkt, das tragische Moment
1. Doppelpathosscene — Philoktetes, Neoptolemos.
2. Dialogscene — Vorige, Odysseus.

Chor und Philoktetes im Wechselgesang.

sinkende Handlung und Katastrophe
1. Dialogscene — Neoptolemos, Odysseus.
2. Dialogscene — Philoktetes, Neoptolemos, dazu Odysseus.
3. Verkündigung und Schluß — Philoktetes, Neoptolemos, Herakles.

direnb, wieder in einer Gruppe von drei verbundenen Scenen. Ebenſo genau entſprechen einander die Chöre. Der erſte Chor iſt ein Wechſelgeſang des zweiten Schauſpielers mit dem Chor, der dritte ebenſo ein Wechſelgeſang des erſten Schauſpielers mit dem Chor. Nur in der Mitte ſteht ein voller Chorgeſang. Die Auflöſung des eintretenden Chors in ein dramatiſch bewegteres Zuſammenſpiel — ſowohl im Philoktetes als im Oedipus auf Kolonos, — iſt wohl nicht zufällig. Auch in dem Scenenbau des Philoktetes iſt eine beſonders freie Behandlung der alten Formen erkennbar.

Auch hier hat der erſte Schauſpieler Philoktetes die pathetiſche Rolle, die heftigen Bewegungen deſſelben mit wunderbarer Schönheit und reichem Detail dargeſtellt, gehen durch einen großen Kreis von Stimmungen und erheben ſich in dem Höhenpunkt, der großen Pathosſcene des Stückes mit markerſchütternder Gewalt, nie iſt wohl kühner und großartiger der für das Drama ſo bedenkliche Zuſtand entſetzlicher Körperſchmerzen und gleich darauf der nagenden Seelenleiden geſchildert worden. Aber der ehrliche, verbitterte, hartnäckige Mann gab für die Handlung nicht Gelegenheit zu dramatiſchem Fortſchritt. So iſt dieſer in die Seele des zweiten Schauſpielers gelegt und Neoptolemos Träger der Handlung. Nachdem er ſich im Prolog den ſchlauen Rathſchlägen des Odyſſeus nicht ohne Widerwillen gefügt hat, verſucht er im erſten Theil der Handlung den Philoktetes durch Täuſchung fortzuführen, Philoktetes ſtützt ſich vertrauend auf ihn, als den Helfer, der ihn in die Heimath zu bringen verheißt und übergiebt ihm den heiligen Bogen. Aber der Anblick der ſchweren Leiden des Kranken, der rührende Dank des Philoktetes für die Menſchlichkeit, welche ihm bewieſen wird, erregen dem Sohne Achill's das edle Herz und im innern Kampfe geſteht er dem Kranken ſeine Abſicht, ihn mit ſeinem Bogen zum Griechenheer zu bringen. Die Vorwürfe des enttäuſchten Philoktetes vermehren ſeine Gewiſſensbiſſe; daß der herbeieilende Odyſſeus den Kranken

mit Gewalt festhalten läßt, steigert dem Neoptolemos die Aufregung. Beim Beginn der Katastrophe stellt sich des Neoptolemos' Ehrlichkeit gegen Odysseus selbst zum Streit, er giebt dem Philoktetes den tötenden Bogen zurück, fordert ihn noch einmal auf, zum Heere zu folgen, und als dieser sich weigert, verspricht er ihm hochgesinnt, das Wort, das er im ersten Theil der Handlung trügerisch gab, jetzt wahr zu machen, dem Haß des ganzen Griechenheeres zu trotzen und den armen Leidenden mit seinem Schiff in die Heimath zu führen. So ist durch die Charakterbewegung des treibenden Helden die Handlung dramatisch geschlossen, aber allerdings in gradem Gegensatz zu der überlieferten Sage und Sophokles hat, um das Unveränderliche des Stoffes mit dem dramatischen Leben seines Stückes in Einklang zu bringen, zu einem Aushilfsmittel gegriffen, das in keinem anderen seiner erhaltenen Stücke benutzt wird: er läßt in der Schlußscene das Bild des Herakles erscheinen und den Entschluß des Philoktetes umstimmen.

Dieser Schluß, für unsre Empfindung unorganisch, ist doch nach doppelter Richtung belehrend, er zeigt, wie schon Sophokles durch die epische Härte des überlieferten Mythos eingeengt wurde und wie sein Genie gegen Gefahren kämpfte, an denen kurz nach ihm die alte Tragödie untergehen sollte. Ferner aber belehrt er über das Mittel, wodurch der weise Dichter den Uebelstand einer umstimmenden Erscheinung zwar nicht für unser Gefühl, aber für die Empfindung seiner Zuschauer zu bewältigen wußte. Zunächst beruhigte er sein künstlerisches Gewissen dadurch, daß er die innere dramatische Bewegung vorher vollständig abschloß. Das Stück, soweit es zwischen Neoptolemos und Philoktetes spielt, ist zu Ende. Nach stürmischem Kampfe haben sich beide Naturen in ein edles Einvernehmen gestellt. Aber sie sind auf einem Punkte angelangt, gegen welchen Götterspruch und das Interesse des Hellenenheeres protestiren. Dieses höchste Interesse nun vertritt der dritte Schauspieler, der listenfrohe rücksichtslose

Politiker Odyſſeus: Mit der Vorliebe, welche Sophokles auch ſonſt noch für ſeinen dritten Mann zeigt, hat er hier die Perſönlichkeit deſſelben beſonders fein verwerthet. Nachdem der Gegenſpieler im Prolog den wohlbekannten Charakter des Odyſſeus dem Publikum behaglich ausgeſprochen hat, erſcheint er gleich darauf in einer Verkleidung, bei welcher der Zuſchauer nicht nur im Voraus weiß, daß die fremde Geſtalt eine liſtige Erfindung des Odyſſeus iſt, ſondern auch die Stimme des Odyſſeus und ſein ſchlaues Gebahren erkennt. Und noch dreimal tritt er als Odyſſeus in die Handlung, um auf die Staatsraiſon, die Nothwendigkeit des Zugreifens hinzuweiſen, immer höher und nachdrücklicher wird ſein Proteſt. Zuletzt in der Kataſtrophe, kurz bevor der göttliche Heros in der Höhe ſichtbar wird, tönt die Stimme und erſcheint die Geſtalt des warnenden Odyſſeus, wahrſcheinlich im Schutz des Felſens, um nochmals zu proteſtiren, und diesmal iſt ſein drohender Zuruf ſtreng und ſiegbewußt. Wenn nun wenige Momente darauf vielleicht über derſelben Stelle, wo ſich Odyſſeus auf Augenblicke gezeigt, die verklärte Geſtalt des Herakles ſichtbar wird und wieder mit der Stimme des dritten Schauſpielers daſſelbe fordert, mild und verſöhnend, ſo erſchien dem Zuſchauer Herakles ſelbſt wie eine Steigerung des Odyſſeus, und bei dieſer letzten Wiederholung deſſelben Befehls empfand er nicht nur ein von Außen hereintretendes Neues, ſondern noch lebhafter die unwiderſtehliche Kraft des klugen Menſchenverſtandes, der durch das ganze Stück gegen die leidenſchaftliche Befangenheit der andern Darſteller gekämpft hatte. Das Kluge und Abſichtliche dieſer Steigerung, die geiſtige Einheit der beiden Rollen des dritten Schauſpielers wurde von den Hörern zuverläſſig als eine Schönheit des Stückes empfunden.

4.

Das Drama der Germanen.

Daß die Freude am Schauen, die Abbildung ungewöhnlicher Ereigniſſe durch menſchliches Spiel dem Drama der Germanen die Anfänge beherrſcht hat, erkennt man noch heut an den Werken hoher Kunſt, wie an den Neigungen des Publikums, vor Allem an den Erſtlingsverſuchen unſerer Dichter.

Shakeſpeare füllte die alten Gewohnheiten eines ſchauluſtigen Volkes mit dramatiſchem Leben, er ſchuf aus locker zuſammengefügten Handlungen ein kunſtvolles Drama. Aber bis auf ihn und ſeine romaniſchen Zeitgenoſſen reichten über faſt zwei Jahrtauſende hinüber einige Glanzſtrahlen aus der großen Zeit des attiſchen Theaters.

Auch ihm war die Conſtruktion der Stücke abhängig von dem Bau ſeiner Bühne. Sein Bühnenraum von geringer Tiefe hatte, wie bekannt, eine ſtehende Architektur der Eingänge, wie des Hintergrundes. Dieſer enthielt eine erhöhte kleinere Bühne, davor Stufen, zur Seite Pfeiler, darüber einen Balkon, von welchem Treppen zur Vorderbühne herab führten. Der vordere Spielraum hatte keinen Vorhang, die Einſchnitte im Stück konnten nur durch Pauſen bezeichnet werden und trennten deßhalb weit weniger, als bei uns. Es war dagegen, wie bekannt, nicht möglich, in die Mitte einer Situation einzuführen, oder dieſelbe unvollendet zu laſſen; in Shakeſpeare's Dramen

müſſen alle Perſonen auftreten, bevor ſie zu dem Publikum ſprechen können, und alle vor den Augen des Publikums abgehen, ſogar die Toten müſſen am Ende des Stückes in angemeſſener Weiſe hinausgetragen werden. Nur die innere Bühne war durch einen Behang verdeckt, welcher im Stück ohne Mühe auf- und zugezogen wurde und einen bequemen Wechſel der Scene bezeichnete. Erſt war der Vorderraum Straße, auf welchem Romeo und ſeine Begleiter maskirt auftraten; waren ſie abgezogen, dann öffnete ſich der Vorhang, man war in den Gaſtzimmern des Capulet, welche durch aufwartende Diener angedeutet wurden. Capulet trat aus dem Hintergrund der Mitte hervor und begrüßte die Fremden, ſeine Geſellſchaft quoll auf die Bühne und vertheilte ſich auf den Stufen und im Vordergrund; hatten ſich die Gäſte entfernt, ſo ſchloß ſich der Mittelvorhang wieder hinter Julia und der Amme; dann war die Bühne wieder Straße, von welcher Romeo hinter den Vorhang ſchlüpfte, um den luſtigen Gefährten, welche nach ihm riefen, unſichtbar zu werden; waren dieſe abgegangen, ſo erſchien Julia auf dem Balkon, Romeo*) trat wieder hervor, die Bühne war Garten u. ſ. w. Alles beweglicher und leichter, wechſelnde Gruppen, ein raſcheres Kommen und Gehn, behenderes Spiel, engerer Zuſammenſchluß des Totaleindrucks, weniger ſtarkes Hervortreten der einzelnen Theile. An dieſe oft beſprochene Einrichtung der Bühne wird deßhalb erinnert, weil die Entbehrlichkeit des Scenenwechſels und die alte Gewöhnung des Publikums, mit rüſtiger Phantaſie jeden Sprung durch Ort und Zeit zu machen, auch auf die Eintheilungen Shakeſpeare's entſcheidenden Einfluß übte. Die Zahl der kleinen Einſchnitte konnte größer ſein, als

*) Die Balconſcene gehört für unſere Bühne an das Ende des erſten Akts, nicht in den zweiten, aber der erſte Akt wird dadurch unverhältnißmäßig lang. Es iſt ein Uebelſtand, daß unſere Eintheilung der Stücke die Handlung Shakeſpeare's zuweilen da zerſchneidet, wo ein raſcher Fortgang oder eine ſehr kurze Pauſe geboten ſind.

bei uns, weil sie weniger störten, zumal kleine Scenen waren mühelos einzuschieben; was uns Zersplitterung der Handlung erscheint, wurde durch die technische Einrichtung weniger empfindlich.

Dazu kam, daß das Publikum Shakespeare's, gewöhnt, zu schauen, seit alter Zeit Vorliebe für Aktionen hatte, welche zahlreiche Menschen in heftiger Bewegung zeigten. Aufzüge, Gefechte, figurenreiche Scenen wurden gern gesehen und gehörten trotz dem ärmlichen Apparat, den im Ganzen das Schauspiel jener Zeit hatte, doch zu den beliebten Zuthaten eines Stückes. Wie die Engländer jener Zeit, sind auch die Helden Shakespeare's gesellige Menschen. Gern erscheinen sie mit einem Gefolge von Vertrauten und Genossen, vertraulich sprechen sie sich über wichtige Beziehungen ihres Lebens auf dem Markt, der Straße, in zwangloser Unterhaltung aus.

Noch mußte zu Shakespeare's Zeit der Schauspieler mehre Rollen übernehmen, aber seine Aufgabe war bereits, das eigene Ich ganz zu verhüllen und die schöne Wahrheit mit dem Schein der Wirklichkeit zu umkleiden. Nur die Frauenrollen, welche noch von Männern gespielt wurden, bewahrten etwas von der antiken Weise des Bühnenspiels, welche den Zuschauer zum Vertrauten der hervorzubringenden Täuschung machte.

Auf solcher Bühne trat die dramatische Kunst der Germanen in ihre erste und schönste Blüthe. Die Technik Shakespeare's ist in vielen Hauptsachen dieselbe, welche noch wir zu erwerben suchen. Und er hat im Ganzen betrachtet die Form und den Inhalt auch unserer Stücke festgestellt. Auch in den folgenden Blättern muß immer wieder von ihm die Rede sein, deßhalb werden hier nur einige Besonderheiten seiner Zeit und seines Wesens erwähnt, welche wir nicht mehr nachahmen dürfen.

Zunächst ist für unsere Bühne der Wechsel seiner Scenen zu häufig, vor Allem sind kleinere Zwischenscenen störend. Wo er ein Bündel von Scenen zusammenschnürt, werden wir den

entſprechenden Theil der Handlung in einer einzigen organiſiren müſſen. Wenn z. B. im Coriolanus die dunkle Geſtalt des Aufidius oder ein anderer Volker vom erſten Akt an in kleinen Scenen auftreten, um das Gegenſpiel zu markiren, bis zur zweiten Hälfte des Stücks, wo daſſelbe kräftig hervortritt, ſo ſind wir gänzlich außer Stande, dieſe flüchtigen Momente — mit Ausnahme der Kampfſcene im Anfang der Steigerung — auf unſerer Bühne wirkſam zu machen. Wir werden aber auch den Hauptheiden ihre Scenen ſtraffer zuſammenfaſſen und ihre Bewegungen in einer geringern Zahl von Situationen und deßhalb in runderer Ausführung darſtellen müſſen.

Wir bewundern an Shakeſpeare die mächtige Kraft, mit welcher er ſeinen Helden nach kurzer Einleitung die Aufregung in den Weg wirft und ſie in ſchneller Steigerung bis zur verhängnißvollen Höhe hinauftreibt. Wie er Handlung und die Charaktere in der erſten Hälfte des Dramas bis über den Höhenpunkt hinaus leitet, iſt auch uns mustergültig. Und in der zweiten Hälfte ſeiner Dramen iſt die Kataſtrophe ſelbſt mit einer genialen Sicherheit und Größe angelegt, ohne jedes Streben nach Effekt, ſcheinbar ſorglos, in gedrungener Ausführung, eine ſelbſtverſtändliche Folge des Stückes. Aber nicht immer gelingen dem großen Dichter die Momente der ſinkenden Handlung zwiſchen Höhenpunkt und Kataſtrophe, der Theil, welcher etwa den vierten Akt unſerer Stücke füllt. An dieſem verhängnißvollen Theil erſcheint er noch zu ſehr eingeengt durch die Gewohnheiten ſeiner Bühne. In mehren der größten Dramen aus ſeiner kunſtvollen Zeit zerſplittert an dieſem Theil die Handlung in kleine Scenen, welche epiſodiſchen Charakter haben, und nur eingeſetzt ſind, den Zuſammenhang zu erklären. Die innern Prozeſſe des Helden ſind gedeckt, die Erhöhung der Wirkungen und die hier ſo nothwendige Concentration fehlen. So iſt es im Lear, im Macbeth, im Hamlet, ähnlich in Antonius und Kleopatra. Selbſt im Julius Cäſar enthält zwar die Umkehr jene

prachtvolle Scene des Streites und der Versöhnung zwischen Brutus und Cassius und die Erscheinung des Geistes, aber was darauf folgt, ist wieder vielgetheilt und zerrissen. Selbst in Richard III. ist die sinkende Handlung zwar in mehren großen Momenten zusammengefaßt, aber diese entsprechen in ihrer Bühnenwirkung doch nicht vollständig der ungeheuren Macht seiner ersten Hälfte.

Wir erklären diese Eigenthümlichkeit aus einem Ueberrest der alten Gewohnheit, auf der Bühne imponirende Thatsachen darzustellen. Denn bei seiner Methode, den Haupthelden die Führung des Spiels gleich nach dem Anfang des Dramas zu übergeben, ist natürlich, daß die erste Hälfte vorzugsweise die innern Prozesse und Wandlungen derselben auszuführen hat. Wie in Hamlet der finstre Verdacht gegen den König arbeitet, wie Macbeth mit dem Mordgedanken kämpft, wie Lear immer tiefer in das Elend hinabgestoßen wird, wie Richard von einem Anschlag zum andern fortschreitet, das soll dargestellt werden. Das Ich des Helden, welches sich durchzusetzen sucht, vereinigt hier fast das ganze Interesse in sich. Aber von dem Punkte ab, wo ihr Wollen That geworden, wo die Folgen desselben wirken und die Reaktion ihren Kampf beginnt, wird selbstverständlich das Zusammenspiel wichtiger. Von dem Moment an, wo Macbeth König und Banquo ermordet ist, muß der Dichter an neuen Menschen und Ereignissen den würgenden Tyrannen erweisen, müssen andere Gegenspieler den Kampf gegen ihn zum Ende führen. Wenn Coriolan aus Rom verbannt ist, muß er in neuen Verhältnissen und mit neuen Zielpunkten vorgeführt werden, wenn Lear als wahnsinniger Bettler umherhüpft, muß das Stück entweder schließen, was doch nicht ohne weiteres möglich ist, oder die übrigen Personen müssen neue Wendungen seines Schicksals herbeiführen.

Es ist also natürlich, daß vom Höhepunkt ab eine größere Zahl von fördernden Motiven, vielleicht von Nebenpersonen in sein

Spiel hineingezogen wird, es ist ferner natürlich, daß dieses Spiel der Reaktion, welches vorzugsweise die Einwirkungen zu schildern hat, welche von außen her auf den Helden ausgeübt werden, mehr äußerliche Aktion und eine breitere Vorführung der impenirenden Momente nöthig macht. Und es ist also gar nicht auffallend, daß Shakespeare grade hier der Schaulust und der sehr bequemen Scenenfügung seiner Zeitgenossen mehr nachgab, als unserer Bühne erlaubt ist.

Aber es ist nicht das allein. Zuweilen vermag man die Empfindung nicht abzuwehren, daß die Wärme des Dichters für seine Helden in der zweiten Hälfte geringer geworden ist. Durchaus nicht in Romeo und Julia. Hier ist in der Umkehr zwar Romeo gedeckt, aber des Dichters Liebling Julia um so mächtiger herausgebildet. Auch nicht in Coriolan, wo die beiden schönsten Scenen des Stückes, die im Hause des Aufidius und die große Scene mit der Mutter in der Umkehr liegen.

Aber grade an diesen Scenen erkennt man, daß ihm die größte Freude ist aus den geheimsten Tiefen der Menschennatur ein Wollen und Thun herauszubilden, darin ist er unerschöpflich reich, tief und gewaltig, wie kein anderer Dichter. Hat er an seinen Helden diese große Aufgabe gelöst, sind die psychischen Prozesse bis zu dem verhängnißvollen Ziele dargestellt, dann erfüllt ihn die Reaktion der Welt, das spätere Schicksal des Helden nicht immer mit demselben Antheil.

Am auffälligsten ist das in Lear. Was auf die Hüttenscene folgt, ist fast nur Episode oder unvollständig organisirter Stoff von ungenügender Wirkung, auch die zweite Wahnsinnscene Lear's ist keine Steigerung der ersten. Ganz ähnlich im Macbeth. Nach der furchtbaren Banketscene ist der Dichter mit dem innern Leben seines Helden fertig. Die ausgeführte Hexenscene, die Prophezeiung, die herbe Episode in dem Hause Macduff's, wenig interessante Figuren des Gegenspiels füllen diesen Theil, in einer scenischen Anordnung, die durchaus nicht nach-

zuahmen ist, und nur zuweilen blitzt die große Kraft des Dichters auf wie in der Katastrophe der Lady Macbeth.

Sogar in Hamlet ist eine Schwäche der Umkehr zu merken. Das Trauerspiel ist mehremal von dem Dichter überarbeitet, es war zuverlässig für ihn ein Lieblingsstoff; die tiefsinnigste Poesie seiner großen Dichterseele hat er nach und nach hineingeheimnißt; aber diese Ueberarbeitungen in längeren Zwischenräumen haben dem Drama auch die Harmonie genommen, welche bei gleichzeitigem Guß aller Theile möglich ist. Hamlet ist allerdings kein Niederschlag poetischer Stimmungen aus einem halben Menschenalter, wie der Faust, aber Risse, Lücken, kleine Kontraste in Ton und Sprache, zwischen Charakteren und Handlung blieben dem Dichter unvertilgbar. Daß Shakespeare den Charakter Hamlet's bis über den Höhenpunkt so liebevoll durchgearbeitet und vertieft hat, machte den Gegensatz zur zweiten Hälfte um so größer, ja der Charakter selbst erhielt etwas Schillerndes und Vieldeutiges dadurch, daß wahrscheinlich tiefere und geistvollere Motive in das Gefüge der Handlung eingesetzt wurden. Etwas von der alten Methode Geschichte auf die Bühne zu bringen, blieb auch in der letzten Redaktion des Dichters hängen, einige Stellen in Ophelia's Ausgang und die Totengräberscene scheinen neugeschliffene Edelsteine zu sein, die der Dichter, den alten Zusammenhang übermalend, eingesetzt hat.

Einleitung: 1. Der stimmende Accord: Auf der Terasse erscheint der Geist; die Wachen und Horatio. 2. Die Exposition selbst: Hamlet im Staatszimmer vor dem Eintritt des aufregenden Momentes. 3. Verbindungsscene zum Folgenden: Horatio und die Wachen unterrichten ihn vom Erscheinen des Geistes.

Eingeschobene Expositionsscene. Die Familie Polonius bei der Abreise des Laertes.

Das aufregende Moment. 1. Einleitender Accord. 2. Der Geist erscheint Hamlet. 3. Haupttheil: Er offenbart

ihm den Mord. 4. Hamlet und die Vertrauten als Uebergang zum Folgenden.

Durch die beiden Geisterscenen, zwischen denen die Einführung der Hauptpersonen stattfindet, werden diese Scenen zu einer Gruppe zusammengeschlossen, deren Gipfelpunkt am Ende liegt.

Steigerung in vier Stufen: Erste Stufe: Die Gegenspieler. Polonius macht geltend, daß Hamlet aus Liebe zu Ophelia wahnsinnig geworden; in zwei kleinen Scenen: Polonius in seinem Hause und vor dem König. Die letztere schließt sich eng an die folgende:

Zweite Stufe: Hamlet beschließt, den König durch ein Schauspiel auf die Probe zu stellen in einer großen Scene mit episodischen Ausführungen: 1. Hamlet und Polonius. 2. Hamlet und die Hofleute. 3. Hamlet und die Schauspieler als Hauptheil. 4. Monolog Hamlet's leitet zu dem Folgenden über.

Dritte Stufe: Der Gegenspieler. 1. Der König und die Intriguanten. 2. Hamlet's berühmter Monolog. 3. Hamlet warnt Ophelia. 4. Schluß: Der König schöpft Verdacht.

Diese drei Stufen sind unter einander zu einem größern Organismus verbunden, die erste wird zur Einleitung, die breite und behagliche Ausführung der zweiten bildet den steigernden Hauptheil, die dritte, durch die Fortsetzung des Monologs schön mit der zweiten verbunden, den Gipfelpunkt dieser Gruppe mit schnellem Abfall.

Vierte Stufe, welche zum Höhenpunkte hinüber leitet: Das Schauspiel. 1. Einleitung: Hamlet und die Schauspieler und Hofleute. 2. Haupttheil: Die Aufführung und der König. 3. Uebergang: Hamlet, Horatio und die Hofleute. Bestätigung des Verdachts, Hamlet soll zu seiner Mutter kommen.

Höhenpunkt. Eine Scene mit Verscene: der König betend, Hamlet zaudernd. Eng daran schließt sich

Das tragische Moment. Eine Scene: Hamlet ersticht in der Unterredung mit seiner Mutter den Polonius. Zwei kleine

Scenen als Uebergang zum Folgenden. Der König beſchließt, den Hamlet zu verſenden.

Auch dieſe drei Scenengruppen ſind zu einem Ganzen verbunden, in deren Mitte der Höhenpunkt ſteht. Zu beiden Seiten in großer Ausführung die letzte Stufe der Steigerung und das tragiſche Moment.

Die Umkehr. Einleitende Zwiſchenſcene. Fortinbras und Hamlet auf dem Wege.

Erſte Stufe: Eine Scene: Ophelia's Wahnſinn und der Rache fordernde Laertes.

Kleine Zwiſchenſcene, Brief Hamlet's an Horatio.

Zweite Stufe: Eine Scene: Laertes und der König bereden den Tod Hamlet's. Schluß und Uebergang zum Folgenden bildet der Bericht der Königin über den Tod der Ophelia.

Der Bau dieſer Scenengruppe, iſt nicht ſo durchgebildet, als in den frühern Abtheilungen, der Zuſammenhang wird durch die Zwiſchenſcene unterbrochen, welche korreſpondirend mit der einleitenden Scene eine Erklärung der Reiſe Hamlet's darſtellt.

Dritte Stufe. Begräbniß der Ophelia. Die epiſodiſche Einleitungsſcene: Hamlet und die Todtengräber, die Hauptſcene, kurz gehalten: ſcheinbare Verſöhnung des Hamlet mit Laertes.

Kataſtrophe. Einleitende Scene: Hamlet und Horatio, Haß gegen den König; als Uebergang zum Folgenden: die Meldung Osrick's, darauf Hauptſcene: die Entſcheidung. Darauf Schluß: Ankunft des Fortinbras.

Auch die zweite Stufe der ſinkenden Handlung hat keine regelmäßige Bildung, die epiſodiſche Einleitung füllt den größten Theil; die Arbeit des dramatiſchen Ausgangs iſt von altehümlicher Kürze und Strenge.

5.

Die fünf Akte.

Das Drama der Hellenen war in regelmäßiger Gliederung so aufgebaut, daß zwischen einer abgeschlossenen Einleitung und Katastrophe der Höhepunkt stark hervortrat, durch wenige Scenen der Steigerung und eines steilen Falles mit Anfang und Ende verbunden, darin eine kurze Handlung mit höchster Leidenschaft gefüllt. Das Drama des Shakespeare führte eine umfangreiche Handlung in einer bunten Reihe dramatischer Momente, in häufigem Wechsel von ausgeführten Scenen und Nebenscenen zu steiler Höhe empor und vom Gipfel in ähnlicher Stufenfolge abwärts, das Ganze zog geräuschvoll, heftig bewegt, figurenreich, mit sorgfältiger Verführung der Nebensachen und dem stärksten Herausheben der hohen Wirkungen vorüber. Die deutsche Bühne, auf welcher seit Lessing unsere Kunst erblühte, fasste die scenischen Wirkungen in größere Gruppen zusammen, welche durch stärkere Einschnitte von einander getrennt waren. Bedächtig werden die Effekte vorbereitet, langsam ist die Steigerung, der Aufschwung welcher erreicht wird, längere Zeit von mäßiger Höhe, allmälig, wie sie gestiegen, senkt sich die Handlung zum Schluß.

Der Verbau unserer Bühne hat einen wesentlichen Einfluß auf den Bau unserer Dramen gehabt. Die Theile des Dramas, welche eben angeführt wurden, mußten jetzt in fünf getrennten Abschnitten untergebracht werden, sie erhielten,

weil ſie weiter auseinander gelegen wurden, größere Selbſtſtändigkeit. Dieſer Uebergang der alten getheilten Handlung in unſere fünf Akte war allerdings ſeit ſehr langer Zeit verbereitet. Die werthvolle Verbindung der Stimmungen, welche der antike Chor zwiſchen den einzelnen Theilen der Handlung dargeſtellt hatte, fehlte auch bei Shakeſpeare, aber die offene Bühne und die zuverläſſig kürzeren Pauſen machten, wie wir häufig aus ſeinen Dramen erkennen, nicht jedesmal ſo tiefe Schnitte in den Zuſammenhang, als bei uns der Verſchluß durch die Gardine und die Zwiſchenakte mit und ohne Muſik. Mit dem Verhange aber kam auch das Beſtreben, die Umgebung der auftretenden Perſonen nicht nur anzudeuten, ſondern in anſpruchsvoller Ausführung durch Malerei und Geräth darzuſtellen. Dadurch werde die Wirkung des Spiels weſentlich gefärbt, nur zuweilen unterſtützt. Auch dadurch wurden die einzelnen Theile der Handlung mehr von einander getrennt, als noch zu Shakeſpeare's Zeit der Fall war. Denn durch den Wechſel der oft glänzenden Decorationen werden nicht nur die Akte, auch kleinere Theile der Handlung zu beſonderen Bildern, welche ſich in Farbe und Stimmung von einander abheben. Jeder ſolche Wechſel zerſtreut, jeder macht eine neue Spannung und Steigerung nöthig.

Dadurch wurden kleine aber wichtige Aenderungen im Bau der Stücke hervorgebracht. Jeder Akt erhielt den Charakter einer geſchloſſenen Handlung. Für jeden wurde ein kleiner Stimmung gebender Vorſchlag, eine kurze Einleitung, ein ſtärker hervortretender Höhepunkt, ein wirkſamer Abſchluß nöthig. Die reiche Ausſtattung der ſceniſchen Umgebung zwang dazu, den Wechſel des Orts, der zu Shakeſpeare's Zeit ſo leicht geweſen war, mehr zu beſchränken, explicirende Zwiſchenſcenen wegzulaſſen, in denſelben Raum und in fortlaufende Zeitmomente längere Theile der Handlung zu verlegen. So wurde die Zahl der Scenen geringer, der dramatiſche Fluß des Ganzen ruhiger, die Zuſammenfügung größer und kleiner Momente kunſtvoller.

Doch einen großen Vortheil bot der Verschluß der Bühne. Es wurde jetzt möglich, mitten in eine Situation einzuführen und mitten in einer Situation zu schließen. Der Zuschauer konnte schneller in die Handlung eingeführt, schneller daraus entlassen werden, ohne die Vorbereitung und die Auflösung dessen, was ihn festhielt, mit in den Kauf zu nehmen. Und das war kein geringer Gewinn, der fünfmal im Stück für Beginn und Ende der Wirkungen möglich wurde. Aber dieser Vortheil bereitete auch eine Gefahr. Die Situationsschilderung, das Verführen von Zuständen mit geringer dramatischer Bewegung wurde jetzt leichter und das längere Zusammenhalten der Charaktere in demselben abgeschlossenen Raum begünstigte den ruhigen Deutschen diese Malerei.

Auf so veränderter Bühne führten die deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts ihre Akte auf, bis auf Schiller vorsichtig begründend, sorgfältig einleitend; in einem getragenen Tempo der Scenen und Wirkungen, welches der gemessenen und umständlichen Geselligkeit ihrer Zeit entsprach.

Da dem modernen Drama umschließt, im Ganzen betrachtet, jeder Akt einen der fünf Theile des Dramas, der erste enthält die Einleitung, der zweite die Steigerung, der dritte den Höhepunkt, der vierte die Umkehr, der fünfte die Katastrophe. Aber die Nothwendigkeit, diese großen und getrennten Einheiten des Stückes auch in dem äußern Umfange einander gleichartig zu bilden, bewirkte, daß die einzelnen Akte nicht ganz den organischen Theilen des Dramas entsprechen konnten. Von der steigenden Handlung wurde in der Regel die erste Stufe noch in den ersten Akt, die letzte zuweilen in den dritten, von der sinkenden Handlung ebenso Beginn und Ende zuweilen in den dritten und fünften Akt genommen und mit den übrigen Bestandtheilen dieser Akte zu einem Ganzen gegliedert. — Allerdings hat bereits Shakespeare seine Abtheilungen in der Regel so gebildet.

Die Fünfzahl der Akte iſt alſo kein Zufall. Schon die römiſche Bühne hielt auf ſie. Aber erſt ſeit Ausbildung der modernen Bühne bei Franzoſen und Deutſchen iſt ihr gegenwärtiger Bau feſtgeſtellt.

Nur nebenbei ſei bemerkt, daß die fünf Theile der Handlung bei kleineren Stoffen und kurzer Behandlung allerdings ein Zuſammenziehen in eine geringere Zahl von Akten vertragen. Immer müſſen die drei Momente: Beginn des Kampfes, Höhepunkt und Kataſtrophe, ſich ſtark von einander abheben, die Handlung läßt ſich dann in drei Akten zuſammenfaſſen. Auch bei der kleinſten Handlung, welche in einem Akte verlaufen kann, ſind innerhalb desſelben die drei oder fünf Theile erkennbar.

Wie aber jeder Akt ſeine beſondere Bedeutung für das Drama hat, ſo hat er auch Eigenthümlichkeiten im Bau. Unendlich groß iſt die Zahl der Variationen, welche möglich ſind. Jeder Stoff, jede Dichterperſönlichkeit fordern ihr eigenes Recht. Dennoch laſſen ſich aus der Mehrzahl der vorhandenen Kunſtwerke und aus der Beſtimmung des Aktes einige häufig wiederkehrende Geſetze erkennen.

Der Akt der Einleitung erhält in der Regel noch den Anfang der Steigerung, alſo im Ganzen folgende Momente: den einleitenden Accord, die Scene der Expoſition, das aufregende Moment, die erſte Scene der Steigerung. Er wird deshalb gern zweitheilig werden und ſeine Wirkungen auf zwei kleine Höhepunkte ſammeln, von denen der letztere der ſtärker hervorgehobene ſein mag. — So iſt in Emilia Galotti die Scene des Prinzen am Arbeitstiſch der ſtimmende Accord, die Unterredung des Prinzen mit dem Maler Expoſition; in der Scene mit Marinelli liegt das erregende Moment: die bevorſtehende Vermählung der Emilia. Die erſte Steigerung aber liegt in der folgenden kleinen Scene des Prinzen, in ſeinem Entſchluß, Emilia bei den Dominikanern zu treffen. — In Taſſo gibt das Bekränzen der Hermen durch die beiden Frauen die andeutende

Stimmung des Stückes, ihre folgende Unterhaltung und das Gespräch mit Alphons die Exposition. Darauf ist das Bekränzen Tasso's durch die Prinzessin das erregende Moment, der Eintritt des Antonio und seine kühle Nichtachtung Tasso's die erste Stufe der Steigerung. — Ebenso folgen in Maria Stuart das Erbrechen der Schränke, die Bekenntnisse gegen die Kennedy, der Eintritt Mortimer's und die große Scene Maria's mit den Commissarien aufeinander. — Im Tell, wo drei Handlungen verflochten sind, steht nach der stimmenden Situation des Anfangs und kurzer einleitender Unterredung der Landleute das erste aufregende Moment für die Handlung Tell's: Baumgarten's Flucht und Rettung. Dann folgt als Einleitung für die Handlung des Schweizerbundes die Scene vor Stauffacher's Haus. Darauf die erste Steigerung für Tell: die Unterredung mit Stauffacher vor dem Hut auf der Stange. Endlich für die zweite Handlung das aufregende Moment in der Unterredung Walter Fürst's und Melchthal's: die Blendung von Melchthal's Vater; und als Finale die erste Steigerung: Beschluß der drei Schweizer auf dem Rütli zu tagen.

Der Akt der Steigerung hat in unseren Dramen die Aufgabe, die Handlung mit vermehrter Spannung herauf zu führen, dabei die Personen des Gegenspiels, welche im ersten Akt keinen Raum gefunden haben, vorzustellen. Ob er nun eine oder mehre Stufen der fortschreitenden Bewegung enthalte, der Hörer hat bereits eine Anzahl Eindrücke aufgenommen, deshalb müssen hierin die Conflikte größer werden, eine Sammlung derselben in ausgeführter Scene, ein guter Aktschluß wird nützlich. In Emilia Galotti z. B. beginnt der Akt, wie fast jeder Akt bei Lessing, wieder mit einer einleitenden Scene, in welcher kurz die Familie Galotti vorgeführt wird, dann die Intriguanten des Marinelli ihren Plan exponiren. Dann folgt in zwei Absätzen die Handlung, von denen der erste die Aufregung Emilia's nach der Begegnung mit dem Prinzen, der zweite den Besuch Marinelli's

und seinen Antrag an Appiani enthält. Beide große Scenen sind durch eine kleinere Situationsscene, welche den Appiani in seinem Verhältniß zu Emilia darstellt, verbunden. Der schön gearbeiteten Scene Marinelli's folgt als guter Schluß die empörte Stimmung der Familie. — Der regelmäßige Bau des Tasso zeigt im zweiten Akt ebenfalls zwei Stufen der Steigerung: die Annäherung des Tasso an die Prinzessin und im scharfen Gegensatz dazu seinen Streit mit Antonio. — Der zweite Akt von Maria Stuart führt in einer Einleitung Elisabeth und die übrigen Gegenspieler vor, er enthält die steigende Handlung: Annäherung Elisabeth's an Maria in drei Stufen. Zuerst den Kampf der Höflinge für und gegen Maria und die Wirkung des Briefes von Maria auf Elisabeth, ferner die Unterredung des Mortimer mit Leicester, eingeleitet durch das Gespräch der Königin mit Mortimer, endlich die Verlockung Elisabeth's durch Leicester, Maria zu sehn. — Tell endlich umfaßt in diesem Akt die Exposition seiner dritten Handlung, der Familie Attinghausen, dann für den Schweizerbund einen in großer Scene ausgeführten Höhepunkt: das Rütli.

Der Akt des Höhepunktes hat immer das Bestreben sich um eine Mitte zu concentriren. Die wichtige Scene desselben wird aber, wenn das tragische Moment dazu tritt, mit einer zweiten großen Scene verbunden, in diesem Falle rückt die Gipfelscene wohl in den Anfang des dritten Aktes. In Emilia Galotti ist wieder nach einer einleitenden Scene, in welcher der Prinz die gespannte Situation erklärt und nach dem exponirenden Bericht über den Ueberfall, der Eintritt Emilia's Beginn der Gipfelscene, der Fußfall Emilia's und die Erklärung des Prinzen sind der höchste Punkt des Stückes. Daran schließt sich der ausbrechende Zorn der Claudia gegen Marinelli als Uebergang zu der sinkenden Handlung. — In Tasso beginnt der Akt mit dem Höhepunkt, dem Bekenntniß, welches die Prinzessin gegen Leonore von ihrer Neigung zu Tasso ablegt, darauf folgt als erste Stufe der

abſteigenden Handlung die Unterredung zwiſchen Leonore und Antonio, worin dieſer dem Taſſo genähert wird und beſchließt, den Dichter am Hofe feſtzuhalten. — In Maria Stuart liegen Höhenpunkt und tragiſches Moment in der großen zweitheiligen Gartenſcene. Auf ſie folgt, durch kleine Zwiſchen-Scene verbunden, der Ausbruch von Mortimer's Leidenſchaft zu Maria, als Beginn der fallenden Handlung, das Uebergangsglied zu dem folgenden Akt bildet die Zerſtreuung der Verſchworenen. — Der dritte Akt des Tell beſteht aus drei Scenen, von denen die erſte eine kurze vorbereitende Situationsſcene in Tell's Hauſe: Aufbruch Tell's, iſt, die zweite den Höhenpunkt zwiſchen Rudenz und Bertha, die dritte groß ausgeführte den Höhenpunkt der Tellhandlung, den Apfelſchuß, enthält.

Der Akt der Umkehr iſt von den großen deutſchen Dichtern ſeit Leſſing mit Sorgfalt behandelt worden und die Wirkungen deſſelben ſind faſt immer regelmäßig und in bedeutender Scene zuſammengeſchloſſen. Dagegen iſt bei uns Deutſchen die Einführung von neuen Rollen im vierten Akt häufiger als bei Shakeſpeare, welcher den löblichen Brauch hat, ſeine Gegenſpieler ſchon vorher der Handlung zu verflechten. Iſt dies unthunlich, ſo möge man ſich doch hüten, durch eine Situationsſcene, die das Stück an dieſer Stelle ſchwer erträgt, die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Die Gäſte des vierten Aktes müſſen raſch und ſtark in die Handlung eingreifen, und durch ihre Wirkſamkeit ihr Erſcheinen rechtfertigen. Der vierte Akt in Emilia Galetti iſt zweitheilig. Auf die vorbereitende Unterredung zwiſchen Marinelli und dem Prinzen tritt der neue Charakter der Orſina als Gehülfin in das Gegenſpiel ein. Mit dem Uebelſtand der neuen Rolle weiß Leſſing ſehr gut dadurch zu verſöhnen, daß er der leidenſchaftlichen Bewegung dieſes intereſſanten Charakters die Leitung in den folgenden Scenen bis zum Schluß des Aktes übergibt. Auf ihre große Scene mit Marinelli folgt als zweite Stufe des Aktes der Eintritt Odoardo's, die hohe Spannung,

welche die Handlung dadurch erhält, ſchließt den Akt wirkſam ab. — Im Taſſo läuft die Umkehr ebenfalls in zwei Scenen, Taſſo mit Leonore und Taſſo mit Antonio, beide durch Monologe Taſſo's geſchloſſen.

Von dem regelmäßigen vierten Akt der Maria Stuart wird ſpäter die Rede ſein. — Im Tell enthält der Akt für Tell ſelbſt zwei Stufen der ſinkenden Handlung, ſeine Rettung aus dem Schiff und den Tod Geßler's, dazwiſchen ſteht die Scene der Umkehr für die Familie Attinghauſen, welche an dieſer Stelle mit der Handlung des Schweizerbundes verflochten iſt.

Der Akt der Kataſtrophe enthält faſt immer noch außer der Schlußhandlung die letzte Stufe der ſinkenden Handlung. In Emilia Galotti beginnt wieder ein einleitendes Duett zwiſchen dem Prinzen und Marinelli die letzte Stufe der ſinkenden Handlung, jene große Unterredung zwiſchen dem Prinzen, Odoardo und Marinelli: Weigerung dem Vater die Tochter zurückzugeben, dann die Kataſtrophe: Ermordung der Emilia. — Ebenſo in Taſſo: Nach der einleitenden Unterredung des Alphons mit Antonio als Hauptſcene: die Bitte Taſſo's um ſein Gedicht zurückzugeben, darauf Kataſtrophe: Taſſo und die Prinzeſſin. — Maria Stuart, zuerſt in den einzelnen Akten von muſterhaftem Bau, zeigt in dieſem Akt die Folgen eines Steffes, welcher die Heldin ſeit der Mitte von der Handlung ausſchloß und die Eliſabeth zur Hauptperſon machte. Die erſte Scenengruppe: Maria's Erhebung und Tod enthält ihre Kataſtrophe mit einem epiſodiſchen Situationsreiz, ihrer Beichte, welches dem Dichter nothwendig ſchien, um für Maria noch eine kleine Steigerung zu gewinnen. An ihre Kataſtrophe ſchließt ſich die Kataſtrophe Leiceſters als Verbindungsglied zu der Hauptkataſtrophe des Stückes, der Vergeltung an Eliſabeth. — Der letzte zweitheilige Akt Tell's iſt nur Situationsreiz mit der Epiſode des Parricida.

Von allen deutſchen Dramen hat die Doppeltragödie Wallenſtein den complicirteſten Bau. Er iſt trotz ſeiner Verflechtung

im Ganzen regelmäßig und schließt sowohl in den „Piccolomini", als in „Wallenstein's Tod" die Handlung fest zusammen. Wäre die Idee des Stückes vom Dichter so empfunden worden, wie sie der historische Stoff bequem entgegentrug: Ein ehrgeiziger Feldherr sucht das Heer zum Abfall von seinem Kriegsherrn zu verleiten, wird aber von seinen Soldaten verlassen und getötet; so hätte solche Idee allerdings ein regelmäßiges Drama gegeben für auf- und niedersteigende Handlung, nicht unbedeutende Bewegung, ziemlich getreue Nachbildung des historischen Helden.

Aber bei dieser Fassung der Idee fehlte der Handlung noch das Beste. Denn ein prämeditirter Verrath, welcher dem Helden vom Anfang innerlich feststand, schloß die höchste dramatische Aufgabe aus: das Herausarbeiten des Entschlusses aus der leidenschaftlich bewegten Seele des Helden. Wallenstein mußte dargestellt werden, wie er zum Verräther wird, allmälig, durch sein eigenes Wesen und den Zwang der Verhältnisse. So wurde andere Fassung der Idee und Erweiterung der Handlung nöthig: Ein Feldherr wird durch übergroße Macht, Intriguen der Gegner und sein eigenes stolzes Herz bis zum Verrath an seinem Kriegsherrn gebracht, er versucht das Heer zum Abfall zu verleiten, wird aber von seinen Soldaten verlassen und getödtet.

Durch diese Fassung der Idee war die Handlung dreigliedrig geworden und die Stellung der Glieder im Bau sehr geändert, die aufsteigende Hälfte der Handlung mußte die fortschreitende Bethörung des Helden bis zum Höhenpunkt: dem Ausbruch des Verrathes zeigen, dann kam ein Theil: die Verleitung des Heeres zum Abfall, wo die Handlung fast auf derselben Höhe dahinschwebte; endlich im energischem Absturz: Mißglücken und Untergang. Der ganze Kampf des Feldherrn mit seinem Heer war zweiter Theil des Dramas geworden. Bei der breiten und großen Ausführung, welche Schiller sich nicht versagt, konnte dieser an Gelegenheit zur Action so überreiche

Theil ſchwerlich in die beiden letzten Acte des Stückes gedrängt werden. Das muß dem Dichter ſehr früh deutlich geworden ſein.

Nun war ihm aber unterdeß aus anderen Nothwendigkeiten der Handlung die Geſtalt des Max heraufgeſtiegen — zuverläſſig aus dem Wunſch, das innere Verhältniß zwiſchen Wallenſtein und Octavio zu adeln und aus dem zwingenden Bedürfniß einer hellen Geſtalt in den düſteren Gruppen. Mit Max eng verbunden die Tochter Friedland's. Und dieſe Liebenden, eigenthümliche Gebilde Schiller's, gewannen in der ſchaffenden Seele ſchnell eine Bedeutung, welche über das Epiſodiſche hinausging. Max, zwiſchen Octavio und Wallenſtein geſtellt, bildete dem Dichter einen imponirenden Gegenſatz zu Beiden, er trat als ein zweiter erſter Held in das Drama ein, die epiſodiſchen Liebesſcenen erweiterten ſich zu einer beſonderen Handlung.

Die Idee dieſer zweiten Handlung wurde: Ein hochgeſinnter, argloſer Jüngling, der die Tochter ſeines Feldherrn liebt, erkennt, daß ſein Vater die politiſche Intrigue gegen ſeinen Feldherrn leitet, und trennt ſich von ihm; er erkennt, daß ſein Feldherr zum Verräther geworden iſt, und trennt ſich von ihm, zu ſeinem und der Geliebten Untergang. Auch dieſe Handlung hatte drei Glieder. Das erſte umfaßte die Annäherung der beiden Liebenden bis zum Höhepunkt des Dramas, das zweite die Trennung des Max von ſeinem Vater, das dritte die Trennung des Max von Wallenſtein und den Untergang der Liebenden. Bei ſolchem Aufleuchten zweier Ideen entſchloß ſich der Dichter die beiden Handlungen in zwei Dramen ſo zu verſchlingen, daß der erſte jener drei von Theil „Wallenſtein's Tod" in „die Piccolomini", das letzte von drei Gliedern der „Piccolomini" in „Wallenſtein's Tod" eingefügt wurde.

In den „Piccolomini" iſt das erregende Moment des erſten Aktes ein doppeltes, die Zuſammenkunft der Generäle mit

Queſtenberg und die Ankunft der Liebenden im Lager. Hauptperſonen des Stücks ſind Max und Thekla, der Höhenpunkt des Dramas liegt in den Worten Thekla's: „Trau ihnen nicht, ſie meinen's falſch," welche die Emancipation des argloſen Max von ſeiner Umgebung einleiten; Kataſtrophe iſt die innere Löſung des Max von ſeinem Vater. Die aus der Handlung von „Wallenſtein's Tod" hineingetragenen Stücke ſind die Scenen mit Queſtenberg, Unterredung Wallenſtein's mit den Getreuen und die Banketſcene: der größte Theil des erſten Aktes, der zweite und der vierte Akt.

In „Wallenſtein's Tod" iſt das erregende Moment die nur berichtete Gefangennahme Seſina's eng mit der großen Unterredung zwiſchen Wallenſtein und Wrangel verbunden, Höhenpunkt iſt die Trennung des Max und ſeiner Kuraſſiere von Wallenſtein. Die Kataſtrophe aber iſt eine doppelte, Bericht über den Tod des Max nebſt Flucht Thekla's und der Ausgang Wallenſtein's. Die aus der Handlung der „Piccolomini" verflochtenen Scenen ſind die Unterredungen des Max mit Wallenſtein und mit Octavio, Thekla gegenüber ihren Verwandten und die Trennung des Max von Wallenſtein, die Betenſcene des ſchwediſchen Hauptmanns und der Fluchtentſchluß Thekla's; alſo eine Scene und Schluß des zweiten Akts, der Höhenpunkt des dritten, der Schluß des vierten Aktes.

Nun aber wäre eine ſolche Verflechtung zweier Handlungen und zweier Stücke in einander ſchwer zu rechtfertigen, wenn nicht die dadurch hervorgebrachte Verbindung, das Doppeldrama, ſelbſt wieder eine dramatiſche Einheit bildete. Dies iſt in ausgezeichneter Weiſe der Fall, die verflochtene Handlung der ganzen Tragödie ſteigt und fällt in einer gewiſſen majeſtätiſchen Größe. Deshalb ſind in den „Piccolomini" zwei aufregende Momente eng verkoppelt, das erſte gehört der Geſammthandlung an, das zweite den „Piccolomini." Ebenſo hat das Doppeldrama zwei dicht bei einander liegende Höhenpunkte, von denen

der eine die Katastrophe der „Piccolomini“ und der andere die Eröffnung von „Wallensteins Tod“ ist. Und wieder am Schluß des letzten Dramas zwei Katastrophen, eine für die Liebenden, die zweite für das Doppeldrama *).

*) Es sei erlaubt, diese Architektur durch Linien anzudeuten.

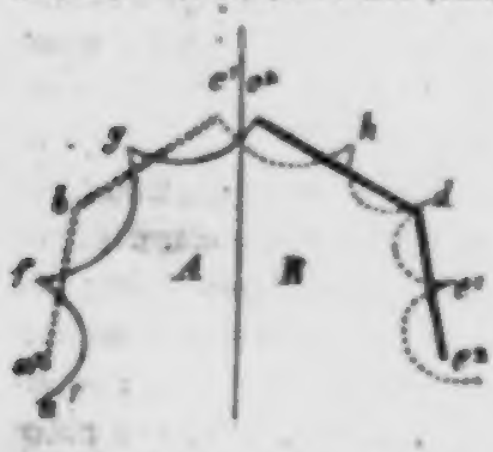
1. Ein regelmäßiges Drama, wie es nicht in Schiller's Plan lag. Idee: ein ehrgeiziger Feldherr sucht das Heer zum Abfall von seinem Kriegsherrn zu verleiten, wird aber von seinen Soldaten verlassen und getötet.

a Erregendes Moment: Verlockung zum Verrath. b Steigerung: etwa Verhandlung mit den Feinden. c Höhenpunkt: scheinbarer Erfolg, etwa die listig erlangte Unterschrift der Generäle. d Umkehr: etwa das Gewissen der Soldaten empört sich. e Katastrophe: Tod des Feldherrn.

2. Schiller's Wallenstein ohne die Piccolomini. Idee: ein Feldherr wird durch übergroße Macht, Intriguen der Gegner und sein eigenes stolzes Herz bis zum Verrath gegen seinen Kriegsherrn verleitet, er sucht das Heer u. s. w.

abc Theil bis zum Höhenpunkt: die innern Kämpfe. c Höhenpunkt: die erste Aktion des Verraths, z. B. die Verhandlungen mit Wrangel. cd Versuche das Heer zu verführen. d Umkehr: das Gewissen der Soldaten empört sich. e Katastrophe: Tod Wallenstein's.

3. Das Doppeldrama. A die Piccolomini (durch Punkte bezeichnet) B Wallenstein's Tod (durch Linien bezeichnet).



aa die beiden erregenden Momente: a^1 die Generäle und Questenberg für das Gesammtstück, a^2 Max und Thekla's Ankunft für die Piccolomini. —

ee die beiden Höhenpunkte: e^1 Lösung des Max von Octavio, zugleich Katastrophe der Piccolomini. e^2 Wallenstein und Wrangel, zugleich Ausführung des erregenden Momentes von Wallenstein's Tod.

Es ist sehr zu bedauern, daß unsere Theaterverhältnisse unmöglich machen, das ganze Kunstwerk in einer Aufführung darzustellen, erst dadurch würde man die schöne und große Wirkung erhalten, welche in der kunstvollen Architektur liegt. Wie die Stücke jetzt gegeben werden, bleibt für das erstere immer der Uebelstand, daß seiner Handlung der völlige Abschluß fehlt; für das zweite, daß seine Voraussetzungen zahlreich sind und daß die Katastrophe einen übergroßen Raum (zwei Akte) beansprucht. Das würde bei einer zusammenhängenden Darstellung in das richtige Verhältniß treten. Der prachtvolle Prolog, „das Lager," dessen schöne Bilder man nur durch einheitliche Handlung kräftiger zusammengefaßt wünscht, wäre als Introduktion nicht zu entbehren. Es ist denkbar, daß eine Zeit kommt, wo dem Deutschen die Freude wird, sein größtes Drama im Zusammenhange zu genießen. Unthulich ist es nicht, wie groß die Forderung an die Darsteller sei. Denn keine der Rollen muthet, auch wenn beide Stücke hinter einander gegeben werden, einer starken Menschenkraft Unüberwindliches zu.

---

oo die beiden Schlußkatastrophen: o^1 der Liebenden und o^2 Wallenstein's. Ferner ist b, Liebesscene zwischen Max und Thekla, der Höhepunkt der Piccolomini. f und g sind die aus Wallenstein's Tod eingeflochtenen Scenen: Auftritt Questenberg's und Bankett, der 2te und 4te Akt der Piccolomini. h, d und e sind die aus den Piccolomini in Wallenstein's Tod verflochtenen Scenen: Octavio's Intrigue, Aufbruch des Max, Bericht seines Todes, nebst Thekla's Flucht: der 2te, 3te und 4te Akt, d. die Kürassierscene, zugleich Höhepunkt des zweiten Dramas.

Drittes Kapitel.

Bau der Scenen.

1.

Gliederung.

Die Akte — das kürzere Fremdwort hat die deutschen Benennungen: Aufzug, Abtheilung, Handlung u. s. w. in den Hintergrund gedrängt — werden für den Gebrauch der Bühne in Auftritte abgetheilt. Der Ab- und Zugang einer Person, etwa Diener und ähnliche unwesentliche Rollen ausgenommen, beginnt und endet den Auftritt. Der Regie ist solche Theilung der Akte nöthig, um das Eingreifen jeder einzelnen Rolle leicht zu übersehen. Bei der Lektüre zerreißt diese Spaltung oft für das Auge unangenehm den Zusammenhang. Sie hat auch für den Dichter nicht das höchste Interesse, denn die dramatischen Einheiten, aus denen er seine Akte zusammenfügt, umfassen zuweilen mehr als einen Auftritt oder werden in größerer Zahl durch denselben Auftritt zusammengebunden. Die Einheit des Dichters, das einzelne dramatische Moment, wird durch die Absätze gebildet, in denen seine schöpferische Kraft arbeitet. Diese Einheit ist keine zufällige.

Denn wie an einer Kette schließen sich die nahe verwandten Anschauungen und Vorstellungen zusammen, in logischem Zwange, eine die andere fordernd. In solchen einzelnen kleinen

Theilen entwickelt sich das Detail der Handlung, welche der Dichter als großen Umriß in der Seele trägt. Wie verschieden die Arbeit der productiven Kraft in den Individuen sei, diese logischen und poetischen Einheiten bilden sich in jeder Dichterarbeit mit Nothwendigkeit, und wer recht genau zusieht, vermag sie aus dem fertigen Gedicht sehr wohl herauszuerkennen, und an einzelnen derselben die größere Kraft, Wärme, poetische Fülle und Correctheit, ja eine Schattirung in Ton und Farbe zu ersehen. Sie werden durch die Absätze begränzt, in denen jede Dichterkraft arbeitet.

Diese Einheit des Schaffenden schließt soviel von einem Monologe, von Rede und Gegenrede, von ab- und zugehenden Personen zusammen, als nöthig ist, um eine engverbundene Reihe von poetischen Vorstellungen und Anschauungen darzulegen, welche sich von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abhebt. Die Momente der Handlung sind an Länge sehr ungleich, sie mögen aus wenigen Sätzen bestehen, sie mögen mehre Seiten eines Textbuches umfassen, sie mögen allein eine kurze Scene bilden, sie mögen nebeneinander gestellt und mit einleitenden Worten und mit einem auf das Folgende hinüber leitenden Schluß versehen, größere Einheiten innerhalb des Aktes bilden. Sie bezeichnen dem Dichter bei der Arbeit die einzelnen Stationen seines Weges, von denen er jede einzelne als ein abgeschlossenes Glied empfindet, deren innern Gegensatz und Unterschied er auch da lebhaft betrachtet, wo er in kräftigem Schaffen mehre unmittelbar hintereinander zusammenarbeitet.

Aus den dramatischen Momenten fügt er die Scenen zusammen. Dieses Fremdwort wird noch bei uns in verschiedener Bedeutung gebraucht. Es bezeichnet dem Regisseur zuerst den Bühnenraum, dann den Theil der dramatischen Handlung, welcher durch dieselbe Dekoration umschlossen wird. Dem Dichter aber heißt Scene die Verbindung mehrer dramatischer Momente, welche einen größern Theil der Handlung umschließt,

der durch dieſelben Hauptperſonen getragen wird, vielleicht einmal einen ganzen Akt, jedenfalls einen anſehnlichen Theil deſſelben. Da bei dem Abgange auch der Hauptperſonen nicht immer ein Wechſel der Dekorationen nöthig und wünſchenswerth iſt, ſo fällt die Scene des Dichters durchaus nicht immer mit der Scene des Regiſſeurs zuſammen.*) Es ſei erlaubt hier ein Beiſpiel anzuführen. Der vierte Akt von Maria Stuart iſt vom Dichter in zwölf Auftritte getheilt, durch einen Couliſſenwechſel innerhalb des Aktes in zwei Bühnenſcenen getrennt. Er beſteht aber aus zwei kleinern und einer großen dramatiſchen Scene. Die erſte Scene, die Intriganten des Hofes, iſt aus zwei dramatiſchen Momenten zuſammengeſetzt, 1) nach einem kurzen Accord, welcher die Tonart des Aktes angiebt, die Verweiſung Aubeſpine's, 2) der Streit zwiſchen Leiceſter und Burleigh. Die zweite Scene, Mortimer's Ende, mit der vorhergehenden durch die Perſon Leiceſter's, welche auf der Bühne bleibt, eng verkoppelt, umfaßt drei dramatiſche Momente, 1) den verbindenden Monolog Leiceſter's, 2) Unterredung zwiſchen Leiceſter und Mortimer, 3) Mortimer's Tod. Die dritte große Scene, der Kampf um das Todesurtheil, iſt künſtlicher gebildet. Es iſt eine, ähnlich wie die erſte und zweite, nur enger verbundene, Doppelſcene, und beſteht aus zehn Momenten, von denen die erſten vier: der Streit Eliſabeth's mit Leiceſter, zu einer Gruppe verbunden, die ſechs letzten: die Unterſchrift des Urtheils, gegenüberſtehen. Die ſechs Momente der zweiten Scenenhälfte entſprechen den letzten Auftritten des Textes, das letzte: Daviſon

*) Bei dem Druck unſerer Dramen werden jetzt häufig innerhalb der Akte nur diejenigen Scenen ſtark abgeſetzt und mit Zahlen bezeichnet, bei denen ein Wechſel der Dekorationen nöthig wird. Das Richtige aber wäre, die dramatiſchen Scenen innerhalb des Aktes der Reihe nach zu numeriren und zu bezeichnen, und da, wo ein Wechſel der Decorationen zu bemerken iſt, denſelben mit dem vorgeſetzten Wort: „Verwandlung" zu beſchreiben.

und Burleigh, ist der Abschluß dieser bewegten Scene und die Hinüberleitung zum fünften Akt.

Es ist nicht immer bequem, aus einem fertigen Drama diese logischen Einheiten des schaffenden Geistes zu erkennen. Und es wird hier und da das schätzende Urtheil unsicher sein. Aber sie verdienen größere Aufmerksamkeit, als man ihnen wohl bis jetzt gegönnt hat; denn im Ganzen betrachtet, ist die Zusammenfügung dieser Bausteine für das geübte Auge deutlich, und ihre Betrachtung für die Kritik wie für den Schaffenden nützlich.

Im letzten Abschnitt wurde gesagt, daß jeder Akt ein gegliederter Bau sein muß, welcher seinen Theil der Handlung in zweckmäßiger und wirksamer Anordnung zusammenfaßt. Auch in ihm muß das Interesse des Zuschauers mit sicherer Hand geführt und gesteigert werden, auch er muß seinen Höhenpunkt haben, eine große, kräftige, ausgeführte Scene. Enthält er mehre solche ausgeführte Höhenpunkte, so werden dieselben durch kleinere Scenen wie durch Verbindungsglieder verbunden sein, in der Art, daß das höhere Interesse immer auf der später ausgeführten Scene ruht.

Wie der Akt muß auch jede einzelne Scene, sowohl Uebergangsscene, als ausgeführte, eine gewisse Architektur haben, welche geeignet ist, ihren Inhalt in höchster Wirkung auszudrücken. Ein spannendes Moment muß die ausgeführte Scene einleiten, die Seelenprocesse in ihr müssen mit einiger Reichlichkeit in wirksamer Steigerung dargestellt werden, das Resultat derselben energisch, in treffenden Schlägen angedeutet sein; von ihrem Höhenpunkte aus, auf welchem sie reichlich ausgeführt schwebt, muß schnell und kurz der Schluß folgen; denn ist einmal ihr Resultat erreicht, die Spannung gelöst, dann wird jedes unnütze Wort zu viel. Und wie sie mit einer gewissen Erregung der Erwartung einzuleiten ist, so braucht auch ihr Ende eine kleine Erhebung, besonders kräftigen Ausdruck der Persönlichkeiten dann, wenn sie die Bühne verlassen. Die sogenannten Abgänge sind

kein unbegründetes Begehren der Darsteller, wie sehr sie von roher Effektsucherei gemißbraucht werden. Der Einschnitt am Ende der Scene und die Notwendigkeit, die Spannung auf das Folgende herüberzutragen, machen sie vielmehr zu einem höchst berechtigten Kunstmittel, natürlich nur bei bescheidener Anwendung, zumeist am Schluß der Akte.

Der Dichter hat häufig Ursache, bei den Aufführungen unserer Bühne den langen Zwischenakten zu zürnen, welche sowohl durch die scenischen Veränderungen als durch den zuweilen unnützen Costümwechsel der Darsteller veranlaßt werden. Es ist im Interesse des Dichters, den Schauspielern die Gelegenheit zu solchem Wechsel so viel als möglich zu beschränken, und wo das Umkleiden nothwendig ist, schon beim Einrichten der Handlung darauf Rücksicht zu nehmen. Ein längerer Zwischenakt — der niemals fünf Minuten überdauern soll — wird nach Beschaffenheit des Stückes dem zweiten oder dritten Akt folgen können. Die Akte, welche in näherem Zusammenhange stehen, dürfen nicht durch ihn auseinandergerissen werden; was ihm folgt, muß noch im Stande sein, von Neuem zu sammeln und zu spannen. Deshalb sind Pausen zwischen dem vierten und fünften Akt am allernachtheiligsten. Diese beiden letzten Theile der Handlung sollten selten durch größern Einschnitt getrennt sein, als zwischen den einzelnen Scenen eines Aktes geduldet wird. Der Dichter hat sich zu hüten, daß er nicht in diesem Theile des Stücks selbst Schlußeffekte erfinde, welche durch schwer herzustellende Scenerie und Einführung neuer Massen die Zögerung verschulden.

Aber auch ein Wechsel der Decorationen innerhalb des Aktes ist keine gleichgültige Sache. Denn jede Verwandlung der Bühne während des Aktes macht einen neuen starken Einschnitt, und die Zerstreuung der Zuschauer wird nicht aufgehoben durch den neuen Brauch, die Operation des Scenenwechsels durch Herablassen der Gardine den Augen des Zuschauers zu entziehen. Solche Einschnitte sind, es ist nicht zu leugnen, ein Uebelstand. Es muß

das eifrige Bemühen des Dichters sein, sie entbehrlich zu finden; und es wird gut sein, wenn er während der Arbeit sich auch nach dieser Richtung die Kraft zutraut, Alles zu vermögen, denn häufig erscheint seiner befangenen Seele solcher Wechsel für ganz unvermeidlich, während er doch in den meisten Fällen durch geringe Veränderungen beseitigt werden kann. Ist der Einschnitt aber durchaus nicht zu vermeiden, so hüte man sich besonders, ihn in den Akten eintreten zu lassen, welche die größte Ausführung verlangen, namentlich im vierten, wo bei vielen Stoffen ohnehin die volle Kraft des Dichters nöthig ist, zu steigern. Am leichtesten überwindet man ihn in der ersten Hälfte.

In dem Wechsel zwischen ausgeführten und verbindenden Scenen liegt eine große Wirkung. Durch ihn wird jeder Theil des Ganzen von seiner Umgebung kunstvoll abgehoben, die Hauptsache in stärkeres Licht gesetzt, in dem Nebeneinander von Licht und Schatten der innere Zusammenhang der Handlung verständlich. Der Dichter muß deshalb sein warmes Empfinden wohl controliren und bedächtig prüfen, welche dramatischen Momente für seine Handlung Hauptsache, welche Beiwerk sind. Er wird seine Neigung zu Ausführung bestimmter Arten von Charakteren oder Situationen beschränken, wenn sie für das Ganze nicht von Gewicht sind; wenn er aber dem Reiz nicht widerstehen kann, von diesem Gesetze abzuweichen und einem unwesentlichen Moment breitere Ausführung zu gönnen, so wird er es mit der Empfindung thun, daß er die Störung des Baues durch besondere Schönheit der Ausführung zu sühnen habe.

Die Nebenscenen aber, mögen sie die Nachklänge einer Hauptscene, oder die Vorbereitung zu einer neuen oder ein selbstständiges verbindendes Zwischenglied sein, werden dem Dichter immer noch Gelegenheit geben, bei der größten Kürze ein Interesse an den Rollen zu erweisen, hier ist der Raum für diskrete Zeichnung, welche mit wenigen Worten einen erfreuenden Einblick in das innerste Leben der Figuren des Hintergrundes zu gewähren weiß.

2.

Die Scenen nach der Personenzahl.

Die freie Scenenbildung unserer Bühne und die größere Zahl der Darsteller machen dem Dichter so leicht, seine Handlung durch eine Scene zu führen, daß man bei modernen Dramen nicht selten die gewöhnlichen Folgen übergroßer Zwanglosigkeit zu bedauern hat. Die Scene wird ein Conglomerat von Reden und Gegenreden ohne genügende Organisation, sie hat ermüdende Längen, nachgleitende Sätze, weder Höhe noch Contraste entwickelt. Zwar ganz fehlt das scenische Gefüge auch der unbehülflichsten Arbeit des Anfängers nicht. Denn die Formen sind so sehr Ausdruck des Wesens, daß auch ungeschulte dramatische Empfindung in vielen Hauptsachen Richtiges zu treffen pflegt. Aber nicht immer und nicht jedes. Möge deßhalb der Dichter während seiner Arbeit einige bekannte Regeln prüfend anlegen.

Da die Scene ein von anderen abgeschlossener Theil des Dramas ist, welcher seinen Inhalt vorbereiten, spannen, ein Resultat ins Licht stellen und dann zum Folgenden überführen soll, so hat jede Scene genau betrachtet fünf Theile, welche den Theilen des Dramas entsprechen. Und bei ausgeführten Scenen sind diese Theile auch sämmtlich wirksam. Denn dann ist es nothwendig, die Handlung in grader Linie zum Resultat zu führen. A fühlt, will, fordert Etwas, B tritt ihm entgegen, mitwollend,

anderswollend, widerſtehend; in jedem Fall wird die Richtung des einen durch den andern aufgehalten und wenigſtens für einige Zeit modifizirt. Bei ſolchen Scenen, mögen ſie eine Aktion oder einen dialektiſchen Prozeß oder eine Spannung der Gefühle enthalten, iſt wünſchenswerth, daß nicht der Höhenpunkt in einer graden Linie liege, welche von den Vorausſetzungen des Stückes zu den Reſultaten führt, ſondern den letzten Punkt einer abweichenden Richtung bezeichne, von welchem ab die Umkehr zu der geraden Linie ſtattfindet. Aufgabe einer Scene ſei: B durch A unſchädlich zu machen, ihr gebotenes Reſultat ſei das Verſprechen des B unſchädlich zu werden. Beginn der Scene: A erſucht den B, ferner nicht mehr Böſewicht zu ſein, wenn B ſofort bereit iſt, dieſen Wunſch zu erfüllen, wird keine längere Scene nöthig; wenn er die Gründe des A paſſiv aufnimmt, läuft die Scene in gerader Linie fort, aber ſie iſt in größter Gefahr zu ermüden; wenn B ſich aber zu Wehre ſetzt, und ſich entweder auf ſeinen Böſewicht ſteift oder ihn abläugnet, ſo läuft der Dialog zu einem Punkte, an welchem B ſo weit als möglich von den Wünſchen des A entfernt iſt. Von da findet eine Annäherung der Anſichten ſtatt, die Gründe des A haben doch gewirkt, bis B ſich ergiebt.

Da aber jede Scene eine Richtung auf das Folgende hat, wird dieſer pyramidale Bau häufig in den Durchſchnitt einer anſchlagenden Welle umgeändert, mit lang aufſteigender Linie und ſchnellem Abſturz: Beginn, Steigerung, Reſultat.

Je nach der Zahl der auftretenden Perſonen erhalten die Scenen verſchiedene Beſtimmung und verſchiedene Conſtruktion.

Die Monologe geben dem Charakter der modernen Bühne Gelegenheit, in vollkommener Unabhängigkeit von einem beobachtenden Ober ſein geheimes Empfinden und Wollen dem Publikum bekannt zu machen. Man ſollte meinen, daß ſolche Vertrautenſtellung dem Hörer ſehr willkommen ſein müßte, und doch

iſt dies gar nicht der Fall. So ſehr iſt der Kampf und die Einwirkung des Einen auf den Andern Zweck des Drama's, daß jede Iſolirung des Einzelnen einer gewiſſen Entſchuldigung bedarf. Nur wo ein reiches inneres Leben im Zuſammenſpiel längere Zeit gedeckt wird, erträgt der Hörer die diskreten Offenbarungen deſſelben. Aber ſchon da, wo kunſtvolles Intriguenſpiel zum Vertrauten machen will, liegt dem Hörer wenig an dem ſtillen Ausſprechen eines Einzelnen, er holt ſich lieber ſelbſt den Zuſammenhang und die Contraſte aus einem Dialoge heraus. Die Monologe haben deßhalb Aehnlichkeit mit den antiken Pathosſcenen, ſind aber bei der zahlreichen Gelegenheit, welche unſere Bühne den Charakteren darbietet, ihr Inneres darzulegen und bei der veränderten Auffaſſung dramatiſcher Wirkung keine nothwendige Zugabe moderner Dramen.

Da die Monologe einen Ruhepunkt in der laufenden Handlung darſtellen und den Sprechenden in imponirender Weiſe dem Hörer gegenüber ſtellen, ſo bedürfen ſie vor ſich eine bereits erregte und befriedigte Spannung, einen Einſchnitt der Handlung auf einer oder beiden Seiten. Aber ob ſie einen Akt eröffnen oder ſchließen, oder zwiſchen zwei bewegte Scenen geſtellt ſind, immer müſſen ſie dramatiſchen Bau haben. Satz, Gegenſatz, Reſultat; und zwar ein Reſultat, das für die Handlung ſelbſt Bedeutung gewinnt. Man vergleiche die beiden Monologe Hamlet's in der ſteigenden Handlung. Der zweite berühmte „Sein oder Nichtſein“ iſt eine tiefſinnige Offenbarung der Seele Hamlet's, aber für die Handlung ſelbſt unwichtig, ein einfacher Schluß, deſſen letzter Satz eine Erklärung des Zauderns gibt. Der vorhergehende Monolog dagegen iſt ein Meiſterſtück von dramatiſcher Bewegung in Sprache und Aktion; er iſt der Ausklang einer Scene, ſeine Conſtruktion folgende: Hamlet ſagt: 1. Der Schauſpieler beweiſt ſo große Gewalt bei bloßem Spiel. 2. Ich aber ſchleiche thatlos bei dem furchtbarſten Ernſt. 3. An's Werk! ich will ein Schauſpiel veranſtalten um Sicherheit zu

haben. — In diesem letzten Satze ist zugleich das Resultat der ganzen vorhergehenden Scene zusammengefaßt, die Folgen, welche die Unterhaltung mit den Schauspielern auf den Charakter des Helden und den Verlauf des Stückes ausübt.

Gelungene Monologe sind Lieblinge des Publikums geworden. Die Dramen Schiller's und Goethe's werden zuerst durch sie dem heranwachsenden Geschlecht verehrungswürdig. Lessing hätte auch, wenn er mehr als den Nathan in unsern Jamben geschrieben hätte, schwerlich diese Art von dramatischen Wirkungen gesucht.

Am nächsten den Monologen stehen die Botenberichte unserer Bühne, wie jene das lyrische, so vertreten sie das epische Element. Von ihnen ist bereits früher gesprochen. Sie lassen im Gegensatz zu den Monologen den Charakter des Darstellers zurücktreten, der Schauspieler findet freilich immer noch reiche Gelegenheit, im Vortrage seine Kunst zu zeigen. Da sie die Aufgabe haben, eine zu Gunsten ihrer Aufnahme bereits erregte Spannung zu lösen, so muß die Wirkung, welche sie in den Gegenspielern des Vortragenden oder vielleicht gar in ihm selbst hervorbringen, sehr sichtbar werden; einen längeren Vortrag muß gesteigertes Gegenspiel begleiten und unterbrechen, allerdings ohne ihn zu überwachsen. Schiller, der Botenberichte sehr liebt, gibt Beispiele in Menge, sowohl zur Lehre als zur Warnung. Der Wallenstein allein enthält eine ganze Auswahl derselben. In den schönen Musterstücken: „Es gibt im Menschenleben" und „Wir standen keines Ueberfalls gewärtig" hat der Dichter zugleich das höchste dramatische Interesse an die epischen Stellen geknüpft. Das Inspirirte und Seherhafte Wallenstein's kommt an keiner Stelle so mächtig zu Tage als in seiner Erzählung. Im Botenberichte des Schweden aber steht das stumme Spiel der todwunden Thekla in dem stärksten Gegensatz zu Haltung und Vortrag des theilnehmenden Fremdlings. Daneben hat dies Drama aber andere Beschreibungen, z. B. den böhmischen Becher,

das Observatorium, deren starke Kürzung oder Entfernung bei der Aufführung wohlthut.

Der wichtigste Theil der dramatischen Handlung verläuft in der Dialogscene, zunächst im Zwiegespräch. Das Wesen dieser Scenen, Satz und Gegensatz, Empfindung gegen Empfindung, Wille gegen Wille, von unendlich verschiedenem Inhalt, hat auch bei uns, abweichend von der starren antiken Form die mannigfaltigste Ausbildung gefunden. Der Zweck aller Dialogscenen ist wieder, aus dem Satz und Gegensatz ein Resultat herauszuheben, welches die Handlung weiter treibt. Während das antike Zwiegespräch ein Streit war, der in der Regel keine unmittelbare Einwirkung auf die Seelen der Handelnden ausübte, sucht der moderne Dialog zu bereden, zu beweisen, hinüber zu führen. Die Gründe des Helden und Gegenspielers werden nicht scharfsinnig, mit größerer Rücksicht auf das Wortgefecht, als auf die Bedeutung des Grundes hervorgesucht, sondern sie sind aus dem Gemüth der Personen hergeleitet, und genau wird der Hörer unterrichtet, wie weit dieselben wahrhafte Empfindung und Ueberzeugung aussprechen, oder täuschen sollen.

Der Angreifende wird also seine Gründe genau nach der Persönlichkeit des Gegenspielers einrichten oder tief und wahr aus seinem eigenen Wesen herausschöpfen müssen. Damit aber das Zweckvolle oder Wahre derselben von dem Hörer auch vollständig erfaßt wird, ist auf der Bühne eine bestimmte Methode der Dialektik nothwendig, nicht so conventionell, wie auf der antiken, oder altspanischen Bühne, aber doch von dem Wege, Jemand zu überzeugen, welche wir im wirklichen Leben einschlagen, nicht unwesentlich verschieden. Dem Charakter auf der Bühne ist die Zeit beschränkt, er hat seine Argumente in einer fortlaufenden Steigerung ihrer Wirkungen vorzutragen, er hat das für seine Stellung Wirksamste auch dem Hörer eindringlich zu exponiren. In Wirklichkeit mag ein solcher Kampf der Ansichten vielgetheilt, mit zahlreichen Gründen und Gegengründen ausgemacht

werden, lange mag der Sieg ſchwanken, vielleicht ein unbedeutender Nebengrund mag zuletzt den Ausſchlag geben; dies iſt auf der Bühne in der Regel nicht möglich, weil es nicht wirkſam iſt.

Deshalb iſt Aufgabe des Dichters, die Gegenſätze in wenigen Argumenten zuſammenzufaſſen, dieſe mit Steigerung ihrer innern Bedeutung und des Ausdrucks vorzutragen, endlich mit einer gewiſſen Reichlichkeit und Energie in Worten auszudrücken. — In unſeren Dramen ſchlagen die Motive des Einen gleich Wellen gegen die Bruſt des Andern, zuerſt durch den Widerſtand gebrochen, dann höher, bis ſie endlich über ſeine Widerſtandskraft reichen. Es iſt kein Zufall, daß häufig der dritte ſolcher Wellenſchläge die Entſcheidung gibt, dann iſt zweimal Satz und Gegenſatz vorausgegangen, durch die beiden ſich von einander abſetzenden Stufen iſt der Hörer genügend auf die Entſcheidung vorbereitet, er ſelbſt hat eine kräftige Einwirkung erhalten, oder er hat mit Behagen das Gewicht der Gründe mit dem Inhalt des Charakters, auf den ſie wirken ſollen, vergleichen können. Es iſt bei dieſer Art von Dialog gleichgültig, ob erregtes Gefühl oder kühle Reflexion den Drängenden zu ſeiner Forderung treiben. Dieſe Scenen ſind auf unſerer Bühne ſeit Leſſing mit beſonderer Liebe und Schönheit ausgebildet worden. Sie entſprechen ſehr der Freude der Deutſchen an gründlicher Erörterung eines Intereſſes. Berühmte Rollen unſerer Bühne verdanken ihnen allein ihren Erfolg. Marinelli, der Carlos des Clavigo, der Wrangel des Wallenſtein.

Eine berühmte Scene ſolcher Beredung iſt der Dialog im Anfang des Brutus und Caſſius. Caſſius drängt, Brutus geht auf ſeine Forderung ein, der Dialog hat eine kurze Einleitung, drei Theile, Schluß, der mittlere von beſonderer Schönheit und Ausführung. Einleitung, Caſſius: Ihr ſeid unfreundlich gegen mich. Brutus: Nicht aus Kälte. Caſſius: I. Man hofft auf euch (lebendig unterbrochen durch die Verſicherung, daß Brutus ihm trauen könne und durch Rufe von außen, welche die

Aufmerksamkeit auf Cäsar leiten). — 2. Was ist Cäsar mehr als wir? — 3. Unser Wille kann uns befreien. — Brutus Schluß: Ich will's überlegen.

In jedem Fall ist die Aufgabe des Dichters, die Dialogscene so zu arbeiten, daß dem Hörer der Fortschritt, den dieselbe für die Handlung bewirkt, eindringlich wird; deshalb wird die Technik der Dialogscenen, je nach der Stellung, in welcher sie die Personen finden und verlassen, verschieden sein.

Am einfachsten wird die Sache, wenn der Eindringende den Angegriffenen überwindet, dann findet ein- oder zweimalige Trennung und Annäherung statt bis zur Vereinigung, oder, wenn der Angegriffene biegsamer ist, ein allmähliches Herüberziehen, wie in dem angeführten Beispiel.

Wenn aber die Sprechenden von einander scheiden, ohne sich zu vereinigen, so darf doch die Stellung derselben zu einander während der Scene nicht unverändert bleiben. Es ist auf der Bühne unerträglich, diese Parallellinien in der Handlung zu empfinden. Auch in solchem Fall muß die Stellung des Einen oder Beider gebogen werden, etwa so, daß sie im Anfange scheinbar übereinkommen und von diesem Punkte der Annäherung aus sich wieder energisch von einander abwenden. Die innern Bewegungen, welche diese Veränderungen der Stellung bewirken, müssen allerdings sowohl wahr als zweckmäßig sein, auch nicht unnütze Querzüge, welche einer scenischen Wirkung zu Liebe, ohne Nutzen für Handlung und Charaktere, eingerichtet werden.

Bei ungebundener Rede ist es möglich, zahlreichere Gründe und Gegengründe in das Feld zu führen, die Linien schärfer zu wenden, im Ganzen bleibt der Bau, wie er oben mit einer brandenden Welle verglichen wurde: ein allmähliches Heraufstreiben auf den Höhenpunkt, Resultat, kurzer Abschluß. So ist die große Streitscene zwischen Egmont und Oranien, welche, abgesehen von ihrer Länge, wohl der am besten gearbeitete Theil des Dramas ist, aus sechs Theilen zusammengesetzt, von denen der erste die Ein-

leitung, der letzte den Schluß ausmacht. Einleitung: Oranien: Die Regentin geht ab. Egmont: Sie geht nicht. 1. O. Und wenn ein Anderer kommt? E. So treibt er's wie der Vorige. 2. O. Er wird diesmal unsere Häupter fassen. E. Das ist unmöglich. 3. O. Alba ist unterwegs. Gehn wir in unsre Provinz. E. Dann sind wir Rebellen. 4. ist der Umschwung, von jetzt wird Egmont der Angreifende. E. Du handelst unverantwortlich. O. Nur vorsichtig. Schluß: O. Ich gehe und betraure dich als verloren. Die Vereinigung der Streitenden in einer gemüthlichen Stimmung bildet guten Contrast zu der vorausgegangenen Heftigkeit Egmont's.

Besondere Bedeutung haben in dem modernen Drama die Scenen zwischen zwei Personen erhalten, in denen die Charaktere sehr entschieden einer Meinung zu sein pflegen, die Liebesscenen. Sie sind nicht durch Mode oder vorübergehende Weichlichkeit der Dichter und Hörer entstanden, sondern durch einen uralten Gemüthszug der Germanen. Seit frühster Zeit ist in der deutschen Poesie die Liebeswerbung, die Annäherung des jungen Helden an die Jungfrau, besonders reizvoll gewesen. Es war die herrschende poetische Empfindung des Volkes, die Beziehungen der Liebenden vor der Vermählung mit Würde und Adel zu umgeben, von welchen die antike Welt nichts wußte. Nach keiner Richtung hat sich der Gegensatz der Deutschen zu den alten Völkern schärfer ausgeprägt, durch die gesammte Kunst des Mittelalters bis zur Gegenwart geht dieser charakteristische Zug. Auch in dem ernsten Drama macht er sich mit hoher Berechtigung geltend. Das holdeste und lieblichste Verhältniß der Erde wird mit dem Finstern und Schrecklichen in Verbindung gebracht, als ergänzender Gegensatz, zur höchsten Steigerung der Wirkungen.

Für den arbeitenden Dichter freilich sind diese Scenen aus anderem Grunde nicht der bequemste Theil seines Schaffens, und nicht Jedem will es damit gelingen. Es ist von Interesse, die größten Liebesscenen, welche wir haben, mit einander

zu vergleichen, die drei Scenen des Romeo auf dem Maskenfest und beim Balkon vor und nach der Brautnacht, und die Scene Gretchen's im Garten. In der ersten Romeoscene hat der Dichter der Kunst des Darstellers die höchste Aufgabe gestellt, in ihr ist die Sprache der beginnenden Leidenschaft wundervoll abgebrochen und kurz, hinter dem artigen Redespiel, das zu Shakespeare's Zeit der guten Gesellschaft geläufig war, scheint das aufglühende Gefühl nur in Blitzen durch. Wohl empfand der Dichter, wie sehr darauf ein vollerer Ausdruck Noth thue. Die Balkonscene ist immer für ein Meisterstück der Poesie gehalten worden, aber wenn man die hohen Schönheiten ihrer Verse sich analysirt, wird man vielleicht überrascht sein, wie wortreich und souverain genießend die Seelen der Liebenden schon mit ihrem leidenschaftlichen Gefühl zu spielen wissen. Schöne Worte, zierliche Vergleiche sind gehäuft, die Gefühle, welche in solcher Situation aus zwei jungen liebenden Herzen herausbrechen, sind so kunstvoll verziert und mit ausgeführten Bildern geschmückt, daß wir zuweilen die Kunst als künstlich empfinden. Für die Morgenscene ist die Idee alter Minne- und Volkslieder — „der Wächterlieder" — in reizender Weise verwerthet.

Auch Goethe hat in seiner schönsten Liebesscene volksthümliche Erinnerungen poetisch verwerthet: er hat die Liebeserklärung in seiner Weise aus kleinen epischen und lyrischen Momenten zusammengesetzt, die er — doch nicht ganz günstig für eine große Wirkung — durch den schneidenden Gegensatz Martha und Mephisto unterbricht. Auch der Umstand erinnert an den großen lyrischen Dichter, daß Faust darin zurücktritt und die Scenen nicht viel Anderes sind, als Monologe Gretchen's. Aber jede der drei kleinen Scenen, aus denen sich das Bild zusammensetzt, ist von wunderbarer Schönheit durch die Einfachheit und den knappen Ausdruck der Empfindung.

Dem schwungvollen Schiller wollte es dagegen in seiner

Jambenzeit mit dieſen Scenen nicht mehr recht gelingen. Am beſten noch in der Braut von Meſſina. Aber im Tell iſt die Scene zwiſchen Rudenz und Bertha ohne Leben und ſelbſt im Wallenſtein, wo ſie durchaus nothwendig war, hat er ihr durch die Anweſenheit der Gräfin Terzky einen Dämpfer aufgeſetzt, Thekla muß den Geliebten vom Lager und von dem Obſervatorium unterhalten, bis ſie in kurzem Alleinſein die bedeutſame Warnung ausſprechen kann.

Die glänzenden Beiſpiele Shakeſpeare's und Goethe's zeigen auch die Gefahr dieſer Scenen, es wird noch davon geſprochen. Da das Austönen lyriſcher Empfindungen im Ganzen auf der Bühne viele Kunſt des Dichters fordert und länger ausgedehnt zuverläſſig ermüdet, ſo wird die lohnende Aufgabe des Dichters eine kleine Handlung zu erfinden, in welcher dies heiße Gefühl ſich bei gemeinſamer Theilnahme an irgend etwas Werdendem ausdrücken kann, er erhält dadurch die dramatiſche Schnur, an welcher er ſeine Perlen aufreihen kann. Das ſüße Liebesgeplauder, welches ſich Selbſtzweck iſt, wird er mit Recht ſcheuen, und wo es unvermeidlich wird, durch Schönheit der Poeſie erſetzen, was er ſolchen Scenen als gewiſſenhafter Mann an Ausdehnung nehmen muß.

Der Eintritt der dritten Perſon in den Dialog gibt demſelben einen andern Charakter. Wie das Bühnenbild durch den dritten Mann einen Mittelpunkt und eine Gruppenaufſtellung bekommt, ſo wird auch für den Inhalt der Dritte zunächſt der Richter, welchem zwei Parteien ihre Gründe an das Herz legen. Die Gründe beider Parteien werden in ſolchem Falle zugleich für ihn nach ſeinem Weſen eingerichtet und erhalten ſchon dadurch etwas Bewußtes, weniger Unmittelbares. Der Lauf der Scene wird langſamer, zwiſchen Rede und Gegenrede tritt ein Urtheil ein, welches ſich ebenfalls dem Hörer geltend machen muß.

Oder der dritte Schauſpieler iſt ſelbſt Partei und Bundes-

genoſſe einer Seite. In dieſem Fall werden die Argumente der einen Seite ſchneller, bewegter herausbrechen müſſen, weil den Hörer zerſtreut, daß er Weſen und Inhalt zweier Perſönlichkeiten in die eine Wagſchale zu ſtellen hat.

Der dritte, ſeltenſte Fall endlich iſt, daß jeder der drei Charaktere ſeinen Willen gegen den der beiden andern ſtellen will. Solche Scenen werden als ein Ausklingen einer gelöſten Spannung zuweilen verwendbar, ſie haben dann nur ein kurzes Reſultat zu ziehen, denn die drei Sprechenden halten dann in der That Monologe. So die Scenen mit Margaretha in Richard III., wo der eine Charakter die Melodie, die beiden andern Parteien in Contraſten die Begleitung geben. Scenen ſolches Dreiſpiels werden aber in größerer Ausführung faſt nur dann Bedeutung gewinnen, wenn wenigſtens der Eine in verſtelltem Spiel auf den Standpunkt eines Andern übergeht.

Scenen, welche mehr als drei Perſonen zu thätiger Theilnahme an der Handlung verſammeln, die ſogenannten Enſemblecenen, ſind ein unentbehrlicher Beſtandtheil unſeres Dramas geworden. Sie waren der antiken Tragödie unbekannt, ein Theil ihrer Leiſtungen wurde durch die Verbindung der Schauſpieler mit dem Chor erſetzt. Sie umſchließen in dem modernen Drama nicht vorzugsweiſe die höchſten tragiſchen Wirkungen, obgleich ein großer Theil der lebendigſten Aktionen in ihnen ausgeführt wird. Denn es iſt eine nicht genug beachtete Wahrheit, daß weniger ſpannt und feſſelt, was aus Vielen entſteht, als was aus der Seele der Hauptgeſtalten lebendig wird. Die Theilnahme an dem dramatiſchen Leben der Nebenperſonen iſt geringer und das Verweilen mehrer Perſonen auf der Bühne mag leicht das Auge zerſtreuen, die Schaulust mehr als nützlich erregen. Im Ganzen iſt das Weſen dieſer Scenen, daß ſie bei guter Führung durch den Dichter lebhaft beſchäftigen und eine durch die Hauptperſonen erregte Spannung löſen, oder daß ſie helfen eine ſolche Spannung in der

Seele der Hauptperſonen hervorzurufen. Sie haben deshalb vorzugsweiſe den Charakter vorbereitender oder abſchließender Scenen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ihre Eigenthümlichkeit nicht in jedem Momente hervortritt, in dem mehr als drei Perſonen auf der Bühne ſind. Denn auch, wo wenige Hauptrollen allein oder faſt ausſchließlich die Handlung darſtellen, mögen Nebenfiguren in ziemlicher Anzahl wünſchenswerth ſein. Leicht mag eine Rathsverſammlung, eine Repräſentationsſcene viele Schauſpieler auf der Bühne verſammeln, ohne daß dieſe ſich bis zu thätigem Antheil erheben.

Die erſte Regel für Compoſition ſolcher Scenen iſt: ſämmtliche Perſonen in jedem Zeitmoment charakteriſtiſch und förderlich für die Handlung zu beſchäftigen. Sie ſind wie eine geladene Geſellſchaft, für deren geiſtige Thätigkeit der Dichter als unſichtbarer Wirth unabläſſig beſorgt ſein muß. Er muß beim Fortführen der Handlung genau die Wirkung empfinden, welche die einzelnen Momente, Reden und Gegenreden auf jeden der Betheiligten ausüben.

Es iſt klar, daß eine Perſon in Gegenwart Anderer auf der Bühne nicht ausſprechen darf, was dieſe nicht hören dürfen, die conventionelle Aushilfe des Beiſeiteſprechens darf nur in dringendſten Fällen und für wenige Worte benutzt werden. Aber eine größere Schwierigkeit liegt darin, daß auch nicht leicht eine Rolle etwas ausſprechen darf, worauf eine andere der anweſenden Perſonen eine Antwort geben müßte, welche ihrem Charakter unumgänglich nothwendig, für die Handlung aber unnütz und verzögernd wäre. Es gehört eine ſouveraine Herrſchaft über ihre Seelen dazu, lebhafte Anſchauung des Bühnenbildes, um Allen gerecht zu werden. Denn jede einzelne Perſon wirkt auf Stimmung und Haltung der übrigen. Je ſelbſtſtändiger ihre Stellung im Stück iſt, deſto mehr wird durch ihr Zuſammenarbeiten das innere Leben der Einzelnen

gedeckt, deſto zweckvoller ſind ihre Reden und Thaten. Es wird daher in ſolchen Scenen ſich die Kunſt des Dichters vorzugsweiſe darin zeigen, durch ſcharfe, kleine Striche die Charaktere von einander abzuheben. Und es iſt wohl zu beachten, daß die angemeſſene Beſchäftigung der verſammelten Perſonen durch die Beſchaffenheit unſerer Bühne erſchwert wird, welche in ihren Couliſſen die Darſteller wie in einem Saal zuſammenſchließt, und, wenn der Dichter nicht, was zuweilen unmöglich iſt, beſtimmte Verkehrung trifft, die Iſolirung Einzelner ſchwierig macht. Der Bau der Shakeſpeare'ſchen Bühne, mit Vallen, Stufen, Treppen, Säulen und einer Innenbühne, machte eine größere Mannigfaltigkeit der Aufſtellung, Wechſel der Gruppen, momentane Bergung Einzelner auf der Bühne viel leichter und obgleich die Regiebemerkungen bei den gedruckten Texten ſeiner Stücke zu ſehr fehlen, empfindet man noch oft, daß ſeine Scene nach dieſer Richtung weit bequemer war.

Ferner aber: Je zahlreicher die Mitſpieler in die Scene geladen ſind, deſto weniger Raum wird in der Regel der Einzelne haben, ſich charakteriſtiſch zu äußern. Der Dichter wird alſo zu vermeiden haben, daß der betreffende Theil der Handlung nicht durch die größere Anzahl der Theilnehmer zerſtückt wird und in kurzen Wellen monoton dahinläuft; und wie er die Perſonen in Gruppen ordnet, wird er auch die Handlung der Scene ſo organiſiren, daß die Bewegung der Nebenſpieler nicht die Bewegung der Hauptperſonen übermäßig beengt. Deshalb gilt der Grundſatz, je größer die Zahl der Theilnehmer an einer Scene, deſto vollkommener gegliedert muß der Bau derſelben ſein. Die Haupttheile müſſen dann um ſo mächtiger hervortreten, bald die einzelnen führenden Stimmen ſich von der Mehrzahl abheben, bald das Zuſammenwirken der Geſammtheit im Vordergrund ſtehen.

Da bei größerer Anzahl von Spielenden der Einzelne leicht gedeckt wird, ſo ſind ſolche Stellen der Enſembleſcenen beſonders

ſchwierig, in denen die Wirkung dargeſtellt wird, welche das Verhandelte auf einzelne Perſonen hat. Wo in ſolchem Fall ein kurzes hingeworfenes Wort nicht genügt, das Publikum zu unterrichten, iſt eine Erfindung nöthig, welche den Einzelnen zwanglos von der Gruppe löſt und in den Vordergrund ſtellt. Es iſt ganz unthunlich, in ſolchem Falle die dramatiſche Bewegung der Mehrzahl plötzlich zu unterbrechen und die Uebrigen zu ſtummen und thatloſen Zuſchauern der geheimen Offenbarungen Einzelner zu machen.

Je lebendiger die Handlung im Zuſammenſpiel fortläuft, deſto ſchwerer wird ſolches Iſoliren der Einzelnen. Hat ſie aber eine gewiſſe Kraft und Höhe erreicht, ſo wird es der größten Kunſt nicht immer möglich, einem Hauptſchauſpieler Raum zu nöthiger Explication ſeiner innerſten Stimmung zu geben. Und deshalb gilt für dieſe Scenen das dritte Geſetz. Der Dichter wird ſeine Perſonen nicht alles ſagen laſſen, was ihnen charakteriſtiſch und für ihre Rolle nöthig wäre. Denn hier entſteht ein innerer Gegenſatz zwiſchen dem Intereſſe der einzelnen Rolle und dem Intereſſe des Ganzen. Jede Perſon auf der Bühne fordert, ſoweit ihre ſociale Stellung zu den andern Charakteren der Scene erlaubt, Betheiligung am Fortgang der Handlung. Der Dichter iſt aber in der Lage, ihr dieſen Antheil zu entziehen. Auch Haupthelden müſſen häufig mit ſtummem Spiel begleiten, wo in realer Wirklichkeit ihnen das Dreinſprechen geboten ſein würde. Es gehört Kenntniß der Bühne, hierbei immer das Rechte zu treffen. Denn dem Schauſpieler iſt langes Schweigen leicht peinlich, der Nebenſpieler ermattet und ſinkt zum Statiſten herab, ein Hauptſpieler fühlt lebhaft das Unrecht, welches ſeiner Rolle geſchieht, weit weniger die höhere Nothwendigkeit. Es wird deshalb Kunſt ſein, wohl auf die Bewegung auch der nicht grade im Vordergrund ſtehenden Rollen zu achten, und durch wenige Worte oder nicht ruhmloſe Beſchäftigung dem Darſteller Verwendung und Richtung

für ſein ſtummes Spiel, Uebergänge zu den Momenten, wo er wieder eingreift, zu geben. Nicht immer genügt das. — In ſolchem äußerſten Fall gilt auf der Scene, was bei großen Gemälden, welche zahlreiche Geſtalten in ſtarker Bewegung und Verſchlingung zeigen, geſtattet wird. Wie dort der Schwung der Hauptlinien ſo wichtig iſt, daß ihm einmal die richtige Verkürzung eines Armes und Fußes geopfert werden muß, ſo wird auch in der ſtarken Strömung einer perſonenreichen Scene die für den einzelnen Charakter nöthige Darſtellung aufgegeben werden müſſen, aus Rückſicht auf Verlauf und Geſammtwirkung der Scene. Damit der Dichter dergleichen gebotene Fehler aber ſchön verüben könne, wird ihm die Empfindung lebhaft ſein müſſen, daß es an ſich Fehler ſind.

Es liegt auch im praktiſchen Intereſſe des Stückes, die Zahl der auftretenden Perſonen ſo viel als irgend möglich zu beſchränken. Jede Rolle mehr erſchwert die Beſetzung, macht bei Krankheit oder Abgang eines Schauſpielers die Wiederholung des Stückes unbequem. Schon dieſe äußere Rückſicht wird den Dichter beſtimmen, bei Enſembleſcenen wohl zu überlegen, welche Perſonen ihm unumgänglich nothwendig ſeien. Dazu kommt ein innerer Grund, je größer die Zahl der thätigen Lebensperſonen in einer Scene iſt, deſto mehr Zeit nimmt ſie in Anſpruch.

Die Enſembleſcenen ſind allerdings eine weſentliche Hülfe, dem Stück innere Farbe und Glanz zu geben. Sie werden unter bei einem Stoffe entbehrt werden, welcher hiſtoriſche oder politiſche Intereſſen enthält. Aber ſie werden auch bei ſolchen Stücken mit Maaß verwendet werden müſſen, weil ſie mehr als andere den Erfolg von dem Geſchick des Regiſſeurs abhängig machen und weil in ihnen die Darſtellung des innern Lebens der Hauptfiguren, eine detaillirte Schilderung der Seelenprozeſſe, welche das höchſte dramatiſche Intereſſe beanſpruchen, nur ſelten ſtattfinden kann. Die zweite Hälfte des Stückes wird ſie am lebhaf-

testen heischen und am besten vertragen, weil in diesem Theil der Handlung das Interesse des Zuschauers an den Hauptcharakteren bereits feststehen soll. Wohl aber wird auch hier der Dichter sich hüten, dieselben so zu gruppiren, daß das Interesse an dem innern Leben der Hauptheldeu für längere Zeit beeinträchtigt wird.

Eine der schönsten Ensemblescenen Shakespeare's ist die Banketscene auf der Galeere des Pompejus in Antonius und Cleopatra; sie enthält keinen Haupttheil der Handlung, und ist, was bei Shakespeare in den tragischen Theilen seiner Handlung nicht häufig ist, wesentlich Situationsscene. Sie hat aber eine besondere Bedeutung, weil sie am Schluß des zweiten Aktes, also an einer Stelle steht, welche eine Auszeichnung fordert, zumal in diesem Stück, in welchem die vorhergehenden Staatsaktionen ein buntes und belebtes Bild wünschenswerth machen. Die Fülle der kleinen charakterisirenden Momente, welche in dieser Scene vereinigt sind, das knappe Zusammenfassen derselben, vor Allem aber die technische Disposition sind bewunderungswürdig. Die Scene beginnt mit kurzem einleitendem Accord: Unterredung der Diener, wie sie bei Shakespeare nicht selten ist, um das Aufstellen der Tische und Geräthe zu vermitteln. Die Scene selbst ist dreitheilig. Der erste Theil stellt das übermüthige Geplauder der versöhnten Triumvirn, und die Pedanterie des trunkenen Schwachkopfes Lepidus dar, auf den schon die Diener hinwiesen; der zweite in furchtbarem Contrast die heimliche Unterredung des Pompejus und Mänas; der dritte, durch das Heraustragen des trunkenen Lepidus eingeleitet, die Steigerung des wüsten Bacchanals und die überhandnehmende Trunkenheit. Die Verbindung der drei Theile, wie Mänas den Pompejus zur Seite zieht, wie Pompejus wieder an der Person des Lepidus anknüpfend die Orgie fortsetzt, ist sehr beachtenswerth. Kein Wort in der ganzen Scene ist unnütz und bedeutungslos, der Dichter empfindet in jedem Moment die Situation

der einzelnen Perſonen, auch der Nebenfiguren, jede greift fördernd in den Verlauf ein, für den Regiſſeur wie für die Rollen iſt das Ganze meiſterhaft zurecht gemacht. Von dem erſten Bericht des Antonius über den Nil, durch welchen das Bild der Cleopatra auch in dieſe Scene hereingetragen wird, und dem einfältigen Dreinreden des Lepidus: — „Ihr habt ſeltſame Schlangen dort" — durch welches ein Eindruck in die Seelen des Publikums geworfen wird, welcher auf den Schlangenbiß der Cleopatra vorbereitet, bis zu den letzten Worten des Antonius: „Gut, gebt die Hand, Herr" in denen der Trunkene unwillkürlich die Superiorität des Cäſar Auguſtus anerkennt, und den folgenden trunkenen Reden des Pompejus und Enobarbus, gleicht Alles feinciſelirter Arbeit an feſt zuſammengefügten Metallgliedern.

Belehrend iſt der Vergleich dieſer Scene mit dem Schluß des Banketaktes in den Piccolomini. Die innere Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß man die Anſicht nicht abhalten kann, Schiller habe die Shakeſpeare'ſche Ausführung vor Augen gehabt. Auch hier iſt eine Dichterkraft zu bewundern, welche eine große Anzahl von Perſonen ſouverän zu leiten weiß, auch hier ein großer Reichthum von charakteriſirenden Momenten und kräftige Steigerung im Bau. Aber was für Schiller bezeichnend iſt, dieſe Momente ſind zum Theil epiſodiſcher Natur, das Ganze breiter und größer angelegt. Dies letzte freilich mit Berechtigung. Denn die Scene ſteht nicht am Ende des zweiten, ſondern am Ende des vierten Aktes, und ſie enthält einen weſentlichen Theil der Handlung; die Erlangung der verhängnißvollen Unterſchrift, ſie würde alſo auch, wenn das Bankett nicht den geſammten vierten Akt füllte, eine größere Anlage gehabt haben. Ihre Dispoſition iſt genau die bei Shakeſpeare.*) Zuerſt eine einleitende Unterredung der

*) Der Akt iſt zweitheilig. Der erſte vorbereitende Theil enthält drei große dramatiſche Momente: den Eintritt des Max, die Explikation der geſtohlenen Urkunde durch die Intriguanten, den Anſchluß Buttlers an ſie. Von

Diener, welche aber zu unverhältnißmäßiger Breite ausgesponnen iſt, die Beſchreibung des Pokals hat kein Recht uns zu intereſſiren, weil der Pokal ſelbſt mit dem Stück weiter nichts zu thun hat und die zahlreichen Seitenlichter, welche aus dieſer Beſchreibung auf die Situation fallen, nicht mehr ſcharf genug ſind. Dann eine ebenfalls dreitheilige Handlung, erſtens: Bemühung Terzky's von Nebenfiguren die Unterſchrift zu erhalten, zweitens: im ſcharfen Gegenſatz dazu das kurze Geſpräch der Piccolomini, drittens: die Kriſis als Streit des trunkenen Alle mit Max. Auch hier iſt der Verband der einzelnen Scenentheile ſorgfältig. Octavio führt durch das vorſichtige Sondiren Buttler's leiſe die Aufmerkſamkeit aus der bewegten Gruppe der Generäle heraus auf ſeinen Sohn, durch das Suchen des fehlenden Namens wird die volle Aufmerkſamkeit auf Max geleitet; worauf der trunkene Alle ſich wieder zuerſt ſehr bedeutſam an Octavio wendet, bevor er mit Max zuſammenſtößt. Die Verbindung und Löſung der einzelnen Gruppen, das Herausheben der Piccolomini, die Aktion des Höhenpunktes, das bewegte Zwiſchenſpiel der Nebenfiguren bis zu dem kräftigen kurzen Schluß ſind ſehr ſchön.

Wir beſitzen außerdem noch zwei mächtige Enſembleſcenen

da beginnt, ebenfalls durch Unterredung der Diener eingeleitet, das große Finale. Die zechenden Generäle darf man nicht den ganzen Akt in dem Mittel- und Hintergrund der Bühne ſehen, die Bühne zeigt beſſer ein Vorzimmer des Bankettſaals durch Pfeiler und Unterwand von dieſem getrennt, ſo daß man die Geſellſchaft bis zu ihrem Eintritt im Finale nur undeutlich erblickt, und nur einzelne bequeme Rufe und Bewegungen der Gruppen aufnimmt. Schiller iſt im Wallenſtein noch ſorgloſer Regiſſeur, von da ab that er mehr für die ſceniſche Anordnung. Zu den Beſonderheiten der Charakteriſtik in dieſer ſchönen Scene gehört die apathiſche Verſunkenheit des Max — ſie iſt von Kleiſt im Prinz von Homburg wunderlicher wiederholt worden. Nicht durch Schweigen charakteriſirt Shakeſpeare die Träumenden, ſondern durch zerſtreute und tiefſinnige Reden.

von Schiller, die größten aus der großen Zeit unſerer Poeſie: die Rütliſcene und den erſten Akt des Demetrius. Beide ſind Muſter, welche der angehende Dramatiker nicht nachahmen, aber in ihrer hohen Schönheit ſorgfältig ſtudiren ſoll. Was man auch gegen den dramatiſchen Bau des Tell ſagen muß, in einzelnen Scenen ruht ein Zauber, der zur Bewunderung hinreißt. Auch in der Rütliſcene iſt die dramatiſche Bewegung eine verhältnißmäßig ruhige, die Ausführung breit, prächtig, voll ſchöner Lokalfarbe. Zuerſt giebt eine Einleitung die Stimmung. Sie beſteht aus drei Theilen: Ankunft der Unterwaldner, Unterredung Melchthal's und Stauffacher's, Begrüßung der Schwyzer. Man beachte wohl, daß der Dichter vermieden hat, durch dreimalige Betonung des Eintritts der drei Cantone zu ermüden. Zwei Hauptfiguren heben ſich kräftig von den Nebenfiguren ab, und bilden für die Einleitung einen kleinen Höhenpunkt, die Zerriſſenheit durch mehre gleichartige Momente wird verhindert. Mit dem Eintritt der Urner, welcher durch ihr Horn, das Herabſteigen vom Berge und die Reden der Anweſenden hinreichend betont iſt, beginnt ſogleich die Handlung.

Dieſe Handlung läuft fünfgetheilt fort, erſtens Einrichtung der Tagſatzung mit kurzen Reden und kräftiger Betheiligung der Nebenperſonen. Darauf Stauffacher's großartige Darſtellung vom Weſen und Zweck des Bündniſſes. Nach dieſem mächtigen Hervortreten des Einzelnen drittens bewegter Streit der Anſichten und Parteien über die Stellung des Bundes zum Kaiſer, viertens hohe Steigerung der Gegenſätze bis zum ausbrechenden Streit über die Mittel ſich von der Tyrannei der Vögte zu löſen und Abſtimmung über die Beſchlüſſe. Endlich der Schwur. Und nach ſolchem Abſchluß der Handlung mit hoher Erhebung ein Ausklang der Scene, welcher wieder Stimmung und Farbe von der umgebenden Natur und der aufgehenden Sonne erhält. Bei dieſer reichen Gliederung iſt die Schönheit in den Verhältniſſen der einzelnen Theile beſonders intereſſant. Der Mittelpunkt

dieser ganzen Gruppe von dramatischen Momenten, Stauffacher's Vertrag, tritt als Höhepunkt heraus. Darauf im Contrast die starke Bewegung, welche im Ensemble einfällt, und sich steigert, die eintretende Ruhe, der hohe Aufschwung! Nicht weniger schön ist die Behandlung der zahlreichen Nebenfiguren, das selbstständige Eingreifen der Einzelnen, bei denen eine gewisse republikanische Gleichberechtigung unverkennbar ist.

Das große Muster für Staatsactionen ist die prachtvolle Eröffnungsscene des Demetrius, der polnische Reichstag. Grade dieser Stoff machte die Mittheilung vieler Voraussetzungen nöthig, die seltsamen Schicksale des Knaben Demetrius erforderten außerdem in der Einleitung eine starke Anwendung besonderer Farben, um die fremde Welt poetisch nahe zu bringen. Schiller machte mit der ihm eigenen kühnen Hoheit die epische Erzählung zum Mittelpunkt einer reich ausgestatteten Schauscene und umgab den langen Bericht des Einzelnen mit leidenschaftlicher Bewegung der Massen. Auf eine kurze Einleitung folgt mit dem Eintritt des Demetrius die viertheilige Scene. 1) die Erzählung des Demetrius, 2) die Recapitulation derselben durch den Erzbischof und die ersten Wellen, welche durch sie in der Versammlung aufgeregt werden; 3) die Bitte des Demetrius um Unterstützung und die Steigerung der Bewegung. 4) Die Gegenrede und Protest des Sapinha. Die Scene endigt ein Tumult in plötzlichem Abbruch. Durch ein kleines dramatisches Moment wird sie mit dem darauf folgenden Dialog zwischen dem König und Demetrius verbunden. Die Bewegungen der Menge sind kurz und heftig, der Stimmführer wenige, außer Demetrius ist nur der eine Protestirende kräftig von der Masse abgehoben. Man empfindet und erfährt, daß die Masse schon vorher gestimmt ist, in reichlicher Ausführung bildet die wichtige Erzählung des Demetrius den Haupttheil der Scene, wie dem ersten Akt geziemte.

Goethe hat uns, wenn man von den kurzen Scenen im

Götz absieht, keine Ensembleſcenen von großer dramatiſcher Wirkung hinterlaſſen. Den Volksſcenen im Egmont fehlt zu ſehr kräftige Bewegung, der ſchöne Spaziergang im Fauſt iſt aus kleinen dramatiſchen Bildern zuſammengefügt, die Studentenſcene in Auerbach's Keller beabſichtigt keine tragiſche Wirkung, und hat für den Darſteller des Fauſt den Uebelſtand, daß ſie ihn müßig und unbeſchäftigt auf der Bühne läßt.

Beſondere Erwähnung fordern die Maſſenſcenen. Wenn auch unſere Bühnen in dem Chorperſonal der Oper eine ziemliche Anzahl von Individuen bereit haben, und dieſelbe noch durch Statiſten zu verſtärken gewöhnt ſind, ſo iſt doch die Zahl der Perſonen, welche auf der Bühne verſammelt werden können, oft verſchwindend klein gegen die Menſchenmenge, welche im wirklichen Leben an einer Volksſcene, an einem Gefecht, an einem großen Aufruhr Theil nehmen. Leicht empfindet deshalb der Zuſchauer vor der Bühne nach eingeführten Haufen die Leere und Dürftigkeit. Dazu kommt wieder, daß das moderne Theater wenig geeignet zur Aufſtellung größerer Maſſen iſt. Nun iſt allerdings das ſceniſche Arrangement ſolcher Scenen zum großen Theil in den Händen des Regiſſeurs; aber der Dichter hat die Aufgabe ihm leicht zu machen, daß er durch ſeine Kunſt den Schein belebter Menſchenmenge hervorbringe.

Schon Einzug und Abgang einer größern Anzahl von Perſonen nimmt Zeit in Anſpruch und zerſtreut die Aufmerkſamkeit, es muß alſo durch ſpannende Momente und die Vertheilung der Maſſe in Gruppen gehoben werden.

Der Bühnenraum muß ſo arrangirt werden, daß die verhältnißmäßig geringe Zahl der wirklich vorhandenen Individuen nicht überſehen werden kann, durch Verſatzſtücke, gute Perſpectiven, ein Aufſtellen an den Seiten, welches die Phantaſie auf größere unſichtbare Mengen hinleitet, durch Zeichen und Rufe hinter der Scene u. ſ. w.

Glänzende Schauaufzüge, wie Iffland der Jungfrau von

Orleans einrichtete, wird sich der Dichter eines Trauerspiels mit Fug verbitten, die Gelegenheit dazu soviel als möglich vermeiden.

Dagegen sind solche Massenwirkungen, wobei die Menge in lebhafter Bewegung sich tummelt, Volksscenen, große Rathsversammlungen, Lagerbilder, Gefechte zuweilen wünschenswerth.

Zur Volksscenen ist die schöne Behandlung Shakespeare's typisch geworden. Kurze charakteristische Reden einzelner grotesker Volksfiguren, fast immer in Prosa, die unterbrechenden und belebenden Rufe der Menge, welche von einzelnen Führern ihre Impulse erhält. Es lassen sich aber allerdings durch eine Volksscene auf der Bühne noch andere Wirkungen hervorbringen, nicht die höchsten dramatischen, aber doch bedeutende, welche zur Zeit noch wenig von unsern Dichtern verwerthet worden sind.

Die Einführung des alten Chors ist allerdings unmöglich, die Mekernisirung, welche Schiller einmal versucht hat, durfte trotz der Fülle von poetischer Schönheit, welche in den Chören der Braut von Messina entzückt, keine Nachahmung finden; aber zwischen den Hauptspielern und einer größern Anzahl von Nebenfiguren ist noch ein dramatisch bewegtes Zusammenspiel denkbar, welches den Einzelnen der Menge sowohl verbindet als gegenüberstellt. Nicht nur kurze Rufe, auch Reden, welche mehre Verse umfassen, erhalten durch das Zusammensprechen mit eingehaltenem Tonfall und Tempo Wucht und Energie, eine gesteigerte Kraft. Da wir auch bei Volksscenen den Vers nicht aufgeben wollen, wird schon dadurch eine andre Behandlung des Haufen gebeten. Der Dichter wird bei dieser Einführung der Menge in Stand gesetzt, ihr einen würdigern Antheil an der Handlung zu geben, er wird in dem Wechsel zwischen einzelnen Stimmen, dem Trio oder Vierklang und der Gesammtheit, zwischen charakteristischem hohem Tenor und kräftigem Baßorgan, zahlreiche Nuancen, Steigerung und Färbung hervorzubringen vermögen. Bei solchem Zusammensprechen größerer Massen hat er darauf

zu achten, daß der Sinn der Sätze auch der Wucht und Energie des Ausdrucks wohl entſpreche, daß die Worte leicht verſtändlich und ohne phoniſchen Mißlaut ſeien, daß ſich die einzelnen Satztheile gut von einander abheben.

Es iſt wahr, daß dieſe Behandlung in Gefahr ſetzt, an Stelle des mannigfaltigen und bewegten Lebens in der Menge ein conventionelles zu ſetzen, den Ausdruck der Volksſtimmungen zu ſymboliſiren. Vergleichen wird der Dichter dadurch vermeiden, daß er ſeine Kunſt verſteckt und durch Abwechſelung im Gebrauch dieſer techniſchen Mittel Mannigfaltigkeit hervorbringt. Solche Einrichtung eignet ſich aber nicht nur für lebhafte Debatte und Erörterungen, ſie iſt für jede Stimmung, welche in einer verſammelten Menge aufbraust, zu gebrauchen. Auf unſeren Bühnen wird bis jetzt das Einſtudiren des Zuſammenſprechens in der Regel unverantwortlich vernachläſſigt, es iſt nichts als ein ſchwer verſtändliches Geſchrei. Der Dichter wird deshalb wohlthun, in ſeinen Bühnenexemplaren genau die Stimmengruppen zu unterſcheiden. Vor ſolcher Bezeichnung muß er ſelbſt die Wirkungen deutlich vorausgefühlt haben.

Die Gefechte ſind auf der modernen Bühne übel berüchtigt und werden von dem vorſichtigen Dichter womöglich vermieden. Urſache iſt wieder, daß unſre Bühnen Vergleichen ſchlecht machen. Shakeſpeare hatte eine unleugbare Vorliebe für ſolche Evolutionen, er hat ſie noch in ſeinen ſpätern Stücken durchaus nicht beſchränkt. Und obgleich er ſelbſt gelegentlich mit geringer Achtung von den Mitteln ſpricht, durch welche Scenen auf ſeinem Theater dargeſtellt wurden, ſo iſt man doch berechtigt anzunehmen, daß er ſie ſorgfältiger fern gehalten hätte, wenn ſie nicht ſeinen Zuſchauern angenehm geweſen wären. Solcher Eindruck war aber bei einem waffenfreudigen Volke, welches alle kriegeriſchen Leibesübungen noch mit Leidenſchaft trieb, nur möglich, wenn dabei eine gewiſſe Kunſt und Technik zu Tage kam, und wenn das bei ſolchen Scenen unvermeidliche Conven-

tionelle nicht den Eindruck des Kläglichen machte. Scenen, wie das Gefecht des Coriolanus und Aufidius, des Macbeth und Macduff, die Kampfscenen in Richard III. und Julius Cäsar sind so wichtig und bedeutsam, daß man sieht, wie sicher Shakespeare ihren Wirkungen vertraute. In neuester Zeit hat man diese kriegerischen Effecte auf der englischen Bühne wieder mit unkünstlerischem Raffinement herausgeputzt und die Zuschauer nur zu viel damit beschäftigt. Wenn in Deutschland jetzt zu wenig dafür geschieht, so ist für den Dichter kein Grund, sich ängstlich davon fern zu halten. Es sind Hülfswirkungen, die ihm wohl einmal gute Dienste leisten können. Er soll sich selbst ein wenig kümmern, wie dergleichen gut eingerichtet werden kann, und darauf achten, daß die Bühnen ihre Schuldigkeit thun.

Viertes Kapitel.

Die Charaktere.

1.

Die Völker und Dichter.

Die Bildung der dramatischen Charaktere bei den Germanen zeigt deutlicher, als der Bau ihrer Handlung, den großen Fortschritt, welchen das Menschengeschlecht von dem Erscheinen der dramatischen Kunst bei den Griechen gemacht hat. Sowohl die Anlage unserer Völker als ihre Stellung über den Jahrtausenden einer verschütteten Welt und die dadurch gebotene Ausbildung des historischen Sinns erklären diese Verschiedenheit. Seit dem Drama der Germanen die Aufgabe wurde, durch Poesie und Schauspielkunst auf der Bühne den Schein eines individuellen Lebens bis zur Täuschung genau darzustellen, hat die Schilderung der Charaktere eine Bedeutung für die Kunst gewonnen, welche sie in der antiken Welt nicht hatte.

Die poetische Kraft des dramatischen Dichters erweist sich am unmittelbarsten in Erfindung der Charaktere. Beim Aufbau der Handlung, der Einrichtung für die Bühne helfen andere Eigenschaften, eine sichere Bildung, ein männlicher Zug in der eigenen Natur, gute Schule und Erfahrung; wo aber die Fähigkeit, zu charakterisiren, gering ist, wird vielleicht ein bühnenge-

eines Charakters wird nur dadurch erreicht, daß die Selbstthätigkeit des empfangenden Publikums dem Schaffenden hilfreich und kräftig entgegenkommt. — Alſo was Dichter und Schauſpieler in der That geben, ſind an ſich einzelne Striche, aber durch ſie vermag ein ſcheinbar reich ausgeſtattetes Bild, in welchem wir eine Fülle von charakteriſtiſchem Leben empfinden, herauszuwachſen, weil Dichter und Schauſpieler die erregte Phantaſie des Hörers zwingen, ſelbſtthätig, ſelbſtſchöpferiſch mitzuarbeiten.

Die Methode der dramatiſchen Charakterbildung durch die Dichter zeigt die größte Mannigfaltigkeit. Sie iſt zunächſt nach Zeiten und Völkern verſchieden. Sehr verſchieden bei Romanen und Germanen. Das Behagen am charakteriſirenden Detail iſt von je bei den Germanen größer geweſen, bei den Romanen größer die Freude an der zweckvollen Gebundenheit der Individuen durch eine kunſtvoll verſchlungene Handlung. Tiefer faßt der Deutſche ſeine Kunſtgebilde, ein reicheres inneres Leben ſucht er an ihnen zur Darſtellung zu bringen, das Eigenthümliche, ja Abſonderliche hat für ihn großen Reiz, ihm iſt Genuß, in das Beſchränkte und Beſondere etwas von der feuerſprühenden Gewalt des allgemein Menſchlichen hinein zu legen und auch das Zufällige und Kleine dadurch zu verklären. Der Romane aber empfindet das Beſchränkte des Einzelnen vorzugsweiſe vom Standpunkt der Convenienz und Zweckmäßigkeit, er macht die Geſellſchaft, nicht wie der Deutſche das innere Leben des Individuums, zum Mittelpunkt, ihn freut es, fertige Perſonen, oft nur mit flüchtigem Umriß der Charaktere, einander gegenüber zu ſtellen; ihre verſchiedenen Tendenzen ſind es, wodurch ſie im Gegenſatz zu einander intereſſant werden. Auch da, wo detaillirte Darſtellung eines Charakters, wie bei Moliere, die beſondere Aufgabe iſt, und wo das Detail der Charakteriſtik hohe Bewunderung abnöthigt, ſind dieſe Charaktere, der Geizige, der Heuchler, meiſt innerlich fertig, ſie präſentiren ſich mit

einer zuletzt ermüdenden Eintönigkeit in verschiedenen gesellschaftlichen Beziehungen, sie werden trotz der Vortrefflichkeit der Zeichnung unsrer Bühne immer fremder werden, weil ihnen, die ganz auf Darstellung des Charakteristischen angelegt sind, das höchste dramatische Leben fehlt, das Werden des Charakters. Wir wollen bei jedem Stoff sehen, wie einer geizig wird, nicht wie er es ist.

Was also dem Germanen die Seele füllt, einen Stoff lieb macht und zur Produktion reizt, ist vorzugsweise die originelle Charakterbewegung der Hauptfiguren, ihm gehen in schaffender Seele leicht zuerst die Charaktere auf, zu diesen erfindet er die Handlung, aus ihnen strahlt Farbe, Licht und Wärme auf die Nebenfiguren; den Romanen lockt stärker die interessante Verbindung der Handlung, die Unterordnung des Individuums unter den Zwang des Ganzen, die Spannung, die Situationen. Alt ist dieser Gegensatz, er dauert bis zur Gegenwart. Dem Deutschen wird es schwerer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung zu construiren, dem Romanen verschlingen sich leicht und graziös die Fäden derselben zu einem kunstvollen Gewebe. Diese Eigenthümlichkeit bedingt auch einen Unterschied in der Fruchtbarkeit und in dem Werthe der Dramen. Die Literatur der Romanen hat nichts, was sie den höchsten Leistungen des germanischen Geistes an die Seite setzen kann; aber den schwächern Talenten unseres Volkes gedeiht bei ihrer Anlage häufig kein brauchbares Theaterstück. Einzelne Scenen, einzelne Personen erwärmen und fesseln, dem Ganzen fehlt die andere, interessante, spannende Ausführung. Den Fremden gelingt das Mittelgut besser, auch da, wo weder Ideen noch Charaktere Anspruch auf dichterischen Werth haben, unterhält sich die kluge Erfindung der Intrigue, die energische Verbindung der Personen zu bewegtem Leben. Während bei den Germanen jenes höchste Dramatische das Durcharbeiten der Empfindung in der Seele bis zur That seltener, aber dann mit

unwiderſtehlicher Kraft und Schönheit ſich ausprägt, iſt bei den Romanen weit häufiger und fruchtbarer die zweite Eigenſchaft des dramatiſchen Schaffens: das Spiel der Gegenſätze, die effektvolle Darſtellung des Kampfes, welchen die Umgebung des Helden gegen die Beſchränktheiten deſſelben führt.

Ferner aber iſt bei jedem einzelnen Dichter die Art des Charakteriſirens eine verſchiedene, ſehr verſchieden ſein Reichthum an Geſtalten, ebenſo die Art, wie er ihr Weſen dem Publikum darlegt. Auch hier iſt Shakeſpeare, der reichſte und tiefſte der Schaffenden, nicht ohne eine Eigenthümlichkeit, welche uns zuweilen in Verwirrung ſetzt. Wir ſind geneigt, anzunehmen, und wiſſen aus vielen Nachrichten, daß ſein Publikum nicht vorzugsweiſe aus den Scharfſinnigen und Gebildeten Altenglands beſtand, wir ſind alſo berechtigt, vorauszuſetzen, daß er ſeinen Charakteren ein einfaches Gewebe geben und ihre Stellung zu der Idee des Dramas nach allen Seiten hin genau expeniren werde. Das geſchieht nicht immer. Zwar bleibt der Hörer bei den Hauptheldeu Shakeſpeare's nie über die Motive ihres Handelns im Irrthum, ja die volle Größe ſeiner Dichterkraft kommt grade dadurch zur Erſcheinung, daß er in den Hauptcharakteren die Proceſſe der Seele von der erſten aufſteigenden Empfindung bis zum Höhenpunkte der Leidenſchaft mit dämoniſcher Kraft und Wahrheit auszudrücken weiß, wie kein Anderer. Auch die vorwärts treibenden Gegenſpieler ſeiner Dramen, z. B. Jago, Shylock, verfehlen nicht, das Publikum zu Vertrauten ihres Wollens zu machen. Und wol darf man ſagen, daß die Charaktere Shakeſpeare's, deren Leidenſchaft doch die höchſten Wellen ſchlägt, zugleich mehr als die Gebilde irgend eines andern Dichters geſtatten, tief hinab in ihr Innerſtes zu blicken. Aber dieſe Tiefe iſt für die Augen des darſtellenden Künſtlers wie die des Hörers zuweilen unergründlich, und ſeine Charaktere ſind in ihrem letzten Grunde durchaus nicht immer ſo durchſichtig und einfach, wie ſie flüchtigen Augen erſcheinen, ja mehre von ihnen haben etwas beſonders Räthſelhaftes und ſchwer Verſtändliches,

welches ewig zur Deutung lockt und doch niemals ganz erfaßt werden kann.

Nicht nur solche, wie Hamlet, Richard III., Jago, in denen besonderer Tiefsinn oder ein nicht leicht verständlicher Grundzug des Wesens und einzelne wirkliche oder scheinbare Widersprüche auffallen, auch solche Charaktere, welche bei oberflächlicher Betrachtung die gradlinige Straße bühnengemäß dahinschreiten.

Man vergleiche die Urtheile, welche in Deutschland seit etwa hundert Jahren über die Charaktere des Julius Cäsar abgegeben worden sind, oder die freudige Beistimmung, mit welcher unsere Zeitgenossen die edlen Wirkungen dieses Stückes aufnehmen. Der warmherzigen Jugend ist Brutus der edle patriotische Held; ein ehrlicher Erklärer aus dem Gelehrtenzimmer sieht in Cäsar den großen, festen, feueräugen Charakter; ein Politiker vom Fach freut sich der ironischen rücksichtslosen Strenge, womit der Dichter von der Einleitung an seinen Brutus und Cassius als unpraktische Thoren, ihre Verschwörung als ein kopfloses Abreagiren unfähiger Aristokraten behandelt hat. Der Schauspieler vom Beruf endlich findet in demselben Cäsar, den ihm sein Erklärer derart als Ideal eines Machthabers geschildert hat, einen innerlich bis zum Tode erkrankten Helden, eine Seele, in welcher bereits der Cäsarenwahnsinn das kräftige Gefüge des Geistes zerfressen hat. Wer hat Recht? Jeder von ihnen. Und doch hat Jeder auch die Empfindung, daß die Charaktere durchaus nicht aus ungehörigen Elementen gemischt, künstlich zusammengefügt, oder irgendwie unwahr sind. Jeder von ihnen fühlt deutlich, daß sie vortrefflich geschaffen, auf der Bühne höchst wirksam leben, am meisten der Schauspieler selbst, wenn ihm auch das Geheimniß der Charakteristik Shakespeare's nicht verständlich würde. Wenn er aber dies Geheimniß erkennt, so wird er mit einer Ehrfurcht darauf blicken, die ebenso groß sein mag, als jene Pietät der Griechen, welche dem Genius des Sophokles einen Altar stiftete.

Denn Shakespeare's Methode der Charakterbildung stellt

in ungewöhnlicher Größe und Vollkommenheit dar, was dem Schaffen der Germanen überhaupt eigen ist gegenüber der antiken Welt und gegenüber den Kulturvölkern, welche nicht mit deutschem Leben durchsetzt sind. Dies Germanische aber ist die Fülle und liebevolle Wärme, welche jede einzelne Gestalt zwar genau nach den Bedürfnissen des einzelnen Kunstwerks formt, aber das ganze außerhalb des Stückes liegende Leben derselben mit der höchsten Unbefangenheit betrachtet und mit herzlicher Wärme in seiner Besonderheit sowohl, als nach seinem allgemein menschlichen Inhalt erfaßt. Während der Deutsche mit innigstem Behagen die Bilder der Wirklichkeit mit den bunten Fäden der spinnenden Phantasie überzieht, empfindet er die wirklichen Grundlagen seiner Charaktere, das reale Gegenbild mit menschenfreundlicher Achtung und mit dem genauesten Verständniß seines gesammten Inhalts. Der Tiefsinn, die liebevolle Hingabe an das Individuelle und wieder die hohe Freiheit, welche mit dem Bilde wie mit einem lieben Freunde zweckvoll verkehrt, haben seit alter Zeit den Charakteren der deutschen Kunst einen besonders reichen Inhalt gegeben. Es ist in ihnen ein Reichthum des Details, Rundung und Vielseitigkeit, welche die Einfachheit, wie sie dramatischen Charakteren nothwendig ist, nicht aufhebt, sondern die Wirkungen derselben unendlich steigert. Brutus ist ein hochsinniger Mann, aber er ist als Aristokrat in Genuß erzogen, er ist gewöhnt, zu lesen und zu denken, er hat den Enthusiasmus, Großes zu wagen, nicht die Umsicht und Klugheit, es durchzuführen. Cäsar ist ein majestätischer Held, der ein siegvolles großes Leben durchgesetzt und seinen eigenen Werth in einer Zeit des Egoismus und anspruchsvoller Schwäche erprobt hat; aber mit der hohen Stellung, die er sich über den Köpfen seiner Zeitgenossen gegeben hat, ist die Großmannssucht in ihn gekommen, Schauspielerei und heimliche Furcht; der feste Mann, der sein Leben hundertmal gewagt hat, und nichts mehr fürchtet, als den Schein der Furcht, ist insgeheim abergläubisch, bestimmbar, der Einwirkung schwacher Menschen

ausgeſetzt. Der Dichter verbirgt das nicht, er ſagt an jeder Stelle das Nöthige, dies Weſen zu erklären, aber er ſagt das kurz wie abſichtslos, weil auch ihm nicht durch kühle Berechnung das Weſen des Mannes deutlich geworden iſt, ſondern mit Naturgewalt aus allen dieſen Vorausſetzungen aufgeſtiegen. Er hat dieſe und noch viele andere Wandlungen ſeines Cäſar lebhaft durchempfunden und er hat das Reſultat derſelben dargeſtellt.

Dem Bewunderer Shakeſpeare's aber macht dieſe Größe der poetiſchen Intuition bald hier, bald da Schwierigkeiten. Im erſten Theil des Cäſar z. B. tritt Caska kräftig in den Vordergrund; in der ſinkenden Handlung des Stückes erfährt man kein Wort über ihn; er und die andern Mitverſchwornen ſind dem Dichter offenbar weit gleichgültiger, als dem Hörer. Wer näher zuſieht, findet wohl den Grund und begreift, daß der Dichter dieſe Geſtalt, welche er ſo wohlwollend ſchildert, zugleich ſouverain bei Seite wirft: ja der Dichter ſagt das ſogar dem Hörer; mit dem Urtheil, welches Brutus und Caſſius über den Caska fällen, iſt der Mann für ihn und das Stück nur ein nebenſächliches Werkzeug geworden.

Auch nach anderer Richtung macht es der große Dichter uns nicht leicht. In vielen Nebenrollen ſteht er auffallend ſchweigſam, mit einfachen Strichen bewegt er ſie in ihrer Befangenheit vorwärts, das Verſtändniß ihres Weſens, das wir angelegentlich ſuchen, bleibt zuletzt nicht zweifelhaft, es wird aber nur klar aus Reflexen, welche von außen auf ſie fallen. So ſind z. B. die Gemüthswandlungen der Anna (aus Richard III. in der berühmten Sterbeſcene an der Bahre) in einer Weiſe gedeckt, welche kein anderer Dichter wagen dürfte, und die ohnedies knappe Rolle wird dadurch eine der ſchwerſten. Aehnliches gilt von vielen Geſtalten, welche aus Böſe und Gut gemiſcht, als Helfer einer Handlung auftreten. Bei ſolchen Nebenrollen überläßt er dem Schauſpieler Vieles: durch die Aufführung vermag der Künſtler manche ſcheinbare und wirk-

liche Härten in neue Schönheiten zu verwandeln. Ja manchmal hat man die Empfindung, daß er deshalb sparsam in charakteristischen Zügen war, weil er für bestimmte Schauspieler schrieb, deren Persönlichkeit vorzugsweise gemacht war, die Rolle zu ergänzen. In andern Fällen sieht man deutlich einen Mann, der mehr als andere dramatische Schriftsteller, als Schauspieler und Zuschauer gewöhnt ist, die Menschen in der vornehmen Gesellschaft zu betrachten, und der hinter den Formen guter Sitte die charakteristischen Beschränktheiten zu verdecken und durchzulassen versteht; so ist der größte Theil seiner Hofleute gebildet. Durch solche Schweigsamkeit, durch schroffe Uebergänge, scheinbare Lücken muthet er dem Schauspieler mehr zu, als jeder Andere; zuweilen sind seine Worte nur wie der punktirte Grund einer Stickerei, wenig ist herausgebildet, aber alles liegt darin, genau angedeutet und zweckmäßig für die höchsten Wirkungen der Bühne empfunden; dann erblickt der Zuschauer überrascht bei guter Darstellung ein reiches rundes Leben, wo er beim Lesen über eine Fläche hinwegsah. — Selten begegnet dem Dichter, daß er in der That zu wenig für einen Charakter thut: so tritt die kleine Rolle der Cordelia auch bei guter Darstellung nicht in das richtige Verhältniß, welches sie im Stück haben sollte. Manches in den Charakteren erscheint uns allerdings fremdartig und eines Commentars bedürftig, was den Zeitgenossen sehr durchsichtig und schnell verständlich war, als ein Abbild ihres Lebens und ihrer Bildung.

Das Größte dieses Dichters aber ist, wie bereits früher gesagt wurde, die ungeheure treibende Kraft, welche in seinen Hauptcharakteren arbeitet. Unwiderstehlich ist die Gewalt, mit welcher sie ihrem Schicksal entgegen, bis zu dem Höhenpunkt des Dramas aufwärts stürmen, in allen ein markiges Leben und starke Energie, nicht nur der Leidenschaft, auch des Willens. Nur sind sie auf der Höhe angelangt, von welcher ab die Starken durch übermächtige Gewalten abwärts gezogen werden, hat die

Spannung ſich in einem verhängnißvollen Thun für den Augenblick gelöſt, dann kommen in mehren Stücken ausgeführte Situationen und Detailſchilderungen, das Größte, was die neuere Poeſie des Dramas hervorgebracht hat. Die Feld- und Bankettſcene im Macbeth, die Brautnacht in Romeo und Julia, das Hüttengericht im Lear, der Beſuch bei der Mutter im Hamlet, Coriolans am Altar des Auffidius ſind Beiſpiele. Zuweilen ſcheint, wie geſagt wurde, von dieſem Momente ab das Intereſſe des Dichters an den Charakteren geringer zu werden, ſelbſt im Hamlet, in welchem die Kirchhofſcene — wie berühmt ihre Reflexionen auch ſind — und der Schluß gegen die Spannung der erſten Hälfte abfallen. Beim Coriolanus freilich liegen die beiden ſchönſten Scenen in der zweiten Hälfte des Stückes, ebenſo im Othello die gehaltigſten; das letztere Stück hat aber bekanntlich andere techniſche Beſonderheiten.

Wenn Shakeſpeare's Art zu charakteriſiren ſchon für die Schauſpieler ſeiner Zeit zuweilen dunkel und ſchwer war, ſo iſt natürlich, daß wir ſeine Eigenthümlichkeiten ſehr lebhaft empfinden. Denn kein größerer Gegenſatz iſt denkbar, als die Behandlung der Charaktere bei ihm und bei den tragiſchen Dichtern der Deutſchen: Leſſing, Goethe, Schiller. Wenn wir bei Shakeſpeare durch die Verſchloſſenheit mancher Nebencharaktere daran erinnert werden, daß er der epiſchen Zeit des Mittelalters noch nahe ſtand, ſo haben unſere dramatiſchen Charaktere bis zum Ueberfluß die Eigenſchaften einer lyriſchen Bildungsperiode, eine fortlaufende, breite und behagliche Darſtellung innerer Zuſtände, über welche die Individuen mit einer zuweilen unheimlichen Selbſtbeobachtung reflektiren, dazu Sentenzen, welche den jedesmaligen Standpunkt des Charakters zu der ſittlichen Ordnung unzweifelhaft deutlich machen. Bei den Deutſchen iſt nichts Dunkles und, Kleiſt ausgenommen, wenig Gewaltſames.

Von den großen Dichtern der Deutſchen hat Leſſing am erſten verſtanden, ſeine Charaktere in dem Willensſchlage heftiger

dramatischer Bewegung darzustellen. Unter den Kunstgenossen wird die poetische Kraft des Einzelnen zumeist nach seinen Charakteren geschätzt, und grade im Charakterisiren ist Lessing groß und bewundernswerth; der Reichthum an Detail, die Wirkung schlagender Lebensäußerungen, welche sowohl durch Schönheit als Wahrheit überraschen, ist bei ihm in dem beschränkten Kreise seiner tragischen Figuren größer, als bei Goethe, unmittelbarer als bei Schiller. Die Zahl seiner dramatischen Grundformen ist nicht groß; um das zärtliche, edle, entschlossene Mädchen Sara, Emilia, Minna, Recha und ihren schwankenden Liebhabern Melfort, Prinz, Tellheim, Templer gruppiren sich die dienenden Vertrauten, der würdige Vater, die Buhlerin, der Intrigant, alle nach den Fächern der damaligen Schauspielertruppen geschnieden. Und doch grade in diesem Kreise ist die Virtuosität in den Variationen bewunderungswürdig, jede Nuance und Umformung des ursprünglichen Bildes zeigt neue Schönheiten, einen höhern Reiz. Er ist ein Meister in der Darstellung solcher Leidenschaften, wie sie sich in einem bürgerlichen Leben äußerten, wo das heiße Ringen nach Schönheit und Adel der Seele so wunderlich neben rohem Egoismus stand. Und wie bequem ist Alles auch für den Schauspieler empfunden, keiner hat ihm so aus der Seele gearbeitet, ja Einzelnes, was bei der Lectüre zu unruhig und zu theatralisch aufgeregt scheint, tritt erst durch die Darstellung in ein gutes Verhältniß.

Nur in einzelnen Momenten macht seine feine Dialektik der Leidenschaft nicht den Eindruck der Wahrheit, weil er sie zu fein zuspitzt und einem Behagen an haarspaltender Controverse nachgibt, an wenigen Stellen breitet sich auch bei ihm die Reflexion da, wo sie nicht hingehört, und zuweilen ist mitten in der tief poetischen Erfindung ein künstlicher Zug, welcher als zu raffinirt hereingetragen erkältet, statt den Eindruck zu verstärken. Lehrreich ist dafür, außer Mehrem im Nathan, in Sara Sampson Akt III, Scene 3, die Stelle, in welcher Sara leiden-

ſchaftlich darüber disputirt, ob ſie den Brief ihres Vaters annehmen ſoll. Der Zug iſt höchſtens als kurzes Detail der Charakteriſtik zu benutzen, auch dafür discret zu behandeln, in der breiten Ausführung wird er unleidlich.

Noch lange werden Leſſing's Stücke die hohe Schule des deutſchen Darſtellers ſein und die Pietät der Künſtler wird ſie auch dann noch auf unſerm Theater bewahren, wenn einſt eine männlichere Bildung das Publikum empfindlicher machen wird gegen die Schwäche der Umkehr und Kataſtrophe in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Denn darin irrte noch der kräftige Mann, daß heftige Leidenſchaft hinreiche, den poetiſchen Charakter zum dramatiſchen zu machen, während es viel mehr auf das Verhältniß ankommt, in welchem die Leidenſchaft zur Willenskraft ſteht. Seine Leidenſchaft ſchafft Leiden und erregt im Zuſchauer zuweilen ein abweiſendes Mitleid. Noch ſchwanken ſeine Hauptperſonen — und dies iſt nicht ſeine Signatur, ſondern die der Zeit, — durch ſtürmiſche Bewegung hin und hergetrieben, und wo ſie zu verhängnißvoller That kommen, fehlt dieſer zuweilen die höchſte Nothwendigkeit. Die tragiſche Entwickelung in Miß Sara Sampſon beruht darauf, daß Melfort die Nichtswürdigkeit begeht, ſeiner frühern Geliebten ein Rendezvous mit Miß Sara zu vermitteln, in Emilia Galotti wird die Jungfrau vom Vater aus Vorſicht erſtochen.

Denn die Feinheit und der Adel, mit welchen die Perſonen bei den Dichtern des vorigen Jahrhunderts ihre Seelenſtimmungen ausdrücken, iſt nicht begleitet von einer entſprechenden Virtuoſität im Handeln, nur zu häufig empfindet man eine Zeit, in welcher der Charakter auch der Beſten nicht feſt gezogen und zu Metall gehärtet war durch eine ſtarke öffentliche Meinung, durch den ſicheren Inhalt, welchen das politiſche Leben im Staate dem Manne giebt. Willkür in den ſittlichen Geſichtspunkten und nervöſe Unſicherheit ſtören auch genialer Kraft die höchſten Kunſtwirkungen. Das iſt den Dramen Goethe's oft vorgeworfen wor-

den, hier sei nur der Fortschritt angedeutet, welcher durch ihn und Schiller in den dramatischen Wirkungen eingeführt wurde.

Goethe ist in dem charakterisirenden Detail seiner Personen nicht reichlicher als Lessing, — Weislingen, Clavigo, Egmont sind sogar dramatisch dürftiger als Melfort, Prinz, Tellheim — seine Figuren haben nichts von dem heftig pulsirenden Leben, dem Unruhigen, ja Fieberhaften, welches in den Bewegungen der Charaktere Lessings zittert, nichts Gewaltsames, nichts Gekünsteltes beunruhigt, die unverwüstliche Grazie seines Genies adelt auch noch das Verfehlte. Aber erst Goethe und Schiller haben den Deutschen das historische Drama aufgeschlossen, den höheren Styl in Behandlung der Charaktere, welcher für große magische Wirkungen unentbehrlich ist, wenn auch Goethe diese Wirkung nicht vorzugsweise durch Energie die Charaktere, noch durch die Handlung erreichte, sondern durch die unübertreffliche Schönheit und Erhabenheit, mit welcher er das innere Leben seiner Helden in Worten ausklingen läßt. Da besonders, wo aus seinen dramatischen Personen die herzliche Innigkeit lyrischer Empfindung durchtönen durfte, zeigt sich gerade in kleinen Zügen ein Zauber der Poesie, den kein Deutscher sonst auch nur annähernd erreicht hat. So wirkt die Rolle des Gretchen.

Es ist nicht zufällig, daß solche höchste Schönheit in Goethes Frauencharakteren wirksam wird; die Männer treiben zum großen Theil nicht vorwärts, sie werden getrieben, ja sie beanspruchen zuweilen ein Interesse, das sie sich auf der Bühne nicht verdienen, und erscheinen fast wie werthe Freunde des Dichters selbst, deren gute Eigenschaften nur ihm bekannt sind, während sie in der Gesellschaft, zu welcher er sie geladen hat, nicht ihre starke Seite hervorkehren. Auch was den Faust zu unserem größten Dichterwerk macht, ist nicht die Fülle des dramatischen Lebens, am wenigsten in Faust selbst. Wenn aber die treibende Kraft seiner Helden nicht stark genug ist, um erhabene Wirkungen, gewaltige Conflicte möglich zu machen, so ist die dramatische Bewegung

derſelben in einzelnen Scenen doch knapp, weiſe und höchſt bühnengerecht, namentlich iſt die Compoſition ſeiner Dialoge bewundernswerth. Denn es ſind die Scenen, welche zwiſchen zwei Perſonen verlaufen, das Schönſte in den Dramen Goethe's: Leſſing weiß auch drei Charaktere in leidenſchaftlichem Gegenſpiel mit höchſter Wirkung zu beſchäftigen; Schiller aber beherrſcht ſouverän eine große Zahl auf der Bühne.

Die Methode der Charakterentwicklung iſt bei Schiller in der Jugend ſehr anders, als in den Jahren ſeiner Reife. Es iſt ein großer Fortſchritt, aber er iſt auch nicht ganz ohne Einbuße. Von der Empfindungsweiſe ſchöner Seelen, welche er in den Räubern ins Ungeheuerliche, ſpäter ins Heldenhafte erhob, bis zu einer, dem Shakeſpeare ähnlichen feſten Geſchloſſenheit der Charaktere im Demetrius, welche Umwandlung!

Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Pracht und Adel der Charaktere Schiller's die deutſche Bühne beherrſcht, und lange haben die ſchwachen Nachahmer ſeines Stils nicht verſtanden, daß die Fülle ſeiner Diction nur deshalb ſo große Wirkungen hervorbrachte, weil unter ihr ein Reichthum von dramatiſchem Detail, wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt. Das kräftige Leben der Perſonen iſt bereits in ſeinen erſten Stücken ſehr auffallend, ja es hat in Kabale und Liebe ſo bedeutenden Ausdruck gewonnen, daß nach dieſer Richtung in den ſpäteren Werken nicht immer ein Fortſchritt ſichtbar wird. Dem Verſe und höheren Stil hat er wenigſtens die markige Kürze, den bühnengemäßen Ausdruck der Leidenſchaft, manche Rückſicht auf die Darſteller nachgeſetzt. Immer voller und beredter wurde ihm der Ausdruck der Empfindungen durch die Sprache.

Auch ſeine Charaktere — am meiſten die reichlich ausgeführten — haben jene charakteriſtiſche Eigenſchaft ſeiner Zeit, ihr Denken und Empfinden dem Hörer in jedem Moment der Handlung eindringlich zu berichten. Und ſie thun es in der Weiſe hochgebildeter und beſchaulicher Naturen, denn an die leiden-

ſchaftlichſte Empfindung hängt ſich ihnen ſofort ein ſchönes, oft ausgeführtes Bild, und der Stimmung, welche ſo aus ihrem Innern herausklingt, folgt eine Reflexion — wie wir alle wiſſen, oft von hoher Schönheit —, durch welche die ſittlichen Grundlagen des aufgeregten Gefühls klar gemacht werden, und die Befangenheit der Situation in einer Erhebung auf höheren Standpunkt wenigſtens für Augenblicke aufgehoben erſcheint. Es iſt offenbar, daß ſolche Methode des dramatiſchen Schaffens der Darſtellung ſtarker Leidenſchaften im Allgemeinen nicht günſtig iſt, und ſie wird ſicher in irgend einer Zukunft unſeren Nachkommen höchſt ſeltſam erſcheinen; aber ebenſo ſicher iſt, daß ſie die Methode zu empfinden, welche den gebildeten Deutſchen am Ende des vorigen Jahrhunderts eigenthümlich war, ſo vollſtändig wiedergiebt, wie keine andere Poeſie, und daß gerade darauf ein Theil der großen Wirkung beruht, welche Schiller's Dramen noch jetzt auf das Volk ausüben. Allerdings nur ein Theil, denn die Größe des Dichters liegt gerade darin, daß er, welcher ſeinen Charakteren auch in bewegten Momenten ſo viele Ruhepunkte zumuthet, dieſelben doch in höchſter Spannung zu erhalten weiß; ſie alle haben ein ſtarkes, begeiſtertes, oft rückſichtsloſes inneres Leben, einen Inhalt, für welchen ſie das Aeußerſte wagen. In dieſer Befangenheit machen ſie zuweilen den Eindruck von Nachtwandlern, denen die Störung durch die Außenwelt Verhängniß wird, ſo die Jungfrau, Wallenſtein, Max, Thekla, oder die wenigſtens eines mächtigen Anſtoßes an ihr inneres Leben bedürfen, um zu einer That zu kommen, ſo Tell, ſelbſt Cäſar und Manuel. Deshalb iſt auch die leidenſchaftliche Bewegung der Hauptcharaktere Schiller's im letzten Grunde nicht immer dramatiſch, aber dieſe Unvollkommenheit wird verdeckt durch das reiche Leben und die ſchöne Charakteriſtik, mit welcher er die helfenden Nebenfiguren ausſtattet. Endlich iſt der größte Fortſchritt, welchen die deutſche Kunſt durch ihn gemacht, daß er in gewaltigen tragiſchen Stoffen ſeine Perſonen zu Theilnehmern einer Hand-

lung macht, welche nicht mehr die Beziehungen des Privatlebens, sondern die höchsten Verhältnisse der Menschen, Staat, Glauben, zum Hintergrunde haben. Für junge Dichter und Darsteller freilich wird seine Schönheit und Kraft immer gefährlich sein, weil das innere Leben seiner Charaktere überreichlich in der Rede ausströmt, er thut darin so viel, daß dem Schauspieler manchmal wenig zu schaffen übrig bleibt, seine Dramen bedürfen weniger der Bühne als die eines anderen Dichters.

2.

Die Charaktere im Stoff und auf der Bühne.

Rechte und Pflichten des dramatischen Dichters zwingen ihn während der Arbeit zu einem unablässigen Kampf gegen die Bilder, welche ihm Geschichte, Epos, Wirklichkeit darbieten.

Unleugbar wird dem deutschen Dichter Wärme und Anreiz zum Schaffen häufig zuerst durch die Charaktere gegeben. Solche Methode des Schaffens scheint unvereinbar mit dem alten Grundgesetz für Bildung der Handlungen, daß die Handlung das Erste sein müsse, die Charaktere erst das Zweite. Wenn die Freude am charakteristischen Detail eines Helden den Dichter veranlassen kann, die Handlung dafür erst zusammenzusetzen, so steht doch die Handlung unter der Herrschaft des Charakters und wird durch ihn gebildet, zu ihm erfunden. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Denn der schaffenden Seele geht Wesen und Charakter eines Helden nicht so auf, wie dem Historiker, wenn er am Ende seines Werkes die Resultate eines Lebens zieht, oder wie dem Leser eines Geschichtswerks, der aus den Eindrücken verschiedener Schicksale und Thaten das Bild eines Mannes allmälig in sich ausmalt. Die schöpferische Kraft tritt vielmehr dem Dichter derart in das erwärmte Gemüth, daß sie ihm den Charakter seines Helden in einzelnen Lagen desselben lebendig und reizvoll heraustreibt. Diese Momente, in denen der Charakter lebendig wird, sind bei dem Epiker Situationen, bei dem

dramatischen Talent Aktionen, worin der Held in Bewegung schreitet; sie sind die Grundlage der noch nicht organisirten Handlung, in ihnen liegt bereits die Idee des Stückes, wahrscheinlich noch nicht geklärt und abgeschlossen. Immer aber ist Voraussetzung dieser ersten Anfänge poetischer Arbeit, daß der Charakter unter dem Zwange eines Theilstücks der Handlung lebendig wird. Nur unter solcher Voraussetzung ist eine poetische Erfassung desselben möglich.

Der Idealisirungsprozeß aber beginnt dadurch, daß sich die Umrisse des historischen oder sonstiger werth gewordenen Mannes nach dem Bedürfniß der in der Seele aufgegangenen Situation umbilden. Der Zug des Charakters, welcher den empfundenen Momenten der Handlung nützlich ist, wird zu einem Grundzuge des Wesens, welchem sich alle übrigen Charaktereigenthümlichkeiten als ergänzendes Nebenwerk unterordnen. Gesetzt, dem Dichter erwärme der Charakter Kaiser Karl's V., poetisch vermag er ihn nur zu empfinden, wenn er ihn durch eine bestimmte Aktion durchtreibt. Der Kaiser auf dem Reichstage von Worms, oder wie er dem gefangenen König Franz gegenübersteht, oder in der Scene, in welcher der Landgraf von Hessen zu Halle den Fußfall thut, oder in dem Augenblick, wo er die Nachricht von dem drohenden Ueberfall des Kurfürsten Moritz erhält, wird unter dem Zwange der Situation jedesmal ein weit anderer, er behält vielleicht noch alle Züge des Portraits, aber der Ausdruck wird ein eigenthümlicher, und beherrscht so sehr das ganze Bild, daß es bereits jetzt nicht mehr für ein historisches Portrait gelten könnte. Aber die Umbildung geht rasch weiter. An die erste poetische Anschauung knüpfen sich andere, das erste Theilstück der Handlung schließt andere an sich, es ringt danach, ein Ganzes zu werden, es erhält Anfang und Ende. Und jedes neue Glied der Handlung, welches sich ausbildet, zwingt dem Charakter etwas von der Farbe und den Motiven auf, welche zu seiner Erklärung nothwendig sind. Ist in solcher Weise die Handlung

gerichtet, so ist dem Dichter unter der Hand der wirkliche Charakter nach den Bedürfnissen seiner poetischen Idee völlig umgeformt. Allerdings trägt der Schaffende während dieser ganzen Arbeit die Züge der wirklichen Gestalt wie ein Neben- oder Gegenbild in seiner Seele, er nimmt aus diesem, was er von Detail brauchen kann; aber was er daraus schafft, ist frei nach den Bedürfnissen seiner Handlung herausgehoben und mit eigener Zuthat zu neuer Masse verschmolzen.

Ein auffallendes Beispiel ist der Charakter Wallensteins in Schiller's Trilogie. Es ist kein Zufall, daß die Gestalt des Dichters so sehr verschieden von dem geschichtlichen Bild des kaiserlichen Feldherrn geformt wurde. Die Forderungen der Handlung haben ihm sein Ansehen gegeben. Der Dichter erwärmt sich für den historischen Wallenstein, grade von dem Tode Gustav Adolf's wird dieser interessant. Er hat doch seinen eigenen Willen, er ist Geist mit hohen Plänen, großartiger Egoist, hat unbefangne Auffassung der politischen Lage u. s. w. Nun hatte ein Drama, das seinen Ausgang schildert, die Aufgabe, auf möglichst geringen Voraussetzungen darzustellen, wie sein Held allmälig zum Verräther wird, durch seine eigene Schuld nur unter dem Zwang der Verhältnisse. Schiller sah in sich die Gestalt Wallenstein's auf dem Observatorium (wahrscheinlich die erste Anschauung), dann wie er dem Questenberg, dem Wrangel gegenübertritt, dann wie sich treue Männer von ihm lösen. Das waren die ersten Alienemente. Nun wurde aber bedenklich, daß ein so frevelhaftes Beginnen, wenn es mißlingt, den Helden thatsächlich schwächer, kurzsichtiger, kleiner zeigt als die reagirenden Gewalten. Deshalb mußte, um ihm Größe und Interesse zu bewahren, für seinen Charakter ein leitender Grundzug gefunden werden, welcher ihn steigerte und den Verlockungen zum Verrath gegenüber als selbst thatlos und frei erwies, und der auch erklärte, wie ein bedeutender und überlegener Mann kurzsichtiger werden konnte, als seine Um-

gebung. In dem wirklichen Wallenstein war etwas der Art zu finden: daß er abergläubisch war und auf Astrologie hielt, nicht gerade mehr als andere seiner Zeitgenossen. Dieser Zug konnte poetisch verwerthet werden. Aber als kleines Motiv, als eine Caprice seines Wesens hätte er wenig genützt. Er mußte gesteigert und vergeistigt werden. So entstand das Bild eines tiefsinnigen, inspirirten, gehobenen Mannes, welcher in blutiger Zeit über Menschenleben und Recht dahin schreitet, den Blick unverwandt nach der Höhe gerichtet, wo er die stillen Regenten seines Lebens zu sehen glaubt. Und dasselbe düstre, träumerische Spielen mit unbegreiflichen Größen konnte ihn auch dem Zwang äußerer Verhältnisse gegenüber heben, denn derselbe Grundzug seines Wesens, eine gewisse Neigung zu verwickeltem und verstecktem Spiel, das grübelnde Experimentiren und Versuchen mochte ihn, den scheinbar Freien, allmälig in die Netze des Verraths verstricken. So war eine sehr originelle dramatische Bewegung für sein Inneres gewonnen. Aber dieser Grundzug seines Wesens war im letzten Grunde doch ein irrationales Moment, es fesselte vielleicht, es stellte ihn uns nicht menschlich nahe, es blieb eine große Seltsamkeit. Um tragisch zu wirken, mußte es in Beziehung zu den besten und liebenswerthesten Empfindungen seines Herzens gebracht werden. Daß derselbe Glaube an Offenbarungen unbegreiflicher Mächte dem Helden auch das Freundesverhältniß zu den Piccolomini weiht und daß er nicht hervorgerufen, aber verhängnißvoll gesteigert wird durch sein geheimes Verlangen, zu ehren und zu vertrauen, und daß grade dies Vertrauen auf Menschen, die er sich durch seinen Glauben zutraulich verklärt hat, ihn verderben muß, das führt die fremdartige Gestalt unserem Herzen nahe, giebt der Handlung innere Einheit, dem Charakter die Vertiefung. In solcher Weise haben die ersten gefundenen Situationen und das Verlangen, diese Situationen in einen festen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen zu bringen, und zu einer dramatisch wirksamen Handlung abzurun-

ten, den hiſtoriſchen Charakter Zug um Zug umgeformt. Ebenſo iſt ſein Gegenſpieler Octavio durch den Trieb, ihm einen innerlichen Zuſammenhang mit Wallenſtein zu geben, allerdings auch in Abhängigkeit von dem Charakter deſſelben, geformt worden. Ein kalter Intriguant, der über einem Vertrauenden das Netz zuſammenzieht, hätte nicht genügt, auch er mußte gehoben und dem Hauptheldren gemüthlich nahe geſtellt werden und wenn er als Freund des Getäuſchten aufgefaßt wurde, der — gleichviel aus welchem Pflichtgefühl — den Freund aufgiebt, ſo war es zweckmäßig auch in ſeinem Leben einen Zug zu erfinden, der ihn mit dem Schickſal Wallenſtein's verflicht. Da nun dem finſteren Stoff ohnedies ein wärmeres Leben, hellere Farben, eine Reihe von ſanften und rührenden Gefühlen ſehr noth thaten, fand der Dichter den Max. Das reine argloſe Kind des Lagers wurde das Gegenbild zugleich ſeines Vaters und ſeines Feldherrn. Es kümmerte den Dichter bei dieſer Geſtalt vielleicht zu wenig, daß eine ſo friſche, harmloſe, unbefleckte Natur in einem innerſten Gegenſatz zu dem zügelloſen Soldatenleben ſtand, in dem er aufgewachſen war, wie denn Schiller überhaupt bei dem, was ihm diente, im Motiviren nicht grade ſorgfältig war. Ihm genügte, daß dieſe Geſtalt durch Charakter und Geſchick in einen edlen und dabei ſcharf ſchneidenden Gegenſatz zum Helden und Gegenſpieler treten konnte. Und er hat ihn und die entſprechende Geſtalt ſeiner Geliebten mit einer Vorliebe heraufgeführt, welche ſogar den Bau des Dramas beſtimmte. —

So war es, im Ganzen betrachtet, nicht Laune und nicht ein zufälliger Zug des Dichters, welcher die Charaktere des Wallenſtein und ſeiner Gegenſpieler geformt hat. Allerdings aber ſind dieſe Geſtalten, wie jedes Dichterbild, zugleich gefärbt durch die Perſönlichkeit des Dichters. Und es iſt Schillern eigen, allen ſeinen Helden beſonders ſichtbar die Farben zu geben, mit denen ſein eigenes Innere erfüllt iſt. Und dieſe Farbe, ſo wie die in großen einfachen Linien geſchwungenen Umriſſe empfinden

ir bereits jetzt als seine Eigenthümlichkeit, ein anderer Dichter
ätte schärfere Züge, kräftiges Detail gewonnen. Außerdem die
eitfarbe. Die Virtuosität im Grübeln und Wägen ist bei
allenstein nicht durch entschiedene Energie des Willens balan
rt. Daß er auf die Sprache der Sterne, die zuletzt die seines
genen Herzens ist, lauscht, wäre in der Ordnung. Aber er ist auch
Abhängigkeit von seiner Umgebung dargestellt. Die Gräfin
erzky bestimmt ihn, Max stimmt ihn um nur der Zufall, daß
Frangel verschwunden, verhindert vielleicht einen Umschlag der
reignisse. Sicher war die Unschlüssigkeit Wallenstein's stark
hervorzuheben Absicht des Dichters; aber Schwanken ist auch
n uns ein Uebelstand für jeden Dramenheld nur zu gebrau
en als scharfer Gegensatz zu bewährter Energie.

Wenn aber dieser Prozeß des Ableitens der Charaktere aus
r innern Nothwendigkeit der Handlung hier als ein Resultat
rständiger Reflexion erschien, so ist wohl kaum nöthig zu be
nnen, daß er sich so in der warmen Seele des Dichters nicht
llzieht. Zwar tritt auch dort in vielen Momenten ein kühles
rwägen als Controlle und Ergänzung des schöpferischen Heraus
eibens ein, aber das Schaffen geschieht doch in der Hauptsache
it einer Naturkraft, in welcher dem Dichter unbewußt derselbe
gische Zwang thätig ist, den wir vor dem fertigen Kunstwerk
rch Nachdenken als innewohnendes Gesetz des geistigen Schaf
ns erkennen.

Namentlich vor historischen Charakteren ist dieser Umbil
ungsproceß nach den Verhältnissen der Handlung nicht nur bei
n einzelnen Dichtern verschieden, auch dieselbe Natur steht
cht allen ihren Helden gleich frei und unbefangen gegenüber.
s ist möglich, daß auch einer starken Dichterkraft einmal das
schichtliche Detail eines Lebens aus irgend einem Grunde be
nders lieb wird. Dann erkennt man in dem fertigen Kunst
erk diese Freude noch an einem besonderen Reichthum indivi
neller Züge, welche für die Charakteristik verwerthet sind.

So zeigt Heinrich VIII. von Shakespeare mehr Portraitzüge als irgend eine Heldengestalt seiner Dramen. Allerdings ist auch diese Gestalt in der Hauptsache ganz nach den Bedürfnissen der Handlung umgeformt, und von dem historischen Heinrich VIII. durch eine weite Kluft getrennt: aber das Portraitmäßige der Zeichnung, so wie die zahlreichen Rücksichten, die der Dichter beim Bau der Handlung auf die wirkliche Geschichte nahm, geben doch dem Drama einen fremdartigen Farbenton. Wie zahlreich die kleinen Züge in diesem reich ausgestatteten Charakter sind, er wird schwerlich einem Darsteller als die lohnendste Aufgabe erscheinen.

Aus ähnlichen Gründen ist das Einführen historischer Helden, deren Portrait besonders vollsthümlich geworden ist, wie etwa von Luther und Friedrich dem Großen, besonders schwer. Die Versuchung liegt so nahe, auch solche wesentliche Züge der geschichtlichen Figur, welche für die Handlung des Dramas unwesentlich sind, und deßhalb als zufällig erscheinen, herauszutreiben. Eine Häufung solcher Züge giebt der einzelnen Gestalt mitten unter den frei erfundenen Personen eine abweichende Farbe. Dieser Uebelstand tritt auch dann ein, wenn diesen Charakteren nur eine episodische Stellung im Stück gegeben wird. Der Wunsch, ein möglichst genaues Abbild wirklicher Existenz zu geben, wird gerade dann sehr mächtig; ja auch der Hörer fordert in solchem Falle ein Portrait und ist vielleicht überrascht, wenn die übrigen Charaktere und die Handlung deßhalb weniger wirksam werden, weil er so lebhaft und gefällig an einen werthen Freund aus der Geschichte erinnert wurde.

Nicht ist die Vorschrift gegeben, daß der dramatische Charakter wahr sein müsse, daß nämlich die einzelnen Lebensmomente desselben mit einander in Harmonie stehen und als zusammengehörig empfunden werden, daß ferner der Charakter dem Ganzen der Handlung auch in Beziehung auf Farbe und Costüm genau entspreche. Aber solche Regel wird, so allgemein ausgedrückt,

n modernen Dichter in vielen Fällen keinen Nutzen gewähren,
ihm der Gegensatz zwischen den letzten Bedürfnissen seiner
nst und der historischen, selbst mancher poetischen Wahrheit
eime Schwierigkeiten bereitet.

Allerdings versteht sich, daß auch der Dichter die Ueber
erungen der Geschichte treu bewahren wird, wo sie ihm nützen,
wo sie ihn nicht stören. Denn unsere Zeit, so fortgeschritten
historischer Bildung und in der Kenntniß früherer Cultur
hältnisse, centrollirt auch die historische Bildung ihrer Drama
r. Der Dichter soll sich hüten, zunächst, daß er seinen Helden
l zu wenig von dem Inhalte ihrer Zeit gebe und daß ein
ernes Empfinden der Charaktere dem gebildeten Zuschauer
t im Gegensatz erscheine zu den ihm wol bekannten Befangen
en und Eigenthümlichkeiten des Seelenlebens der alten Zeit.
ingen Dichter verleihen ihren Helden leicht das Verständniß
eigenen Zeit, eine Gewandtheit, über die höchsten Angelegenhei
derselben zu philosophiren, und für ihre Thaten solche Gesichts
kte, wie sie aus modernen historischen Werken geläufig sind.
ist unbequem, einen alten Kaiser des fränkischen oder hohen
fischen Hauses so bewußt, zweckvoll und rationell die Tendenzen
er Zeit ausdrücken zu hören, wie etwa Stenzel und Raumer
dargestellt haben. Nicht weniger gefährlich aber ist die ent
ngesetzte Versuchung, in welche der Dichter durch das Be
en kommt, die Eigenthümlichkeiten der Vergangenheit lebendig
fassen: leicht erscheint ihm dann das Besondere, von unserm
en Abweichende der alten Zeit als das Charakteristische und
alb für seine Kunst Wirksame. Dann ist er in Gefahr, das
ittelbare Interesse, welches wir an dem schnell Verständ
n, allgemein Menschlichen nehmen, zu verdecken, und in
noch größern Gefahr, den Verlauf seiner Handlung aufzu
n auf Absonderlichkeiten jener Vergangenheit, auf Vergäng
, welches in der Kunst den Eindruck des Zufälligen und
ürlichen macht.

Und doch bleibt in einem historischen Stück oft ein unvermeidlicher Gegensatz zwischen den dramatisch zugerichteten Charakteren und der dramatisch zugerichteten Handlung. Es lohnt bei diesem gefährlichen Punkt zu verweilen. Da der moderne Dichter vor historischen Stoffen allerdings die Verpflichtung hat, sorgfältig auf das zu achten, was wir Farbe und Costüm der Zeit nennen, und da nicht nur die Charaktere, sondern auch die Handlung aus entfernter Zeit genommen sind, so wird sicher auch in der Idee des Stückes und der Handlung, in den Motiven, den Situationen, Vieles sein, was nicht nur allgemein menschlich und verständlich ist, sondern außerdem das Besondere und Charakteristische jener Zeit ausprägt. Wo z. B. Königsmord durch ehrgeizige Helden verübt wird, wie in Macbeth oder Richard, wo der Intriguant seine Gegner mit Gift und Dolch angreift, wo die Gattin eines Fürsten ins Wasser gestürzt wird, weil sie ein Bürgerkind ist, in diesen und unzähligen andern Fällen wird die Befangenheit der Individuen aus der dargestellten Begebenheit mehr als aus jeder Lebensäußerung des Charakters sichtbar werden müssen.

Gehören nun aber die Individuen einer Zeit an, welche hier die epische genannt wurde, wo in der Wirklichkeit die Reflexion noch wenig entwickelt, die Abhängigkeit der Einzelnen von dem Beispiele Anderer, von Sitte und Brauch sehr viel größer ist, wo das Innere des Menschen nicht ärmer an starken Gefühlen, aber viel ärmer an der Fähigkeit ist, dieselben durch die Sprache auszudrücken, so werden die Charaktere des Dramas eine solche Befangenheit in der Hauptsache gar nicht darstellen dürfen. Denn da auf der Bühne nicht die Thaten wollen und nicht die schönen Reden, sondern die Darstellung der Gemüthsprocesse, durch welche das Empfinden sich zum Wollen und zur That verdichtet, so müssen die dramatischen Hauptcharaktere einen Grad von innerer Freiheit, eine Bildung und eine Dialektik der Leidenschaft zeigen, welche in innerlichstem

Gegensatze steht zu der thatsächlichen Befangenheit und Naivetät
rer alten Vorbilder in der Wirklichkeit.

Nun würde dem Künstler allerdings leicht verziehen, daß er
ine Gestalten mit einem stärkern und reichern Leben anfüllt,
s sie in Wirklichkeit hatten. Wenn nur nicht dieser reichere
nhalt deßhalb den Eindruck der Unwahrheit machte, weil ein
lne Voraussetzungen der dargestellten Handlung ein so gebilde
s Wesen der Hauptcharaktere gar nicht vertragen. Denn die
andlung, welche doch aus der Geschichte oder Sage entnommen
, und überall den sittlichen Inhalt, den Grad der Bildung,
e Eigenthümlichkeit ihrer Zeit verräth, vermag der Dichter
cht immer ebenso gut mit tieferem Inhalt zu füllen, als den
nzelnen Charakter. Der Dichter kann z. B. einem Orientalen
e feinsten Reflexionen und zartesten Empfindungen süßer Leiden
haft in den Mund legen, und doch den Charakter so färben,
ß er den schönen Schein der Kunstwahrheit erhält; nun aber
acht die Handlung vielleicht nothwendig, daß derselbe Charakter
e Frauen seines Harems säcken lasse oder ein Kopfabschneiden
fehle. Unvermeidlich bricht dann die innere Differenz zwischen
andlung und Charakter auf. Das ist in der That eine Schwierig
t des dramatischen Schaffens, welche zuweilen auch von dem
ößten Talent nicht ganz überwunden werden mag; dann bedarf
aller Kunst, um bei so spröden Stoffen dem Hörer die stille
ifferenz zwischen Stoff und Lebensbedürfniß des Dramas zu
rdecken. . So sind alle Liebesscenen in historischen Stücken
n besonderer Schwierigkeit. Hier, wo wir die unmittelbarsten
änge einer holden Leidenschaft fordern, ist eine harte Aufgabe,
gleicher Zeit die Zeitfarbe zu geben. Am besten gedeiht es dem
ichter noch dann, wenn er, wie Goethe bei Gretchen, in solcher
ituation andere Besonderheiten des Charakters mit starker
rbe malen und bis an die Grenzen des Genre hinabgehen darf.

Der stille Kampf des Dichters mit Voraussetzungen seines
toffes, welche undramatisch und doch nicht wegzuschaffen

nur, findet aber faſt vor jeder Handlung ſtatt, welche aus der Heldenſage oder der älteren Geſchichte genommen iſt.

In den epiſchen Stoffen, welche die Heldenſage der großen Kulturvölker darbietet, iſt die Handlung bereits künſtleriſch zugerichtet, wenn auch nach andern als dramatiſchen Bedürfniſſen. Leben und Schickſale der Helden erſcheinen abgeſchloſſen, durch verhängnißvolle Thaten beſtimmt, in der Regel bildet die Reihenfolge der Begebenheiten, in denen ſie handelnd und leidend erſcheinen, eine längere Kette, aber es iſt wohl möglich, einzelne Glieder derſelben für den Gebrauch des Dramas abzulöſen. Die Geſtalten ſelbſt ſchweben in großen Umriſſen, einzelne charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten derſelben ſind mächtig entwickelt. Sie ſtehen auf den Höhen ihres Volksthums, zeigen Kraft und Größe, ſie erhaben und originell entwickelt, als die ſchöpferiſche Phantaſie des Volkes nur zu erfinden vermochte, die Conflikte ihres Lebens ſind häufig grade ſolche, wie der dramatiſche Dichter ſie ſucht, Liebe und Haß, egoiſtiſches Begehren, Kampf und Untergang.

Solche Stoffe ſind ferner geweiht durch die theuerſten Erinnerungen eines Volkes, ſie waren einſt Stolz, Freude, Unterhaltung von Millionen. Sie ſind nach einer Umbildung durch die ſchöpferiſche Volkskraft, welche Jahrhunderte währte, immer noch biegſam genug, um der Erfindung des dramatiſchen Dichters Vertiefung der Charaktere, ſogar Veränderung im Zuſammenhange der Handlung zu geſtatten. Mehre von ihnen ſind uns in der Ausarbeitung erhalten, welche ihnen im großen Epos zu Theil wurde, die meiſten ſind wenigſtens ihrem Hauptinhalt nach auch unſrer Bildung nicht ganz fremd. Dies Geſagte gilt mehr oder weniger von den großen Sagenkreiſen der Griechen, von den ſagenhaften Traditionen, welche in die älteſte Geſchichte der Römer verwebt ſind, von den Heldenſagen des deutſchen und romaniſchen Mittelalters.

Freilich unterſcheiden ſich die Charaktere der epiſchen Sage

bei näherer Betrachtung sehr von den Personen, wie sie dem Drama nöthig werden. Es ist wahr, die Helden des Homer wie der Nibelungen sind sehr bestimmte Persönlichkeiten. Auch der Blick in das Innere der Menschenseele, in die wogenden Gefühle ist den epischen Dichtern durchaus nicht verwehrt, schon sie leiten aus dem Charakter des Helden nicht selten sein Schicksal her, aus seinen Leidenschaften die verhängnißvollen Thaten, schon in den Dichtungen frühester Zeit ist Kenntniß des Menschenherzens und der gerechte Sinn zu bewundern, welcher das Schicksal des Menschen aus seinen Tugenden, Fehlern und Leidenschaften erklären möchte. Nicht ebenso ausgebildet ist die Fähigkeit, das Detail der innern Prozesse darzustellen. Das Leben der Persönlichkeiten äußert sich in einzelnen angedeuteten haften Zügen, die oft mit überraschender Feinheit empfunden und, was verborgen liegt, die stille Arbeit im Innern, und was auf solche Aktion folgt, die stille Wirkung auf die Seele, wird übergangen oder kurz abgefertigt. Wie sich der Mensch durchschlägt oder untergeht im Kampfe mit stärkern Gewalten, welche gegen ihn stehen, das zu erzählen ist der Hauptreiz, die Beschreibung dessen, was in die Sinne fällt: Zweikampf, Schlacht, Reiseabenteuer. Am lebhaftesten ist der Ausdruck des Gefühls noch da, wo der Mann als ein Leidender sich gegen das Unerträgliche empört, auch hier starrt der Ausdruck noch verhältnißmäßig unlebendig in häufig wiederkehrenden Formeln, als Klage, als Gebet zu den Göttern, vielleicht so, daß der Sprechende seinem Geschick ein anderes gegenüber hält, oder in einem ausgeführten Bilde seine Lage bespiegelt. Immer ist die Rede der Helden einfach, arm, eintönig, mit denselben immer wiederkehrenden Klängen der Empfindung. So die Selbstgespräche des Odysseus und der Penelope in dem Gesicht, in welchem das individuellste Leben noch am reichlichsten und mit dem größten Detail dargestellt ist. Auch wo der innere Zusammenhang der Begebenheiten auf den geheimen Anschlägen und der eigenthümlichen Weise

ſchaft einer einzelnen Perſon ruht, da alſo, wo ſich aus dem Innern eines Charakters eine verhängnißvolle Handlung entwickelt, iſt die Analyſe der Leidenſchaft noch kaum vorhanden. Chrimhild's Plan, Rache zu nehmen für den Mord, der an ihrem Gatten verübt wurde, die ſämmtlichen Seelenbewegungen dieſes feſſelnden Charakters, der dem Dichter ſo gewaltig in der Phantaſie lebte, wie kurz und gedeckt ſind ſie in der Erzählung. Es iſt charakteriſtiſch, daß bei dieſem deutſchen Gedichte das lyriſche Detail unendlich ärmer iſt als in der Odyſſee, dagegen beſonders lebhaft und ſchon ausgeführt die Eigenthümlichkeiten der Hauptcharaktere.

Und ſobald man dieſe gewaltigen ſchattenhaften Geſtalten der Sage ſich auf der Bühne menſchlich nahe und von Menſchen dargeſtellt denkt, verlieren ſie die Würde und Größe ihrer Umriſſe, womit die geſchäftige Phantaſie des Hörers ihr Bild umkleidet; ihre Reden, die innerhalb der epiſchen Erzählung die kräftigſte Wirkung ausüben, werden in die Jamben der Bühne umgeſchrieben matt, trivial. Ihr Handeln erſcheint uns roh, barbariſch, wüſt, ganz unmöglich und höchſt unmoraliſch, ſie ſcheinen zuweilen, wie jene Rize und Nebelde des alten Volksglauben ohne eine menſchliche und vernünftige Seele. Die erſte Arbeit des Dichters muß alſo eine Umbildung und ein Vertiefungsprozeß der Charaktere ſein, durch welchen uns dieſelben menſchlich verſtändlich werden. Wir wiſſen, wie lockend den Griechen ſolche Dichterarbeit erſchien.

Und ſie ſtanden beſonders günſtig zu ihrem alten Sagenſtoff. Er war durch tauſend Fäden mit dem Leben ihrer Gegenwart verbunden, durch lokale Traditionen, Kultus und Stammerinnerungen. Die freiere Bildung ihrer Zeit erlaubte bereits wichtige Aenderungen vorzunehmen, mit innerer Unbefangenheit das Ueberlieferte als rohen Stoff zu behandeln. Und doch! Die Geſchichte der attiſchen Tragödie iſt in der That eine Geſchichte des inneren Kampfes, welchen große Dichter mit einem Gebiet von

Stoffen führten, welches ſich einigen Hauptgeſetzen des dramatiſchen Schaffens um ſo heftiger widerſetzte, je mehr die Kunſt des Schauſpielers ausgebildet, die Anſprüche an einen reichen Inhalt der Charaktere geſteigert wurden.

Schon Euripides iſt für uns das große Beiſpiel, wie die griechiſche Tragödie durch die Beſchaffenheit ihrer Stoffe aufgelöſt wurde. Keiner ſeiner großen Vorgänger verſteht wie er die epiſchen Bilder mit flammender markzerfreſſender Leidenſchaft zu füllen, keiner hat ſoviel wahre, ſchön empfundene individuelle Züge in ſie herein getragen, keiner ſo reiches Detail, in welchem die Zuſchauer das gebildete Empfinden ihrer Tage wieder fanden. Aber dieſe Behandlung ſeiner Charaktere, an ſich kein Fehler, ſondern ein gutes Recht des Dramas, trug dazu bei, ſeine Stücke zu verſchlechtern. Das Wilde und Barbariſche der Handlung wurde dadurch widerwärtig nahe gerückt, ein Motivieren der Handlung durch die Charaktere mußte aufhören, wo die Perſonen wie fein gebildete Athener fühlten und ärgen denn Skythen handelten. Es wäre vergebens geweſen, ein Maſtmahl aus zerhackten Kinderleichen verſtändig zu entſchuldigen, und es war ein unglücklicher Verſuch, eine gedrückte Frau aus edlem Hauſe, die einen armen aber braven Bauer geheirathet hat und mit Verwunderung wahrnimmt, daß unter dieſem ſchlechten Kittel auch ein wackres Herz ſchlägt, zugleich verſichern zu laſſen, daß ſie Elektra heiße, und eine Tochter des entleibten Agamemnon ſei. Ein cauſaler Zuſammenhang iſt bei dieſer Behandlung nicht mehr herzuſtellen, die Perſonen werden Attrapen für Empfindungen, die Handlung Nebenſache, die tragiſche Wucht geht verloren, ſpielend und ſophiſtiſch leſen ſich die Perſonen von dem Zwange ihrer Vergangenheit. Ein andermal tritt ohne innere Begründung, weil die Sage Gelegenheit zu Effekten gab, das Schreckliche plötzlich und unmotivirt ein, Raſerei und Kindermord und Anderes; faſt in jedem Stücke wird fühlbar, daß, was dem Dichter mit Recht dramatiſch iſt, nicht mehr in den Rahmen der alten Sagenſtoffe hineinpaßt. Wären uns Stücke anderer Zeitge-

neſſen überliefert, wir würden erkennen, wie auch Andere vergeblich um die Verſöhnung zwiſchen den gegebenen Stoffen und den Lebensbedingungen ihrer Kunſt rangen. Denn das muß wiederholt werden, was den Euripides als Dichter kennzeichnet, iſt nicht der ihm eigenthümliche Mangel an Charakter, auch nicht die ſophiſtiſche Depravation des Volks, an welcher er ſeinen Theil hatte, ſondern es iſt die naturgemäße und unaufhaltſame Auflöſung, welche in Dramen kommen mußte, die in einem Gebiet weſentlich undramatiſcher Stoffe wurzeln. Allerdings trug die wiederholte Benutzung deſſelben Stoffes dazu bei, den Uebelſtand an den Tag zu bringen, denn die ſpäteren Dichter, welche bereits große dramatiſche Behandlung faſt aller Sagen verſuchten, hatten doppelte Veranlaſſung, auch etwas Neues, Reizendes ihre Zuhörer zu gewinnen und ſie ſuchten dies darin, daß ſie der Kunſt ihrer Schauſpieler neue und höhere Aufgaben ſtellten. Und dieſer fachgemäße Fortſchritt beſchleunigte den Verfall der Handlung und der Reden.

Wir Deutſche aber ſtehen zur epiſchen Sage weit ungünſtiger. Sie iſt für uns eine verſchüttete Welt. Auch wo die moderne Gelehrſamkeit in weiten Kreiſen Kunde davon verbreitet hat, wie von Homer und den Nibelungen, iſt die Kenntniß und Kunde daran ein Vorrecht der Gebildeten. Unſere Bühne aber iſt ſehr viel realiſtiſcher geworden, als jene griechiſche, und fordert von den Charakteren weit reichlicheres Detail, kräftiges und geſundes Anſehn. Wenn bei uns auf der Bühne Triſtan eine Frau heirathete, um ſein Verhältniß zur Frau eines Andern zu verdecken, ſo würde ſein Darſteller allerdings in Gefahr ſein, von einer erbitterten Gallerie als gemeines Scheuſal mit Aepfeln geworfen zu werden: und die Brautnacht Brunhild's, ſo meiſterhaft in dem Epos geſchildert, wird auf der Bühne immer eine gefährliche Stimmung der Zuſchauenden erwecken.

Allerdings iſt uns Deutſchen die Geſchichte auch nach dieſer Richtung wichtiger geworden als die Sage. Für eine Mehrzahl der jüngeren Dichter iſt die Geſchichte des Mittelalters der

Zauberbrunnen, aus welchem ſie ihre Dramen heraufholen. Und doch liegt im Leben und Charakter unſerer deutſchen Vorfahren etwas beſonders ſchwer Verſtändliches, was uns die Helden des Mittelalters, — freilich noch mehr die Zuſtände des Volkes, wie mit einem Nebel verdeckt, und mehr erſchwert, die Seele eines Fürſtenſohnes aus der Zeit Otto des Großen, als die eines Römers aus der Zeit des zweiten puniſchen Krieges oder ſelbſt der Zwölftafelgeſetze zu verſtehen.

Wer ſichs freilich ſo leicht machen wollte, die wirklichen Verhältniſſe und den geſchichtlichen Charakter ſeines Helden nicht näher zu prüfen und den Namen deſſelben nur benützte, um einige Ereigniſſe jener Zeit nach Anweiſung eines Geſchichtswerks auf der Bühne mit tapferen Betrachtungen zu verſehen, der würde jeder Schwierigkeit aus dem Wege gehen. Aber er würde auch ſchwerlich einen in Wahrheit dramatiſchen Stoff finden. Denn die edle Maſſe der Dramenſtoffe lagert in den Steinmaſſen der Geſchichte faſt immer nur da, wo das geheime vertrauliche Leben der Heldencharaktere beginnt, man muß darnach zu ſuchen wiſſen.

Und ſieht man die Helden jetzt entfernter Zeiten näher an, ſo entdeckt man mit Befremden ebenfalls etwas ſehr Undramatiſches. Die Unſelbſtſtändigkeit des Mannes iſt weit größer, jeder Einzelne iſt ſtärker durch die Intereſſen und Gewohnheiten ſeines Kreiſes beeinflußt. Die Eindrücke, welche von Außen in die Seele fallen, werden von lebender Phantaſie ſchnell umſponnen, verzogen, gefärbt: zwar ſcharf und energiſch iſt die Thätigkeit der Sinne, aber das Leben der Natur, das eigene Leben und das Treiben Anderer werden weit weniger nach dem verſtändigen Zuſammenhange der Erſcheinungen aufgefaßt, als nach den Bedürfniſſen des Gemüths gedeutet. Leicht bäumt der Egoismus des Einzelnen auf und ſtellt ſich zum Kampf, ebenſo lebendig iſt das Zagen unter übermächtige Gewalt. Die Naivetät eines Kindes mag in demſelben Mann mit raffinirter Liſt und mit Laſtern verbunden ſein, welche wir in der Regel als Auswuchs einer verderbten Civiliſation be-

trachten. Und dieſe Unfreiheit ſowie die Vereinigung der — ſcheinbar — ſtärkſten Kontraſte in Empfindung und Methode des Handelns finden ſich bei den Führern der Nation ebenſo ſehr als bei dem Privatmann. Es iſt offenbar, daß ſchon dadurch das Urtheil über Charaktere, Werth oder Unwerth ihrer einzelnen Handlungen, über Stimmungen und Motive erſchwert wird. Wir ſollen den Mann nach Bildung und Moral ſeiner Zeit, und ſeine Zeit nach Bildung und Moral der unſern beurtheilen. Man verſuche nun in irgend einem der frühen Jahrhunderte des Mittelalters ſich eine Art Bild von dem mittleren Durchſchnitt der Sittlichkeit im Volke zu machen, und man wird mit Erſtaunen ſehen, wie ſchwer das iſt. Dürfen wir nach den Strafen ſchließen, welche die älteſten Volksrechte auf alle möglichen ſcheußlichen Miſſethaten ſetzten, oder nach den Greuelthaten im Hofhalt der Merowinger? Es gab damals noch kaum etwas von dem, was wir öffentliche Meinung nennen, und wir dürfen höchſtens ſagen, daß die Geſchichtſchreiber uns den Eindruck von Männern machen, welche Vertrauen verdienen. Wenn ein Fürſtenſohn ſich in wiederholten Empörungen gegen ſeinen Vater erhob, wie weit konnte er durch die Auffaſſung ſeiner Zeit, durch ſeine innerſten Motive nicht gerechtfertigt, oder entſchuldigt? Selbſt bei Situationen, welche ſehr klar ſcheinen und uns in greller Beleuchtung erhalten ſind, empfinden wir einen Mangel in unſerm Verſtändniß. Nicht nur, weil wir zu wenig von jener Zeit wiſſen, ſondern auch, weil wir, was uns überliefert wird, nicht immer verſtehen, wie der dramatiſche Dichter verſtehen muß, in ſeinem innerſten Zuſammenhange und in ſeiner Entſtehung aus dem Kern eines Menſchenlebens.

Denn wie jenen epiſchen Gedichten iſt auch dem geſchichtlichen Leben alter Zeit eigen, daß der innere Kampf des Individuums, ſeine Empfindungen, Reflexionen, das Werden ſeines Wollens bei den Helden ſelbſt noch keinen Ausdruck gefunden hat. Auch in ſeinem Verhalten [illegible] Das Volk, ſeine Dichter und Geſchichtsſchreiber

ſehen den Mann ſcharf und gut im Augenblicke der That, ſie empfinden – wenigſtens bei den Deutſchen – das Charakteriſtiſche ſeiner Lebensäußerungen ſehr innig, mit Rührung, Erhebung, Laune, Abneigung. Aber nur die Momente, in denen ſein Leben ſich nach Außen kehrt, ſind jener Zeit intereſſant, imponirend, verſtändlich. Sogar die Sprache hat für die innern Proceſſe bis zum Thun nur dürftigen Ausdruck, auch die leidenſchaftlichſte Bewegung wird vorzugsweiſe in der Wirkung genoſſen, welche ſie auf Andere ausübt und in der Beleuchtung, welche ſie der Umgebung mittheilt. Für die Gemüthsproceſſe, ſowie für die Rückwirkungen, welche das Geſchehene auf Empfindungen und Charakter des Mannes ausübt, fehlt jede Technik der Darſtellung fehlt die Theilnahme. Sogar die Schilderung eſſen liegender Charaktereigenthümlichkeiten, ſowie ein reiches Detail des Geſchehenen ſind bei dem Erzähler nicht häufig, die verhältnißig trockne Zuſammenreihung der Begebenheiten wird mehr oder weniger oft durch Anekdoten unterbrochen, ausführliche Berichte ſolcher erwähnten Momente, in denen eine einzelne den Zeitgenoſſen imponirende Lebensäußerung des Helden hervorbricht, hier ein treffendes Wort, dort eine energiſche That. Vorzugsweiſe in ſolchen Anekdoten beruht die Erinnerung, welche das Volk von ſeinem Führer und deſſen That bewahrt, wir wiſſen, daß bis über die Reformation, ja bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus dieſelbe Auffaſſung bei Gebildeten häufig war, daß ſie noch jetzt in unſerm Volke nicht geſchwunden iſt.

Dieſe Armuth des dramatiſchen Lebens erſchwert dem Dichter das Verſtändniß und die Darſtellung eines jeden Helden. Aber in der Anlage unſrer Urahnen war noch etwas Beſonderes, was ihr Weſen zuweilen geheimnißvoll macht. Eben in ihrer älteſten epiſchen Zeit zeigen ſie in Charakteren, in Sprache, Poeſie und Sitte die Neigung, ein individuelles Empfinden und Grübeln zur Geltung zu bringen. Nicht die Dinge an ſich, ſondern was ſie bedeuten in den Augen des Denkervolkes die Haupt-

ſache. Sehr reichlich dringen die Bilder der Außenwelt in die Seele der alten Germanen, ſie ſind vielſeitiger, anerkennender, mit ſtärkerer Receptionskraft verſehen, als jedes andere Volk der Erde. Aber nicht in der ſchönen, klaren, ruhigen Weiſe der Griechen, oder mit der ſichern, beſchränkten, praktiſchen Einſeitigkeit der Römer ſpiegelt ſich das Empfangene bei ihnen in Rede und Thun wieder, ſie verarbeiten langſam und innig, und was aus ihnen herausquillt, hat eine ſtarke ſubjective Färbung und eine Zugabe aus ihrem Gemüth erhalten, die wir ſchon in frühеſter Zeit allerdings lyriſch nennen dürfen. Schon die älteſte Poeſie der Deutſchen ſteht in dem auffälligſten Gegenſatz zu dem Epos der Griechen, nicht das volle und reichliche Erzählen der Handlung iſt ihr die Hauptſache, ſondern ein ſcharfes Herausheben einzelner, glänzender Züge, die Verknüpfung des Momentes mit einem ausgeführten Bilde, ein Darſtellen in kurzen abgebrochenen Wellen, auf denen man das aufgeregte Gemüth des Erzählers empfindet. Ganz ebenſo iſt bei den Charakteren der trotzige Egoismus mit einer Hingabe an ideale Empfindungen verbunden, die den Deutſchen ſeit der Urzeit ein auffallendes Gepräge gab und ſie mehr als ihre Körperkraft und kriegeriſche Wucht den Römern furchtbar machte. Keine Volksſitte hat ſo keuſch und edel das Weſen der Frau gefaßt, kein Heidenglaube hat wie der deutſche die Schrecken des Todes überwunden, denn auf dem Schlachtfeld ſterben iſt die höchſte Ehre und Freude des Helden. Durch dieſes Durchdringen des Gemüths und idealer Empfindungen erhalten die Charaktere der deutſchen Helden im Leben wie in der Kunſt ſchon ſehr früh eine weniger einfache Textur, ein originelles, zuweilen ſeltſames Gepräge, welches ihnen bald beſondere Größe und Tiefe, bald ein abenteuerliches und irrationales Element verleiht. Man vergleiche nicht den poetiſchen Werth, aber die Charakteranlage griechiſcher Helden in Ilias und Odyſſee mit den Nibelungen. Dem tapferſten Griechen bleibt der Tod etwas Furchtbares, die Gefahr des Kam-

pfes etwas Häſtiges, es iſt ihm nicht in unſerem Sinne unehrenhaft, einen ſchlafenden oder waffenloſen Feind zu tödten, es iſt nicht der kleinſte Heldenruhm, klug die Gefahr des Zuſammentreffens zu vermeiden und aus dem Hinterhalt einen Ahnungsloſen zu treffen. Der deutſche Held dagegen, derſelbe, welcher aus Treue gegen ſeinen Herrn die verruchteſte That eines Deutſchen begangen und einen wehrloſen Mann liſtig von hinten getroffen hat, gerade er kann für ſich, ſeinen Herrn und ſeinen Stamm Tod und Untergang vermeiden, wenn er zu rechter Zeit ausſpricht, daß Gefahr verhanden ſei. Die Ueberirdiſchen haben ihm ſein und der Freunde Verderben prophezeit, wenn die verhängnißvolle Reiſe fortgeſetzt wird, und doch ſtößt er die Fähre, welche die Rückkehr möglich macht, in den Strom; — noch an dem Königshofe, wo ihm der Tod droht, vermag ein Wort zu dem wohlwollenden König, ehrliche Antwort auf eine herzliche Frage, das Aergſte abzuwenden, er aber ſchweigt. Ja noch mehr, er und die Seinen höhnen und reizen die erbitterten Feinde, und mit der ſichern Ausſicht auf Untergang regen ſie ſelbſt herausfordernd im Spiele den blutigen Streit auf. Dem Griechen, jedem andern Volke des Alterthums, vielleicht die Gallier ausgenommen, wäre ſolche Art Heldenthum durchaus unheimlich und unvernünftig erſchienen. Es war aber ächt deutſch, der wilde und finſtre Ausdruck eines Volksweſens, in welchem dem Einzelnen ſeine Ehre und ſein Stolz weit mehr galten als das Leben. — Nicht anders iſt dies Verhältniß bei den Helden der Geſchichte. Die idealen Empfindungen, welche ihr Leben regieren, wie unvernünftig ſie zuweilen ſchon lange vor Ausbildung des Ritterthums waren, die Pflichten der Ehre und Treue, das Gefühl des Männerſtolzes und der eigenen Würde, Todesverachtung und Liebe zu einzelnen Menſchen hatten oft eine Stärke und intenſive Gewalt, welche wir ſchwer zu ſchätzen, nicht immer als beherrſchendes Motiv zu erkennen vermögen.

So ſchwebte die Seele des Germanen ſchon in älteſter Zeit

in Banden, welche für uns oft nicht mehr erkennbar und nicht verständlich sind: Tretien und Sehnsucht, Aberglaube und Pflichtgefühl, ein geheimer Zauberspruch oder ein geheimes Gelübde zogen seinen Entschluß zu Thaten, welche wir vergeblich durch verständige Gründe, welche unserer Bildung entnommen sind, zu erklären suchen.

Und zu solcher Anlage kam im Mittelalter endlich der große Kreis von Stimmungen, Gefetzen und phantastischen Träumereien, welcher mit dem Christenthum eindrang. Während einerseits der schneidende Gegensatz, in welchem der milde Glaube der Entsagung zu den rauhen Neigungen eines erobernden Kriegervolkes stand, den Deutschen die Dissonanzen zwischen Pflicht und Neigung, zwischen äußerem und innerem Leben höchlich vermehrte, entsprach er andererseits in auffallender Weise dem Bedürfniß der Hingebung, welche der Deutsche für einige große Ideen schon längst besaß. Wenn an die Stelle Wuotan's und des geehrteten Riesengottes, der Vater der Christen und sein eingeborner Sohn, und an die Stelle der Schlachtjungfrauen die Schaaren der Heiligen traten, so erhielt jetzt auch das Leben nach dem Tode noch höheren Werth, eine neue Weihe und herzlichere Bedeutung. Und zu den alten Gewalten, welche den Entschluß des Mannes in der Stille bestimmt hatten, zu dem bedeutungsvollen Wort, einem anlaufenden Thiere, zu dem Trinkgelage und dem Würfelspiele, zu den Mahnungen der Heidenpriester und den Weissagungen kluger Frauen kamen jetzt die Forderungen der neuen Kirche, ihr Segen und ihr Fluch, Gelübde und Beichte, die Priester und die Mönche; dicht an den rohen, rücksichtslosen Genuß traten leidenschaftliche Bußübungen und strengste Askese, und neben den Häusern der hübschen Frauen erhoben sich die Nonnenklöster. Wie seit der Herrschaft des Christenglaubens die Charaktere in den schärfsten Gegensätzen gezogen, wie Empfindung und Motive des Handelns mannigfaltiger, tiefer und künstlicher gemacht werden, das zeigen z. B. zahlreiche Gestalten aus

der Zeit der Sachſenkaiſer, wo fromme Schwärmerei gerade unter den Vornehmen modiſch wird und Männer und Frauen bald durch das Beſtreben, die Welt für ſich zu gewinnen, bald durch den reuigen Wunſch, den Himmel mit ſich zu verſöhnen, hin und her getrieben werden.

Wer je die Schwierigkeit empfunden hat, Perſonen des Mittelalters, welche durch die tiefſinnige Natur der Germanen und die alte Kirche geformt wurden, zu verſtehen, der wird dieſe kurzen Andeutungen nach jeder Richtung ergänzen.

Und deshalb wird hier ein früheres Beiſpiel von anderem Geſichtspunkt wiederholt. Was arbeitete in der Seele Heinrich IV., als er im Büßerhemd an die Schloßmauer von Canoſſa trat? Damit der Dichter dieſe Frage durch eine edle Kunſtwirkung beantworten könne, wird er ſich doch vom Geſchichtſchreiber erſt ſagen laſſen, was dieſer weiß. Und er wird mit Erſtaunen ſehen, wie verſchieden die Auffaſſung der Situation, wie unſicher und ſpärlich die erhaltene Nachricht, und wie unbequem und ſchwer ergründlich das Herz dieſes mittelalterlichen Helden iſt.

Daß er nicht mit innerer Zerknirſchung zum Papſte fuhr, der hochfahrende gewaltſame Mann, der in dem römiſchen Prieſter ſeinen gefährlichſten Gegner haßte, iſt leicht zu begreifen. Daß er die bittere Nothwendigkeit dieſes Schrittes lange in empörten Gemüth herumgewälzt hatte und nicht ohne grimmige Hintergedanken das Büßerhemd anzog, iſt vorauszuſetzen. Aber er kam ebenſowenig als ein liſtiger Politiker, der mit kalter Berechnung ſich demüthigt, weil er einen falſchen Schritt des Gegners erkennt, und aus dieſer Niederlage die Früchte eines künftigen Sieges herauswachſen ſieht. Denn Heinrich war ein mittelalterlicher Chriſt, wie tief er den Gregor haßte, der durch der Kirche hatte für ihn zuverläſſig etwas Unheimliches und Furchtbares, zu ſeinem Gott und dem Chriſtenhimmel gab es damals keinen andern Weg als durch die Kirche. Gregor ſah

an der Himmelsbrücke und wenn er es verbot, weisen die Engel, die neuen Schlachtjungfrauen der Christen, den toten Krieger nicht vor den Thron Allvaters, sondern sie stießen ihn in den Abgrund zu dem alten Drachen. Der Papst schreibt, daß der Kaiser viel geweint und sein Erbarmen angefleht habe und daß auch die Umgebung Gregor's schluchzend und weinend diese Buße des Kaisers ansah. Der Büßende war also doch wohl im Glauben, daß der Papst ein Recht habe, ihn so zu plagen? Diese Einwirkungen des kirchlichen Gewissens und der Religiosität auf weltliche Zwecke, die abenteuerliche und unsichere Mischung von Contrasten, Stolz, hoher Sinn, dauerhafte, unzerstörbare Kraft, die wir fast für übermenschlich halten, und wieder eine klägliche Leerheit und Schwäche, die uns verächtlich dünkt: das bietet dem Dichter kein leicht zu bewältigendes Problem. Allerdings, er ist souverain, er vermag den geschichtlichen Charakter frei nach seinem Bedarf umzuformen. Es ist möglich, daß der wirkliche Heinrich vor Canossa stand, wie ein ungebändigter ruchloser Bube, der eine schwere Züchtigung auszuhalten hat. Was kümmert das den Dichter? Aber ebenso zwingend ist seine Verpflichtung, vorher das wirkliche Bild desselben bis in die tiefsten Falten des Charakters zu ergründen. Sowohl der reuige Büßer, als der kalte Diplomat werden in dieser Situation Unwahrheiten, er hat den Charakter des Fürsten aus Elementen zu mischen, für welche er vielleicht in seiner eigenen Seele nicht die entsprechenden Stoffe findet und die er sich erst durch Reflexionen in Anschauung und warme Empfindung umzusetzen hat. Es gibt wenige Fürsten des Mittelalters, welche nicht in wesentlichen Momenten ihres Lebens nach unserer Bildung und Moral entweder als kurzsichtige Tröpfe oder als gewissenlose Bösewichter — nicht selten als beides — erscheinen. Der Historiker wird mit diesen Problemen in seiner anspruchslosen Weise fertig, er sucht sie im Zusammenhange ihrer Zeit zu verstehen und sagt ehrlich, wo sein Verständniß aufhört; der Dichter zieht diese

Abenteuerlichen gebieterisch an das helle Licht unserer Tage, er füllt ihr Inneres mit warmem Leben, mit einem guten Antheil an Vernunft und Bildung unserer Tage, und er vergißt, daß die Handlung, in welcher er sie bewegt, aus der alten Zeit genommen ist, und wenn sie Staatsaktion war, nicht ebenso umgeformt werden konnte, und daß sie auffallend schlecht stimmt zu dem höheren menschlichen Inhalt, den er ihren Charakteren gegeben.

Die historischen Stoffe aus grauer Vergangenheit und undeutlichen Perioden unseres Volksthums bedrohen unsern jungen Dichter mit ähnlichen Gefahren, wie die epischen Stoffe einst den Euripides, sie verleiten zu Schaustellungen, wie jene alten zu Declamationen. Nun sollen ihre Gestalten darum nicht als unbrauchbar bei Seite gelegt werden, aber der Dichter wird sich fragen, ob die Umbildungen, die er mit einem solchen Charakter der Vorzeit vorzunehmen verpflichtet ist, nicht vielleicht so groß werden, daß jede Aehnlichkeit seines Bildes mit der historischen Gestalt schwindet, und ob die unvertilgbaren Voraussetzungen der Handlung nicht mit seiner freien Gestaltung unverträglich geworden sind. Das wird allerdings zuweilen der Fall sein.

Aber nicht weniger interessant ist der Kampf, welchen der Dramatiker in seinen Rollen gegen das führen muß, was er als Natur zu idealisiren hat. Seine Aufgabe ist, großer Leidenschaft auch großen Ausdruck zu geben. Er hat dabei zum Gehilfen den Darsteller, also die leidenschaftlichen Accente der Stimme, Gestalt, Mimik und Geberde. Trotz dieser reichen Mittel vermag er fast niemals, und gerade in den Momenten höherer Leidenschaft nicht, die entsprechenden Erscheinungen des wirklichen Lebens ohne große Veränderungen zu verwenden, wie stark und schön und charakteristisch sich dort bei starken Naturen auch die Leidenschaft ausspreche, und wie sehr sie dem zufälligen Beobachter imponire. Auf der Bühne soll die Erscheinung in die Entfernung wirken. Selbst beim kleinen Theater ist ein verhältnißmäßig großer Zu-

ſchauerraum mit dem Ausdrucke der Leidenſchaft zu füllen, grade die feinſten Accente aber des wirklichen Gefühls in Stimme, Blick, ſelbſt in der Haltung werden dem Publikum ſchon der Entfernung wegen durchaus nicht ſo deutlich und imponirend, als ſie im Leben ſind. Und ferner, es iſt die Aufgabe des Dramas, ein ſolches Arbeiten der Leidenſchaft in allen Momenten verſtändlich und eindringlich zu machen; denn es iſt nicht die Leidenſchaft ſelbſt, welche wirkt, ſondern die dramatiſche Schilderung derſelben durch Rede und Mimik; immer ſind die Charaktere der Bühne beſtrebt, ihr Inneres dem Publikum zuzukehren. Der Dichter muß deßhalb für die Wirkung auswählen, und wieder verzichten, manches Imponirende zu verwenden. Die flüchtigen Gedanken, welche in der Seele des Leidenſchaftlichen durcheinander zucken, Schlüſſe, welche mit der Schnelligkeit des Blitzes gemacht werden, die in großer Zahl wechſelnden Seelenbewegungen, welche bald undeutlicher, bald lebendiger zu Tage kommen, ſie alle in ihrer ungeordneten Fülle, ihrem ſchnellen Wechſel, oft unvollkommenen Ausdruck, vermag die Kunſt ſo nicht zu häufen. Sie braucht für jede Vorſtellung, jede ſtarke Empfindung eine gewiſſe Zahl imponirender Worte und Geberden, die Verbindung derſelben durch Uebergänge oder ſcharfe Contraſte erfordert ebenfalls ein zweckvolles Spiel, jedes einzelne Moment präſentirt ſich breiter, eine ſorgfältige Steigerung muß unter dem Imponirenden ſtattfinden, damit eine höchſte Wirkung erreicht werde. So muß die Poeſie zwar die Natur beſtändig belauſchen, aber ſie darf ſie durchaus nicht copiren, ja ſie muß zu dem Detail, das die Natur ihr abgibt, noch ein anderes miſchen, was die Natur nicht bietet. Und zwar in der Rede. Für den energiſchen Ausdruck der Poeſie iſt eins der nächſten Hülfsmittel der Witz des Vergleiches, die Farbe des Bildes: dieſer alte Schmuck der Rede tritt mit Naturnothwendigkeit überall in die Sprache des Menſchen, wo die Seele in gehobener Stimmung ihre Flügel regt. Dem begeiſterten Redner, wie dem

Dichter, jedem Volk, jeder Bildung ſine Vergleich und Bil die unmittelbarſten Aeußerungen einer geſteigerten Stimmung, des kräftigen geiſtigen Schaffens. Nun aber iſt die Aufgabe des Dichters mit der größten Freiheit und Gehobenheit ſeines Weſens die größte Befangenheit ſeiner Perſonen in ihren Leidenſchaften darzuſtellen. Es wird ihm alſo unvermeidlich ſein, daß ſeine Charaktere auch in den Momenten hoher Leidenſchaft weit mehr von dieſer innern ſchöpferiſchen Kraft der Rede, von der ſouveränen Macht und Herrſchaft über Sprache, Ausdruck und Mimik verrathen, als ſie in der Natur jemals zeigen. Ja dieſe innere Freiheit iſt ihnen nothwendig und der Zuſchauer fordert ſie. Und doch liegt hier die große Gefahr für den Schaffenden, daß ſeine Dialektik der Leidenſchaft zu künſtlich erſcheine. Unſere größten Dichter haben die Kunſtmittel der Poeſie oft in einer Reichlichkeit zu leidenſchaftlichen Momenten benutzt, welche verletzt. Es iſt bekannt, daß ſchon Shakeſpeare bei pathetiſchem Ausdruck der Neigung ſeiner Zeit zu mythologiſchen Vergleichen und prächtigen Bildern zu ſehr nachgibt; dadurch kommt häufig ein Schwulſt in die Sprache ſeiner Charaktere, den wir nur über der Menge von ſchönen charakteriſtiſchen Zügen, die dem Leben abgelauſcht ſind, vergeſſen. Näher ſtehen die großen Dichter der Deutſchen unſerer Bildung, aber auch bei ihnen, vor allen bei Schiller, drängt ſich in das Pathos nicht ſelten eine Schönrednerei, welche unbefangener Empfindung ſchon jetzt unbequem wird.

Wenn ſolcher Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Natur bei jedem leidenſchaftlichen Ausdruck Schwierigkeiten bereitet, ſo gilt dies am meiſten von den innigſten und herzlichſten Empfindungen. Und ſo wird hier noch einmal an die ſogenannten Liebesſcenen erinnert. In der Wirklichkeit iſt der Ausdruck der wahren Leidenſchaft, welche aus einer Seele in die andere fällt, ſo zart, wortarm und diſcret, daß er die Kunſt in Verzweiflung bringt. Ein ſchneller Strahl des Auges, ein weicher Ton der

Stimme vermag dem Geliebten mehr auszudrücken, als jede Rede; gerade die unmittelbarste Aeußerung des süßen Gefühls bedarf der Worte nur wie nebenbei; auch die Momente der sogenannten Erklärung werden häufig wortarm, dem Fernstehenden kaum sichtbar verlaufen. Dem Publikum kann auch die genialste Kraft des Dichters und Darstellers das beredte Schweigen und die schönen geheimen Schwingungen der Leidenschaft nur durch einen größern Apparat ersetzen. Beide müssen gerade hier eine Reichlichkeit der Production von Wort und Mimik anwenden, die in der Natur unwahrscheinlich ist.

Darf man gegenüber solchen Schwierigkeiten, welche der Ausdruck hoher Leidenschaft im Drama darbietet, dem Dichter rathen, so wird ihm das Beste sein, so detaillirend und realistisch als sein Talent erlaubt, die einzelnen Momente zu starker Steigerung zusammen zu schließen, und so wenig als möglich die schmückenden Reflexionen, Vergleiche, Bilder ins Breite auszuführen. Denn während sie der Sprache Fülle geben, verdecken sie nur zu gern Flüchtigkeit und Armuth der poetischen Empfindung. Wenn überall dem dramatischen Dichter genaues, immerwährendes Studium der Natur unentbehrlich ist, so gilt das am meisten bei Darstellung heftiger Leidenschaften; wo aber soll er sich bewußt sein, daß er gerade hier am wenigsten die Natur nachahmen darf.

Eine andere Schwierigkeit entsteht dem Dichter durch den innern Gegensatz, in welchen sein Schaffen zu dem seines Verbündeten, des Schauspielers, tritt. Der Dichter empfindet die Bewegungen seiner Charaktere, ihr Gegenspiel und Zusammenwirken nicht so, wie der Leser die Worte des Dramas, nicht so, wie der Schauspieler seine Rolle. Gewaltig und zur Production reizend geht ihm der Charakter, die Scene, jedes Moment auf, so, daß ihm zugleich ihre Bedeutung für das Ganze klar vor Augen steht, während alles Vorhergehende und alles Nachfolgende wie in leisen Accorden durch das schaffende Gemüth

zittert. Die originellen Lebensäußerungen ſeiner Charaktere, das Imponirende der Handlung, die Wirkung der Scenen empfindet er als lockend und gewaltig vielleicht lange, bevor ſie in Worten Ausdruck gefunden haben. Ja, der Ausdruck, welchen er ihnen ſchafft, giebt ſeiner eigenen Empfindung oft ſehr unvollſtändig die Schönheit und Macht wieder, womit ſie in ſeiner Seele geſchmückt waren. Während er ſo das Seelenhafte ſeiner Perſonen von Innen heraus durch die Schrift zu fixiren bemüht iſt, wird ihm die Wirkung der Worte, welche er niederſchreibt, nur unvollkommen klar, erſt nach und nach gewöhnt er ſich an ihren Klang; auch den geſchloſſenen Raum der Bühne, das äußere Erſcheinen ſeiner Geſtalten, die Wirkung eines Geſt, eines Redetons fühlt er nur nebenbei, bald mehr bald weniger deutlich. Im Ganzen freilich ſteht er, der doch durch die Sprache ſchafft, den Bedürfniſſen des Hörers noch näher, als denen des Schauſpielers, zumal wenn er nicht ſelbſt darſtellender Künſtler iſt. Die Wirkungen, welche er findet, entſprechen deshalb bald mehr den Bedürfniſſen des Leſenden, bald mehr denen des Darſtellers.

Nun aber muß der Dichter großer Empfindung auch einen vollen und ſtarken Ausdruck durch die Sprache geben. Und die Wirkungen, welche eine Seele auf andere ausübt, werden dadurch hervorgebracht, daß ihr Inneres in einer Anzahl von Redewellen herausbricht, welche ſich immer ſtärker und mächtiger erheben, um an das empfangende Gemüth zu ſchlagen. Das bedarf einer gewiſſen Zeit und auch bei kurzer und höchſt energiſcher Behandlung einer gewiſſen Breite der Ausführung. Der Schauſpieler dagegen mit ſeiner Kunſt bedarf der Dialektik der überzeugenden, verführenden Rede, ja er bedarf des ſtarken Ausdrucks der Leidenſchaft durch die Sprache nicht immer. Sein Intereſſe iſt darauf gerichtet, noch durch andere Mittel zu ſchaffen, deren Wirkſamkeit der Dichter nicht ebenſo lebendig empfindet. Durch eine Geberde des Schreckens, des Haſſes, der Verachtung vermag er zuweilen weit mehr auszudrücken, als der Dichter durch

die besten Worte. Ungeduldig wird er immer in Versuchung sein, von diesem höchsten Mittel seiner Kunst Gebrauch zu machen. So werden die Gesetze der Bühnenwirkung für ihn und das schauende Publikum zuweilen andere, als sie in der Seele des schaffenden Dichters lagen. Dem Darsteller wird oft in dem Kampf der Leidenschaft ein Wort besonders geeignet sein, die stärksten Wirkungen daran zu knüpfen, alle folgenden Precise seiner Rolle, wie poetisch wahr sie an sich sein mögen, werden darauf ihm und den Zuschauern als Längen erscheinen. Dadurch wird bei der Darstellung Manches unnöthig, was beim Schreiben und bei der Lectüre die höchste Berechtigung hat.

Daß der Schauspieler seinerseits die Aufgabe hat, dem Dichter mit Pietät zu folgen, und sich soviel als irgend möglich den beabsichtigten Effecten desselben anzuschließen, selbst mit einiger Resignation, das versteht sich von selbst. Nicht selten aber wird sein Recht besser, als das der Sprache, eben deshalb, weil seine Kunstmittel: Organ, Erfindungskraft, Technik, selbst seine Nerven ihm Beschränkungen auferlegen, die der Dichter nicht als zwingende empfindet. Der Dichter aber wird bei solchem Recht, das der Schauspieler gegenüber seiner Arbeit hat, um so mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, je ferner er selbst der Bühne steht, und je weniger deutlich ihm in den einzelnen Momenten seiner Production das Bühnenbild der Charaktere ist. Er wird also sich durch Nachdenken und Beobachtung klar machen müssen, wie er seine Charaktere dem Schauspieler für die Bühnenwirkung bequem zurecht zu legen habe. Er wird aber der Schauspielkunst auch nicht immer nachgeben dürfen. Und da er schon beim Schreibtisch die Aufgabe hat, so sehr als möglich der wohlwollende Vormund des darstellenden Künstlers zu sein, so wird er die Lebensgesetze der Schauspielkunst ernsthaft studiren müssen.

4.

Kleine Regeln.

Dieſelben Geſetze, welche für die Handlung aufgezählt wurden, gelten auch für die Charaktere der Bühne. Auch ſie müſſen: 1. dramatiſche Einheiten ſein. 2. Wahrſcheinlichkeit. 3. Wichtigkeit und Größe haben. 4. Zu ſtarkem und geſteigertem Ausdruck des dramatiſchen Lebens befähigt ſein.

1. Die Charaktere des Dramas dürfen deßhalb nur diejenigen Seiten der menſchlichen Natur zeigen, durch welche die Handlung fortgeführt und motivirt wird. Kein Geiziger, kein Heuchler iſt immergeizig, immer falſch, kein Böſewicht verräth ſeine niederträchtige Seele bei jeder That, welche er begeht; Niemand handelt immer conſequent, unendlich vielfach ſind die Gedanken, welche in der Menſchenſeele gegen einander kämpfen, die verſchiedenen Richtungen, in welchen ſich Geiſt, Gemüth, Willenskraft ausdrücken. Das Drama aber, wie jedes Kunſtbilde, hat nicht das Recht, aus der Summe der Lebensäußerungen eines Menſchen mit Freiheit auszuwählen und zuſammenzuſtellen; nur was der Idee und Handlung dient, gehört der Kunſt. Der Handlung aber werden nur ſolche gewählte Momente in den Charakteren dienen, welche als zuſammengehörig ſich verſtändlich ſind. Richard III. von England war ein blutiger und rückſichtsloſer Tyrann, er war es aber durchaus nicht immer, nicht gegen Jeden; er war außerdem ein ſtaats

kluger Fürſt, und es iſt möglich, daß ſeine Regierung dem Geſchichtſchreiber nach einigen Richtungen als ein Segen für England erſcheint. Wenn ein Dichter ſich die Aufgabe ſtellt, die blutige Härte und Falſchheit einer ſouveränen, menſchenverachtenden Heldennatur in dieſem Charakter verkörpert zu zeigen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß er Züge von Mäßigung, vielleicht von Webmuthen, welche ſich etwa im Leben dieſes Fürſten finden, in ſeinem Drama entweder gar nicht, oder nur ſo weit aufnehmen darf, als ſie den Grundzug des Charakters, wie er ihn für ſeine Idee nöthig hat, unterſtützen. Und da die Zahl der charakteriſirenden Momente, welche er überhaupt aufführen kann, im Verhältniß zur Wirklichkeit unendlich klein iſt, ſo tritt ſchon deßhalb jeder Zug in ein ganz anderes Verhältniß zum Geſammtbilde, als in der Wirklichkeit. Was aber bei den Hauptfiguren nöthig iſt, gilt vollends von den Nebengeſtalten, es verſteht ſich, daß das Gewebe ihrer Seele um ſo leichter verſtändlich ſein muß, je weniger Raum der Dichter für ſie übrig hat. Schwerlich wird ein dramatiſcher Dichter darin große Fehler begehen. Auch dem ungeübten Talente pflegt die eine Seite ſehr deutlich zu ſein, von welcher er ſeine Figuren zu beleuchten hat.

2. Aber das erſte Geſetz der Handlung läßt ſich noch anders für ihre Charaktere anwenden: *das Drama ſoll nur einen Hauptheldeu haben*, um welchen ſich alle Perſonen, wie groß ihre Zahl ſei, in Abſtufungen gruppiren. Das Drama hat eine durchaus monarchiſche Organiſation, die Einheit ſeiner Handlung iſt weſentlich abhängig von dem einheitlichen Mittelpunkt. Aber auch für eine ſichere Wirkung iſt die erſte Bedingung, daß das Intereſſe des Zuhörers auf eine Perſon concentrirt werde; und daß er möglichſt ſchnell erfahre, wer ihn vor andern beſchäftigen ſoll. Da überhaupt nur an wenigen Perſonen die höchſten dramatiſchen Proceſſe in großer Ausführung zu Tage kommen, ſo iſt aller-

dings schon dadurch Beschränkung auf wenige große Rollen geboten. Aber es ist alte Erfahrung, daß dem Hörer nichts peinlicher wird, als Unsicherheit über den Antheil, welchen er jeder dieser Hauptpersonen zuzuwenden hat. Es ist also auch ein praktischer Vortheil des Stückes, seine Wirkungen auf einen Mittelpunkt zu beziehen.

Wer von diesem Grundsatz abweicht, soll das in der lebhaften Empfindung thun, daß er einen großen Vortheil aufgiebt, und wenn ein Stoff dies Aufgeben nothwendig macht, sich zweifelnd fragen, ob die dadurch entstehende Unsicherheit in den Wirkungen des Stückes durch andere dramatische Vorzüge desselben ersetzt werde.

Eine Ausnahme allerdings hat unser Drama seit langer Zeit aufgenommen. Wo die Beziehungen zweier Liebenden die Hauptsache der Handlung bilden, werden diese innig verbundenen Personen gern als gleichberechtigte angesehen, ihr Leben und Schicksal als eine Einheit aufgefaßt. So in Romeo und Julie, sogar in Troilus und Kressida, Kabale und Liebe, den Piccolomini. Aber auch in diesem Fall wird der Dichter wohlthun, einem von beiden den Haupttheil der Handlung zu geben; wo das nicht möglich ist, die innere Entwickelung beider durch entsprechende Motive nach beiden Seiten zu stützen. Bei Shakespeare führt in der ersten Hälfte des Stückes Romeo, in der zweiten Julia, in Antonius und Kleopatra ist Antonius bis zu seinem Tode der Held.

Während aber bei Shakespeare, Lessing, Goethe somit der Hauptheld immer unzweifelhaft ist, hat Schiller nicht zum Vortheil für den Bau seiner Stücke eine originelle Neigung zu Doppelhelden, die schon in den Räubern hervortritt und in seinen reifen Jahren, seit seiner Bekanntschaft mit der antiken Tragödie noch auffallender wird. Carlos und Posa, Maria und Elisabeth, die feindlichen Brüder, Max und Wallenstein; Tell, die Schweizer und Rudenz. Diese Neigung läßt sich wohl erklären. Der pathetische Zug in Schiller war seit der Bekanntschaft mit

den Griechen noch verstärkt werden, er kommt in seinen Dramen nicht selten in Conflict mit einer größern Dichtereigenschaft, der dramatischen Energie. So zerlegten sich ihm zwei Richtungen seines Wesens unter der Hand in getrennte Personen, von denen die eine den pathetischen, die andere den Actionstheil erhält, die zweite freilich noch zuweilen ihren Antheil an Pathos. Wie diese Theilung den ersten Helden, der für ihn der pathetische war, herabdrückte, ist bereits gesagt.

3. Aber ein anderer Fehler ist schwerer zu vermeiden. Der Antheil, welchen die Charaktere am Forttreiben der Handlung haben, muß so eingerichtet sein, daß ihr erfolgreiches Thun immer auf dem leicht verständlichen Grundzuge ihres Wesens beruht und nicht auf einer Subtilität ihrer Person, oder auf einer Besonderheit, welche als zufällig erscheint. Vor Allem darf ein entscheidender Fortschritt der Handlung nicht aus Wunderlichkeiten eines Charakters, welche nicht motivirt sind, oder aus solchen Schwächen desselben hervorgehen, welche geeignet sind, den imponirenden Eindruck desselben zu verringern. So ist die Katastrophe in Emilia Galotti für unsere Zeit bereits nicht mehr im höchsten Sinne tragisch, weil wir von Emilia und ihrem Vater männlicheren Muth fordern. Daß die Tochter sich fürchtet, verführt zu werden, und der Vater sich muthlos resignirt, statt mit dem Dolch in der Hand sich und seinem Kinde den Ausweg aus dem Schlosse zu suchen, das verletzt uns die Empfindung, wie schön auch der Charakter Orsinis grade für diese Katastrophe gebildet ist. Zu Lessing's Zeit waren die Vorstellungen des Publikums von der Macht und Willkür fürstlicher Tyrannen so lebendig, daß die Situation ganz anders wirkte als jetzt. Und doch hätte Lessing auch bei solcher Voraussetzung den Mord der Tochter stärker motiviren können. Der Zuschauer muß durchaus überzeugt sein, daß den Galotti ein Ausweg aus dem Schlosse unmöglich ist. Der Vater muß ihn mit letzter Steigerung der

Kraft verſuchen, den Prinz durch Gewalt verhindern. Dann bleibt freilich immer noch der größere Uebelſtand, daß dem Odoardo in der That weit näher lag, den ſchurkiſchen Prinzen, als ſeine unſchuldige Tochter zu töten. Das wäre viel gewöhnlicher geweſen, aber menſchlich wahrer. Natürlich konnte das Trauerſpiel ſolchen Schluß nicht brauchen. Und dies iſt ein Beweis, daß das Peremtliche des Stückes tiefer liegt, als in der Kataſtrophe. Noch machte die deutſche Luft, in welcher der ſtarke Geiſt Leſſing's rang, das Schaffen großer tragiſcher Wirkungen unmöglich. Die Beſten empfanden wie edle Römer zur Kaiſerzeit, der Tod macht frei*)!

Wo aber unvermeidlich iſt, den Helden in einer weſentlichen Richtung als kurzſichtig und beſchränkt gegenüber ſeiner Umgebung darzuſtellen, muß das herabdrückende Gewicht aufgewogen ſein durch eine ergänzende Seite ſeiner Perſönlichkeit, welche ihm erhöhten Wert von Achtung und Antheil zuwendet. Das iſt gelungen in Wolf und Wallenſtein, es iſt verſucht, aber nicht gelungen in Egmont.

4. Wenn der Verfaſſer der Poetik vorſchreibt, daß die Charaktere der Helden, um Theilnahme zu erwecken, aus böſe und gut gemiſcht ſein müſſen, ſo gilt dieſer Satz, auf die veränderten Verhältniſſe unſerer Bühne angewandt, noch heut. Die Stoffbilder, aus denen die Bühne der Germanen vorzugsweiſe ihre poetiſchen Charaktere herausbebt, ſind ſelbſt Menſchen. Auch wo ſie einmal Geſtalten der Sage verwerthet, verſucht ſie mit mehr oder weniger Glück, dieſelben mit der freieren Menſchlichkeit und dem reicheren Leben zu füllen, welches an hiſtoriſchen Charakteren oder an Perſonen der Gegenwart zum Realiſiren einladet. Und der Dichter wird jeden Charakter für ſein Drama benützen dürfen, welcher die Darſtellung ſtarker dramatiſcher Proceſſe möglich

*) Es verſteht ſich, daß auch Emilia Galotti in der Tracht ihres Jahrhunderts (1772) aufgefaßt werden muß.

macht. Die abſolute und bewegungsloſe Güte und Schlechtigkeit ſind für Hauptrollen ſchon dadurch ausgeſchloſſen. Die Kunſt an ſich legt ihm eine weitere Beſchränkung nicht auf. Denn ein Charakter, in welchem die höchſten dramatiſchen Proceſſe ſich reichlich darſtellen laſſen, wird ein Kunſtgebilde, wie auch ſein Verhältniß zu dem ſittlichen Inhalt oder den ſocialen Anſichten der Hörer ſein möge.

Wohl aber wird dem Dichter die Wahl begränzt, zunächſt durch ſeinen eigenen männlichen Charakter, Geſchmack, Moral, Sitte, dann aber auch durch die Rückſicht auf ſeinen idealen Hörer, das Publikum. Es muß ihm ſehr daran liegen, daſſelbe für ſeinen Helden zu intereſſiren, und zum nachſchaffenden Mitſpieler in den Wandlungen und Gemüthsproceſſen zu machen, welche er verführt. Um dies Mitgefühl zu bewahren, iſt er genöthigt, Perſönlichkeiten zu wählen, welche nicht nur durch die Wichtigkeit, Größe und Energie ihres Weſens imponiren, ſondern welche auch Empfindung und Geſchmack der Hörer für ſich zu gewinnen wiſſen.

Der Dichter muß alſo das Geheimniß verſtehen, das Furchtbare, Entſetzliche, das Schlechte und Abſtoßende in einem Charakter durch die Beimiſchung, welche er ihm giebt, für ſeine Zeitgenoſſen zu adeln und zu verſchönen. Der Bühne der Germanen iſt die Frage, wie viel der Dichter darin wagen dürfe, ſeit Shakeſpeare kaum mehr zweifelhaft. Der hinreißende Zauber ſeiner ſchöpferiſchen Kraft wirkt vielleicht auf Jeden, der ſelbſt zu bilden verſucht, am gewaltigſten durch die Ausführung, welche er ſeinen Schurken gegönnt hat. Sowohl Richard III. als Jago ſind Muſterbilder, wie der Dichter auch die Böſen und Schlechten ſchön zu bilden habe. Die ſtarke Lebenskraft und die ironiſche Freiheit, in welcher ſie mit dem Leben ſpielen, verbindet ihnen ein höchſt imponirendes Element, welches ihnen widerwillige Bewunderung erzwingt. Beide ſind Schurken ohne jeden Beiſatz einer mildernden Eigenſchaft. Aber in dem Selbſtgefühl über-

legener Naturen beherrschen sie ihre Umgebung mit einer fast übermenschlichen Energie und Sicherheit. Sieht man näher zu, so sind beide sehr verschieden geformt. Richard ist der wilde Sohn einer Zeit voll Blut und Gräuel, wo die Pflicht nichts galt und die Selbstsucht Alles wagte. Das Mißverhältniß zwischen einem ehernen Geist und einem gebrechlichen Körper ist ihm Grundlage eines kalten Menschenhasses geworden. Er ist ein praktischer Mann und ein Fürst, der das Böse nur thut, wo es ihm nützt, dann freilich erbarmungslos, mit einer wilden Laune. Jago dagegen ist weit mehr Teufel. Ihm macht es Freude, nichtswürdig zu handeln, er thut das Böse mit innerstem Behagen. Er motivirt sich und Andern wiederholt in dem Stück, warum er den Mohren verderbe, er soll ihm einen andern Officier vorgezogen haben, er soll mit seiner Frau geliebelt haben. Das ist alles nicht wahr, und setzen es wahr ist, nicht der letzte Grund seiner Tücke. Der Hauptantrieb ist bei ihm der Drang einer schöpferischen Kraft, Anschläge zu machen und zu intriguiren, allerdings temperirt durch seinen Egoismus. Er war deßhalb für das Drama schwerer zu verwerthen, als der Fürst, der Feldherr, dem schon die Umgebung und die großen Zwecke Wichtigkeit und eine gewisse Größe gaben; und deßhalb hat Shakespeare ihn auch noch stärker mit Humor gefüllt, der verschönernden Stimmung der Seele, welche den einzigen Vorzug hat, auch dem Häßlichen und Gemeinen eine reizvolle Beleuchtung zu geben.

Grundlage des Humors ist die souveräne Freiheit eines reichen Gemüthes, welches seine überlegene Kraft an den Gestalten seiner Umgebung mit spielender Laune erweist. Der epische Dichter, welcher Neigung und Anlage für diese Wirkungen in sich trägt, vermag sie in doppelter Weise an den Gestalten seiner Kunst zu erweisen, er kann sie selbst zu Humoristen machen, oder er kann seinen Humor an ihnen üben. Der dramatische Dichter, welcher nur durch seine Helden spricht, vermag

ſelbſtverſtändlich nur das erſtere, indem er ihnen von ſeinem Humor mittheilt. Dieſe moderne Gemüthsrichtung übt auf den Hörer eine ſehr mächtige, zugleich feſſelnde und befreiende Wirkung. Für das ernſte Drama jedoch hat ihre Verwerthung eine Schwierigkeit. Die Vorausſetzung des Humors iſt innere Freiheit, Ruhe, Ueberlegenheit, das Weſen des dramatiſchen Helden iſt Befangenheit, Sturm, ſtarke Erregtheit. Das ſichere und behagliche Spielen mit den Ereigniſſen iſt dem Vorteilen einer bewegten Handlung ungünſtig, es dehnt faſt unvermeidlich die Scene, in welche es dringt, zu einem Situationsbilde aus. Weshalb der Humor mit einer Hauptperſon in das Drama eintritt, muß der Charakter, deſſen Stimmung er iſt, andere Eigenſchaften haben, welche verhindern, daß er in ein ruhiges Beharren komme; in ſich eine ſtark treibende Kraft, und über eine kräftig fortrückende Handlung.

Nun iſt allerdings möglich, den Humor des Dramas ſo zu leiten, daß er heftige Bewegungen der Seele nicht ausſchließt, und daß ſein freies Beſchauen eigener und fremder Schickſale geſteigert wird durch eine entſprechende Fähigkeit des Charakters, großer Leidenſchaft Ausdruck zu geben. Aber zu lehren iſt das nicht.

Und die Verbindung eines tiefen Gemüths mit dem Vollgefühl ſicherer Kraft und mit feuerſprühender Laune iſt ein Geſchenk, welches dem Dichter ernſter Dramen in Deutſchland noch kaum zu Theil geworden iſt. Wem ſolche Gabe verliehen wird, der verwendet ſie als reicher Mann ſorglos, mühelos, ſicher, er ſchafft ſich ſelbſt Geſetz und Regel, und zwingt ſeine Zeitgenoſſen, ihm bewundernd zu folgen; wer ſie nicht hat, der ringt vergebens darnach, etwas von dem ſchmückenden Glanz, den ſie überall ausgießt, in ſeine Scenen hinein zu malen.

5. Es iſt früher geſagt, wie bei unſerem Drama die Charaktere den Fortſchritt der Handlung zu motiviren haben, und wie das Schickſal, welches ſie regiert, im letzten Grunde nichts Anderes ſein darf, als der durch ihre Perſönlichkeit hervorgebrachte

Lauf der Ereigniſſe, welcher in jedem Augenblick von dem Hörer als vernünftig und wahrſcheinlich begriffen werden muß, wie ſehr auch einzelne Momente ihm imponirend und überraſchend kommen. Grade dann erweiſt der Dichter ſeine Kraft, wenn er ſeine Charaktere tief und groß zu bilden und den Lauf der Handlung mit hohem Sinne zu leiten weiß, und wenn er nicht als ſchöne Erfindung darbietet, was auf der Heerſtraße des gewöhnlichen Menſchenverſtandes liegt und was auch ſeichtem Urtheil das Nächſte iſt. Und mit Abſicht iſt wiederholt betont worden, daß jedes Drama ein feſtes organiſches Gefüge ſein müſſe, bei welchem der Cauſalzuſammenhang die ehernen Klammern bildet, und daß das Irrationale als ſolches in dem modernen Drama überhaupt keine irgend wichtige Stelle haben dürfe.

Jetzt aber darf an ein Nebenmotiv für Forttreiben der Handlung erinnert werden, welches in dem frühern Abſchnitt nicht erwähnt wurde. In einzelnen Fällen dürfen die Charaktere einen Schatten zum Mitſpieler erhalten, der auf unſerer Bühne doch nicht geduldet werden ſoll, den Zufall. Wenn nämlich das Werdende in der Hauptſache durch die treibenden Perſönlichkeiten begründet iſt, dann darf in ſeinem Verlauf allerdings begreiflich werden, daß der einzelne Menſch nicht mit Sicherheit den Zuſammenhang der Ereigniſſe zu leiten vermag. Wenn im König Lear der Böſewicht Edmund, wenn in der Antigone der Tyrann Kreon den Todesbefehl, welchen ſie ausgeſprochen haben, widerrufen, ſo erſcheint allerdings als Zufall, daß derſelbe ſo ſchnell oder in unerwarteter Weiſe ausgeführt werden iſt. Wenn im Wallenſtein der Held den Vertrag, welchen er mit Wrangel geſchloſſen hat, zurück nehmen will, ſo wird allerdings ſtark betont, wie unbegreiflich ſchnell der Schwede verſchwunden ſei. Wenn in Romeo und Julie die Nachricht von Julia's Tode eher zu Romeo kommt, als die Botſchaft des Pater Lorenzo, ſo erſcheint der Zufall hier ſogar von großer Wichtigkeit für den Verlauf des Stückes. Aber dieſes Eindringen eines nicht berechneten Um-

ſtandes, wie ſehr es auffallen mag, iſt im Grunde kein von Außen hereinbrechendes Motiv, ſondern es iſt nur Folge eines charakteriſtiſchen Thuns der Helden.

Die Charaktere haben nämlich eine verhängnißvolle Entſcheidung abhängig gemacht von einem Lauf der Thatſachen, den ſie nicht mehr regieren können. Der Fall war eingetreten, den Edmund für den Tod der Cordelia feſtgeſetzt hatte; Kreon hatte die Antigone in das Grabgewölbe ſchließen laſſen, ob die trotzige den Hungertod erwartete, oder ſich ſelbſt einen Tod wählte, darüber hatte er die Herrſchaft verloren. Wallenſtein hat ſein Schickſal in die Hand eines Feindes gegeben, daß Octavio guten Grund hat, den Entſchluß des Zögernden unwiderruflich zu machen, liegt auf der Hand. Romeo und Julie ſind in die Lage gekommen, daß die Möglichkeit ihres Lebens von einer fürchterlichen, frevelhaften und höchſt abenteuerlichen Maßregel abhängt, welche der Pater in ſeiner Angſt ausgedacht hat. In dieſen und ähnlichen Fällen tritt der Zufall nur deshalb ein, weil die Charaktere eine wichtige Entſcheidung aus der Hand gegeben haben. Er iſt für den Dichter und ſein Stück nicht mehr Zufall, d. h. nicht ein Fremdes, welches das Gefüge der Handlung zerreißt, ſondern er iſt ein aus den Eigenthümlichkeiten der Charaktere hervorgegangenes Motiv, wie jedes andere, im letzten Grunde nur eine in den Charakteren begründete Conſequenz vorausgegangener Ereigniſſe. — Dies nicht unwirkſame Mittel iſt aber vorſichtig zu gebrauchen und genau durch das Weſen der Charaktere und die Situation zu motiviren.

6. Auch für Leitung der Charaktere durch die einzelnen Akte ſind, wie bereits früher geſagt wurde, einige kleine techniſche Regeln zu beachten; ſie werden hier noch einmal kurz hervorgehoben.

Jeder Charakter des Dramas ſoll die Grundzüge ſeines Weſens ſo ſchnell als möglich dem Publikum deutlich und intereſſant zeigen; auch wo eine Kunſtwirkung in verdecktem Spiele

einzelner Rollen liegt, muß der Hörer bis zu einem gewissen Grade Vertrauter des Dichters werden. — Je später im Verlauf der Handlung ein neuer Charakterzug zu Tage kommt, desto sorgfältiger muß er schon im Anfange motivirt werden, damit der Zuschauer das überraschende Neue mit dem vollen Behagen genieße, daß es der Anlage des Charakters doch vollständig entspricht.

Im Anfang des Stückes, wo die Hauptcharaktere sich zu explicciren haben, sind kurze Striche Regel, es versteht sich von selbst, daß das charakteristische Detail nicht anekdotenhaft, sondern mit der Handlung verwebt zu Tage kommen muß, ausnahmsweise sind hier kleine Episoden, eine bescheidene Situationsmalerei erlaubt. — Die Scenen des Anfangs, welche die Farbe des Stückes angeben, die Stimmung vorbereiten, sollen zugleich das Grundgewebe der Helden darlegen. Mit ganz ausgezeichneter Kunst verfährt dabei Shakespeare. Er läßt gern seine Helden, bevor sie in die Befangenheit der tragischen Handlung hineingeführt werden, in der Einleitungsscene den Zug ihres Wesens noch unbefangen und doch höchst charakteristisch aussprechen: Hamlet, Romeo, Brutus, Othello, Richard III.

Es ist kein Zufall, daß Goethe's Helden: Faust (beide Theile), Iphigenie, sogar Götz sich durch einen Monolog einführen oder in ruhigem Gespräch, wie Tasso, Clavigo: Egmont tritt erst im zweiten Akt auf. — Lessing folgt noch der alten Gewohnheit seiner Bühne, die Helden durch ihre Vertrauten einzuführen: aber Schiller legt wieder größeres Gewicht auf charakteristische Darlegung der unbefangenen Helden. In der Trilogie des Wallenstein wird das Wesen des Helden durch das Lager und den ersten Akt der Piccolomini zuerst in zahlreichen Reflexen glänzend dargestellt, Wallenstein selbst aber erscheint durch den Astrologen kurz eingeleitet, im Kreise seiner Familie und der Vertrauten, aus dem er während des ganzen Stückes nur selten heraustritt.

Daß die neuen Rollen der Umkehr eine besondere Behandlung verlangen, ist bereits gesagt. Der Zuschauer ist geneigt, die Führung der Handlung durch neue Personen mit Mißtrauen zu betrachten, der Dichter muß sich hüten zu zerstreuen oder unpeinlich zu machen. Deßhalb bedürfen die Charaktere der Umkehr eine reichere Ausstattung, interessante Einführung, wirksamste Detail in knapper Behandlung. Bekannte Beispiele vortrefflicher Ausführung sind außer den früher genannten, Terzky und Mackenzie im Wallenstein, während Buttler in demselben Stück wieder als Muster gelten kann, wie ein Charakter, dessen thätiges Eingreifen für den letzten Theil des Stückes aufgespart ist, als Theilnehmer der Handlung durch die ersten Theile nicht geschleppt, sondern durch seine inneren Wandlungen verflochten wird.

Zuletzt wird sich der ungeübte Bühnendichter hüten, wenn er Andere über seinen Helden sprechen lassen muß, großen Werth auf solche Erläuterung des Charakters zu legen, er wird auch den Helden selbst nur wo es durchaus charakteristisch ist, ein Urtheil über sich selbst abgeben lassen, denn Alles, was Andere von einer Person sagen, ja auch was sie selbst von sich sagt, hat im Drama geringes Gewicht gegen das, was man in ihr werden sieht, im Gegenspiele gegen Andere, im Zusammenhange der Handlung. Ja, es mag tödtlich wirken, wenn der eifrige Dichter seine Helden als erhaben, als lustig, als klug empfiehlt, während ihnen in dem Stücke selbst trotz dem Wunsche des Dichters nicht immer vergönnt wird, sich so zu erweisen.

7. Die Führung der Charaktere durch die Scenen muß mit steter Rücksicht auf das Bühnenbild und die Bedürfnisse der scenischen Darstellung geschehen. Denn auch in der Scenenführung macht der Schauspieler gegenüber dem Dichter seine Forderungen geltend, und der Dichter thut wohl, dieselben mit Achtung anzuhören. Er steht zu seinem Darsteller in einem zarten Verhältnisse, welches beiden Theilen Rücksichten auflegt:

in der Hauptsache ist das Interesse Beider gemeinsam. Beide bethätigen an demselben Stoff ihre schöpferische Kraft, der Dichter als der stille Leiter, der Darsteller als ausführende Gewalt. Und der Dichter wird erfahren, daß der deutsche Darsteller im Ganzen mit schneller Wärme und Eifer auf die Wirkungen des Dichters eingeht und ihn nur selten mit Anfechtungen belästigt, durch welche er seine Kunst zum Nachtheil der Poesie in den Vordergrund zu stellen gedenkt. Da freilich der einzelne Darsteller die Wirkungen seiner Rolle im Auge hat, der Dichter die Gesammtwirkung, so wird bei dem Einstudiren des Stückes allerdings in einzeln Fällen ein augenblicklicher Gegensatz der Interessen hervortreten. Nicht immer wird der Dichter seinem Verbündeten das bessere Recht zugestehen, wenn ihm einmal nothwendig wird, eine Wirkung abzukämpfen, einen Charakter in einzelnen Momenten der Handlung zurückzudrängen. Die Erfahrung lehrt, daß der Darsteller sich bei solcher Collision der beiderseitigen Interessen bereitwillig fügt, sobald er die Empfindung erhält, daß der Dichter die eigene Kunst versteht. Denn der Künstler ist gewöhnt, als Theilnehmer an einem größeren Organismus zu arbeiten, und erkennt, wenn er aufmerksam sein will, recht gut die höchsten Bedürfnisse des Stückes.

Die Forderungen aber, welche er mit Recht stellt: gute Spielrollen, starke Wirkungen, Schonung seiner Kraft, bequeme Zurichtung der Scenen, mußten im Grunde dem Dichter ebenso sehr am Herzen liegen, als ihm.

Diese Forderungen lassen sich aber in der Hauptsache auf zwei große Grundsätze zurückführen, auf den Satz, welcher hier aufgeführt wurde: dem schaffenden Dichter soll die Bühnenwirkung deutlich sein; und auf den kurzen, aber allerdings das Höchste heischenden Satz, der Dichter soll seinen Charakteren große dramatische Wirkungen zu schaffen wissen. Zunächst also soll der Dichter in jeder einzelnen Scene, zumal in Ensemblescenen, die Uebersicht über das Bühnenbild fest in der Seele halten;

er soll die Stellungen der Personen und ihre Bewegungen zu und von einander, wie sie nach und nach auf der Bühne geschehen, mit einiger Deutlichkeit empfinden. Wenn er den Schauspieler zwingt, häufiger als der Charakter und die Würde seiner Rolle erlauben, sich nach einer und der andern Person zu richten, um vielleicht Nebenrollen ihre Wirkung zu erleichtern oder zurecht zu machen, wenn er versäumt, die Uebergänge aus einer Aufstellung in die andere, von einer Seite der Bühne auf die andere, welche er bei einem spätern Moment der Scene voraussetzt, zu motiviren. Wenn er den Schauspieler in eine Lage zwängt, welche ihm nicht verstattet, ungezwungen und wirksam eine kleine Aktion auszuführen oder mit einem Mitspieler oder dem Hörer in die schöne Verbindung zu treten, wenn er nicht darauf achtet, welche seiner Rollen jedesmal das Spiel zu bringen und welche es aufzunehmen hat, ferner, wenn er Hauptrollen längere Zeit auf der Bühne unbeschäftigt läßt, wenn er wieder der Kraft des Darstellers zu viel zumuthet, oder seiner Rolle die Gelegenheit raubt, eine naheliegende kleine dem Stück förderliche Wirkung auszuüben, so ist der letzte Grund dieser und ähnlicher Uebelstände immer eine zu schwache und lückenhafte Versetzung von dem Aussehen der dramatischen Bewegung, welche der Dichter in ihrem Laufe durch die Seelen vielleicht sehr gut und wirksam empfunden hat. In allen diesen Fällen haben die Forderungen des Schauspielers das beste Recht. Und der Schaffende wird auch aus diesem Grunde dem Verhältnisse und der Convenienz der Bühne besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Es giebt dafür kein besseres Mittel, als daß er mit dem Schauspieler einige neu einzustudirende Rollen durchgeht — um zu lernen — und daß er fleißig den Proben beiwohnt, welche ein sorgfältiger Regisseur abhält.

Die alte Forderung, der Dichter solle seine Charaktere den Kräften der Darsteller anpassen, scheint unbehilflicher, als sie in Wahrheit ist. Zwar sind auf unserer Bühne grade für die Hauptrollen die festen Traditionen aufzugeben, welche den Künst-

ler einſt im Manuskreis ſeines Faches erblicken, dem „Intriganten" unmöglich machten, eine Rolle aus dem „erſten Fach" zu ſpielen, und den „Bonvivant" durch eine ſchwer zu überſteigende Kluft von dem „jugendlichen Helden" trennten. Indeß beſteht noch ſoviel von dem Brauch, als für die Darſteller und den Leiter der Bühne nützlich iſt, um das einzelne Talent nach ſeiner beſondern Anlage zu ziehen und die Beſetzung neuer Rollen zu erleichtern. Jeder Darſteller erfreut ſich demnach eines gewiſſen Vorraths von dramatiſchen Mitteln, welche er innerhalb ſeines Faches ausgebildet hat: Intonation ſeiner Stimme, Accente der Rede, Haltung der Glieder, Stellungen, Zwang der Geſichtsmuskeln. Innerhalb ſeiner gewohnten Grenzen bewegt er ſich mit Sicherheit, außerhalb derſelben wird er unſicher. Wenn nun der Dichter in derſelben Rolle die Routine verſchiedener Fächer beanſprucht, ſo wird die Beſetzung ſchwer, der Erfolg vielleicht zweifelhaft. Es ſei z. B. ein italieniſcher Parteiführer des funfzehnten Jahrhunderts nach Außen hin ſcharf, klug, verhüllt, rückſichtsloſer Wüſtling, in ſeiner Familie von zärtlichem Gemahl, würdig, verehrt und verehrungswerth — eine unwahrſcheinliche Miſchung — ſo würde ſein Bild auf der Bühne ſehr verſchieden ausfallen, ob der Charakterſpieler oder der ältere Held und würdige Vater ihn darſtellen, wahrſcheinlich würde bei jeder Beſetzung die eine Seite ſeines Weſens zu kurz kommen. Und dies iſt kein ſeltener Fall: die Vortheile richtiger Beſetzung nach Fächern, die Gefahren einer verfehlten ſind an jedem neuen Stück zu beobachten.

Aber der Dichter ſoll ſich durch ſolche blose Rückſicht auf größere Sicherheit ſeiner Erfolge nirgend beſtimmen laſſen, ihm das Kommen eines ungewöhnlichen Bühnencharakters Wichtigkeit wird. Er ſoll nur wiſſen, was für ihn und ſeine Darſteller am Bequemſten iſt.

Und wenn zuletzt von dem Dichter gefordert wird, daß ſeine Charaktere wirkſam für den Darſteller bilde, ſo enthält

dieser Wunsch die beste Anerkennung, welche überhaupt dem dramatischen Dichter gestellt werden kann. Denn für den Darsteller wirklich schaffen, heißt in Wahrheit nichts anderes, als im besten Sinne des Wortes dramatisch schaffen. Seele und Leib der Schauspieler sind bereit, sich in höchst bewußte, schöpferische Thätigkeit zu versetzen, um das geheimste Empfinden, Gefühl und Gedanken, Wille und That seiner Helden zu verbildlichen. Der Dichter sehe zu, daß er diesen gewaltigen Apparat für seine Kunstwirkungen vollständig und würdig zu benutzen wisse. Und sein Kunstgeheimniß, das erste, welches in diesen Blättern dargestellt wurde, und das letzte ist nur das eine: er schildere detaillirt und charakteristisch, genau und wahr, wie starke Empfindung aus dem geheimen Leben als Begehren und That herausbricht, und wie starke Eindrücke von Außen in das Innere des Helden hineinschlagen. Das beschreibe er mit poetischer Fülle aus einer Seele, welche genau, scharf, reichlich jeden einzelnen Augenblick dieses Processes anschaut, und besondere Freude findet, ihn mit schönem Detail abzubilden; so schreibe er, und er wird seinen Künstlern die größten Aufgaben stellen, ihre Kraft wahrig und völlig verwerthen.

Nur wieder muß gesagt werden, keine Technik belehrt, wie man es anfangen müsse, um so zu schreiben.

Fünftes Kapitel.

Vers und Farbe.

Das Jahrhundert, in welchem der Roman die herrschende
attung der Poesie geworden ist, wird nicht mehr den Vers für
n nothwendiges Element des poetischen Schaffens halten.
ch auf unserer Bühne sind mehre Dramen hohen Stils,
lche in ungebundener Rede verlaufen, beliebte Repertoirestücke.
enigstens bei Stoffen aus neuerer Zeit ist, so sollte man
inen, die Prosa das angemessenste Material für Ausdruck
cher Gedanken und Empfindungen, deren wirkliches Gegen
dem Hörer besonders lebendig ist. Aber das Drama wird
doch nur schwer entschließen, die Vortheile, welche ihm der
rs gewährt, aufzugeben, um sich die der Prosa zu sichern.
Es ist wahr, die ungebundene Rede läuft schneller, mühe-
r, ja in mancher Hinsicht dramatischer dahin. Es ist leichter, in
die verschiedenen Charaktere zu individualisiren, sie bietet von
Satzbildung bis zu den mundartlichen Klängen hinab die größte
unigfaltigkeit der Farben und Schattirungen, alle dialektischen
zesse sind zwangloser, sie schmiegt sich behend jeder Stimmung
sie vermag für leichte und launige Rede, für das Plaudern
er Situation eine Grazie zu geben, welche dem Verse sehr
er wird: sie erlaubt größere Unruhe, schnellern Wechsel,

ſtärker gebrochene Bewegung, kräftige Rubrigkeit und logiſche Schärfe. Aber viele Vortheile werden reichlich aufgewogen durch die edlere Stimmung des Hörers, welche der Vers aufregt. Während die Prosa leicht in Gefahr kommt, die Bilder der Kunſt zu Abbildern gewöhnlicher Wirklichkeit herabzuziehen, steigert die Sprache des Verses das Wesen der Charaktere zu größerer Höhe. In jedem Augenblick wird in dem Hörer die Empfindung rege erhalten, daß er Kunſtwirkungen gegenüber ſteht, welche ihn der Wirklichkeit entrücken und in eine andere Welt verſetzen, deren Verhältniſſe der menſchliche Geiſt mit Freiheit geordnet hat. Auch die Beſchränkung, welche der Dialektik und zuweilen der Kürze und logiſchen Schärfe des Ausdrucks auferlegt wird, iſt mehr ein Vortheil, als ein Verluſt; denn der poetiſchen Darſtellung liegt dieſes Gebiet geiſtiger Thätigkeit nicht ſo am Herzen, als die Fülle, der Glanz des bildlichen Ausdrucks, des Vergleichs und Gegenſatzes welche der Vers begünſtigt. In ſeinem rhythmiſchen Klang ſchweben, der Wirklichkeit entheben, Empfindung und Anſchauung wie verklärt in die Seelen der Hörer; und es muß gezeigt werden, daß dieſe Vortheile grade bei mehreren Stoffen ſehr wohlthätig ſein können, denn grade ihnen iſt die Enthebung aus den Stimmungen des Tages nöthig. Wie dergleichen gemacht werden kann, zeigt nicht nur der Prinz von Homburg, auch die Behandlung, welche Goethe einem an ſich undramatiſchen Stoff in der natürlichen Tochter gegönnt hat, obgleich ihre Verſe aus andern Gründen für die Bühne nicht gut geſchrieben ſind.

Der fünffüßige Jambus iſt bei uns als dramatiſcher Vers seit Goethe und Schiller durchgeſetzt. Der entſchiedene trochäiſche Fall der deutſchen Sprache macht ihn uns beſonders bequem. Er iſt allerdings im Vergleich zu den kleinen logiſchen Einheiten des Sprachſatzes, deren Verkoppelung zu zweien das Weſen jeder Verszeile iſt, ein wenig kurz; wir vermögen in ſeinen zehn oder

ilf Silben nicht die Fülle des Inhalts zusammenzudrängen, welche er z. B. in der gedrungenern englischen Sprache hat. und der Dichter kommt daher bei einer Neigung zu reichlichem önendem Ausdruck leicht dazu, in anderthalb oder zwei Vers eilen auszudrücken, was in einer unterzubringen wäre. Aber r hat den Vortheil der möglichst größten Flüssigkeit und Beweg ichkeit, er vermag sich mehr als ein anderer Vers den wechseln en Stimmungen anzupassen, jeder Veränderung in Tempo nd Bewegung der Seele zu folgen.

Die übrigen Versmaße, welche für das Drama bisher ver erthet sind, leiden an dem Uebelstand, daß sie eine zu starke igenthümliche Klangfarbe haben und das Charakterisiren durch die Rede, wie sie dem Drama nöthig ist, mehr als billig beschränken.

Der deutsche trochäische Tetrameter, den Immermann in er Katastrophe seines „Alexis" unter anderen Maßen wirkungs oll verwendet hat, läuft wie alle trochäischen Verse zu parallel it dem Tonfall unserer Sprache. Die scharfen Taktschnitte, elche seine Füße in der Rede hervorbringen, und der lange hwungvolle Lauf geben ihm in der deutschen Sprache — ab eichend von der griechischen — etwas Unruhiges, Aufwühlen s, eine dunkle Klangfarbe, welche nur für hohe tragische ituationen zu verwerthen wäre. Der jambische Sechsfuß, ssen Cäsur in der Mitte des dritten Fußes steht, das tragische Maß der Griechen, ist in Deutschland bis jetzt vernachlässigt orden. Durch die Uebersetzungen aus dem Griechischen kam in den Ruf einer Steife und Starrheit, die ihm nicht wesent h anhängen, er ist sehr wohl lebhafter Bewegung und zahl icher Variationen fähig. Majestätischer freilich und voller ist n Klang, für reichlichen Ausdruck, welcher langathmig dahin hl, vortrefflich geeignet. Nur den Uebelstand hat er, daß seine auptcäsur, welche auch im Drama für die fünfte Silbe festge lten werden muß, den beiden logischen Einheiten des Verses r ungleiches Maß gibt. Gegen fünf Silben stehen sieben,

oder bei weiblicher Endung gar acht, leicht drückt sich in der zweiten Hälfte eine zweite Cäsur so stark ein, daß sie den Vers in drei Theile spaltet. Dies Nachklingen der längeren Hälfte macht ferner einen kräftigen Abschluß des Verses wünschenswerth, durch die weibliche Endung wird er schleppend, und das Betönen der männlichen Endungen trägt dazu bei, ihm Wucht, zuweilen Härte zu geben. Der Alexandriner endlich, ein iambischer Sechsfuß, dessen Cäsur nach der dritten Hebung liegt, und den Vers in zwei gleiche Theile fällt, zerschneidet im deutschen Drama die Rede zu auffallend. Im französischen ist seine Wirkung eine andere, weil bei dieser Sprache der Versaccent weit mehr gedeckt und auf das mannichfaltigste unterbrochen wird. Nicht nur durch den launischen und unruhigen Wortaccent, sondern auch durch freie rhythmische Schwingungen der gesprochenen Rede, ein Zusammenwerfen und Dehnen der Worte, welches wir nicht nachahmen dürfen, und das auf einem starkeren Heraustreten des Klangelementes der Sprache beruht, mit welcher die schöpferische Kraft des Redenden in existentieller Weise zu spielen weiß.

Endlich ist im Deutschen noch ein iambischer Vers für lebhafte dramatische Bewegung vorzüglich geeignet, ebenfalls noch wenig benutzt, der Sechsfuß der Nibelungen. Wenn die Verszeilen dieses Maßes nicht strophisch verbunden, sondern mit kleinen Pausen im Bau als fortlaufende Langverse verwendet werden, mit häufigem Ueberschlagen der Redesätze aus einem Vers in den andern, so wird dieses Maß ausgezeichnet wirksam für den Ausdruck auch des leidenschaftlichsten Fortschritts. Und so ist möglich, daß jenes Versen, welches den rhythmischen Verhältnissen der deutschen Sprache vielleicht am besten entspricht, nur bewegte Erzählung, ja sogar einmal für eine Wendung des Dramas Bedeutung gewinnt. Dem Drama wird der Reim, welchen je zwei Langverse als verbindendes Element nicht entbehren können, immer zu klangvoll und spielend sein, wie sehr

man ihn auch durch das Hinüberziehen der Rede aus einem Vers in den Andern zu dämpfen vermag.

Für das moderne Drama ist ferner Gleichheit der Klangfarbe, also Einheit des Versmaßes unentbehrlich. Unsere Bühne und die Fassungskraft der Hörer sind noch der phönikischen Zeit wenig entwickelt. Die Verschiedenheiten im Versklange werden mehr als störende Unterbrechungen, denn als fördernde Helfer aufgefaßt. Ferner aber ist das Interesse an dem geistigen Inhalt der Rede und an der dramatischen Bewegung der Personen so sehr in den Vordergrund getreten, daß auch darum jedes Versmaß, welches in seinem Abstich von dem Vorhergehenden die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, als eine Zerstreuung empfunden wird.

Dies ist auch der Grund, welcher billig die Prosa zwischen Versen von unseren Dramen ausschließen sollte. Denn noch klarer wird durch sie der Contrast in der Färbung. Eingeflochtene Prosa gibt ihren Scenen immer etwas derb Realistisches und dieser Uebelstand wird dadurch erhöht, daß sie dem Dichter so bequemes Material dient, um Stimmungen auszudrücken, für welche der würdige Klang des Verses zu vornehm ist.

Der iambische Rhythmus fließt dem deutschen Dichter, dessen Seele sich erst gewöhnt hat in den Schwingungen desselben zu empfinden, in der Regel leicht auf das Papier. Aber seine Durchbildung zum dramatischen Verse pflegt dem Deutschen noch schwer zu werden und die Dichter sind nicht zahlreich, denen es völlig gelang. Und so deutlich drückt dieser Vers die Eigenschaft des Dichters aus, welche hier die dramatische genannt wurde, daß der Leser eines neuen Stückes schon aus wenigen Versreihen zu erkennen vermag, ob diese dramatische Kraft in dem Dichter herausgebildet sei. Allerdings ist den Deutschen immer noch leichter möglich, dramatisch zu schauen und zu empfinden, als dies innere Leben in entsprechender Weise im Vers auszudrücken.

Bevor der Vers des Bühnendichters für den Betrieb seiner Kunst brauchbar werde, muß er correct, wohllautend und ohne übergroße Anstrengung bei der Arbeit geschaffen werden. Hauptcäsur und Hülfscäsuren, Hebungen und Senkungen, männliche und weibliche Endungen müssen nach bekannten Gesetzen regelmäßig und in gefälligem Wechsel heraustreten.

Hat der Dichter diese Technik des Versbaues erworben, und gelingt ihm, klingende Verse mit gefälligem Fluß und kernigem Inhalt zu schreiben, so ist sein Vers noch weit davon entfernt, für das Drama brauchbar zu sein. Er ist im Gegentheil recht gründlich undramatisch. Und die schwierigere Arbeit beginnt. Jetzt muß der Dichter eine andere Art von rhythmischer Empfindung gewinnen, welche ihn veranlaßt, an Stelle der Regelmäßigkeit scheinbare Unregelmäßigkeit zu setzen, den gleichartigen Fluß in der mannichfaltigsten Weise zu stören, das heißt, eine tote Form mit stark pulsirendem Leben zu erfüllen.

Darin war gesagt, daß der französische Alexandriner durch das Eintreten unregelmäßiger Schwingungen in der Rede gestört werde, welche die Klangelemente der Sätze rasch zusammenwerfen und von einander trennen. Die dramatische Sprache der Deutschen kennt sehr wenig dieses kreischaffende Eindringen der bewegten Seele durch schnell gebrochenes Tempo, scharfe Accente, unruhiges Heben und Sinken des Tons, durch ein Retardiren und Dahinwerfen, welches fast unabhänglich von dem logischen Sinne des Satzes vor sich geht, ja sie empfindet eine solche Bewegung der Rede als unlogisch oder willkürlich, was sie dem Franzosen nicht ist. Dagegen ist dem Germanen in ausgezeichneter Weise die Fähigkeit verliehen, die Bewegungen seines Innern in der Construction seiner Rede, durch Verbinden und Trennen der Sätze, durch Inversionen, Herausheben und Voranstellen einzelner Wörter auszudrücken, die Rhythmik der deutschen aufgeregten Seele prägt sich in der logischen Fügung und Trennung der

Satzelemente noch kräftiger an, als bei den Romanen in den tönenden Schwingungen ihrer Recitation.

In dem Jambus des Dramas tritt dieses Leben dadurch ein, daß es den gleichmäßigen Fluß des Verses beschleunigt aufhält, zerbricht, zerhackt, zerreißt, in unendlich verschiedenen Nüancen, welche durch die innere Bewegung des Menschen hervorgebracht werden. Jeder Stimmung der Seele hat unser Vers sich gehorsam zu bequemen, jede vermag er sowohl durch seinen Rhythmus, als durch die logische Verbindung der Satzeinheiten welche er zusammenschließt, auszudrücken. Zur ruhigen Empfindung, feine Bewegung, welche gemessen und würdig eher in heiterer Lebendigkeit dahinzieht, hat er seine reinste Form, den schönsten Wohlklang, einen gleichmäßigen Fluß zu verwenden. In solcher ruhigen Schönheit gleitet der dramatische Jambus bei Goethe dahin. Hebt sich aber die Empfindung höher, fließt die gesteigerte Stimmung in schmuckvoller, langathmischer Rede heraus, dann soll er in langen Wellen dahin rauschen, klangvoll, tönend, bald in überwiegenden weiblichen Endungen ausklingend, bald durch männlichen Ausgang kräftig abschließend. Ja die Rede zieht ihn vorwärtseilend zu größern Gruppen zusammen, in denen Redesätze mit reichem schwunghaftem Ausdruck und schöne Bilder dahinströmen. Das ist in der Regel der Vers Schiller's. Die Erregung wird heftiger, lange Redewellen stürzen über den Vers hinüber, füllen noch Theile des nächsten und zerbrechen den Bau desselben, dazwischen drängen kurze Stöße der Leidenschaft, einzelne kleine Redetheile schneiden die Verse durch, scharfe Wechselsätze brechen heraus; aber noch überzieht diese aufsteigenden Wirbel die rhythmische Stimmung einer längeren Rede. So bei Lessing. Aber stürmischer, wilder, wird der Ausdruck der Erregung, der rhythmische Lauf des Verses scheint vollständig gelöst, immer wieder springt ein Satz aus dem Ende eines Verses in den Anfang des Andern, bald hier, bald dort wird eine Verszeile theils zum Vorhergehenden, theils zum Folgenden zerrissen,

Rede und Gegenrede zerhacken das Gefüge: das erste Wort des Verses und das letzte — zwei bedeutungsvolle Stellen — stürmen los und treten als besondere Glieder in die Rede, der Vers bleibt unvollendet, einzelne übergreifende Wörter werfen sich zwischen die Zeilen, statt dem ruhigen Wechsel weicherer und härterer Cäsuren, folgen längere Versreihen mit dem harten männlichen Abfall, die Versesäsur ist kaum noch zu erkennen, auch in diejenigen Senkungen, über welche beim regelmäßigen Lauf der Rhythmus schnell dahin schweben muß, drängen mächtig schwere Wörter, wie chaotisch bewegen sich die Elemente des Verses durcheinander. Das ist der dramatische Vers, wie er in den besten Stellen Kleist's, trotz aller Manier in der Sprache des Mannes, die mächtigste Wirkung ausübt, wie er noch größer und durchgebildeter in den leidenschaftlichen Scenen Shakespeare's dahin wirbelt.

Erst wenn der Dichter in solcher Weise seinen Vers gebrauchen lernt, hat er ihn mit dramatischer Seele erfüllt. Immer aber soll er ein Gesetz festhalten: der dramatische Vers soll nicht gelesen, nicht ruhig recitirt, sondern im Charakter gesprochen werden. Für diesen Zweck ist nöthig, daß die logische Verbindung seiner Redetheile durch Partikeln und Pronomina leicht verständlich sei. Ferner, daß der Ausdruck der Empfindungen, dem Charakter des Redenden entspreche und nicht in unverständlicher Kürze abbreche, nicht schleppend dahin fahre, endlich daß harte und übelklingende Lautverbindungen und schwerverständliche Wörter sorgfältig gemieden werden. Der gesprochenen Rede wird es sowohl leichter als schwerer, den Sinn der Rede wiederzugeben. Zunächst verletzt und zerstreut jeder Mißklang, den der Leser wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Jede Unklarheit in der Satzverbindung macht den Darsteller und das Publikum unsicher und verleitet zu falscher Auffassung. Aber auch der genauem Ausdruck in seiner und geistvoller Auseinandersetzung ist der Leser scharfsinniger und

empfänglicher, als der leicht zerstreute und lebhafter beschäftigte Hörer. Dagegen vermag der Darsteller auch Vieles zu erklären. Der Leser in verhältnißmäßig ruhiger Stimmung folgt den kurzen Sätzen einer gebrochenen Rede, deren innerer Zusammenhang nicht durch die gewöhnlichen Partikeln ruhiger Satzverbindung ihm nahe gelegt wird, mit Aufmerksamkeit, welche leicht zur Ermüdung wird; dem Darsteller dagegen sind grade solche Stellen die vollkommenste Grundlage für sein Schaffen. Durch einen Accent, einen Blick, einen Griff versteht er den letzten Zusammenhang, die vom Dichter ausgelassenen Zwischenvorstellungen rasch dem Hörer verständlich zu machen, und die Seele, welche er selbst in die Worte hineinlegt, die Leidenschaft, welche aus ihm herausströmt, wird ein Leiter, welcher den Inhalt der zerrungenen und zerrissenen Rede dem Hörer vielleicht zu einer gewaltigen Einheit heranbildet. Es geschieht, daß bei der Lectüre lange Perioden den Eindruck des Gekünstelten, Manierirten machen, welche auf der Bühne sich in ein Gemälde der höchsten Leidenschaft verwandeln. Es ist möglich, daß der Schauspieler einmal das Beste dabei gethan hat, denn seine Kunst ist besonders da mächtig, wo der Dichter wohl einen Gedankenstrich anbringt. Aber eben so oft hat schon die Poesie das beste Recht, und an dem Leser liegt die Schuld, weil seine nachschaffende Kraft nicht so thätig ist, als sie sein sollte. Oft ist in den Lessing's diese Besonderheit des Style zu erkennen. Das häufige Unterbrechen der Rede, die kurzen Sätze, die Fragen und Einwürfe, die bewegten dialektischen Prozesse, welche seine Personen durchmachen, erscheinen bei der Lectüre als eine gekünstelte Unruhe. Aber sie sind mit wenigen Ausnahmen so genau, wahr und tief empfunden, daß der Dichter grade deßhalb ein Liebling der Darsteller wird. Noch auffallender ist dieselbe Eigenschaft bei Kleist, aber in ihm nicht immer gesund und nicht immer wahr. An dem Unruhigen, Fieberhaften, Aufgeregten seiner Sprache findet das innere Leben seiner Charaktere, welches ge-

wallig und zuweilen unbehilflich nach Ausdruck ringt, das ein treffendes Abbild. Aber auch unnütze Unterbrechen der Rede ist nicht selten, eine unnöthige gemachte Lebendigkeit, zweckloses Fragen, ein Mißverstehen, das nicht stattet. In der Regel hat er gerade dabei einen praktischen Zweck, er will einzelne Vorstellungen, die ihm wichtig scheinen, kräftig hervorheben. Aber ihm trifft zuweilen wichtig, was in der That keine Bedeutung beansprucht, und das häufige Wiederkehren der kleinen Sprünge, welche von der gebotenen Linie abführen, stört.

Die Wirkung des Verses kann auch im deutschen Drama gemacht werden durch Parallelismus der Verse, sowohl einzelner, als ganzer Verbunden. Zumal in den Dialogscenen, wo Satz und Gegensatz scharf zusammen treten, eine solche Schlagform ein wirksames Mittel, den Contrast herauszuheben.

Freilich die Ausdehnung, welche dies rhythmische Schweben der Gegensätze im griechischen Drama hatte, vermögen wir Deutsche nicht nachzuahmen. Wir sind bei unserer Sprechweise im Stande, noch je vier Verse auf der Bühne als Einheiten gegen einander so herauszuheben, daß dem Hörer Gleichfall und Gegensatz vernehmlich wird. Bei einer Recitation, welche weniger das logische und mehr das rhetorische Element hervorhebt, welche die Stimme stärker moduliert, vermag man leicht längere Verspaare einander wirksam gegenüberzustellen. Und wenn die Griechen bis zu je zehn Trimetern in den Kampf stellten, liegt darin für uns gar nichts Unbegreifliches. Es ist möglich, daß es in der ältern Zeit der griechischen Tragödie eine Anzahl von Recitationsmelodien oder Weisen gab, welche für ein Lied neu erfunden wurden, oder den Hörern bereits bekannt waren, und welche, ohne den Klang der Rede bis zum tönenden Gesange zu steigern, eine längere Periodengruppe zu einer Einheit verbanden.

Für uns ist natürlich diese Methode des Vortrags nicht zu verwenden. Ja auch in Anwendung der gewöhnlichen Schlag-

reife, welche zu je einem, je zwei, je vier kämpfen, iſt Maaß geboten. Unſere Aeſthetik des dramatiſchen Schaffens ſträubt ſich gegen jede Regel, durch welche die freie Bewegung der Charaktere und ihrer Empfindungen gehemmt wird. Das Behagen an dem Stilvollen ſolcher Gegenſätze iſt geringer, als die Sorge, daß die Wahrheit der Darſtellung durch eine conventionelle Beſchränkung verringert werden könnte. Der Dichter wird gut thun, dieſe kleine Wirkung abzukämpfen, und ihr die Strenge und den Schein der Künſtlichkeit dadurch zu nehmen, daß er parallele Perioden durch unregelmäßig gruppirte Verſe unterbricht.

In der Seele des Dichters entwickelt ſich zugleich mit der Grundlage der Charaktere und den Anfängen der Handlung die Farbe des Dramas. Dieſe eigenthümliche Angabe jedes Stoffes wird bei uns Modernen kräftiger entwickelt als in früherer Zeit, denn die hiſtoriſche Bildung hat uns Sinn und Intereſſe für das von unſerem Leben Abweichende ſehr geſchärft. Charakter und Handlung werden von dem Dichter lebhaft in der Beſonderheit empfunden, welche Zeit, Land, Bildungsverhältniſſe des Helden, ſeine Art zu ſprechen und handeln im Gegenſatz zu unſerer Zeit haben. Das Originelle, welches an dem Stoffe hängt, trägt der Dichter auch auf ſein Kunſtwerk über, auf die Sprache ſeiner Helden, die Situation, in welcher er ſie thätig zeigt, auf ihre Umgebung bis hinab zu Coſtüm, Dekoration, Geräth. Auch dieſe Beſondere und Individuelle idealiſirt der Dichter. Er empfindet es alſo beſtimmt durch die Idee ſeines Stückes, durch die wichtigſten Situationen. Die kunſtgemäße Umbildung der eigenthümlichen Umgebung des Helden, welche der Stoff dem Schaffenden bietet, nennt man, ſo weit ſie in dem Stück ſichtbar wird, die Farbe deſſelben. Eine gute Farbe iſt eine wichtige Sache; ſie wirkt im Beginn des Stückes anregend und feſſelnd auf das Publikum, ſie bleibt bis zum Ende ein reizvoller Beſtandtheil, welcher zuweilen Schwächen der Handlung zu überdecken vermag.

Nicht in jedem Dichter entwickeln sich diese schmückenden Farben gleich lebhaft, sie treten auch nicht bei jedem Stoffe mit derselben Energie an das Licht. Aber ganz fehlen sie nirgend, wo Charaktere und menschliche Zustände geschildert werden. Sie sind dem Epos, dem Roman unentbehrlich, wie dem Drama.

Am wichtigsten ist die Farbe bei historischen Stoffen, hier hilft sie wesentlich die Helden zu charakterisiren. Der dramatische Charakter selbst muß in seinem Empfinden und Wollen einen Inhalt haben, welcher ihn einem gebildeten Manne der Gegenwart weit näher stellt, als sein Stoffbild in der Wirklichkeit unserer Empfindungsweise entspricht. Die Farbe aber ist es, welche den innern Gegensatz zwischen dem Manne der Geschichte und dem Helden des Dramas dem Auge anmuthig verdeckt, sie umkleidet den Helden und seine Handlung mit dem schönen Schein eines fremdartigen, die Phantasie anlockenden Wesens.

Die moderne Bühne bemüht sich daher mit Recht, schon in der Tracht, welche sie ihren Darstellern gibt, das Besondere seines Wesens auszudrücken. Wir sind erst etwa hundert Jahre von der Zeit geschieden, wo auf dem deutschen Theater Cäsar noch in Perücke und Degen auftrat, und Semiramis ihren Reifrock durch einige fremde Litzen und ihr Toupée mit einer auffälligen Garnitur umgab, um sich als fremdartig auszuweisen. Jetzt ist man auf einzelnen großen Bühnen in der Nachahmung des historischen Costüms sehr weit gegangen, auf der Mehrzahl hinter den Anforderungen welche das Publikum im mittlen Durchschnitt der historischen Kenntnisse an die scenische Ausstattung zu machen berechtigt ist, zurückgeblieben. Es ist klar, daß die Bühne nicht die Aufgabe hat, antiquarische Seltenheiten nachzubilden, es ist aber eben so deutlich, daß sie vermeiden muß, einer größeren Anzahl ihrer Zuschauer dadurch Anstoß zu geben, daß sie die Helden in eine Kleidung zwängt, welche vielleicht niemalen nur nirgend, sicher nicht in dem Jahrhundert derselben möglich war. Wenn der Dichter vielleicht einmal an-

tionarische Liebhaberei Uebereifriger von dem Kostüm seiner Helden abhalten wird, weil das Seltsame und Ungewohnte desselben sein Stück nicht fördert, sondern stört, so wird er noch öfter Veranlassung haben, das spanische Mäntelchen bei einem Hohenstaufendrama und schimmernde Goldrüstung über einem Sachsenkaiser zu verbitten, welche seine Ritter und Heinriche in Goldkäfer verwandelt und durch unerträglichen Glanz erweist, daß sie nie von einem Schwertstreich getroffen worden ist.

Aehnlich steht es mit der Malerei und dem Geräth des Theaters. Ein Roccocotisch in eine Scene des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt, oder griechische Säulenhallen, unter denen König Romulus wandelt, sind bereits dem Zuschauer peinlich. Um solche Fehler einzelner Regisseure zu vermeiden, wird der Dichter gut thun, bei Stücken aus entfernter Zeit sowohl die scenische Ausstattung als auch das Kostüm genau vorzuschreiben, und zwar nicht im Text selbst, sondern auf besonderem Blatt.

Für ihn selbst aber ist das wichtigste Material, durch welches er seinem Stück die Farbe gibt, die Sprache. Es ist wahr, der Jambus hat selbst eine gewisse Klangfarbe und kämpft den charakteristischen Ausdruck mehr als die Prosa.

Aber auch er gestattet noch großen Reichthum an Schattirungen, sogar in den Formen seiner Wörter noch leise Schattirungen in den Dialekt.

Jedes Drama soll seine eigene färbende Sprache haben. Bei Stoffen aus älterer Zeit muß die Klangfarbe der Sprache von dem Dichter erfunden werden. Das ist eine hübsche, herzerfreuende Arbeit, die der Schaffende recht liebevoll vornehmen soll. Am meisten wird sie gefördert durch sorgfältiges Lesen der erhaltenen Schriftdenkmäler aus der Zeit der Helden. Auch bei fremder Sprache wirkt ihr eigenthümlicher Tonfall, die Satzconstruction, die nationale Weise zu reden auf das Gemüth des Dichters, seine Phantasie zieht sich in die gegebenen Formen. Und mit der Feder in der Hand wird der Schaffende, was ihn

an kräftigem Ausdruck, treffendem Bild, schlagendem Vergleich, sprichwörtlicher Redensart brauchbar erscheint, zurecht legen. Bei jedem fremden Volke, dessen Literatur irgend zugänglich ist, wird solche Arbeit förderlich, am meisten freilich gegenüber der heimischen Vorzeit. Unsere Sprache in früher Zeit hat, wie noch jetzt die slavische, eine weit größere, die Phantasie anregende Bildlichkeit. Der Sinn der Worte ist nicht durch eine lange wissenschaftliche Arbeit vergeistigt, überall haftet an den Wörtern etwas von dem ersten sinnlichen Eindruck in die Volksseele, dem sie ihre Entstehung verdankten. Groß ist darin die Zahl der Sprichwörter, der gedrungenen Formeln und bildlichen Redensarten, welche ihr die Reflexionen unserer Zeit ersetzen. Solche Elemente möge der Schaffende in dem Gedächtniß festhalten, nach ihrer Melodie bildet sein Talent bald selbstthätig Grundton und Stimmung für die Sprache des Dramas heraus.

Und bei solcher Durchsicht der Texte aus alter Zeit bleiben dem Dichter noch andere, kleine Züge hängen, Anekdoten, vieles Pikantere, was ihm seine Bilder ergänzt und beleuchtet.

Was er so gefunden hat, darf er allerdings nicht pedantisch verwerthen oder wie Arabesken in seine Rede hineinsetzen, jedes Einzelne darf ihm wenig bedeuten, aber die Anregung, die er dadurch erhält, ist für ihn von höchstem Werth.

Nur diese Stimmung, in die er seiner Seele gegeben hat, verläßt ihn nicht, auch während er seine Helden durch die Scenen führt, sie wird ihm nicht nur die Sprache färben, auch das Zusammenwirken der Personen, die Art, wie sie sich gegen einander benehmen, Formen des Umgangs, das Conventionelle der Zeit.

Auch die Charaktere und ihre Situationen. Denn an jeder Stelle des Dramas, an jede Empfindung, jede Action hängt sich um das menschlich Gehobene der idealisirten Gestalten, wie schmückende Zuthat das Pikantere, welches uns an den Stoffbildern als ihr Eigenthümliches auffiel. Selten ist nöthig, den Dichter zu warnen, daß er in solchem Färben der scenischen Wir-

lungen nicht zu viel thue, denn die wichtigste Aufgabe ist ihm, seine Helden unsere Sprache der Leidenschaft reden zu lassen, und das Charakteristische an ihnen durch solche Lebensäußerungen zu erweisen, welche jeder Zeit verständlich werden, weil sie in jeder Zeit möglich und denkbar sind.

So wird die Farbe des Stoffes in der Ausstattung der Sprache, an Charakteren und Detail der Handlung sichtbar. Was der Dichter aber durch die Farbe in sein Drama hineinträgt, ist allerdings so wenig ein Abbild der Wirklichkeit, als die Personen seines Helden, es ist freie Schöpfung. Aber sie erregt in der Phantasie der Hörer um so lebhafter ein Bild, welches den schönen Schein der historischen Treue hat, je ernster der Dichter sich um die wirklichen Zustände jener alten Zeit bekümmert hat. Freilich nur, wenn ihm die Kraft nicht fehlt, was er als lebend empfunden, auch darzustellen.

Sechstes Kapitel.

Der Dichter und sein Werk.

Gewaltig ist die Masse des Schönen aus der Poesie vergangener Völker und Zeiten, zuletzt aus dem Jahrhundert unserer großen Dichter, welche dem Schaffenden das poetische Urtheil bildet und die Phantasie anregt. Dieser fast unübersehbare Reichthum an Kunstgebilden wird der größte Segen für eine Zeit, in welcher die Volkskraft energisch arbeitet, das Verwandte aufnehmend, das Widerstrebende wegwerfend. Aber einer Zeit der stagnirenden nationalen Kraft war er ein Nachtheil für die eigene Produktivität, weil er die Stillesitzigkeit begünstigte. Es war noch vor wenig Jahrzehnten in Deutschland fast zufällig, ob Göthe oder Schiller, ob ein Athener oder Römer, ob Calderon oder Shakespeare die Seele des jungen Dichters in den Bannkreis ihres Stils und ihrer Formen zogen.

Der Dichter der Gegenwart beginnt ferner als ein Genießender, der die schöne Kunst Anderer als nothwendiges Bildungsmoment aufnimmt und dadurch zu eigener Produktion angeregt wird. Er hat in der Regel keinen Lebensberuf, welcher ihn einem bestimmten Gebiete der Poesie verpflichtet, es ist wieder fast zufällig, welche Gattung der poetischen Darstellung ihn gerade anzieht; er mag als Lyriker seine Empfindungen ausklingen

lassen, er mag einen Roman schreiben, zuletzt lockt auch das Theater: Glanz des Bühnenabends, Beifall der Versammlung, Gewalt der erhaltenen tragischen Eindrücke. Wenig deutsche Dichter, die nicht mit einem Band lyrischer Gedichte sich zuerst dem Publikum empfahlen, dann ihr Heil auf der Bühne versuchten, sich endlich mit den ruhigeren Erfolgen eines Romans befriedigten. Ohne Zweifel erwies ihr Dichtertalent nach einer dieser Richtungen die größere Energie. Aber da die äußeren Verhältnisse ihnen keine Beschränkung auflegten und bald das eine, bald das andere Gebiet stärker anzog, so gelangte auch der Kreis, in welchem ihre Kraft sich am freisten regte, nicht zu vollkommener Durchbildung. Das große Geheimniß einer reichen Produktivität ist Beschränkung auf einen einzelnen Zweig der schönen Kunst. Das wußten die Alten sehr wohl. Wer Tragödien schrieb blieb der Komödie fern, wer im Hexameter schuf, mied den Jambus.

Aber auch der Dichter, welchem dramatisches Gestalten ein Bedürfniß ist, lebt, wenn er nicht selbst als Schauspieler oder Regent unter dem Schnürboden der Bühne dahinschreitet, dem Theater fern. Er mag schreiben oder nicht. Der äußere Antrieb, ein sehr mächtiger Hebel, das Talent zu bewegen, fehlt ihm fast ganz. Das Theater ist ein Tagesvergnügen des ruhigen Bürgers geworden, welches nicht die schlechteste, aber auch nicht die anspruchvollste Gesellschaft versammelt; es hat bei dieser reichen Ausdehnung etwas von der Würde und Hoheit eingebüßt, welche der Dichter für das Drama ernsten Stils wünschen muß. Auch auf der Szene drangen sich Posse, Over, Komödie; Form, Weltanschauung verschiedener Jahrhunderte. Alles mißt sich zu gestalten, das Neueste und Seltsamste, und wieder was dem großen Publikum am behaglichsten ist, stößt Anderes bei Seite.

Auch das Gebiet der Stoffe ist dem Dichter fast unübersehbar geworden. Die griechische und römische Welt, das gesammte Mittelalter, heilige Bücher und Dichtungen der Juden und Christen, sogar die Völker des Orients, Geschichte, Sage

und Gegenwart öffnen dem Sucbenden ihre Schätze. Aber grade dies ist ein Uebelstand, daß bei solcher unendlichen Fülle des Materials die Wahl schwer und in der Regel zufällig wird, daß keines dieser Gebiete den Deutschen ausschließlich oder vorzugsweise anzuziehen im Stande ist.

Endlich ist für den Deutschen, wie es scheint, noch nicht die Zeit gekommen, wo das dramatische Leben im Volke selbst reichlich und unbefangen heraufquillt. Gern möchten wir in Erscheinungen der neuesten Gegenwart die Anfänge einer neuen Entwickelung des Volkscharakters sehen; Anfänge, welche freilich der Kunst noch nicht zu Gute kommen. Daß dem dramatischen Dichter der Deutschen noch so schwer wird, sich aus der epischen und lyrischen Auffassung der Charaktere und Situationen zu erheben, ist kein Zufall.

Der Dichter aber soll für die Bühne arbeiten; nur in Verbindung mit der Schauspielkunst bringt er die höchsten Wirkungen hervor, welche seiner Poesie möglich sind. Das Bücherdrama ist im letzten Grunde nur Nothbehelf einer Zeit, in welcher die volle Gewalt des dramatischen Schaffens dem Volk noch nicht gekommen oder wieder geschwunden ist. Es ist eine alte Gattung. Schon bei den Griechen wurden Stücke für die Recitation geschrieben, mehre der römischen Declamationsstücke sind uns erhalten. Auch in Deutschland hat das Bücherdrama von den Nonnen der Hrotswith über die stilistischen Versuche der ersten Humanisten bis zu dem größten Gedicht der Deutschen eine lange Geschichte. Unendlich verschieden ist der poetische Werth dieser Werke. Aber die Benutzung der dramatischen Form zu poetischen Wirkungen, welche darauf verzichten, die höchsten ihrer Gattung zu sein, ist im Ganzen betrachtet eine Resignation, gegen welche sich die Kunst selbst, ja auch der Genießende sträubt.

Auf den Blättern dieses Buches wurde der Beweis versucht, daß die technische Arbeit des Schaffenden beim Drama

nicht ganz leicht und mühelos sei. Diese Wattung der Poesie fordert mehr vom Dichter, als irgend eine andere. Eine eigenthümliche, nicht häufige Befähigung die Prozesse des Werdens darzustellen; mit Leidenschaft und Klarheit wohl temperirte Natur; ausgebildete und sichere poetische Begabung, dazu Menschenkenntniß und was man im wirklichen Leben Charakter nennt; außerdem genaue Bekanntschaft mit der Bühne und ihren Bedürfnissen. Und doch ist auffallend, daß von den Vielen, welche fruchtlose Anläufe in diesem Gebiete des Schaffens machen, die Mehrzahl dilettirende Freunde des Schönen sind, gerade sie wählen die mühevollste Thätigkeit, und eine solche, welche ihnen am allerwenigsten einen Erfolg verspricht. Es ist wohl auch ernste Arbeit, einen Roman zu schreiben, der den Namen eines Kunstwerks verdient, aber bei einiger Phantasie und Menschenkenntniß vermag doch jeder Gebildete, auch wenn er sich sonst nicht als Dichter versucht hat, etwas Lesbares zu bieten, wenn einzelne bedeutende Eindrücke des eigenen Lebens, Geschautes und Durchgefühltes gemüthvoll verflechten sind. Weshalb lockt auch gebildete, sehr tüchtige Männer gerade die eigensinnigste aller Musen, die so schwer zugänglich und so unartig gegen Jeden ist, der ihr nicht ganz angehört? Welcher Feind ihres Lebens treibt grade solche warmherzige Freunde, welche in den Mußestunden ihres thätigen Lebens ein wenig Poesie treiben, in ein poetisches Gebiet, welches die engste Verbindung einer ganz zufälligen Anlage mit einer ungewöhnlich festen, künstlichen Form zur Voraussetzung jedes Erfolges macht? Ist es die geheime Sehnsucht des Menschen nach dem was ihm am meisten fehlt? und sucht der Dilettant deshalb das Drama in sich herauszubilden, weil ihm selbst bei lebhaften poetischen Anschauungen versagt ist, seine unruhig flatternden Empfindungen in dem Körper einer Kunstform schöpferisch zu beleben? Zuverlässig ist bei Solchen der Versuch für die Bühne zu arbeiten, vergeblich und hoffnungslos.

Dem Dichter aber, der für sein Leben mit dramatischer

Kraft ausgerüstet wurde, dem wünschen wir vor andern Gütern ein festes und geduldiges Herz.

Noch anderes Fördernde muß er für sein Handwerk mitbringen; er soll schnell und freudig das Reizende eines Stoffs empfinden und doch die Dauer haben, denselben in sich zur Reife zu tragen. Er soll sich, bevor er selbst als Schaffender auf die Bühne steigt, längere Zeit mit einigen Hauptgesetzen des Schaffens vertraut machen, denn er muß zu prüfen verstehen, ob ein Stoff in der Hauptsache brauchbar sei. Auch darin muß das Urtheil sein warmes Herz controliren von dem ersten Moment, wo der Anreiz zum Schaffen in ihm entsteht. Denn ein Bühnenwerk, welches mißlungen ist, bezeichnet ihm in der Regel ein verlorenes Jahr seines Lebens.

Nicht mit gleicher Schnelligkeit heftet sich die Phantasie der einzelnen Dichter an den Stoff, dem Anfänger flattert die suchende Seele leicht auf einen Gipfelpunkt, welcher sich darbietet, und unter dem ersten grünenden Zweig wird das Nest gebaut. Wer durch Erfahrungen gewarnt ist, wird wählerisch und prüft wohl zu lange. Häufig ist nicht Zufall, was einen Stoff der Seele nahe legt, sondern Stimmung und Eindruck des eigenen Lebens, welcher die Phantasie nach einer bestimmten Richtung zieht. Dann arbeitet die Seele schon heimlich über dem Stück, bevor sie einen Helden und seine Hauptscenen gefunden hat, und was sie von dem Stoffe fordert, ist, daß er ihr die Möglichkeit gewisser ironischer Resultate darbiete.

Die Schwierigkeiten, welche die einzelnen Stoffkreise bereiten, sind genügend hervorgehoben. Wer aber von schwerem Entschluß ist, möge auch bedenken, daß es bei den meisten Begebenheiten von der Kraft seines Talentes abhängt, ob dieselben in eine brauchbare Handlung verwandelt werden. Eine sichere Dichterkraft bedarf nur weniger Momente aus Sage, Geschichte, Erzählung, einen starken und folgenschweren Gegensatz bedeutender Interessen, um eine Handlung daraus zu bilden. Wenn der große Dichter des Alterthums in seinen Sagen diese Momente

kurz vor dem Ausgange seiner Helden fand, so darf wohl gefragt werden, ob vor historischen Charakteren dies nothwendig ist. Denn es ist durchaus nicht nöthig, die Könige und Heerführer der Geschichte auch zu Hauptheldn des Dramas zu machen, welches auf einem kleinen Theilstück ihres geschichtlichen Lebens sich aufbaut. Ist nicht weit bequemer und lohnender, die Reflexe, welche aus ihrer Persönlichkeit in das Leben Anderer fallen, zu verwerthen? Wie gut hat das Schiller schon im Karlos, dann in der Maria Stuart gethan. Der Philipp des ersten Stückes ist glänzendes Beispiel, wie ein historisches Leben für das moderne Drama verwerthet werden muß. Nicht mit reiner Freude sieht die Kunst, wenn der Dichter durch Patriotismus für einen historischen Charakter erwärmt wird.

Die deutsche Geschichte bietet verhältnißmäßig wenig Fürstenleben, deren Andenken mit einem großen nationalen Interesse zusammenhängt. Was sind unserem Volke die Kaiser des sächsischen, fränkischen, staufischen Hauses? Die Ideen, durch welche sie geleitet wurden, werden vielleicht durch die Ueberzeugungen der Gegenwart vermittelt, die Kämpfe ihres Lebens sind für uns ohne sichtbare Resultate geblieben, sie sind für das Volk tot und eingesargt und kein populäres Interesse haftet an ihrer Gestalt. Für den Dichter ist das an sich kein Nachtheil. Seine Kunst hat nicht die Aufgabe, der Politik zu dienen und gar nicht das Recht ihre Erfolge durch zufällige politische Sympathien zu stützen. Und wer durch historisches Interesse zur Wahl eines Helden geleitet wird, der mag sich hüten, daß nicht eine Tendenz da heranblicke, wo der Hörer die größte Unbefangenheit zu fordern berechtigt war.

Aber wohl sind mit dem Leben dieser und aller späteren Regenten eine Menge anderer Gestalten verbunden, von denen einzelne charakteristische Züge erhalten sind. Solche Nebengestalten der Geschichte, über deren Leben und Ausgang der Dichter frei verfügen kann, sind ihm vorzüglich bequem. Ein

Verrath und seine Strafe, eine leidenschaftliche That des Hasses und ihre Folgen, eine Scene aus großem Familienzwist, ein kretziger Kampf oder ein schlaues Spiel gegen überlegene Gewalt geben ihm ein massenhaftes Material. Und solche Züge finden sich auf jedem Blatt unserer Geschichte, wie bei anderen Culturvölkern. Wer Selbstgefühl hat, wählt zuverlässig seine Stoffbilder lieber aus dem wirklichen Leben, als aus solchen Bildern, welche ihm durch andere Gattungen der Poesie nahe gelegt werden. Für das ernste Drama sind Stoffe, welche aus Romanen und modernen Novellen gehoben sind, wenig brauchbar. Wenn Shakespeare Novellenstoffe benutzte, so waren seine Quellen in unserm Sinne nichts als kurze Anekdoten, in denen allerdings ein poetischer Zusammenhang und ein kräftiger Abschluß bereits erfunden war. Bei den ausgeführten epischen Erzählungen der Gegenwart dagegen erweist die Phantasie eines Andern sich grade in Wirkungen, welche den dramatischen innerlich feindlich sind, und die geschmückte und behagliche Ausführung ihrer Menschen und Situationen wird dem Dramendichter die Phantasie eher abstumpfen als reizen. Unrecht aber gegen fremdes Eigenthum wird er schwerlich verüben, wenn er seinen Stoff auch aus diesem Kreise der Erfindung holt. Denn ist er ein Künstler, so wird doch nur sehr wenig von der Schöpfung Anderer auf sein Drama übergehen.

Der Dichter vermag sich allerdings seine Handlung auch ohne jede Benützung eines empfangenen Eindrucks zu erfinden. Gleichwohl geschieht das selten und schwerfälliger als man wohl meint. Von den großen Dramen unserer Bühne gibt es, grade wie einst im Alterthum, sehr wenige, welche nicht auf einem verbauenen Stoff ausgebaut sind. Denn es ist eine Eigenschaft der Phantasie, daß sie die Momente der Bewegung im Leben eines Menschen lebendiger und detailirter empfindet, wenn sie sich an eine gegebene Gestalt und Situation anspinnen kann. Nicht leicht wird ihr das selbst gefundene Bild so fest und im

poniren, daß ſie eine kräftige Arbeit daran zu knüpfen geneigt iſt.

Und eine zweite Anſicht mag der Dichter in ſtiller Seele bewahren: daß kein Stoff völlig gut und wenige ganz unbrauchbar ſind. Es giebt auch nach dieſer Seite kein vollkommenes Kunſtwerk. Jeder Stoff hat innere Uebelſtände, welche die Kunſt des Dichters ſo weit zu bewältigen vermag, daß das Ganze den Eindruck der Schönheit und Größe macht. Zu erkennen ſind dieſe Schwächen aber immer für den guten Blick, und jedes Kunſtwerk ohne Ausnahme giebt nach dieſer Seite der Kritik Veranlaſſung zu Ausſtellungen. Der Beurtheilende hat dafür zu ſorgen, daß auch er gegenüber dieſen Mängeln des Materials verſtehe, ob der Dichter ſeine Pflicht gethan, d. h. alle Mittel ſeiner Kunſt angewendet habe, ſie zu bewältigen und zu verdecken.

In der fröhlichen Stimmung, daß er ein wackeres Werk beginne, wird der Dichter ſich das Liebgewordene kritiſch gegenüberſtellen, ſo bald ſeine Seele anfängt, die Stoffmaſſe ſpinnend zu umziehen. Er wird ſich die Idee deutlich zu machen, alles Zufällige, was aus der Wirklichkeit daran hängt, abzuſtreifen haben.

Zu dem erſten Reizvollen, welches in ſeiner Seele lebendig wird, gehören charakteriſtiſche Lebensäußerungen des Helden in einzelnen Momenten innerer Bewegung oder kräftiger That. Um dieſe Bilder zu vermehren und um die Charaktere zu vertiefen, wird er ernſthaft die wirklichen Lebensbedingungen ſeines Materials zu erfaſſen ſuchen. Er wird deßhalb vor einem hiſtoriſchen Drama gute Studien machen, und dieſe Arbeit wird ihm reichlich belohnt, denn aus ihr geht ihm ein reiches Detail von Anſchauungen und Bildern auf, welche ihm ſchnell durch die Phantaſie in das entſtehende Werk eingefügt werden. Die anerkennende Seele des Leſenden hat gerade für ſolche charakteriſirende Einzelheiten ſehr lebhafte Empfindung, und der Dichter wird ſich deßhalb vorſichtig hüten, daß das hiſtoriſche

Seltsam, Wunderliches und Besonderes einer Zeit ihm nicht zu wichtig werden.

Hat er in solcher Weise die Welt seiner poetischen Anschauungen so viel als möglich erweitert, dann werfe er seine Bücher bei Seite und ringe wieder nach der Freiheit, welche ihm nöthig ist, um über dem vorhandenen Material freispielend zu walten. Vier Regeln aber halte er als Beschränkungen seiner treibenden Kraft fest in der Seele: der Handlung ein kurzer Verlauf, wenig Personen, wenig Verwandlungen, schon bei der ersten Exposition starkes Herausheben der wichtigen Theile der Handlung.

Dann mag er sich Pläne niederschreiben oder nicht. Im Ganzen ist darauf nicht viel zu geben. Breite schriftliche Auseinandersetzungen haben das Gute, daß sie die einzelnen Eindrücke kräftig fixiren, aber den Uebelstand, daß sie das fortwährend nöthige Umbilden und Ausscheiden erschweren. Ein Blatt mag ihm vollständig genügen.

Wenn der Dichter an die Ausführung geht, sollen ihm der Charakter seiner Helden, ihre Stellung zu einander in allen Hauptsachen feststehen, und ebenso die Resultate jeder einzelnen Scene, dann organisiren sich leicht die Bilder derselben und ihr dramatischer Verlauf während der Arbeit.

Allerdings schließt die kräftigste Arbeit vor Beginn des Schreibens spätere kleine Nüancen in den Charakteren nicht aus, denn die schaffende Kraft des Dichters steht nicht still. Er meint seine Gestalten zu treiben, und er wird heimlich von ihnen getrieben. Es ist ein freudvoller Prozeß, den er in der Arbeit an sich selbst beobachtet, wie durch seine schöpferische Kraft und unter dem logischen Zwang der Begebenheiten die empfundenen Gestalten und Aktionen lebendig werden. An die einzelne Erfindung hängt sich eine neue, plötzlich blitzt eine schöne und große Wirkung auf. Und während dem klaren Geiste Ziel und Stationen des Weges fest stehen, arbeitet die wogende Em-

pfindung über den Wirkungen, den Dichter selbst aufregend und erhebend. Es ist eine starke innere Bewegung, günstig organisirten Naturen beglückend und kräftigend, denn über der heftigsten Spannung durch die treibende Phantasie, welche ihm in leidenschaftlichen Stellen seiner Handlung die Nerven bis zum Zucken spannt und die Wangen röthet, schwebt in heiterer Klarheit, beherrschend, frei wählend und ordnend der Geist.

Verschieden ist die Arbeit desselben Dichters an den einzelnen Momenten. Manche derselben gehen glänzend auf, ihre vorausempfundenen Wirkungen afficiren das Gemüth lebhaft, das Niedergeschriebene erscheint nur als schwacher Abdruck eines leuchtenden inneren Bildes, dessen Farbenzauber geschwunden ist, andere Momente entwickeln sich vielleicht langsam, nicht ohne Mühe, die Phantasie ist träge, die Nervenspannung nicht stark genug, zuweilen ist, als sträube sich die schöpferische Kraft gegen die Situation. Nicht immer werden solche Scenen die schlechtesten.

Sehr verschieden ist die Energie der produktiven Kraft. Der Eine ist schnell in der Arbeit des Niederschreibens, dem Andern gestaltet sich das Empfundene langsam, schwerflüssig auf dem Papier. Nicht immer sind die Schnelleren im Vortheil. Ihre Gefahr ist, daß sie zu frühe, bevor die Arbeit der Phantasie die nöthige Reife erlangt hat, die Bilder fixiren. Oft ist es dem Dichter möglich, sich selbst zu sagen, daß die innere unbewußte Arbeit fertig sei, und den Moment zu erkennen, wo das Detail der Wirkungen richtig ausgebildet ist. Immer aber ist das Reifenlassen der Bilder eine wichtige Sache, und es ist eine Eigenthümlichkeit der schöpferischen Kraft, daß sie, wie wir annehmen müssen, auch in Momenten thätig ist, in denen der Dichter nicht über seiner Arbeit weilt.

Nicht unwichtig ist die Reihenfolge, in welcher der Dichter sein Stück niederschreibt. Dem Einen arbeitet die wohlgezogene Phantasie Scenen und Akte in der Aufeinanderfolge aus, Andern

heftet sie sich bald hier, bald da an eine größere Wirkung. Das Geschriebene aber gewinnt eine Gewalt über das Ungeschriebene. Sobald Anschauung und Empfindung in Worte gefaßt sind, treten sie dem Dichter wie ein fremdes Bestimmendes gegenüber; sie regen von Neuem an, und ihre Farbe und ihre Wirkungen modificiren die späteren. Wer in der gesetzlichen Reihenfolge arbeitet, wird den Vortheil haben, daß sich ihm Stimmung aus Stimmung, Situation aus Situation im regelmäßigen Laufe entwickelt; er wird nicht immer vermeiden, daß ihm leise und allmälich unter seinen Händen der Weg, den er seine Gestalten führen wollte, ein wenig abweicht. Es scheint, daß Schiller so gearbeitet hat. Wer dagegen sich zuerst das gegenüberstellt, was ihm grade die spielende Phantasie lebhaft beleuchtet hat, der wird den Totaleindruck und Gang seines Kunstwerks vielleicht höher übersehen, er wird während der Arbeit aber bald hier und da Veränderungen in Motiven und im Detail einzufügen haben. Dies war wenigstens in einzelnen Fällen die Arbeit Goethe's.

Ist aber das Stück bis über die Katastrophe vollendet, und das Herz von Freude über das fertige Werk erhoben, dann beginnt die Reaktion, welche die Welt im Großen und Kleinen gegen eine hochgesteigerte Stimmung des Menschen geltend macht. Noch ist die Seele des Dichters sehr warm, die Summe des Schönen, das er im Schaffen empfunden hat, das innere Volk, welches er von den Wirkungen hat, trägt er noch unbefangen auf das geschriebene Werk über. Es erscheint ihm nach der Stimmung der Stunde verfehlt oder höchlich gelungen, im Ganzen wird er bei gesunder Organisation geneigt sein, der Kraft, die er dabei bewährt hat, zu vertrauen.

Aber sein Werk wird, wenigstens wenn er ein Deutscher ist, in der Regel noch nicht vollendet sein. Wenn auch der Dichter für die Aufführung schreibt, empfindet er doch nicht, wie bereits gesagt wurde, in jedem Augenblick die Eindrücke, welche

die Momente ſeines Stückes auf den Bühne hervorbringen. Ungleich arbeitet die dramatiſche Kraft auch nach dieſer Richtung, und es iſt intereſſant, ihre Fluctuationen an ſich ſelbſt zu beobachten. Man vermag ſie auch an den Werken großer Dichter zu erkennen. Bald iſt eine Scene durch lebhafte Empfindung der ſceniſchen Aktion ausgezeichnet, die Rede gebrochen, die Wirkungen genauer durch Uebergänge vermittelt; ein andermal fließt ſie ruhiger dahin. Und wie richtig der Dichter auch das Ganze der Scenenwirkung empfunden haben mag, im Einzelnen hat ihn der Sinn der Worte mehr gekümmert, und die Wirkung, welche ſie vom Schreibtiſche auf die empfangende Seele ausüben, als die Vermittelung derſelben mit dem ſchauenden Publikum durch die darſtellenden Helfer. Aber nicht nur die Schauſpielkunſt macht ihre Rechte gegen ſein Stück geltend, und verlangt hier ein ſtärkeres Hervortreiben einer Wirkung, dort ein Abdämpfen; auch das Publikum iſt dem Dichter gegenüber eine ideale Körperſchaft, welche eine beſtimmte Methode der Behandlung fordert. Wie zur Zeit Shakeſpeare's die Einbildungskraft der Hörer reger war, der Genuß an der Rede ſelbſt größer, aber das Verſtändniß des Zuſammenhanges langſamer, ſo hat auch jetzt das Publikum eine Seele mit beſtimmten Eigenſchaften. Es hat bereits Vieles aufgenommen, ſein Verſtändniß des Zuſammenhanges iſt ſchneller, ſeine Anſprüche an energiſchen Fortſchritt größer, ſeine Vorliebe für beſtimmte Arten von Situationen übermäßig entwickelt.

Der Dichter wird deshalb genöthigt ſein, ſein Werk der Schauſpielkunſt und dem Publikum anzupaſſen. Dieſes Geſchäft, deſſen Regiebezeichnung aptiren iſt, vermag der Dichter allerdings nur in ſeltenen Fällen allein vollſtändig durchzuſetzen.

Die Striche ſind mit großem Unrecht im Lande der dramatiſchen Poeſie übel berüchtigt, ſie ſind vielmehr, da zur Zeit das Schaffen des deutſchen Dichters mit ſchwacher Entwickelung des Formenſinnes zu beginnen pflegt, die größte Wohlthat, welche

seinem Stück erwiesen werden kann, unentbehrliche Vorbedingungen für die Aufführung, das einzige Mittel, Erfolg zu sichern. Sie sind ferner ein Recht, welches die Schauspielkunst gegen den Dichter geltend machen muß, sie sind auch die unsichtbare Kraft, welche das Publikum mit dem Schaffenden verbindet. Wer an seinem Arbeitstisch mit stillem Behagen die poetische Schönheit eines Werkes durchempfindet, der denkt freilich nicht daran, wie sehr in dem Lichte der Bühne die Wirkungen sich ändern. Auch würdige Schriftsteller, welche den verdienstlichen Beruf gewählt haben, die Schönheiten großer Dichter den Zeitgenossen zu erklären, sehen gern mit Verachtung auf einen Handwerksgebrauch den Bühnen herab, der die schönste Poesie unbarmherzig verstümmelt. Wer so empfindet, kennt zu wenig Gesetz und Recht der lebendigen Darstellung durch Menschen. Erst durch den Stift eines sorgfältigen Regisseurs treten die schönen Formen in den Kunstwerken Shakespeare's und Schiller's für unsere Bühne in das richtige Verhältniß. Allerdings erfreut sich nicht jede Bühne einer technischen Leitung, welche mit Takt und Verständniß für das Bühnengemäße diese Arbeit verrichtet. Und sehr widerwärtig ist die rohe Faust, welche in das dramatisch Schöne hineinschneidet weil es unbequem ist, oder dem Geschmack eines verwöhnten Publikums zuwiderläuft. Aber die schlechte Anwendung eines unentbehrlichen Kunstmittels sollte dasselbe nicht in Verruf bringen, und wenn man die Klagen der Dichter über Mißhandlung ihrer Werke nach ihrer Berechtigung abschätzen wollte, so würde man in der Mehrzahl der Fälle ihnen Unrecht geben müssen.

Nun ist auch bei diesem Aptiren des Stückes vieles Vieles persönliche Ansicht, die Berechtigung des einzelnen Strichs zuweilen zweifelhaft. Und die Regie eines Theaters, welche selbstverständlich die Wirkung auf ihrer Bühne im Auge hat, wird auch die Persönlichkeiten ihrer Schauspieler dabei mehr berücksichtigen, als dem Dichter vor der Aufführung willkommen ist. Sie wird

einer tüchtigen Kraft, welche den Hörern besonders werth ist, auch einmal Entbehrliches stehen lassen, wenn sie einen Effekt davon erwartet, sie wird wieder einer Rolle, deren Besetzung mangelhaft sein mußte, gern eine achtbare Nebenwirkung nehmen, wenn sie die Ueberzeugung hat, daß der Schauspieler dieselbe nicht herauszubringen vermag.

Der Verfasser des Stückes darf deßhalb das Verkürzen seines Werkes nicht ganz Fremden überlassen, er vermag es, wenn ihm nicht längere Bühnenerfahrung zur Seite steht, niemals ohne fremde Hülfe zu Ende zu bringen. Er wird deßhalb sich zwar selbst das letzte Urtheil vorbehalten müssen, und er wird einer Bühne in der Regel nicht gestatten Kürzungen ohne seine Einwilligung vorzunehmen, aber er wird auch mit Selbstverleugnung die Ansicht von Männern, welche bessere Erfahrung haben, mit Achtung anhören und geneigt sein ihnen nachzugeben, wo nicht sein poetisches Gewissen ihm Concessionen unmöglich macht. Da aber sein Urtheil noch nicht unbefangen ist, so wird er bei dem ersten Eindringen einer wohlwollenden Kritik in seine Seele durch Unsicherheit und innere Kämpfe laviren müssen. Zu großem Nutzen für sein Urtheil. Die erste Störung in dem behaglichen Frieden eines Dichtergemüthes, welches sich gerade der Vollendung eines Werkes freut, ist für eine weiche Organisation vielleicht schmerzlich, aber sie ist heilsam wie ein frischer Luftzug in lauer Sommerzeit. Der Dichter soll sein Werk hochachten und lieben, so lange er es als Ideal in sich trägt und daran arbeitet; das fertige Werk muß auch für ihn abgethan sein. Es muß ihm fremd werden, damit seine Seele die Unbefangenheit für sein neues Werk gewinne.

Zunächst freilich soll der Dichter noch in seiner Arbeitsstube das erste Aptiren versuchen. Es ist eine unfreundliche Thätigkeit, aber sie ist sehr nöthig. Vielleicht hat er schon beim Schreiben Einzelnes als entbehrlich gefunden, er hat manche Stimmung, die ihm besonders lieb war, breiter ausge-

führt, als eine leiſe Mahnung ſeines Gewiſſens ihm geſtatten wollte. Ja, es iſt möglich, daß ſein Werk nach Vollendung der Arbeit in dem Augenblicke, wo er es für fertig hält, noch eine ziemlich chaotiſche Maſſe von richtigen und kunſtvollen Wirkungen und von epiſodiſcher Zuthat oder ſchädlicher unproportionirter Ausführung iſt.

Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo er nachholen mag, was er bei der Arbeit verſäumt hat. Scene um Scene durchmuſtere er prüfend, in jeder unterſuche er den Lauf der einzelnen Rollen, die Aufſtellung, die gebotenen Bewegungen der Perſonen, er verſuche in jedem Moment der Scene ihr Bild auf der Bühne ſich lebendig zu machen, disponire genau über die Ein- und Ausgänge, durch welche ſeine Perſonen auftreten und abgehen, überlege auch die Decorationen und das Geräth, ob es nicht ſtöre, ob es unentbehrlich ſei.

Und nicht weniger genau unterſuche er die dramatiſche Strömung der Scene ſelbſt. Wahrſcheinlich wird er dabei Längen entdecken, denn dem Schreibenden erſcheint leicht ein Nebenzug zu wichtig, oder die Rolle eines Lieblings iſt ſtörend für die Geſammtwirkung in Vordergrund getreten, oder die Argumente der Reden und Gegenreden ſind zu zahlreich. Und unerbittlich tilge er wieder, was dem Ganzen nicht zum Heile gereicht, wenn es an ſich auch noch ſo ſchön iſt. Und er gehe weiter und prüfe die Verbindung der Scenen eines Aktes, dann die Totalwirkung deſſelben. Er ſtrenge ſeine ganze Kunſt an um Binnenwechſel der Dekorationen wegzuſchaffen, vollends da, wo ein Akt ihm zweimal durch ſolche Einſchnitte gebrochen wird. Beim erſten Anblick erſcheint es ihm ſicher unmöglich, aber es muß möglich ſein.

Und hält er die Akte für geſchloſſen, ihre Scenengliederung für befriedigend, dann vergleiche er die Steigerung der Wirkungen durch die einzelnen Akte, ob die Kraft des zweiten Theils auch der des erſten entſpricht. Noch iſt ſein Werk durchaus

nicht vollendet und er wird wahrscheinlich noch vieles davon erleben, bevor es zur Ausführung kommt. Er gehe alſo unverdroſſen noch einmal an die Arbeit, ſteigere den Höhenpunkt durch Aufgebot ſeiner beſten poetiſchen Kraft und habe ein ſcharfes Auge auf ſeinen Akt der Umkehr. Denn wenn die Hörer mit ſeiner Kataſtrophe nicht zufrieden ſein ſollten, liegt häufig der Fehler in dem vorhergegangenen Akte.

Dem Dichter wird durch die Gewöhnung ſeiner Mitlebenden auch die Länge der Zeit beſtimmt, innerhalb welcher er ſeine Handlung vollenden muß. Mit Erſtaunen leſen wir von der Fähigkeit der Athenienſer, faſt einen ganzen Tag die größten und angreifendſten tragiſchen Wirkungen zu ertragen. Auch Shakeſpeare's Stücke ſind nicht unbedeutend länger, als unſerm Publikum bequem wäre, ſie würden unverkürzt auch in dem kleinen Hauſe, wo ſchnelleres Sprechen möglich iſt, in der Mehrzahl faſt vier Stunden in Anſpruch nehmen. Das deutſche Publikum verträgt nur ſehr ſchwer eine Darſtellung, welche drei Stunden überdauert. Das iſt keineswegs ein gering zu achtender Umſtand; denn in der Zeit, welche darüber hinausreicht, ſind, wie ſpannend die Handlung auch ſein möge, Störungen durch einzelne Abgehende und eine gewiſſe Unruhe der Bleibenden kaum zu verhindern. Dieſe Gewohnheit iſt aber auch deßhalb ein Uebelſtand, weil bei großem Stoff und reicher Ausführung die Zeit von drei Stunden allerdings eine angemeſſene iſt, zumal bei der Gewohnheit unſerer Bühne dem fünfaktigen Stück durch vier Zwiſchenakte noch faſt eine halbe Stunde verloren geht. Von den deutſchen Dichtern iſt es Schiller bekanntlich am ſchwerſten geworden, ſich mit der Bühnenzeit abzufinden, und obgleich ſeine Verſe ſchnell dahin ſchweben, würden ſeine Stücke unverkürzt doch ſämmtlich längere Zeit in Anſpruch nehmen, als die Hörer vertragen.

Ein fünfaktiges Stück, welches nach der Zurichtung für die Bühne im Akte durchſchnittlich fünfhundert Verſe enthält, über-

ſteigt ſchon die gegebene Zeit. Im Ganzen darf man 2000 Verſe als die regelmäßige Länge eines Bühnenſtückes betrachten, ein Umfang, deſſen Zeitlänge allerdings durch den Charakter des Stücks, das mittlere Tempo der Reden, Gedrungenheit oder leichtern Fluß der Verſe modificirt wird, auch dadurch, ob die Aktion des Stückes ſelbſt viele Einſchnitte, Pauſen, Maſſenbewegungen und mimiſche Thätigkeit der Schauſpieler auf der Bühne verlangt. Zuletzt durch das Tempo der Bühne, worauf geſpielt wird, denn die Größe des Hauſes und die Gewohnheit des Ortes üben weſentlichen Einfluß.

Allerdings ſind faſt alle Bühnenwerke unſerer großen Dichter bedeutend länger*), aber der Dichter würde ſich vergebens auf ihre Autorität berufen. Denn ihre Werke ſtammen ſämmtlich aus einer Zeit, in welcher der gegenwärtige Bühnenbrauch

*) Zwanzig unſerer großen Repertoirſtücke in Verſen haben folgende Länge:

Karlos	3471 Verſe.	Othello	3133 Verſe.
Maria Stuart	3027 „	Coriolan	3124 „
Wallenſteins Tod	3865 „	Romeo und Julia	2979 „
Nathan	3817 „	Braut von Meſſina	2843 „
Hamlet	3715 „	Die Piccolomini	2669 „
Richard III.	3604 „	Kaufmann v. Venedig	2600 „
Torquato Taſſo	3453 „	Julius Cäſar	2390 „
Jungfrau v. Orleans	3394 „	Iphigenie	2174 „
Wilhelm Tell	3286 „	Macbeth	2146 „
König Lear	3235 „	Prinz von Homburg	1834 „

Die Zahlen machen nicht den Anſpruch unbedingter Genauigkeit, da die unvollendeten Verſe abzuſchätzen waren — ſie ſind in der Regel mitgezählt —, und da die Stellen in Proſa, welche bei Shakeſpeare bekanntlich umfangreich ſind, nur eine ungefähre Schätzung erlauben. Die Dramen in Proſa: Emilia Galotti, Clavigo, Egmont, Kabale und Liebe entſprechen unſerer Bühnenzeit beſſer. Von den aufgezählten Dramen in Verſen wären nur die drei letzten ohne jede Verkürzung aufzuführen, die ihnen allerdings aus andern Gründen doch nicht ganz erlaſſen werden könnte. Karlos, der über alles Maaß hinausgeht, würde unverkürzt ſechs Stunden in Anſpruch nehmen.

entweder noch gar nicht vorhanden oder weniger zwingend war. Und zuletzt nehmen sie auf unseren Bühnen die Freiheiten vornehmer Hausfreunde in Anspruch, sich die Zeit ihres Abschiedes zu wählen und die Bequemlichkeit Anderer nicht zu berücksichtigen. Wer jetzt auf der Bühne heimisch werden will, muß sich einem Brauch, der nicht sofort abzustellen ist, fügen. Der Dichter wird also sein Werk zuletzt auch nach der Verszahl schätzen, und wenn dasselbe, wie zu befürchten, über die Bühnenzeit hinaus geht, so wird er noch einmal mustern, was entbehrlich ist.

Hat er diese herbe Arbeit der Selbstkritik, so weit er vermochte, beendet, dann möge er daran denken, das Stück für die Oeffentlichkeit vorzubereiten.

Zu dieser Arbeit ist dem jungen deutschen Dichter ein erfahrener Bühnenfreund unentbehrlich. Er wird ihn in dem Dirigenten oder Regisseur einer größern Bühne zu erwerben suchen. Er wird diesem sein Werk in Handschrift einsenden.

Nun beginnt neues Erwägen, Verhandeln, Kürzen, bis der Text für die Aufführung festgestellt ist. Hat der Dichter die zweckmäßigen Aenderungen vorgenommen, so wird sein Werk bei dem Theater, mit dem er sich vertrauensvoll in Verbindung gesetzt hat, gewöhnlich rasch aufgeführt. Ist ihm möglich, dieser Aufführung beizuwohnen, so wird das ihm sehr nützlich sein, weniger deshalb, weil er selbst die Uebelstände und Mängel seiner Arbeit erkennen wird, denn bei jungen Schriftstellern kommt die Selbsterkenntniß nicht so schnell, sondern weil auch dem erfahrenen Leiter einer Bühne manche Schwächen und Längen der Stücke erst durch die Aufführung selbst deutlich werden.

Es ist wahr, die erste Verbindung des Dichters mit der Bühne ist für ihn nicht frei von Mißbehagen. Die Sorge um die Aufnahme des Stückes legt sich rauh auch um ein sicheres Herz, immer noch thun die Kürzungen weh, und das Beschreiten der halbdunklen Bühne wird peinlich durch die innere Unsicherheit

und ſeine Bedenken gegen die unfertigen Leiſtungen der Darſteller. Aber dieſe Verbindung hat auch viel Herzerfreuendes und Lehrreiches: die Proben, das Aufnehmen des wirklichen Bühnenbildes, die Bekanntſchaft mit Brauch und Ordnung des Theaters. Und bei erträglichem Erfolg des Dramas bleibt vielleicht die Erinnerung daran eine werther Beſitz des ſpäteren Lebens.

Und hier eine Warnung. Der junge Dichter ſoll einigemal ſich am Einſtudiren und den Aufführungen der Bühnen betheiligen. Er ſoll genau, bis ins Kleinſte, die Einrichtung der Bühne, die Wünſche der Darſteller, die Verwaltung des großen Organismus kennen lernen. Aber er ſoll nicht auf ſeine Stücke reiſen. Er ſoll nicht ſo warm in ihnen beharren, er ſoll nicht ſo eifrig den Beifall neuer Menſchen ſuchen. Und ferner, er ſoll nicht den Regiſſeur ſpielen, und ſoll ſich während der Spielproben nur einmiſchen, wo das dringend geboten iſt. Er iſt kein Schauſpieler und vermag in dem Eifer der forteilenden Proben ſchwerlich ein Verfehltes dem Darſteller durch Beſſermachen zu ändern. Er notire ſich was ihm auffällt und beſpreche dies ſpäter mit den Künſtlern. Die Stelle des Dichters iſt in der Leſeprobe. Dieſe richte er ſo ein, daß zuerſt er ſelbſt — wenn ihm Stimme und Uebung ward, — ſein Drama vorleſe, und daß in einer zweiten Probe wieder die Künſtler ihre Rollen leſen. Die gute Einwirkung, welche er auszuüben vermag, wird ſich hier am beſten bewähren.

Die Vielſeitigkeit Deutſchlands hat verhindert, daß, bei uns, wie in Frankreich und England, die Erfolge eines Theaterſtückes an einer großen Bühne der Hauptſtadt maßgebend werden für die Erfolge auf den übrigen Theatern des Landes. Ein deutſches Drama muß das Glück haben, bei acht bis zehn größern Theatern in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands Erfolge zu erlangen, bevor ſein Lauf über die übrigen als geſichert betrachtet werden kann. Während das Renomee eines Theaterſtücks, welches

von der Wiener Burg ausgeht, so ziemlich die übrigen Theater des Kaiserstaates bestimmt, hat schon das Berliner Hoftheater einen viel kleineren Kreis, in dem es den Ton angibt: was in Dresden gefällt, mißfällt vielleicht in Leipzig, und ein Erfolg in Hannover sichert noch keineswegs ähnlichen in Braunschweig. Indeß so weit reicht doch der Zusammenhang der deutschen Bühnen, daß der gute Erfolg eines Bühnenwerkes auf einem oder zwei gut renomirten Theatern die übrigen darauf aufmerksam macht. Ueberhaupt ist Mangel an Aufmerksamkeit auf das Brauchbare im Allgemeinen nicht der größte Vorwurf, welcher gegenwärtig den deutschen Theatern zu machen ist.

Hat ein Theaterstück auf solche Weise die Probe durchgemacht, so gibt es zwei Wege, dasselbe an den Bühnen zu verbreiten. Der eine ist: das Stück drucken zu lassen, und an die einzelnen Theater zu versenden, der andere das Manuscript einem Bureau zum Vertrieb zu übergeben.

Einem jungen Schriftsteller muß vor Allem wünschenswerth sein, mit den Theatern selbst, ihren Vorständen, ausgezeichneten Mitgliedern u. s. w. in direkte Beziehung zu treten. Er lernt dadurch das Theaterleben, seine Forderungen und seine Bedürfnisse am Besten kennen. Deßhalb schlägt er am besten einen Mittelweg ein. Er läßt sein Stück als Handschrift drucken — er wählt nicht zu kleine Lettern, damit die Augen der Souffleure nicht über ihn weinen — und besorgt die Versendung an größere Bühnen selbst. Außerdem ist vortheilhaft, daß er einzelnen bedeutenden Darstellern der betreffenden Theater Exemplare sendet. Er bedarf der warmen Hingebung und des liebevollen Antheils der Schauspieler, es ist freundlich, daß auch er ihnen das Studium ihrer Rollen erleichtert. Die so eingeleitete Verbindung mit achtungswerthen Talenten der Bühne wird dem Schriftsteller einst nur nützlich sein, sie kann ihm auch interessante Menschen, warme Bewunderer des Schönen, vielleicht fördernde und treue Freunde gewinnen. Dem deut-

ſchen Dramatiker thut der friſche, anregende Umgang mit gebildeten Darſtellern mehr Noth als irgend etwas Anderes, denn am leichteſten erwirbt er durch ihn, was ihm in der Regel fehlt, genaue Kenntniß des Wirkſamen auf der Bühne. Schon Leſſing hat das erfahren. — Hat er dies Alles gethan, ſo wird er bei günſtigem Erfolge ſeines Stückes bald durch eine ziemlich umfangreiche Correſpondenz in die Geheimniſſe des Theaterlebens eingeweiht werden.

Und zuletzt, wenn der junge Bühnendichter in ſolcher Art das Kind ſeiner Träume in die Welt geſchickt hat, wird er hinreichend Gelegenheit haben, noch etwas Anderes an ſich herauszubilden als Bühnenkenntniß. Es wird ſeine Pflicht ſein, glänzende Erfolge zu ertragen, ohne übermüthig und eingebildet zu werden, und melancholiſche Niederlagen ohne den Muth zu verlieren. Er wird viele Gelegenheit haben, ſein Selbſtgefühl zu prüfen und zu bilden, und wird auch in dem luſtigen Reich der Bühne, gegenüber den Darſtellern, den Tagesſchriftſtellern und dem Publikum noch etwas aus ſich machen können, was mehr werth iſt, als ein gewandter und techniſch gebildeter Dichter, einen feſten Mann, der das Edle nicht nur in ſeinen Träumen empfindet, ſondern auch durch ſein eigenes Leben darzuſtellen redlich und unabläſſig bemüht ſein ſoll.

Inhalt.

Seite.

Einleitung. Die Technik des Dramas nichts Feststehendes. Sichere Handwerkstüchtigkeit früherer Zeiten. Lage der Modernen. Poetik des Aristoteles. Lessing. Die große Bühnenwerke als Vorbilder . . . . . 1 — 6

Erstes Kapitel.

Die dramatische Handlung.

1. Die Idee. Wie das Drama in der Seele des Dichters entsteht. Herausbilden der Idee. Der Stoff und seine Umbildung. Der Historiker und der Dichter. Die Gebiete des Stoffes. Die Umbildung des Wirklichen nach Aristoteles . . . . . 7 — 15

2. Was ist dramatisch? Erklärung. Wirkungen. Charaktere. Die Handlung. Das dramatische Leben der Charaktere. Eintreten des Dramatischen in das Menschengeschlecht. Seltenheit der dramatischen Kraft . . 16 — 23

3. Einheit. Das Gesetz. Bei den Griechen. Wie sie hervorgebracht wird. Ein Beispiel. Wie die Einheit bei historischen Stoffen nicht gewonnen wird. Falsche Einheit. Wo Dramenstoff zu suchen ist. Der Charakter im modernen Drama. Das Gegenspiel und seine Gefahr. Die Episode . . . . . 24 — 44

4. Wahrscheinlichkeit. Was wahrscheinlich sei. Gesellige Wirkungen des Dramas. Das Fremdartige. Das Wunderbare. Mephistopheles. Das Irrationale. Shakespeare und Schiller . . . . . 45 — 53

5. Wichtigkeit und Größe. Charakterschwäche. Vornehme Helden. Privatpersonen. Entwürdigung der Kunst . . . . . 54 — 57

Seite.

6. Bewegung und Steigerung. Staatsaktionen. Innere Kämpfe. Dichterdramen. Nichts Wichtiges ist wegzulassen. Prinz von Homburg. Antonius und Cleopatra. Botenscenen. Verhüllen und Wirkung durch Reflexe. Durch die Aktion selbst. Nothwendigkeit der Steigerung. Contraste. Parallelscenen . . . 58 — 73

7. Was ist tragisch. Wiefern der Dichter darum nicht zu sorgen hat. Die Katharsis. Wirkungen des modernen Trauerspiels. Gegensatz des deutschen Dramas. Das tragische Moment. Die Peripetie und Anagnorisis . 74 — 90

Zweites Kapitel.

Der Bau des Dramas.

1. Spiel und Gegenspiel. Zwei Hälften. Steigen und Sinken. Zwei Arten der Construction. Drama, in welchem der Hauptheld führt. Drama des Gegenspiels. Beispiele. Schauspiel und Trauerspiel . 91 — 99

2. Fünf Theile und drei Stellen. Die Einleitung. Das erregende Moment. Die Steigerung. Das tragische Moment. Fallende Handlung. Das Moment der letzten Spannung. Die Katastrophe. Nöthige Eigenschaften des Dichters . . . . . 100 — 120

3. Bau des Dramas bei Sophokles. Entstehung der Tragödie. Pathosscenen. Botenscenen. Dialoge. Aufführungen. Die drei Schauspieler. Umfang ihrer Leistung mit moderner verglichen. Continuität des Darstellers zur Verstärkung der Wirkungen benutzt. Rollenvertheilung. — Ideen der erhaltenen Tragödien. Construktion der Handlung. Die Charaktere. Aias als Beispiel. Eigenthümlichkeit des Sophokles. Sein Verhältniß zu den Mythen. Die Theile der Tragödie. — Antigone. König Oedipus. Elektra. Oedipus auf Kolonos. Trachinierin. Aias. Philoktetes . . . . . 121 — 136

4. Drama der Germanen. Bühne des Shakespeare. Ihr Einfluß auf den Bau der Stücke. Eigenthümlichkeit Shakespeares. Seine fallende Handlung und ihre Schwächen. Bau des Hamlet . . . . . 137 — 165

5. Die fünf Akte. Einfluß des Vorhangs und der modernen Bühne. Ausbildung der Akte. Die Fünfzahl.

Ihre technischen Besonderheiten. Erster Akt. Zweiter. Dritter. Vierter. Fünfter. Beispiele. Bau des Doppeldramas Wallenstein . . . . . Seite. 166 — 178

Drittes Kapitel.

Bau der Scenen.

1. Gliederung. Auftritte. Einheiten des Dichters. Ihre Verbindung zu Scenen. Architektur der Scenen. Zwischenakte. Coulissenwechsel. Haupt- und Nebenscenen 179 — 184

2. Die Scenen nach der Personenzahl. Führung der Handlung durch die Scenen. Monologe. Botenscenen. Dialogscenen. Verschiedene Construktion. Liebesscenen. Drei Personen. — Ensemblescenen. Ihre Gesetze. Die Galeerenscene in Antonius und Kleopatra. — Banketscene der Piccolomini. Rüstlscene. Reichstag im Demetrius. — Massenscenen. Vertheilte Stimmen. — Gefechte . . . . . 185 — 208

Viertes Kapitel.

Die Charaktere.

1. Völker und Dichter. Voraussetzung des Dramatischen Charakterisirens. Schaffen und Nachschaffen. — Verschiedenheit der Charaktere nach Völkern. Germanen und Romanen. — Verschiedenheit nach Dichtern. — Schakespeare's Charaktere. Lessing. Goethe. Schiller . . . . 209 — 225

2. Charaktere im Stoff und auf der Bühne. Die Charaktere abhängig von der Handlung. Beispiel Wallenstein. Charaktere mit Portraitzügen. — Die historischen Charaktere. Dichter und Geschichte. Der Gegensatz zwischen Charakter und Handlung. Beschaffenheit der epischen Helden, innerlich undramatisch. Euripides. Die Deutschen und ihre Sage. — Aeltere deutsche Geschichte. Beschaffenheit ihrer Helden. Innere Armuth. Mischung von Contrastirdem. Mangel an Einheit. Einfluß des Christenthums. Heinrich IV. Gegensatz des Dichters zu den Erscheinungen der Wirklichkeit. — Gegensatz des Dichters und Schauspielers 226 — 234

3. Kleine Regeln. Die Charaktere müssen dramatische Einheiten sein. — Das Drama soll nur einen Hauptheiden haben. Doppelheiden. Liebende. — Das Handeln

Seite

ſoll auf leicht verſtändlichem Grundzug des Charakters beruhen. — Miſchung aus Böſe und Gut. — Der Humor. — Der Zufall. — Die Charaktere in den verſchiedenen Akten. — Forderungen der Schauſpieler. Das Bühnenbild ſoll dem Dichter lebhaft ſein. Die Fächer des Schauſpiels. Der Dichter ſoll wirkſam ſchreiben . . . . . 255 — 270

Fünftes Kapitel.

Vers und Farbe.

Proſa und Vers. — Der fünffüßige Jambus. — Tetrameter, Trimeter, Alexandriner, Nibelungenvers. — Das Dramatiſche des Verſes. — Die Farbe, was ſie ſei und wie man ſie finde . . . . . 271 — 285

Sechſtes Kapitel.

Der Dichter und ſein Werk.

Schwierige Stellung des modernen Dichters. Die Stoffe. Die Arbeit. Die Striche. Die Länge des Stückes. Die Bekanntſchaft mit der Bühne . . . . . 286 — 306

Druck von Carl Rigand in Berlin

Die

verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1864.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Erſtes Buch.

1.

Eine gelehrte Entdeckung.

Es ist später Abend in unserm Stadtwald, leise wispert das Laub in der lauen Sommerluft und aus der Ferne tönt das Geschwirr der Feldgrillen bis unter die Bäume.

Durch die Gipfel fällt bleiches Licht auf den Waldweg und das undeutliche Gezweig des Unterholzes. Der Mond besprengt den Pfad mit schimmernden Flecken, er zündet im Gewirr der Blätter und Zweige verlorene Lichter auf, hier läuft es vom Baumstamme bläulich herab wie brennender Spiritus, dort im Grunde leuchten aus tiefer Dunkelheit die Wedel eines Farrenkrautes in grünlichem Golde, und über dem Wege ragt der dürre Ast als ungeheures weißes Geweih. Dazwischen aber und darunter schwarze, greifbare Finsternis. Runder Mond am Himmel, deine Versuche den Wald zu erleuchten sind unordentlich, bleichsüchtig und launenhaft. Bitte, beschränke deine Lichter auf den Damm, der zur Stadt führt, wirf deinen falben Schein nicht allzuschräge über den Weg hinaus, denn linker Hand geht es abscheulich in Sumpf und Wasser.

Pfui, du Lügner! da ist der Sumpf, und der Schuh blieb darin stecken. — Aber dir ist das grade recht, Täuschen und Betrügen ist deine liebste Arbeit, du Phantast unter den Sternen. Man wundert sich allgemein, daß die Menschen der Vorzeit auch dich als Gott verehrten. Einst hat das griechische Mädchen dich Semele gerufen und sie hat dir die Schale mit purpurnem Wein bekränzt, um durch deinen Zauber den treulosen Geliebten zu ihrer Thürschwelle zu locken. Damit ist es für immer vorbei. Wir haben die Wissenschaft und Photogen, und du bist herabgekommen zu einem armen alten Gaukler, der fern von Menschen im Walde umherflackert. Zu einem Gaukler! Man erweist dir noch allzuviel Ehre, wenn man dich überhaupt als lebendes Wesen behandelt. Was bist du denn eigentlich? eine Kugel ausgebrannter blasiger Schlacke, luftlos, farbenlos, wasserlos. Bah! eine Kugel? Unsere Gelehrten wissen, daß du nicht einmal rund bist, auch darin lügst du. Wir von der Erde haben dich nach unserer Seite in die Länge gezogen. Du bist gewissermaßen zugespitzt, und deine Gestalt ist erbärmlich und unregelmäßig. Du bist nichts als eine Art grosser Erdrübe, welche sich in ewiger Sclaverei um uns herumwälzt.

Der Wald lichtet sich, zwischen der Stadt und dem Wanderer liegt noch eine weite Rasenfläche mit ihrem Weiher. Sei gegrüßt, du grüner Thalgrund; wohlgepflegte Kieswege ziehen sich über die Wasenwiese, hier und

da erhebt ſich luſtiges Gebüſch und eine Gartenbank. Auf der Bank raſtet bei Tage der wohlhäbige Bürger; die Hände auf das ſpaniſche Rohr geſtützt, ſieht er ſtolz nach den Thürmen ſeiner guten Stadt hinüber. — Iſt heut auch die Flur verwandelt? Vor dem Wanderer breitet ſich's wie eine wogende Waſſerfläche, und es wallt, brodelt und ballt ſich um die Füße, in endloſen Nebelmaſſen ſoweit das Auge reicht. Welches Geiſterheer wäſcht hier ſeine grauen Gewänder? Sie flattern von den Bäumen, ſie ziehen durch die Luft, mattſcheinend, zerfließend, ſich wieder verwebend. Und höher erheben ſich die dämmrigen Gebilde. Sie ſchweben dem Wanderer über das Haupt, die düſtern Maſſen der Bäume verſchwinden, auch den Himmel verbirgt die Dämmerung, jeder Umriß löſt ſich auf in ein Chaos von bleichem Licht und wogender Unform. Noch dauert die feſte Erde unter den Füßen des Schreitenden, und doch wandelt er geſchieden von allen wirklichen Geſtalten der Erde unter leuchtenden körperloſen Schatten. Hier ſammelt ſich's und dort wieder zu ſchwebendem Scheine. Langſam ſchweifen die Luftgebilde an dem Aler, der den Wanderer umhüllt. Hier dringt eine gebeugte Geſtalt heran, einem knieenden Weibe vergleichbar, das vor Schmerz zuſammenbricht, dort ein Zug in langen wallenden Gewändern wie römiſche Senatoren, an ihrer Spitze ein Kaiſer mit der Strahlenkrone, aber die Krone und das Haupt zerfließen, kopflos und geſpenſtig gleitet der große Schatten vorüber. — Dunſt der feuchten Wieſe, wer

hat sich so verwandelt? Wetter! das that wieder der Alte dort oben, der gaukelnde Mond.

Leicht hinterwärts, täuschende Bilder der Dämmerung. Das Thal ist durchschritten, vor dem Wanderer schimmern erleuchtete Fenster, hier ragen die nächsten Häuser der Stadt, zwei stattliche Häuser und zwei Hausbesitzer! Hier wohnen Menschen, Steuerzahler, rührig Schaffende; sie hüllen sich zur Nacht in warme Decken, und nicht in deine wässrigen Gespinste, o Mond, welche als eilende Tropfen von Haar und Bart träufeln; sie haben ihre Launen und ihre Biederkeit und schätzen deinen Werth, Mond, genau nach den Summen, die du der Stadtkasse an Gaslicht ersparst.

An dem Hause zur linken Hand glänzt aus der obern Fensterreihe eine Lampe nahe den Scheiben. Vergeblich mühst du dich, bleiches Wolkenlicht, deine trügenden Strahlen auch dort hineinzuwerfen. Denn ihn, der dort wohnt, sollst du mit deinen Possen nicht kränken, er ist ein Kind der Sonne und ein Held dieser Geschichte. Es ist der Professor Felix Werner, ein gelehrter Philologe, noch ein junger Herr, aber von wohlverdientem Ruf. Da sitzt er an seinem Arbeitstisch und blickt auf verblichene alte Schrift; ein ansehnlicher Mann; wenn er aufsteht, von guter Mittelgröße, dunkles gelocktes Haar umgiebt ihm ein großes Antlitz von kräftiger Bildung, nichts Kleines darin, helle treue Augen unter den dunklen Brauen, die Nase leicht gebogen, die Muskeln des Mundes stark entwickelt, wie bei einem be-

liebten Lehrer der studirenden Jugend natürlich ist. Jetzt grade fährt ein feines Zucken darüber und die Wangen sind ihm von der Arbeit oder geheimer Aufregung gerötbet. Verschwinde hinter einer Welle, Mond, die Gesellschaft meines Professors ist mir lieber.

Der Professor sprang von seinem Arbeitstisch auf und durchschritt einige Male eifrig das Zimmer, dann trat er an ein Fenster, welches auf das Nachbarhaus hinsah, stellte zwei große Bücher auf das Fensterbret, legte ein kleineres darüber und brachte dadurch eine Figur hervor, welche einem griechischen P ähnlich sah und durch den Lichtschein dahinter für die Augen im Nachbarhause sichtbar wurde. Nachdem er diese telegraphische Zeichen gezimmert hatte, eilte er wieder an den Tisch und beugte sich von neuem über sein Buch.

Der Diener trat leise ein, das Abendessen wegzuräumen, welches auf einem Seitentisch zurecht gestellt war. Da er die Speisen unberührt fand, blickte er mißbilligend auf den Professor und blieb lange hinter dem leeren Stuhl stehen. Endlich rückte er sich in militärische Haltung: „Der Herr Professor haben das Abendbrot vergessen."

„Räumen Sie ab, Gabriel," befahl der Professor.

Gabriel bewies seinen guten Willen. „Der Herr Professor sollten wenigstens ein Stück kalten Braten zu sich nehmen. Aus Nichts wird Nichts," fügte er wohlwollend hinzu.

„Es ist nicht in der Ordnung, daß Sie hereinkommen mich zu stören."

Gabriel nahm den Teller und trug ihn zum Professor. „Nehmen der Herr Professor wenigstens ein Paar Bissen.“

„So geben Sie,“ sagte der Professor und aß.

Gabriel benutzte die Pause, in welcher sein Herr widerstandslos bei verständlicher Thätigkeit verweilte, zu einer respectvollen Anmahnung: „Mein seliger Hauptmann hielt sehr auf ein gutes Abendessen.“

„Jetzt aber sind Sie in's Civile übersetzt,“ versetzte der Professor lächelnd.

„Es ist aber auch nicht in der Ordnung,“ fuhr Gabriel hartnäckig fort, „wenn ich allein den Braten esse, den ich für Sie hole.“

„Ich hoffe, Sie sind jetzt zufrieden,“ versetzte der Professor und schob ihm den Teller zurück.

Gabriel zuckte die Achseln. „Es ist zum wenigsten guter Wille. Der Herr Doctor war nicht zu Hause.“

„Ich sehe. Sorgen Sie dafür, daß die Hausthür geöffnet bleibt.“

Gabriel machte kehrt und entfernte sich mit den Tellern.

Wieder war der Gelehrte allein, das goldene Licht der Lampe fiel auf sein Antlitz und die Bücher welche um ihn lagen, schneller rauschten die weißen Blätter unter der Hand des Nachschlagenden und in starker Spannung arbeiteten seine Züge.

Da pochte es an die Thür, der erwartete Besuch trat ein.

„Guten Abend, Fritz!“ rief der Professor dem Ein-

tretenden entgegen, „setze dich auf meinen Platz und sieh hierher.“

Der Gast, eine zarte Gestalt, mit feinen Zügen und einer Brille vor den Augen, rückte sich gehorsam zurecht und ergriff ein kleines Buch, welches Mittelpunkt eines Kreises von aufgeschlagenen Werken in jedem Alter und Format war. Mit Kennerblicken musterte er zuerst den Deckel: geschwärztes Pergament mit alten Noten und darunter geschriebenem Kirchentext, er warf einen spähenden Blick auf das Innere des Einbands und suchte nach den Pergamentstreifen, durch welche der übelerhaltene Rücken des Buches mit dem Deckel verbunden war. Dann erst sah er auf das erste Blatt des Inhalts, auf die vergilbten Buchstaben des geschriebenen Textes. „Das Leben der heiligen Hildegard, — die Hand des Schreibers aus dem fünfzehnten Jahrhundert,“ — sprach er, und sah den Freund fragend an.

„Nicht deshalb zeige ich dir das alte Buch. Sieh weiter. Der Lebensgeschichte folgen Gebete, eine Anzahl Recepte und Wirthschaftsregeln von verschiedenen Händen bis über die Zeit Luthers hinaus. Ich hatte diese Blätter für dich gekauft, du kenntest darin vielleicht etwas für deine Sagen oder Volksaberglauben finden. Bei der Durchsicht aber traf ich auf einer der letzten Seiten diese Stelle, und ich muß dir jetzt das Buch noch vorenthalten. Es scheint, daß mehre Generationen eines Mönchsklosters das Buch benutzt haben, um Bemerkungen einzuzeichnen, denn auf diesem Blatt ist ein Ver-

zeichniß von Kirchenschätzen des Klosters Reisau. Es war ein dürftiges Kloster, das Verzeichniß ist nicht groß oder nicht vollständig. Es wurde von einem unwissenden Mönch, soweit man aus seiner Schrift schließen kann, etwa um 1500 gemacht. Sieh, hier Kirchengeräth und wenige geistliche Gewänder, und hier einige theologische Handschriften des Klosters, für uns gleichgültig, darunter aber zuletzt folgender Titel: „Das alt ungebür puech von uffahrt des iwigers."

Der Doctor prüfte neugierig die Worte. „Das klingt wie Ueberschrift eines Rittergedichts. Und was bedeuten die Worte selbst: Ist der Auffahrende ein Schwieger, oder ein Schweigender?"

„Versuchen wir das Räthsel zu lösen", fuhr der Professor mit glänzenden Augen fort, und wies mit dem Finger auf dasselbe Blatt. „Eine spätere Hand hat in lateinischer Sprache dazugeschrieben: „Dies Buch ist latein, fast unlesbar, fängt an mit den Worten: lacrimas et signa und endet mit den Worten: Hier schließt der Geschichten — actorum — dreißigstes Buch. Jetzt rathe."

Der Doctor sah in das erregte Gesicht des Freundes: „Laß mich nicht warten. Die Anfangsworte klingen viel versprechend, aber ein Titel sind sie nicht, es mögen im Anfange Blätter gefehlt haben."

„So ist es," versetzte der Professor vergnügt. Nehmen wir an: ein, zwei Blätter haben gefehlt. Im fünften Kapitel der Annalen des Tacitus stehen die Worte lacrimas et signa hinter einander."

Der Doctor ſprang auf, auch ihm ſtieg ein freudiges Roth über das Antlitz.

„Setze dich,“ fuhr der Profeſſor fort, den Freund niederdrückend. „Der alte Titel vor den Annalen des Tacitus lautete wörtlich überſetzt: „Tacitus, vom Ausgange des göttlichen Auguſtus,“ beſſer deutſch: „Vom Hinſcheiden des Auguſtus ab.“ Weblan, ein unwiſſender Mönch entzifferte auf irgend einem Blatt die erſten lateiniſchen Worte der Ueberſchrift: „Taciti ab excessu“ und verſuchte ſie ins Deutſche zu überſetzen. Er war froh zu wiſſen, daß Tacitus ſchweigſam bedeutet, hatte aber nie etwas von dem römiſchen Geſchichtſchreiber gehört, und übertrug alſo wörtlich: Vom Ausgange des Schweigenden.“

„Vortrefflich,“ rief der Doctor. „Und der Mönch ſchrieb erfreut ſeine gelungene Ueberſetzung des Titels auf die Handſchrift. Triumph! Die Handſchrift war ein Tacitus.“

„Höre noch weiter,“ ermahnte der Profeſſor. „Im dritten und vierten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung beſtanden die beiden großen Werke des Tacitus, die Annalen und Hiſtorien, in einer Sammlung vereint unter dem Titel: Dreißig Bücher Geſchichten. Wir haben dafür mehre alte Zeugniſſe, ſieh her.“

Der Profeſſor ſchlug bekannte Stellen auf und legte ſie vor den Freund. „Und wieder am Ende der verzeichneten Handſchrift ſtand: „Hier ſchließt das dreißigſte Buch der Geſchichten.“ Dadurch ſchwindet, wie mir

ſcheint, jeder Zweifel, daß dieſe Handſchrift ein Tacitus war. Und um das Ganze zuſammenzufaſſen, war das Sachverhältniß folgendes: Zur Zeit der Reformation befand ſich eine Handſchrift des Tacitus im Kloſter Roſſau, der Anfang fehlte. Es war eine alte Handſchrift, ſie war durch die Zeit und ihre Schickſale für Mönchsaugen faſt unleſbar geworden."

„Es muß aber an dem Buch noch etwas Beſonderes gehangen haben," unterbrach der Doctor, „denn der Mönch bezeichnet es mit dem Ausdruck: ungeheuer, welches etwa unſerm Wort unheimlich entſpricht."

„So iſt es," beſtätigte der Profeſſor. „Man darf muthmaßen, daß entweder eine Kloſterſage, die ſich daran geheftet hatte, oder ein altes Verbot das Buch zu leſen, oder wahrſcheinlicher eine ungewöhnliche Beſchaffenheit des Deckels oder Formats dieſe Bezeichnung verurſacht hat. Die Handſchrift enthielt beide Geſchichtswerke des Tacitus, welche durch fortlaufende Bücherzahl verbunden waren. Und wir," fuhr er fort, und warf in der Aufregung das Buch, welches er in der Hand hielt, auf den Tiſch, „wir beſitzen dieſe Handſchrift nicht mehr. Und keines von den beiden Geſchichtswerken des großen Römers iſt uns vollſtändig erhalten; uns fehlt, wenn wir die Lücken zuſammenrechnen, wohl mehr als die Hälfte."

Der Freund durchſchritt haſtig das Zimmer. „Das iſt eine von den Entdeckungen, die das Blut ſchneller in die Adern treibt. Dahin und verloren! Aber es überläuft einen heiß, wenn man deutlich empfindet, daß

ſo wenig fehlte, einen koſtbaren Schatz des Alterthums für uns zu retten. Er hat Völkermord, Brand und Zerſtörung von anderthalb Jahrtauſenden überdauert, er liegt noch zu der Zeit, wo das Morgenroth der neuen Bildung bei uns hereinbricht, glücklich verborgen und unbeachtet in einem deutſchen Kloſter, wenige Wegſtunden von der großen Völkerſtraße, auf welcher die Humaniſten hin und herwandern, die Bilder römiſcher Herrlichkeit im Haupte, begierig nach jeder Ueberlieferung aus der Römerzeit ſuchend. Nur kaum eine Tagreiſe entfernt erblühen Univerſitäten, auf denen die Jugend ſich begeiſtert in lateiniſchen Verſen und Proſa übt. Es lag ſo nahe, daß irgend ein Mönch aus Neſſau einem Ordensbruder davon erzählte, der die Kunde nach Mainz oder Köln trug. Es ſcheint unbegreiflich, daß nicht einer von den lateiniſchen Schullehrern, die ſich damals über das ganze Land verbreiteten, Nachricht von dem Buche erhielt und den Brüdern etwas von dem Werth eines ſolchen Denkmals ſagte. Und wie natürlich war, daß der geiſtliche Herr, welcher die Oberaufſicht über das Kloſter übte, von dem geheimnißvollen Funde erfuhr und neugierig die verblichenen Blätter umſchlug. Selbſt dann wäre doch eine Kunde in die Welt gedrungen, und die Handſchrift uns wahrſcheinlich irgendwo erhalten. Und nichts von alledem. Und im beſten Fall hat ein Zeitgenoſſe von Erasmus und Melanchthon, ein armer hungernder Mönch die Handſchrift an den Buchbinder verkauft, und abgeſchnittene Streifen kleben noch irgendwo

Kloſter hat unter dem Schutze des geiſtlichen Schirmherrn bis zum dreißigjährigen Kriege in dürftigen Verhältniſſen fortbeſtanden; im Jahre 1637 wurde Stadt und Kloſter durch die Schweden verwüſtet. Die letzten Mönche verloren ſich, das Kloſter wurde nicht wieder eingerichtet. Das iſt Alles, was ich zur Zeit erfahren konnte. Für das Weitere erbitte ich deine Hülfe."

„Die nächſte Frage wird, ob das Schloß den Krieg überdauert hat," verſetzte der Doctor, „und was bis jetzt daraus geworden. Schwerer wird zu ermitteln ſein, wo Bruder Tobias Bachhuber geendet hat, und am ſchwerſten, durch welche Hände ſein kleines Buch auf uns gekommen iſt."

„Das Buch fand ich heut bei einem hieſigen Antiquar, es war neuer Erwerb und noch nicht in ſein Verzeichniß aufgenommen. Die weitere Auskunft, welche der Verkäufer etwa geben kann, werde ich morgen holen. — Es lohnt doch, nachzufragen," fuhr er kühler fort, bemüht, einen Strom verſtändiger Erwägung über die aufbrennende Gluth ſeiner Hoffnungen zu leiten. „Seit jener geheimen Notiz des Fraters ſind mehr als zweihundert Jahre verfloſſen, die zerſtörenden Kräfte waren in dieſer Zeit nicht weniger thätig als früher, der andern Krieg und Raub der Jahre, in denen das Kloſter zu Grunde ging. So ſind wir zuletzt nicht weiter, als wenn die Handſchrift einige hundert Jahr früher verloren wäre."

„Und doch ſteigt mit jedem Jahrhundert die Wahr-

scheinlichkeit, daß die Handschrift bis zur Gegenwart erhalten ist," warf der Doctor ein, „selbst wenn man für jedes Jahrhundert eine gleiche Zahl von Angriffen auf das Bestehende annimmt. Aber die Zahl der Menschen, welche das Merkwürdige eines solchen Fundes ahnen, ist seit jenem Kriege so groß geworden, daß wenigstens eine Zerstörung durch rohe Unwissenheit fast undenkbar wird."

„Wir dürfen darin auch dem Wissen der Gegenwart nicht zu viel vertrauen," warf der Professor ein. „Wenn es aber wäre," fuhr er auf, und seine Augen strahlten, „wenn uns die Kaisergeschichte des ersten Jahrhunderts, wie sie Tacitus geschrieben, durch ein günstiges Geschick zurückgegeben würde, es wäre ein Geschenk, so groß, daß der Gedanke an die Möglichkeit einen ehrlichen Mann wohl berauschen darf, wie römischer Wein."

„Unschätzbar," bestätigte der Doctor, „für unsre Kenntniß der Sprache, für hundert Einzelheiten römischer Geschichte."

„Für die älteste Geschichte deiner Germanen," rief der Professor.

Und Beide maßen wieder mit schnellen Schritten die Stube, schüttelten einander die Hände, und sahen einer den andern fröhlich an.

„Und wenn ein günstiger Zufall auf dieser Spur zu der Handschrift leitete," begann Fritz, „wenn sie durch dich dem Tageslicht zurückgegeben würde, du, mein

Freund, du bist auch der beste Mann, sie herauszugeben. Der Gedanke, daß deinem Leben eine solche Freude und so ruhmvolle Arbeit werden könnte, macht mich glücklicher, als ich sagen kann."

„Finden wir die Handschrift," versetzte der Professor, „so kann sie nur von uns beiden zusammen herausgegeben werden."

„Von uns?" frug Fritz verwundert.

„Von dir mit mir," entschied der Professor, „das soll deine Tüchtigkeit in weiteren Kreisen bekannt machen?"

Fritz trat zurück. „Wie kannst du glauben, daß ich so etwas annehmen würde?"

„Widerspruch mir nicht," rief der Professor, „du bist vollkommen dafür geeignet."

„Das bin ich nicht," versetzte Fritz fest, „und ich bin zu stolz, etwas zu unternehmen, wobei ich deiner Güte mehr verdanke als meiner Kraft."

„Das ist ungeschickte Bescheidenheit," rief der Professor wieder.

„Ich werde es nie thun," entgegnete Fritz. „Und du verleugnest dein Zartgefühl, wenn du nur einen Augenblick daran denkst, daß ich mich vor dem Publikum mit fremden Federn schmücken könnte."

„Ich weiß besser als du," rief unwillig der Professor, „was du vermagst und was dir frommt."

„Jedenfalls frommt mir nicht, dir, der du bei der Arbeit selbst den Löwenantheil haben würdest, den

Lohn dafür heimlich abzunagen. Nicht meine Bescheidenheit, sondern meine Selbstüberwindung verbietet das. Und dies Gefühl sollst du ehren," schloß Fritz mit grosser Energie.

„Nun," lenkte der Professor ein, die auflodernde Empfindung bändigend, „vorläufig geberden wir uns wie der Mann, welcher Haus und Acker vom Erlös eines Kalbes kaufte, das ihm noch nicht geboren war. Sei ruhig, Fritz, nicht du, nicht ich werden die Handschrift herausgeben."

„Und niemals werden wir erfahren, was römische Kaiser an Thusnelda und Thumelicus gefrevelt haben," sagte Fritz, und trat wieder theilnehmend zu dem Freunde.

„Aber es sind doch nicht Einzelheiten, welche uns den größten Gewinn brächten," begann der Professor ruhiger, „und nicht, daß wir diese missen, macht uns den Verlust der Handschrift empfindlich. Denn für die Hauptsachen versagen andere Quellen nicht. Das Wichtigste wäre immer, daß Tacitus der erste und in mancher Hinsicht der einzige Geschichtschreiber ist, der höchst auffallende, unheimliche Seiten der menschlichen Natur dargestellt hat. Seine Werke sind uns zwei geschichtliche Tragödien, die Scene des Julischen und des Flavischen Kaiserhauses, markerschütternde Bilder der ungeheuren Umwandlung, welche durch ein Jahrhundert der größte Staat des Alterthums, die Seelen der Gehorchenden, die Charaktere der Herrscher erfahren; die Geschichte einer Tyrannenherrschaft, welche die edlen Geschlechter

vertilgt, eine hohe und reiche Bildung heraustreibt und verdirbt, vor allem die Herrschenden selbst mit wenigen Ausnahmen entmenschlicht. Wir haben bis zur Gegenwart kaum ein anderes Werk, dessen Verfasser so spähend in die Seelen einer ganzen Reihe von Fürsten blickt, so scharf und genau die Verwüstungen schildert, welche die dämonische Krankheit der Könige in den verschiedensten Naturen hervorgebracht hat."

„Mich hat immer geärgert," sagte der Doctor, „wenn man ihm vorwarf, daß er zumeist Kaiser und Hofgeschichte geschrieben. Wer darf Trauben von einer Cypresse verlangen und behagliche Freude an dem großartigen Staatsleben von einem Manne, der durch einen großen Theil seines Mannesalters täglich Messer und Gift beider eines wahnsinnigen Despoten vor seinen Augen sah."

„Ja," fuhr der Professor beistimmend fort, „er gehörte zu den Aristokraten, deren Häupter hoch über die Menge herausragen, eine Körperschaft, unfähig zum Regieren, unwillig im Gehorsam. In dem Gefühl einer bevorzugten Stellung waren sie die unentbehrlichen Diener, die stillen Feinde und Rivalen der Fürsten, in ihnen bildeten sich die Tugenden und Laster einer gewaltigen Zeit zu ungeheuren Erscheinungen. Wer sollte die Geschichte römischer Fürsten schreiben, als ein Mann aus diesem Kreise? Durch Palastintriguen und stillen Einfluß dunkler Nebengestalten entwickeln sich die Thatsachen, die schwärzeste Missethat verbirgt sich hinter den steinernen Wänden des Palastes, das Gerücht, das leise

Gemurmel des Vorzimmers, der lauernde Blick versteckten Hasses sind oft die einzigen Quellen des Geschichtschreibers. Uns bleibt vor solcher Zeit nichts übrig, als bescheiden das Urtheil des Mannes zu schätzen, der uns von diesen fremdartigen Zuständen Kunde überliefert hat. Wer die erhaltenen Bruchstücke des Tacitus ehrlich und gescheut betrachtet, der wird seinen sichern Blick in die tiefsten Falten eines römischen Gemüthes bewundernd ehren. Es ist ein erfahrener Staatsmann, ein kräftiger und wahrhafter Geist, der uns die geheime Geschichte seiner Zeit so erzählt, daß wir die Menschen und all ihr Thun verstehen, als ob wir selbst Gelegenheit hätten, ihnen in das Herz zu sehen. Wer das vermag für spätere Jahrtausende, der ist nicht nur ein großer Geschichtschreiber, er ist auch ein bedeutender Mensch. Und vor solcher Gestalt habe ich immer eine tiefherzliche Ehrfurcht empfunden, und ich halte für eine Pflicht ernster Kritik, das Mäkeln der Kleinen von solchem Bilde fern zu halten."

„Schwerlich hat einer seiner Zeitgenossen," bestätigte der Doctor, „so tief die Schwächen der eigenen Zeitbildung gefühlt als er. Und immer hat mich gerührt, wie er das Schwerflüssige seiner Sprache, das Vieldeutige des Ausdrucks mit der Scheu und Vorsicht entschuldigt, welche unter der Herrschaft des Scheusals Domitian auch in die Seelen der Besten geschlagen wurden."

„Ja," schloß der Professor, „er ist ein Mann, so weit das in seiner Zeit noch möglich war, und das ist

zuletzt die Hauptſache. Denn was uns am meiſten fördert, iſt doch nicht die Summe des Wiſſens, die wir einem großen Manne verdanken, ſondern ſeine eigene Perſönlichkeit, die durch das, was er für uns geſchaffen, ein Theil unſeres eigenen Weſens wird. Der Geiſt des Ariſtoteles iſt für uns noch etwas anderes, als die Summe ſeiner Lehren, welche wir aus den erhaltenen Büchern zuſammenſuchen. Und Sophokles bedeutet uns etwas ganz anderes, als ſieben erhaltene Tragödien. Die Art, wie er dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die ſoll ein Stück von unſerm Leben werden. Dadurch vor allem wirkt das Wiſſen aus vergangener Zeit befruchtend auf unſer Sein und Wollen. In dieſem Sinne iſt auch die ſchwermüthige trauervolle Seele des Tacitus für mich weit mehr, als ſelbſt ſeine Schilderungen des Kaiſerwahnſinns. — Sieh, Fritz, und deshalb ſind mir dein Sanſcrit und deine Inder nicht recht, ihnen fehlen die Männer."

„Sie ſind wenigſtens für uns ſchwer erkennbar," erwiederte der Freund. „Aber wer, wie du, die homeriſchen Geſänge den Studenten erklärt, der darf nicht verkennen, welcher Reiz darin liegt, in die geheimnißvollſten Tiefen des menſchlichen Schaffens hinabzuſteigen, in die Periode der Menſchheit, wo noch die junge Volkskraft den Einzelnen, welcher in ihr arbeitet, unſerm Blicke verdeckt, und das Volk ſelbſt in Poeſie, Sage, Recht, wie ein Einzelweſen Lebendiges geſtaltend, vor uns tritt."

„Wer ſich nur damit beſchäftigt," verſetzte der Profeſſor eifrig, „der wird leicht phantaſtiſch und weich. Das Studium ſolcher Urzeiten wirkt wie orientaliſcher Mohnſaft. Die Arbeit unter dieſen ſchillernden undeutlichen Gebilden, welche im Dunkel aufleuchten und wieder verſchwinden, verführt zu ungeregeltem Combiniren, wer ſein Lebtag darüber verweilt, wird auch in den Geſichtspunkten, durch die er ſein eigenes Leben beſtimmt, ſchwerlich Willkür fern halten."

Fritz ſtand auf. „Das iſt unſer alter Streit. Ich weiß, du willſt mir nichts Hartes ſagen, aber ich empfinde, daß du dabei an mich denkſt."

„Und habe ich Unrecht," fuhr der Profeſſor fort, „wahrlich, ich habe Reſpekt vor jeder geiſtigen Arbeit, aber meinem Freund möchte ich die gönnen, welche für ihn am ſegensreichſten iſt. Dein Suchen im indiſchen Götterglauben und deutſcher Mythologie lockt dich von einem Räthſel zu dem andern; in dem endloſen Gebiet von unklaren Anſchauungen und Bildern unter weſenloſen Schatten ſoll eine junge Kraft nicht immer weilen. Zwinge dich zu einem Abſchluß. Auch aus äußern Gründen. Es taugt dir nicht, Privatgelehrter zu ſein, das Leben iſt zu bequem, der äußere Zwang, ein beſtimmtes Gebiet von Pflichten fehlen dir. Du haſt mehre von den beſten Eigenſchaften eines Lehrers. Sitze nicht im Hauſe der Eltern, du mußt Univerſitätslehrer werden."

Dem Freunde ſtieg eine dunkle Röthe langſam über die

Wangen. „Es ist genug," rief er gekränkt, „wenn ich zu wenig an meine Zukunft gedacht habe, du sollst mir darüber keine Vorwürfe machen. Es war mir vielleicht zu große Freude, an deiner Seite zu leben und der stille Vertraute deiner kräftigen Arbeit zu sein. Etwas von dem Segen, den das Leben eines Mannes allen mittheilt, die an seinem geistigen Schaffen theilnehmen, habe ich in deiner Nähe doch auch empfunden. Gute Nacht."

Der Professor ging auf ihn zu und faßte seine beiden Hände. „Bleibe," rief er, „bist du mir böse?"

„Nein," erwiederte Fritz, „aber ich gehe." Er schloß leise die Thür.

Der Professor ging mit starken Schritten auf und ab, machte sich Vorwürfe über seine Heftigkeit und sorgte um die Stimmung des Freundes. Endlich warf er die Bücher, welche Telegraphendienste verrichtet hatten, heftig auf die Bretter zurück und trat wieder an den Arbeitstisch.

Gabriel leuchtete dem Doctor die Treppe hinab, öffnete die Hausthür und schüttelte den Kopf, als sein Nachtgruß bei dem Herrn nur kurze Erwiederung fand. Er löschte das Licht und horchte nach dem Zimmer seines Herrn. Als er die Schritte des Professors hörte; entschloß er sich, noch einige Züge lauer Abendluft zu schöpfen, und stieg in den kleinen Hausgarten. Dort stieß er auf den Hausbesitzer Herrn Hummel, welcher wahrscheinlich in derselben Absicht unter den Fenstern

des Profeſſors ſpazierte. Herr Hummel war ein breit ſchultriger Mann mit einem großen Kopfe und eigenſinnigem Geſicht, wohlhäbig und gut erhalten, von ehrbarem und altfränkiſchem Anſtrich. Er rauchte aus einer langen Pfeife mit einer ſehr dicken Spitze, an welcher eine Reihe kleiner Kirchthurmsknöpfe hinter einander ſtand.

„Ein ſchöner Abend, Gabriel," begann Herr Hummel, „ein gutes Jahr, das wird eine Ernte." Er ſtieß den Diener vertraulich an: „Da eben hat's heut etwas gegeben, das Fenſter ſtand offen. Nicht daß ich horchen wollte, aber ich mußte ſo Manches vernehmen, Gabriel!" ſchloß er bedeutſam und bewegte mißbilligend ſeinen Hausbeſitzerkopf.

„Er hat wieder das Fenſter aufgemacht," verſetzte Gabriel ausweichend. „Die Fledermaus und die Motte werden bei der freien Ausſicht zudringlich, und wenn er mit dem Doctor diſcurrirt, ſind beide manchmal ſo laut, daß die Leute auf der Straße ſtehen bleiben und zuhören."

„Verſchluß iſt immer gut," beſtätigte Herr Hummel. „Was hat's denn eigentlich gegeben? Der Doctor iſt der Sohn von da drüben und Sie kennen meine Meinung, Gabriel, ich traue nicht. Ich will niemandem zu nahe treten, aber was von jenem Hauſe kommt, darüber habe ich ſo meine Anſichten."

„Worüber es ging?" antwortete Gabriel, „ich hab's nicht gehört, aber das kann ich Ihnen genau ſagen, es ging über die alten Römer. Sehen Sie, Herr Hummel,

wenn wir die alten Römer hätten, so wäre Vieles bei uns anders. Das waren Eisenbeißer, die verstanden zu fouragiren. Sie führten Krieg, sie eroberten hier und dort."

„Sie sprechen ja wie ein Mordbrenner," sagte Herr Hummel mißbilligend.

„Ja, sie thaten es nicht anders," erwiederte Gabriel selbstzufrieden, „sie waren ein eigennütziges Volk und hatten Haare auf den Zähnen, wie die Igel. Und was am wunderbarsten ist, wie viel Bücher diese Römer bei alledem geschrieben haben. Kleine und große, viele auch in Folio. Wenn ich die Bibliothek abstäube, nimmt es mit den Römern kein Ende, jede Art von Kaliber, und manche sind dicker als die Bibel. Nur sind alle schwer zu lesen, wer aber die Sprache versteht, erfährt vieles."

„Die Römer sind ein abgestorbenes Volk," versetzte Herr Hummel, „als es mit ihnen zu Ende ging, kamen die Deutschen. Der Römer würde es bei uns niemalen thun. Das Einzige, was uns helfen kann, ist die Hansa. Das ist die Einrichtung. Mächtig zur See, Gabriel," rief er, und schüttelte den Rock desselben an einem Knopfe, „die Städte müssen es unternehmen, Bündnisse, Capitalaufnahme, denn Handel ist da, Credit ist da, an Menschen fehlt's nicht. Schiffe bauen, Flaggen aufhissen."

„Und wollen Sie mit Ihrem Kahne auf das große Meer?" frug Gabriel, und wies mit der Hand auf

einen kleinen Kahn, der an der hintern Seite des Gartens umgestülpt auf zwei Hölzern lag. „Soll ich mit meinem Professor auf die See gehen?“

„Davon ist nicht die Rede,“ versetzte Herr Hummel, „aber die jungen Leute, welche zuvörderst unnütz sind. Mancher könnte etwas Besseres thun, als bei seinen Eltern zu Hause sitzen. Warum soll Ihr Doctor von drüben nicht als Matrose für's Vaterland mitgehen?“

„Ich bitte Sie, Herr Hummel,“ rief Gabriel erschrocken, „der junge Herr? Er hat ja ein kurzes Gesicht.“

„Thut nichts,“ brummte Hummel, „dafür giebt's auf der See Fernröhre, und er kann's ja meinetwegen bis zum Kapitän bringen. Ich bin nicht der Mann, der seinem Nächsten etwas Böses wünscht.“

„Er ist ein Gelehrter,“ entgegnete Gabriel, „und dieser Stand ist auch nöthig. Ich versichere Sie, Herr Hummel, ich habe über das gelehrte Wesen nachgedacht, ich kenne meinen Professor genau und zuweilen den Doctor, und ich muß sagen, es ist etwas an der Sache, es ist viel daran. Manchmal bin ich zweifelhaft. Wenn der Schneider den neuen Rock bringt, merkt es Einer nicht, was Jedermann weiß, ob ihm der Rock sitzt, oder ob auf dem Rücken Falten sind. Wenn er auf den Einfall kommt, von einem Bauer eine Fuhre Holz zu kaufen, die vielleicht doch nur gestohlen ist, so bezahlt er hinter meinem Rücken das Holz viel theurer, als jeder Mensch. Und wenn er unversehens ärgerlich

wird und ſich ſtreitet über Dinge, die wir beide ruhig mit einander beſprechen, ſo wird mir die Sache zweifelhaft. Wenn ich aber dann ſehe, wie er ſonſt iſt, barmherzig und freundlich ſogar gegen die Fliegen, die um ſeine Naſe tanzen, — denn er holt ſie mit dem Löffel aus dem Kaffee und ſetzt ſie draußen aufs Fenſterbret — und wie er aller Welt das Beſte gönnen möchte, und wie er ſich ſelber gar nichts gönnt und noch tief in der Nacht lieſt und ſchreibt, ſo wird mir ſeine ganze Geſchichte gewaltig. Und ich ſage Ihnen, ich laſſe nichts auf die Gelehrten kommen. Sie ſind anders als wir, ſie verſtehen nicht, was unſer einer verſteht. Aber wir verſtehen nicht, was ſie verſtehen."

„Nun, man hat auch ſeine Bildung," verſetzte Herr Hummel. „Was Sie ſagen, Gabriel, haben Sie als ein achtbarer Menſch geſprochen, aber das Eine will ich Ihnen anvertrauen, man kann eine große Wiſſenſchaft haben, und ein recht hartherziges Subject verſtellen, das ſein Geld auf Wucherzinſen giebt und ſeinen guten Freunden die Ehre abſchneidet. Und deswegen meine ich: die Hauptſache iſt Ordnung und Grenze und ſeinen Nachkommen etwas hinterlaſſen. Ordnung hier," er wies auf ſeine Bruſt, „und Grenze dort," er wies auf ſeinen Zaun, „daß man ſicher weiß, was einem ſelbſt gebührt und was dem andern gehört. Und für die Kinder ein feſtes Eigenthum, auf dem ſie ſitzen; dann mögen dieſe wieder für ihre Kinder ſorgen. Das iſt, was ich unter Menſchenleben verſtehe."

Der Hausherr verſchloß die Thür des Zaunes und die Thür des Hauſes, auch Gabriel ſuchte ſein Lager, aber noch lange brannte die Lampe in der Arbeitsſtube des Profeſſors und ihre Strahlen kreuzten ſich an der Fenſterbrüſtung mit dem bleichen Schein des Mondes. Endlich verloſch die Leuchte des Gelehrten, das Zimmer ſtand leer; draußen am Himmel fuhren kleine Wolken an der Mondſcheibe vorüber, und dämmerige Lichter tanzten jetzt als Beherrſcher der Stube über den Schreibtiſch, über die Werke der alten Römer und über das Büchlein des ſeligen Frater Tobias.

2.

Die feindlichen Nachbarn.

In künftigen Zeiten wird, wie man hört, auf dem Erdball eitel Freude und Liebe sein. Und die Menschheit wird in wassergrünem und himmelblauem Gewande einhergehen, Sandalen an den Füßen und Palmzweige in der Hand, um dem letzten Haß und der letzten Bosheit Salz auf den Schwanz zu streuen und diese Nachtvögel für das große Museum der Zukunft auszustopfen. Bei solcher Jagd wird man finden, daß das letzte Nest der Unholde zwischen den Wänden zweier Nachbarhäuser hängt. Denn zwischen Nachbar und Nachbar nisten sie, seit der Regen vom Dach des einen Hauses in den Hof des andern rieselt, seit der Sonnenstrahl durch eine Hausmauer der andern vorenthalten wird, seit Kinder die Hände durch den Zaun stecken um Beeren zu naschen, seit der Hausherr nicht abgeneigt ist sich selbst für besser zu halten als seine Mitmenschen. Und es gab zu unsern Tagen wenig Gebäude im Lande, zwischen denen Widerwille und feindliche Kritik so arg wirthschafteten, als zwischen den beiden Häusern am großen Stadtpark.

Viele erinnern sich der Zeit, wo die Häuser der

Stadt noch gar nicht bis an den waldigen Thalgrund reichten. Damals hatte die Thalgasse nur wenige kleine Menschenwohnungen, dahinter lag ein wüster Raum, Frau Knips, die Wäscherin, trocknete dort Bürgerhemden und ihre beiden unartigen Jungen warfen einander mit den Holzklammern. Da hatte Herr Hummel einen Trockenplatz am letzten Ende der Straße gekauft und hatte darauf sein schönes Haus gebaut in zwei Stockwerken mit steinernen Stufen und eisernem Gitter, und dahinter ein einfaches Arbeitshaus für sein Geschäft, denn er war Hutfabrikant und trieb die Sache sehr in's Große. Und wenn er aus seinem Hause trat, und die Vorsprünge des Daches und die Gipsarabesken unter den Fenstern musternd überschaute, so sah er von allen Seiten Licht und Luft und freie Natur, und empfand sich als den vordersten Pfeiler der Civilisation gegen den Urwald.

Da begegnete ihm, was manchem Pionier der Wildniß die Ruhe stört, sein Beispiel fand Nachahmung. An einem finstern Morgen des März kam ein Wagen mit alten Brettern an den Waschplatz gefahren, der ihm gegenüber lag, schnell wurde ein Plankenzaun zusammengeschlagen, Tagelöhner mit Haue und Handkarren begannen Grund zu graben. Das war ein harter Schlag für Herrn Hummel. Aber sein Leid wurde größer. Als er zornig über die Straße schritt und den Maurermeister nach dem Namen des Mannes frug, der gegen Licht und Ruhm seines Hauses feindlich arbeiten ließ, da erfuhr er, daß sein künftiger Nachbar der Fabrikant Hahn sein

ſollte. Von allen Menſchen auf der Welt war dieſer der größte Tort, den ihm das Schickſal anthun konnte. Nicht eigentlich als Bürger betrachtet, er war nicht unreputirlich, es ließ ſich gegen die Familie nichts Schweres einwenden, aber er war Hummels natürlicher Gegner, denn das Geſchäft des neuen Anſiedlers bewegte ſich auch um Hüte, und zwar um Strohhüte. Dieſen leichten Plunder zu verfertigen, iſt nie für eine ernſte Männerarbeit gehalten worden, es war nie ein zünftiges Handwerk, es hat nie das Recht gehabt, Lehrlinge frei zu ſprechen, es iſt ſonſt nur von italieniſchen Bauern betrieben worden, es hat ſich als eine Neuerung mit andern ſchlechten Sitten erſt ſpät in der Welt verbreitet, es iſt im Grunde gar kein Geſchäft, man kauft Strohbänder und läßt ſie durch zuſammengelaufene Mädchen im Wochenlohn an einander nähen. Und es beſteht eine alte Feindſchaft zwiſchen Filzhut und Strohhut. Der Filzhut iſt eine hiſtoriſche Macht, durch Jahrtauſende geheiligt, nur die Mütze duldete er neben ſich, als gemeine Einrichtung für Werkeltage. Da erhob der Strohhut ſeine Anmaßungen gegen verbrieftes Recht und beanſpruchte frech die Hälfte des Jahres. Und ſeit der Zeit ſchwanken die Wagſchalen des irriſchen Beifalls zwiſchen dieſen beiden Attributen des Menſchengeſchlechts. Wenn der unſtäte Sinn der Sterblichen nach dem Stroh zuſchwankt, bleibt der ſchönſte Filz, Felbel, Seide und Pappe unbeachtet ſtehn, von der Luft ausgezogen, von Motten zerbiſſen. Hinwiederum wenn die Neigungen der Menſchen

nach dem Filz hinfluthen, trägt alles Geborene, Frauen, Kinder und Kindermädchen, kleine Männerhüte, dann steht das Stroh kläglich, kein Herz ſchlägt dafür und die Hausmaus niſtet in dem ſchönſten Geflecht.

Das war für Herrn Hummel ein ſtarker Grund zum Zorn. Aber es wurde noch ärger. Er ſah täglich, wie das feindliche Haus aus dem Boden wuchs, er beobachtete die Gerüſte, die aufſteigenden Mauern, die Zierrathen der Geſimſe, die Fenſterreihen, — es war zwei Fenſter länger als ſein Haus. Das Erdgeſchoß hob ſich in die Höhe, ein zweiter Stock, zuletzt gar ein dritter — alle Fabrikräume des Strohmanns wurden dem Wohnhaus einverleibt. Das Haus des Herrn Hummel war zu einem unbedeutenden Dinge herabgedrückt. Da ſchritt er zu ſeinem Advocaten und forderte Rache wegen entzogenem Licht und verſchlechterter Ausſicht. Natürlich zuckte dieſer die Achſeln. Das Recht Häuſer zu bauen gehörte zu den Grundrechten der Menſchheit, es war auch gemeines deutſches Herkommen in Häuſern zu leben, und es war vorausſichtlich hoffnungslos zu beantragen, daß Hahn auf ſeinem Grundſtück nur ein Leinwandzelt errichten dürfe. So war durchaus nichts zu thun als ſich mit Geduld zu fügen, und Herr Hummel hätte ſich das ſelbſt ſagen ſollen.

Seitdem waren Jahre vergangen. Zu derſelben Stunde vergoldete das Sonnenlicht die Parkſeite der beiden Häuſer, ſtattlich und bewohnt ſtanden ſie da, beide gefüllt mit Menſchen, welche täglich an einander vorbeigingen.

Zu derſelben Stunde trat der Briefträger in beide Häuſer, die Tauben flogen von dem einen Dach auf das andere, die Sperlinge an den beiden Hauserinnen traten in die gemüthlichſten Beziehungen; um das eine Haus roch es zuweilen ein wenig nach Schwefel, um das andere nach verſengten Haaren, aber derſelbe Sommerwind trieb vom Walde den Harzgeruch und den Duft der Lindenblüthen durch beide Hausthüren. Und doch, die tiefe Abneigung der beiden Häuſer hatte ſich nicht verringert. Das Haus Hahn empfand einen Widerwillen gegen verſengte Haare, und die Familie Hummel huſtete in ihrem Garten zornig, ſo oft eine Spur von Schwefel in dem Sauerſtoff der Luft gewahrgewöhnt wurde.

Zwar wurde das anſtändige Verhalten zu der Nachbarſchaft nicht ganz mit Füßen getreten, wenn auch der Fritz eine Neigung zu bärbeißigem Verhalten hatte, das Stroh war biegſamer und bewies in mehren Fällen ſeine Nachgiebigkeit. Beide Hausherren hatten eine bekannte Familie, in welcher ſie zuweilen zuſammentrafen, ja beide hatten einmal vor demſelben Täufling geſtanden und darauf geachtet, daß einer nicht weniger Pathengeld gab als der andere. Deßhalb entſtand ein unvermeidliches Grüßen, ſo oft man ihm nicht aus dem Wege gehen konnte. Aber dabei blieb es. Zwiſchen dem Marktheifer, welcher die Strohhüte ſchwefelte, und den Arbeitern, welche über den Haſenhäaren walteten, beſtand glühender Haß. Und die kleinen Leute, welche in den nächſten Häuſern der Straße wohnten, wußten das und

thaten redlich das Ihre, um das beſtehende Verhältniß aufrecht zu erhalten. Auch konnte in der That das Weſen der beiden Hausherren ſchwerlich zuſammenſtimmen. Der Dialekt war verſchieden, die Bildung hatte einen andern Strich, was der eine an Leibgerichten und andern Einrichtungen des Lebens lobte, mißfiel dem andern; Hummel war aus einem Baumſtamm des nördlichen Deutſchlands an das Licht geflogen, Hahn aus einer kleinen Stadt in der Nähe herzugeflattert.

Wenn Herr Hummel von ſeinem Nachbar Hahn ſprach, ſo nannte er ihn das Strohfeuer und den Phantaſten. Herr Hahn war ein ſinniger Mann, ſtill und fleißig über ſeinem Geſchäft, in den Freiſtunden aber ergab er ſich auffallenden Liebhabereien. Unleugbar waren dieſe darauf berechnet, dem wandelnden Publikum, welches zwiſchen den beiden Häuſern nach der Waldwieſe und den grünen Bäumen hinauszog, einen guten Eindruck zu machen. In dem kleinen Garten hatte er nacheinander die meiſten Erfindungen gehäuft, durch welche moderne Gartenkunſt die Erde verſchönert. Zwiſchen den drei Fliederbüſchen erhob ſich ein Felſen aus Tuffſtein gemauert mit ſchmalem und ſteilem Pfade zur Höhe, daß nur feſte Bergſteiger ohne Alpenſtock die Expedition nach dem Gipfel wagen konnten, auch ſie in Gefahr mit der Naſe in den zackigen Tuffſtein zu fallen. Im nächſten Jahre wurden, nahe am Gitterzaun, in kurzen Entfernungen Stangen errichtet, an denen Schlinggewächſe hinaufliefen, zwiſchen je zwei Stangen hing eine bunte

Glaslampe. Wenn die Lampenreihe an festlichen Abenden angezündet war, warf sie einen magischen Glanz auf die Strohhüte, welche unter dem Fliederbusch zusammenfaßen und die Urtheile der Vorübergehenden einsammelten. Den Glaskugeln folgte das Jahr der Papierlaternen. Wieder im nächsten Jahre erhielt der Garten ein antikes Aussehen, denn eine weiße Muse glänzte von Epheu und blühendem Lack umgeben bis weit in den Wald hinein.

Gegenüber solcher Neuerungssucht hielt Herr Hummel fest an seiner Vorliebe für's Wasser. An der Hinterseite seines Hauses zog sich eine schmale Wasserader nach der Stadt. Alljährlich wurde sein Kahn mit derselben grünen Oelfarbe angestrichen, er setzte sich in seinen Freistunden am liebsten allein in den Kahn und ruderte sich ein wenig aus den Häusern in den Park, nahm seine Angel zur Hand und ergab sich dem Vergnügen, Weißfische und anderes kleines Wasservolk zu fangen.

Ohne Zweifel war das Haus Hummel legitimer, das heißt eigensinniger, wunderlicher, schwerer zu behandeln. Von allen Hausfrauen der Straße erhob Frau Hummel die größten Ansprüche, durch seidene Kleider, durch eine goldene Uhr an goldener Kette. Sie war eine kleine Dame mit blonden Locken, immer noch recht hübsch, sie war im Theater abonnirt, gebildet und zartfühlend, und konnte sehr böse werden. Sie sah aus, als wenn sie sich aus nichts etwas mache, aber sie wußte alles, was auf der Straße verging. Nur den eigenen

Gatten vermochte ihre Regierungskunſt nicht immer zu bewältigen. Doch bewies Herr Hummel, tyranniſch gegen alle Welt, ſeiner Frau zuweilen große Rückſicht. Wenn ſie ihm im Hauſe zu ſtark wurde, ging er ſtillſchweigend in den Garten, und wenn ſie ihm auch dahin folgte, verſchanzte er ſich in der Fabrik hinter einem Bollwerk von Haaren.

Aber auch Frau Hummel war einer höhern Gewalt unterworfen, und dieſe Macht übte ihr Töchterchen Laura. Von mehren Kindern war ihr nur dies eine geblieben und alle Zärtlichkeit und weiche Empfindung der Mutter war ihm zu Theil geworden. Und es war ein prächtiger kleiner Balg, die ganze Stadtgegend kannte ſie, ſeit ſie die erſten rothen Schuhe trug, ſchon auf dem Arm der Wärterin war ſie oft angehalten und beſchenkt worden. Luſtig wuchs es auf, ein rundes dralles Mädchen mit zwei großen blauen Augen, und runden Bäckchen, mit dunklem Kraushaar und einem ſchlauen Geſicht. Wenn die kleine reſige Hummel die Straße entlang ſpazierte, die Händchen in den Taſchen der Schürze, war ſie die Freude der ganzen Nachbarſchaft. Keck und kurzab wußte ſie ſich in alle zu ſchicken und blieb mit dem kleinen Mäulchen Niemandem etwas ſchuldig. Sie gab dem Holzhacker vor der Thüre ihre Butterſemmel und trank mit ihm aus ſeiner Schaale den dünnen Kaffee, ſie begleitete den Poſtboten die ganze Straße entlang, und ihr größtes Vergnügen war mit ihm die Treppen hinaufzulaufen,

zu klingeln und ſeine Briefe zu übergeben; ja ſie hatte ſich einſt am ſpäten Abend aus der Stube geſchlichen, ſaß neben dem Nachtwächter auf einem Eckſteine und hielt ſein großes Horn in ungeduldiger Erwartung des Stundenſchlages, zu welchem das Horn ertönen würde. Frau Hummel ſchwebte in einer unaufhörlichen Angſt, daß ihre Tochter einmal geſtohlen werden müſſe, denn mehr als einmal war ſie auf viele Stunden verſchwunden, dann war ſie mit fremden Kindern in ihre Wohnung gegangen und hatte mit ihnen geſpielt; ſie war die Vertraute vieler kleiner Straßenjungen, wußte ſich bei ihnen in Reſpect zu ſetzen, gab ihnen Pfennige und empfing als Zeichen der Achtung Brummteufel und kleine Schornſteinfeger, die aus gebackenen Pflaumen und Holzſtäbchen zuſammengeſetzt waren. Sie war ein gutherziges Kind, das lieber lachte als weinte, und ihr luſtiges Geſicht machte das Haus des Herrn Hummel wohnlicher als die Epheulaube der Hausfrau und das mächtige Bruſtbild des Herrn Hummel ſelbſt, welches recht eigenſinnig auf Laura's Puppenſtube herunterſah.

„Das Kind wird unerträglich," rief Frau Hummel zornig und trat, die betrübte Laura an der Hand, in das Wohnzimmer. „Sie quirlt den ganzen Tag auf der Straße umher. Jetzt als ich vom Markte kam, ſaß ſie neben der Brücke auf dem Stuhl der Obſtfrau und verkaufte ihr die Zwiebeln. Jedermann blieb ſtehen, und ich mußte mein Kind aus dem Gedränge herausholen."

„Das Wurm wird gut," verſetzte Herr Hum-

mel lachend, „warum willſt du ihr die Jugend nicht gönnen?“

„Sie muß aus dem ordinären Verkehr heraus. Es fehlt ihr aller Sinn für das Feinere, ſie kennt noch kaum die Buchſtaben, und ſie hat einen Abſcheu vor dem Leſen. Auch iſt Zeit, daß mit den franzöſiſchen Vokabeln ein Anfang gemacht wird. Die Betty der Regierungsräthin iſt nicht älter und ſie weiß ihre Mutter ſchon ſo zierlich chère mère zu nennen.“

„Die Mutter Scheere und Möhre und den Vater Kohlrabi,“ verſetzte Herr Hummel. „Die Franzoſen ſind ein artiges Volk. Wenn du ſo beſorgt biſt, deine Tochter für den Markt abzurichten, dann iſt das Türkiſche immer noch beſſer als das Franzöſiſche. Der Türke bezahlt dir Geld, wenn du ihm das Kind verhandelſt, die Andern wollen alle noch etwas dazu haben.“

„Sprich nicht ſo ruchlos, Heinrich,“ rief die Gattin.

„Und du bleib mir mit deinen verdammten Vokabeln vom Leibe, ſonſt verſpreche ich dir, ich lehre das Kind alle franzöſiſchen Redensarten, die ich kenne, es ſind ihrer nicht viele, aber ſie ſind kräftig. Baiſez moi, Madame Hemmel.“ Damit ging er trotzig aus dem Zimmer.

Das Reſultat dieſer Berathung war aber doch, daß Laura in die Schule ging. Es wurde ihr ſehr ſchwer zu ſchweigen und zu hören, und längere Zeit waren die Fortſchritte wenig befriedigend. Endlich kam auch in die kleine Seele der Ehrgeiz, ſie klomm die untern Staffeln der Bildung bei Fräulein Johanne heran, dann wurde

ſie in das berühmte Inſtitut von Fräulein Jeannette befördert, wo die Töchter anſpruchsvoller Familien das höhere Wiſſen erhielten. Dort lernte ſie die Nebenflüſſe des Amazonenſtroms, viel egyptiſche Geſchichte, tippte auf den Deckel eines Elektrophors, ſprach franzöſiſch über das Wetter, las engliſch in einer kunſtvollen Weiſe, welche ſogar dem geborenen Britten die Anerkennung abnöthigte, daß in dem Inſtitut eine neue Sprache erfunden werde, und wurde endlich in allen Feinheiten eines deutſchen Aufſatzes gebildet. Sie ſchrieb kleine Abhandlungen über den Unterſchied zwiſchen Wachen und Schlafen, über die Gefühle der berühmten Cornelia, Mutter der Gracchen, über die Schrecken eines Schiffbruchs und die wüſte Inſel, auf welche ſie ſich gerettet hatte. Zuletzt erwarb ſie Kenntniſſe in der Abfaſſung von Strophen und Sonetten. Bald ſtellte ſich heraus, daß Lauras Hauptſtärke nicht in der franzöſiſchen, ſondern in der deutſchen Sprache lag, ihr Stil wurde die Freude der Anſtalt, ja ſie begann ihre Lehrerinnen und die liebſten Mädchen in Gedichten anzuſingen, welche den ſchwierigen Versbau des großen Schiller vom Kranze aus goldenen Aehren bis zur Form aus Lehm gebrannt ſehr glücklich nachahmten. Jetzt war ſie mit achtzehn Jahren ein hübſches roſiges Fräulein, immer noch rund und luſtig, immer noch die Gebieterin des Hauſes, und bei allen Leuten auf der Straße beliebt.

Die Mutter, ſtolz auf die Bildung der Tochter, hatte ihr nach der Confirmation ein Oberſtübchen ge-

räumt, das auf die Bäume des Parkes hinausſah, und Laura richtete ſich ihr kleines Heimweſen zu einem Feenſchloß ein, mit Epheu, mit einem kleinen Blumentiſch, mit einem allerliebſten Schreibzeug aus Porcellan, auf welchem Schäfer und Schäferin nebeneinander ſaßen. Dort oben verlebte ſie ihre ſchönſten Stunden bei Feder und Löſchblatt, denn ſie ſchrieb vor Jedermann verborgen ihre Memoiren.

Aber auch ſie theilte die Abneigung ihrer Familie gegen das Nachbarhaus. Schon als kleines Ding war ſie bei dieſer Hausthür ſchnellend vorübergegangen, noch nie hatte ihr Fuß den Hausflur betreten, und wenn die gute Frau Hahn einmal einen Handſchlag von ihr forderte, ſo dauerte es lange, bevor ſie die kleine Hand aus der Schürze zog. Von den Bewohnern des Nachbarhauſes war ihr aber der junge Fritz Hahn am peinlichſten. Sie traf ſelten mit ihm zuſammen, und dann wollte das Unglück, daß ſie immer in einer Verlegenheit war, und Fritz Hahn ihren Gönner ſpielen konnte. Als ſie noch gar nicht in die Schule ging, hatte der älteſte Sohn der Frau Knipe, ſchon ein erwachſener Schlingel, welcher hübſche Bilder und Geburtstagswünſche malte und an die Leute in der Nachbarſchaft verkaufte, ſie einmal zwingen wollen, das Geld, das ſie in der Hand hielt, für einen Teufelskopf auszugeben, den er gemalt hatte und den Niemand auf der Straße haben wollte. Recht widerwärtig und boshaft behandelte er ſie und ſie gerieth gegen ihre Gewohnheit in Angſt, gab ihre Groſchen hin

und hielt weinend das greuliche Bild zwischen den Fingern. Da kam Fritz Hahn seines Weges, frug nach dem Handel, und als sie ihm die Gewaltthat des Knips klagte, gerieth er in einen so heftigen Zorn, daß sie wieder über den Fritz erschrak. Er fuhr auf den Burschen los, der sein Mitschüler war und schon eine Klasse höher saß, und begann auf der Stelle eine Prügelei, welcher der jüngere Knips, die Hände in der Tasche, lachend zusah. Und Fritz drängte den garstigen Buben an die Wand und zwang ihn das kleine Geldstück herauszugeben und seinen Teufel wieder zu nehmen. Aber diese Begegnung half gar nicht dazu ihr den Fritz lieb zu machen. Sie konnte nicht leiden, daß er schon als Primaner eine Brille trug und daß er immer so ernst vor sich hinsah. Und wenn sie aus der Schule kam, und er mit seiner Mappe in die Vorlesung ging, suchte sie ihm jedesmal aus dem Wege zu gehen.

Und noch später einmal stieß sie mit ihm zusammen; — sie saß unter den ersten Mädchen im Institut, der älteste Knips war bereits Magister und der jüngere Lehrling im Geschäft ihres Vaters und Fritz Hahn sollte grade Doctor werden — da hatte sie sich auf dem Kahn zwischen die Bäume des Parkes gerudert, bis der Kahn an eine Wurzel stieß und ihr Ruder in das Wasser fiel. Und als sie sich darnach bückte, gingen Hut und Sonnenschirm denselben Weg und Laura sah verlegen um Hülfe nach dem Ufer. Da kam wieder Fritz Hahn in tiefen Gedanken daher, er hörte den leisen Schrei, welchen Laura bei dem Unfall ausstieß, sprang sofort in das schlammige

Waſſer, fiſchte Hut und Sonnenſchirm und zog den
ahn an das Ufer. Hier bot er Laura die Hand und
alf ihr auf feſten Grund. Laura war ihm wohl Dank
ſchuldig, auch hatte er ſie mit Achtung behandelt und
räulein genannt. Aber er ſah doch ſehr lächerlich aus,
e hagere Geſtalt verbeugte ſich ungeſchickt und die Blä
r waren ſtarr auf ſie gerichtet. Und als ſie darauf er
ahr, daß er von dem Sprung in den Sumpf einen
hrecklichen Katarrh davon getragen hatte, da wurde
e heißzornig auf ſich ſelbſt und auf ihn, weil ſie ge
hrieen hatte, wo gar keine Gefahr war, und weil er zu
unnöthigem Ritterdienſt geſtürmt war; ſie würde ſich
hon allein geholfen haben und jetzt dächten die Hahns,
ſei ihnen wer weiß welchen Dank ſchuldig.

Darüber hätte ſie ruhig ſein können, denn Fritz hatte ſich
ll umgezogen und die Kleider in ſeiner Stube getrocknet.

Freilich, daß die beiden ſeinerlichen Kinder einan
r mieden, war natürlich, denn Fritz war eine ganz an
re Natur. Auch er war das einzige Kind und auch
war von einem gutherzigen Vater und einer über
rglichen Mutter weich erzogen. Von kleinauf ein ſtiller,
ſich gekehrter Knabe, anſpruchsloſe, fleißig in den Bü
ern, hatte er ſich neben dem Haushalt der Eltern ſeine
gene Welt in einer Wiſſenſchaft aufgebaut, welche von
r großen Heerſtraße ſeitab lag. Während um ihn das
ben luſtig ſummte, ſaß er über die Grundſtriche und
aken des Sanſcrit gebeugt und unterſuchte die Fami
nverwandtſchaft zwiſchen dem wilden Weißerbeer, das

über der Teutoburger Schlacht dahinfuhr, und zwischen den Göttern der Vera, welche über Palmenwälder und Bambusrohr in das heiße Gangesthal hinabschwebten. Auch er war Freude und Stolz seines Hauses, die Mutter ließ sich nicht nehmen, jeden Morgen selbst den Kaffee heraufzutragen, dann setzte sie sich mit ihrem Schlüsselbund ihm gegenüber und sah schweigend zu, während er sein Frühstück verzehrte, schalt leise über sein Nachtarbeiten am letzten Abend, und sagte ihm, daß sie nicht ruhig einschlafe, bis sie über sich den Stuhl rücken höre und die Stiefeln klappern, die er zum Reinigen vor die Thür stellte. Nach dem Frühstück bot Fritz dem Vater Gutenmorgen, und er wußte, daß dem Vater Freude war, wenn er einige Minuten mit ihm durch den Garten schritt, das Wachsthum der Lieblingsblumen betrachtete und vor allem, wenn er dem Vater zu einem Gartenprojekt seine Zustimmung geben konnte. Das war der einzige Punkt, wo Herr Hahn mit seinem Sohne zuweilen in Gegensatz gerieth. Und da er den Gründen des Sohnes nicht zu widerstehen vermochte und den eigenen starken Verschönerungstrieb auch nicht bändigen konnte, so schlug er gern den Weg ein, der selbst von größeren Politikern für nützlich erachtet wird, er bereitete seine Projekte heimlich vor und überraschte durch Thatsachen.

Bei solchem Stillleben war dem jungen Gelehrten der Verkehr mit dem Professor das beste Vergnügen des Tages, seine Erhebung, sein Stolz. Er hatte noch als Student die ersten Vorlesungen gehört, welche

Felix Werner an der Universität hielt. Allmälig war eine Freundschaft entstanden, wie sie vielleicht nur unter hochgebildeten und wackern Gelehrten möglich ist. Er wurde der hingebende Vertraute für die umfangreiche Thätigkeit seines Freundes. Jede Untersuchung des Professors und ihre Erfolge wurden bis auf Einzelheiten besprochen, jede Freude, die ein neuer Fund machte, theilten die Nachbarn. Täglich sahen sie einander, viele Abende vergingen ihnen in der schönen Art der Unterhaltung, welche den Deutschen eigenthümlich ist, in einem Gespräch, das zwischen Erörterung und Geplauder schwebt, wo zwei Geister, welche beide die Wahrheit suchen, sich im Austausch ihrer Ansichten gegenseitig fördern. Dann rührte in Jedem, angeregt durch das feine Verständniß und die Einwürfe des Andern, eine schöpferische Kraft kräftig die Schwingen und blitzschnell und ungeahnt öffneten sich dem Sprechenden und dem Hörer neue Gesichtspunkte, ein tieferes Verständniß. Mit dem besten Theil ihres Lebens wuchsen Beide zusammen. Freilich war Fritz als der jüngere auch der, welcher sich am meisten der feurigen Natur des Freundes beauemte, er war mehr Empfänger als Gebender. Aber gerade deshalb wurde das Verhältniß so fest und innig. Nicht ohne kleine Störungen, wie das bei Gelehrten natürlich ist, denn beide waren von schnellem Urtheil, beide hochgespannt in den Forderungen, die sie an sich selbst und an die Menschen machten, beide von feiner, leicht erregter Empfindung. Aber solche Gegen

sätze wurden bald überwunden, sie trugen nur dazu bei, die liebevolle Rücksicht, mit welcher sie einander behandelten, zu vergrößern.

Durch diese Freundschaft wurde das schwierige Verhältniß der beiden Häuser ein wenig gemildert. Auch Herr Hummel konnte nicht umhin dem Doctor eine kleine Rücksicht zu gönnen, da sein hochverehrter Miether den Sohn der Feinde auffallend auszeichnete. Denn auf seinen Miether ließ Herr Hummel nichts kommen. Durch dunkles Gerücht war ihm verkündet, daß der Professor in seiner Art ein berühmter Mann sei, und er war geneigt irdischen Ruhm besonders hochzuachten, wenn er bei ihm zur Miethe wohnte. Auch war der Professor ein vortrefflicher Miether, er protestirte nie gegen eine Maaßregel, welche Herr Hummel als oberste Polizeibehörde des Hauses verfügte; er hatte Herrn Hummel einst wegen Anlage eines Capitals um Rath gefragt, er hielt nicht Hund nicht Katze, gab keine Tanzgesellschaften, sang nicht zum Fenster hinaus und spielte auf seinem Flügel Bravourstücke. Und was die Hauptsache war, er bewies gegen Frau Hummel und Laura, wenn er ihnen einmal begegnete, eine ritterliche Artigkeit, welche dem gelehrten Herrn sehr wohl stand. Frau Hummel war von ihrem Miether begeistert und Hummel hatte gut befunden, die letzte nothwendige Erhöhung seiner Miethe nicht vorher im Familienkreise zu besprechen, weil er einen Widerspruch seiner gesammten weiblichen Bevölkerung voraussah.

Jetzt hatte der Kobold, welcher zwischen beiden Häusern hin und her lief, Steine in den Weg werfend und den Menschen Eselsohren bohrend, auch die beiden freien Seelen seines Reviers gegen einander aufgeregt. Aber sein Versuch blieb kümmerlich: die wackern Männer waren nicht fügsam, nach seiner mißtönenden Pfeife zu tanzen.

Früh am nächsten Morgen trug Gabriel einen Brief seines Herrn zum Doctor hinüber. Als er in den feindlichen Hausflur trat, kam ihm eilig Dorchen, das Dienstmädchen der Familie Hahn entgegen, einen Brief ihres jungen Herrn an den Professor in der Hand. Die Boten tauschten die Briefe und zu gleicher Zeit lasen die Freunde ihre Zuschriften.

Der Professor schrieb: „Mein lieber Freund, zürne mir nicht, daß ich wieder einmal heftig wurde, die Veranlassung war so abgeschmackt als möglich. Was mich verstimmte, war, ehrlich gesagt, daß du so unbedingt verweigertest, einen Kateiner mit mir herauszugeben. Denn die Möglichkeit Verlorenes zu finden, welche wir in gefälligen Traume durch einige Augenblicke annahmen, war mir doch auch darum so lockend, weil sie uns beiden eine gemeinsame Thätigkeit in Aussicht stellte. Und wenn ich wünsche dich in den engern Kreis meiner Wissenschaft zu ziehen, so wirst du voraussetzen, daß ich dabei nicht nur durch persönliche Empfindungen sondern weit mehr durch den nahelie genden Wunsch bestimmt werde, für die Wissenschaft,

auf welche ich mich beschränken muß, deine Kraft zu gewinnen."

Fritz dagegen schrieb: „Lieber theurer Freund, ich trage das peinliche Gefühl mit mir herum, daß meine Empfindlichkeit von gestern uns beiden einen schönen Abend verdorben hat. Meine nur nicht, daß ich dir das Recht bestreiten will, mir die Weitschweifigkeit und Systemlosigkeit meiner Arbeiten vorzuhalten. Gerade weil deine Aeußerungen eine Saite berührten, deren stillen Mißklang ich selbst zuweilen empfinde, verlor ich für einen Augenblick die Unbefangenheit. Du hast sicher in vielem Recht, nur das eine bitte ich dich zu glauben, daß meine Weigerung, mit dir eine große Arbeit zu übernehmen, weder selbstsüchtig noch unfreundschaftlich war. Ich bin mir bewußt, daß ich ein, wenn auch für meine Kraft zu umfangreiches Gebiet nicht verlassen, am wenigsten aber mit einem neuen Kreis von Interessen vertauschen darf, in welchem mein mangelhaftes Können dir nur zur Last sein wird."

Beide waren nach Empfang dieser Briefe doch etwas beruhigt. Da aber einzelne Aeußerungen derselben jedem von ihnen eine weitere Auseinandersetzung nothwendig machten, so setzten sich beide hin und schrieben einander wieder kurz und gerungen, wie Gedankenvollen Männern ziemt. Der Professor antwortete: „Für deinen Brief, mein theurer Fritz, danke ich dir von Herzen. Nur das eine muß ich wiederholen, du hast von je deinen eigenen Werth zu niedrig angeschlagen

und wenn ich dir einen Vorwurf machen darf, so ist es nur dieser."

Fritz endlich antwortete: „Wie tief und gerührt empfinde ich in diesem Augenblick deine Freundschaft für mich. Nur das will ich dir noch sagen, unter vielem, was ich von dir zu lernen habe, ist mir nichts nöthiger, als deine bescheidene „Beschränkung." Und wenn du mit diesem Worte deine umfassende und resultatvolle Thätigkeit bezeichnest, so zürne nicht, daß auch ich für meine Arbeit darnach ringe."

Der Professor ging nach Absendung seines Briefes unruhig in die Vorlesung und hatte das Bewußtsein, daß er zerstreut vortrage. Fritz eilte auf die Bibliothek und suchte emsig alle Notizen zusammen, welche über Schloß Bielstein aufzutreiben waren. Am Mittag nach der Heimkehr las jeder den zweiten Brief des Freundes, dann sah der Professor oft nach der Uhr und als es drei schlug, setzte er schnell seinen Hut auf und ging mit großen Schritten über die Straße in das feindliche Haus. Während er den Thürgriff an der Stube des Doctors faßte, fühlte er von innen einen Gegendruck, kräftig riß er die Thür auf. Fritz stand vor ihm, ebenfalls den Hut auf dem Kopf, im Begriff zu ihm herüberzugehen. Ohne ein Wort zu sagen, umarmten einander die beiden Freunde.

„Ich bringe gute Nachricht vom Antiquar", begann der Professor.

„Und ich vom alten Schlesse," rief Fritz.

„Höre zu," sagte der Professor, „der Antiquar hat das Buch des Fraters von einem Kleinhändler gekauft, der im Lande umherzieht, Geräth und alte Bücher zu sammeln. Der Mann wurde in meiner Gegenwart herbeigeholt, er hat das Büchlein in der Stadt Rossau selbst aus dem Nachlaß eines Tuchmachers erstanden, mit einem alten Schrank und einigen geschnitzten Schemeln. Es ist also wenigstens möglich, daß die handschriftlichen Bemerkungen am Ende, die sich ohnedies ungeübtem Blicke entziehen, seit dem Tode des Fraters niemals Aufmerksamkeit erregt und niemals Nachforschungen veranlaßt haben. — Vielleicht gewährt noch ein Kirchenbuch in Rossau Nachricht über Leben und Tod des Mönches Tobias Bachhuber."

„Wohl," bestätigte Fritz vergnügt, „es besteht dort eine Gemeinde seiner Confession. Schloß Bielstein aber liegt eine halbe Stunde von der Stadt Rossau auf einer waldigen Anhöhe, — sieh hier die Karte. Es war früher Eigenthum des Landesherrn, im vorigen Jahrhundert ist es in Privatbesitz übergegangen. Das Gebäude aber dauert noch, es wird in dieser Landeskunde als altes Schloß aufgeführt, welches gegenwärtig Wohnhaus eines Herrn Bauer ist. — Auch mein Vater weiß von dem Hause, er hat es auf einer Geschäftsreise von der Landstraße gesehen und schildert es als ein langgestrecktes Gebäude mit Erkern und hohem Dach."

„Die Fäden verflechten sich zu einem guten Gewebe," sagte der Professor sich behaglich zurechtsetzend.

„Halt, noch eins," rief der Doctor geschäftig. „Die Sagen dieser Landschaft sind von einem unserer Freunde gesammelt. Der Wackere ist zuverlässig. Laß sehen, ob er eine Erinnerung aus der Umgebung von Rossau aufgezeichnet hat." Er schlug eilig nach, sah in das Buch und blickte den Freund sprachlos an.

Der Professor ergriff den Band und las die kurze Notiz: „In der Umgegend von Bielstein erzählt man, daß vor alten Zeiten die Mönche einen großen Schatz im Schlosse vermauert haben."

Wieder stieg die alte unheimliche Handschrift vor den Freunden aus dem Boden, deutlich sichtbar, mit den Händen zu greifen.

„Unmöglich ist ja nicht, daß die Handschrift dort noch versteckt liegt", bemerkte endlich der Professor mit künstlicher Ruhe. „An Beispielen für dergleichen Funde fehlt es nicht. Es ist noch nicht lange her, da wurde in dem alten Hause eines Gutsbesitzers meiner Heimath eine Zimmerdecke durchgeschlagen, es war eine Doppeldecke, der leere Raum dazwischen enthielt eine Anzahl Urkunden und Papiere über Eigenthumsrechte, daneben einigen alten Schmuck. Der Schatz war auch zur Zeit des großen Krieges versteckt worden, und durch Jahrhunderte hatte Niemand auf die niedrige Decke der kleinen Stube geachtet."

„Natürlich," rief Fritz sich die Hände reibend, „auch in den Bekleidungen der alten Rauchfänge sind zuweilen leere Räume, ein Bruder meiner Mutter fand beim

Umbau seines Hauses an solcher Stelle einen Topf mit Münzen.“ Er zog seinen Beutel. „Hier ist eine davon, ein schöner Schwerenthaler. Der Oheim gab mir ihn bei der Einsegnung als Heckgroschen und ich trage ihn seit der Zeit in der Börse. Ich habe manchmal harte Versuchung ihn auszugeben bekämpft.“

Der Professor untersuchte genau den Kopf Gustav Adolphs, als ob dieser ein Nachbar des versteckten Tacitus gewesen wäre, und in seiner Umschrift eine Kunde von dem verlorenen Buch brächte. „Es ist richtig,“ sagte er nachdenkend, „wenn das Haus auf einer Anhöhe liegt, könnten selbst die Kellerräume trocken sein.“

„Allerdings,“ erwiederte der Doctor. „Häufig wurden auch die dicken Wände doppelt gemauert und der Zwischenraum mit Schutt ausgefüllt. Es ist in solchem Fall leicht, durch kleine Oeffnung einen hohlen Raum im Innern der Mauer hervorzubringen.“

„Für uns aber,“ begann der Professor sich aufrichtend, „erwächst jetzt die Frage: Was haben wir zu thun? Denn eine solche Kunde, wie groß oder gering ihre Bedeutung auch werden möge, legt dem Finder doch die Pflicht auf, alles Mögliche zu thun, was die Entdeckung fördern kann. Und diese Pflicht haben wir ungesäumt und vollständig zu erfüllen.“

„Wenn du öffentliche Mittheilung von dieser Ueberlieferung machst, so giebst du die Aussicht, die Handschrift selbst zu entdecken, und alles, was sich daran knüpfen mag, aus den Händen.“

„In dieſer Sache muß jede perſönliche Rückſicht ſchwinden," entſchied der Profeſſor.

„Und wenn du jetzt die gefundenen Kloſternotizen bekannt machſt," fuhr der Doctor fort, „wer ſteht dir dafür, daß nicht die behende Thätigkeit eines Antiquars oder eines Ausländers allen weiteren Nachforſchungen zuvorkommt. In ſolchem Falle mag der Schatz, ſelbſt wenn er gefunden wird, nicht allein für dich, auch für unſer Land, ja für die Wiſſenſchaft verloren gehn.

„Das letzte wenigſtens darf nicht geſchehn," rief der Profeſſor. — „Und auch, wenn du dich an die Staatsregierung jener Landſchaft wendeſt, iſt ſehr zweifelhaft, ob dir Verſtändniß und guter Wille entgegenkommt," erörterte der Doctor ſiegreich.

„Es fällt mir nicht ein, die Angelegenheit fremden Beamten zu überlaſſen", erwiederte der Profeſſor. „Wir haben aber ganz in der Nähe jemand, deſſen Glück und Scharfſinn im Aufſpüren von Seltenheiten wunderbar ſind. Ich habe Luſt, dem Magiſter Knips von der Handſchrift zu ſagen; er mag ſeine Correcturen auf einige Tage bei Seite legen, für uns nach Naſſau reiſen und dort das Terrain unterſuchen."

Der Doctor fuhr in die Höhe: „Das darf niemals geſchehen. Knips iſt nicht der Mann, dem man ein ſolches Geheimniß anvertrauen darf."

„Ich habe ihn doch ſtets zuverläſſig gefunden," entgegnete der Profeſſor. „Er iſt bei vieler Wunderlichkeit geſchickt und wohlunterrichtet."

„Mir wäre eine Entweihung deines schönen Fundes, den trödelhaften Mann dafür zu verwenden," versetzte Fritz, „und ich werde es nie billigen."

„Dann also," rief der Professor, „bin ich entschlossen. Die Ferien sind vor der Thür, ich gehe selbst in das alte Haus. Du aber, mein Freund, auch du wolltest dir einige Reisetage gönnen, du mußt mich begleiten; wir reisen zusammen, schlag ein."

„Von Herzen," rief der Doctor, die Hand des Freundes fassend. „Wir dringen in das Schloß und citiren die Geister, welche über dem Schatze schweben."

„Wir sprechen zuerst ein verständiges Wort mit dem Eigenthümer des Hauses. Was dann zu thun ist, wird sich finden. Unterdeß bewahren wir die Angelegenheit als Geheimniß."

„So ist es Recht," stimmte Fritz bei, und die Freunde stiegen vergnügt in den Garten des Herrn Hahn hinab und beriethen um die weiße Muse gelagert die Eröffnung des Feldzuges.

Fest eingerämmt durch methodisches Denken war die Phantasie des Gelehrten, aber in der Tiefe seiner Seele strömte doch reichlich und stark dieser geheimnißvolle Quell aller Schönheit und Thatkraft. Jetzt war in den Damm ein Loch gerissen, lustig ergoß sich die Fluth über seine Saaten. Immer wieder flog ihm der Wunsch zu der räthselhaften Handschrift. Er sah die Maueröffnung vor sich und den ersten Schein der Leuchte, der auf die grauen Bücher in der Höhlung fiel; er sah

den Schatz in ſeinen Händen wie er ihn heraustrug und nicht mehr von ſich ließ, bis er die unleſerlichen Seiten entziffert hatte. — Seliger Geiſt des Frater Tobias Bachhuber! wenn du etwa deine Ferienzeit im Himmel dazu verwendeſt, auf unſere arme Erde zurückzukehren, und wenn du dann bei Nacht durch die Räume des alten Schloſſes gleiteſt, deinen Schatz hütend und unberufene Neugierige ſchreckend, o ſo winke freundlich dem Manne zu, der jetzt naht, dein Geheimniß in's Sonnenlicht zu tragen, denn er ſucht wahrhaftig nicht für ſich Gewinn und Ehren, ſondern er beſchwört dich als ein Redlicher im Dienſt guter Gewalten.

3.

Die Reise ins Blaue.

Wer aus höhern Regionen auf die Gegend von Neissau herniederblickte, der konnte an einem sonnigen Erntemorgen des August zwischen den Weiden der Landstraße eine Bewegung wahrnehmen, welche den Thoren der Stadt zustrebte. Für nähere Betrachtung wurden zwei wandelnde Männer erkennbar, ein größerer und ein kleinerer, beide in hellen Sommerkleidern, welchen durch die Gewitterregen des letzten Tages aller Glanz abgespült war, beide mit ledernen Reisetaschen, welche am Riemen von der Schulter hingen; der größere trug einen breitkrempigen Filzhut, der kleinere einen Strohhut.

Die Wanderer waren Fremdlinge, denn sie hielten zuweilen an und beobachteten Thal und Hügel mit Genuß, was den Eingeborenen des Landes selten einfiel. Die Gegend war von Vergnügungsreisenden noch nicht entdeckt, in den Wäldern waren nirgend glatte Pfade für die Zeugstiefeln der Städter gebahnt, selbst der Fahrweg war keine Kunststraße, in den ausgefahrenen Wasserlöchern stand das Regenwasser, die Glöckchen der

Schafheerde und die Axt des Holzfällers wurden nur von den Bewohnern der Umgegend gehört, welche auf dem Felde arbeiteten oder zwischen zwei Orten ihrem Geschäft nachgingen. Und doch war die Landschaft nicht ohne Anmuth, die Umrisse der waldigen Hügel schwangen sich in kräftigen Linien, hier und da ragte Gestein zu Tage, ein Steinbruch zwischen Ackerflächen, ein Felshaupt zwischen den Bäumen des Waldes. Von den Bergen am Horizont zog ein kleiner Bach in gewundenem Lauf dem fernen Flusse zu, umsäumt von Wiesenstreifen, hinter denen sich die Ackerbeete bis zu den belaubten Höhen hinaufzogen. Fröhlich lag die einsame Landschaft im Morgenlicht, seitab von der großen Völkerstraße.

In der Niederung vor den Reisenden erhob sich rings von Hügeln umgeben der Ort Nessau, ein Landstädtchen mit zwei plumpen Kirchthürmen und dunklen Ziegeldächern, welche über die Stadtmauer ragten wie Rücken einer Rinderheerde, die sich gegen ein Rudel Wölfe zusammengedrängt hat.

Die Fremden schauten von der Höhe mit warmer Theilnahme auf Schornsteine und Thürme hinter der alten Mauer, welche mißfarbig, geborsten und geflickt vor ihnen lag. Dort war einst ein Schatz bewahrt worden, der wieder gefunden die ganze civilisirte Welt beschäftigen und Hunderte zu begeisterter Arbeit aufregen würde. Die Landschaft sah durchweg aus wie andere deutsche Landschaften, der Ort durchweg wie andere

arme Städtchen. Und doch war irgend ein kleiner Zug in der Gegend, der den Reisenden eine fröhliche Hoffnung nährte. War es der lustige Zwiebelaufsatz, welcher die dicken alten Thürme krönte? oder war es das Thorgewölbe, welches grade vor den Reisenden den Eingang zur Stadt in leckendes Dunkel hüllte? oder die Stille des leeren Thalgrundes, in welchem der Ort ohne Vorstadt und Außenhäuser lag, wie auf alten Karten die Städte abgebildet werden? oder die Viehheerde, welche aus dem Thore ins Freie zog und auf dem Anger lustige Sprünge machte? oder war es vielleicht die kräftige Morgenluft, welche den Wanderern um die Schläfe wehte? Beide empfanden, daß etwas Merkwürdiges und Vielverheißendes in dem Thale schwebte, welches sie als Suchende betraten.

„Denke die Landschaft wie sie sich einst dem Auge bot," begann der Professor, „der Laubwald schloß sich in alter Zeit enger um den Ort, er formte die Hügel höher, das Thal tiefer, wie in einem Kessel lag damals das Kloster mit den Hütten seiner abhängigen Landleute. Hier im Süden, wo das Gelände sich steil hinabsenkt, haben die Mönche sicher einst ihren Klosterwein gebaut. Um das Kloster schlossen sich allmälig die Häuser der Stadt. Nimm den Thürmen die Mütze, welche ihnen vor hundert Jahren aufgesetzt wurde, und gieb ihnen die alten Spitzen zurück, an die Mauern setze hier und da einen Thurm, und du hast einen hübschen Steinkasten, der ein geheimnißvolles Stück Mittelalter einschloß."

„Und auf demſelben Weg, der uns hierher geführt, zog einſt ein gelehrter Mönch mit ſeinen Handſchriften in das ſtille Thal, um hier die Brüder zu lehren oder ſich vor mächtigen Feinden zu verbergen," ſagte hoffnungsvoll der Doctor.

Die Reiſenden ſchritten am Anger vorüber, der Hirt ſah gleichgültig nach den Fremden, aber die Kühe ſtellten ſich an dem Grabenrand auf und ſtarrten auf die Wanderer, und das halbwüchſige Volk der Heerde brummte ihnen fragend zu. Sie traten durch die dunkle Thorwölbung und ſahen neugierig die Gaſſen entlang, welche hier zuſammenliefen. Es war eine kleine ärmliche Stadt, nur die Hauptſtraße war mit ſchlechten Feldſteinen gepflaſtert. Unweit des Thores ragte hoch der ſchräge Balken eines Ziehbrunnens, daran hing eine lange Stange mit dem Eimer. Von Menſchen war wenig zu ſehen, wer nicht in den Häuſern arbeitete, war auf dem Feld beſchäftigt. Denn die Halme, welche in den Steinritzen der Thorwölbung hingen, verriethen, daß Erntewagen die Feldfrucht zu den Höfen der Bürger fuhren; neben vielen Häuſern waren hölzerne Thore geöffnet, dann ſah man in die Hofräume, in die Scheuern und über Düngerſtätten, auf denen kleines Federvieh pickte. Die letzten Jahrhunderte hatten ſo wenig als möglich an dem Orte geändert, noch ſtanden die niedrigen Häuſer mit dem Giebel gegen die Straße, zuweilen ſtreckte ſich eine hölzerne Dachrinne über den Weg, ſtatt der Schilder reichten noch die Zeichen der Handwerker, aus

Blech und Holz geſchnitten, farbig bemalt in die Straße hinein, ein großer hölzerner Stiefel, ein Greif, welcher eine ungeheure Scheere in der Hand hielt, ein ſchreitender Löwe, der eine Brezel anbot, und als ſchönſtes Stück ein regelmäßiges Sechseck aus bunten Glasrauten zuſammengeſetzt.

„Hier hat ſich vieles erhalten," ſagte der Profeſſor.

Die Freunde kamen auf den Marktplatz, einen unregelmäßigen Raum, deſſen kleine Häuſer ſich durch bunten Anſtrich herausgeputzt hatten. Dort ſtarrte von einem unanſehnlichen Gebäude ein rothbemalter Drache mit geringeltem Schwanz, aus einem Bret geſchnitten, von einer Eiſenſtange gehalten, in die Luft. Darauf ſtand mit übelgeſchwungenen Buchſtaben: Gaſthof zum Lindwurm.

„Sieh," ſagte Fritz, auf den Lindwurm weiſend, „die Phantaſie des Künſtlers hat ihm einen Hechtkopf mit dicken Zähnen ausgeſchnitten. Der Wurm iſt der älteſte Schätzehüter unſerer Sage. Es iſt merkwürdig, wie feſt die Erinnerung an dies Sagenthier überall im Volke haftet, wahrſcheinlich ſtammt auch dieſes Schild aus einer Ueberlieferung des Ortes."

So ſtiegen ſie auf ausgetretener Steintreppe in das Haus, ohne zu ahnen, daß ſie ſchon längſt von ſcharfen Augen beobachtet wurden. „Wer mögen die ſein?" frug ein Bürger, der ſeinen Morgentrunk einnahm, den dicken Wirth, „wie Geſchäftsreiſende ſehen ſie nicht aus, vielleicht iſt einer der neue Paſtor vom Kirchdorfe."

„So sieht kein Pastor aus," entschied der Wirth, welcher Menschen besser kannte. „Es sind Fremde, zu Fuß, kein Wagen und keine Sachen."

Die Fremden traten ein, setzten sich an einen roth gestrichenen Tisch und bestellten das Frühstück. „Eine hübsche Gegend, Herr Wirth," begann der Professor, „kräftige Bäume im Walde."

„Bäume genug," versetzte der Wirth.

„Die Umgegend scheint wohlhabend," fuhr der Professor fort.

„Die Leute klagen, daß sie nicht genug verdienen," antwortete der Wirth.

„Wie viel Geistliche haben Sie am Orte?"

„Zwei," sagte der Wirth höflicher. „Der alte Pastor ist aber gestorben. Es ist unterdeß ein Candidat hier."

„Ob der andere Pfarrer zu Haus ist?"

„Ist mir unbekannt," sagte der Wirth.

„Sie haben doch ein Gericht hier?"

„Einen Ortsrichter, er ist jetzt auf dem Amt, es ist heut Gerichtstag."

„Hat nicht vor Zeiten ein Kloster in der Stadt gestanden?" nahm der Doctor das Verhör auf.

Der Bürger und der Wirth sahen einander an. „Das ist lange her," versetzte der Herr der Schenke.

„Hier in der Nähe liegt das Schloß Bielstein?" frug Fritz weiter. Wieder sahen der Bürger und der Wirth einander bedeutungsvoll an.

„Es liegt ſo etwas hier in der Nähe," erwiederte der Wirth zurückhaltend.

„Wie lange geht man bis zum Schloß?" frug der Profeſſor, geärgert durch die kurzen Antworten des Mannes.

„Wollen Sie dorthin?" frug der Wirth, „kennen Sie den Gutebeſitzer?"

„Nein," antwortete der Profeſſor.

„Haben Sie denn etwas bei ihm zu thun?"

„Das iſt unſere Sache, Herr Wirth," verſetzte der Profeſſor kurz.

„Der Weg geht eine halbe Stunde durch den Wald, er iſt nicht zu fehlen," ſchloß der Wirth die ungemüthliche Unterhaltung und verließ die Stube. Der Bürger folgte ihm.

„Viel haben wir nicht erfahren," ſagte der Doctor lächelnd, „ich hoffe, der Pfarrer und Richter ſind redſeliger."

„Wir gehen gradezu nach dem Gute," entſchied der Profeſſor.

Draußen ſteckten der Wirth und der Bürger die Köpfe zuſammen. „Wer die Fremden ſein mögen?" wiederholte der Bürger, „geiſtlich ſind ſie nicht und an dem Richter war ihnen auch nicht viel gelegen. Haſt du gemerkt, wie ſie nach dem Kloſter und dem Schloſſe frugen?" Der Wirth nickte. „Ich will dir meinen Verdacht ſagen," fuhr der Bürger eifrig fort. „Sie kommen nicht umſonſt her, ſie ſuchen etwas."

„Was ſollen ſie ſuchen?“ frug der Wirth nachdenkend.

„Es ſind verkleidete Jeſuiten, ſie ſehen mir ſehr apropos aus.“

„Nun, wenn ſie mit den Leuten auf dem Gute anbinden wollen, die ſind Manns genug, mit ihnen fertig zu werden.“

„Ich habe mit dem Inſpector zu thun, ich will ihm doch einen Wink geben.“

„Menge dich nur nicht in Geſchichten, die dich nichts angehen,“ warnte der Wirth. Der Bürger aber drückte die Stiefeln feſter, die er unter dem Arm trug, und fuhr um die Ecke.

Schweigend ſchritten die Freunde aus der gemeinen Nüchternheit des Lindwurms auf die Straße. Sie erfrugen von einem Mütterchen am entgegengeſetzten Stadtthor den Weg nach dem Schloſſe. Hinter der Stadt hob ſich der Pfad von dem Ufer des Baches zu einer waldigen Höhe. Sie traten in einen Schlag Buſchholz, aus dem einzelne hohe Eichen emporragten. Der Regen des letzten Abends lag noch in Tropfen auf den Blättern, das dunkle Grün des Sommers glänzte im Sonnenſtrahl, einzelne Vögelſtimmen, das Hämmern des Spechts unterbrachen die Stille.

„Das giebt eine andere Stimmung,“ rief der Doctor erfreut.

„Es gehört wenig dazu, ein gut beſaitetes Menſchenherz in neuer Melodie klingen zu machen, wenn

nicht grade das Schicksal mit rauher Hand darauf spielt. Etwas Baumrinde mit grauem Flechtenbart, eine Hand voll Blüthen im Grunde und wenige Noten aus der Kehle eines Vogels," versetzte der Professor weise. „Horch, das ist kein Gruß, den die Natur dem Wanderer gönnt," sagte er lauschend. Von fern klangen menschliche Stimmen, ein leiser Choral tönte wie aus den Baumgipfeln in ihr Ohr.

„Höher hinauf," rief der Doctor, „zu der geheimnißvollen Stätte, wo alte Kirchenlieder aus den Eichen rauschen."

Sie stiegen noch einige hundert Schritt in die Höhe und standen auf einer Terrasse des Waldhügels, die an der Seite von Bäumen umschlossen, in der Mitte gelichtet war. In der Richtung stand eine kleine hölzerne Kirche von einem Friedhof umgeben, dahinter erhob sich auf einem massigen Felsblock ein langes altes Gebäude, das Dach durch viele spitze Giebel gebrochen.

„Das fügt sich gut zusammen," rief der Professor und sah neugierig über die Waldkirche nach dem Schlosse hinauf.

Aus der Kirche scholl ein Trauergesang stärker in das Ohr. „Laß uns hineingehen," sagte der Doctor, auf die geöffnete Pforte des Friedhofs weisend.

„Mir ist gottseliger hier draußen zu Muthe," erwiederte der Professor, „und mir widersteht's, unberufen in Freude und Leid Fremder hineinzudringen. Das Lied ist zu Ende, jetzt kommt des Pfarrers Sprüchlein."

Fritz aber war auf die Steine der niedrigen Mauer geklettert und betrachtete die Kirche. „Sieh die massiven Strebepfeiler. Es ist der Rest eines alten Baues, sie haben ihn durch Tannenholz ergänzt, Thurm und Holzdach blau vor Alter, es lohnt das Innere zu sehen.“

Der Professor hielt die lange Ranke eines Brombeerstrauches, welche über die Mauer herabhing, in der Hand und sah bewundernd auf weiße Blüthen, grüne und gebräunte Beeren, welche in dicken Büscheln bei einander standen. Undeutlich drangen die Laute einer Männerstimme an sein Ohr und unwillkürlich neigte er das Haupt, den Sinn aufzufassen.

„Laß uns doch hören,“ sagte er endlich und betrat mit dem Freunde den Friedhof. Sie zogen die Hüte und öffneten leise die Kirchthür. Es war ein sehr kleiner Raum, der Ziegelbau des alten Chores von innen weiß getüncht, das übrige von gebräuntem Fichtenholz, die Kanzel, eine Galerie, wenige Bänke. Vor dem Altar stand ein offener Kindersarg, die Gestalt darin ganz mit Blumen bedeckt, wenige Landleute in schmuckloser Tracht daneben, auf den Stufen des Altars ein alter Geistlicher mit weißem Haar und treuherzigem Gesicht, am Haupt des Sarges aber die schluchzende Frau eines Arbeiters, die Mutter des Kleinen. Und neben ihr eine kräftige Frauengestalt in städtischer Tracht, sie hatte den Hut abgenommen, hielt die Hände gefaltet und sah auf das Kind unter den Blumen hernieder. So stand sie regungslos, die Sonne fiel schräge auf das geleckte Haar

und die regelmäßigen Züge des jungen Gesichts. Fesselnder aber als der hohe Wuchs und das schöne Haupt war der Ausdruck tiefer Andacht, welche über sie ausgegossen war. Unwillkürlich faßte der Professor den Arm des Freundes, ihn zurückzuhalten. Der Geistliche sprach sein Schlußgebet, die stattliche Frau neigte das Haupt tiefer, dann beugte sie sich noch einmal zu dem Kleinen herab und legte einen Arm um die Mutter, welche sich weinend an die Trösterin lehnte. So stand die Fremde und sprach leise über dem Haupte der Mutter, während ihr selbst die Thränen aus den Augen herabrollten. Wie Geisterlaut klang das Murmeln der tiefen Frauenstimme in das Ohr der Freunde. Dann hoben die Männer den Sarg vom Boden und folgten dem Geistlichen, der auf den Friedhof führte. Hinter dem Sarge ging die Mutter, das Haupt an der Schulter ihrer Führerin. Die Frau schritt bei den Fremden vorüber, verklärt vor sich hinschauend, sie flüsterte ihrer Gefährtin Bibelworte zu. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Lasset die Kindlein zu mir kommen," vernahmen die Freunde. Die Mutter hing gebrochen am Arme der Fremden und, wie durch den leisen Ton fortgeführt, wankte sie zu dem Grabe. Ehrfürchtig schlossen sich die Freunde dem Zuge an. Der Sarg wurde in das Grab gelassen, der Geistliche sprach den Segen, jeder der Anwesenden warf drei Hände voll Erde auf das geschwundene Leben. Dann traten die Landleute auseinander und machten der Mut-

ter und ihrer Begleiterin den Weg frei. Die Fremde reichte dem Geiſtlichen die Hand und geleitete die Mutter langſam über den Friedhof auf den Weg, der zum Schloſſe führte.

In einiger Entfernung folgten die Freunde, ohne einander anzuſehen. Der Profeſſor fuhr ſich über die Augen: „Dergleichen macht immer weich,“ ſagte er traurig.

„Wie ſie am Altare ſtand,“ rief der Doctor, „eine Seherin der Vorzeit, als trüge ſie einen Eichenkranz auf dem Haupt. Sie zog das arme Weib ſich nach durch ihr Murmeln. Es waren zwar unſere ehrlichen Bibelſprüche; aber jetzt verſtehe ich, was das Wort raunen in alter Zeit bedeutete, wo man auch den Worten eine zauberiſche Kraft zuſchrieb. Sie beherrſchte der Trauernden Seele und Leib, und ihre Stimme regte auch mir das Herz auf. Wer war dieſes Weib, war es Mädchen oder Frau?“

„Es iſt ein Mädchen,“ erwiederte der Profeſſor nachdrücklich. „Sie wohnt im Schloß und wir werden ſie dort treffen. Laß ſie voraus und uns am Fuß des Felſens warten.“

Sie ſaßen lange auf einem vorſpringenden Stein, der Profeſſor wurde nicht müde, ein Büſchel Moos zu betrachten, er bürſtete es mit der Hand und legte es bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Endlich ſtand er ſchnell auf. „Was auch kommen möge, jetzt gehen wir.“

Sie ſtiegen einige hundert Schritt bis zur Höhe. Die Landſchaft vor ihnen war plötzlich verwandelt. Zur Seite lag das Schloß mit einem gemauerten Hofthor und großen Wirthſchaftsgebäuden, vor ihnen neigte ſich eine weite Fläche Ackerlandes von der Höhe hinab in ein flaches Thal. Das einſame Waldbild war verſchwunden, um die Wanderer rührte ſich kräftig das Leben des Tages, der Wind trieb Wellen durch das Aehrenmeer, Erntewagen fuhren auf den Feldwegen heran, Menſchenſtimmen riefen, die Peitſche knallte und die Garben flogen von ſtarker Hand geſchwungen über die hohen Leiterbäume.

„Hella, was ſuchen Sie hier?“ frug hinter den Fremden eine tiefe Baßſtimme in befehlendem Ton. Die Freunde wandten ſich ſchnell um. Vor dem Hofthor ſtand ein mächtiger breitſchultriger Mann mit kurzgeſcherenem Haar und ſehr energiſchem Ausdruck im ſonnenbraunen Geſicht. Hinter ihm ſteckten Wirthſchaftsbeamte und Knechte neugierig die Köpfe durch das Thor und ein großer Hund fuhr bellend gegen die Fremden. „Zurück, Nero,“ rief der Landwirth, und pfiff den Hund zu ſich, dabei ſah er mit kaltem Polizeiblick auf die Fremden.

„Herr Gutsbeſitzer Bauer?“ frug der Profeſſor grüßend.

„Der bin ich, und wer ſind Sie?“ gab der Gutsherr die Frage zurück.

Der Profeſſor nannte die Namen und den Ort,

von dem ſie kamen. Der Wirth trat einen Schritt näher und prüfte das Ausſehen der Beiden von oben herab.

„Dort wohnen ja wohl keine Jeſuiten," ſagte er; „wenn Sie aber hierher kommen, Verborgenes zu finden, ſo war die Reiſe unnütz, hier finden Sie nichts."

Die Freunde ſahen einander an, ſie ſtanden nahe am Hauſe, aber fern vom Ziel.

„Sie machen uns fühlbar," erwiederte der Profeſſor, „daß wir ohne Vermittlung eines Dritten an Ihre Wohnung treten. Obgleich Sie aber über den Zweck unſeres Herkommens bereits eine Vermuthung ausgeſprochen haben, erſuche ich Sie doch, uns deshalb eine Erklärung vor weniger Zeugen zu geſtatten."

Die feſte Haltung des Profeſſors verfehlte nicht ganz die Wirkung. „Wenn Sie in der That ein Geſchäft zu mir führt, ſo werden wir das allerdings beſſer im Haus abmachen. Folgen Sie mir, meine Herren." Er lüftete ein wenig ſeine Mütze, wies mit der Hand nach dem Thor und ſchritt voraus. „Nero, Teufelshund, kannſt du nicht Ruhe halten."

Der Profeſſor und der Doctor folgten, an ſie ſchloſſen ſich Wirthſchaftsbeamte und Knechte und der knurrende Hund. So wurden die Fremden in einem ungemüthlichen Zuge nach dem Wohnhaus geführt. Trotz ihrer mißlichen Lage ſahen ſie doch mit Neugierde auf den großen Hof, auf die Arbeit des Einſcheuerns, auf einen Clan großer Gänſe, welcher durch den Zug

gestört breitbeinig und schnatternd über den Weg schritt. Dann überflog ihr Auge das Wohnhaus, die breiten steinernen Stufen mit Bänken an beiden Seiten, die gewölbte Thür, das übertünchte Wappen am Schlußstein. Sie traten in einen geräumigen Hausflur, der Gutsherr hing seine Mütze auf einen Kleiderrechen, drückte mit schwerer Hand die Klinke der Wohnstube und machte wieder eine Handbewegung, welche höflich sein sollte und die Fremden zum Vortritt einlud. „Jetzt sind wir allein," begann er, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie sind mir bereits als zwei Schätzesucher angekündigt. Wenn Sie das sind, so muß ich Ihnen rund heraus erklären, daß ich von solchen Thorheiten nichts wissen will. Im übrigen bin ich bereit, mich Ihrer Bekanntschaft zu freuen."

„Nun, Schatzgräber sind wir nicht," entgegnete der Professor, „und da wir den Zweck unserer Reise überall als Geheimniß bewahrt haben, so begreifen wir nicht, wie Sie etwas Entstelltes über die Veranlassung unseres Kommens hören konnten."

„Der Schuster meines Hofverwalters hat ihm die Nachricht mit zwei verfehlten Stiefeln zugetragen, er hat Sie im Gasthofe der Stadt gesehen und aus Ihren Fragen Verdacht geschöpft."

„Er hat mehr Scharfsinn aufgewandt," erwiederte der Professor, „als bei unsern harmlosen Fragen nöthig war. Und doch hat er nicht ganz Unrecht gehabt."

„Also ist etwas daran," unterbrach der Landwirth

finſter, „in dieſem Fall muß ich die Herren bitten, ſich ſelbſt und mich nicht weiter zu bemühen. Ich habe keine Zeit für dergleichen Narrheiten.“

„Vor Allem haben Sie die Güte, uns anzuhören, ehe Sie uns in ſo kurzer Weiſe das Gaſtrecht aufkündigen,“ verſetzte der Profeſſor ruhig. „Unſer Kommen hat keinen andern Zweck, als Ihnen eine Mittheilung zu machen, über deren Werth Sie dann ſelbſt entſcheiden mögen. Und nicht nur wir, auch andere könnten Ihnen einen Vorwurf daraus machen, wenn Sie unſer Geſuch ohne Prüfung abweiſen. Die Sache geht Sie mehr an als uns.“

„Natürlich,“ ſagte der Wirth, „dieſe Redensarten kennt man.“

„Doch nicht ganz,“ fuhr der Profeſſor fort, „es iſt ein Unterſchied, wer ſie braucht und welchem Zweck ſie dienen.“

„Nun denn, in des Teufels Namen ſprechen Sie, aber verſtändlich,“ rief der Landwirth ungeduldig.

„Nicht eher,“ fuhr der Profeſſor fort, „als bis Sie ſich bereit zeigen, eine ernſte Angelegenheit ſo anzuhören, wie ſie verdient. Es iſt eine kurze Auseinanderſetzung nöthig und Sie haben uns noch nicht einmal zum Sitzen eingeladen.“

„So nehmen Sie Platz,“ verſetzte der Landwirth, und rückte einen Stuhl.

Der Profeſſor begann: „Durch Zufall habe ich vor kurzem in einem geſchriebenen Buche unter andern

handschriftlichen Aufzeichnungen der Mönche von Reffau einige Bemerkungen gefunden, welche für die Wiſſenſchaft, der ich diene, möglicherweiſe wichtig ſind."

„Und welches iſt Ihre Wiſſenſchaft," unterbrach ihn der Landwirth ungerührt.

„Ich bin Philolog."

„Das bedeutet alte Sprachen?" frug der Landwirth.

„So iſt es," fuhr der Profeſſor fort. „Die Notiz eines Mönches in dem erwähnten Bande meldet, daß um das Jahr 1500 eine werthvolle Handſchrift, welche die Geſchichtserzählung des Römers Tacitus enthielt, in dem Kloſter vorhanden war. Das Werk des berühmten Geſchichtſchreibers iſt uns in einigen andern wohlbekannten Handſchriften nur ſehr trümmerhaft erhalten, es ſcheint, daß die damals in dem Kloſter vorhandene Handſchrift ſein Werk vollſtändiger enthielt. Eine zweite Notiz aus demſelben Buche meldet aus dem April des Jahres 1637, daß damals die letzten Mönche des Kloſters in ſchwerer Kriegszeit Kirchengeräth und die Handſchriften des Kloſters an einer hohlen und trocknen Stelle des Hauſes Bielſtein vor den Schweden verborgen haben. — Das ſind die Worte, die ich gefunden, weitere Thatſachen habe ich Ihnen nicht mitzutheilen. Die Echtheit der beiden Bemerkungen iſt für uns zweifellos, ich habe Ihnen eine Abſchrift der betreffenden Stellen mitgebracht, das Original bin ich bereit, Ihrer eigenen Einſicht zu unterwerfen oder der eines ſachverſtändigen Beurtheilers, den Sie wählen

wollen. Ich füge nur noch hinzu, daß wir beide, mein Freund und ich, sehr gut wissen, wie ungenügend die Mittheilungen sind, welche wir Ihnen machen, und wie unsicher die Aussicht, daß sich jetzt nach zwei Jahrhunderten noch etwas von dem damals vergrabenen Eigenthum des Klosters vorfinde. Und doch haben wir eine Ferienreise dazu benutzt, Ihnen Nachricht von dieser Entdeckung zu geben, selbst auf die naheliegende Gefahr einer vergeblichen Untersuchung. Wir haben uns aber zu dieser Reise verpflichtet gefühlt. Nicht vorzugsweise um Ihretwillen, obgleich die Handschrift, wenn sie sich fände, von sehr hohem Werth sein würde, sondern zunächst im Interesse der Wissenschaft, denn nach dieser Richtung wäre in der That ein solcher Fund unschätzbar."

Der Landwirth hatte aufmerksam zugehört, das Papier, welches der Professor vor ihn auf den Tisch legte, ließ er unberührt. Jetzt begann er: „Daß Sie mich nicht täuschen wollen und daß Sie mir die Wahrheit nach allen Seiten mit guter Meinung sprechen, sehe ich ein. Ihre Auseinandersetzung ist mir verständlich. Ihr Latein vermag ich nicht zu lesen; und das ist auch nicht nöthig, denn was die Thatsachen betrifft, so glaube ich Ihnen. Aber," fuhr er lächelnd fort, „die Herren Gelehrten haben in der Ferne eines nicht gewußt, daß dieses Haus das Unglück hat, in der ganzen Gegend für den Ort zu gelten, an welchem alte Mönche ihre Schätze vermauert haben."

„Das war uns allerdings nicht unbekannt," fiel

der Doctor ein, „und es konnte uns die Bedeutung der schriftlichen Notizen nicht verringern.“

„Da waren Sie in großem Irrthum. Es liegt doch auf der Hand, daß ein solches Gerücht, welches durch mehrere Menschenalter in einer Gegend geglaubt wird, fortwährend abergläubische und gewinnsüchtige Personen in Bewegung gesetzt hat, diese vermeinten Schätze aufzuspüren. Wie können Sie annehmen, daß Sie die ersten sind, welche auf den Gedanken kommen, nachzusuchen? Dies ist ein altes festes Haus, aber es würde fester sein, wenn es nicht vom Keller bis unter das Dach Spuren zeigte, daß man in früherer Zeit Löcher hineingeschlagen und die Schäden nachlässig ausgebessert hat. Erst vor wenigen Jahren habe ich Kosten und Mühe gehabt, einen neuen Dachbalken einzuziehen, weil Dach und Decke sich senkte, und die Untersuchung ergab, daß gewissenlose Menschen ein Stück des Balkens ausgesägt hatten, jedenfalls um in einen Winkel des Daches hineinzugreifen. Und ich sage Ihnen grade heraus, wenn mir etwas das alte Haus verleidet, in dem ich seit zwanzig Jahren Glück und Unglück erfahren habe, so ist es dies widerwärtige Gerücht. Grade jetzt wird in der Stadt die Untersuchung gegen einen Schatzgräber geführt, der Narren durch das Vorgeben betrogen hat, er könne aus diesem Berge einen Schatz beschwören. Noch wird seinen Mitschuldigen nachgespürt. Ihren Fragen in der Stadt haben Sie zuzuschreiben, daß die Leute dort, welche viel von dem Betruge reden,

Sie für Helfer des eingezogenen Bauern gehalten haben. Daher auch mein rauher Gruß. Ich mache Ihnen deshalb meine Entschuldigung."

„Und Sie wollen sich nicht dazu verstehen," frug der Professor unzufrieden, „unsere Mittheilung zu weiterer Nachforschung zu benützen?"

„Nein," versetzte der Landwirth, „ich will mich nicht selbst zum Narren machen. Wenn Ihr Buch nichts weiter meldet, als was Sie mir gesagt haben, so dient diese Nachricht zu gar nichts. Wenn die Mönche hier herum irgend etwas versteckt haben, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, sie haben es selbst in ruhiger Zeit wieder herausgeholt. Und wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit das Versteckte damals an seiner Stelle geblieben — es sind seitdem einige hundert Jahre vergangen — so hätten es längst andere hungrige Leute herausgegraben. Das sind, verzeihen Sie mir, Ammengeschichten, nur gut für Spinnstuben. Ich habe einen Widerwillen gegen solches Gelüst, das an den Mauern wühlt. Der Landwirth soll im Acker schaufeln und nicht in seinem Hause. Unter Gottes Sonne liegen seine Schätze."

Dem Professor wallte das Blut über die kalte Art des Mannes, er bezwang mit Mühe den ausbrechenden Zorn, indem er an das Fenster trat und einem Haufen Sperlinge zusah, die heftig gegen einander schrien. Endlich begann er sich umwendend: „Ihre Weigerung ist ein Recht des Hauseigenthümers. Wenn Sie darauf bestehen, so werden wir Sie allerdings mit

dem Bedauern verlaſſen, daß Sie die mögliche Bedeutung unſerer Mittheilung nicht zu würdigen wiſſen. Ich habe dieſe Begegnung nicht vermieden, obgleich mir wohlbekannt war, wie zufällig die Eindrücke ſind, welche bei einer erſten Unterredung mit Fremden den Entſchluß beſtimmen. Sie würden vielleicht mehr Rückſicht auf unſre Nachricht genommen haben, wenn Sie Ihnen durch Vermittlung Ihrer Regierung zugleich mit der Forderung, genaue Nachſuchung anzuſtellen, zugegangen wäre."

„Reut Sie, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben?" frug der Landwirth lächelnd.

„Offen geſagt, nein. Ich habe in ſolcher Angelegenheit kein Vertrauen zu einem Beamtenpretokell."

„Ich auch nicht," verſetzte der Landwirth trocken. „Wir ſtehen unter einem kleinen Landesherrn, aber er iſt fern, wir ſind von fremdem Gebiet umſchloſſen. Bei Hofe habe ich nichts zu thun, es vergehen Jahre, ehe ich nach unſrer Reſidenz komme; die Regierung plagt uns nicht übermäßig und in meinem Bezirk leite ich die Polizei. Wenn meine Regierung Ihren Wünſchen Wichtigkeit beilegte, ſo würde ſie wahrſcheinlich von mir einen Bericht einfordern, und das würde mir einen Bogen Papier und eine Stunde Schreiberei koſten. Vielleicht, wenn Sie laut zu trommeln verſtehen, ſendet ſie mir auch eine Commiſſion in das Haus. Die meldet ſich bei mir zum Mittageſſen und ich führe ſie nach Tiſch in die Keller, ſie pocht der Form wegen ein wenig an

die Wände, und ich laſſe unterreß einige Flaſchen auf korken. Zuletzt wird ſchnell ein Papier beſchrieben und die Sache iſt wieder abgemacht. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben; im übrigen vertrete ich mein Hausrecht auch gegen den Landesherrn."

„Es iſt, ſo ſcheint mir, vergeblich, zu Ihnen von dem Werth zu ſprechen, den die Handſchrift haben würde," warf der Profeſſor ihm finſter entgegen.

„Es wäre verlorene Mühe," ſagte der Landwirth. „Ob eine ſolche Seltenheit, auch wenn ſie in meinem Eigenthume zu Tage käme, für mich ſelbſt einen weſentlichen Werth hätte, iſt fraglich. Und den Werth für Ihre Wiſſenſchaft kenne ich [illegible] aus Ihrer Verſicherung. Aber für mich und für Sie rühre ich keinen Finger, weil ich nicht glaube, daß ein ſolcher Schatz auf meinem Eigenthum verborgen iſt und weil ich nicht den Willen habe, um etwas Unwahrſcheinliches ein Opfer zu bringen. Dies, Herr Profeſſor, iſt meine Antwort."

Der Profeſſor trat wieder ſchweigend an das Fenſter. Fritz, der ſich in ſtiller Empörung zurückgehalten hatte, empfand, daß es Zeit war, dieſer Unterredung ein Ende zu machen, er erhob ſich zum Aufbruch: „Und Sie haben uns wirklich Ihre letzte Meinung geſagt?"

„Ich bedaure, Ihnen keinen andern Beſcheid geben zu können," verſetzte der Landwirth, und ſah mit einer Art Mitleid auf die beiden Fremden. „Es thut mir in der That leid, daß Sie den Umweg zu mir gemacht

haben. Verlangen Sie, meine Wirthschaft zu sehen, jede Thür soll Ihnen geöffnet sein. Die Mauern meines Hauses öffne ich Niemandem. Ich bin übrigens bereit, Ihre Mittheilung als Geheimniß zu bewahren, um so lieber, da dies auch in meinem Interesse liegt."

„Ihre Weigerung, irgend welche Nachforschungen auf Ihrem Eigenthum anzustellen, macht ein ferneres Geheimhalten dieser Nachricht unnöthig," entgegnete der Doctor, „meinem Freunde bleibt jetzt nichts übrig, als seine Entdeckung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu berichten, er hat dann seine Pflicht gethan, vielleicht daß Andere gegenüber Ihnen glücklicher sind als wir."

Der Landwirth fuhr auf. „Donnerwetter, Herr, sind Sie des Teufels? Sie wollen die Geschichte Ihren Collegen erzählen? Wahrscheinlich werden diese ebenso denken wie Sie."

„Zuverlässig werden Hunderte die Sache genau so ansehen wie wir, und Ihre Weigerung ebenso verurtheilen wie wir," rief der Doctor.

„Herr, wie Sie mich beurtheilen, ist mir ganz gleichgültig, ich muß Sie bitten, mich so schwarz zu schildern, als Ihre Wahrheitsliebe irgend zuläßt," rief der Landwirth unwillig. „Aber ich sehe voraus, daß das alles nichts helfen wird. Verwünscht seien die Mönche und ihr Schatz! Jetzt habe ich jeden Sonntag und jede Stunde Ihrer Ferien einen Besuch wie den Ihren zu erwarten, fremde Gesichter mit Brillen und Regenschirmen, welche den Anspruch erheben, unter das Holzgestell

meines Milchkellers zu kriechen und in der Schlafstube meiner Kinder an der Decke herumzuklettern. Zum Teufel mit diesem Tacitus!"

Der Professor ergriff seinen Hut: „Wir empfehlen uns Ihnen," und ging nach der Thür.

„Halt, meine Herren," rief der Wirth unruhig, „nicht so schnell. Lieber will ich noch mit Ihnen beiden zu thun haben, als mit einer unablässigen Wallfahrt Ihrer Collegen. Weilen Sie noch einen Augenblick, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie selbst sollen durch mein Haus gehen, Sie mögen den alten Bau vom Boden bis zum Keller untersuchen. Es ist eine harte Zumuthung für mich und meine Hausgenossen, ich will das Opfer bringen. Finden Sie eine Stelle, die Ihnen Verdacht einflößt, so reden wir darüber. Dagegen versprechen Sie mir, daß Sie gegen meine Hausleute von dem Zweck Ihres Hierseins schweigen. Meine Arbeiter sind ohnedies aufgeregt; wenn Sie dem unseligen Gerücht neue Nahrung geben, so kann ich nicht dafür stehen, daß nicht meine eigenen Leute auf den Einfall kommen, mir an einer Ecke des Hauses die Grundmauer durchzustoßen. Mein Haus ist Ihnen den ganzen Tag geöffnet, so lange sind Sie meine Gäste. Dann aber, wenn Sie mündlich oder schriftlich über die Sache reden, fordere ich den Zusatz, es sei von Ihnen das Mögliche geschehen, mein Haus durchsucht, aber nichts gefunden worden. Wollen Sie diesen Vertrag mit mir eingehen?"

Der Doctor sah zweifelnd auf den Professor, ob

der Stolz des Freundes ſich ſolcher Bedingung beugen werde. Wider Erwarten flog ein Strahl von Freude über das Antlitz des Gelehrten, und er erwiederte artig: „Sie haben uns in einem Punkt mißverſtanden. Nicht wir beanſpruchen die verborgene Handſchrift aus Ihrem Eigenthum herauszuholen, ſondern wir ſind nur gekommen, um Sie ſelbſt für den Verſuch zu gewinnen. Daß wir in einem fremden Hauſe, unbekannt mit den Räumen und ungeübt in dieſer Art Nachforſchung, nichts finden werden, iſt uns ſehr deutlich. Wenn wir dennoch die lächerliche Lage, in welche Sie uns verſetzen, nicht vermeiden und Ihr Anerbieten annehmen, ſo thun wir dies nur in der Hoffnung, daß uns in den Stunden unſeres Hierſeins gelingen wird, Ihnen ſelbſt ein gröſſeres Intereſſe an dem möglichen Funde beizubringen.“

Der Landwirth bewegte abweiſend das Haupt auf den hohen Schultern. „Ich habe nur das Intereſſe, die Sache ſo gut als möglich zum Schweigen zu bringen. Sie mögen thun, was Sie für Pflicht halten. — Meine Geſchäfte verhindern mich, Sie zu begleiten, ich übergebe Sie meiner Tochter.“

Er öffnete die Thür des Nebenzimmers und rief: „Alſe!“

„Hier, Vater,“ antwortete eine klangvolle Altſtimme. Der Landwirth ging in das Nebenzimmer. „Komm hervor, Alſe, ich habe heut einen beſondern Auftrag für dich. Da drin ſind zwei fremde Herren von einer Univerſität. Sie ſuchen ein Buch, das in alten Zeiten

in unſerm Hauſe verſteckt ſein ſoll. Führe ſie durch das Haus, ſchließ ihnen alle Räume auf."

„Aber Vater —" unterbrach ihn die Tochter.

„Thut nichts," fuhr der Landwirth fort, „es muß ſein." Er trat näher an ſie und ſprach leiſer: „Es ſind zwei Gelehrte, ſie haben einen Sparren —," er wies nach dem Kopfe. „Was ſie ſich einbilden, iſt verrückt, und ich gebe ihnen nur nach, um in Zukunft Ruhe zu haben. Sei vorſichtig, Alſe, ich kenne die Leute nicht. Ich muß auf's Vorwerk, dem Hofverwalter will ich ſagen, daß er ſich in der Nähe des Hauſes hält. Sie ſcheinen mir zwei ehrliche Narren, aber der Teufel mag trauen."

„Ich fürchte mich nicht, Vater," erwiederte die Tochter, „das Haus iſt voll Menſchen, wir werden ſchon mit ihnen fertig werden."

„Sorge dafür, daß die Mägde nicht herumſtehen, während die Fremden an den Wänden klopfen und meſſen. Sie ſehen mir übrigens nicht aus, als ob ſie viel finden würden, wenn auch alle Wände aus Büchern gemauert wären. Aber daß ſie irgendwo einſchlagen oder die Wand beſchädigen, das leideſt du nicht."

„Recht, Vater," ſagte die Tochter. „Bleiben ſie über Mittag?"

„Ja wohl, dein Dienſt geht bis zum Abend. In der Molkerei wird dich die Mamſell vertreten."

Durch die Thür hörten die Freunde Bruchſtücke der Unterredung, ſie gingen nach den erſten Worten der Inſtruction ſchnell an das Fenſter und ſprachen laut

mit einander über eine große Strohanhäufung am First der Scheuer, die nach der Behauptung des Doctors ein Storchnest war, während der Professor die Ansicht vertrat, daß Störche nicht auf solchen Höhen nisteten. Dazwischen sagte der Professor leise: „Es ist unbequem, in dieser demüthigenden Lage auszudauern. Aber wir vermögen nur durch unser Beharren den Hauswirth zu überzeugen."

„Vielleicht entdecken wir doch etwas," sagte der Doctor. „Ich habe einige Erfahrung in Maurerarbeit, als Knabe fand ich beim Bau unseres Hauses Gelegenheit, schöne Kenntnisse in Statik und Balkenklettern zu erwerben. Gut, daß der Tyrann uns allein läßt. Unterhalte du die Tochter, ich will derweile an den Wänden klopfen."

Wer jemals einer undeutlichen Spur nachgegangen ist, der weiß, wie schwierig in der Nähe erscheint, was in der Ferne so leicht dünkt. Während zuerst die trügende Göttin Hoffnung alle guten Möglichkeiten mit hellen Farben malt, regt die Arbeit des Suchens selbst jeden Zweifel auf. Die lockenden Bilder verbleichen, Kleinmuth und Ermüdung werfen ihre Schatten. Zuletzt wird pflichtmäßige Ausdauer, was im Anfange ein frisches Wagen war.

4.

Das alte Haus.

Der Landwirth trat ein, die Reitgerte in der Hand, hinter ihm die hohe Gestalt vom Friedhof. „Hier meine Tochter Elise, sie wird meine Stelle vertreten.“

Die Freunde verneigten sich. Es war dasselbe schöne Antlitz, aber statt der hohen Rührung lag jetzt eine geschäftliche Würde in ihren Zügen, sie grüßte ruhig und lud die Herren zum Frühstück in das Nebenzimmer. Was sie sprach, waren einfache Worte, aber wieder lauschten die Freunde verwundert auf die tiefen Töne ihrer melodischen Stimme.

„Bevor Sie sich hier umsehen, müssen Sie an meinem Tisch niedersitzen, das ist bei uns Brauch,“ sagte der Landwirth in besserer Laune, als er bis dahin gezeigt, auch auf ihn übte die Gegenwart der Tochter besänftigenden Einfluß. „Wiedersehen zu Mittag.“ Damit ging er zur Thür hinaus.

Die Freunde folgten in den Nebenraum, ein großes Speisezimmer; Stühle standen längs der Wand, in der Mitte eine lange Tafel, an deren oberem Ende drei Plätze gedeckt waren. Das Mädchen setzte sich zwischen die Herren

und bot die kalten Speisen. „Als ich Sie auf dem Friedhof sah, dachte ich, daß Sie den Vater besuchen würden, der Tisch wartet schon eine Weile auf Sie.“ Die Freunde aßen ein wenig und dankten für mehr.

„Ich bedaure, daß unser Kommen auch Ihre Zeit in Anspruch nehmen soll,“ sagte der Professor ernst.

„Meine Aufgabe ist leicht,“ antwortete das Mädchen, „ich fürchte, die Ihre wird Ihnen mehr Mühe machen. Das Haus hat viele Stuben, und dann die Kammern und die Verschläge auf dem Boden.“

„Ich habe bereits Ihrem Herrn Vater gesagt,“ erwiederte der Professor lächelnd, „daß wir keinen Werth darauf legen, wie Maurer das Gebäude zu untersuchen. Betrachten Sie uns als Neugierige, welche das merkwürdige Haus nur soweit sehen wollen, als es sich sonst einem Gaste öffnet.“

„Das Haus mag wohl für Fremde merkwürdig sein,“ sagte Ilse, „uns ist es lieb, denn es ist warm und geräumig. Und als der Vater das Gut einige Jahr besaß und zu Kräften gekommen war, hat er meiner seligen Mutter zu Liebe Alles bequem eingerichtet; denn wir brauchen großen Raum, es sind sechs jüngere Geschwister, und es ist ein großes Gut; die Herren von der Wirthschaft essen bei uns, dann der Hauslehrer und die Mamsell, und in der Gesindestube auch zwanzig Leute.“

Der Doctor sah seine Nachbarin enttäuscht an. Wo war die Seherin geblieben? Sie sprach verständig und sehr bürgerlich, mit ihr konnte man wohl auskommen.

„Da wir nun einmal auf heyle Räume ausgehen," begann er ſchlau, „ſo würden wir uns am liebſten Ihrer Leitung anvertrauen, wenn Sie uns ſagen wollten, ob man in der Wand oder auf dem Boden oder irgendwo hier im Hauſe von Stellen weiß, welche beim Klopfen eine Höhlung verrathen."

„O daran fehlt es nicht," erwiderte Ilſe. „Wenn man in meiner Stube an die Hinterwand des kleinen Wandſchrankes pocht, ſo merkt man, daß dahinter ein leerer Raum iſt, und dann iſt die Steinplatte unter der Treppe, und viele Platten in der Küche und noch viele andere Stellen im Hauſe. Und bei allen haben die Leute ihre Vermuthung."

Der Doctor hatte ſeine Brieftafel herausgezogen und ſchrieb die verdächtigen Stellen nieder.

Und die Betrachtung des Hauſes begann. Es war ein prachtvolles altes Haus, die Mauer des Unterſtocks ſo dick, daß der Doctor mit geſpannten Armen nicht die ganze Tiefe der Fenſternischen einfaſſen konnte. Eifrig übernahm er das Klopfen und Meſſen der Wände; die Keller waren zum Theil in den Felſen geſprengt, an einzelnen Stellen ragte das ungeglättete Geſtein noch in die Räume und man erkannte, wo die Mauer auf dem Stein gelagert war. Es waren mächtige Gewölbe, die kleinen Fenſter in der Höhe durch ſtarke Eiſenſtäbe geſchützt, in alter Zeit bei feindlichem Anlauf eine feſte Zuflucht wider Geſchoſſe und Feuer. Und Alles war ſchön trocken und hohl. Denn das Haus war ganz

nach den Ansichten gebaut, welche der Doctor schon früher über alte Gebäude so verständig ausgesprochen hatte: Mauer von außen und von innen, dazwischen Schutt und Steinbrocken. Natürlich klangen die Wände deshalb an vielen Stellen hohl wie ein Kürbis. Der Doctor pochte und notirte fleißig, die Knöchel seiner Hand wurden weiß und aufgetrieben, aber die Fülle guter Stellen machte ihn kleinlaut.

Aus dem Keller traten sie in den Unterstock. In der Küche brodelten große Kessel und Töpfe und neugierig sahen die arbeitenden Frauen auf das Benehmen der Fremden, denn der Doctor klopfte wieder mit den Absätzen auf den steinernen Fußboden und faßte die geschwärzte Seitenwand des Heerdes mit den Händen an. Dahinter kamen Wirthschaftsräume und die Gaststuben. In einer derselben fanden sie eine Frau in Trauerkleidung beschäftigt, die Betten in ein neues Gewand zu hüllen. Es war die Mutter vom Friedhofe. Sie trat an die fremden Herren und bedankte sich, weil sie geholfen hätten, ihrem Kinde die letzte Ehre zu erweisen. Die Freunde sprachen ihr freundlich zu, sie wischte mit der Schürze die Augen und ging wieder an ihre Arbeit.

„Ich bat sie heut zu Haus zu bleiben", sagte Ilse, „aber sie wollte nicht. Ihr wäre gut, wenn sie etwas zu schaffen hätte, und wir würden ihre Arbeit brauchen, weil Sie doch wohl zu uns kämen." Es that den Gelehrten wohl, daß sie wenigstens von den weiblichen

Mitgliedern des Hauſes als berechtigte Gäſte aufgefaßt wurden.

Sie betraten die andere Seite des Unterſtocks und betrachteten noch einmal die einfachen Zimmer, die ſich zuerſt den Ankommenden geöffnet hatten. Dahinter lag das Arbeitszimmer des Gutsherrn, ein kleiner ſchmuckloſer Raum, darin ein Schrank mit Jagdgeräth und Reitzeug, ein Bretergeſtell für Akten und einige Bücher, über dem Bett Säbel und Piſtolen, auf dem Schreibtiſch das kleine Modell einer Maſchine und Proben von Getreide und Sämerei in kleinen Säckchen; an der Wand aber ſtanden in militäriſcher Ordnung der rieſige Waſſerſtiefel, der Juchtenſtiefel, der Reitſtiefel mit Stulpen, an der äußerſten Ecke auch Zwerge von Kalbleder, wie ſie gewöhnliche Menſchen tragen. In dem Nebenzimmer hörten ſie eine Männerſtimme und kindliche Antworten in regelmäßigem Wechſel. „Das iſt die Schulſtube", ſagte Ilſe lächend. Als die Thür geöffnet ward, ſchwiegen Solo und Chorſtimmen, dem Gruß der Eintretenden antwortete aufſtehend der Lehrer, ein Seminariſt von verſtändigem Geſicht. Verwundert ſtarrten die Kinder in die unerwartete Störung. An zwei Tiſchen ſaßen drei Knaben und drei Mädchen, ein kräftiges blondhaariges Geſchlecht. „Das iſt Clara, Luiſe, Riekchen, Hans, Ernſt und Franz." Die vierzehnjährige Clara, faſt erwachſen und ein verjüngtes Abbild der Schweſter, erhob ſich mit einem Knix, Hans, ein derber Burſch von zwölf Jahren, machte den unbedeutenden Verſuch eines

Bücklings, die andern blieben stramm stehen, starrten unverwandt auf die Fremden, und tauchten, nachdem sie einer lästigen Pflicht genügt hatten, wieder auf ihre Plätze nieder. Nur der kleine Franz, ein rothbäckiger Krauskopf von sieben Jahren, blieb in der Pein seiner Aufgabe grimmig sitzen, und benutzte die Unterbrechung, um für die nächsten Antworten noch schnell etwas aus seinem Buche einzusammeln. Ilse strich ihm über das Haar und frug den Lehrer: „Wie geht's heut mit ihm?" — „Er hat gelernt." — „Es ist zu schwer," rief Franz erbittert. Der Professor bat den Lehrer sich nicht stören zu lassen und die Reise ging weiter: Schlafzimmer der Knaben, Zimmer des Lehrers und wieder Wirthschaftsraume, Plättstube, Kleiderkammer — der Doctor hatte seine Brieftafel bereits eingesteckt.

Sie kehrten in den Hausflur zurück, an der Treppe wies Ilse auf die Steinplatte, der Doctor kniete nieder, versuchte und sagte kleinlaut: „Wieder hohl." Ilse betrat die Treppe.

„Hier oben wohne ich und die Mädchen."

„Unsere Neugierde hat vorläufig hier ein Ende," erwiederte rücksichtsvoll der Professor. „Sie sehen, auch mein Freund verzichtet."

„Man hat aber von oben eine Aussicht," sagte die Führerin, „diese wenigstens müssen Sie betrachten." Sie öffnete eine Thür. „Dies ist mein Zimmer." Die Freunde blieben vor der Schwelle stehen. „Kommen Sie herein," sagte Ilse unbefangen. „Von diesem Fenster sieht man

die Straße, auf der Sie zu uns kamen.“ Zögernd traten die Zartfühlenden näher. Es war wieder ein bescheidener Raum, nicht einmal ein Sopha darin, die Wände mit blauer Farbe gestrichen, am Fenster ein Nähtisch und einige Blumenstöcke, in einer Ecke das Bett mit weißer Gardine verhüllt.

Die Freunde traten sogleich an das Fenster und schauten von der Höhe auf den kleinen Friedhof und die Gipfel der Eichen, auf das Städtchen im Thale und auf die Baumreihe dahinter, welche in gekrümmter Linie bis zu der Höhe lief, wo sich die Aussicht in die Ferne schloß. Der Blick des Professors haftete an der alten Holzkirche. Wie hatten sich in wenig Stunden die Stimmungen geändert! Auf die frohe Erwartung war gefolgt, was beinahe wie Entsagung aussah, und doch wieder auf die Ungeduld eine wohlthuende Ruhe.

„Das ist unser Weg in die Fremde,“ wies Ilse, „wir sehen oft nach der Richtung aus, wenn der Vater verreist ist und wir ihn erwarten, oder wenn wir von dem Postboten etwas Gutes hoffen. Und so oft Bruder Franz erzählt, daß er einst in die Welt gehen werde, fort von dem Vater und von uns Geschwistern, dann denkt er sich die Straßen in der Welt immer wie diese aussieht, als einen Fußsteig mit dicken Weidenköpfen.“

„Franz ist der Liebling?“ frug der Professor.

„Er ist mein Nesthäkchen, wir verloren die gute Mutter, als er noch die Kindermütze trug. Das arme Kind kennt die Mutter gar nicht, und als er einmal

von ihr geträumt hatte, da brachten die andern Kinder heraus, daß er sie im Schlaf mit mir verwechselte, denn sie trug mein Kleid und meinen Strohhut. — Dies ist der Wandschrank," sagte sie traurig, auf eine Holzthür in der Wand deutend. Die Freunde folgten schweigend, ohne bei dem Schranke anzuhalten. Vor der gegenüberliegenden Stube blieb sie stehen, die Thür öffnete: „Dies war das Zimmer der Mutter, es ist unverändert, wie sie es verließ, nur der Vater bleibt des Sonntags einige Zeit darin."

„Wir geben nicht zu, daß Sie uns weiter führen," sagte der Professor. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich ich unsere Lage Ihnen gegenüber empfinde. Verzeihen Sie uns das unzarte Eintreten in Ihre Häuslichkeit."

„Wenn Sie das Haus nicht weiter sehen wollen," erwiederte Ilse mit dankendem Blick, „so geleite ich Sie gern in unsern Garten und durch den Hof. Der Vater wird nicht toben, wenn ich Ihnen etwas vorenthalte."

Eine Hinterthür des Flurs führte in den Garten, die Beete, mit Buchsbaum eingefaßt, waren mit Sommerblumen besetzt, mit den altheimischen Bewohnern unsrer Gärten. Am Hause liefen Weinreben bis unter die Fenster des Oberstocks und die grünen Trauben blinkten überall aus dem hellen Laub. Eine lebendige Hecke schied die Blumenbeete vom Gemüsegarten, wo auch der Hopfen an großen Stangen hinaufkletterte.

Weiter ab ſenkte ſich ein groſer Obſtgarten mit friſchem Raſengrund einem Seitenthal zu. Es war auch hier nichts Merkwürdiges zu ſehen, gradlinig waren die Blumenbeete, in Reihen ſtanden die Obſtbäume, der ehrwürdige Buchsbaum und die Hecke waren nach der Schnur geſchnitten und ohne Lücken. Die Freunde ſchauten über Beete und Blumen immer wieder nach dem Hauſe zurück und freuten ſich über die braunen Mauern hinter dem ſaftigen Weinlaub und über die Arbeit des Steinmetzen an den Fenſtern und am Giebel.

„Es war zur Zeit unſerer Vorfahren ein Haus der Fürſten," erklärte Ilſe, „und ſie kamen damals alle Jahre zur Jagd hierher. Jetzt aber iſt nur der dunkle Wald dort hinten noch herrſchaftlich, dort ſteht auch ein Jagdhaus und der Oberförſter wohnt darin. Und nur ſelten kommt unſer Fürſt in die Gegend. Es iſt lange Zeit her, daß wir unſern lieben Landesherrn nicht geſehen haben, und wir leben wie arme Waiſen."

„Gilt er hier im Lande für einen gütigen Herrn?" frug der Profeſſor.

„Wir wiſſen nicht viel von ihm, aber wir denken uns, daß er gut iſt. Vor vielen Jahren, als ich noch Kind war, hat er einmal in unſerm Haus gefrühſtückt, weil es in Roſſau keine Gelegenheit gab. Damals war ich erſtaunt, daß er keinen rothen Mantel trug, und er ſtrich mir über den Kopf und gab mir den guten Rath zu wachſen. Das habe ich ſeitdem redlich abgemacht. Und es heißt ſchon, er wird in dieſem Jahre

wieder zur Jagd kommen. Kehrt er wieder bei uns ein, dann muß das alte Haus seinen besten Staat anthun und in der Küche giebt's heiße Wangen."

Während sie friedlich unter den Obstbäumen dahinschritten, tönte vom Hofe her eine helle Glocke. „Das ist der Ruf zum Essen", sagte Ilse, „ich führe die Herren zu ihrem Zimmer, das Hausmädchen wird Sie abholen."

Die Freunde fanden in einer Gaststube ihre Reisetaschen und wurden kurz darauf durch ein leises Klopfen an der Thür geladen und in das Speisezimmer geführt. Dort wartete ihrer der Gutsherr, ein halbes Dutzend sonnengebräunte Beamte der Wirthschaft, die Mamsell, der Hauslehrer und die Kinder. Als sie eintraten, sprach der Landwirth mit der Tochter in einer Fensternische; wahrscheinlich hatte die Tochter günstig über die Fremden berichtet, denn er kam ihnen mit unumwölkter Miene entgegen, und sagte in seiner kurzen Weise: „Nehmen Sie an unserm Tische vorlieb." Dann stellte er die Fremden den Anwesenden vor, indem er ihre Namen nannte und hinzufügte: „Zwei gelehrte Herren von der Universität." Jedermann stand hinter seinem Stuhl nach Würde und Alter gereiht, obenan der Wirth, neben ihm Ilse, auf der andern Seite der Professor und der Doctor, dann zu beiden Seiten die Herren von der Wirthschaft, dahinter die Mamsell und die Mädchen, der Lehrer und die Knaben. Der kleine Franz am untern Ende des Tisches trat an

ſeinen Teller, faltete über dem Brod die Hände und ſprach eintönig ein kurzes Tiſchgebet. Darauf rückten zu gleicher Zeit alle Stühle, zwei Mädchen in der Tracht der Landſchaft trugen die Speiſen. Es war ein einfaches Mittagsmahl, nur zwiſchen den Fremden ſtand eine Flaſche Wein, die Eingebornen goſſen gelbbraunes Bier in die Gläſer.

Schweigend und eifrig verrichtete Jeder ſein Werk, am oberen Ende des Tiſches wurde Unterhaltung geführt. Die Freunde ſprachen dem Landwirth ihre Freude über Haus und Umgebung aus, und der Hausherr lachte ſpöttiſch, als der Doctor die dicken Wände des Hauſes rühmend hervorhob. Dann ſchweifte das Geſpräch auf die Umgegend hinaus, auf den Dialekt und die Art des Landvolks.

„Wieder iſt mir in dieſen Tagen aufgefallen," ſagte der Profeſſor, „wie fremd und mißtrauiſch die Landleute hier uns Städter beobachten. Unſere Sprache, Sitte, Gewohnheit betrachten ſie wie die eines anderen Volkes. Und wenn ich zuſehe, was der Feldarbeiter mit den ſogenannten Gebildeten gemein hat, ſo empfinde ich ſchmerzlich, daß es viel zu wenig iſt."

„Und wer iſt daran Schuld," entgegnete der Landwirth, „als die Gebildeten ſelbſt. Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Ihnen als einfacher Mann ſage, daß mir dieſe Bildung eben ſo wenig gefällt, als die Unwiſſenheit und Störrigkeit, welche Sie an unſern Landleuten in Erſtaunen ſetzt. Sie ſelbſt z. B. machen

eine weite Reise, um alte vergessene Schriften zu finden, die einst ein gebildeter Mann in einem untergegangenen Volke geschrieben hat. Ich aber frage, was haben Millionen Menschen, die mit Ihnen eine Sprache sprechen, Ihres Stammes sind und neben Ihnen leben, von all der Gelehrsamkeit, die Sie für sich und eine kleine Zahl wohlhabender und müßiger Leute erwerben? Wenn Sie zu meinen Arbeitern reden, die Leute verstehen Sie nicht. Wenn Sie von Ihrer Wissenschaft etwas erzählen wollten, meine Knechte würden vor Ihnen stehen wie Neger. Ist das ein gesunder Zustand? Und ich sage Ihnen, so lange dieser Zustand dauert, sind wir noch kein rechtes Volk."

„Wenn Ihre Worte einen Vorwurf gegen meinen Beruf enthalten," erwiederte der Professor, „so sind sie ungerecht. Grade jetzt ist man eifrig bemüht, was in der Arbeitsstube der Gelehrten gefunden wird, auch dem Volke zugänglich zu machen. Daß dafür nach mancher Richtung noch mehr geschehen sollte, leugne ich nicht. Aber zu allen Zeiten hat ernst wissenschaftliche Forschung, selbst wenn sie zunächst nur einem sehr kleinen Kreise verständlich ist, ganz unsichtbar und in der Stille Seele und Leben des gesammten Volkes beherrscht. Sie bildet die Sprache, sie richtet die Gedanken, sie formt allmälig Sitte, Rechtsgefühl und Gesetz nach den Bedürfnissen jeder Zeit. Nicht nur die praktischen Erfindungen und der steigende Wohlstand werden durch sie möglich, auch, was Ihnen nicht weniger wichtig erscheinen wird,

die Gedanken des Menſchen über ſein eigenes Leben, die Art, wie er ſeine Pflichten gegen Andere übt, der Sinn, in welchem er Wahrheit und Lüge auffaßt, das Alles verdankt jeder von uns der Gelehrſamkeit ſeines Volkes, wie wenig er ſich auch um die einzelnen Forſchungen kümmern möge. Und laſſen Sie mich einen alten Vergleich gebrauchen. Die Wiſſenſchaft iſt wie ein großes Feuer, das in einem Volke unabläſſig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt ſind. Ich gehöre zu denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat ſein Recht, und Keiner ſoll von dem Andern gering denken."

„Darin liegt Wahrheit," ſagte der Landwirth aufmerkſam.

„Wenn das große Feuer nicht brennt," fuhr der Profeſſor fort, „werden die einzelnen Flammen ſich auch nicht verbreiten können. Und glauben Sie mir, was einen ehrlichen Gelehrten bei den ſchwierigſten Unterſuchungen, unter denen ihm das Leben dahinſchwindet, immer erhebt und ſtärkt, das iſt grade die unerſchütterliche Ueberzeugung, welche durch lange Erfahrung tauſendfach beſtätigt iſt, daß ſeine Arbeit zuletzt doch der ganzen Menſchheit zu Gute kommt; ſie hilft nicht immer neue Maſchinen erfinden und neue Culturpflanzen entdecken, ſie iſt deßhalb nicht weniger wirkſam für Alle, auch wo

ſie lehrt, was wahr und unwahr, was ſchön und häßlich, was gut und ſchlecht iſt. In dieſem Sinne macht ſie Millionen freier, und darum beſſer."

„Ich ſehe wenigſtens aus Ihren Worten," ſprach der Landwirth, „daß Sie Ihren Beruf hoch halten. Und das freut mich überall, denn das iſt die Art eines tüchtigen Mannes."

Bei dieſer Unterredung wurde beiden Männern behaglicher zu Muthe. Der Inſpector erhob ſich und im Nu rückten ſämmtliche Stühle der Würdenträger und der Kinder, die Mehrzahl der Tiſchgäſte verließ das Zimmer. Nur der Wirth, Alſe und die Gäſte ſaßen noch einige Minuten bei einander, jetzt in ruhig fortrollender Unterhaltung. Dann ging man in das Nebenzimmer zu dem angerichteten Kaffeetiſch, Alſe ſchenkte ein und der Landwirth betrachtete von ſeinem Sitze die unerwarteten Gäſte.

Der Profeſſor ſetzte die leere Taſſe hin und begann: „Unſre Aufgabe hier iſt beendigt, wir haben Ihnen für gaſtliche Aufnahme zu danken. Ich möchte aber nicht ſcheiden, ohne Sie noch einmal an das zu erinnern —"

„Warum wollen Sie jetzt fort?" unterbrach ihn der Landwirth. „Sie haben heut ſchon einen längern Weg gemacht, Sie finden weder in der Stadt noch in den Dörfern dahinter ein erträgliches Unterkommen, und in dem Drang der Ernte vielleicht nicht einmal eine Fuhre. Laſſen Sie ſich's zur Nacht hier gefallen,

wir haben ohnedies noch unser Weinrad von heut Morgen aufzunehmen," fügte er mit Laune hinzu, „und mir liegt daran, daß wir in gutem Einvernehmen scheiden. Sie begleiten mich ein Stück in das Feld, wo ich allerdings nöthig bin. Wenn ich auf das Vorwerk reite, mag Sie wieder meine Stelle vertreten. Am Abend sprechen wir dann ein verständiges Wort mit einander."

Die Freunde waren bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen. In gutem Einvernehmen schritten die Männer durch das Erntefeld. Der Professor freute sich über die großen Aehren einer neuen Art Gerste, welche noch ungemäht, dicht wie Rohr vor ihnen stand, und der Landwirth sprach bedächtige Worte über diese anspruchsvolle Halmfrucht des deutschen Landmanns. Sie blieben stehen, wo grade die Arbeiter beschäftigt waren. Dann trat zuerst der Beamte, der die Aufsicht führte, dem Gutsherrn entgegen und berichtete, darauf schritten sie über die Steppeln zu den Garben; der schnelle Blick des Landwirths übersah die zusammengelegten Mandeln, die emsigen Leute und die harrenden Rosse am Erntewagen; die Freunde aber betrachteten mit Antheil, wie der Herr des Gutes mit seinen Beamten und Arbeitern verkehrte, kurze Befehle und beflissene Antworten, Eifer der schaffenden Leute und frohe Mienen, wenn sie die Zahl der Garben meldeten, überall ein wohlgefügtes Wesen, sichere Kraft, ein wackeres Zusammengreifen. Sie kehrten zurück mit Achtung vor dem Manne,

der in seinem kleinen Reiche so fest herrschte. Auf dem Rückwege blieben sie bei den Füllen stehen, welche sich hinter der Scheuer auf eingezäuntem Raum tummelten, und als der Doctor vor andern zwei galloppirende Braune rühmte, fand sich's, daß er richtig die besten Pferde gelobt hatte, und der Landwirth lächelte ihm wohlwollend zu. Am Eingang des Hofes führte ein Knecht das Reitpferd, einen mächtigen Rappen von starken Gliedern und breiter Brust, der Doctor klopfte den Hals des Thieres, der Landwirth sah nach dem Riemzeug. „Ich bin ein schwerer Reiter," sagte er, „und habe Noth, ein dauerhaftes Thier zu finden." Er schwang sich wuchtig in den Sattel und griff an seine Mütze: „Auf Wiedersehn heut Abend." Und sehr stattlich sahen Roß und Reiter aus, als sie den Feldweg entlang trabten.

„Das Fräulein erwartet Sie," sagte der Reitknecht, „ich soll Sie zu ihr führen."

„Haben wir Fortschritte gemacht, oder nicht?" frug der Doctor lachend, den Arm des Freundes fassend.

„Ein Kampf hat begonnen," erwiederte der Freund ernsthaft, „wer mag sagen, wie der Ausgang sein wird."

Ilse saß von den Kindern umgeben in einer Maisblattlaube des Gartens. Es war ein herzerfreuender Anblick, das junge blondhaarige Geschlecht bei einander zu sehen. Die Mädchen saßen neben der Schwester, die Knaben trieben spielend um die Laube, große Vesperbrote in der Hand. Sieben frische wohlgeformte Ge

sichter, einander ähnlich wie Blüthen desselben Baumes und doch jedes Leben in einem andern Zeitraum seiner Entfaltung, von Franz, dessen runder Kinderkopf einer lustigen Knospe glich, bis zu der schönen Fülle in Antlitz und Gliedern, welche in der Mitte saß, am hellsten durch das gebrochene Licht der Sonne beleuchtet. Wieder erregte den Freunden das Aussehen des Mädchens, der Klang ihrer Worte das Herz, als sie den kleinen Franz zärtlich schalt, weil er dem Bruder das Butterbrod aus der Hand geschlagen hatte. Wieder starrten die Kinder mißtrauisch auf die Fremden, aber der Doctor beseitigte das Ceremoniel der ersten Bekanntschaft, indem er Franz bei den Beinen nahm, auf seine Schultern setzte und sich mit seinem Reiter in der Laube niederließ. Der kleine Burich saß einige Augenblicke betroffen auf seiner Höhe und die Kinder lachten laut, daß er so erschrocken aus runden Augen auf den fremden Kopf zwischen seinen Beinchen herabsah. Aber das Gelächter der Andern machte ihm Muth, er begann lustig mit den Beinen zu baumeln und schwenkte sein Vesper triumphirend um die Locken des Fremden. So war die Bekanntschaft gemacht, wenige Minuten darauf fuhr der Doctor mit den Kindern durch den Garten, ließ sich jagen und suchte die Jauchzenden zwischen den Beeten zu fangen.

„Ist's Ihnen recht, so möchte ich Sie an eine Stelle führen, wo wir am liebsten auf unser Haus hinsehen," sagte Ilse zum Professor. Von den Kindern umschwärmt,

schritten die Greisen den Weg hinab, der zur Kirche führte, und bogen um den Friedhof herum. Der Felsen, auf welchem die Gebäude des Gutes lagen, senkte sich hier steil in ein schmales Thal, das von der andern Seite durch einen höheren Bergrücken eingeengt wurde. Ein gewundener Fußpfad lief in den Grund hinab, dem umsäumte ein Wiesenstreif das strudelnde Wasser des Baches. Aus dieser Tiefe zog sich der Pfad auf der andern Seite wieder in den Laubwald hinein, unter Weltweiden und Erlen stiegen sie einige hundert Schritt hinan. Vor ihnen erhob sich aus dem Geröll und Gebüsch ein Felsblock; sie traten um die Ecke und standen an einer Steingrotte. Der Felsen bildete Portal und Wände einer Höhle, welche etwa zehn Schritt in den Berg hineinreichte. Der Boden war eben, mit weißem Sand bedeckt, Brombeeren und wilde Rosen hingen von oben über dem Eingang herab, grade in der Mitte hatte sich ein großer Busch Weidenröschen angesiedelt, er stand mit seinen dichten Blüthenrispen wie ein rother Federschmuck über dem Felsbogen der Grotte. Die Spur einer alten Mauer an der Seite verrieth, daß die Höhle wohl einmal in arger Zeit die Zuflucht Bedrängter oder Gesetzloser gewesen war; am Eingange lag ein Stein, dessen Oberfläche zu einem Sitze geebnet war, in der Dämmerung des Hintergrundes stand eine steinerne Bank.

„Dort ist unser Haus," sagte Ilse, und zeigte über das Thal nach der Höhe, wo hinter den Obstbäumen

des Gartens das Siebelhaus emporstieg. „Hier sind wir im Gebirge. Sie sehen, der Hof ist so nahe, daß man einen lauten Ruf von drüben bei stiller Luft hören kann."

Aus dem Dämmerlicht der Höhle sahen die Freunde in das helle Licht des Tages, auf das Steinhaus und auf die Bäume, welche seinen Fuß umgrenzten. „Jetzt ist es still im Walde," fuhr Ilse fort, „die Vögel sind fast alle verstummt, die kleinen fliegen am Rande des Holzes und suchen reifen Samen, denn ihr Hauswesen ist zu Ende, sie leben jetzt in der großen Gesellschaft. Auch die im Garten zahm waren, werden ausgelassen, und kümmern sich wenig um den Menschen und sein Futter."

„Dort rauscht es leise, wie murmelndes Wasser," sagte der Professor.

„Ein Quell fließt nebenbei über Steine herab," erklärte Ilse. „Jetzt ist er schwach, aber im Frühjahr strömt vieles Wasser von dem Berge zusammen. Dann ist das Rauschen laut, und der Bach im Thale fährt wild über die Steine; dann überdeckt er auch die Wiesen dort unten, er füllt den ganzen Grund und steigt bis an das Gebüsch. — Hier aber ist für uns alle in warmen Tagen ein lieber Aufenthalt. Als der Vater das Gut kaufte, war die Höhle verwachsen, der Eingang mit Steinen und Erde verschüttet und die Enten wohnten darin. Und der Vater hat den Platz gesäubert."

Der Professor trat neugierig in den Raum und schlug mit dem Stock an den rötlichen Felsen. Ilse

sah ihn von der Seite an. Jetzt bekommt auch er das Suchen, dachte sie bekümmert. „Es ist alles altes Gestein," sagte sie beruhigend.

Der Doctor war mit den Kindern um die Höhle herumgeklettert, jetzt machte er sich von Hans los, der ihm grade anvertraute, daß er weiter unten in dichtem Erlengestrüpp das leere Nest einer Beutelmeise wisse.

„Das ist ein wundervoller Ort für die Sagen der Gegend," rief er bewundernd, „es giebt keine schönere Heimath für die Geister des Thales."

„Die Leute reden dummes Zeug davon," entgegnete Mie abweisend. „Hier sollen kleine Zwerge wohnen und sie sagen, man kann ihre Fußtapfen im Sande erkennen, und Vater hat den Sand doch erst hineinfahren lassen. Aber die Leute fürchten sich doch, und wenn der Abend kommt, gehen die Frauen und Kinder der Arbeiter nicht gern vorüber. Uns aber verbergen sie's, denn der Vater leidet den Aberglauben nicht."

„Ich sehe, die Zwerge stehen hier nicht in Gunst," erwiederte der Doctor.

„Da es keine giebt, soll man nicht daran glauben," versetzte Mie eifrig. „Unsre Leute möchten es wohl noch gern thun. Der Mensch soll an das glauben, was die Bibel lehrt, nicht an wildes Zeug, das, wie sie im Dorfe sagen, durch den Wald und die Nacht dahinfährt. Neulich war eine alte Frau im nächsten Dorfe krank, kein Mensch trug ihr Essen, recht häßlich haben sie sich über ihre Niederlage gefreut, weil sie meinten, das arme

Weib könne sich in eine schwarze Katze verwandeln und dem Vieh schaden. Als wir es erfuhren, drohte der Frau die Gefahr, in Einsamkeit umzukommen. Und deshalb ist es häßliches Geschwätz."

Der Doctor hatte sich unterdeß die Zwerge in der Brieftasche angemerkt, sah aber jetzt ohne Freude auf Ilse, die aus dem Hintergrunde der Höhle sprach, in dem gebrochenen Scheine zwischen Fels und Licht selbst einem Sagenbilde ähnlich. „Der alte Scheich Abraham und der Gauner Jacob, der seinen blinden Vater mit dem Bocksfell an den Armeln betrügt, sind ihr ganz recht, aber unser Schneewittchen gilt ihr für häßliches Zeug." Er steckte die Brieftafel ein, und ging mit Hans zur Behausung der Beutelmeise.

Der Professor hatte mit Grämen den stillen Aerger des Freundes beobachtet, aber Ilse wandte sich auch zu ihm: „Mich wundert, daß ihr Freund solche Geschichten aufschreibt, das ist nicht gut, dergleichen muß in Vergessenheit kommen."

„Sie wissen, daß er selbst nicht daran glaubt," erwiederte der Professor entschuldigend, „was er aber darin findet, das sind nur alte Ueberlieferungen des Volkes. Denn diese Sagen sind in einer Zeit entstanden, wo noch unser ganzes Volk an diese Geister eben so glaubte, wie jetzt an die Lehren der Bibel. Er sammelt solche Erinnerungen, um zu erkennen, wie Glaube und Poesie unserer Vorfahren war."

Das Mädchen schwieg. „Das gehört also auch zu

dem, was sie heut Mittag von Ihrer Arbeit sagten," begann sie nach einer Weile.

„Es gehört auch dazu."

„Es hörte sich gut an," fuhr Ilse fort, „denn Sie sprechen anders als wir. Sonst, wenn man von einem sagte, er spricht wie gedruckt, meinte ich immer, es sei ein Verwurf, aber es ist das richtige Wort," setzte sie leiser hinzu, „und es macht Freude zu hören." Dabei sah sie aus der Tiefe der Grotte mit ihren großen Augen auf den Gelehrten, der am Eingange stand, an den Stein gelehnt, hell von den Strahlen der Sonne beschienen.

„Es giebt aber auch sehr viele Bücher, welche schlecht schwatzen," antwortete der Professor lachend, „und nichts ermüdet so sehr, als lange Buchweisheit aus lebendigem Munde."

„Ja, ja," bestätigte Ilse, „wir haben auch eine Bekannte, welche eine gelehrte Frau ist. Wenn die Frau Oberamtmann Rellmann uns des Sonntags besucht, so setzt sie sich auf dem Sopha zurecht und greift mit einem Gespräch den Vater an. Der Vater mag sich winden, wie er will, um ihr zu entgehen, sie weiß ihn fest zu halten, über Engländer und Tscherkessen, über Kometen und die Dichter. Aber die Kinder sind dahinter gekommen, daß sie ein Lexikon für Conversation hat, daraus nimmt sie Alles. Und wenn sich in einem Lande etwas ereignet, oder die Zeitung von etwas Lärm macht, so liest sie im Lexikon darüber nach. Wir haben dasselbe Buch angeschafft, und wenn ihr Besuch bevorsteht,

ſe wird überlegt, welcher Name grade an der Zeit iſt. Dann ſchlagen die Kinder vorher am Sonnabend Abend dieſe Sache auf und leſen vor, was nicht gar zu lang iſt. Und auch der Vater hört zu und ſieht auch wohl noch ſelbſt in das Buch. Und am andern Tage haben die Kinder ihre Freude daran, wenn der Vater die Frau Oberamtmann mit ihrem eigenen Buche überwindet. Denn unſer Buch iſt neuer, ihres iſt ſchon alt, und die neuen Begebenheiten ſtehen nicht darin, von dieſen weiß ſie wenig."

„Alſo der Sonntag iſt die Zeit, wo man hier Ehre einlegen könnte," ſagte der Profeſſor.

„Im Winter ſieht man ſich auch manchmal in der Woche," fuhr Alſe fort. „Aber es iſt nicht viel Verkehr in der Umgegend. Und wenn einmal ein Beſuch kommt, der uns gute Gedanken zurückläßt, ſo ſind wir dankbar und wir bewahren ſie in treuem Herzen."

„Die beſten Gedanken ſind doch, welche dem Menſchen aus ſeiner eigenen Thätigkeit aufſteigen," ſagte der Profeſſor rückſichtsvoll. „Das wenige, was ich von dem Gute hier geſehen, mahnt, wie ſchön das Leben gedeihen kann, auch wenn es weit von dem lauten Geräuſch des Tages abliegt."

„Das war ein freundliches Wort," rief Alſe. „Und einſam iſt es hier auch nicht und wir kümmern uns auch um die Landsleute draußen und um die große Welt. Wenn die Herren Landwirthe zum Beſuch kommen, wird nicht immer von der Wirthſchaft geſprochen, und

es fällt wohl etwas für uns jüngere ab. Und dann ist unser lieber Herr Pastor, der uns auch zuweilen aus der Fremde erzählt und mit uns zusammen die Zeitungen liest, welche der Vater hält. Und wenn darin zu Beiträgen für einen guten Zweck aufgefordert wird, dann sind die Kinder am schnellsten bei der Hand, und jedes giebt sein Scherflein vom Ersparten, der Vater aber reichlich. Und Hans als der älteste sammelt, und hat das Recht solches Geld einzupacken, und in den Brief setzt er die Anfangsbuchstaben eines Jeden, der dazu gegeben hat. Kommt dann später im Gedruckten eine Quittung, so sucht jedes zuerst seinen Buchstaben. Mehrmals war einer falsch gedruckt, dann sind die Kinder ärgerlich."

Aus der Ferne hörte man Ruf und Lachen der Kinder, welche mit dem Doctor von ihrem Ausflug zurückkehrten. Das Mädchen erhob sich, der Professor trat zu ihr und sagte mit warmer Empfindung: „So oft mir einst die Bilder dieses Tages lebendig werden, wird mein Herz voll Dank dieser Stunde gedenken, wo Sie zu einem Fremden so ehrlich über Ihr glückliches Leben gesprochen haben."

Sie sah ihn mit unschuldigem Vertrauen an. „Sie sind mir nicht fremd, ich sah Sie ja am Grabe des Kindes."

Der fröhliche Schwarm schloß beide in die Mitte und zog weiter das Thal hinauf.

Es war Abend, als sie zum Hause zurückkehrten, wo der Landwirth sie bereits erwartete. Nach dem Abend-

brot ſaßen die Erwachſenen noch eine Stunde zuſammen. Die Fremden erzählten von ihrer Stadt und Neuigkeiten aus der Welt, dann wurde, wie Männern ziemt, auch über Politik geſprochen, und Alſe freute ſich, daß ihr Vater und die Fremden ſich darin vortrefflich verſtanden. Als der Kuckuk über der Hausuhr die zehnte Stunde ausrief, trennte man ſich mit freundlichem Nachtgruß.

Das Hausmädchen hatte den Fremden zur Ruhe geleuchtet, Alſe ſaß auf dem Stuhl die Hände im Schooß gefaltet und ſah ſchweigend vor ſich hin. Der Gutsherr kam aus ſeinem Zimmer und nahm den Nachtleuchter vom Tiſch. „Biſt noch wach, Alſe? Nun, wie gefallen dir die Fremden?“

„Gut, Vater,“ ſagte das Mädchen leiſe.

„Sie ſind nicht ſo dumm als ſie ausſehen,“ ſagte der Wirth auf und abgehend. „Das von dem großen Feuer war recht,“ wiederholte er, „und das über unſere kleinen Regierungen war auch recht. Der Jüngere wäre ein guter Schullehrer geworden, und der Große, es iſt beim Himmel Schade, daß er nicht ein vier Jahr Waſſerſtiefeln getragen hat, er wäre ein geſcheuter Inſpector. Gute Nacht, Alſe.“

„Gute Nacht, Vater.“

Die Tochter erhob ſich und folgte dem Vater an die Thür. „Bleiben die Fremden morgen hier, Vater?“

„Hm,“ ſagte der Wirth nachdenkend. „Ueber Mittag bleiben ſie jedenfalls, ich will ihnen doch das Vorwerk zeigen. Sorge für etwas Ordentliches zum Eſſen.“

„Vater, der Profeſſor hat noch nie in ſeinem Leben ein Spanferkel gegeſſen," ſagte die Tochter.

„Alle, wo denkſt du hin, meine Ferkel wegen des Tacitus!" rief der Landwirth. „Nein, damit komm mir nicht, bleibe bei deinem Federvieh! Halt! noch eins, reiche mir den Band T aus dem Schranke, ich will doch einmal über den Burſchen nachleſen."

„Hier Vater, ich weiß, wo er ſteht."

„Sieh doch!" ſagte der Vater, „Frau Oberamtmann Reilmann! gute Nacht."

Der Doctor ſah durch das Fenſter in den dunklen Hof. Schlaf und Frieden lag über dem weiten Raum, aus der Ferne klang der Schritt des Wächters, der die Hofſtätte umkreiſte, dann bellte halblaut der Hofhund. „Da ſtehen wir," ſagte er endlich, „zwei ächte Abenteurer in der feindlichen Burg. Ob wir etwas daraus fortragen, iſt ſehr zweifelhaft," fügte er hinzu, ſeinen Freund bedenklich anlächelnd.

„Es iſt zweifelhaft," ſagte der Profeſſor, mit großen Schritten die Stube durchmeſſend.

„Was haſt du, Felix?" frug Fritz beſorgt nach einer Pauſe, „du biſt zerſtreut, und das iſt ſonſt nicht deine Art."

Der Profeſſor blieb ſtehen. „Ich habe dir nichts zu ſagen. Es ſind ſtarke, aber unklare Empfindungen, welche ich zu bewältigen ſuche. Ich fürchte, dieſer Tag hat eine Bedeutung gewonnen, gegen welche ein vernünftiger Mann ſich zu wehren hat. Frage mich nicht

weiter, Fritz," fuhr er fort, und drückte diesem kräftig die Hand, „ich fühle mich nicht unglücklich."

Fritz versank in Betrübniß, setzte sich zu seinem Bett und spähte nach seinem Stiefelknecht. „Wie gefällt dir unser Wirth?" fragte er kleinlaut, und ließ, um sorglos zu erscheinen, den Stiefel im Holze knarren.

„Ein tüchtiger Mann," erwiederte der Professor, wieder stehenbleibend, „seine Art ist anders, als wir's gewöhnt sind."

„Es ist altsächsischer Stamm," setzte der Doctor das Gespräch fort, „breite Schultern, Hünenwuchs, offene Züge, Wucht in jeder Bewegung. Auch die Kinder sind von derselben Art," fuhr er fort, „die Tochter hat etwas von einer Thusnelda."

„Der Vergleich paßt nicht," entgegnete der Professor rauh und setzte seinen Marsch fort.

Fritz spannte den zweiten Stiefel in das Joch und knarrte in den leisen Mißklang hinein. „Wie gefällt dir der älteste Knabe? Er hat ganz das helle Haar seiner Schwester."

„Das ist gar nicht zu vergleichen," sagte der Professor wieder kurz.

Fritz setzte die beiden Stiefeln vor das Bett, sich selbst darauf und begann entschlossen: „Ich bin bereit deine Stimmung zu achten, auch wenn sie mir nicht ganz verständlich ist, aber ich bitte dich doch daran zu denken, daß wir diese Gastfreundschaft uns eigentlich erzwungen haben, und daß wir sie nicht über die

Frühstunden des nächsten Tages in Anspruch nehmen dürfen."

„Fritz," rief der Professor mit tiefer Empfindung, „du bist mein zartfühlender lieber Freund, habe heut Geduld mit mir," und dabei wandte er sich wieder um und trat, das Gespräch abbrechend, an das Fenster.

Fritz gerieth vor Sorgen ganz außer sich; dieser großartige Mann, sicher in allem, was er schrieb, voll von Muth und festem Entschluß vor den dunkelsten Textstellen — und jetzt arbeitete in ihm, was sein ganzes Wesen erschütterte. Wie durfte dieser Mann so gestört werden! Er sah mit majestätischer Klarheit in eine Vergangenheit von mehren tausend Jahren zurück, und jetzt stand er am Fenster, einem Kuhstall gegenüber, und ein Ton klang durch das Zimmer wie ein Seufzen. Und was sollte daraus werden? Diesen Gedanken wälzte der Doctor unablässig hin und her.

Lange ging der Professor mit großen Schritten auf und ab, Fritz stellte sich schlafend, sah aber unter der Bettdecke hervor immer wieder auf den kämpfenden Freund. Endlich löschte der Professor das Licht und warf sich auf das Lager. Bald verriethen seine tiefen Athemzüge, daß die wohlthätige Natur auch dies pochende Herz für einige Stunden zu leisem Schlage gebändigt hatte. Aber der Kummer des Doctors hielt hartnäckiger Stand. Von Zeit zu Zeit erhob er den Oberleib aus den Kissen, suchte tastend seine Brille vom nächsten Stuhle,

ohne die er den Professor nicht ersehen konnte, und spähte durch die runden Gläser nach dem andern Bette hinüber, nahm die Brille wieder in leisem Seufzen ab und legte sich in die Kissen zurück. Diesen Akt der Freundschaft wiederholte er mehre Male, bis auch er in festen Schlaf verfiel, kurz bevor die Sperlinge im Rebenlaub ihren Morgengesang anstimmten.

5.

Zwischen Heerden und Garben.

Die Hofuhr schlug, Wagen rollten vor dem Fenster, die Glöckchen der Heerde läuteten, als die Freunde erwachten. Einen Augenblick sahen sie erstaunt auf die Wände des fremden Zimmers und durch das Fenster in den sonnigen Garten. Während der Doctor Notizen einschrieb und das Bündel schnürte, trat der Professor hinaus in das Freie. Draußen hatte längst das Tagewerk begonnen, Beamte und Gespann waren auf das Feld gezogen, geschäftig eilte der Hofverwalter um die offenen Scheuern, die Schafe drängten sich blökend vor dem Stall zusammen, von den Hunden umkreist.

Die Landschaft glänzte im Licht eines wolkenlosen Himmels. Ueber dem Boden schwebte noch der Dämmer, welcher das Licht der deutschen Sonne auch an hellen Morgen dämpft und mit seinem Grau verletzt. Noch warfen Häuser und Bäume lange Schatten, die Kühle der thauigen Nacht haftete an den schattigen Stel-

len, und die kleinen Luftwellen trieben bald die Wärme des jungen Tageslichts, bald den erfrischenden Hauch der Nacht dem Gelehrten an die Wange.

Er schritt um die Gebäude und den Hofraum, um sich die Stätte zu begrenzen, die er von jetzt als eine fremdartige Erinnerung in der Seele tragen sollte. Die Menschen, welche hier wohnten, hatten ihm zögernd ihr Wesen aufgeschlossen, manches in diesem einfachen Leben zwischen Haus und Flur erschien ihm lieb und begehrungswerth. Was hier Thätigkeit gab, Eindrücke und Willen, das konnte er zum größten Theil mit seinen Augen übersehen, denn die Aufgaben für jedes Leben, die Pflichten des Tages wuchsen aus dem Hofe und den Beeten der Landschaft, nach der Ackerscholle formten sich die Ansichten über das Fremde, beschränkte sich das Urtheil. Und lebhaft empfand er, wie tüchtig und glücklich die Menschen leben konnten, denen das eigene Sein so fest verwachsen war mit der Natur und den uralten Bedürfnissen des Menschen. Er selbst aber, welch andere Gewalten regierten sein Leben, er wurde geführt durch tausend Einwirkungen alter und neuer Zeit, nicht selten durch Gestalten und Zustände der fernsten Vergangenheit. Denn was der Mensch treibt, ist ihm mehr als vergängliche Arbeit des Tages, und alles, was er gethan, wirkt als ein Lebendiges in ihm fort; der Naturforscher, welchen die Sehnsucht nach einer seltenen Pflanze auf die steile Höhe führt, von der er den Rückweg nicht findet, der Soldat, den die Erinnerung an alte Kampfaufre-

gung in neue Schlachten wirft, ſie werden geleitet durch die Gewalt der Gedanken, welche ihre Vergangenheit in ihnen lebendig gemacht hat. — Natürlich! der Menſch iſt kein Sclave deſſen, was er gelebt hat, wenn er ſich nicht dazu erniedrigt; ſein Wille iſt frei, er wählt, was er mag, und zerwirft, was er nicht bewahren will. Aber die Geſtalten und Bilder, welche einmal in ſeine Seele gefallen ſind, arbeiten doch unabläſſig ihn zu leiten, oft hat er ſich gegen ihre Herrſchſucht zu wehren, in tauſend Fällen folgt er fröhlich ihrem leiſen Zuge. Alles was war und alles was iſt, das lebt über ſeine Erdentage hinaus fort in jedem neuen Daſein, worein es zu dringen vermag, es wirkt vielleicht in Millionen, durch lange Zeiten, die Einzelnen und die Völker bildend, erhebend, verderbend. So werden die Geiſter der Vergangenheit, die Gewalten der Natur, auch was man ſelbſt geſchaffen und erdacht hat, ein unveräußerlicher, Leben wirkender Beſtandtheil der eigenen Seele. Und lächelnd ſah der Gelehrte, wie fremde, tauſend Jahr alte Erinnerungen ihn ſelbſt hierher unter Landsleute geführt hatten, und wie dem Manne, der hier herrſchte, ſo ſehr verſchiedene Thätigkeit den Sinn und das Urtheil weit anders geſtaltete.

Zwiſchen ſeine Gedanken tönte behaglich aus dem Stall das Brummen der Rinder. Aufblickend ſah er eine Reihe geſchürzter Mägde, welche die vollen Milcheimer nach dem Gewölbe trugen. Hinter ihnen ging Alſe im einfachen Morgenkleid, das blonde Haar glänzte

gegen die Sonne wie gesponnenes Gold, frisch und kräftig schritt sie dahin wie der junge Tag. Der Gelehrte empfand Scheu, an sie zu treten, er sah ihr sinnend nach; auch sie war eine der Gestalten, welche fortan in seinem Innern fortleben sollten, ein Bild seiner Träume, vielleicht seines Wunsches. Wie lange? wie mächtig? — Er ahnte nicht, daß seine römischen Kaiser schon in der nächsten Stunde thätig sein sollten, diese Frage zu beantworten.

Quer über den Hof kam der Landwirth, er rief ihm den Morgengruß zu und frug, ob der Professor ihn auf einem kurzen Gange ins Feld begleiten wolle. Als die beiden Männer neben einander der Sonne entgegen schritten, beide tüchtige Männer, und doch so verschieden an Haupt und Gliedern, in Haltung und Inhalt, da hätte wohl mancher den Gegensatz mit warmem Antheil betrachtet, und nicht zuletzt Alle; aber wer nicht die Augen eines Schatzgräbers oder Geisterbannens hatte, der konnte doch nicht bemerken, wie verschiedenartig das unsichtbare Gefolge kleiner Geister war, welches beiden um Schläfe und Schultern flatterte, Schwärmen unzählbarer Vögel oder Bienen vergleichbar. Die Geister des Landwirths waren in heimischer Wirthschaftstracht, blaue Blousen oder flatternde Kopftücher, darunter wenige Gestalten in den unbestimmten Gewändern von Glaube, Liebe, Hoffnung. Hingegen um den Professor schwärmte ein unabsehbares Gewühl fremder Gebilde mit Toga oder antiken Helmen, in Purpurgewand und

griechiſcher Chlamys, auch nacktes Volk in Athletentracht, und ſolche mit Ruthenbündeln und mit zwei Federwiſchen an den Hüten. Das kleine Gefolge des Landwirths flog unabläſſig auf die Ackerbeete und wieder zurück, der Schwarm des Gelehrten achtete nicht ſehr darauf und hielt ſich geſammelt. Endlich blieb der Landwirth vor einem Flurſtück ſtehen, ſah liebevoll darauf und erzählte, daß er dies Stück durch Unterpflügen grüner Lupinen — einer damals neu eingeführten Cultur — gedüngt habe. Der Profeſſor hielt überraſcht an. In ſeinem Gefolge entſtand ein Durcheinanderſchwärmen, ein kleiner antiker Geiſt flog an die nächſte Erdſcholle und zog vom Haupt des Profeſſors ein zartes Geſpinnſt, das er dort anhing. Unterdeß erzählte der Profeſſor dem Landwirth, wie das Unteracker der grünen Hülſenfrucht einſt bei den Römern bräuchlich geweſen, und wie er erfreut ſei, daß jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden dieſer alte Fund in unſern Wirthſchaften wiederum entdeckt ſei. Dabei kam man auf die Veränderungen im Landbau, und der Profeſſor erwähnte, wie auffallend ihm geweſen ſei, daß dreihundert Jahre nach Beginn unſerer Zeitrechnung die Getreidebörſe in den Häfen des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiens ſo große Aehnlichkeit mit der modernen von Hamburg und London gehabt habe, während dort in der Gegenwart zumeiſt andere Culturpflanzen gebaut würden. Und endlich berichtete er ihm gar von einem Waarentarif, den ein römiſcher Kaiſer aufgeſtellt hatte, und daß grade die

Preise des Weizens und der Gerste, der beiden Früchte, von denen damals die übrigen Preise und Löhne abgehangen hätten, auf dem erhaltenen Steine verwischt wären. Und er setzte hübsch auseinander, weshalb dieser Verlust so sehr zu bedauern sei. Jetzt ging wieder dem Landwirth das Herz auf, und er versicherte dem Professor, das sei gar nicht übermäßig zu beklagen, denn man könne diese verlorenen Werthe aus den Preisen der übrigen Früchte mit Halm und Hülse sicher bestimmen, weil alle Früchte unter einander im Großen betrachtet ein festes und altes Werthverhältniß haben. Er gab diese Verhältnisse ihres Nahrungswerthes in Zahlen an, und der Professor erkannte mit freudigem Erstaunen, daß sie wohl auf den Tarif seines alten Kaisers Diocletian passen könnten.

Während die Männer diese anscheinend gleichgültige Unterhaltung führten, flog ein bösartig aussehender Genius, wahrscheinlich Kaiser Diocletianus selber, vom Professor hinüber unter die bäuerliche Genossenschaft des Landwirths, stellte sich in seinem Purpurgewand mitten auf den Kopf des Herrn, stampfte mit den Beinchen an die Hirnschale, und veranlaßte dem Landwirth die Empfindung, daß der Professor ein verständiger und gediegener Mann sei, und daß diesem Mann nützlich sein werde, weitere Belehrungen über Werth und Preise der Früchte zu erhalten. Denn es that dem Landwirth doch sehr wohl, daß er dem Gelehrten auf dessen eigenem Gebiet Bescheid sagen konnte.

Als nach einer Stunde die beiden Wanderer zum Hause zurückkehrten, blieb der Landwirth an der Thür stehen und sagte mit einiger Feierlichkeit zum Professor: „Als ich Sie gestern hier einführte, wußte ich wenig, wen ich vor mir hatte. Es ist mir peinlich, daß ich einen Mann, wie Sie, so unwirsch begrüßt habe. Ihre Bekanntschaft ist mir eine Freude geworden, man findet hier selten Jemanden, mit dem man sich über allerlei so aussprechen kann wie mit Ihnen. Lassen Sie sich's, da Sie doch eine Erholungsreise machen wollen, auf einige Zeit bei uns einfachen Leuten gefallen. Je länger, desto besser. Es ist freilich jetzt nicht die Zeit, wo der Landwirth seinen Gästen das Haus bequem machen kann, Sie würden vorlieb nehmen müssen. Wollen Sie arbeiten und brauchen Sie Bücher, wir lassen sie hierher kommen. Und sehen Sie nach, ob das bei den Römern nicht etwa Wintergerste war, die ist leichter als unsere. — Schlagen Sie ein und machen Sie mir die Freude." Er hielt dem Gelehrten treuherzig die Hand hin.

Ueber das Antlitz des Professors fuhr es wie ein helles Licht. Er ergriff lebhaft die Hand des Gastfreundes: „Wenn Sie mich und meinen Freund noch einige Tage behalten wollen, ich nehme Ihre Einladung von ganzem Herzen an. Ich darf Ihnen sagen, daß mir der Einblick in einen neuen Kreis menschlicher Interessen werthvoll ist, noch weit mehr aber das Wohlwollen, welches uns hier entgegenkommt."

„Abgemacht," rief der Landwirth heiter, „jetzt rufen wir Ihren Freund."

Der Doctor öffnete seine Thür. Als der Landwirth mit warmen Worten die Einladung gegen ihn wiederholte, sah er einen Augenblick ernsthaft nach dem Freund hinüber. Da dieser ihm freundlich zunickte, nahm auch er für die Tage an, welche ihm vor dem beschlossenen Besuch bei Verwandten noch frei waren. — So geschah es, daß Kaiser Diocletianus funfzehnhundert Jahre, nachdem er die Erde unfreiwillig verlassen hatte, seine tyrannische Macht an dem Professor und dem Landwirthe ausübte. Ob noch andere geheime Arbeit antiker Gewalten dabei thätig war, ist nicht erforscht.

Asse hörte schweigend den Bericht des Vaters, daß die Herren noch einige Zeit ihre Gäste sein wollten, aber ihr Blick fiel so klar und warm auf die Fremden, daß diese freudig fühlten, sie seien auch hier willkommen.

Sie waren von dieser Stunde wie alte Bekannte eingeführt in das Leben des Hauses, und beiden, die nie auf dem Lande gelebt, war, als müßte das sein, und als wären sie selbst zurückgekehrt in eine Heimath, in der sie sich schon einmal vor Jahren getummelt hatten. Es war ein geschäftiges Treiben, und doch lag auch jetzt, wo die Arbeit heiß drängte, so heitere Ruhe darüber. Ohne viele Worte, sicher verbunden wirkten die Menschen in Haus und Hof neben einander. Das Tageslicht war der oberste Schirmvogt, der aufgehend zur Arbeit trieb, erlöschend die Spannung der

Glieder löſte. Und wie die Arbeiter nach dem Himmel ſahen, um ihre Werkſtunden zu ermeſſen, ſo richteten Sonne und Wolke auch die Stimmungen des Tages nach ihrem Zuge, bald Behagen, bald Sorge darnieder ſendend. Und langſam und leiſe, wie die Natur die Blüthen aus dem Boden treibt und die Früchte zeitigt, wuchſen auch die Empfindungen der Menſchen dort zu Blüthe und Frucht. Im friedlichen Zuſammenleben, aus kleinen Eindrücken ſetzt ſich das Verhältniß der Thätigen zu einander zurecht. Wenige warme Worte, ein freundlicher Blick, der kurze Anſchlag einer Saite, welche im Innern lange nachtönt, genügen, zwiſchen Garben und Heerden, zwiſchen Auszug und Heimfahrt vom Felde ein feſtes Band um verſchiedenartige Naturen zu ſchlingen; ein Band, gewebt aus unſcheinbaren Fäden! aber es erhält dennoch leicht eine Stärke, die durch das ganze Erdenleben dauert.

Auch die Freunde umgab der Frieden, die alltägliche Tüchtigkeit, die kleinen Bilder des Landes. Nur, wenn ſie das alte Haus betrachteten und der Hoffnung gedachten, welche ſie hierher geführt, kam ihnen etwas von der Unruhe, welche Kinder vor einer Weihnachtsbeſcheerung empfinden. Und die ſtill arbeitende Phantaſie warf ihren bunten Schein über alles, was dem Hauſe angehörte, bis herab auf den Beller Nero, der ſchon am zweiten Tage durch heftiges Schwenken des Schwanzes den Wunſch ausdrückte, auch von ihnen in die Tiſchgenoſſenſchaft aufgenommen zu werden.

Es war dem Doctor ſehr der Beobachtung werth, wie ſtark ſein Freund durch dies ruhige Leben angezogen wurde, und wie fügſam er ſich in die Bewohner des Hauſes ſchickte. Der Gutsherr brachte ihm, bevor er auf das Vorwerk ritt, einige landwirthſchaftliche Bücher und ſprach zu ihm über Getreideſorten, und der Profeſſor antwortete ſo beſcheiden, wie ein junger Herr in Stulpſtiefeln, und vertiefte ſich ſogleich ernſthaft in dieſe fremden Intereſſen. Auch zwiſchen Ilſe und dem Profeſſor offenbarte ſich ein Einvernehmen, über deſſen Urſache der Doctor unruhig nachſann. Wenn der Profeſſor zu ihr ſprach, geſchah es mit inniger Verehrung in Stimme und Blick, und auch Ilſe wandte ſich am liebſten zu ihm, und war in der Stille unabläſſig um ſein Behagen bemüht. Als er ihr bei Tiſche ein Tuch aufhob, überreichte er es mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, wie einer Fürſtin; als ſie ihm ſeine Taſſe in die Hand gab, ſah er ſo glücklich aus, als hätte er den geheimen Sinn einer ſchwierigen Schriftſtelle gefunden. Und dann am Abend, als er mit dem Vater im Garten ſaß, und Ilſe hinter ſeinem Rücken aus dem Hauſe trat, verklärte ſich ſein Angeſicht, und er hatte ſie doch gar nicht geſehen. Und da ſie den Kindern das Abendbrod austheilte und den kleinen Franz wieder ſchelten mußte, weil er unartig war, ſah der Profeſſor plötzlich ſo finſter drein, als ob er ſelbſt ein Knabe wäre, den der Unwille der Schweſter beſſern ſollte. Dieſe Beobachtungen gaben dem Doctor zu denken.

Und weiter, als kurz darauf der wackere Hans dem Doctor den Vorschlag machte, bei einem freundschaftlichen Blindekuhspiel mitzuwirken, da nahm Fritz als selbstverständlich an, daß der Professor unterdeß den Vater in der Laube unterhalten werde. Er selbst hätte sich's kaum getraut, seinen gelehrten Freund zu dieser Ausschweifung aufzufordern. Wie erstaunte er aber, als Ilse das Tuch zusammenlegte, zu dem Professor trat und ihn aufforderte, sich zuerst als Blindekuh umbinden zu lassen. Und der Professor sah auf dieses Ansinnen ganz glücklich aus, bot Haupt und Hals sanft wie ein Opferlamm der Verhüllung und ließ sich von Ilse in den Kreis der kleinen Wilden führen. Lärmend umringte der Schwarm den Professor, die dreisten Kinder zupften ihn am Rockschoß, sogar Ilse wußte einen Knopf seines Rockes zu fassen und zog leise daran, er aber gerieth über dieses Zucken in Aufregung, fuhr mit den Händen umher und achtete keinen Angriff der schwärmenden Jugend, nur um die Frevlerin zu ergreifen. Und als ihm dies nicht gelang, schlug er mit dem Stocke auf und ging wie der blinde Sänger Demodokus tastend umher, um einen Phäaken mit der Stockspitze zu fassen. Und jetzt traf er richtig auf Ilse, sie aber hielt das Stockende ihrer Schwester hin, und Clara pfiff daran, der Professor aber rief: „Fräulein Ilse!" Und Ilse freute sich herzlich, daß er falsch gerathen, und der Professor sah darüber sehr betreten aus.

Aber dabei blieb es nicht. Dies Landgeschlecht

muthete dem Professor ferner zu, den Dritten abzuschlagen, als schwarzer Mann zu kommen, und ähnliche anstrengende Uebungen, bei denen ein Umherhuschen, Umwenden, Laufen und ein Hüpfen über die Grenze unvermeidlich war. Alles dies machte der Professor recht lüderlich mit. Ja, er bewies darin eine Kunstfertigkeit, welche die Kinder bezauberte. Er sprang wie ein Knabe über die Buchsbaumbeete, unternahm das Kunststück, mit jeder Hand eines zu fangen, schlug mit dem zusammengedrehten Taschentuch kräftigst auf die Rückseite der Knaben, und traf Alens Hände mit einem so achtungsvollen Schlag, daß Bruder Franz erzürnt ausrief: „Das gilt nicht, das war zu wenig." Alse aber bekannte sich getroffen, nahm das Tuch und schenkte es jetzt dem Professor gar nicht, sondern schlug ihn damit herzhaft auf die Schultern, und als er sich erstaunt umdrehte, lächelte sie ihm ein wenig zu und übergab ihm das Tuch wieder.

Es war unleugbar, die laute Fröhlichkeit der wohlgebildeten Kinder war ansteckend, auch der Doctor wurde bald von einer derben ländlichen Lustigkeit erfaßt. Auch er sprang und klatschte in die Hände und boxte während des gemeinsamen Spiels noch zum Privatvergnügen mit Hans dem ältesten, so oft sie nebeneinander zu stehen kamen. Und während er selbst lachte und auf einem Beine herumsprang, freute er sich als beobachtender Weiser über die großen und kleinen Mädchen, wie gut ihnen die kräftigen Bewegungen des wilden Spiels

ſtanden. Denn es war unverkünſtelte Natur und volle Hingabe an das Spiel. Wenn Clara, die zweite, dem Bruder entlief oder im Kreiſe umherfuhr, ſo war ſie bis auf ihr beſcheidenes Röckchen einer ſpartaniſchen Wettläuferin wohl zu vergleichen. Und als Ilſe darauf am Baum ſtand, und mit der Hand einen Aſt über ſich faßte, um ſich zu ſtützen, ſo ſah ihr geröthetes Antlitz, von den Blättern des Nußbaums bekränzt, ſo ſchön und glücklich in die Welt, daß auch der Doctor ganz davon hingeriſſen wurde.

Bei ſolcher Bacchantenſtimmung war es nicht zu verwundern, daß der Profeſſor zuletzt Hanſen zum Wettlauf herausforderte: zweimal im Viereck, länge dem Zaune. Und unter dem Jubel der Kinder verlor Hans ſeine Wette, wie er ſelbſt behauptete, weil er die innere Seite des Vierecks gehabt hatte, aber die allgemeine Stimme verwarf durchaus dieſe Entſchuldigung. Als die Wettläufer wieder bei der Laube ankamen, reichte Ilſe dem Profeſſor ſeinen Ueberziehrock, den ſie unterdeß vom Kleiderrechen des Hausflurs geholt hatte: „Es wird ſpät, Sie dürfen ſich bei uns nicht erkälten.“ Und es war gar nicht kalt, er aber zog den Rock auf der Stelle an, knöpfte ihn von oben bis unten zu und ſchüttelte ſeinen Mitſtreiter Hans vergnügt an den Schultern. Darauf ſetzten ſich alle in der Laube nieder, um abzukühlen. Und hier mußte auf die ſtürmiſche Forderung der Kleinen unter allgemeinem Chorgeſange ein Thaler wandern, und von dem ſtrengen Theil der Familie

wurde laut gerügt, daß der Thaler zweimal zwiſchen Alſe und dem Profeſſor auf die Erde fiel, weil ſie einander den geheimen Käufer nicht feſt genug in die Hand gegeben hatten. Durch dies Spiel war die Geſangesluſt der Jugend erweckt worden, und Klein und Groß ſang zuſammen aus voller Kehle ſolche Lieder, welche ſich als gemeinſames Gut erwieſen: „An der Saale kühlem Strande," das Mantellied, und: „die Glocke von Capernaum," dieſes als Canon. Darauf ſangen Alſe und Clara, von dem Doctor erſucht, zweiſtimmig ein Volkslied, ſehr einfach und ſchmucklos, und vielleicht traf eben deshalb die melancholiſche Weiſe das Herz, ſo daß es nach dem Lied ſtill wurde und die fremden Herren gewiſſermaßen gerührt vor ſich hinſahen, bis der Landwirth die Gäſte aufforderte, auch etwas zum Beſten zu geben. Sogleich ſtimmte der Profeſſor, aus ſeiner Bewegung auftauchend, mit wohltönendem Baſſe an: „Im kühlen Keller ſitz' ich hier," daß die Knaben begeiſtert die Reſte aller Milchgläſer austranken und mit den Gläſern auf den Tiſch ſtampften. Und wieder äußerte ſich die Geſellſchaft als Chor, ſie unternahm das liebe alte Fragezeichenlied: „des Deutſchen Vaterland", ſoweit die Kenntniß der Verſe reichte, und zum Schluß verſuchte ſich alles zuſammen an Lützow's verwegener Jagd. Der Doctor hielt als feſter Oberſänger die Melodie bei den ſchwierigen Noten ſchön zuſammen und der Refrain klang wundervoll in der ſtillen Abendluft, die Töne zogen das Weinlaub der Mauer entlang und über die

Gipfel der Obſtbäume bis an das Gehölz des nächſten Hügels und kamen von dort als Echo zurück.

Nach dieſem Hauptſtück trieb Ilſe die Kinder zum Aufbruch und geleitete die Unzufriedenen in das Haus, die Männer aber ſaßen noch lange im Geſpräch zuſammen, ſie hatten mit einander gelacht und geſungen und ihre Herzen waren geöffnet. Der Landwirth erzählte aus ſeinen früheren Tagen, wie er ſich da und dort verſucht hatte und endlich hier feſtgeſetzt. Der Kampf um das Leben war auch ihm ſchwer und langwierig geweſen, er erinnerte ſich in dieſer Stunde gern daran und ſprach darüber in der guten Weiſe eines thätigen Mannes.

So verlief der zweite Tag auf dem Gute zwiſchen Sonne und Sternen, zwiſchen Garben und Heerden.

Am nächſten Morgen weckte den Profeſſor ein lauter Geſang der geflügelten Hofgenoſſen. Der Hahn flog auf einen Stein unter dem Fenſter der Gaſtſtube und ließ gebieteriſch ſeinen Morgenruf erſchallen, die Hennen und junges Hühnervolk ſtanden im Kreiſe um ihn her und verſuchten dieſelbe Geſangskunſt zu üben. Dazwiſchen ſchrieen die Sperlinge, welche im Weinlaub geſchlafen hatten, aus vollem Halſe, aber ſie drangen nicht durch; dann flogen die Tauben heran und gurrten die Triller. Zuletzt kam noch eine Heerde Enten zu dem Sängerbund und begann ſchnatternd den zweiten Chor. Der Profeſſor ſah ſich genöthigt, das Lager zu

räumen, und der Doctor rief unwillig im Bett: „Das kommt von dem gestrigen Singsang. Jetzt lärmt der Brodneid aller zünftigen Hofmusikanten.“ Darin aber war er im Irrthum, das kleine Volk des Hofes sang nur aus Amtseifer, es meldete zuerst dem Gute, daß ein unruhiger Tag bevorstehe.

Als der Professor in das Freie trat, glühte noch die Morgenröthe mit feurigem Schein am Himmel, und der erste Lichtstrahl fuhr über die Felder, gebrochen und zitternd wie in Wellen. Der Grund war trocken, an Blatt und Rasen hing kein Thautropfen. Auch die Luft war schwül, und matt nickten die Blumenköpfe an den Stielen. Hatte in der Nacht eine zweite Sonne geschienen? Vom Gipfel eines alten Kirschbaumes aber klang unaufhörlich das helle Pfeifen der Golddrossel. Der alte Gartenarbeiter Jacob sah kopfschüttelnd nach dem Baume: „Ich dachte, der Spitzbub wäre fortgezogen, er hat unter den Kirschen arg gewirthschaftet, jetzt giebt er vor seiner Reise noch eine Nachricht, heut kommt etwas.“

Schnell rollten die Wagen auf das Erntefeld, die Pferde waren unruhig, schüttelten die Köpfe und schlugen mit dem Schwanze die Flanken, und die Knechte klatschten ohne Aufhören mit der Peitsche. „Heut stechen die Fliegen,“ sagte im Vorbeifahren grüßend der Großknecht, „es kommt ein Wetter.“ Der Landwirth trat aus dem Hause, statt des Morgengrußes rief er dem Professor zu: „Das Wetterglas ist gefallen, es ist etwas

im Anzuge.“ Ilſe kam von der Molkerei: „Die Kühe ſind unruhig, ſie brüllen und arbeiten gegen einander.“

Roth hob ſich die Sonne aus trockenem Qualm, die Arbeiter im Felde fühlten die Mattigkeit in den Gliedern und hielten immer wieder bei der Arbeit an, das Antlitz zu trocknen. Der Schäfer war heut mit der Heerde unzufrieden, ſeine Hammel waren auf Kraftübungen verfeſſen; ſtatt zu freſſen, ſtießen ſie mit den Köpfen zuſammen, und das Jungvieh hüpfte und tänzelte wie an Drähten in die Höhe gezogen. Unordnung und Widerſetzlichkeit waren nicht zu bändigen, der Hund umkreiſte die Aufgeregten unaufhörlich mit hängendem Schwanze, und wenn er heut ein Schaf in das Bein zwickte, ſo merkte es lange den Schaden.

Höher ſtieg der Sonnenball am wolkenloſen Himmel, heiſer wurde der Tag, ein leichter Dunſt hob ſich vom Boden und machte die Ferne undeutlich, die Sperlinge flogen unruhig um die Baumgipfel, die Schwalben fuhren längs dem Boden und zogen ihre Kreiſe um die Menſchen. Die Freunde ſuchten ihr Zimmer auf, auch hier empfand man die ermattende Schwüle, der Doctor, welcher einen Plan des Hauſes entwarf, legte den Bleiſtift hin, der Profeſſor las von Ackerbau und Viehzucht, aber er ſah oft über ſein Buch nach dem Himmel, öffnete das Fenſter und ſchloß es wieder. Das Mittagsmahl war ſtiller als ſonſt, der Landwirth ſah ernſt drein, ſeine Beamten nahmen ſich kaum Zeit, ihre Teller zu leeren. „Es kommt heut ungelegen,“

ſagte der Hausherr beim Aufſtehen zu der Tochter, „ich reite an die Grenze: bin ich nicht vor dem Wetter zurück, ſo ſieh nach Haus und Hof.“ Und wieder zogen die Menſchen und Roſſe auf das Feld, aber heut war ihnen der Weg zur Arbeit ſauer.

Die Hitze wurde unerträglich, die Nachmittagsſonne brannte auf die Haut, Fels und Mauer fühlten ſich heiß an, den Himmel überzog ein weißes Gewölk, das ſich zuſehends verdichtete und zuſammenfuhr. Eifrig trieb der Knecht die Pferde zur Scheuer, die Arbeiter haſteten, die Garben abzuladen, im ſchnellen Trabe fuhren die Wagen, noch eine Fahrt unter das ſchützende Dach zu retten.

Die Freunde ſtanden vor der Hofthür und blickten auf die ſchweren Wolken, welche vom Himmelsrande herauf zogen. Das gelbe Sonnenlicht kämpfte kurze Zeit gegen die dunkeln Schatten der Höhe, endlich verſchwand auch der letzte grelle Schein, glanzlos und trauernd lag die Erde. Ilſe trat zu ihnen: „Seine Zeit iſt gekommen, gegen vier Uhr ſteigt es herauf, ſelten zieht es aus dem Morgen über das ebene Land, dann aber wird es jedesmal ſchwer für uns, denn die Leute ſagen, es kann nicht über die Berghöhe, auf die Sie vom Garten aus ſehen. Dann hängt es lange über unſerm Felde. Und der Donner, ſagt man, rollt bei uns ſtärker als anderswo.“

Die erſten Stöße des Windes fuhren heulend an das Haus. „Ich muß durch den Hof, zum Rechten

ſehen," rief Alſe, band ſchnell ein Tuch um das Haupt und drang, von den Männern begleitet, gegen den Sturm vorwärts zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze ſtand, ſie ſah zu, ob die Thür geöffnet und Waſſer in den Tonnen war. Dann eilte ſie vorwärts nach den Ställen, während die Strohhalme im Wirbel um ſie herumfuhren, mahnte die Mägde noch einmal durch muntern Zuruf, ſprach ſchnell einige Worte mit den Beamten und kehrte nach dem Hauſe zurück. Sie warf einen Blick in die Küche und nach dem Heerde und öffnete die Thür des Kinderzimmers, ob alle Geſchwiſter beim Lehrer verſammelt waren. Zuletzt ließ ſie noch den Hund herein, der an der geſchloſſenen Hofthür ängſtlich bellte, und trat dann wieder zu den Freunden, welche vom Fenſter der Wohnſtube in den Aufruhr der Elemente blickten. „Das Haus iſt verwahrt, ſo gut die Hand des Menſchen vermag, wir aber vertrauen auf ſtärkeren Schutz."

Und das Wetter wälzte ſich langſam näher, eine ſchwarze Maſſe nach der andern ſchob ſich heran, und unter ihnen ſtieg ein fahler Dunſtſchleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Pauſen, wilder ſein Dröhnen, der Sturm heulte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

„Der Löwe brüllt," ſagte Alſe, die Hände faltend. Sie neigte auf einige Augenblicke das Haupt. Dann ſah

ſie ſchweigend zum Fenſter hinaus. „Der Vater iſt auf dem Vorwerk unter Dach,“ begann ſie wieder, einer Frage des Profeſſors zuvorkommend.

Und ein tüchtiges Wetter tobte um das alte Haus. Die es zum erſten Mal an dieſer Stelle hörten, auf freier Höhe, an der Seite des Bergrückens, von dem das wirbelnde Getöſe des Donners zurückſchallte, meinten ſolche Gewalt der Natur noch nicht erlebt zu haben. Während der Donner tobte, ward es plötzlich finſter in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerriſſen, welche über den Hof dahinfuhren.

In der Kinderſtube war es laut geworden, man hörte das Weinen der Kleinen. Alſe ging an die Thür und öffnete. „Kommt zu mir,“ rief ſie. Aengſtlich liefen die Kinder herein und drängten ſich um die Schweſter, ſie faßten ihre Hände, die jüngſten klammerten ſich an ihr Gewand. Alſe nahm die kleine Schweſter und legte ſie in die Hände des Profeſſors, der neben ihr ſtand. „Seid ſtill und ſagt leiſe euren Spruch,“ mahnte ſie, „jetzt iſt keine Zeit, zu weinen und zu klagen.“

Plötzlich ein Licht ſo blendend, daß es zwang, die Augen zu ſchließen, ein kurzer markerſchütternder Krach, der in mißtönendem Knattern endete. Als der Profeſſor die Augen öffnete, ſah er in dem Schein eines neuen Blitzes Alſe neben ſich ſtehen, das Haupt ihm

zugewendet, mit ſtrahlendem Blick. „Das hat einge ſchlagen," rief er beſorgt.

„Nicht in den Hof," verſetzte das Mädchen unbe weglich.

Und wieder ein Schlag und wieder ein Feuerſchein und ein Schlag, wilder, kürzer, ſchärfer. „Es ſchwebt über uns," ſagte Alſe ruhig, und drückte das Haupt des kleinen Bruders an ſich, als wollte ſie ihn ſchützen.

Der Profeſſor konnte den Blick nicht abwenden von der Gruppe in der Zimmermitte. Die edle Geſtalt des Weibes vor ihm, hoch aufgerichtet, unbeweglich, umringt von den angſtvollen Geſchwiſtern, gehoben das Antlitz und um den Mund ein ſtolzes Lächeln. Und ſie hatte in unwillkürlicher Empfindung eines der theuren Leben ſeiner Obhut anvertraut, er ſtand in der Noth des Augenblicks neben ihr als einer der Ihrigen. Auch er hielt das Kind feſt, das ihn ängſtlich umſchlungen. Es waren kurze Augenblicke, aber zwiſchen Blitz und Schlag ſchlug die Gluth in ihm zu hellen Flammen auf. Die neben ihm ſtand im Wetterſchein, von blendendem Licht um goſſen, ſie war es, die er ſich forderte für ſein Leben.

Und länger dröhnte der Donner, der Regen ſchlug an das Fenſter, ein Waſſerguß raſſelte und klatſchte um das Haus, die Fenſter zitterten in einem wüthenden Anprall des Sturmes.

„Es iſt vorüber," ſagte die Jungfrau leiſe. Die Kinder fuhren auseinander und liefen an das Fenſter. „Nach oben, Hans," rief die Schweſter, und eilte mit dem

Bruder aus dem Zimmer, um zu ſehen, ob das Waſſer doch irgendwo Eingang gefunden. Der Profeſſor ſah ſinnend nach der Thür, aus der ſie geſchwunden war, der Doctor aber, der unterdeß das Knie in den Händen ruhig auf dem Stuhl geſeſſen, begann kopfſchüttelnd: „Dieſe Naturerſcheinung iſt für uns ungemüthlich. Seit die Blitzableiter in Mißcredit gekommen ſind, hat man nicht einmal den Troſt, daß ſolche Stange dem Codex Sicherheit gegen die Zudringlichkeit von oben gewährt. Das iſt ein ſchlechter Aufenthalt, mein Freund, für unſer armes altes Manuſcript, und es iſt wahrlich Chriſtenpflicht, das Buch ſo ſchnell als möglich aus dieſem Donnerwinkel zu retten. Wie kann man ferner noch mit Gemüthsruhe eine Wolke am Himmel ſehen? Wir werden immer daran denken müſſen, was hier alles möglich iſt.“

„Das Haus hat doch bis jetzt vorgehalten,“ erwiederte der Profeſſor lächelnd, „überlaſſen wir die Handſchrift unterdeß den guten Gewalten, denen die Menſchen ſelbſt hier ſo feſt vertrauen. — Sieh, ſchon bricht der Sonnenſtrahl durch den Dunſt.“

Eine halbe Stunde ſpäter war alles vorüber, über den Bergen lag noch die dunkle Wolke, und aus der Ferne tönte gefahrlos der Donner. In dem leeren Hofe regte ſich wieder das Leben. Zuerſt zog in fröhlichem Eifer der Entenherr aus ſeinem Verſteck, putzte die Federn, unterſuchte die Waſſerlachen und ſchnatterte längs den Wagengleiſen. Dann kam der Hahn mit

ſeinen Hühnern vorſichtig ſchreitend und die eingeweichten Körner pickend, die Tauben flogen an Vorſprünge der Fenſter, wünſchten einander mit Verbeugungen Glück und breiteten die Federn im neuen Sonnenlicht, Nero fuhr in kühnem Sprunge aus dem Hauſe, trottete durch den Hof und bellte herausfordernd in die Luft, um die feindliche Wolke vollends zu verſcheuchen. Dann ſchritten die Mägde und Arbeiter wieder rührig über den Platz und athmeten erfriſcht den Balſam der feuchten Luft. Und der Hofverwalter kam und berichtete, daß es zweimal in den Berg nebenan geſchlagen. Auch der Landwirth ritt in ſtarkem Trabe herein, tüchtig durchnäßt, um zu ſehen, ob Haus und Hof ihm unverſehrt geblieben. Er ſprang fröhlich vom Pferde und rief: „Es hat draußen eingeweicht, aber Gottlob, daß es ſo vorübergegangen. Solch Wetter iſt hier ſeit Jahren nicht erlebt.“ Und die Leute hörten noch eine Weile, wie der Großknecht erzählte, daß er eine Waſſerſäule geſehen, die als ein großer Sack vom Himmel bis zur Erde hing, und daß es jenſeit der Grenze ſtark gehagelt. Dann traten ſie gleichmüthig in die Ställe und genoſſen die Ruheſtunde, die ihnen das Unwetter vor der Zeit verſchaffte. Und während der Landwirth zu ſeinen Beamten ſprach, rüſtete ſich der Doctor, mit den Knaben und dem Lehrer in das Thal hinabzuſteigen und dort die Ueberſchwemmung des Baches zu betrachten.

Der Profeſſor aber und Ilſe blieben im Obſtgarten, und der Profeſſor erſtaunte über die Menge der brau-

nen Hausträgerinnen, der Schnecken, welche jetzt überall hervorkamen und langsam über den Weg zogen; und er nahm eine nach der andern und setzte sie vorsichtig aus dem Wege, aber die Unverständigen kehrten immer wieder auf den festen Kies zurück, und erhoben den Anspruch, daß die Fußgänger ihnen auswichen. Und die beiden sahen nach, wie die Fruchtbäume das Unwetter ertragen hatten. Sie waren arg zerzaust und beugten ihre Aeste tief herab. Und viel unreifes Obst lag abgeschlagen im Grase. Der Professor schüttelte vorsichtig an den regenschweren Aesten, um sie von der fremden Last zu befreien, er holte einige Stangen und unterstützte einen alten Apfelbaum, der unter seiner Last zu erliegen drohte, und beide lachten herzlich, als ihm bei der Arbeit das Wasser aus den Blättern, wie aus kleinen Rinnen, auf Haar und Rock hinablief.

Und Ilse schlug bedauernd die Hände zusammen über die vielen gefallenen Früchte, es hing aber doch noch viel an den Bäumen, und es war immer noch eine reiche Ernte zu hoffen. Und der Professor gab ihr theilnehmend den Rath, das gefallene Obst zu backen, und Ilse lachte wieder darüber, weil das meiste noch zu unreif sei. Da gestand ihr der Professor, daß auch er als Knabe geholfen habe, wenn seine liebe Mutter das Obst auf dem Trockenbret ordnete. Denn seine Eltern hatten auch einen großen Garten an der Stadt gehabt, in welcher sein Vater Beamter gewesen. Und Ilse hörte mit leidenschaftlichem Antheil zu, als er weiter er-

zählte, daß er als Knabe den Vater verloren und wie lieb und gescheut seine Mutter um ihn gesorgt, und wie innig sein Verhältniß zu ihr gewesen, und daß ihr Verlust der größte Schmerz seines Lebens sei. Dabei schritten sie den langen Kiesweg auf und ab, und in beiden klang durch die heitere Stimmung der Gegenwart ein Ton des Leides aus vergangenen Tagen, grade wie in der Natur die Bewegung des heftigen Unwetters leise nachzitterte und das reine Licht des Tages von unzähligen blitzenden Edelsteinen auf Laub und Halm erglänzte.

Alice öffnete eine Pforte, welche aus dem untern Theil des Obstgartens in's Freie führte, sie stand still und begann mit zögernder Bitte: „Ich habe einen Gang vor in das Dorf, um zu sehen, wie der Herr Pfarrer das Wetter überstanden hat. Wird Ihnen recht sein, unsern guten Freund kennen zu lernen?" — „Wenn er Ihnen lieb ist, so bin ich dankbar, daß Sie mich zu ihm führen," antwortete der Professor.

Auf feuchtem Fußpfade schritten sie in die gewundene Verlängerung des Thals, welche sich an der Seite des Friedhofs hinzog. Dort lag mit zusammengedrängten Häusern ein kleines Dorf, meist von Arbeitern des Gutes bewohnt. Das erste Gebäude unter der Kirche war das Pfarrhaus, mit Holzdach und kleinen Fenstern, wenig von den Wohnungen der Landleute verschieden. Alice öffnete die Thür, eine alte Magd eilte mit vertraulichem Gruß entgegen. „Ach, Fräulein," rief sie, „das

war heut ſchlimm, ich dachte, der jüngſte Tag wäre vor der Thür. Der Herr hat immer an dem Kammerfenſter geſtanden und nach dem Schloß hinaufgeſehen und für Sie die Hände in die Höhe gehoben. — Jetzt iſt er im Garten." — Durch die Hinterthür traten die Gäſte in einen kleinen Raum zwiſchen Ställen und Scheuern der Nachbarhöfe, wenige niedrige Fruchtbäume ſtanden zwiſchen den Blumenbeeten. Der alte Herr in dunklem Hausrock ſtand an einem Spalier und arbeitete emſig. „Mein liebes Kind", rief er aufſehend, und ſein gutherziges Angeſicht lachte vor Freude unter dem weißen Haar, „ich wußte, daß Sie heut kommen würden." Er verneigte ſich vor dem fremden Gaſt und wandte ſich nach den Begrüßungsworten wieder zu Alle. „Denken Sie das Unglück, der Sturm hat unſern Pfirſichbaum geknickt, das Geländer iſt abgeriſſen, die Zweige zerſchlagen, der Schaden iſt unerſetzlich." Er beugte ſich zu ſeinem kranken Baume herab, dem er grade mit Baumwachs und Baſt einen Verband aufgelegt hatte. „Es iſt der einzige Pfirſich hier," klagte er dem Profeſſor, „auf dem ganzen Gute haben ſie keinen, und in der Stadt vollends nicht. Aber ich darf Sie nicht mit meinen kleinen Leiden beläſtigen," fuhr er muthiger fort, „bitte, kommen Sie mit mir in die Stube." Alle trat in eine Seitenthür neben dem Hauſe. „Was macht Klavia?" frug ſie die Magd, welche den Beſuch erwartend an der Pforte ſtand.

„Munter," antwortete Suſanne, „und der Kleine auch."

„Es iſt die gelbe Kuh und ein junges Ochſenkalb," erklärte der Paſtor dem Profeſſor, während Alſe mit der Magd in den engen Hofraum trat. „Ich ſehe nicht gern, wenn die Leute dem Vieh chriſtliche Namen geben, da muß unſer Latein aushelfen."

Alſe kehrte zurück. „Es iſt Zeit, daß das Kalb fortkommt, es iſt ein unnützer Proceſſer."

„Das hab' ich auch geſagt," ſchaltete Suſanna ein, „aber der Herr Pfarrer will ſich nicht dazu entſchließen."

„Sie haben Recht, mein liebes Kind," erwiederte der Pfarrer, „nach menſchlicher Weisheit wäre es rathſam, das Ochslein dem Schlächter zu überliefern. Aber das Ochslein ſieht die Sache ganz anders an, und es iſt eine muntere Kreatur."

„Wenn man's aber darum frägt, erhält man keine Antwort," ſagte Alſe, „und deswegen muß ſich's gefallen laſſen, was wir wollen. Erlauben Sie, Herr Pfarrer, daß ich das mit Suſanne hinter Ihrem Rücken abmache. Unterdeß helft du die Milch von oben."

Der Pfarrer führte in ſeine Stube. Es war ein kleiner Raum, weiß getüncht, dürftig möblirt, darin ein alter Schreibtiſch, ein ſchwarzbeſtrichenes Bücherbret mit einer kleinen Anzahl ältlicher Bücher, Sopha und Stühle mit buntem Kattun überzogen. „Hier iſt ſeit vierzig Jahren mein Tusculum," ſagte der Paſtor vergnügt zum Profeſſor, der verwundert auf den dürftigen Hausrath blickte. „Es würde größer ſein, wenn der Anbau zu Stande gekommen wäre, es waren auch ſchon Pläne

gemacht, und mein Herr Nachbar hat ſich ſehr darum bemüht, aber ſeit meine ſelige Frau dort hinaufgezogen iſt" — er ſah nach der Höhe des Friedhofs — „will ich nichts mehr davon hören."

Der Profeſſor ſah zum Fenſter hinaus. Vierzig Jahre in dem engen Bau, dem ſchmalen Thal, zwiſchen dem Friedhof, den Hütten, dem Wald! Ihm wurde gedrückt zu Muth. „Es ſcheint, die Gemeinde iſt arm," ſagte er, „zwiſchen den Bergen liegt nur wenig Feld. Und wie iſt's im Winter?"

„Ei, die Füße tragen noch," erwiederte der geiſtliche Herr, „man beſucht dann auch gute Freunde, nur der Schnee wird zuweilen läſtig, einmal waren wir ganz eingeſchneit, und Herr Bauer hat uns herausſchaufeln müſſen." Er lächelte behaglich bei der Erinnerung. „Es iſt nicht einſam, wenn man lange Jahre an einem Orte gelebt hat, man hat die Großväter gekannt, die Väter aufgezogen, man lehrt die Kinder und hier und da ſchon die Enkel, und man ſieht, wie die Menſchen ſich von der Erde erheben und wieder hinabſinken, gleich den Blättern der Bäume. Und man merkt, daß Alles eitel iſt und eine kurze Vorbereitung. Liebes Kind," ſagte er zu Ilſe, welche jetzt eintrat, „ſetzen Sie ſich zu uns, ich habe Ihr liebes Geſicht ſeit drei Tagen nicht geſehen, und wollte nicht heraufkommen, weil ich hörte, daß Beſuch bei Ihnen iſt. Ich habe auch etwas für Sie," fuhr er fort, und holte einen beſchriebenen Bogen vom Pult, „es iſt Poeſie dabei."

„Denn auch der Musengesang fehlt uns nicht", fuhr er gegen den Professor fort. „Freilich ist er demüthig und von der bukolischen Art. Aber glauben Sie mir, für einen, der sein Dorf kennt, giebt es wenig Neues unter der Sonne. Es ist im Kleinen hier alles, wie in der übrigen Welt im Großen, der Schmied ist ein heftiger Politikus, und der Schultheiß möchte gern ein Dionysius von Syrakus sein. Und auch den reichen Mann der Schrift haben wir, freilich auch mehre Lazarusse, zu welchen dieser Dichter gehört; und unser Tüncher ist im Winter ein Musikus, er spielt gar nicht schlecht auf der Zither. Das alles arbeitet durcheinander und möchte gern oben hinaus, und es macht zuweilen Mühe, die gute Nachbarschaft unter ihnen zu erhalten."

„Er will seine grüne Wand wieder haben, so viel ich verstehe," sagte Ilse von dem Blatt aufsehend.

„Seit sieben Jahren liegt er in seiner Kammer, zur Hälfte gelähmt, mit heftigen Schmerzen und unheilbar," erklärte der Pfarrer dem Gast, „und er sieht durch ein kleines Fensterlein in die Welt, auf die Lehmwand gegenüber und die Menschen, welche davor sichtbar werden. Und die Wand gehört dem Nachbar, sie war durch mein liebes Kind mit wildem Wein bezogen. In diesem Jahr aber hat der Nachbar — unser reicher Mann — daran gebaut und das Grüne abgerissen. Das ärgert den Kranken. Und ihm ist schwer zu helfen, denn jetzt ist nicht die Zeit, Neues zu pflanzen."

„Es muß doch Rath werden," warf Alfe ein. „Ich will mit ihm darüber reden. Verzeihen Sie, es soll nicht lange dauern."

Sie verließ das Zimmer. „Ist's Ihnen recht," sagte der Pfarrer geheimnißvoll zu seinem Gast, „so zeige ich Ihnen diese Wand, denn ich habe mir die Sache viel überlegt, aber ich finde keinen Rath." Schweigend stimmte der Professor bei. Die Männer schritten die Dorfgasse entlang, an der Ecke faßte der Pfarrer den Arm seines Begleiters. „Hier liegt der Kranke," begann er halblaut, „er hört schwer in seiner Schwäche, aber wir müssen doch leise auftreten, daß er uns nicht merkt; denn das stört ihn."

Der Professor sah dichtbei am dürftigen Hause ein kleines Schiebfenster geöffnet und Alfe davor stehen, von ihnen abgewandt. Während der Pfarrer ihm die Lehmwand zeigte und die Höhe, welche für die Laubumkleidung nöthig sei, hörte er auf das Gespräch am Fenster. Alfe sprach laut hinein und von dem Lager antwortete eine schrille Stimme. Erstaunt vernahm er, daß nicht vom Weinlaub die Rede war. — „Und hat der Herr ein gutes Gemüth?" frug die Stimme. „Er ist ein gelehrter Mann und ein guter Mann," antwortete Alfe. „Und wie lange bleibt er bei Ihnen?" frug der Kranke. „Ich weiß nicht," war Alfens zögernde Antwort. „Er soll ganz bei Ihnen bleiben, denn er ist Ihnen lieb," sagte der Kranke. „Ach, das dürfen wir gar nicht hoffen, lieber Benz. Aber dies Gespräch hilft nicht

zu guter Aussicht auf gegenüber," fuhr Ilse fort. „Mit dem Nachbar rede ich, aber zwischen heut und morgen wächst doch nichts. Da habe ich mir ausgedacht, der Gärtner schlägt hier draußen unter dem Fenster ein kleines Bret fest, und wir setzen unterdeß die Blumenstöcke aus meiner Stube darauf." — „Das benimmt mir die Aussicht," entgegnete die Stimme unzufrieden, „ich kann dann die Schwalben nicht mehr sehen, wenn sie vorbeifliegen, und ich sehe wenig von den Köpfen der Leute, die vorbeigehen." „Das ist richtig," versetzte Ilse, „aber wir machen das Bret so niedrig, daß nur die Blumen durchs Fenster gucken." „Was sind's für Blumen?" frug Benz. „Ein Myrtenstock," sagte Ilse. „Der blüht nicht," versetzte Benz mürrisch. — „Aber zwei Rosen blühen und ein Vanillestrauch." — „Den kenne ich nicht," warf der Kranke ein. „Er riecht wundergut," sagte Ilse empfehlend. „Dann kann er kommen," bewilligte Benz, „aber Basilikum muß auch dabei sein." — „Wir wollen sehen, ob's zu haben ist," erwiderte Ilse, „und um das Fensterholz zieht euch der Gärtner eine Epheuranke." „Der ist mir zu schwarz," widersprach der ungenügsame Benz. „Ei was," entschied Ilse, „wir probiren's. Ist's euch nicht recht, so wird's geändert." Damit war der Kranke einverstanden. „Aber der Gärtner soll mich nicht warten lassen," rief er, „ich möchte es morgen haben." „Gut," sagte Ilse, „am frühen Morgen." — — „Und meinen Vers zeigen Sie Niemand," bat Benz, „auch dem fremden Herrn nicht, er ist nur für Sie."

„Das bleibt unter uns," sagte Ilse. „Ruft eure Tochter Anna, lieber Benz."

Sie rüstete sich zum Aufbruch, der Pfarrer zog seinen Gast leise zurück. „Wenn der Kranke solches Gespräch gehabt hat," erklärte er, „ist er für den nächsten Tag zufrieden. Und morgen macht er ihr wieder einen Vers. Er schreibt, unter uns gesagt, manchmal Nonsens, aber es ist gut gemeint, und ihm ist es die beste Unterhaltung. Nämlich die Leute im Dorfe scheuen sich, an sein Fenster zu treten, und sie gehen auch nicht gern vorüber. — Und für mein Amt ist dies die härteste Arbeit. Denn die Leute sind in dem Aberglauben versteckt, daß Krankheit und Erdenleid von bösen Mächten stammen, und daß sie durch Haß angethan werden, oder zur Strafe für begangenes Unrecht. Und wenn ich ihnen predige ohne Aufhören, daß Alles nur eine Prüfung ist für das Jenseits, die Lehre ist ihnen zu groß und hoch, nur die Schwachen glauben sie, wer aber gesund und trotzig dasteht, der sträubt sich gegen die Wahrheit und das Heil."

Der Gelehrte sah nach dem kleinen Fenster, aus dem der Kranke auf eine Lehmwand blickte; und er sah wieder nach dem geistlichen Herrn, der in dem Thal seit vierzig Jahren für die heilbringende Wahrheit kämpfte. Ihm wurde das Herz schwer, und sein Auge flog aus der dämmernden Tiefe zu den Berggipfeln, welche noch im frohen Licht der Abendsonne glänzten. Da trat sie wieder zu ihm, sie, welche herabgestiegen

war, die Hülfloſen und Armen zu bewachen, und als er neben ihr der Höhe zuſchritt, da war ihm, als ob ſie beide aus dumpfer Erdennoth emportauchten in leichtere Luft. Aber auch die jugendliche Geſtalt, das ſchöne ruhige Antlitz neben ihm glänzte vom Abendlicht umſäumt ſo fremdartig, ſeinem irdiſchen Weſen ungleich, ähnlich einem der Boten, welche einſt Jehova in die Zelte ſeiner Getreuen ſandte. Und er freute ſich, als ſie über die luſtigen Sprünge des Hundes lachte, der ihnen bellend entgegenfuhr.

So ſchwand wieder ein Tag dahin zwiſchen Sonnenlicht und Wolkenſchatten, in kleinen Erlebniſſen, in ſtillem Sein. Wenn die Feder davon erzählt, iſt es gering, wenn aber ein Menſch darin lebt, treibt es ihm den Strom des Blutes kräftig durch die Adern.

6.

Die gelehrte Frau vom Lande.

Es war Sonntag und auch das Gut trug sein Festgewand. Auf dem Hofe standen die Scheuern geschlossen, Knechte und Mägde schritten in ihrem besten Staat daher, nicht wie geschäftige Arbeiter, sondern in der behaglichen Muße, welche dem deutschen Landmann die Poesie des mühevollen Lebens ist. Von dem Kirchthurm rief das Glöckchen zum Gottesdienst, Alle ging mit den Schwestern, das Gesangbuch in der Hand, langsam den Fels hinunter, in kleinen Gruppen folgten die Mägde und Männer. Heut blieb der Gutsherr in seiner Arbeitsstube, um die aufgelaufene Schreiberei zu erledigen. Vorher aber klopfte er an das Zimmer der Freunde und machte ihnen einen kurzen Morgenbesuch. „Heut kommen Gäste, Oberamtmann Rollmaus mit seiner Frau, er ist ein tüchtiger Wirth, die Frau ist sehr auf Bildung versessen. Nehmen Sie sich in Acht, sie wird Ihnen zusetzen."

Schlag zwölf Uhr fuhren zwei wohlgenährte Braune einen halbgedeckten Wagen vor das Haus. Die Kinder eilten an das Fenster. „Die Frau Oberamtmann kommt!"

riefen aufgeregt die jüngſten. Ein ſtämmiger Mann in dunkelgrünem Rock ſtieg aus dem Wagen, eine kleine Dame in ſchwarzer Seide folgte mit Sonnenſchirm und einer großen Schachtel. Der Hausherr und Alſe traten ihnen in der Hausthür entgegen, der Wirth rief lachend ſeinen Willkomm zu und führte den Oberamtmann in das Familienzimmer. Der Herr Oberamtmann trug unter ſeinem ſchwarzen Haar ein rundes Angeſicht, das durch Luft und Sonne mit gleichmäßigem Rothbraun dauerhaft übermalt war, dazu kleine ſcharfe Augen, Naſe und Lippen reichlich und röthlich hervorſtehend. Als er Stand und Namen der beiden Fremden erfuhr, verbeugte er ſich zwar ein wenig, ſah aber mißfällig, daß dieſe beiden Städter in den anſpruchsvollen ſchwarzen Frack gekleidet waren, und da er eine unbeſtimmte aber kräftige Abneigung gegen alle unnützen Schreiber und Hungerleider hatte, welche ſo hier und da die Güter beſuchen, etwa um Bücher zu ſchreiben, oder auch weil ſie ſonſt keinen rechten Aufenthalt haben, ſo nahm er gegen beide eine mürriſche und beobachtende Haltung an. Erſt nach einer Weile erſchien die Frau Oberamtmann, ſie hatte unterdeß mit Alſe's Hülfe ihre gute Haube, ein Kunſtwerk mit zwei dunkelrothen Roſen, aus der Schachtel gehelt, und ſie drang jetzt mit ihrem ſpitzen Näschen in die Geſellſchaft, vom Kopf bis zum Fuß geglättet, rauſchend, knixend, lächelnd. Schnell fuhr ſie von einem zum andern, küßte die Mädchen auf den Mund, erklärte den Knaben, daß ſie in den letzten Wochen

ſehr gewachſen ſeien, und hielt endlich erwartungsvoll vor den beiden Fremden. Der Landwirth ſtellte vor und verfehlte nicht wieder beizufügen: „Zwei Herren von der Univerſität.“ Die kleine Dame ſpitzte gleichſam die Ohren und ihre grauen Augen erglänzten. „Von der Univerſität!“ rief ſie, „ei welche Ueberraſchung! Dieſe Herren ſind ſeltene Gäſte in unſerer Gegend. Es iſt freilich auch bei uns für gelehrte Herren wenig zu holen, denn der Materialismus herrſcht bei uns, und die Leſebibliothek in Noſſau iſt wirklich nicht in den beſten Händen, neue Sachen ſind niemals zu haben. Darf ich mir noch die Frage erlauben, welches Studium die Herren haben, Wiſſenſchaft im Allgemeinen oder etwas Beſonderes?“

„Mein Freund mehr das Allgemeine, ich das Beſondere,“ erwiederte der Profeſſor, „außerdem etwas alte Sprachen, dieſer Herr Indiſch.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, auf dem Sopha Platz zu nehmen?“ begann Ilſe dazwiſchen tretend. Die Frau Oberamtmann folgte widerſtrebend.

„Alſo Indiſch,“ rief ſie ſich niederlaſſend und ihr Gewand zurechtſtreichend. „Das iſt eine ſeltene Sprache. Sie tragen ja wohl Federbüſchel und ihre Kleidung iſt mangelhaft, und die Beinkleider, wenn man das erwähnen darf, hängen herunter, wie bei manchen Tauben, welche auch lange Federn an den Beinen haben. Man ſieht ſie zuweilen abgebildet; in dem Bilderbuch meines Karl vom letzten Weihnachten ſind dieſe wilden Männer deutlich zu ſehen. Sie haben barbariſche Sitten, liebe Ilſe.“

„Warum iſt aber Karl nicht mitgekommen?“ frug Ilſe, um die Herren von der Unterhaltung zu löſen.

„Es war nur wegen der Rückfahrt im Finſtern. Denn der Wagen iſt zweiſitzig, und neben Rollmaus kann kein Drittes eingeſchachtelt werden. Da muß Karl beim Kutſcher ſitzen, und das arme Kind wird Abends immer ſo ſchläfrig, daß ich Sorge habe, es fällt herunter. Und dann ſind die Aufgaben für morgen. Denn denken Sie, ich habe Rollmaus dazu gebracht, auch einen Hauslehrer für unſere Kinder anzunehmen, wie Ihr lieber Vater gethan hat.“

Als die Oberamtmann die Ausſicht eröffnete, bei finſterer Nacht heimzufahren, ſah der Doctor den Freund mitleidig an, aber der Profeſſor hörte ſo aufmerkſam nach der Unterhaltung, daß er das Bedauern gar nicht bemerkte. Ilſe frug weiter, und die Frau Oberamtmann ſtand ihr allerdings Rede, ſah aber zuweilen begehrlich nach dem Doctor, deſſen Verhältniß zu den Indianern in Karls Bilderbuch ihr lehrreich erſchien. Unterdeß waren die Landwirthe ſogleich in ein Geſpräch über die Eigenſchaften eines Roſſes geſunken, das irgendwo in der Nähe zu gemeinnütziger Thätigkeit aufgeſtellt war, ſo daß der Doctor ſich zuletzt an die Kinder wandte und mit Klara und Luiſe plauderte.

Nachdem eine halbe Stunde ruhiger Vorbereitung vergangen war, erſchien das Dienſtmädchen an der Thür des Speiſezimmers. Der Landwirth lud ein, zu Tiſche zu gehen, und bot ritterlich der Frau Oberamtmann ſei-

en Arm über die Sophalehne. Die Dame knixte und
uhr neben ihm durch die Thür, der Professor führte Ilse,
er Doctor aber Schwester Klara, welche erröthete und sich
räubte, bis er Luise und Riekchen an seinen andern Arm
ieng, worauf auch noch Franz seinen Rockzipfel faßte
nd ihm auf dem Wege hinter seinem Rücken zuraunte:
Heut giebt's einen Truthahn." Der Oberamtmann aber,
elcher das Führen der Damen als eine lästige Erfindung
etrachtete, machte einsam den Schluß, und begrüßte im
Saale die aufgestellten Herren von der Wirthschaft mit
en Worten: „Ist das Korn herein?" — „Versteht sich,"
rüßte der Inspector dagegen. Wieder nahm alles nach
Rang und Würden Platz, auf dem Ehrensitz die Frau
Oberamtmann, zwischen ihr und Ilse der Professor.

Es war für diesen kein ruhiger Mittag, zwar Ilse
ar stiller als gewöhnlich, aber seine neue Nachbarin
ellte ihm wissenschaftlichen Aufgaben. Sie zwang ihn
en der Einrichtung seiner Universität zu erzählen, und
n welcher Weise die Studenten belehrt würden. Und
er Professor that das ausführlich und mit guter Laune.
s gelang ihm aber nur kurze Zeit, sich und Andern
e peinliche Empfindung fern zu halten, welche die Reden
er Frau Oberamtmann wohl verursachten. „Also phi-
sophisch sind Sie?" sagte die Rollmaus. „Das ist ja
hr interessant. Ich habe es auch mit der Philosophie
ersucht, aber der Stil ist zu unverständlich. Was enthält denn eigentlich die Philosophie?"

„Sie giebt sich Mühe, die Menschen über das Leben

ihres eigenen Geistes zu belehren, und dadurch fester und vielleicht besser zu machen," beantwortete der Professor geduldig die mißliche Frage.

„Das Leben des Geistes," rief die Oberamtmann aufgeregt, „aber glauben Sie denn auch, daß die Geister nach dem Tode der Menschen erscheinen können?"

„Haben Sie Beispiele davon?" frug der Professor. „Es würde gewiß Allen willkommen sein, darüber zu hören. Ist dergleichen hier in der Gegend vorgekommen?"

„Weniger mit Geistern," erwiederte Frau Oberamtmann, mißtrauisch nach dem Hausherrn blickend, „aber mit Ahnungsvermögen, und was man Sympathie nennt. Denken Sie einmal, in unserm Hause diente ein Mädchen, sie hätte es nicht nöthig gehabt, aber die Eltern wollten sie auf einige Zeit von sich thun. Denn im Dorfe war ein armer Bursch, der aber ein großer Geiger war, der strich Morgens und Abends mit der Violine um ihr Haus, und wenn das Mädchen hinauskommen konnte, saßen sie miteinander hinter einem Busch, er spielte auf der Geige und sie hörte zu. Und deßwegen konnte sie nicht von ihm lassen. Sie war ein sauberes Mädchen und schickte sich im Hause zu allem, nur daß sie immer traurig war. Und der Geiger wurde zu den Husaren genommen, wozu er auch paßte, weil er sehr entschlossen und unterminirt war. Nach einem Jahre kommt die Köchin zu mir und sagt: „Frau Oberamtmann, ich halte es nicht länger aus, die Jette treibt Nachtwandel. Sie steigt aus dem Bette und singt das

d von einem Soldaten, den der Hauptmann erſchießen
ßt, weil es nicht anders ſein konnte, und ſtöhnt dazu,
ß es einen Stein erbarmen möchte, und am Morgen
iß ſie nichts von ihrem Singen, aber ſie weint immer
l fort.“ Und das war die Wahrheit. Ich rufe ſie
d frage ſie ernſthaft: „Was haſt du? Ich kann das
ſterielle Weſen nicht ausſtehen, du biſt mir eine Cha-
re.“ Darauf jammerte ſie ſehr und meinte, ich ſolle
doch nicht für ſo etwas halten, ſie ſei ein ehrliches
ädchen, aber ſie hätte eine Erſcheinung gehabt. Und
n kam alles heraus. Der Wertleb war in der Nacht
ihrer Kammerthür erſchienen, ganz hager und traurig,
e hatte geſagt: Jette, es iſt verbei mit mir, morgen
uß ich dran glauben. Ich ſuchte ihr das Zeug aus-
reden, aber ihre Angſt ſteckte mich an, ich ſchrieb an
nen Offizier, den Kollmann von der Hafenjagd kannte,
d fragte, ob das eine Dummheit wäre, oder von dem
genannten Ahnungsvermögen herkäme. Und er ſchrieb
r ganz erſtaunt zurück, es wäre richtig Ahnungsver-
gen, an demſelben Tage war der Weiger vom Pferde
ürzt, hatte ein Bein gebrochen und lag in dem La-
reth zum Tode. Jetzt bitte ich Sie, ob das nicht eine
aturerſcheinung war.“

„Und was wurde aus den armen Leuten?“ frug der
eſſor.

„Ach die!“ erwiederte die Frau Oberamtmann, „es ließ
helfen. Denn ein Kamerad von dem Gebrochenen war
unſerm Dorf, welcher eine kranke Mutter hatte; dem

schrieb ich die Forderung, daß er jeden dritten Tag einen Brief an mich schickte, wie es dem Kranken ging, und es konnte mit Speck und Mehl gut gemacht werden. Und da schrieb er, und die Sache dauerte viele Wochen. Endlich aber wurde der Geiger geheilt und kam am Stock zurück. Und beide waren so blaß wie dieses Tuch, als sie zusammen kamen, und fielen einander vor meinen Augen ohne Rücksicht um den Hals, worauf ich mit den Eltern des Mädchens ein Wort sprach, welches wenig nutzte. Dann aber mit Rollmaus, dem unsere Dorfschenke gehört, und der grade einen guten Pächter suchte. Und das brachte die Geschichte zum Ende, oder wie man zu sagen pflegt, zum commencement du pain. Denn Rollmaus war zwar mit der Geige nicht zufrieden, weil er meinte, diese sei ein Anzeichen von leichtem Geblüt, aber die Leutchen halten sich ordentlich. Dann zuerst war ich Pathe, dann Rollmaus. Es sind aber keine Erscheinungen mehr vorgekommen."

„Das war von Ihnen brav und liebevoll gehandelt," rief der Professor kräftig.

„Man ist ja bei alledem auch Mensch," entschuldigte sich die Frau Oberamtmann.

„Und ich hoffe ein guter Mensch," versetzte der Professor. „Glauben Sie mir, verehrte Frau, in der Philosophie und anderer Gelehrsamkeit giebt es verschiedene Ansichten. Man streitet sich über vieles, und leicht hält Einer den Andern für unwissend. Aber was Redlichkeit heißt und Menschenfreundlichkeit, darüber sind die Ansichten

selten verschieden gewesen, und wo man diese Eigenschaften findet, hat Jedermann Freude und Hochachtung, und diese habe ich jetzt vor Ihnen, Frau Oberamtmann."

Das sagte er herzlich der gelehrten Frau. An seiner andern Seite aber hörte er ein leises Rauschen des Gewandes, und als er sich zu Alle wandte, begegnete er einem Blick so voll von demüthiger Dankbarkeit, daß er mit Mühe seine Haltung bewahrte.

Die Frau Oberamtmann aber saß lächelnd und zufrieden mit dem philosophischen System ihres Nachbars. Und wieder wandte sich der Professor zu ihr und sprach mit ihr davon, daß es gar nicht leicht sei, Hülflosen auf die rechte Art wohlzuthun. Und die Frau Oberamtmann gab zu, daß die Leute ohne Bildung ihre eigene Art hätten, aber „man kann leicht mit ihnen fertig werden, wenn sie nur erkennen, daß man's gut meint." Und der Professor veranlaßte allerdings noch ein kleines Mißverständniß, als er der Oberamtmann achtungsvoll in seiner Sprache bemerkte: „Ganz recht, zuletzt ist auch auf diesem Gebiet geduldige Liebe die Voraussetzung einer fruchtbaren Thätigkeit."

„Ja," bestätigte die Rollmaus verlegen, „allerdings; diese gewisse Thätigkeit, welche Sie erwähnen, fehlt bei uns gar nicht, und sie heirathen meist grade noch zur rechten Zeit, aber die geduldige Liebe, welche Sie sehr richtig Voraussetzung nennen, ist bei unsern Landleuten nicht immer vorhanden, denn sie sorgen bei einer Heirath oft mehr um Geld als um Liebe."

Wenn aber auch einzelne Noten in dem Concert am obern Tisch nicht recht zu einander stimmten, so verging doch der Truthahn und die Sahnmehlspeise — ein Meisterwerk aus Ilse's Küche — ohne widerwärtigen Zusammenstoß des gelehrten Wissens. Und Alle erhoben sich wohl mit einander zufrieden. Nur die Kinder, deren unschuldige Bosheit am dauerhaftesten ist, empfanden ein Mißfallen, daß heut Frau Oberamtmann in keinen Kampf eintrat, in welchem das Conversationslexikon als oberster Kampfrichter waltete. Während nun die Männer im Nebenzimmer Kaffee tranken, saß Frau Rollmaus wieder auf dem guten Sopha, und Ilse hatte einen harten Stand die neugierigen Fragen zu beantworten, mit denen sie jetzt wegen der beiden Fremden angegriffen wurde. Unterdeß belagerten die Kinder das Sopha, und lauerten auf eine Gelegenheit, um selbst einen kleinen Feldzug gegen die ahnungslose Frau Oberamtmann zu unternehmen.

„Ilse sie forschen nach, und in unserer Gegend. Nach Juxianern kann es nicht sein, ich wüßte nicht, daß hier herum welche aufgetreten wären. Es müßte denn ein Irthum sein, und sie müßten Zigeuner meinen, solche kommen vor. Denken Sie, liebe Ilse, erst vor vierzehn Tagen ein Mann und zwei Weiber, jede mit einem Kinde. Die Weiber sagten wahr; was sie dem Hausmädchen prophezeit haben, ist wirklich merkwürdig, und am Abend fehlten zwei Hühner. Sollte es wegen der Zigeuner sein? aber das kann ich nicht

glauben, da dies blos Kesselflicker sind, und nichts nutzige Leute. Nein, deretwegen forschen sie nicht."

„Wer sind denn aber die Zigeuner?" frug Clara.

„Liebes Kind, sie sind Vagabonden, welche früher ein Volk waren und sich verbreiteten. Sie hatten einen König und Briefe und Jagdhunde, obgleich sie große Spitzbuben waren. Ursprünglich aber sind sie Egypter, eigentlich aber auch Indianer."

„Wie können sie Indianer sein," rief Hans ohne alle Ehrerbietung, „die Indianer wohnen ja in Amerika. Wir haben auch ein Conversationslexicon, und wir wollen gleich nachsehen."

„Ja, ja," riefen die Kinder und liefen mit dem Bruder zum Bücherschrank. Triumphirend brachte jedes einen Band getragen und stellte die neuen Einbände zwischen den Kaffeetassen der Frau Kellmann auf. Diese blickte keineswegs erfreut auf die geheime Quelle ihrer Kraft, welche hier vor aller Augen bloßgelegt wurde.

„Und unseres ist neuer als das Ihre," rief der kleine Franz die Hand schwenkend. Vergebens bemühte sich Ilse durch abweisende Winke diesen Ausbruch des Familienstolzes zu unterdrücken. Hans hielt, das Wort Zigeuner suchend, den letzten Band fest in seinen Händen, und eine Niederlage der Frau Oberamtmann war nach menschlichem Dafürhalten nicht mehr abzuwehren. Aber plötzlich sprang Hans auf, hielt den Band in die Höhe und rief: „Hier steht der Herr Professor!" —

„Unſer Herr Profeſſor ſteht im Converſationslexicon!“ ſchrien die Kinder. Familienfehde und Zigeuner waren vergeſſen, Ilſe nahm dem Bruder das Buch aus der Hand, die Oberamtmann ſtand auf, um die merkwürdige Stelle über Ilſe's Schulter ſelbſt zu leſen, alle Kinderköpfe drängten ſich um das Buch, daß ſie wieder ausſahen wie ein Bündel Knoopen am Fruchtbaum, und alle ſpähten neugierig nach den Zeilen, die für ihren Gaſt und ſie ſelbſt ſo ruhmvoll waren. In dem Artikel ſtanden die gewöhnlichen kurzen Notizen, welche über lebende Gelehrte gegeben werden, Ort und Tag ſeiner Geburt und die — meiſt lateiniſchen — Titel ſeiner Schriften. Alle dieſe Titel wurden trotz der unleſerlichen Sprache mit Jahreszahl und Format laut abgeleſen. Ilſe ſah lange in das Buch, dann reichte ſie es der erſtaunten Frau Oberamtmann, dann zogen die Kinder den Band einander aus den Händen. Das Ereigniß machte auf Groß und Klein einen Eindruck, der in literariſchen Kreiſen niemals erreicht werden konnte. Am glücklichſten war die Frau Oberamtmann, ſie hatte neben einem Manne geſeſſen, der nicht nur ſelbſt nachſchlug, ſondern auch nachgeſchlagen werden konnte. Er war jetzt für ſie berühmt im Allgemeinen, ohne Einſchränkung, und ſie empfand zum erſten Male in ihrem Leben, daß ſich mit ſolchem gedruckten Mann recht behaglich verkehren ließe. „Welch ein ausgezeichneter Gelehrter!“ rief ſie. „Wie waren doch die Titel ſeiner Schöpfungen, liebe Ilſe?“ Ilſe wußte es nicht,

Auge und Gedanken waren ihr an den kurzen Bemerkungen über seine Lebensverhältnisse festgeheftet.

Diese Entdeckung hatte die gute Folge, daß Frau Oberamtmann für heut gänzlich die Waffen streckte und sich bescheid keine Kenntnisse zu verrathen, denn sie sah ein, daß heut eine Concurrenz mit dieser Familie unmöglich war, und sie ließ sich zu einer anspruchslosen Unterhaltung über Hausangelegenheiten herab. Die Kinder aber stellten sich in achtungsveller Entfernung vor dem Professor auf und betrachteten ihn neugierig noch einmal von oben bis unten, und Hans theilte dem Doctor leise die Neuigkeit mit, und war sehr betroffen, daß dieser nichts daraus machte.

Nach dem Kaffee schlug der Landwirth seinen Gästen vor, den nahen Berg zu besteigen und den Schaden zu betrachten, welchen der Blitz angerichtet. Alle belud eine Magd mit dem Abendbrot und einigen Flaschen Wein, und der Zug setzte sich in Bewegung. Vom Felsen ging es in das Thal hinab über den Wiesenstreif und den Bach, dann die Berglehne hinauf durch Unterholz in den Schatten hochstämmiger Fichten. Der Regen hatte die steilen Wege ausgespült und unregelmäßige Wasserrinnen furchten den Kies. Auch die Frauen schritten tapfer über die feuchten Stellen. Wer aber nicht aus Tracht und Haltung des Professors erkannte, daß er in sicherem Gefühl seiner Männlichkeit auftrat, der hätte wohl argwöhnen dürfen, daß zwar die Frau Oberamtmann ein verkleideter Herr sei,

der Herr Professor aber eine weichbeschuhte Dame. Denn die Rollmans umschwebte ihn ehrerbietig und war nicht von seiner Seite zu bringen. Sie machte ihn auf Steine aufmerksam, bezeichnete mit der Spitze ihres Schirmes die trockensten Stellen, blieb zuweilen stehen und sprach die Befürchtung aus, daß ihn der Weg zu sehr angreifen werde. Der Professor ließ sich die Huldigung der kleinen Dame erstaunt gefallen und sah nur einige Male fragend auf Ilse, über deren Gesicht dann ein schalkhaftes Lächeln flog. Auf der Höhe wurde der Pfad bequemer, einzelne Laubbäume unterbrachen das dunkle Grün der Fichten. Der Gipfel selbst war gelichtet, zwischen den Steinen breitete das Haidekraut seine dichten Büschel, an denen noch die erbleichenden Blüthen des Jahres hingen. Ringsumher übersah man die Landschaft mit ihren Höhen und Thälern, in der Tiefe den Bach und seinen grünen Saum, das Gut mit seinen Feldern, das Thal von Nessau. Auf die sinkende Sonne zu aber hob sich in langgeschwungenen Bogen eine Erdwelle hinter der andern, jede nach der Entfernung anders mit dämmerigem Blau gefärbt bis in das helle Grau der Gebirgskette am Horizont. Das war unter heiterem Himmel, in reiner Bergluft ein erfrischender Anblick, und die Gesellschaft lagerte vergnügt im Haidekraut, wo es die weichsten Polster bot.

Nach kurzer Rast brach die Gesellschaft, von Hans geführt, zu der Stelle auf, an welcher der Wetterstrahl den Baum gefällt hatte. In einem Schlag hoher

Nadelbäume war der Ort der Verwüſtung. Eine ſtarke geſunde Fichte war durch den Strahl erſchlagen und zerworfen, ein wüſtes Durcheinander von Zweigen und rieſigen Splittern des weißen Holzes lag im Umkreis des gebrochenen Stammes, der ohne Krone, geſchwärzt, bis auf den Grund geſpalten noch etwa hanshoch aus den Trümmern hervorragte. Aus dem Gewirr der Aeſte am Boden erkannte man, daß auch der Grund aufgewühlt war bis unter die Wurzeln der nächſten Bäume. Ernſthaft ſahen die Erwachſenen auf die Stätte, wo ein Augenblick das kräftige Leben in häßliche Unform verwandelt hatte. Die Kinder aber drangen jauchzend in das Dickicht, griffen nach den ſchuppigen Zapfen des vergangenen Jahres und ſchnitten Aeſte von dem Gipfel, jeder bemüht, das größte Gehänge der gelben Schuppenfrüchte davon zu tragen.

„Es iſt nur einer von Hunderten," ſagte der Landwirth finſter, „aber es thut doch weh, ſolche Verwüſtung gegen die gewohnte Ordnung zu betrachten, und an das Verderben zu denken, das ſo nahe über unſern Häuptern dahinfuhr."

„Macht dieſe Erinnerung nur Mißbehagen?" frug der Profeſſor, „iſt ſie nicht auch erhebend?"

„Die Hörner des Widders hängen an den Zweigen," ſprach Alſe leiſe zum Vater, „er wurde das Opfer, damit wir verſchont blieben."

„Und ich meine auch der Menſch, der von ſolchem Strahl getroffen wird, er ſollte, wenn dieſer Augenblick

noch zu einem letzten Gedanken Zeit läßt, sich selbst sagen: es ist ganz in der Ordnung."

Der Landwirth sah den Professor fragend an: „Sprechen Sie darüber zu uns einige Worte," begann er feierlich. „Man hat an diesem Orte einen Wunsch nach einem gemeinsamen Gedanken, der von dem Mißbehagen frei macht."

„Ich bin nicht geübt in der Sprache erbaulicher Betrachtung", sagte der Gelehrte, „und ich vermag nur weltliche Worte zu reden. Wir vergessen leicht im Behagen des Tages, was wir immer im fröhlichen Herzen tragen sollten, daß wir nur unter Bedingungen leben, wie alles Andere auf Erden und am Himmel. Zahllose Kräfte, fremdartige Gewalten sind um uns in unaufhörlicher Arbeit, jede nach festen ihr eigenen Gesetzen wirkend, auch unser Leben erhaltend, tragend, beschädigend. Die Kälte, welche den Kreislauf des Blutes hemmt, die einbrechende Wege, in welcher der menschliche Leib versinkt, der schädliche Dampf des Bodens, der den Athem vergiftet, sie sind keine zufälligen Erscheinungen, die Gesetze, in deren Zwange sie auf uns eindringen, sind ebenso uralt und ebenso heilig, als unser Bedürfniß nach Speise und Trank, nach Schlaf und Licht. Und wenn der Mensch seine Stellung unter den Gewalten der Erde erwägt, so heißt leben nichts Anderes, als thätig gegen sie kämpfen und denkend sie verstehen. Wer das Brod schafft, das uns nährt, und das Holz zieht, das uns wärmt, jede nützliche Thätigkeit hat

keinen anderen Zweck als uns zu vertheidigen und stärker zu machen durch freundliche Benutzung oder Ueberwindung dieser Mächte. Und schon bei dieser Arbeit merken wir, daß zwischen jeder lebendigen Regung in der Natur und in unserem eigenen Geiste eine geheime Verbindung ist, und daß alles Lebendige, wie feindlich es im Einzelnen sich befehde, doch zusammen eine große unermeßliche Einheit bildet. Und Ahnung und Gedanke dieser Einheit sind zu allen Zeiten das Herrlichste gewesen, was der Mensch in sich hervorzurufen vermochte. Und deshalb ist dem Menschen die zweite Aufgabe geworden, eine unwiderstehliche Sehnsucht und ein unwiderstehlicher Trieb, den innern Zusammenhang dieser Lebensgewalten zu erfassen. Und das ist es, was uns fromm macht. — Und nicht bei jedem Menschen ist die Arbeit die gleiche, aber das Ziel ist dasselbe. Die warme Empfindung des einen ahnt eine ewige Vernunft in allem, was ihr unbegreiflich erscheint, und sie nennt diese in kindlichem Vertrauen mit dem ehrwürdigsten und herzlichsten Namen. Und wieder andere suchen emsig die einzelnen Gesetze und Kräfte des Lebens zu beobachten und ihren großen Zusammenhang ehrfurchtsvoll zu verstehen, und diese sind es, welche der Wissenschaft dienen. Wer glaubt und wer forscht, beide thun im Grunde dasselbe, sie üben die höchste Bescheidenheit, denn sie empfinden, daß alles einzelne Leben, eigenes und fremdes, unendlich klein ist gegen das große Ganze. Und wer, vom Blitzstrahl getroffen, noch zu

glauben vermöchte, ich gehe zum Vater, und wer in solchem Augenblick mit Interesse zu beobachten vermöchte, wie sein Nervenleben aufhört, sie haben beide ein gottseliges Ende."

So sprach der Professor vor der geborstenen Fichte, die letzte Aeußerung Ilse's im Herzen. Die Kinder hörten dem kräftigen Tonfall seiner Worte ein Weilchen zu, dann wurde ihnen die Sache lang. Hans fuhr den Schwestern mit seinem Nadelzweige in die Aermel, sie schlugen mit ihrer Fichtenruthe nach ihm, die Brüder kamen zu Hülfe, und ein Gefecht mit grünen Zweigen zog sich von dem Stamme abwärts in das Dickicht. Der Oberamtmann sah verwundert auf den Redner, und faßte den Verdacht, dieser Mann gehöre zu einer neuen Klasse von Volksaposteln, die zur Zeit hier und da auftauchten. Seine Frau stand, die Hände über dem Sonnenschirm gefaltet, andächtig da, und nickte zuweilen bestätigend mit dem Kopfe, bis sie endlich den Gutsherrn leise anstieß und flüsterte: „Das gehört zu der Philosophie, von der wir sprachen." Der Landwirth jedoch erwiederte nichts, sondern hörte mit geneigtem Haupt, um dem Sinn besser zu folgen. Ilse aber wandte die Augen nicht von dem Sprechenden ab, fremdartig klang seine Rede, und einiges regte ihr geheimes Bangen auf, sie wußte nicht weshalb. Aber sie hätte nichts dagegen sagen können, denn der Quell warmen Lebens, der aus dieser Menschenseele hervorbrach, wirkte wie ein Zauber auf sie. Die Wahl der

Worte, die neuen Gedanken, der edle Ausdruck ſeines feſten Antlitzes nahmen ſie unwiderſtehlich gefangen. Es war nach der Anſicht des Doctors eine ſeltſam zuſammengeladene Geſellſchaft für den ſchwerverſtändlichen Vortrag eines Profeſſors, und der Redner hatte, an eine einzige denkend, als ein ſorgloſer Säemann geſäet. Aber wer vermag zu ſagen, wie das Saatkorn der Worte in den Hörern haftet und aufblüht, vielleicht verdorrte es auf dem Stein, vielleicht auch entwickelte ſich's in einer Seele zu neuem Leben.

Die Geſellſchaft kehrte zu dem Lager auf dem Gipfel zurück. Hinter den Bergen ſank die Sonne und von ihr her ſtrich der Wind über die Höhen, der milde Abendſchein vergoldete zuerſt die Spitzen des Haidekrauts und die Geſtalten der Menſchen, dann ſtieg er hinauf über ihre Häupter bis zu den Gipfeln der Bäume, und bläulicher Schatten deckte den Boden, die Baumſtämme, die Fernſicht. Oben aber am Himmel ſchwebten die kleinen Lichtwolken aus Gelb und Purpur, bis auch dort die glühenden Farben in roſiger Dämmerung erblaßten. Der Nebel ſtieg aus der Tiefe und im einförmigen Grau ſchwanden die Farben des Himmels und der Erde.

Lange ſah die Geſellſchaft in die wechſelnden Lichter des Abends, endlich rief der Gutsbeſitzer nach dem Inhalt des Korbes, die Kinder waren geſchäftig auszupacken, und die kalten Speiſen in der Runde zu bieten. Der Landwirth goß den Wein in die Gläſer,

ſtieß kräftig mit ſeinen Gäſten an und freute ſich des guten Abends. Und Hans lief auf einen Wink des Vaters ins Gebüſch und holte einige Kienfackeln hervor. „Es iſt heut keine Gefahr," ſagte der Landwirth zum Oberamtmann, während er die Fackeln anzündete. Die Kinder drängten ſich zum Fackeltragen, aber nur Hans wurde mit dieſem Ehrenamt betraut, die Herren vom Lande trugen die anderen ſelbſt.

Langſam wand ſich der Zug den Bergpfad hinab, die Fackeln warfen ihr grelles Licht auf Nadelbüſchel und Steine und auf die Geſichter der Menſchen, welche in den Biegungen des Weges roth leuchteten wie der aufgehende Mond, und wieder in Finſterniß verſchwanden. Die Frau Oberamtmann hatte ſchon einige Mal verſucht, auch den zweiten der großen Fremden zum Geſpräch heranzuziehen, jetzt gelang es ihr bei einer ſchlechten Wegſtelle. „Was Ihr Freund ſprach," begann ſie, „war ſehr ſchön, denn es war lehrreich. Er hat ganz Recht, man ſoll gegen die Gewalten kämpfen und man ſoll den Zuſammenhang ſuchen. Aber ich verſichere Sie, einer Frau wird das ſchwer. Denn Rellmann, der doch für mich die erſte Naturgewalt iſt, hat einen Haß gegen Gründe, er iſt immer dafür, daß alles nach ſeinem Kopfe geht. Und als ein rechtſchaffner Mann hat er darin auch Recht, aber für Wiſſenſchaft iſt er nicht ſehr, und auch wegen eines Claviers für die Kinder habe ich meine Noth mit ihm. Und ich ſuche wohl die Gründe und

Kräfte, und was man ſonſt Zuſammenhang nennt, und man lieſt, was man kann, denn man will doch auch wiſſen, was in der Welt vorgeht, und ſich aus dem Gewöhnlichen erheben. Aber manchmal verſteht man's nicht, und wenn man's auch zweimal lieſt. Und wenn man's hat, dann iſt's vielleicht ſchon veraltet, und es gilt nichts mehr, und man möchte gar alles Forſchen aufgeben."

„Thun Sie das doch nicht," ermahnte der Doctor, „es iſt immer eine geheime Freude, wenn man etwas weiß."

„Nicht wahr?" fuhr die Frau Oberamtmann fort, „wenn ich in der Stadt lebte, ich würde mich ganz in die Wiſſenſchaft vertiefen, aber auf dem Lande iſt man zu allein, und dann die große Wirthſchaft, und auch der Mann, und man hat zu thun, daß man's dem recht macht. Denn Sie glauben nicht, was für ein tüchtiger Wirth er iſt. — Rollmaus, halt deine Fackel zur Seite, der ganze Rauch ſchlägt dem Herrn Doctor in's Geſicht." Rollmaus wandte mit leiſem Gebrumm die Fackel ab. Seine Frau drängte ſich an ihn, faßte ſeinen Arm und hob ſich zu ſeinem Ohr: „Ehe wir wegfahren, mußt du die fremden Herren zu uns einladen, damit die Schicklichkeit beachtet wird."

„Er iſt ein freier Winkelprediger," antwortete der Oberamtmann mürriſch.

„Um Gotteswillen, Rollmaus, begehe keine Ruchloſigkeit und blasvomire nicht," fuhr ſie fort, ihm den Arm drückend, „er ſteht ja im Lexikon."

„In deinem?“ frug der Gatte.

„In dem hiesigen,“ versetzte die Frau, „was auf eins herauskommt.“

„Es stehen Viele in Büchern, die weniger werth sind, als andere, die nicht darin stehen,“ sagte der Mann ungerührt.

„Damit widerlegst du mich nicht,“ versetzte die Frau, „ich sage dir und ich avertire dich, er ist ein berühmter Mann, und der Anstand verlangt, daß wir darauf Rücksicht nehmen. Und du weißt, was den Anstand betrifft“ —

„Sei nur ruhig,“ besänftigte Rollmaus; „ich habe ja nichts dagegen, wenn es sein muß. Ich habe deinetwegen schon in ganz andere saure Aepfel gebissen.“

„Meinetwegen?“ frug die Oberamtmann gekränkt. „Bin ich unvernünftig, bin ich ein Tyrann, bin ich eine Eva, welche mit ihrem Manne unter dem Baume steht, mit liederlichem Haar, und nicht einmal mit einem Hemde? Willst du dich und mich mit solchen alten Zuständen vergleichen?“

„Na,“ sagte Rollmaus, „gieb dich nur zufrieden, wir wissen ja, wie wir mit einander stehen.“

„Siehst du wohl, daß ich Recht habe?“ versetzte besänftigt die Frau Oberamtmann. „Und glaube mir, ich weiß auch, wie andere mit einander stehen, und ich sage dir, ich habe so eine Ahnung, es spinnt sich etwas an.“

„Wer spinnt?“ frug Rollmaus.

„Es ist zwischen Ilse und dem Herrn Professor.“

„Das wäre der Teufel!“ rief der Oberamtmann lebhafter, als er den ganzen Tag gewesen war.

„Still, Reinhaus, man hört dich, vernachlässige nicht die Discretion.“

Ilse war zurückgeblieben, sie führte den jüngsten Bruder, dem Ermüdung den Schritt unsicher machte. Ritterlich weilte der Professor neben ihr. Er machte sie aufmerksam, wie gut sich der Zug ausnehme, die Fackeln wie große Glühwürmer an der Spitze, dahinter die scharf beleuchteten Gestalten, der wechselnde Feuerschein an Baumstämmen und grünen Zweigen. Ilse hörte längere Zeit schweigend zu, endlich begann sie: „Und das Liebste am heutigen Tage war, daß Sie so gütig zu unserer Nachbarin sprachen. Als sie neben Ihnen saß, war mir weh zu Muth. Denn mir kam vor, als wäre demüthigend für Sie, die ungeschickten Fragen unserer Freundin zu hören, und auf einmal war mir, als ob Sie auch gegen uns eine immerwährende Nachsicht üben müßten, und das quälte mich. Weil Sie aber so freundlich das Gute anerkannten, das unsere Frau Oberamtmann hat, merkte ich doch, daß es Ihnen keine Ueberwindung kostet, mit uns einfachen Leuten zu verkehren.“

„Liebes Fräulein,“ rief der Professor erschrocken, „ich hoffe, Sie sind überzeugt, daß ich der wackern Dame nur sagte, was wahre Herzensmeinung war.“

„Ich weiß es,“ fuhr Ilse lebhaft fort, „und die treue Seele vor uns fühlt es auch. Sie war heut den ganzen Tag ruhiger und heiterer, als sie sonst ist. Und

dafür muß ich Ihnen danken. Ach, von Herzen," fügte ſie leiſe hinzu.

Da Lob aus geliebtem Munde nicht die kleinſte Freude des Menſchen iſt, ſah der Profeſſor glücklich auf ſeine Nachbarin, welche jetzt im Dunkeln den Bruder zu ſchnellerem Schritte trieb. Er wagte das Schweigen nicht zu brechen, beiden waren die reinen Herzen geöffnet, und ohne ein Wort zu reden fühlten ſie den Strom warmer Empfindungen, der von einem zum andern zog. „Wer aus ſeinen Büchern unter andere Menſchen tritt," begann endlich der Profeſſor, „dem macht die pedantiſche Gewohnheit des Bücherleſens zuweilen leichter, aus einem fremden Leben heraus zu holen, was ihm für das eigene dienlich ſein kann. Denn zuletzt iſt in jedem Leben etwas Ehrwürdiges, wie oft es auch durch wunderliche Zuthat verdeckt iſt."

„Uns iſt geboten, den Nächſten zu lieben," ſagte Ilſe, „und wir mühen uns, das zu thun; aber wenn man findet, daß dieſe Liebe ſo heiter, ſo hoch und ſicher gegeben wird, iſt es doch rührend. Und wo man ſolche Geſinnung vor ſich ſieht, wird ſie ein Beiſpiel und erhebt das Herz. — Komm Franz," ſagte ſie zum Bruder gewandt, „es iſt nicht mehr weit nach Haus." Aber Franz ſtolperte und erklärte ſchlaftrunken, daß ihn ſeine Beine ſchmerzten. „Auf, kleiner Herr," rief der Profeſſor, „laß dich tragen."

Aengſtlich wehrte Ilſe: „Das kann ich nicht zugeben, es iſt nur der Schlaf, der ihn träge macht."

„Bis wir im Thale sind," sagte der Professor, und hob den Knaben an seine Schulter. Franz schlug ihm den Arm um den Hals, drückte sich an ihn und war bald fest entschlafen. Sie kamen an eine steile Biegung des Weges, der Professor bot seiner Gefährtin den freien Arm, sie aber weigerte sich nur ein wenig auf die dargebotene Hand. Und ihre Hand glitt hinab und blieb in der des Mannes liegen. Hand in Hand schritten beide den letzten Theil des Berges abwärts in das Thal, keines sprach ein Wort. Unten löste Ilse leise ihre Hand aus der seinen, er ließ sie los ohne Wort und Druck, aber die wenigen Minuten umfaßten für beide eine Welt von seligen Gefühlen. „Komm herab, Franz," bat Ilse, und nahm den schlafenden Bruder vom Arm ihres Freundes. Sie beugte sich zu dem Kleinen nieder und sprach ihm Muth ein, und weiter ging es zu der Gesellschaft, welche am Bach die Zurückgebliebenen erwartete.

Der Wagen des Oberamtmanns fuhr vor. Wortreich waren die Abschiedsgrüße der Frau Oberamtmann; auch der Starrsinn des Gatten war durch die Vorstellungen seiner Frau gemildert, und als er die Mütze in der Hand hielt, bequemte er sich mit erträglichem Anstande zum Biß in den erwähnten sauren Apfel. Er trat auf die Schreiberleute aus der Stadt zu, und er suchte sie, auch ihm das Vergnügen ihres Besuches zu schenken, und als er die freundlichen Worte sprach, übte die Einladung selbst auf sein ehrliches Gemüth eine

weitere beſänftigende Wirkung, er ſtreckte auch noch die Hand aus, und als dieſe ihm kräftig geſchüttelt wurde, näherte er ſich der Anſicht, daß die Fremden im Grunde auch nicht ſo übel wären. Der Gutsherr begleitete die Gäſte zu dem Wagen, Hans reichte die Schachtel hinein, und beide Landwirthe beobachteten unter dem letzten Gutnachtruf noch mit Kennerblick, wie die Braunen anzogen.

Neue Feindseligkeiten.

Während zwischen dem Professor und dem Doctor eine helle Frauengestalt aufstieg, wollte das Schicksal, daß zwischen den beiden Nachbarhäusern eine neue Fehde entbrannte. Und das ging so zu.

Herr Hahn hatte die Abwesenheit seines Sohnes zu einer Verschönerung des Grundstücks benutzt. Sein Garten lief nach dem Parke spitz zu, und er hatte viel darüber nachgedacht, wie diese Spitze zu einer guten Wirkung verwerthet werden könnte. Denn die kleine Erhöhung, die er dort aufgeworfen und mit Rosen besetzt hatte, erwies sich als ungenügend. Er beschloß also ein hübsches wasserdichtes Sommerhaus für solche Besucher des Gartens zu zimmern, welche nicht geneigt waren, bei schlechtem Wetter nach der nahen Wohnstube zurückzugehen. Alles war schon vor der Abreise des Sohnes weislich überlegt, den Tag darauf ließ er einen schlanken Holzbau errichten, mit kleinen Fenstern nach der Straße, oben statt des Daches eine Plattform mit luftigen Bänken, deren Latten über die Holzwände und den Gartenzaun kühn in die Luft der Straße vorsprangen.

Die Sache ſah gut aus. Als aber Herr Hahn herzlich vergnügt ſeine Gattin eine kleine Seitentreppe auf die Plattform hinaufführte und die wohlgerundete Frau Hahn, nichts Arges ahnend, auf der Luſtbank niederſaß, und von dort eben verwundert auf die Welt herunterblickte, da ergab ſich, daß die Spaziergänger grade unter ihr wegſchritten, und wer längs dem Zaun ging, ſah den Himmel über ſich verdunkelt durch das Gefieder des großen Vogels, der auf ſeinem hohen Sitz der Straßenwelt den Rücken kehrte. Da klangen ſchon in der erſten Viertelſtunde ſo ſpitze Reden herauf, daß die argloſe Frau Hahn dem Weinen nahe war und ihrem Hausherrn mit ungewohnter Energie erklärte, ſie werde ſich nie wieder als Henne behandeln laſſen und die Plattform nicht wieder beſteigen. Die Familienſtimmung wurde dadurch nicht beſſer, daß Herr Hummel während dieſer Ausſtellung der Frau Hahn am Zaune des Nachbargartens geſtanden und über die nichtswürdigen Redensarten des Volkes recht höhniſch gelacht hatte.

Hahn aber, nach kurzem Kampfe zwiſchen Stolz und Rückſicht, gab der beſſeren Stimme ſeines Innern Gehör, entfernte die Bänke und die Plattform und errichtete über dem Sommerhauſe ein ſchönes chineſiſches Dach. An die Vorſprünge des Daches aber hing er kleine Glocken. Wenn ſich der Wind erhob, tönten die Glocken leiſe. Dieſer Einfall wäre eine entſchiedene Verbeſſerung geweſen. Aber die Schlechtigkeit der Menſchen gönnte dem Kunſtwerk keine Ruhe. Denn die Stra

Jungen machten sich ein Vergnügen daraus, einzelne Glocken durch lange Gerten in Bewegung zu erhalten. Und in einer der nächsten Nächte wurde die Nachbarschaft sogar durch ein vielstimmiges Glockenconcert aus dem Schlummer geweckt.

Herrn Hahn däuchte im Schlafe, daß der Winter gekommen sei und eine lustige Gesellschaft Schlitten fahrend sein Haus umkreise; er erwachte auf und erkannte mit Entrüstung die aufgeregte Thätigkeit seiner Glocken. Im Nachtkleide eilte er in den Garten und rief zornig in die Luft hinaus: „Wer ist hier?“ Augenblicklich verstummte das Geläut, ringsum tiefes Schweigen, friedliche Stille. Er stieg zum Gartenhaus hinauf und sah die unsichern Unruhe seiner Glocken, welche noch unter dem Nachthimmel schwangen, aber rund umher war Niemand zu entdecken. Er ging nach seinem Bett zurück, aber kaum hatte er sich zurecht gelegt, so fing der Lärm wieder an, hastig und rufend, als sollte eine Weihnachtsbescherung eingeläutet werden. Und es wurde auch eine eingeläutet, aber keine fröhliche. Wieder stürmte er ins Freie, und wieder schwieg der Lärm, aber als er sich über das Gitter erhob und umherspähte, sah er im Garten gegenüber die breite Gestalt des Herrn Hummel am Zaun stehen, und hörte eine dröhnende Stimme rufen: „Was sind das für verrückte Phantastereien?“

„Es ist unerklärlich, Herr Hummel,“ rief Herr Hahn begütigend über die Straße hinüber.

„Unerklärlich iſt nichts," rief Herr Hummel, „als der Unfug, Glocken auf offner Straße in die freie Luft zu hängen."

„Ich verbitte mir Ihre Ausfälle," rief Herr Hahn tief verletzt, „ich habe das Recht, auf meinem Grundſtück aufzuhängen, was ich will."

Und nun begann ein Kampf der Anſichten über die Straße, ſchrecklich und kläglich zugleich. Dort Hummels Baß, hier Hahns ſcharfe Stimme, welche in hohe Tenerlagen hinüberhüpfte; beide Nachtgeſtalten in langen Schlafröcken, getrennt durch Straße und Verſchanzungen, aber wie zwei antike Helden mit ſtarken Worten gegen einander fechtend. Wenn man auch nicht den wilden Anſtrich erkennen konnte, den Herr Hahn durch die rothe Farbe ſeines Schlafrocks erhielt, ſo ragte er doch auf der Höhe neben ſeinem chineſiſchen Tempel, und ſeine Arme hoben ſich imponirend von dem dämmrigen Horizonte ab, Herr Hummel aber ſtand im Finſtern überſchattet von wildem Wein. „Ich werde Sie bei der Polizei belangen laſſen, weil Sie die bürgerliche Ruhe ſtören," rief Herr Hummel zuletzt und fühlte in ſeinem Rücken die kleine Hand ſeiner Frau, die ihn beim Schlafrock faßte und umdrehte und ihn leiſe beſchwor keine Scene zu geben.

„Und ich werde vor Gericht fragen, wer Ihnen das Recht giebt, Ihre Injurien über die Straße zu werfen," rief Herr Hahn ebenfalls auf dem Rückzuge, denn unter dem Getöſe des Kampfes hatte er häufig die leiſen

Worte gehört: „Komm zurück, Hahn," und seine Frau händeringend hinter sich gesehen. Er aber war nicht in der Stimmung das Schlachtfeld zu verlassen. „Licht her und eine Leiter," rief er, „ich will diese Schändlichkeit ermitteln." Eilfertig erschienen Leiter und Laterne, von dem erschreckenen Dienstmädchen zugetragen. Herr Hahn stieg zu seinen Glocken hinauf und suchte lange vergeblich, endlich entdeckte er, daß Jemand ein Geflecht von Pferdehaaren mit den einzelnen Glocken in Verbindung gebracht und dieselben von außen wie an einem Strange geläutet hatte.

Auf diese wilde Nacht folgte ein wüster Morgen. „Gehen Sie zu dem Manne hinüber, Gabriel," sagte Herr Hummel, „und fragen Sie ihn um des lieben Friedens willen, ob er gutwillig sogleich die Glocken abnehmen will. Ich fordere meinen Schlaf. Und ich leide nicht, daß Nachtgesindel an mein Haus gelockt wird, um den Zaun streift, in meinem Garten die Pflaumen stiehlt und in meine Fabrik einbricht. Dieser Mann läutet die Spitzbuben aus der ganzen Umgegend zusammen."

Gabriel versetzte: „Um des lieben Friedens willen gehe ich hinüber, aber nur wenn ich mit Höflichkeit sagen darf, was ich für gut halte."

„Mit Höflichkeit?" wiederholte Hummel und blinzte dem Vertrauten schlau zu. „Sie verstehen Ihren Vortheil nicht. Eine so schöne Gelegenheit, deutlich zu werden, kommt Ihnen sobald nicht wieder. Und es wäre jammerschade, wenn man sich das entgehen ließe. Aber

ich habe ſo meine Ahnungen, Gabriel, höflich oder nicht, mit dem Manne werden wir nicht fertig. Er iſt verhaft und ſtörrig und verbiſſen. Er iſt ein Bulldog, Gabriel, da haben Sie ſeinen Charakter."

Gabriel trat bei dem armen Herrn Hahn ein, der noch leidend vor dem unberührten Frühſtück ſaß und mißtrauiſch auf den Bewohner des feindlichen Hauſes blickte. „Ich komme nur zu fragen," begann Gabriel ſchlau, „ob Sie vielleicht durch Ihren Herrn Sohn Nachricht von meinem Profeſſor bekommen haben."

„Keine," verſetzte Herr Hahn traurig, „es giebt Zeiten, wo alles quer geht, lieber Gabriel."

„Ja, das war heut Nacht ein ſchlechter Schabernack," bedauerte Gabriel.

Herr Hahn ſprang auf. „Unſinnig hat er mich genannt, einen Phantaſten hat er mich genannt. Darf ich mir das gefallen laſſen? Als Geſchäftsmann, und in meinem eigenen Garten? — Wegen dem Spielwerk mögen Sie Recht haben, man muß nicht zu viel Vertrauen auf die Menſchen ſetzen. Jetzt aber iſt meine Ehre gekränkt, und ich ſage Ihnen, die Glocken bleiben, und ſollte ich alle Nächte einen Wächter dazu ſtellen."

Vergebens ſprach Gabriel verſtändige Worte. Herr Hahn blieb unerbittlich und rief dem Abgehenden noch nach: „Und ſagen Sie ihm, vor Gericht ſehen wir uns wieder."

In der That ging er zu ſeinem Sachwalter und beſtand auf einer Klage wegen nächtlicher Injurien.

„Gut," ſagte Hummel, als Gabriel von ſeiner fruchtloſen Geſandtſchaft zurückkehrte. „Dieſe Leute zwingen mich, Sicherheitsmaßregeln für mich ſelbſt zu treffen, ich will dafür ſorgen, daß keine fremden Pferdehaare an mein Haus gebunden werden. Wenn bei denen drüben die Spitzbuben mit den Schellen läuten, ſo ſollen bei mir die Hunde bellen. Wurſt wider Wurſt, Gabriel."

Düſter ging er in ſeine Fabrik und ſchnaubte wild umher. Sein Buchhalter, der das Ausſehen eines gedrückten Mannes hatte, weil er neben Herrn Hummel nie recht aufkommen konnte, fühlte ſich verpflichtet zeitgemäß zu reden und bemerkte ſchüchtern: „Die Einfälle von A. C. Hahn ſind abgeſchmackt, alle Welt hält ſich darüber auf." Aber die Rede gedieh ihm nicht. „Was kümmern Sie dieſes Mannes Einfälle?" rief Hummel, „ſind Sie Hausbeſitzer und ſind Sie Principal dieſes Geſchäfts oder bin ich es? Wenn ich mich ärgern will, ſo iſt das meine Sache und geht Sie gar nichts an. Sein neuer Commis Knips trägt einen friſirten Lockenkopf und riecht nach kölniſchem Waſſer. Machen Sie ſich doch über den luſtig, das iſt Ihre Gerechtſame. Und was die übrige Welt betrifft, ſo iſt ihr Schelten auf dieſes Mannes Erfindungen grade ſo viel werth, als ob ein Sperling vom Dache ſchreit. Und wenn er alle Tage ein Schellengeläut auf ſeine Schultern hängt und damit in ſein Comtoir geht, ſo bleibt er für dieſes Straßenvolk immer ein reputirlicher Bürger. Nur mir gegen-

über iſt das ein ander Ding. Ich bin ſein Nachbar bei Tag und bei Nacht. Und wenn er Suppen einbrockt, ſo fällt auch mir der Löffel hinein. Im Uebrigen verbitte ich mir alle Verleumdungen auf Mitmenſchen. Was geſagt werden muß, beſorge ich allein, ohne Aſſocié. Merken Sie ſich das."

An einem der nächſten Abende ſtand Gabriel vor der Thür, ſah auf den Himmel und wartete, ob eine kleine ſchwarze Wolke, welche dort eben langſam dahinſchiffte, das Bild des Mondes verdecken würde. Grade als dies Ereigniß eintrat, und die Straße und die beiden Häuſer im Dunkel lagen, fuhr ein Wagen vor das Haus und die Stimme des Hausbeſitzers frug hinter dem Leder hervor: „Alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung," erwiederte Gabriel, und knöpfte den Schurz auf. Herr Hummel ſtieg ſchwerfällig herab, hinter ihm klang ein unwilliges Knurren. „Was ſteckt da in der Finſterniß?" frug Gabriel neugierig, und griff in den Wagen, aber er zog ſchnell die Hand zurück: „Das Grobzeug will beißen?"

„Ja, das hoffe ich," verſetzte Herr Hummel, „es ſoll beißen. Ich bringe Wachhunde mit gegen die Glockenſpieler." Er zerrte am Strick zwei undeutliche Geſtalten heraus, welche auf dem Boden mit heiſerem Geklaff umherfuhren, Gabriels Beine bösartig umkreiſten und den Strick wie eine Schlinge um ihn zogen. „Die Menge muß es bringen," rief Gabriel, „zwei Stück!" Der Mond hatte die Wolke überwunden und beleuchtete

hell die beiden Hunde. „Das ſind ſeltſame Thiere, Herr Hummel, es iſt eine ſchwierige Race. Zwei Köter," fuhr er abſchätzend fort, „kaum von Mittelgröße, es iſt dickes Format, und ihr Haar iſt zottig, über die Schnauze hängen die Borſten wie ein Schnurrbart. Die Mutter war eine Pudelin, der Vater ein Affenpintſch, auch ein Mops muß mit in der Verwandtſchaft geweſen ſein, und der Urgroßvater war ein Dachshund. Ein ſchöner Bau, Herr Hummel, ſo etwas iſt ſelten. Wie ſind Sie zu dieſen Mondkälbern gekommen?"

„Das war ein eigener Zufall. Im Dorfe hatte ich für heut keinen Hund erhalten; als ich durch den Wald zurückfuhr, ſcheuten die Pferde und wollten nicht vorwärts. Während der Kutſcher mit ihnen hantirte, ſah ich auf einmal neben dem Wagen einen großen ſchwarzen Mann ſtehen, wie aus dem Boden heraufgeſchoſſen. Er hielt die zwei Hunde am Stricke und lachte höhniſch über die Scheue des Kutſchers. „Was ſoll's?" rief ich ihn an, „wohin führt ihr die Hunde?" „Dem, der ſie haben will," rief der Schwarze.

„Hebt ſie in den Wagen," ſagte ich.

„Ich reiche nichts," brummte der Fremde, „ihr müßt ſie euch holen." Ich ſtieg ab und frug: „Was verlangt ihr dafür?"

„Nichts," ſagte der Mann. Die Sache wurde mir bedenklich, aber ich dachte, man kann's doch probiren, ich trug die Burſchen in den Wagen, ſie waren lammfromm. „Wie heißen die Hunde?" rief ich aus dem Wagen.

„Bräuhahn und Bose," ſagte der Mann, und lachte wie ein Teufel.

„Das ſind keine Hundenamen, Herr Hummel," warf Gabriel kopfſchüttelnd ein.

Das ſagte auch ich dem Manne, und er verſetzte: „Getauft ſind ſie nicht." „Aber der Strick iſt euer," ſagte ich, und denken Sie, Gabriel, dieſer ſchwarze Kerl antwortete mir: „Behaltet ihn, ihr könnt euch dran hängen." Ich wollte ihm die Hunde wieder aus dem Wagen werfen, da war der Mann im Walde verſchwunden wie ein Irrwiſch.

„Das iſt eine niederträchtige Geſchichte," rief Gabriel bekümmert, „dieſe Hunde ſind in keinem chriſtlichen Hauſe gewachſen. Und wollten Sie wirklich ſolche Geſpenſter behalten?"

„Ich will's probiren," ſagte Herr Hummel. „Zuletzt iſt ein Hund ein Hund."

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hummel, in den Thieren ſteckt etwas."

„Dummes Zeug!"

„Sie ſind ſcheuſälig," fuhr Gabriel fort, und zählte an den Fingern; „ſie haben keine menſchlichen Hundenamen, ſie ſind angeboten ohne Geld, kein Menſch weiß, was dieſe Beſtien freſſen."

„Auf den Appetit werden Sie nicht lange zu warten haben," verſetzte der Hausherr. Gabriel zog ein Stück Semmel aus der Taſche, die Hunde ſchnappten darnach. „In dieſer Weiſe ſind ſie zuverläſſig," ſagte er ein wenig beruhigt. „Aber wie ſoll man ſie in Ihrem Hauſe rufen?"

„Der Bräuhahn mag bleiben, was er iſt," verſetzte Herr Hummel, „aber in meiner Familie ſoll kein Hund Boſe heißen. Ich leide dieſes Getränk nicht." Er ſah feindſelig auf das Nachbarhaus hinüber. „Andere Leute laſſen ſich das Zeug täglich über die Straße holen, das iſt für mich kein Grund, ein ſolches Wort in meinem Haushalt zu dulden. Der Schwarze heißt von jetzt ab Bräuhahn und der Rothe Speihahn. Damit abgemacht."

„Aber, Herr Hummel, das ſind lauter injuriöſe Namen," rief Gabriel, „damit wird das Uebel ärger."

„Das iſt meine Sorge," ſagte Herr Hummel entſchloſſen. „Bei Nacht bleiben ſie im Hofe, ſie ſollen das Haus bewachen."

„Wenn ſie nur leibhaftig anhalten," warnte Gabriel, „die Art kommt und verſchwindet wie ſie will, und nicht wie wir wollen."

„Sie werden doch nicht des Teufels ſein," lachte Herr Hummel.

„Wer ſpricht vom Teufel?" verſetzte Gabriel ſchnell. „Einen Teufel giebt es nicht, das leidet der Profeſſor nimmer, aber von Hunden hat man Beiſpiele."

Damit zog Gabriel die Thiere in den Hausflur, Herr Hummel rief in die Stube: „Guten Abend, Philippine, hier habe ich dir etwas mitgebracht."

Frau Hummel trat mit dem Licht in die Thür und ſah erſtaunt auf das Geſchenk, das zu ihren Füßen winſelte. Durch dieſe Demuth wurde das ſtolze Herz

der Hausfrau zum Wohlwollen gestimmt. „Aber sie sind häßlich," sagte sie zweifelnd, als der Rothe und der Schwarze zu ihren beiden Seiten niedersaßen, das Gesäß gesenkt, mit dem Schwanze wedelnd und unter den langen Augenhaaren zu ihr aufblickend. „Und warum zwei?"

„Sie sind nicht für die Ausstellung gearbeitet," entgegnete Herr Hummel begütigend, „es ist Landwaare. Der eine ist nur Ersatzmann."

Nach dieser Vorstellung wurden sie in einen Verschlag getragen, Gabriel prüfte noch einmal ihre Fähigkeit im Fressen und Saufen, sie erwiesen sich durchaus als regelmäßige, wenn auch nicht durch Leibesschönheit ausgezeichnete Hunde, und Gabriel stieg sorglos zu seiner Kammer hinauf.

Als die Uhr zehn schlug und das Gitterthor, welches den Hof von der Straße schied, geschlossen wurde, ging Herr Hummel selbst zum Hundezwinger hinab, um die neuen Wächter in ihren Beruf einzuweihen. Aber er erstaunte sehr, als er ihnen die Thür öffnete. Denn ohne sein ermunterndes Herrenwort abzuwarten, stürzten die beiden Creaturen zwischen seinen Füßen in den Hof hinaus. Wie von einer unsichtbaren Peitsche getrieben, fuhren sie um das Haus und die Fabrik herum, ohne Aufhören, immer neben einander. Und keineswegs stillschweigend. Sie waren bis dahin gedrückt und kleinlaut gewesen, jetzt wurden sie, entweder wegen guter Leibesnahrung, oder weil ihre nächtliche Stunde gekom-

men war, ſo geräuſchvoll, daß ſogar Herr Hummel erſtaunt zurücktrat; ihr heiſeres ſcharfes Gebell übertönte das Horn des Nachtwächters und die Rufe des Hausherrn, welcher ihnen Mäßigung anempfehlen wollte. Ohne Aufhören ging die wilde Jagd im Hofe herum und ein unendliches Gekläff begleitete den Sturmlauf. Die Fenſterflügel des Hauſes öffneten ſich. „Das wird eine lebendige Nacht, Herr Hummel," rief Gabriel hinunter.

„Aber Heinrich, das iſt ja unerträglich," rief die Gattin aus der Schlafſtube.

„Es iſt nur die erſte Freude," tröſtete Herr Hummel, und zog ſich in das Haus zurück.

Aber dieſe Anſicht erwies ſich als ein Irrthum. Durch die ganze Nacht klang das Gebell der Hunde aus dem Hofe. Auch in den Häuſern der Nachbarſchaft wurden Läden aufgeriſſen und laute Scheltworte nach dem Hof des Herrn Hummel geworfen. Am nächſten Morgen ſtand Herr Hummel unſicher auf. Selbſt ihm war ſein kräftiger Bürgerſchlaf durch die Vorwürfe der Gattin geſtört worden, welche jetzt zornig und mit Kopfſchmerzen behaftet beim Frühſtück ſaß. Und als er in den Hof trat und die Beſchwerden einſammelte, welche ihm ſeine Leute von der Außenwelt zutrugen, da war auch er einen Augenblick ſchwankend, ob er die Hunde für eine Bereicherung ſeines Hausſtandes halten dürfe.

Das Unglück wollte, daß grade in dieſer Stunde der Markthelfer des Herrn Hahn mit herausfordernder Miene in den Hof trat und meldete: Herr Hahn müſſe

darauf bestehen, daß Herr Hummel das unerhörte Gebell abschaffe, er werde sich sonst genöthigt sehen, sein Recht bei der Polizei zu suchen.

Dieser Angriff des Gegners entschied den innern Kampf des Herrn Hummel. „Wenn ich das Bellen meiner Hunde ertrage, so können's andere Leute auch ertragen. Dort spielen die Glocken, hier singen die Hunde, und wenn jemand vor der Polizei meine Ansicht hören will, so soll er genug zu hören bekommen.“ Er ging in das Haus zurück und trat würdig vor seine leidende Hausfrau. „Du bist meine Frau, Philippine, du bist eine kluge Frau und ich gebe dir nach in jedem Dinge, worin du mir einen verständigen Willen zeigst.“

„Sollen zwei Hunde zwischen dich und mich treten?“ frug mit schwacher Stimme die Gattin.

„Niemals,“ versetzte Hummel, „Hausfriede muß sein, und dein Kopfschmerz ist mir nicht recht. Und ich wollte dir zu gefallen die Biester schon wieder abschaffen. Da begegnet mir dies mit diesen Phantasten. Zum zweiten Mal betreiben sie mich mit Justiz und Polizei. Jetzt steht meine Ehre auf dem Spiel und ich kann nicht mehr nachgeben. Sei mein gutes Weib, Philippine, versuch's einige Nächte mit Baumwolle in den Ohren, bis sich die Hunde an ihre Arbeit gewöhnt haben.“

„Heinrich,“ versetzte die Gattin matt, „ich habe nie an deinem Herzen gezweifelt, aber dein Character ist rauh. Und die Hunde haben eine zu höfliche Stimme.

Willst du, um deinen Willen durchzusetzen, deine Frau durch Schlaflosigkeit leiden sehen und immer kränker werden sehen, so sag's. Willst du, um deinen Charakter zu behaupten, den Frieden mit der Nachbarschaft opfern, so sag's."

„Ich will nicht, daß du krank wirst, und ich will die Hunde nicht weggeben," versetzte Herr Hummel, ergriff seinen Filzhut und ging mit starken Schritten nach der Fabrik.

Wenn sich aber Herr Hummel der Hoffnung hingab, den schwersten Hauskampf als Sieger beendet zu haben, so wandelte er in großem Irrthum. Noch war eine andere Macht innerhalb seiner Grenzen übrig, und diese eröffnete den Feldzug auf ihre Weise. Als Hummel in seinem kleinen Comtoir an das Pult trat, sah er neben dem Tintenfaß einen Blumenstrauß. An dem rosa Seidenband hing ein kleiner Brief, gesiegelt mit der Oblate Vergißmeinnicht, überschrieben: „Meinem lieben Papa." „Das ist mein Lieblingsveilchen," murmelte er, öffnete das Billet und las folgende Zeilen: „Lieber Papa, guten Morgen, die Hunde machen uns große Sorgen, sie sind gar zu häßlich, und ihr Gebell ist gräßlich. Was den Unfrieden mehrt, und die Nachbarn stört, behalte nicht in Hof und Hut. Sei edel, Vater, hilfreich und gut."

Hummel lachte kräftig, daß die Arbeit in der Fabrik stockte, und Jedermann über die gute Laune verwundert war. Dann bezeichnete er den Zettel mit dem Datum des Empfanges, steckte ihn in die Brieftasche und begab

sich nach Durchsicht der eingelaufenen Briefe nach dem Garten. Er sah seine kleine Hummel mit der Gießkanne über die Beete fahren und Vaterstolz schwellte ihm das Herz. Wie behend sie sich drehte und beugte, und wie ihr die dunkeln Löckchen um das blühende Antlitz hingen, und wie geschäftig sie die Kanne hob und schwenkte! Und als sie ihn erblickte, das Gefäß hinsetzte und ihm mit dem Finger drohte, da wurde er vollends bezaubert. „Wieder Verse," rief er ihr entgegen, „es ist N^2 neun, die ich kriege."

„Und du wirst mein guter Papa sein," rief Laura auf ihn zueilend und streichelte sein Kinn. „Schaffe sie ab."

„Siehst du, Kind," sagte der Vater behaglich, „ich habe schon mit deiner Mutter darüber gesprochen, und ich habe ihr auseinander gesetzt, weshalb ich sie nicht abschaffen kann. Jetzt darf ich doch nicht dir zu gefallen thun, was ich deiner Mutter nicht zugeben konnte. Das wäre gegen die Hausordnung. Respectire deine Mutter, kleine Hummel."

„Du bist hartherzig, Vater," versetzte die Tochter schmollend. „Und sieh, du hast in dieser Sache Unrecht."

„Ohe," rief der Vater, „kommst du mir so?"

„Was that uns das Glockenspiel drüben zu Leid? Das Häuschen ist hübsch, und wenn wir Abends im Garten sitzen und der Wind geht und die Glocken leise bimmeln, das hört sich gut an, es ist wie in der Zauberflöte."

„Hier iſt keine Oper," rief Hummel ärgerlich, „ſon
ern offene Straße. Und wenn meine Hündlein bellen,
o kannſt du ja auch deine Theaterideen haben und den
en, daß du in der Wolfsſchlucht biſt."

„Nein, mein Vater," erwiederte die Tochter eifrig.
Du haſt Unrecht gegen die Leute. Denn du willſt ihnen
inen Poſſen thun, und das kränkt mich in tiefſtem Her
en. Und das leide ich nicht an meinem Vater."

„Du wirſt's doch leiden müſſen," erwiederte Hum
mel verſtockt. Denn dies iſt ein Streit zwiſchen Män
nern, hier finden Paragraphen der Polizeiordnung ſtatt,
a bleibe du mit deinen Verſen hübſch daven. Und
as die Namen betrifft, ſo iſt wohl möglich, daß andere
Wörter, wie Adelar und Ingomar und Marquis Poſa
uch Weibern beſſer klingen. Dies aber iſt für mich
ein Grund, meine Namen ſind praktiſch. In deinen
Blumen und Büchern will ich dir Vieles zu Gefallen
thun, aber Poeſie bei Hunden beachte ich nicht." Damit
ehrte er der Tochter den Rücken, bemüht, dieſes Strei
es ledig zu werden.

Laura aber eilte in die Stube zur Mutter und die
Frauen traten in Berathung. „Der Lärm war arg,"
lagte Laura, „aber ſchrecklicher iſt der Name. Mutter,
ch kann dieſes Wort nicht ausſprechen, und du darfſt
icht leiden, daß unſere Leute die Hunde ſo nennen."

„Liebes Kind," erwiederte die erfahrene Frau, „man
riebt auf Erden viel Unbilligee, aber am meiſten ſchmerzt,
as gegen die Würde der Frauen im eigenen Hauſe

geübt wird. Ich spreche mich darüber nicht weiter aus. Was nun den Namen Bräunahn betrifft, so hat dieser, welcher, wie ich höre, ein benachbartes Getränk ist, manches, was zu seiner Entschuldigung gesagt werden kann, und etwas müssen wir darin dem Vater nachgeben. Die andere Bezeichnung aber, darin gebe ich dir Recht, wäre eine Beschimpfung der Nachbarn. Doch wenn der Vater merkt, daß wir hinter seinem Rücken den rothen Hund Phöbus oder Azor nennen, so wird das Uebel ärger."

„Den bösen Namen wenigstens soll Niemand in den Mund nehmen, dem an meiner Freundschaft gelegen ist," entschied Laura, und eilte in den Hof.

Gabriel benutzte seine einsame Muße, die neuen Ankömmlinge zu beobachten. Es zog ihn öfter nach dem Hundestall, dort die irdische Beschaffenheit der Fremdlinge festzustellen.

„Was ist Ihre Meinung?" frug Laura zu ihm tretend.

„Ich habe so meine Meinung," antwortete der Diener, in die Tiefe des Stalles spähend. „Nämlich in den da steckt doch etwas. Haben Sie heut Nacht den Gesang dieser Raben beachtet? So bellt kein richtiger Hund. Sie winseln und jammern, dazwischen krächzen sie und sprechen wie kleine Kinder. Ihr Fressen ist gewöhnlich, aber ihre Lebensart ist unmenschlich. Sehen Sie, jetzt ducken sie sich, wie auf's Maul geschlagen, weil die Sonne auf sie scheint. — Und dann, liebes Fräulein, der Name!"

Laura ſah neugierig auf die Thiere. „Wir ändern
n Namen in der Stille, Gabriel, dieſer hier ſoll nur
r Rothe heißen.“

„Das wäre ſchon beſſer, es wäre wenigſtens nicht
juriös für Herrn Hahn, ſondern nur für die Keller
ohnung.“

„Wie meinen Sie das?“

„Da doch drüben der Markthelfer Rothe heißt.“

„Dann alſo,“ entſchied Laura, „wird das rothe Un-
ier von jetzt ab nur das Andere genannt, und ſo
llen ihn unſere Leute rufen. Sagen Sie das auch
n Arbeitern in der Fabrik.“

„Andres?“ verſetzte Gabriel. „Der Name wird ihm
hon recht ſein. Dies Geſindel hat's nicht gern, wenn
mit ordentlichem Zeichen gerufen wird. Dieſes An
re wird am beſten wiſſen, weder das Eine ſtammt,
m es zugehört. Na, die Nachbarſchaft wird meinen,
aß er Andreas heißt, damit geſchieht ihm immer noch
viel Ehre.“

So war billiger Sinn geſchäftig, die böſe Vorbe-
utung des Namens abzuwenden. Vergebens. Denn,
ie Laura richtig bemerkte, wenn der Ball des Unheils
nter die Menſchen geworfen wird, ſo trifft er erbar-
ungslos die Guten wie die Böſen. Der Hund wurde
it dem unſcheinbarſten Namen verſehen, der gar kein
ame war. Aber durch eine unbegreifliche Verbindung
r Ereigniſſe, welche allen menſchlichen Scharfſinn
hnte, geſchah es, daß Herr Hahn ſelbſt den Ver-

namen Andreas führte. So wurde der Doppelname des Geschöpfes eine doppelte Kränkung des Nachbarhauses, und Alles schlug zu schrecklichem Unglück um, Tort und gute Meinung kochten zusammen zu einer dicken schwarzen Suppe des Hasses.

Gleich in der Frühe, als Herr Hummel vor die Thür trat und trotzig wie Ajax die beiden Hunde mit ihren feindlichen Namen rief, vernahm Markthelfer Rothe im Kellereck den Ruf, eilte in die Stube seines Hausherrn und meldete diese häßliche Kränkung. Frau Hahn versuchte, die Sache nicht zu glauben, und setzte durch, daß wenigstens eine Bestätigung abgewartet wurde. Aber diese Bestätigung blieb nicht aus. Denn am Nachmittag öffnete Gabriel die Thür des Zwingers und zwang die Geschöpfe, sich auf eine Viertelstunde dem Sonnenlicht des Gartens auszusetzen. Und Laura, welche unter ihren Blumen saß, und grade nach ihrem stillen Ideal, einem berühmten Sänger, blickte, der mit geölten schwarzen Haaren und einem Feldherrnblick vorüberschritt, verzichtete als wackeres Mädchen darauf, ihrem Liebling durch das Weinlaub nachzuspähen, und wendete sich zu den Hunden. Und um den Rothen an seinen neuen Namen zu gewöhnen, lockte sie ihn mit einem Stückchen Kuchen und rief ihm einigemal das ungeschickte Wort „Andres" zu. In demselben Augenblick stürzte Dorchen zu Frau Hahn: „Es ist richtig, jetzt ruft ihn gar Fräulein Laura mit dem Vornamen unseres Herrn." Frau Hahn fuhr erschrocken an das Fenster und vernahm

lbſt den Namen ihres lieben Mannes. Sie trat eben
ſchnell zurück, denn dieſe Unmenſchlichkeit der Nach-
arn preßte ihr Thränen aus und ſie ſuchte nach ihrem
aſchentuch, um ſie heimlich vor dem Mädchen abzu-
iſchen. Madame Hahn war eine gute Frau, ruhig,
leichmäßig, mit einer hübſchen kleinen Anlage zur Be-
ibtheit und einer unabläſſigen Neigung, den Staub
r Erde mit weißen Läppchen geräuſchlos abzuwiſchen.
ber dieſe Herzloſigkeit auch der Tochter entflammte
ren Zorn. Sie holte augenblicklich ihre Mantille aus
m Schranke und ging zum Aeußerſten entſchloſſen
er die Straße in den feindlichen Garten.

Erſtaunt ſah Laura von den garſtigen Hunden
f den unerhörten Beſuch, welcher mit ſtarken Schrit
n auf ſie zukam.

„Ich komme, mich bei Ihnen zu beklagen, Fräulein,“
gann Frau Hahn ohne Gruß. „Was in dieſem Hauſe
einem Manne zum Hohn gethan wird, iſt unerträg
h. Für das Benehmen Ihres Vaters können Sie
cht, aber daß auch Sie ſich auf ſolche Beſchimpfungen
laſſen, finde ich an einem jungen Mädchen doch
ſchrecklich.“

„Was meinen Sie damit, Madame Hahn?“ frug
ura mit flammendem Geſicht.

„Die Beleidigung eines Menſchen durch Hunde
men meine ich. Sie rufen Ihren Hund mit allen
amen meines Mannes.“

„Das habe ich niemals gethan,“ verſetzte Laura.

„Leugnen Sie nicht," rief Frau Hahn.

„Ich spreche keine Unwahrheiten," sagte das Mädchen stolz.

„Mein Mann heißt Andreas Hahn, und wie Sie dieses Thier nennen, das hört die ganze Nachbarschaft aus Ihrem Munde."

Laura's Stolz bäumte auf. „Dies ist ein Mißverständniß, und der Hund beißt gar nicht so. Was Sie mir sagen, ist ungerecht vom Anfang bis zum Ende."

„Wie so ungerecht?" frug Frau Hahn wieder, „am Morgen ruft der Vater, am Nachmittag die Tochter."

Auf Laura's Herz sank eine Centnerlast, sie fühlte sich hinabgerückt in einen Abgrund von Unrecht und Greuel. Die That des Vaters lähmte ihre Kraft, auch ihr brachen die Thränen aus den Augen.

„Ich sehe, daß Sie wenigstens nicht ohne Gefühl für das Unrecht sind, das Sie begehen," fuhr Frau Hahn ruhiger fort, „thun Sie's nicht wieder. Glauben Sie mir, es ist leicht, andere zu kränken, aber es ist ein trauriges Geschäft. Und mein armer Mann und ich haben's um Sie nicht verdient. Denn wir haben Sie aufwachsen sehen vor unsern Augen, und wenn wir auch sonst nicht mit Ihren Eltern im Verkehr stehen, wir haben uns immer über Sie gefreut und in unserm Hause ist Ihnen niemals etwas Böses gewünscht worden. Sie wissen nicht, was Hahn für ein guter Mann ist, aber so etwas durften Sie doch nicht thun. Wir haben, seit wir hier wohnen, aus diesem Hause viele

Kränkung erfahren, aber daß auch Sie die Gesinnung Ihres Vaters theilen, das thut mir am allermeisten weh."

Laura versuchte umsonst, ihre Thränen zu trocknen. „Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir Unrecht thun, weiter kann ich nichts zu meiner Rechtfertigung sagen, und ich will es auch nicht. Sie haben mich mehr gekränkt, als Sie wissen. Und ich muß darauf vertrauen, daß ich gegen Sie ein gutes Gewissen habe."

Mit diesen Worten eilte sie in das Haus, Frau Hahn kehrte unsicher über den Erfolg ihres Besuches dem feindlichen Bau den Rücken.

In ihrem Dachstübchen schritt Laura auf und ab und rang die Hände. Unschuldig und doch schuldvoll, trotz gutem Willen bis auf's Blut gekränkt, hineingezogen in einen Familienhaß, dessen Jammer noch gar nicht abzusehen war, so durchflog sie die Ereignisse der letzten Tage in empörter Seele. Endlich setzte sie sich an ihren kleinen Schreibtisch, zog ihr Geheimbuch heraus und vertraute ihre Schmerzen diesem verschwiegenen Freunde in violettem Leder. Und sie suchte Trost bei den Seelen Anderer, die aus ähnlichem Weh sich edel erhoben hatten, und fand endlich eine Bestätigung ihrer Erlebnisse in der schönen Stelle des Dichters: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage, weh dir, daß du ein Enkel bist." Denn hatte sie nicht Verständiges und Wohlthuendes gewollt, und war nicht Unsinn und Plage daraus geworden? Und hatte das Unglück nicht auch sie

ohne ihr Verſchulden getroffen, weil ſie Kind vom Hauſe war? Mit dieſem Satze ſchloß ſie einen leidenſchaftlichen Erguß. Um aber vor dem eigenen Gewiſſen nicht lieblos zu erſcheinen, ſchrieb das arme Kind ſogleich die Worte darunter: Mein lieber, guter Vater. Dann ſchob ſie ein wenig getröſtet das Buch zurück.

Doch als ärgſte Demüthigung empfand ſie, daß ſie von den fremden Leuten drüben ungerecht beurtheilt wurde, und ſie ſchlug die Arme übereinander und ſann, ob ihr nicht dennoch eine Rechtfertigung möglich ſei. Sie ſelbſt konnte nichts thun. Aber da war ein ehrlicher Mann, der von Allen im Hauſe als Vertrauter gebraucht wurde, der ihren Kanarienvogel vom Pips geheilt hatte und die kleine Büſte Schillers von einem Spinnenfleck auf der Naſe. Und ſie beſchloß, nur dem treuen Gabriel von den Reden der Frau Hahn zu erzählen, ohne Noth aber auch nicht der Mutter.

Und es fügte ſich, daß gegen Abend Gabriel und Derchen auf der Straße in ein kleines Geſpräch kamen. Derchen begann bittere Klage über die Bosheit der Hummeln, Gabriel aber mahnte herzlich: „Laſſen Sie ſich durch dieſen Krieg nicht fortreißen. Es muß auch ſolche geben, welche neutral bleiben. Seien Sie ein Engel, Derchen, welcher den Frieden und die Kränze in das Haus trägt. Nämlich die Tochter iſt unſchuldig.“ Darauf wurde die Namengebung noch einmal durchgeſprochen, und Laura ehrenvoll gerechtfertigt. Als Gabriel ſpäter im Vorbeigehen ſagte: „dieſe Sache iſt

in Ordnung, und Herr Hahn hat gesagt, ihm wäre gleich unwahrscheinlich gewesen, daß Sie es so übel mit ihm meinten," da fiel ihr zwar die schwerste Last vom Herzen, und wieder klang ihr leiser Gesang durch das Haus, aber ruhig wurde sie deshalb doch nicht. Denn immer noch blieb ihr Haus gegen die Nachbarn im Unrecht, und die Menschen von jenseits wurden durch den Zorn des Vaters schwer gekränkt. Ach, ihre gewaltige Gemüth konnte sie nicht bändigen, aber sie mußte versuchen, in der Stille sein Unrecht zu sühnen. Darüber grübelte sie noch am späten Abend beim Auskleiden. Und als sie bereits im Bette lag und vielen gesunnen und verworfen hatte, da kam ihr der rechte Einfall, und sie sprang noch einmal auf, zündete das Licht an und lief im Hemde nach dem Schreibtisch. Dort schüttete sie ihr Beutelchen aus, und überzählte die neuen Thaler, die ihr der Vater zu Weihnacht und am Geburtstage geschenkt hatte. Diese Thaler beschloß sie zu einer geheimen Abbitte zu verwenden. Vergnügt nahm sie den Perlenbeutel zu sich in's Bett, legte ihn unter das Kopfkissen, und schlief darüber in Frieden ein, obgleich wieder die wilde Jagd der Gespensterhunde um das Haus tobte, greulich und unaufhörlich.

Am nächsten Morgen schrieb Laura mit großen steifen Buchstaben Name und Wohnung des Herrn Hahn auf ein leeres Couvert, siegelte dasselbe mit einem Veilchen, welches die Umschrift trug: „ich verberge mich," und steckte die Adresse in ihre Tasche. Als sie wegen

eines Einkaufs nach der Stadt ging, machte sie auf eigene Gefahr einen Seitenweg zu einem Handelsgärtner, mit dem sie persönlich nicht bekannt war. Dort kaufte sie den dicken Busch einer Zwergorange voll von Blüthen und goldenen Früchten, ein Prachtstück des Glashauses, sie fuhr den Strauch mit pochendem Herzen in geschlossener Droschke, bis sie einen Lohnträger fand, und empfahl mit einer außerordentlichen Vergütigung dem Träger, Strauch und Convert ohne Gruß und Wort im Hause des Herrn Hahn niederzusetzen.

Redlich führte der Mann den Auftrag aus. Der Hahn entdeckte den Strauch im Hausflur und in der Familie Hahn begann eine kleine sehr behagliche Aufregung, fruchtloses Sinnen, wiederholte Besichtigung, eitles Vermuthen. Als Laura am Mittag durch das Weinland in den Garten hinüberspähte, hatte sie die Freude, den Orangenstrauch auf einem ausgezeichneten Platz vor der weißen Muse zu erblicken. Allerliebst leuchtete der Busch in Weiß und Gold über die Straße. Und Laura stand lange hinter den Ranken und faltete unwillkürlich die Hände. Das Unrecht war von ihrer Seele genommen. Dann wandte sie sich in gehobener Stimmung ab von dem feindlichen Hause.

Unterdeß hing eine Polizeibeschwerde und eine gerichtliche Klage zwischen den beiden Häusern. Die letztere wurde durch Einfügung des Namens Speihahn noch an demselben Tage gefährlich verschärft.

Und der Frieden im Hause und in der Nachbar

ſchaft blieb geſtört. Zuerſt hatte das Glockenſpiel die allgemeine Meinung gegen Herrn Hahn aufgeregt, aber durch die Hunde wurde die Stimmung gründlich geändert, die ganze Straße zog ſich nach dem Stroh hinüber, der Filz hatte alle Welt gegen ſich. Herrn Hummel kümmerte das wenig. Des Abends ſaß er im Garten auf dem umgeſtürzten Kahn und ſah ſtolz auf das Nachbarhaus, während Bräunhahn und das Andere zu ſeinen Füßen lagen und nach dem Mond blinzten, der in ſeiner gewohnten Weiſe boshaft herniederblickte auf Hummel, auf Hahn, auf die übrige Welt.

Und es geſchah, daß in einer der nächſten Nächte unter Hundegebell und Mondſchein am chineſiſchen Bau des Herrn Hahn alle Glocken abgeriſſen und geſtohlen wurden.

8.

Noch einmal Tacitus.

Unſer Volk weiß, daß alle verlorenen Dinge unter den Krallen des Böſen liegen. Wer etwas ſucht, der hat zu rufen: „Teufel, nimm die Pratze weg.“ Dann liegt's plötzlich da vor den Augen der Menſchen, es war ſo leicht zu finden, man iſt hundertmal herum gegangen, man hat darüber und darunter geſehen, das Unwahrſcheinlichſte hat man durchſucht und an das Nächſte nicht gedacht. Zuverläſſig war es mit der Handſchrift nicht anders, ſie lag unter der Tatze des Böſen oder eines Kobolds ganz in der Nähe der Freunde; wenn man die Hand ausſtreckte, war ſie zu faſſen; der Erwerb wurde nur noch durch ein Bedenken aufgehalten, durch die Frage: wo? Ob dieſe Verzögerung für beide Gelehrte die große oder kleine Frage peinlicher Tortur werden ſollte, das allein war noch zweifelhaft. Indeß auch über dieſe Unſicherheit konnte man hinwegkommen; die Hauptſache war, daß die Handſchrift ſelbſt wirklich und vorhanden da lag. Und kurz, die Sache ſtand im Ganzen ſo gut als irgend möglich, es fehlte nur noch eben die Handſchrift.

„Ich ſehe,“ ſagte der Doctor dem Freunde, „du biſt

angeſtrengt befliſſen, die Erwachſenen zu bilden, ich ſenke den Codex in die Seelen der nächſten Generation. Hans der älteſte iſt weit entfernt, die Auffaſſung des Vaters und der Schweſter zu theilen, er zeigt Gemüth für den alten Schatz. Und wenn uns ſelbſt nicht gelingt, die Entdeckung zu machen, er wird einmal die Hausmauer nicht ſchonen."

Im Einvernehmen mit Hans nahm der Doctor ganz in der Stille ſeine Nachforſchungen wieder auf. In ruhigen Stunden, wo der Landwirth arglos bei ſeiner Ernte umherritt und der Profeſſor im Zimmer arbeitete oder in der Gaisblattlaube ſaß, ſtrich der Doctor ſpionirend im Innern des Hauſes. In dem Kittel eines Arbeiters, den Hans auf ſein Zimmer gebracht hatte, durchforſchte er die ſtaubigen Höhen und Tiefen des Raumes. Und mehr als einmal erſchreckte er die dienenden Frauen der Wirthſchaft, wenn er plötzlich hinter einer alten Tonne des Kellers auftauchte, oder wenn er rittlings auf einem Balken des Dachſtuhls dahinfuhr. Bei dem Milchkeller war für Anbau einer Eisgrube ein Loch gegraben, die Arbeiter hatten ſich in der Mittagsſtunde entfernt, und die Mamſell ging arglos in der Nähe der bloßgelegten Mauer vorüber. Da erblickte ſie plötzlich einen Kopf ohne Leib, mit feurigen Augen und geſträubtem Haar, welcher langſam auf dem Erdboden dahinwandelte und hohnlachend das Geſicht auf ſie zukehrte. Sie ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſtürzte in die Küche, wo ſie auf einem Schemel in

Ohnmacht sank und erst durch vieles Zureden und Begießen mit Wasser zum Leben erweckt wurde. Beim Mittagessen war sie so verstört, daß sie jedermann auffiel, und da ergab sich endlich, daß der teuflische Kopf auf den Schultern ihres Tischnachbars saß, der heimlich in das Loch gestiegen war, um das Mauerwerk zu untersuchen.

Bei dieser Gelegenheit entdeckte der Doctor mit einiger Schadenfreude, daß das gastliche Dach, welches ihn und den Cadet vor Regen schützte, über einem anerkannten Gespensterhause stand. Es spukte heftig in dem alten Bau, Geister wurden häufig gesehen, und die Berichte gingen nur darin auseinander, ob es ein Mann in grauer Kutte, ein Kind in weißem Hemdchen, oder ein Kater von der Größe eines Esels sei. Jedermann wußte, daß ab und zu ein unerklärliches Klopfen, Rasseln, Donnern und unsichtbares Steinwerfen stattfand, zuweilen war das ganze Ansehen des Landwirths und seiner Tochter nöthig, um den Ausbruch eines panischen Schreckens unter den Dienstboten zu verhindern. Auch die Freunde hörten in stiller Nacht unberechtigte Töne, Geächz, Gepolter und herausforderndes Wellenklopfen an den Wänden. Diese Unarten des Hauses erklärte der Doctor zur Zufriedenheit des Landwirths aus seiner Theorie der alten Mauern. Er erläuterte, daß viele Geschlechter von Wieseln, Ratten und Mäusen den dicken Steinbau canalisirt und ein System von bedeckten Gängen und Burgen angelegt hatten. Deshalb wurde jedes gesellige Vergnügen und jede Zänkerei, wel-

cher ſich die Inſaſſen der Mauer ergaben, durch dumpfes Getöſe bemerkbar. Aber in der Stille horchte der Doctor doch ärgerlich auf das geheime Rumoren ſeiner Wandnachbarn. Denn wenn dieſe ſo aufgeregt um den Codex herumtobten, drohten ſie die ſpätere Arbeit der Wiſſenſchaft ſehr zu erſchweren. So oft er heftig knabbern hörte, mußte er denken, ſie freſſen wieder eine Zeile weg, jedenfalls wird eine Menge Conjecturen nöthig werden. Und es war nicht das Nagen allein, wodurch dies Mauſevolk den Codex, der unter ihnen lag, verunzierte.

Aber für die große Geduld, welche in dieſer Angelegenheit nöthig war, wurde der Doctor durch andere Entdeckungen entſchädigt. Er beſchränkte ſich nicht auf Haus und Hof, ſondern durchſuchte auch die Umgegend nach alten Volkserinnerungen, welche noch hie und da am Rocken der Spinnſtuben hingen und ſich um den Kochtopf alter Mütterchen kräuſelten. Gleich am zweiten Tage machte er durch geheime Vermittelung der Taglöhnerfrau die Bekanntſchaft einer Mährchenerzählerin im nächſten Dorfe. Nachdem die liebe alte Frau den erſten Schreck vor dem Titel des Doctors und die Furcht überwunden hatte, er wolle ihr wegen unbefugter ärztlicher Praxis zu Leibe gehen, ſang ſie ihm mit zitternder Stimme die Liebeslieder ihrer Jugend und erzählte mehr, als der Hörer nachzuſchreiben vermochte. Jeden Abend brachte der Doctor beſchriebene Blätter nach Hauſe, ſehr bald fand er in ſeiner Sammlung alle bekannten Charaktere unſerer Volksſagen, einen wilden

Jäger, einige Frau Hollen, drei weiße Fräulein, mehre Mönche, einen undeutlichen Nix, der in der Geschichte zwar als Handwerksbursche auftrat, aber ganz unleugbar ursprünglich ein Wassermann gewesen war, und zuletzt viele kleine Zwerge. Zuweilen begleitete ihn auf diesen Ausflügen Hans, der älteste, der den Doctor bei den Landleuten einführte, und sich hütete, dem Vater und der Schwester über diese Jagdzüge eine Mittheilung zu gönnen. Nun ist allerdings möglich, daß hier und da ein Erdloch oder ein Brunnen im Felde ohne Berechtigung mit einem Geiste versehen wurde. Denn als die weisen Frauen des Dorfes merkten, wie sehr der Doctor sich über solche Mittheilungen freute, wurde in ihnen die uralte Erfindungskraft des Volkes aus langem Schlummer geweckt, und es kam ihnen so vor, als ob hie und da noch etwas von dem Geistervolk stecken müsse. Im Ganzen aber bewiesen beide Theile einander deutsche Treue und Gewissenhaftigkeit, und zuletzt war der Doctor auch kein Mann, den man leicht hintergehen konnte.

Als er einst von solchem Besuche nach dem Schloß zurückkehrte, begegnete er auf einsamem Fußpfad der Taglöhnersfrau. Sie sah sich vorsichtig um und gestand ihm endlich, wenn er sie nicht dem Gutsherrn verrathen wolle, so könne sie ihm wohl etwas mittheilen. Der Doctor gelobte unverbrüchliche Verschwiegenheit. Darauf erzählte die Frau, im Keller des Schlosses, auf der Seite gegen Morgen in der rechten Ecke sei ein Stein, mit

drei Kreuzen bezeichnet. Dahinter liege der Schatz. Das habe sie von ihrem Großvater gehört, und der habe es von seinem Vater, und dieser sei im Schloß in Diensten gewesen, und zu dessen Zeit hätte der damalige Oberamtmann den Schatz heben wollen; als sie aber deshalb in den Keller gingen, habe es einen fürchterlichen Knall und ein solches Getöse gegeben, daß sie entsetzt zurückgelaufen seien. Das aber mit dem Schatz sei sicher, denn sie habe den Stein selbst angefühlt, die Zeichen seien deutlich eingegraben. Jetzt sei der Weinkeller dort, der Stein durch ein Holzgestell versteckt.

Der Doctor nahm diese Mittheilung mit Ruhe auf, beschloß aber, ganz für sich Nachforschungen anzustellen. Er sagte weder dem Professor, noch seinem Hans ein Wort, lauerte aber auf eine Gelegenheit. Seine Vertraute trug den Wein, welcher unabänderlich vor dem Platz der Gäste stand, zuweilen selbst aus dem Keller und wieder zurück. Am nächsten Morgen folgte er ihr kühnlich, die Frau sprach kein Wort als er hinter ihr in den Verschlag trat, sondern wies scheu in eine Ecke der Wand. Der Doctor ergriff die Lampe, hob ein Dutzend Flaschen von ihrer Stelle und tastete an dem Gestein; es war ein großer behauener Stein mit drei Kreuzen. Er sah die Frau bedeutungsvoll an, — sie hat später im engsten Vertrauen erzählt, die gläsernen Schilde vor seinen Augen hätten in diesem Augenblick so schrecklich gegen die Lampe geleuchtet, daß ihr ganz angst geworden sei, — er aber ging schweigend herauf,

entſchloſſen, die Entdeckung bei erſter Gelegenheit gegen den Landwirth zu benutzen.

Doch die größte Ueberraſchung ſtand dem Doctor noch bevor, ſeine ſtille Arbeit wurde durch den ſeligen Frater Tobias ſelbſt unterſtützt, ja durch das Lebensende dieſes frommen Märtyrers gleichſam geweiht. Die Freunde ſtiegen nämlich nach Noſſau hinab, von dem Landwirth, den ein Geſchäft zur Stadt führte, begleitet. Der Landwirth führte die Freunde zum Bürgermeiſter und erſuchte dieſen, den Herren, als zuverläſſigen Männern, vorzulegen, was etwa von alten Schriften vorhanden ſei. Der Bürgermeiſter, ein ehrlicher Gerber, fuhr in ſeinen Rock und brachte ſelbſt die Gelehrten vor das alte Kloſtergebäude. Es war nicht viel daran zu ſehen, ein neues Dach, innerer Umbau, nur die Mauern ſtanden noch, kleine Beamte des Landesherrn wohnten in den Zellen. Ueber das Rathsarchiv ſtellte der Bürgermeiſter die Muthmaßung auf, daß wohl nicht viel darin ſein werde, er empfahl die Herren in dieſer Angelegenheit dem Stadtſchreiber und ging ſelbſt nach dem Schießhauſe, um ſich nach ſchwerem Regierungsakt eine Partie Sole anzuthun. Der Stadtſchreiber neigte ſich reſpectvoll vor ſeinen Collegen von der Feder, ergriff ein roſtiges Schlüſſelbund, und öffnete das kleine Gewölbe des Rathhauſes, wo alte Akten in dicker Staubhülle die Zeit erwarteten, in welcher ihr Stillleben unter dem Stampfer einer Papiermühle enden würde. Die Stadtſchreiberei wußte ein wenig unter den alten Papieren

Bescheid, begriff auch vollständig die Wichtigkeit der Mittheilungen, welche von ihr erwartet wurden, versicherte aber der Wahrheit gemäß, daß durch zwei Stadtbrände sowie durch Unordnung in früherer Zeit jede alte Nachricht verloren sei. Man kannte auch keinerlei Aufzeichnung in einem Privathause, nur in der gedruckten Chronik einer Nachbarstadt waren einige Notizen über das Schicksal Roſſaus im dreißigjährigen Kriege erhalten. Darnach war der Ort durch einige Jahre ein Trümmerhauf und fast unbewohnt gewesen. Im Uebrigen lebte das Städtchen geschichtslos fort und der Stadtschreiber betheuerte, man wisse hier nichts von der alten Zeit und kümmere sich gar nicht darum. Vielleicht sei in der Residenz etwas über die Stadt zu erfahren.

Die Freunde aber schritten unermüdlich von einem klugen Mann zum andern, und frugen wie im Mährchen nach dem Vogel mit goldenen Federn. Zwei Erdmännchen hatten nichts gewußt, jetzt blieb noch das dritte. Sie ließen sich also zu dem katholischen Pfarrer führen. Ein kleiner alter Herr empfing sie mit tiefen Bücklingen, der Professor setzte ihm auseinander, daß er über die letzten Schicksale des Klosters Auskunft suche, vor Allem, was aus einem der letzten Mönche, dem ehrwürdigen Bruder Tobias Bachhuber, in seinen Jahren geworden sei.

„Aus so entlegener Zeit werden keine Todtenscheine verlangt," versetzte der Geistliche, „ich kann den hochverehrten Herren deshalb keinerlei Bescheid versprechen.

Dennoch, wenn es Ihnen nur darum zu thun, und Sie nichts der Kirche Nachtheiliges aus alten Schriften eruiren wollen, bin ich gewillt, denselben das älteste der vorhandenen Bücher zu präsentiren." Er ging in eine Kammer und brachte ein langes schmales Buch hervor, dem der Moder des feuchten Raumes die Ränder beschädigt hatte. „Anbier sind einige Notata meiner im Herrn ruhenden Vorgänger, vielleicht daß den verehrten Herren dieses dienen kann. Weiteres bin ich nicht im Stande, weil Aehnliches nicht mehr vorhanden."

Auf dem Vorsetzblatt stand ein Verzeichniß geistlicher Würdenträger des Ortes in lateinischer Sprache. Eine der ersten Notizen war: „Im Jahre des Herrn 1637 im Monat Mai ist der verehrungswürdige Bruder Tobias Bachhuber, der letzte Mönch hiesigen Klosters, an der Seuche der Pestilenz gestorben. Der Herr sei ihm gnädig." Der Professor wies dem Freunde schweigend die Stelle, der Doctor schrieb die lateinischen Worte ab, sie gaben dankend das Buch zurück und empfahlen sich.

„Und die Handschrift liegt doch in dem Hause," rief der Professor auf der Straße. Der Doctor dachte an die drei Kreuze und lächelte vor sich hin. Er war keineswegs mit den taktischen Maßregeln einverstanden, welche er seinen Freund zur Rettung des Codex ausführen sah. Wenn der Professor behauptete, daß ihre einzige Hoffnung auf dem Antheil beruhe, den sie nach und nach dem Hausherrn beibringen könnten; so hegte der Doctor den Verdacht, daß sein Freund zu dieser

langſamen Kriegführung nicht durch reinen Eifer für die Handſchrift gebracht werde.

Der Landwirth aber beobachtete über die Handſchrift ein hartnäckiges Schweigen; warf der Doctor einmal eine Anſpielung hin, ſo verzog der Wirth ſpöttiſch das Geſicht und lenkte das Geſpräch ſogleich auf etwas anderes. Das durfte ſo nicht bleiben. Der Doctor beſchloß jetzt, wo ſeine Abreiſe bevorſtand, eine Entſcheidung zu erzwingen. Als die Männer am Abend im Garten zuſammen ſaßen, und der Landwirth in heiterer Ruhe auf ſeine Obſtbäume ſah, begann der Doctor den Angriff. „Ich gehe nicht von hier, mein Gaſtfreund, ohne Sie an unſern Contract erinnert zu haben.“

„An welchen Contract?“ frug der Landwirth wie ein Mann, der ſich an nichts erinnert.

„Wegen der Handſchrift,“ fuhr der Doctor entſchloſſen fort, „die bei Ihnen verborgen liegt.“

„So? Sie ſagten ja ſelbſt, es ſei Alles hohl. Da wird uns nichts übrig bleiben, als das Haus vom Dach bis zum Keller nieder zu reißen; ich dächte, damit warteten wir bis zum nächſten Frühjahr, wo Sie wieder zu uns kommen ſollen. Denn wir müßten in dieſem Falle doch in den Scheunen wohnen, und die ſind jetzt voll.“

„Das Haus mag vorläufig ſtehen bleiben,“ ſagte der Doctor, „wenn Sie aber immer noch meinen, daß die Mönche ihr Kloſtergut wieder heraus geholt haben, ſo ſteht dieſer Anſicht ein Umſtand entgegen. Wir haben in Roſſau ermittelt, daß der wackere Bruder, der

im April die Sachen hier versteckt hatte, schon im Mai an der Pestilenz gestorben ist. Laut Angabe des Kirchenbuches; hier ist die Stelle."

Der Landwirth sah in die Brieftafel des Doctors, klappte sie wieder zu und sagte: „Dann haben seine Herren Mitbrüder das Eigenthum herausgeholt."

„Das ist kaum möglich," versetzte der Doctor, „denn er war der letzte seines Klosters."

„Dann also haben's andere Stadtleute geholt."

„Aber die Einwohner der Stadt haben sich damals verlaufen, der Ort lag Jahre lang verwüstet, menschenleer, in Trümmern."

„Hm," begann der Landwirth in guter Laune, „die Herren Gelehrten sind strenge Mahner und wissen auf ihrem Recht zu bestehen. Sagen Sie also grade heraus, was wollen Sie von mir? Sie müßten mir doch vor allem eine einzelne Stelle angeben können, die nicht nur Ihnen verdächtig ist, sondern die auch nach gemeinem Urtheil etwas zu verschließen scheint, und das sind Sie zuverlässig nicht im Stande."

„Ich weiß eine solche Stelle," erwiderte der Doctor kreist, „und ich stelle Ihnen gegenüber die Vermuthung auf, daß der Schatz dort liegt."

Der Professor und der Landwirth sahen erstaunt auf ihn. „Folgen Sie mir in den Keller," rief der Doctor.

Ein Licht wurde angezündet, der Doctor führte zu dem Verschlage, in welchem der Wein lag. „Wie kommst

du zu der siegesfrohen Zuversicht?“ frug ihn der Professor leise auf dem Wege.

„Ich argwöhne, daß du deine Geheimnisse hast,“ versetzte der Doctor, „laß mir die meinen.“ Geschäftig räumte er die Flaschen aus einer Ecke, leuchtete an den Stein und schlug mit einem großen Schlüssel an die Mauer, „die Stelle ist hohl, und der Stein ist bezeichnet.“

„Es ist richtig,“ sagte der Landwirth, „dahinter ist ein leerer Raum; und er ist jedenfalls nicht klein. Aber der Stein ist einer von den Grundsteinen des Hauses und nirgend ist sichtbar, daß er einmal aus seiner Lage gerückt wurde.“

„Nach so langer Zeit würde man das schwerlich erkennen,“ warf ihm der Doctor entgegen.

Der Landwirth untersuchte selbst die Mauer. „Eine große Platte liegt darüber, es ist vielleicht möglich, den bezeichneten Stein von der Stelle zu heben.“ Er überlegte eine Weile und fuhr endlich fort: „Ich sehe, ich muß Ihnen einen Preis zahlen. Ich will damit die erste Stunde unserer Bekanntschaft ausgleichen, die mir immer noch auf der Seele liegt. Und da wir drei hier wie Verschwörer im Keller stehen, so wollen wir uns auf das frühere Abkommen verpflichten. Ich will einmal thun, was ich für sehr unnöthig halte. Dafür werden Sie, wenn Sie jemals über die Sache sprechen oder schreiben, auch mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich allen billigen Wünschen nachgegeben habe.“

„Wir werden ſehn, was ſich thun läßt," verſetzte der Doctor.

„Wohlan, in einem Steinbruch an meiner Grenze ſind fremde Arbeiter beſchäftigt, ſie ſollen verſuchen, den Stein auszulöſen und wieder in ſeine Lage zu bringen. Damit wird, wie ich hoffe, dieſe Sache für immer abgemacht. — Ilſe, laß morgen in der Frühe das Holzgeſtell im Weinkeller ausräumen."

Am nächſten Tag kamen die Steinarbeiter, mit ihnen ſtiegen die drei Herren und Ilſe in den Keller und ſahen neugierig zu, wie Spitzhacke und Brecheiſen ihre Gewalt an dem vierkantigen Stein verſuchten. Er war auf den Fels geſetzt und tüchtige Anſtrengung war nöthig, ihn zu löſen. Aber auch die Leute erklärten, daß dahinter eine große Höhlung ſei, und arbeiteten mit einem Eifer, der durch den Ruf des geſpenſtigen Hauſes ſehr geſteigert wurde. Endlich wich der Stein, eine dunkle Oeffnung bot ſich den Augen, die Zuſchauer traten näher, die beiden Gelehrten in lebhafter Spannung, auch der Landwirth und ſeine Tochter voll Erwartung. Der Steinbrecher faßte ſchnell das Licht und hielt es vor die Oeffnung, ein feiner Dunſt zog heraus, erſchreckt fuhr der Mann mit dem Lichte zurück. „Da drin liegt etwas Weißes," rief er zwiſchen Angſt und Hoffnung. Ilſe ſah auf den Profeſſor, der mit Mühe die Erregung beherrſchte, welche in ſeinem Antlitze arbeitete. Er griff nach dem Licht, da wehrte ſie ihm und rief ängſtlich: „Nicht Sie." Sie eilte zu der Oeffnung und fuhr

mit der Hand in den hohlen Raum. Sie faßte Greifbares, man hörte ein Rasseln, sie zog schnell die Hand zurück, aber auch sie warf, was sie festgehalten, erschreckt auf den Boden: es war ein Stück Gebein.

„Das ist eine ernste Antwort auf Ihre Frage," rief der Landwirth, „wir zahlen einen theuren Preis für den Scherz." Er nahm das Licht und suchte jetzt selbst in der Oeffnung, ein Haufen zusammengefallener Knochen lag darin. Die Andern standen in unbehaglichem Schweigen herum. Endlich warf der Landwirth einen Schädel in den Keller und rief sich erhebend als ein Mann, der von peinlichem Gefühl befreit wurde: „Es ist das Gebein eines Hundes!"

„Es war ein kleiner Hund," bestätigte der Steinhauer, und schlug mit dem Eisen an einen Knochen, das morsche Gebein brach in Stücke.

„Ein Hund!" rief der Doctor erfreut, und vergaß für einen Augenblick seine getäuschte Hoffnung. „Das ist lehrreich. Die Grundmauer dieses Hauses muß sehr alt sein."

„Es freut mich, daß Sie auch mit diesem Fund zufrieden sind," versetzte der Landwirth ironisch.

Der Doctor aber ließ sich nicht stören und erzählte, wie im frühen Mittelalter ein abergläubischer Brauch gewesen sei, in die Grundmauer fester Gebäude etwas Lebendes einzuschließen. Die Gewohnheit stamme aus uralter Heidenzeit. Die Fälle seien selten genug, wo man dergleichen in alten Bauten gefunden,

und das Gerippe des Thieres sei eine schöne Bestätigung.

„Wenn es Ihre Ansicht bestätigt," sagte der Landwirth, „meine bestätigt es auch. Eilt, ihr Leute, den Stein wieder fest zu machen."

Jetzt leuchtete und fühlte auch der Steinhauer in die Oeffnung und erklärte, daß nichts mehr darin sei. Die Arbeiter rückten den Stein an seine Stelle, der Wein wurde eingeräumt und die Sache war abgethan. Der Doctor aber trug die spöttischen Bemerkungen, welche der Landwirth nicht sparte, mit großer Ruhe, und sagte ihm: „Was wir erreicht haben, ist allerdings nicht viel, aber wir wissen doch jetzt mit Sicherheit, daß die Handschrift nicht an dieser Stelle Ihres Hauses liegt, sondern an einer andern. Ich nehme ein sorgfältiges Verzeichniß aller hohlen Stellen mit, und wir begeben uns unserer Ansprüche an Ihr Haus wegen dieses Fundes durchaus nicht, sondern wir betrachten Sie von jetzt ab als einen Mann, der den Codex zu seinem Privatgebrauch auf unbestimmte Zeit geliehen hat, und ich versichere Sie, Wunsch und Sorge werden uns unaufhörlich um dieses Haus schweben."

„Lassen Sie den Menschen, die darin wohnen, auch etwas von den guten Wünschen zu Theil werden," erwiederte lachend der Landwirth, „und vergessen Sie nicht, daß Sie bei Ihrem Suchen nach der Handschrift in Wahrheit auf den Hund gekommen sind. Ich hoffe übrigens, daß diese Entdeckung mein armes Haus von

dem üblen Rufe befreien wird, Schätze zu enthalten. Und um dieſen Gewinn will ich mir die unnöthige Arbeit recht gern gefallen laſſen."

„Das iſt der größte Irrthum Ihres Lebens," erwiederte der Doctor überlegen, „grade das Entgegengeſetzte wird ſtattfinden. Unſere Entdeckung wird von allen Leuten, welche ein Gemüth für Schätze haben, ſo verſtanden werden, daß Ihnen nur der Glaube fehlte, und daß Sie nicht die nöthige Feierlichkeit anwandten; deshalb iſt der Schatz Ihren Augen entrückt, und zur Strafe der Hund beigeſetzt worden. Ich weiß beſſer, wie Ihre Nachbarn dergleichen der Nachwelt überliefern. Harre in Frieden deiner Erweckung, Tacitus, dein beharrlichſter Freund ſcheidet, denn er, den ich dir zurücklaſſe, fängt an, der Gleichgültigkeit dieſes Hauſes unbillige Zugeſtändniſſe zu machen."

Er ſah ernſthaft auf den Profeſſor hinüber und rief ſeinen Begleiter Hans zu einem letzten Beſuche im Dorfe, um dort noch von ſeinen weiſen Frauen dankbaren Abſchied zu nehmen und ein ſchönes Volkslied einzuheimſen, dem er auf die Spur gekommen war.

Er blieb lange aus, denn nach dem Liede kam unvermuthet noch eine wundervolle Geſchichte zum Vorſchein von einem Herrn Dietrich und ſeinem Pferd, welches Feuer ſchnaubte.

Als der Profeſſor gegen Abend nach ihm ausſah, traf er auf Alſe, welche, ihren Strohhut in der Hand, zu einem Gang in's Freie gerüſtet war. „Iſt Ihnen

recht," sagte sie, „so gehen wir Ihrem Freunde entgegen." Sie schritten einen Rain entlang, zwischen abgeräumten Feldern, auf denen hier und da wildes Grün aus den Stoppeln heraustrieb.

„Der Herbst naht," bemerkte der Professor, „das ist die erste Mahnung."

„Wir in der Wirthschaft," erwiederte Ilse, „sind wie Till Eulenspiegel gutes Muths, so oft wir im Winter durchmachen, was Andern lästig scheint. Wir denken dann auf das nächste Frühjahr, und wir freuen uns der Ruhe. Wenn die Windsbraut dahinfährt und den Schnee mannshoch in die Thäler weht, wir sitzen im Warmen."

„Uns in der Stadt aber vergeht der Winter, fast ohne daß wir ihn merken. Nur die kurzen Tage, die weißen Dächer erinnern daran, unsere Arbeit aber verläuft unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten. Und doch hat mich der Blätterfall seit meiner Kindheit betrübt, und im Frühjahr habe ich immer Lust, die Bücher bei Seite zu werfen und durch das Land zu laufen wie ein Handwerksgesell."

Sie standen an einem Garbenhaufen. Ilse bog einige Aehrenbündel zum Sitz zurecht und sah über die Felder nach den fernen Bergen.

„So ist's mit uns grade umgekehrt und anders als man denken sollte", begann sie nach einer Weile, „wir sind hier wie die Vögel, die Jahr aus Jahr ein lustig mit den Flügeln schlagen, Sie aber denken und

ſorgen um andere Zeiten und andere Menſchen, die lange vor uns waren; Ihnen iſt das Fremde ſo vertraut, wie uns der Aufgang der Sonne und die Sternbilder. Und wenn Ihnen wehmüthig iſt, daß der Sommer endet, eben ſo wird es mir ſchmerzlich, wenn ich einmal von vergangener Zeit höre und leſe, und am traurigſten machen mich die Geſchichtsbücher. So viel Unglück auf Erden, und grade die Guten nehmen ſo oft ein Ende mit Leid. Und ich werde dann vermeſſen und frage, warum hat der liebe Gott das ſo gewollt? Und es iſt wohl recht thörigt, wenn ich das ſage, ich leſe deshalb nicht gern in der Geſchichte."

„Dieſe Stimmung begreife ich," erwiederte der Profeſſor. „Denn wo die Menſchen ihren Willen durchzuſetzen ſtreben gegen ihr Volk und gegen ihre Zeit, werden ſie am Ende faſt immer als die Schwächeren widerlegt; auch was der Stärkſte etwa ſiegreich durchſetzt, hat keinen ewigen Beſtand. Und wie die Menſchen und ihre Werke, vergehen auch die Völker. Aber wir ſollen nicht an die Schickſale eines einzelnen Mannes oder Volkes unſer Herz hängen, ſondern wir ſollen verſtehen, wodurch ſie groß wurden und untergingen, und welches der bleibende Gewinn war, welcher dem Menſchengeſchlecht durch ihr Leben erhalten wurde. Dann wird der Bericht über ihre Schickſale nur wie eine Hülle, hinter welcher wir die Thätigkeit anderer lebendiger Kräfte erkennen. Und wir erfahren, daß in den Menſchen, welche zerbrechen, und in den Völkern, welche zerrinnen, noch ein höheres ge-

heimes Leben waltet, welches nach ewigen Gesetzen schaffend und zerstörend dauert. Und einige Gesetze dieses höhern Lebens zu erkennen und den Segen zu empfinden, welchen dies Schaffen und Zerstören in unser Dasein gebracht hat, das ist Aufgabe und Stolz des Geschichtforschers. Von diesem Standpunkt verwandelt sich Auflösung und Verderben in neues Leben. Und wer sich gewöhnt, die Vergangenheit so zu betrachten, dem vermehrt sie die Sicherheit und sie erhebt ihm das Herz."

Alle schüttelte das Haupt und sah vor sich nieder. „Und der römische Mann, dessen verlorenes Buch Sie zu uns geführt hat, und von dem heut wieder die Rede war, ist er Ihnen deshalb lieb, weil er die Welt eben so freudig angesehen hat wie Sie?"

„Nein," erwiederte der Professor, „grade das Gegentheil macht uns seine Arbeit beweglich. Sein ernster Geist wurde niemals durch fröhliche Zuversicht gehoben. Das Schicksal seines Volkes, die Zukunft der Menschen liegt ihm als ein unheimliches Räthsel schwer auf der Seele, in der Vergangenheit erblickt er eine bessere Zeit, freieres Regieren, stärkere Charactere, reinere Sitten, er erkennt an seinem Volke und im Staat einen Verfall, der selbst durch gute Regenten nicht mehr aufzuhalten ist. Es ist ergreifend, wie der besonnene Mann zweifelt, ob dies furchtbare Schicksal von Millionen eine Strafe der Gottheit ist, oder die Folge davon, daß kein Gott sich um das Loos der Sterblichen kümmert.

Ahnungsvoll und ironiſch betrachtet er die Geſchicke der Einzelnen, die beſte Weisheit iſt ihm, das Unvermeidliche ſchweigend und duldend ertragen. Daß er in eine troſtloſe Oede ſtarrt, erkennt man auch dann, wenn ihm einmal ein kurzes Lächeln die Lippen bewegt; man meint zu ſehen, daß um ſein Auge doch die Furcht hängt und der ſtarre Ausdruck, welcher dem Menſchen bleibt, den einmal tödliches Grauen geſchüttelt."

„Das iſt traurig," rief Alie.

„Ja, es iſt fürchterlich. Und wir begreifen ſchwer, wie man bei ſolcher Troſtloſigkeit das Leben ertrug. Die Freude, unter einem Volke mit aufſteigender Kraft zu leben, hatte damals nicht der Heide, nicht der Chriſt. Denn das iſt doch das höchſte und unzerſtörbare Glück des Menſchen, wenn er vertrauend auf das Werdende, mit Hoffnung auf das Zukünftige blicken kann. Und ſo leben wir. Viel Schwaches, viel Verdorbenes und Abſterbendes umgibt uns, aber dazwiſchen wächſt eine unendliche Fülle von junger Kraft herauf. Wurzeln und Stamm unſeres Volkslebens ſind geſund. Innigkeit in der Familie, Ehrfurcht vor Sitte und Recht, harte, aber tüchtige Arbeit, kräftige Rührigkeit auf jedem Gebiet. In vielen Tauſenden das Bewußtſein, daß ſie ihre Volkskraft ſteigern, in Millionen, die noch zurückgeblieben ſind, die Empfindung, daß auch ſie zu ringen haben nach unſerer Bildung. Das iſt uns Modernen Freude und Ehre, das hilft wacker und ſtolz machen. Und wir wiſſen wohl, die frohe Empfindung dieſes Be

ſitzes kann auch uns einmal getrübt werden, denn jeder Nation kommen zeitweiſe Störungen ihrer Entwicklung, aber das Gedeihen iſt nicht zu ertöten und nicht auf die Dauer zurückzuhalten, ſo lange dieſe letzten Bürgſchaften der Kraft und Geſundheit vorhanden ſind. Deshalb iſt jetzt auch glücklich, wer den Beruf hat, längſt Vergangenes zu durchſuchen, denn er blickt von der geſunden Luft der Höhe hinab in die dunkle Tiefe."

Ilſe ſah hingeriſſen in das Antlitz des Mannes; er aber beg ſich über die Garbe, welche zwiſchen ihm und ihr lehnte, und fuhr begeiſtert fort: „Jeder von uns holt aus dem Kreiſe ſeiner perſönlichen Erfahrungen Urtheil und Stimmung, welche er bei Betrachtung großer Weltverhältniſſe verwendet. Blicken Sie um ſich her auf die lachende Sommerlandſchaft, dort in der Ferne auf die thätigen Menſchen, und was Ihrem Herzen näher liegt, auf Ihr eigenes Haus und den Kreis, in dem Sie aufgewachſen ſind. So mild das Licht, ſo warm das Herz, verſtändig, gut und treu der Sinn der Menſchen, die Sie umgeben. Und denken Sie, welchen Werth auch für mich hat, das zu ſehen und an Ihrer Seite zu genießen. Und wenn ich fortan über meinen Büchern recht innig empfinde, wie wacker und tüchtig das Leben meines Volkes iſt, welches mich umgiebt, ſo werde ich fortan auch Ihnen zu danken haben." Er ſtreckte ſeine Hand aus über die Garben, Ilſe faßte ſie, hielt ſie mit beiden Händen feſt und eine warme Thräne fiel darauf. So ſah ſie mit feuchten Augen zu ihm

hin, eine ganze Welt von Seligkeit lag in ihrem Antlitz. Allmälig ergoß ſich ein helles Roth über ihre Wangen, ſie ſtand auf, noch ein Blick voll hingebender Zärtlichkeit fiel auf ihn, dann ſchritt ſie flüchtig von ihm abwärts, den Rain entlang.

Der Profeſſor blieb ſtehen an die Garben gelehnt. Auf der Spitze der Aehre über ſeinem Haupte zwitſcherte fröhlich die Haidelerche, er drückte ſeine Wange an die Getreidebüſchel, welche ihn halb verbargen. So ſah er in ſeliger Vergeſſenheit dem Mädchen nach, das zu den fernen Arbeitern hinabſtieg.

Als er die Augen erhob, ſtand ihm der Freund zur Seite, er ſchaute ein Antlitz, in welchem inniges Mitgefühl zuckte, und hörte die leiſe Frage „Und was ſoll werden?“

„Mann und Weib,“ ſprach der Profeſſor ſtark; drückte dem Freunde die Hand und ſchritt über das Feld dem Ruf der Lerche nach, welche auf jeder Garbenſpitze anhielt, ihn zu erwarten.

Fritz war allein. Das Wort war geſprochen, ein neues ungeheures Schickſal erhob ſich über das Leben des Freundes. Alſo das ſollte das Ende ſein? Thusnelda ſtatt des Tacitus? — Ach, die ſociale Erfindung der Ehe war ſehr ehrwürdig, das empfand Fritz tief, es war faſt allen Menſchen unvermeidlich, die aufwühlenden Kämpfe durchzumachen, welche eine Veränderung der geſammten Lebensordnung zur Folge haben. Aber den Freund konnte er ſich gar nicht denken unter den

Büchern, mit den Collegen, und dazu diese Frau! Schmerzlich fühlte er, daß auch sein Verhältniß zu dem Gelehrten dadurch geändert werden mußte. — Aber er dachte nicht lange an sich selbst, mißtrauisch, ängstlich sorgte er um den Waghalsigen. Und nicht weniger um sie, die so gefährlich in die Seele des Andern eingedrungen war. — Und der Treue sah zornig in die Runde auf Steppeln und Strohhalme, und er ballte eine Faust gegen den seligen Bachhuber, gegen das Thal von Nessau, ja auch gegen sie, die letzte Ursache der heillosen Verwirrung, — gegen die Handschrift des Tacitus.

Ilse.

Ilse hatte in großer Wirthschaft gleichmäßig dahingelebt, seit dem Tod der Mutter hatte sie, kaum erwachsen, dem Haushalt des Gutes vorgestanden, angestrengt und pflichttreu wie ein Beamter ihres Vaters; der Frühling kam und der Herbst, ein Jahr rollte wie das andere über ihr Haupt, der Vater, die Geschwister, das Gut, die Arbeiter und die Armen des Thales, das war ihr Leben. Mehr als einmal hatte sich beim Vater ein Freier gemeldet, ein derber tüchtiger Landwirth aus der Umgegend, sie aber hatte sich zufrieden gefühlt in dem Amt des Hauses, und sie wußte, daß dem Vater sich nur, wenn er sie bei sich behielt. Des Abends, wenn der thätige Mann auf dem Sopha ausruhte und die Kinder zu Bett geschickt waren, saß sie still mit ihrer Stickerei neben ihm oder besprach die kleinen Vorgänge des Tages, die Krankheit eines Arbeiters, den Schaden des Hagelschauers, den Namen der neuen Milchkuh, die angebunden wurde. Es war eine einsame Gegend, viel Wald, meist kleine Güter, keine reiche Geselligkeit, aber der Vater, der sich durch angestrengte Thätigkeit

zum wohlhabenden Mann heraufgearbeitet hatte, war kein Freund großer Gesellschaften, die Tochter auch nicht. Am Sonntage kam wohl der Herr Vetter zu Tische, die Beamten des Vaters blieben dann über dem Kaffee und erzählten kleine Geschichten aus der Umgegend, die Kinder, welche in der Woche durch den Seminaristen gebändigt wurden, lärmten durch Garten und Flur. Und wenn Sie eine freie Stunde hatte, setzte sie sich in ihr Stübchen mit einem Buche aus der kleinen Sammlung des Vaters, einem Roman von Walter Scott, einer Erzählung von Hauff, einem Band von Schiller.

Jetzt aber war mit dem fremden Mann eine Fülle von Bildern, Gedanken, Gefühlen in ihrer Seele aufgegangen. Vieles was sie bis dahin gleichmüthig aus der Ferne betrachtet hatte, wurde ihr auf einmal nah vor die Augen gerückt. Wie künstliches Feuer, welches unerwartet aufsprühend, einzelne Stellen der dunklen Landschaft mit buntem Schein erleuchtet, gab ihr seine Rede bald hier bald dort einen fesselnden Blick auf fremdes Leben. Wenn er sprach und die Worte so reich, gewählt und vornehm aus seinem Innern quollen, dann neigte sie das Haupt anfänglich verwirrt wie im Traum, bis zuletzt ihr Blick an seinen Lippen und Augen festhing. Denn sie fühlte eine Ehrfurcht, bei welcher Schrecken war, vor einem Menschengeist, der so hoch und sicher über der Erde schwebte. Von vergangenen Zeiten sprach er wie von der Gegenwart, die geheimen Gedanken der Menschen, welche vor Jahrtausenden lebendig gewesen

aren, wußte er zu erklären. Ach, sie empfand die errlichkeit und Größe menschlicher Wissenschaft als erdienst und Größe des Einen, der ihr gegenüber saß, ie die geistige Arbeit vieler Jahrhunderte erschien ihr ie ein überirdisches Wesen, das mit unendlichem Wunder ihrem Hause Unerhörtes verkündete.

Aber es war nicht das Wissen allein. Wenn sie e aus der Tiefe den Blick zu ihm erhob, sah ein strahlendes Auge, den freundlichen Zug um die retten Lippen, und sie fühlte sich unwiderstehlich dem warmen Leben des Mannes gegeben. Dann sie ihm als stille Hörerin gegenüber. Wenn sie aber ihr Zimmer trat, dann kniete sie nieder und verg das Antlitz in ihren Händen, sie sah ihn dann vor und brachte ihm in der Einsamkeit ihre Huldigung r.

So erwachte sie zum Leben. Es war eine Zeit der nen Begeisterung, eines selbstlosen Entzückens, das der ann nicht kennt und das nur dem Weibe wird, einem nen unwissenden Herzen, dem plötzlich bei gereifter ft das Größte des Erdenlebens die empfängliche Seele nimmt.

Und sie sah, daß ihr Vater in seiner Art unter n Einfluß desselben Zaubers stand. Am Mittagstisch, sonst so schweigsam war, floß jetzt die Unterhaltung aus lebendigem Born, an den Abenden, wo er sonst e über der Zeitung gesessen hatte, wurde das We ch zuweilen bis auf die erste Nachtstunde hinausge

zogen, Vieles wurde erörtert, oft wurde gestritten, immer war der Vater, wenn er seinen Nachtleuchter vom Tische nahm, in heiterer Stimmung, mehr als einmal wiederholte er auf und abgehend noch sich selbst einzelne Reden des Gastfreundes. „Er ist in seiner Art ein ganzer Mann," sagte er, „Alles sicher und fest gefügt, man weiß immer, wie man mit ihm dran ist."

Einigemal ängstigte sie, was er aussprach. Zwar vermieten die Freunde, was die innige Gläubigkeit der Hörerin verletzen konnte, aber aus den Reden des Professors klang zuweilen eine fremdartige Auffassung ehrwürdiger Lehre und der menschlichen Pflichten heraus. Und doch war wieder so edel und gut was er behauptete, daß sie sich dagegen mit ihren Gedanken nicht zu wehren wußte.

Er war oft heftig in seinen Ausdrücken; wo er verurtheilte, that er das mit starken Worten, auch im Gespräch brach er wohl heraus, daß der Doctor und sogar der Vater zurückwichen. Und sie ahnte, daß in seinem Haupte sich die Welt anders darstellte als bei den meisten Menschen, stolzer, edler, entschiedener. Und wenn er von Andern viel verlangte, wie einem natürlich ist, der mehr mit abgeschlossenen Bildungen als mit dem werdenden Leben verkehrt, da wurde ihr wohl bange, wie man vor seinen Augen bestehen könne. Aber derselbe Mann war wieder so bereit alles Gute anzuerkennen, und er freute sich wie ein Kind, wenn er erfuhr, daß sich Jemand brav und stark erwiesen hatte.

Er war ein ernster Mann, und doch war er Liebling der Kinder geworden, fast noch mehr als der Vetter. Sie vertrauten ihm ihre kleinen Geheimnisse, er besuchte sie in der Kinderstube und gab ihnen nach Jugenderinnerungen Anweisung, wie sie einen großen Papierdrachen machen sollten, er malte selbst die Augen und den Schnurrbart und schnitt die Quaste des Schwanzes, und ein froher Tag war's, als der Drache das erste Mal auf dem neuen Steppelfelde aufstieg. Wenn der Abend kam, dann saß er, von den Kindern umgeben, wie ein Rebhuhn unter dem Nußbaum, Franz klettert auf die Stuhllehne und zauste an seinem Haar, an jedem Knie lehnte eines der Mädchen; dann wurden Räthsel aufgegeben und Geschichten erzählt, und wenn sie zuhörte, wie er mit den Kindern kleine Reime nachsprach und lehrte, dann schwoll ihr das Herz vor Freude, daß ein solcher Geist so zutraulich mit der Einfalt verkehren konnte, dann spähte sie in sein Antlitz und sah hinter den festen Zügen des Mannes ein Kindergesicht herausleuchten, lachend und glücklich, und sie konnte sich ihn denken, wie er selber ein kleiner Bube gewesen war, der auf dem Schooße seiner Mutter saß. — Glückliche Mutter!

Da kam die Stunde unter den Garben, die gehörte Unterredung, welche mit Tacitus anfing und mit einem stummen Bekenntniß der Liebe endigte. Die selige Heiterkeit seines Angesichts, der bebende Klang seiner Stimme hatten den innern Schleier zerrissen, der

ihr das eigne wogende Gefühl darg. Sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte, heiß und unendlich, und sie ahnte, daß er empfand, wie sie selbst. Der ihr so groß gegenüber stand, er hatte sich zu ihr herabgeneigt, sie hatte seinen warmen Athem, den schnellen Druck seiner Hand gefühlt. Als sie dahinging durch das Feld, strömte ihr die Gluth in die Wangen, und was sie umgab, Erde und Himmel, Flur und jenmiger Waldessaum, das floß vor ihr in leuchtende Wellen zusammen. Mit beflügeltem Fuß eilte sie hinab in den Waldgrund, wo das Baumlaub sie umhüllte. Jetzt erst fühlte sie sich allein, und ohne es zu wissen, faßte sie einen schlanken Birkenstamm und schüttelte ihn mit voller Kraft, daß der Baum laut rauschte und seine Blätter auf sie herabstreute. Und sie hob die Hände zu dem gelben Licht des Himmels und warf sich nieder auf den Moosgrund. In heftigen Athemzügen hob sich ihre Brust und die kräftigen Glieder zuckten von der inneren Erregung. Wie vom Himmel herab war die Leidenschaft in das junge Weib gesunken, und sie faßte ihr Leib und Seele mit unwiderstehlicher Gewalt.

Lange lag sie so, braune Sommerfalter spielten ihr um das Haar, eine kleine Eidechse fuhr ihr über die Hand, weiße Dolden der Waldblumen und die Zweige der Hasel neigten sich über sie, als wollten die kleinen Kinder der Natur das heiße Leben der Schwester verdecken, welche zu ihnen gekommen war in dem seligsten Schreck ihres Lebens.

Endlich hob sie sich auf die Kniee, schlug die Hände zusammen, sie dankte dem lieben Gott für ihn und bat für ihn.

Gesammelt trat sie in das enge Thal, nicht mehr das ruhige Mädchen von sonst, ihr eigenes Leben und was sie umgab, glänzte in neuen Farben, und ein neues Fühlen fand sie in der Welt. Sie verstand die Sprache des Schwalbenpaares, welches um sie kreiste, und mit zwitscherndem Ton pfeilschnell an ihr vorüberfuhr. Es war die wonnige Freude am Leben, welche den kleinen Leib durch die Luft schnellte, und was die Vögel zu ihr sprachen, war ein schwesterlicher Jubelruf. Sie antwortete auf den Gruß der Arbeiter, welche vom Felde heimgingen, und sie sah auf eine der Frauen, welche die Garben angelegt hatte, und wußte genau, wie ihr zu Muthe war. Auch die Frau hatte als Mädchen einen fremden Burschen geliebt, es war eine lange unglückliche Neigung gewesen mit vielen Schmerzen, jetzt aber ging sie getröstet neben ihm nach Hause, und als sie mit ihrer Herrin sprach, sah sie stolz auf ihren Begleiter. Und Ilse fühlte, wie glücklich die arme ermüdete Frau war. Und als Ilse in den Hof trat und die Stimme der Mägde hörte, welche vergebens auf sie gewartet hatten, und das ungeduldige Brummen der Rinder, das wie ein Vorwurf an die Gütige Herrin klang, da schüttelte sie leise das Haupt, als wenn die Mahnung nicht mehr ihr gelte, sondern einer andern.

Als sie wieder aus den Wirthschaftsräumen in das

goldene Abendlicht trat, mit beflügeltem Schritt, das Haupt gehoben, sah sie erstaunt den Vater neben seinem Reitpferd stehen, bereit zum Aufsitzen, und vor ihm in ruhigem Gespräch den Doctor und den Mann, welchem entgegenzutreten sie in diesem Augenblicke verlogen scheute. Sie näherte sich zögernd. „Wo säumst du, Ilse," rief der Landwirth, „ich muß fort," und, in das bewegte Gesicht der Tochter blickend, setzte er hinzu, „es ist nichts Dringendes. Ein Brief des kranken Oberförsters ruft mich in das Forsthaus, es ist einer von den Holzleuten angekommen, und ich kann mir denken, was sie von mir wollen. Ich hoffe, zur Nacht zurück zu sein." Und dem Doctor nickte er zu: „Wir sehen uns noch vor Ihrer Abreise." Er trabte dahin und Ilse dankte im Herzen der neuen Botschaft, die ihr leichter machte, ruhige Worte mit den Freunden zu sprechen. Sie folgte neben ihnen dem Wege, auf dem der Vater dahinritt, und bemühte sich, in gleichgültigem Gespräch die Unruhe zu verbergen. Und sie erzählte von dem Jagdschloß im Walde und von der Einsamkeit, in welcher der greise Oberförster unter den Buchen des Forstes hause. Aber es war doch eine spärliche Rede, jedes der ehrlichen Herzen war mächtig bewegt, der Professor und Ilse vermieden einander in die Augen zu blicken, auch dem Freunde gelang nicht, durch leichte Scherze die leidenschaftlichen in das kleine Treiben dieser Welt herab zu ziehen.

Da wies Ilse plötzlich mit der Hand auf einen Fahlweg zur Seite, aus welchem mager schwarze Köpfe

auftauchten. „Sehen Sie dort die Indianer der Frau Oberamtmann.“ In schnellem Schritt zog eine Reihe wilder Gestalten, eine hinter der andern; voran ein kräftiger Mann in braunem Kittel und verschossenem Hut, einen dicken Stab in der Hand, hinter ihm einige jüngere Männer, dann Weiber mit kleinen Kindern auf dem Rücken; um den Trupp liefen halbnackte Buben und Mädchen. Die Mehrzahl der Fremden war barhäuptig und ohne Schuhe, lange schwarze Haare hingen um die braunen Gesichter und die wilden Augen starrten schon aus der Ferne gierig auf die Spaziergänger.

„Wenn der Herbst kommt, streicht zuweilen das fremde Volk durch unser Land, aber seit einigen Jahren haben sie sich nicht in die Nähe von Gute gewagt.“

Der Trupp nahte, aus dem Trott wurde stürmisches Laufen, im Augenblick waren die Freunde von zehn bis zwölf dunklen Gestalten umringt, welche mit leidenschaftlicher Geberde drängten und laut schreiend die Hände ausstreckten, Männer, Weiber, Kinder im Getümmel durcheinander. Erstaunt sahen die Freunde in die blitzenden Augen, die heftigen Bewegungen, und auf die Kinder, welche mit den Füßen stampften und mit ihren Händen den Leib der Fremden betasteten wie Wahnsinnige.

„Zurück, ihr Wilden,“ rief Ilse, drang durch die Bande und stellte sich vor die Freunde. „Zurück, wer spricht für den Haufen?“ wiederholte sie unwillig, und hob gebietend den Arm. Der Lärm verstummte, ein

braunes Weib, nicht kleiner als Ilſe, das glänzende Haar in Flechten gebunden und mit einem bunten Kopftuch umſchlungen, trat aus der Schaar und ſtreckte die Hand gegen Ilſe aus: „Meine Kinder bitten,“ ſagte ſie, „ſie hungern und dürſten.“ Es war ein großes Antlitz mit ſcharfen Zügen, in denen noch die Spuren früherer Schönheit ſichtbar waren. Mit vorgebeugtem Kopf ſtand ſie der Jungfrau gegenüber und ihre funkelnden Augen fuhren ſpähend von einem Antlitz auf das andere.

„Nein haben wir nur für die Menſchen, welche uns arbeiten,“ antwortete Ilſe kalt. „Für den Fremden, der dürſtet, iſt unſer Quell, und dem Hungernden geben wir von unſerm Brot, ihr erhaltet nichts weiter aus unſerm Hauſe.“

Wieder hob ſich ein Dutzend Arme und wieder drängte der wilde Haufe heran. Die Zigeunerin trieb ihn durch einen Ruf in fremder Sprache zurück. „Wir wollen dir arbeiten, Fräulein,“ ſagte ſie in geläufigem Deutſch mit fremdem Accent, „die Männer beſſern altes Geräth, wir ſcheuchen dir Maus und Ratte aus den Mauern, haſt du ein krankes Pferd, wir heilen es ſchnell.“

Ilſe bewegte verneinend das Haupt. „Eurer Hülfe bedürfen wir nicht. Wo iſt euer Paſſirſchein?“

„Wir haben keinen,“ ſagte die Frau, „wir kommen weit aus der Fremde.“ Sie wies nach der aufgehenden Sonne.

„Und wo wollt ihr zur Nacht raſten?“ fragt Ilſe.

„Wir wissen es nicht. Das Vieh will untergehen, und meine Leute sind müde und barfuß," versetzte die Zigeunerin.

„Ihr dürft nicht nahe am Hofe und nicht nahe bei den Dorfhäusern lagern. Die Brote erhaltet ihr am Hofthor, dorthin schickt Jemanden, der sie abholt. Und wenn ihr ein Feuer anzündet auf unserer Flur, so hütet euch, den Garben nahe zu kommen, wir werden auf euch Acht geben. Und Niemand von euch schleicht auf das Gut und in das Dorf, den Leuten wahrzusagen, das leiden wir nicht."

„Wir sagen nicht wahr," antwortete die Frau, und berührte mit der Hand ein kleines schwarzes Kreuz, welches sie am Halse trug. „Die Zukunft kennt hier unten Keiner, auch wir wissen nichts davon."

Sie neigte ehrerbietig das Haupt. „Gut," sagte sie, „wie auch der Sinn ist, welchen ihr hinter euren Worten bergt, ihr sollt mich nicht umsonst an die Gemeinschaft gemahnt haben, die zwischen uns ist. Kommt selbst an das Thor, Mutter, und erwartet mich dort. Braucht ihr etwas für eure Kleinen, so will ich euch zu helfen suchen."

„Wir haben ein krankes Kind, schönes Fräulein, und den Buben fehlen die Kleider," bat die Zigeunerin, „ich komme, und meine Leute werden thun, wie du willst." Sie gab ein Zeichen und der wilde Zug trabte gehorsam einen Seitenweg entlang, der dem kleinen Dorfe zuführte. Die Freunde sahen der Bande neugierig nach.

„Daß ſolche Scene in dieſem Lande möglich wäre, hätte ich nie geglaubt," rief der Doctor.

„Sie waren früher bei uns eine Landplage," verſetzte Ilſe gleichmüthig. „Jetzt ſind ſie ſelten, der Vater hält ſtreng auf Ordnung, und ſie wiſſen das recht gut. Aber wir müſſen zurück in den Hof, denn Vorſicht kann bei dem diebiſchen Volk nicht ſchaden."

Sie eilten nach dem Hofe, der Doctor bedauerte herzlich, daß ihn ſeine Abreiſe verhinderte, den Fremden die Geheimniſſe ihrer Sprache abzufragen. Ilſe aber rief den Inſpector, und die Kunde, daß Zigeuner in der Nähe waren, flog wie ein Lauffeuer durch den Hof. Die Ställe wurden verwahrt, das Federvieh und die Familien der fettumwachſenen Schweine der Obhut von zwei handfeſten Mägden übergeben, der Schäfer und die Knechte erhielten Befehl, Nachtwache zu halten. Ilſe rief die Kinder, ſie gab ihnen das Abendbrot und fand ſchwer, die Aufgeregten zu bändigen. Die Jüngſten wurden der Mamſell unter ſtarkem Proteſt und Thränen übergeben zu ſicherer Aufbewahrung in ihren Betten. Dann ſuchte Ilſe alte Röckchen und Linnen zuſammen, belud eine Magd mit zwei Broten und ſchickte ſich an, zum Hofthor zu gehen, wo die Zigeunerin ſie erwarten ſollte. Der Doctor hatte ſich in ſeiner Freude über die Fremden aller Sorge um den Freund entſchlagen. „Erlauben Sie uns, die Verhandlung mit der Sibylle anzuhören," bat er.

Sie fanden die Zigeunerin in der Dämmerung vor

dem Thor ſitzend, neben ihr ein halbwüchſiges Mädchen mit prachtvollen Augen und langen Zöpfen, aber mangelhaftem Gewande. Das Weib erhob ſich und nahm mit vornehmer Haltung die Spende in Empfang, welche ihr Alle reichte.

„Segen über dich, Fräulein," rief ſie, „alles Glück, das du dir jetzt wünſcheſt, ſoll dir zu Theil werden. Und du haſt ein Angeſicht, welches Glück verheißt. Segen über dein goldenes Haar und deine blauen Augen. Dir danke ich," ſchloß ſie ſich verneigend. „Wollen die Herren nicht auch meinem Mädchen ein Andenken ſchenken?" Die wilde Schöne hielt ihre Hand hin. „Die Sonne hat ihr das Geſicht verbrannt, ſeien Sie freundlich gegen die arme Schwarze," bettelte die Alte, und dabei ſah ſie lauernd in der Runde umher. Der Profeſſor ſchüttelte verneinend das Haupt, der Doctor griff nach ſeiner Börſe und legte der Alten ein Geldſtück in die Hand. „Das Prophezeien habt ihr aufgegeben?" frug er lachend.

„Es bringt Unglück dem, der wahrſagt, und dem, der fragt," verſetzte die Zigeunerin. „Hüte ſich der Herr vor allem, was bellt und kratzt, denn ihm kommt Unglück von Hunden und Katzen." Alle und der Profeſſor lachten, die Augen der Zigeunerin ſuchten unterdeß unruhig in dem Gebüſch.

„Wir können nicht wahrſagen," fuhr ſie geläufig fort, „wir haben keine Macht über die Zukunft, und wir irren wie ihr andern auch. Aber Manches ſehen

wir doch, ſchönes Fräulein, und ohne daß du verlangſt, will ich dir es ſagen. Der Herr da neben dir ſucht einen Schatz, und er wird ihn finden, aber er ſoll ſich hüten, daß er ihn nicht verliert; und du, ſtolzes Fräulein, wirſt einem Manne lieb ſein, der eine Krone trägt, und du wirſt die Wahl haben, ob du eine Königin werden willſt, die Wahl und die Qual," ſetzte ſie leiſer hinzu, und ihre Augen flogen wieder unruhig umher.

„Hinweg mit euch!" rief Alice unwillig, „ſolch Geſchwätz ſtimmt ſchlecht zu euren Worten."

„Wir wiſſen nichts," murmelte die Zigeunerin demüthig, nach dem Zeichen an ihrem Halſe faſſend. „Wir haben nur unſere Gedanken. Und unſere Gedanken ſind eitel oder wahr, je nachdem ein Stärkerer will. Lebe wohl, ſchönes Fräulein," rief ſie mit Nachdruck, und ſchritt mit ihrer Begleiterin in die Tiefe.

„Wie ſtolz ſie dahingeht," rief der Doctor, „Reſpect vor dem klugen Weibe, ſie wollte nicht wahrſagen, aber ſie konnte doch nicht vermeiden, ſich durch geheimes Wiſſen zu empfehlen."

„Sie hat ſich längſt bei den Feldarbeitern nach uns Allen erkundigt," verſetzte Alice lachend.

„Wo nur ihr Lager aufgeſchlagen iſt?" frug der Doctor neugierig.

„Wahrſcheinlich hinter dem Dorfe," verſetzte Alice. „Im Thal ſehen wir wohl die Feuer. Die Fremden haben nicht gern, wenn man ihrem Lager nahe kommt und zuſieht, was ſie als Abendeſſ verzehren."

Sie ſtiegen langſam in das Thal hinab und blieben am Ufer des Baches unfern dem Garten ſtehen. Rings um ſie lag das Dunkel des Abends auf Buſch und Wieſe, das alte Haus auf dem Steine ragte düſter unter dem dämmrigen Grau des Himmels. Vor ihren Füßen murmelte das Waſſer und die Blätter der Bäume rührten ſich im Nachtwind. Schweigend blickten die Drei in die verſchwimmenden Formen der Landſchaft hinaus, das Seitenthal mit dem Dorf lag unſichtbar in dem tiefen Schatten der Nacht, nicht einmal ein erleuchtetes Fenſter war zu ſehen. „Sie ſind lautlos verſchwunden wie die Alexermäuſe, welche eben noch durch die Luft flogen," ſagte der Doctor. Aber die Andern antworteten nicht, ſie dachten nicht mehr an die Zigeuner.

Da klang es durch die Abendluft wie leiſes Wimmern. Alſe fuhr zuſammen und lauſchte. Und noch einmal derſelbe ſchwache Ton. „Die Kinder!" ſchrie Alſe entſetzt, und ſtürzte der Hecke zu, welche den Obſtgarten von der Wieſe trennte. Sie rüttelte angſtvoll an der verſchloſſenen Pforte, dann brach ſie das Geäſt der Hecke auseinander und ſprang wie eine Löwin hindurch, das Obſtgelände hinauf. Die Freunde eilten ihr nach, aber ſie erreichten die Schnelle nicht. Vor ihr ſchimmerte es hell unter den Bäumen und es regte ſich, da ſie heranflog. Zwei Männer hoben ſich vom Boden, eine Geſtalt fuhr ihr entgegen, Alſe aber ſchlug den Arm zurück, der zum Schlage gegen ſie ausholte, daß der Mann taumelte, und warf ſich über die wimmernden

den Kleinen, welche im Rasen lagen. Hinter Alle sprang Felix herzu und packte den Mann, der Doctor rang im nächsten Augenblick mit einem andern, der wie ein Aal unter seinen Händen dahinglitt und in der Dunkelheit verschwand. Der erste Räuber aber hob sein Messer gegen den Arm des Professors, entrang sich der Hand, welche ihn festhielt, und war im nächsten Augenblick durch die Hecke gebrochen. Man hörte das Knarren im Geäst, dann war Alles wieder still.

„Sie leben!“ rief Alle am Boden kniend mit fliegendem Athem und umschlang die Kleinen, welche jetzt ein klägliches Geschrei ausstießen. Es war Riekchen im bloßen Hemde und Franz, auch halb ausgeschält. Die Kinder waren den Augen der Mamsell und dem Schutz der Schlafstube entschlüpft und in den Garten geschlichen, um die Feuer der Zigeuner zu sehen, von denen die Geschwister erzählten. Da waren sie den Genossen der Bande, welche Greifbares suchten, in die Hände gefallen und der Kleider entledigt worden.

Alle nahm die schreienden Kinder auf ihre Arme, vergebens wollten die Freunde ihr die Last abnehmen. Lautlos eilte sie mit den Geretteten nach dem Hause, sie stürzte in das Zimmer und beide festhaltend kniete sie vor dem Sopha über ihnen, und die Freunde hörten ihr unterdrücktes Schluchzen. Aber nur auf wenige Augenblicke verlor sie die Haltung. Sie richtete sich auf und sah über die Dienstleute, welche in ängstlichem Gedränge die Stube füllten. „Den Kindern ist kein Leid

geſchehen," rief ſie, „geht, wo ihr die Wache habt und holt mir einen der Herren." Der Inſpector trat aus dem Haufen. „Das war ein Raub auf unſerem Grunde," ſagte Alſe, „und die ihn verübt, fell das Geſetz erreichen. Ich bitte, laſſen Sie die Bande in ihrem Lager aufheben."

„In der Schlucht hinter dem Dorf iſt ihr Feuer," erwiederte der Inſpector, „man ſieht den rothen Rauch vom Oberſtock. Aber Fräulein — ich ſage es ungern — wäre nicht vorſichtiger, man ließe die Schurken entlaufen. Ein großer Theil unſerer Ernte liegt in Garben, ſie zünden uns in der Nacht aus Rache die Haufen an oder wagen noch Aergeres, um ihre Leute wieder frei zu machen."

„Nein," rief Alſe, „bedenken Sie nicht, zögern Sie nicht. Ob die Argen uns zu ſchaden vermögen oder nicht, darüber entſcheidet ein höherer Wille, wir thun, was unſere Pflicht iſt. Der Frevel fordert Strafe und der Herr dieſes Gutes iſt zum Wächter des Geſetzes geſtellt."

„Laſſen Sie uns eilen," mahnte der Preſciſor den Beamten, „wir begleiten Sie."

„Nehmen Sie von den Männern, wer im Hofe rüſtig iſt," rief Alſe, „Hans und ich wachen im Hauſe." Sie riß die Stubenthür auf und wies finſter nach dem Gewehrſchrank des Vaters. „Holen Sie dort, was unſern Leuten zum Schutze dient."

„Nun, mir iſt's nach dem Herzen," verſetzte der

Inſpector überlegend, „der Hofverwalter bleibt hier, wir Andern ſuchen die Bande am Feuer.“

Er eilte hinaus. Der Doctor faßte einen Knotenſtock, der in einer Zimmerecke lehnte. „Das wird genügen,“ ſagte er lächelnd dem Freunde. „Ich halte mich zu einiger Schonung verpflichtet gegen dieſe lüderlichen Studiengenoſſen, welche ihr Indisch noch nicht ganz vergeſſen haben.“ Im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, hielt er an: „Du aber bleibſt zurück, denn du blutest.“

Aus dem Aermel des Profeſſors fielen einzelne Blutstropfen zur Erde.

Das Antlitz der Jungfrau wurde fahl wie die Thür, bei welcher ſie ſtand, und ſie hielt ſich zitternd an den Pfoſten. „Um unſertwillen,“ murmelte ſie tonlos. Plötzlich eilte ſie auf den Profeſſor zu und neigte ſich auf die Hand herab, ſie zu küſſen, erſchrocken hielt Felix die Leidenſchaftliche zurück. „Es iſt nicht der Rede werth, Fräulein,“ rief er, „ich bewege den Arm nach Gefallen.“ Der Doctor zwang ihn, den Rock auszuziehen und Ilſe flog nach Verbandzeug. Fritz aber unterſuchte mit der Ruhe eines alten Studenten die wunde Stelle. „Es iſt ein kurzer Stich in die Muskeln des Unterarmes,“ tröſtete er ſachverſtändig das Fräulein, „etwas Heftpflaſter wird genügen.“ Der Profeſſor fuhr wieder in den Rock und ergriff den Hut: „Vorwärts,“ ſagte er.

„O nein, bleiben Sie bei uns!“ flehte Ilſe ihm nacheilend. Der Profeſſor ſah in das angſterfüllte Ge-

ſicht, ſchüttelte ihr herzlich die Hand und verließ mit dem Freunde das Zimmer.

Der eilige Tritt der Männer verklang. Ilſe durchſchritt allein die Räume des Hauſes, Thüren und Fenſterläden waren geſchloſſen, an der Thür nach dem Hofe wachte Hans, den Säbel des Vaters in der Hand, vom Oberſtock beobachteten die Hausmädchen Hofraum und Garten. Ilſe trat in die Kinderſtube, wo die armen Kleinen von der Mamſell und den Geſchwiſtern umringt in ihren Betten ſaßen und zwiſchen den letzten Thränen und dem Schlafe kämpften. Ilſe küßte die Müden und drückte ſie in die Kiſſen, dann eilte ſie hinaus in den Hof und lauſchte ängſtlich bald nach der Richtung, in welcher die Bande lagerte, bald nach der andern Seite, wo Hufſchlag die Ankunft des Vaters verkünden ſollte. Alles war ſtill. Die Mägde von oben riefen ihr zu, daß auch das Feuer der Zigeuner verlöſcht ſei, und wieder eilte ſie auf und ab, horchte erwartungsvoll und richtete die Augen zum Sternenhimmel.

Welch ein Tag! Vor wenig Stunden hoch emporgehoben über die Noth der Erde und jetzt durch feindliche Fauſt zurückgeriſſen in Schrecken und Angſt! Sollte das eine Vorbedeutung ſein für die Tage der Zukunft? War die goldene Pforte nur geöffnet, um ſich mißtönend wieder zu ſchließen und eine arme Seele zurückzulaſſen in verzehrender Sehnſucht? Die Verkündigerin hatte prophezeit von Einem, der eine Krone tragen würde. Ja, in dem Reich, wo er als ein König herrſchte, da war ſelige

Heiterkeit und beglückender Friede. Ach, wenn es erlaubt ist, Irdisches zu vergleichen mit den Freuden des Himmels, solches Wissen und Denken gab eine Verahnung der ewigen Herrlichkeit. Denn so schwebten die Geister derer, die hinieden gut und weise gewesen waren, lichtumflossen in reiner Klarheit, und sie sprachen lächelnd und glücklich zu einander von Allem, was auf Erden gewesen war, das Geheimste wurde ihnen offenbar und das Tiefverhüllte durchsichtig, und sie wußten, daß alle Pein und aller Schmerz der Erde ewige Weisheit und Güte war. Und er, der hier auf Erden dahinschritt, den heitern Himmel im Herzen, ihn stach der wandernde Strolch in den Arm um ihretwillen, und um ihrer Lieben willen war er wieder ausgezogen in die feindselige Nacht, und unendliche Angst um ihn schnitt durch das Herz. „Schütze ihn, Allerbarmer," rief sie, „und mich heb aus dem Dunkel, stärke mir die Kraft und verkläre meinen Geist, daß ich würdig werde des Mannes, der dein Antlitz schaut in vergangenen Zeiten und über geschwundenen Völkern."

Endlich hörte sie den schnellen Trab eines Reiters und das Schnauben des ungeduldigen Rosses an dem verschlossenen Thor. „Vater!" rief sie, riß den Riegel zurück, und flog an den Hals des Absteigenden. Bestürzt vernahm der Landwirth ihren schnellen Bericht, er warf die Zügel des Pferdes dem Sohne zu und eilte in die Kinderstube, seine Kleinen zu herzen, die beim Anblick des Vaters ihres Unglücks gedachten und weinend neue Wehklage begannen.

Als der Landwirth in den Hof trat, zogen die Gutsleute vor das Haus und der Inspector berichtete: „Niemand war um das Feuer und in der Nähe zu sehen. Am Feuer keine Spur, daß dabei gerastet worden, es war zur Täuschung angezündet, sie haben hier nur stehlen wollen, der größere Theil der Bande ist schon am Abend weiter gezogen. Sie liegen irgendwo in den Wäldern versteckt, und wenn die Sonne aufgeht, sind sie längst über die Grenze. Das Gewürm kenne ich aus alter Zeit."

„Er hat Recht," sagte der Landwirth zu den Freunden, „und ich meine, wir haben nichts mehr zu fürchten. Doch werden zuverlässige Augen diese Nacht geöffnet bleiben. Ihnen aber dankt ein armer Vater," fügte er bewegt hinzu, „der letzte Tag, den Sie bei uns verlebten, Herr Doctor, sollte vom Morgen bis zum Abend abenteuerlich sein. Das ist sonst nicht unsere Art."

„Ich scheide allerdings in Sorge um das, was ich hier zurücklasse," versetzte der Doctor zwischen Ernst und Scherz. „Daß jetzt gar noch verlorene Kinder Asiens um diese alten Mauern schleichen, ist außer Spaß."

„Der Zigeuner sind wir los, wie ich hoffe," fuhr der Landwirth gegen seine Tochter fort, „aber auf einen andern Besuch magst du dich bei Zeiten gefaßt machen, der Landesherr wird in einigen Wochen vor diesem Hause absteigen. Ich bin nur deshalb fortgesprengt worden, um Geschwätz über seinen Besuch zu hören, und zu vernehmen, daß noch nicht entschieden sei, wo Serenissimus

vor der Jagd das Frühstück einnehmen werde. Diesen Wink kenne ich, es war vor funfzehn Jahren eben so. Da hilft nun nichts, zu Rossau im Lindwurm kann er nicht bleiben. Auch diese Störung wird vorübergehen. — Und jetzt uns Allen eine gute Nacht und ein Schlaf in Frieden."

Die beiden Freunde traten nachdenklich in ihr Schlafzimmer. Der Professor stand am Fenster und horchte auf den Tritt der Wächter, die von außen und innen den Hof umzogen, auf das Zirpen der Grillen und auf die gebrochenen Laute, welche aus der schlummernden Flur in das Ohr drangen. Und wieder hörte er ein Geräusch neben sich und sah in das treue Gesicht seines Freundes, der in seiner Aufregung die Hände gefaltet hatte: „Sie ist fromm," rief Fritz klagend.

„Sind wir's nicht auch?" erwiederte der Professor, und richtete sich hoch auf.

„Sie ist dem Leben deines Geistes so fremd wie die heilige Elisabeth."

„Sie hat Verstand," entgegnete der Professor.

„Sie steht so sicher und abgeschlossen in ihrem Kreise, sie wird in deiner Welt nie heimisch werden."

„Sie ist tüchtig hier, sie wird es überall sein."

„Du verblendest dich," rief Fritz händeringend. „Willst du in den Frieden deiner Tage einen Zwiespalt bringen, dessen Ende du nicht absehen kannst? Willst du ihr selbst die ungeheure Umwandlung zumuthen, welche sie aus einer tüchtigen Wirthin zur Vertrauten

deiner rückſichtsloſen Forſchung machen ſoll? Darfſt du ihr das ſichere Selbſtgefühl eines kräftigen Lebens rauben, und in ihre Zukunft den Kampf, die Unſicherheit, den Zweifel hineintragen? Wenn du nicht an dich und deine Ruhe denkſt, ſo haſt du doch die Verpflichtung, ihr Weſen zu ehren."

Der Profeſſor legte das heiße Haupt an das Holz des Fenſters. Endlich fuhr er auf: „Wir aber ſollen Diener der Wahrheit ſein und ihre Verkünder. Und wenn wir dieſe Pflicht gegen tauſend Fremde üben, gegen Jeden, der uns hören will, wächſt nicht Recht und Pflicht da, wo wir lieben?"

„Täuſche dich nicht," antwortete Fritz, „du, der feinfühlende Mann, der jedes Leben in ſeiner Berechtigung ſo willig anerkennt, du wärſt der Letzte, die Harmonie ihres Weſens zu ſtören, wenn du ſie nicht für dich begehrteſt. Was dich treibt, iſt nicht Pflichtgefühl, ſondern Leidenſchaft."

„Was ich der Fremden nicht zumuthen darf, das ziemt mir an dem Weibe zu thun, das ich für immer mit mir verbinde. Und hat nicht jede Frau, die unſerm Leben nahe tritt, ähnliche Wandlung zu erfahren? Wie hoch ſtellſt du das Wiſſen der Frauen aus der Stadt, welche in unſeren Kreiſen heraufkommen?"

„Was ſie wiſſen, iſt in der Regel unſicherer, als ihnen und uns gut iſt," verſetzte Fritz, „aber von klein auf ſind ſie gewöhnt, mit Theilnahme die wiſſenſchaftlichen Intereſſen der Männer zu begleiten. Die beſten

Reſultate des geiſtigen Schaffens ſind ihnen doch ſo leicht zugänglich, daß ſie überall Anknüpfungspunkte für ein herzliches Verſtändniß finden. Hier aber, wie ſchön, wie liebenswerth ſich unſern Augen dies Leben darſtellt, es iſt vielleicht grade darum ſo anziehend, weil es uns zugleich ſo fremdartig gegenüberſteht."

„Du übertreibſt und wirſt unwahr," rief der Profeſſor. „Grade in dieſen Tagen habe ich tief gefühlt, was wir über den Büchern leicht vergeſſen, wie groß die Rechte ſind, welche eine echte Leidenſchaft in unſerm Leben hat. Wer kann ſagen, was zwei Menſchen einander ſo lieb macht, daß ſie ſich nicht ſcheiden können? Es iſt nicht nur die Freude am Daſein des Andern, nicht das Bedürfniß der Ergänzung des eigenen Weſens, auch nicht Sinn und Phantaſie allein, welche das Fremde uns ſo innig verbinden. Iſt denn nöthig, daß die Frau nur das feinere Rohr wird, welches eine Octave höher immer dieſelben Noten tönt, welche der Mann ſpielt? Die Sprache iſt arm für den mächtigen Ausdruck der Freude und Erhebung, welche ich in ihrer Nähe empfinde, und ich kann dir nur ſagen, mein Freund, das iſt etwas Gutes und Großes, und es fordert in meinem Leben ſein Recht. Was aber jetzt aus dir ſpricht, das iſt nur der kalte Zweifler Verſtand, der allem Werdenden abhold, ſo lange ſeine Anſprüche erhebt, bis er durch die vollendete That widerlegt iſt."

„Es iſt nicht allein der Verſtand," verſetzte Fritz gekränkt. „Daß du meine Rede ſo verkennſt, habe ich

nicht verdient. War es anmaßend, daß ich mit dir über Gefühle gesprochen habe, welche dir jetzt für heilig gelten, so darf ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich nur die Rechte in Anspruch nahm, welche mir deine Freundschaft bis zu dieser Stunde eingeräumt hat. Ich mußte meine Pflicht gegen dich thun, bevor ich dich hier verlasse. Kann ich dich nicht überzeugen, so suche diese Unterredung zu vergessen, ich werde dies Thema nie wieder berühren."

Er ließ den Professor am Fenster stehn und wandte sich zu seinem Lager. Diesmal zog er die Stiefeln leise aus und legte sich auf sein Bett, den Kopf zu der Wand gekehrt. Nach einer Weile fühlte er seine Hand ergriffen, der Professor saß an seinem Lager und hielt die Hand des Freundes fest, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich entzog sie ihm Fritz mit herzlichem Druck und wandte sich wieder zur Wand.

Im ersten Morgengrau stand er auf, trat leise an das Lager des schlummernden Gelehrten und ging still zur Thür hinaus. Im Wohnzimmer erwartete ihn der Hausherr, der Wagen fuhr vor, ein kurzer, freundlicher Abschied und Fritz fuhr davon und ließ seinen Freund allein unter den Grillen des Feldes und unter den Aehren, deren schwere Häupter sich im Morgenwind hoben und senkten, gleich den Wellen des Meeres, in diesem Jahr wie vor tausend und abertausend Jahren.

Der Doctor sah zurück auf den Stein, der das alte Haus trug, auf die Terrasse darunter mit dem Friedhofe und der Holzkirche, und auf den Laubwald, welcher

den Fuß der Anhöhe umzog. Und alle Vergangenheit und Gegenwart der gefährlichen Stätte waren ihm deutlich. Das uralte Wesen aus der Sachsenzeit hatte sich an diesem Orte nur wenig geändert. Und er sah den Felsen und die schöne Ilse von Bielstein, wie sie vor Menschengedenken gewesen waren. Damals war der Stein einem Heidengotte heilig, schon damals hatte ein Thurm darauf gestanden, und die Ilse hatte darin gewohnt, mit ihren gescheitelten blonden Haaren, im weißen Linnengewand, einen Pelz von Otterfell darüber. Damals war sie Priesterin und Prophetin gewesen für einen Stamm wilden Sachsenvolks. Und wo jetzt die Kirche stand, war die Opferstätte gewesen, und das Blut der gefangenen Feinde war von dort heruntergerieselt in das Thal.

Und wieder später hatte ein christlicher Sachsenhäuptling dort sein Balkenhaus gebaut, und wieder hatte dieselbe Ilse darin gesessen zwischen den hölzernen Pfosten, auf dem erhöhten Raum der Frauen, und sie hatte die Spindel gedreht oder den Männern schwarzen Meth in die Schale gegossen.

Und wieder Jahrhunderte später war das gemauerte Haus mit steinumfaßten Fenstern und einem Wartthurm auf dem Felsen errichtet worden als Nest eines räuberischen Junkers, und die Ilse von Bielstein hatte wieder darin gehaust in einer sammtnen Schaube, die der Vater auf des Königs Heerstraße den Kaufherren geraubt hatte, und wenn das Haus von einem Feinde

berannt wurde, ſtand die Ilſe unter den Männern auf der Mauer, und ſpannte die große Armbruſt wie ein Reitersknecht.

Und wieder viele hundert Jahre ſpäter hatte ſie in dem Jagdſchloß eines Fürſten geſeſſen, bei ihrem Vater, einem alten Kriegsmann aus der Schwedenzeit. Damals war ſie ſpießbürgerlich und fromm geworden, ſie kochte Beeren zu Muß und ging hinunter zum Pfarrer in das Conventikel, ſie wollte keine Blumen tragen und ſchlug mit dem Finger in der Bibel nach, welchen Mann ihr der Himmel beſcheeren würde.

Und jetzt ſtand daſſelbe Sachſenkind ſeinem Freunde gegenüber, hoch und kräftig an Leib und Seele, aber immer noch ein Kind des Mittelalters, gefaßt und ſtill, mit gleichmäßigem Ausdruck des ſchönen Angeſichts, der nur wechſelte, wenn einmal plötzliche Leidenſchaft durch das Herz fuhr; ein Gemüth wie im Halbſchlaf, ein ſo einfaches Gefüge des Geiſtes, daß man zuweilen nicht wußte, war ſie ſehr klug oder einfältig. Und an ihrem Weſen hing etwas von allem, was die Ilſen ſeit zwei Jahrtauſenden geweſen: ein Stück Alraune, Methſpenderin, Reiterstochter, Pietiſtin. Es war die altdeutſche Art und die altdeutſche Schönheit, aber daß ſie jetzt mit einemmal auch noch das Weib eines Profeſſors werden ſollte, das dünkte dem bekümmerten Doctor zu ſehr gegen alle Geſetze ruhiger geſchichtlicher Entwicklung.

10.

Die Werbung.

Wenige Stunden, nachdem der Freund das Gut verlassen, trat der Professor in das Arbeitszimmer des Landwirths. „Die Zigeuner sind verschwunden und mit ihnen Ihr Freund. Es thut uns Allen leid, daß der Herr Doctor nicht länger bleiben konnte," rief ihm der Landwirth von seiner Arbeit zu.

„Bei Ihnen liegt die Entscheidung, ob auch ich noch länger weilen darf," entgegnete der Professor in so tiefem Ernst, daß der Landwirth aufstand und seinen Gast fragend anblickte. „Ich komme, von Ihnen ein großes Vertrauen zu erbitten," fuhr der Professor fort, „und ich muß von hier scheiden, wenn Sie mir dasselbe versagen."

„Sprechen Sie, Herr Professor," entgegnete der Landwirth.

„Es ist für uns beide nicht mehr möglich, in dem unbefangenen Verhältniß als Wirth und Gast fortzuleben. Ich suche die Neigung Ihrer Tochter Elise für mich zu gewinnen."

Der Landwirth fuhr zurück, die Hand des starken Mannes klammerte sich an die Tischplatte.

„Ich weiß, was ich von Ihnen fordere,“ rief der Gelehrte mit ausbrechender Leidenschaft. „Das Höchste nehme ich in Anspruch, was Sie geben können; ich weiß, daß ich Ihr Leben dadurch ärmer mache, denn ich will von Ihnen abwenden, was Ihnen Freude, Hülfe, Stolz gewesen ist.“

„Und doch,“ murmelte der Landwirth finster, „Sie ersparen dem Vater, das zu sagen.“

„Ich fürchte, daß Sie mich in diesem Augenblicke für einen Einbrecher in den Frieden Ihres Hauses halten,“ fuhr der Gelehrte fort. „Aber wenn Ihnen auch schwer wird, gütig gegen mich zu sein, Sie sollen alles wissen. Ich sah sie zuerst in der Kirche, und ihr inniges, gottbegeistertes Wesen ergriff mich mächtig. Ich lebte um sie im Hause und fühlte jede Stunde mehr, wie schön und liebenswerth sie ist. Unwiderstehlich wurde die Gewalt, welche sie auf mich ausübt. Die Leidenschaft, in welcher ich lebe, ist so groß geworden, daß mir der Gedanke Entsetzen bereitet, sie könnte mir doch fern bleiben. Für Leib und Seele sehne ich mich, sie zu meinem Weibe zu machen.“

So sprach der Gelehrte, offenherzig wie ein Kind.

„Und wie weit sind Sie mit meiner Tochter?“ frug der Landwirth.

„Ich habe zwei Mal in ausbrechendem Gefühl ihre Hand berührt,“ rief der Professor.

„Haben Sie über Ihre Liebe mit ihr gesprochen?“

„Dann stände ich nicht so vor Ihnen,“ entgegnete

der Professor. „Ich bin, Ihnen gänzlich unbekannt, durch einen besonderen Zufall zu Ihnen gekommen. Und ich bin nicht in der glücklichen Lage eines Freiwerbers, der sich auf längere Bekanntschaft berufen kann. Sie haben mir ungewöhnliche Gastfreundschaft erwiesen, und ich bin verpflichtet, Ihr Vertrauen nicht zu täuschen; ich will nicht hinter Ihrem Rücken ein Herz für mich gewinnen, das mit Ihrem Leben so eng verbunden ist."

Der Landwirth neigte beistimmend das Haupt. „Und haben Sie die Zuversicht, ihre Liebe für sich zu gewinnen?"

„Ich bin kein Knabe und sehe wohl, daß sie mir herzlich zugethan ist. Ueber die Tiefe und Dauer eines jungfräulichen Gefühls haben wir beide kein Urtheil. In einzelnen Stunden habe ich die beseligende Ueberzeugung gehabt, daß die warme Neigung des Weibes mir geworden ist, aber gerade die unbefangene Unschuld ihres Empfindens macht mich wieder unsicher. Und wenn ich Ihnen das Schwerste gestehen soll, was mir zu sagen bleibt, ich darf nicht leugnen, daß für sie noch eine Rückkehr zu ruhiger Empfindung möglich ist."

Der Landwirth sah auf den Mann, der sich mühte, unbefangen zu urtheilen, und doch am ganzen Körper bebte. „Ich habe die Pflicht, auf einen Herzenswunsch meines Kindes Rücksicht zu nehmen, wenn er so mächtig wird, daß er sie aus ihrer Heimath fortzieht zu einem andern Manne. Immer vorausgesetzt, daß ich selbst

nicht die Ueberzeugung habe, es werde ihr Unglück sein. Ihr Verhältniß zu meiner Tochter ist bei der kurzen Bekanntschaft und nach dem, was Sie mir darüber sagen, schwerlich so, daß mir nur die Wahl bleibt, entweder einzuwilligen, oder mein Kind elend zu machen. Und Ihr Geständniß giebt mir auch die Möglichkeit, zu verhüten, was mir vielleicht in vieler Rücksicht unwillkommen ist. Ja, Sie sind mir in diesem Augenblick ein Fremder, und als ich Ihnen anbot, bei mir zu bleiben, habe ich gethan, was für mich und die Meinen schwere Folgen haben mag."

Und als der Landwirth in der Erregung des Augenblicks so sprach, fiel sein Blick auf den Arm, der gestern geblutet hatte, und wieder auf die mannhaften Züge des bleichen Antlitzes vor ihm, und er unterbrach seine Rede und legte die Hand auf die Schulter des Andern. „Nein," rief er, das ist nicht meines Herzens Meinung, und nicht so darf ich Ihnen antworten." Und er schritt durch das Zimmer, bemüht sich zu fassen. „Aber hören auch Sie ein vertrauendes Wort, und zürnen Sie mir darum nicht," fuhr er ruhiger fort. „Wohl weiß ich, daß ich meine Tochter nicht für mich erzogen habe, und daß ich mich einmal gewöhnen muß, sie zu entbehren. Aber unsere Bekanntschaft ist zu kurz, als daß ich ein Urtheil hätte, ob mein Kind an Ihrer Seite Frieden oder Unfrieden zu erwarten hat. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir ihr werth und angenehm geworden sind, so hat das doch in dieser Stunde keine Bedeutung. Wären Sie

ein Landwirth wie ich, so würde ich Ihre Mittheilung mit leichterem Herzen anhören, denn ich hätte in der Zeit Ihres Hierseins wohl über Ihre Tüchtigkeit eine feste Ansicht gewonnen. Daß unser Beruf so verschieden ist, macht nicht nur mir schwer, über Sie zu urtheilen, es mag auch gefährlich werden für die Zukunft meines Kindes. Wenn der Vater wünscht, daß die Tochter sich mit einem Manne verheirathet, der in ähnlichem Geschäfte arbeitet, so hat das in jedem Lebenskreise seinen guten Grund, für den Landwirth von meinem Schlage noch einen besonderen. Denn die Tüchtigkeit unserer Kinder liegt zum Theil darin, daß sie als Gehülfen der Eltern heranwachsen. Was Sie in meinem Hause gelernt hat, giebt mir die Sicherheit, daß sie als Frau eines Landwirths ihren Platz vollkommen ausfüllen wird, ja, sie vermöchte wohl Schwächen ihres Mannes zu ergänzen. Und das wird ihr ein gesundes Leben sichern, selbst wenn ihr Mann manches zu wünschen übrig ließe. Als Frau eines Gelehrten hat sie wenig Nutzen von dem, was sie weiß, und sie wird als ein Unglück empfinden, daß sie vieles andere nicht gelernt hat."

„Daß sie entbehren wird, muß ich einräumen, auf alles, was ihr nach Ihren Worten fehlt, gebe ich wenig," rief der Gelehrte. „Ich bitte Sie, darin mir und der Zukunft zu vertrauen."

„Dann also antworte ich Ihnen, Herr Professor, ebenso offen, wie Sie zu mir gesprochen haben, ich darf Ihre Forderung nicht kurz abweisen, denn ich will dem,

was vielleicht Sehnsucht und Glück meiner Tochter ist, nicht feindlich in den Weg treten; und doch, ich kann bei der unvollständigen Einsicht, die ich über Ihre Verhältnisse habe, nicht darauf eingehen. Und ich bin in diesem Augenblicke in der schmerzlichen Lage, daß ich nicht weiß, wie ich überhaupt diese Sicherheit gewinnen kann."

„Wohl fühle ich, wie ungenügend und zufällig die Urtheile sind, welche Sie von Fremden über mich einsammeln können; es wird dennoch geschehen müssen," antwortete mit Haltung der Gelehrte.

Der Landwirth bejahte schweigend, und der Professor fuhr fort:

„Zunächst bitte ich um Erlaubniß, Ihnen über meine äußeren Verhältnisse Mittheilung zu machen." Er nannte seine Einnahmen, gab getreulich an, woher sie flossen, und legte ein Verzeichniß derselben auf den Arbeitstisch. „Für diese Angaben wird mein Rechtsfreund, ein geachteter Anwalt der Universitätsstadt, Ihnen jede Bestätigung geben, welche Sie wünschen. Ueber meine Brauchbarkeit als Lehrer und meine Stellung an der Universität muß ich Sie allerdings auf das Urtheil meiner Collegen verweisen und auf die Ansicht, die sich etwa in der Stadt darüber gebildet hat."

Der Landwirth blickte in das Verzeichniß. „Selbst die Bedeutung dieser Summen für Ihre Verhältnisse ist mir nicht ganz deutlich, für weitere Kunde habe ich in Ihrer Heimath kaum eine Anknüpfung. Aber,

Herr Professor, ich werde ohne Zögern mir selbst die Gewißheit zu verschaffen suchen, welche ich erhalten kann. Ich werde morgen nach Ihrer Stadt abreisen."

„O wie danke ich Ihnen", rief der Professor und faßte die Hand des Landwirths.

„Noch nicht", antwortete dieser und zog seine Hand zurück.

„Ich werde natürlich, falls Sie das wünschen, Sie begleiten", fuhr der Professor fort.

„Das wünsche ich nicht," versetzte der Landwirth. „Schreiben Sie sogleich die Briefe, welche mich einigen Ihrer Bekannten empfehlen, im Uebrigen muß ich mich auf meine Fragen und allerdings auf den Zufall verlassen. Aber, Herr Professor, diese Reise wird mir nur Ihre Angaben bestätigen, die ich ohnedies für wahr halte, und vielleicht Urtheile Anderer über Sie, welche zu dem stimmen, was ich selbst von Ihnen halte. Setzen wir den Fall, daß diese Auskunft mich befriedigt, was soll die Folge sein?"

„Daß Sie mir gestatten, noch länger in Ihrem Hause zu verweilen", rief der Professor, „daß Sie vertrauend meine Annäherung an Ihre Tochter dulden, und daß Sie mir Ihre Einwilligung zur Ehe geben, sobald ich der Neigung Ihrer Tochter sicher bin."

„Solche Vorbereitung zu einer Brautwerbung ist ungewöhnlich," sagte der Landwirth mit trübem Lächeln, „doch sie ist einem Landwirth nicht unwillkommen. Wir sind gewohnt, die Früchte langsam reifen zu sehen.

Alſo, Herr Profeſſor, auch nach meiner Reiſe behalten wir alle drei Freiheit der Wahl und des letzten Entſchluſſes. — Und dieſe Unterredung ſoll ſie unſer Geheimniß bleiben?“

„Ich beſchwöre Sie darum,“ flehte der Gelehrte. Wieder flog ein leiſes Lächeln über das ernſte Antlitz des Wirthes.

„Damit meine ſchnelle Abreiſe weniger auffalle, bleiben Sie unterdeß hier. Vermeiden Sie vor meiner Rückkehr, ſich meiner Tochter zu nähern. Sie ſehen, auch ich erweiſe Ihnen ein großes Vertrauen.“

So hatte der Profeſſor ſeinen Gaſtfreund gezwungen, der Vertraute ſeiner Liebe zu werden. Es war ein ſchöner Vertrag zwiſchen Leidenſchaft und Gewiſſen, den der Gelehrte durchgeſetzt hatte, und doch war in ſeiner Dispoſition ein Irrthum, und die Abhandlung, an welcher er mit heißem Haupt und pochendem Herzen arbeitete, gerieth ein wenig anders, als er ſich und dem Vater vorgeſtellt. Denn zwiſchen den drei Menſchen, welche jetzt die hochſinnig eingeleitete Brautwerbung durchmachen ſollten, war plötzlich die Unbefangenheit verſchwunden. Als Alle am Morgen der verhängnißvollen Unterredung ſtrahlend von Glück zu den Männern trat, fand ſie den Himmel des Gutes lichtlos, mit finſteren Wolken umzogen. Der Profeſſor war unruhig und düſter, er arbeitete faſt den ganzen Tag auf ſeiner Stube, und als die Kleinen ihn am Abend baten, eine Geſchichte zu erzählen, da lehnte er's ab, faßte den Kopf

der kleinen Schweſter mit beiden Händen, küßte ihre Stirn und legte ſein eigenes Haupt darauf, als wollte er ſich auf das Kind ſtützen. Gezwungen und ſpärlich waren die Worte, die er an Alſe richtete, und doch haftete unabläſſig ſein Blick an ihr, aber fragend und unſicher. Und Alſe überraſchte auch den Vater, wie dieſer ſie geſpannt und ſchmerzlich anſah. Auch zwiſchen den Vater und ſie war ein Geheimniß getreten, das in ſeinem Innern arbeitete. Ja ſogar zwiſchen den beiden Männern war es nicht wie ſonſt. Der Vater ſprach wohl einmal leiſe zu dem Freunde, aber beiden ſah ſie einen Zwang an, wenn ſie über Gleichgültiges redeten.

Und am nächſten Morgen gar die geheimnißvolle Reiſe des Vaters, die er ihr durch karge Worte über ein gleichgültiges Geſchäft anzeigte! War ſeit jenem wüſten Abend alles um ſie verwandelt? Das Herz des Weibes zog ſich ängſtlich zuſammen. Die Unſicherheit kam ihr, die Furcht vor etwas Feindſeligem, das gegen ſie heranfuhr. Schmerzvoll hielt ſie ſich zurück, in ihrem Zimmer kämpfte ſie mit ſchweren Gedanken, und ſie vermied, mit dem Manne ihrer Liebe allein zu ſein.

Natürlich wurde dem Profeſſor die Veränderung an der Geliebten auf der Stelle deutlich, und ſie quälte den tiefſinnigen Mann. Wollte ſie ihn fernhalten, um den Vater nicht zu verlaſſen, war nur frohes Erſtaunen geweſen, was er für herzliche Neigung hielt? Dieſe Sorge machte ſeine Haltung gezwungen und ungleichmäßig und der Wechſel ſeiner Stimmung wirkte wieder auf Alſe zurück.

Fröhlich hatte sich der Blüthenkelch ihrer Seele dem aufsteigenden Lichte geöffnet, da war ein Tropfen Morgenthau hineingefallen, und die zarten Blätter schlossen sich noch einmal unter der fremden Last.

Alse war bei Krankheiten und Verletzungen die weise Frau des Gutes. Von ihrer Mutter hatte sie dies Ehrenamt übernommen und ihr Ruhm in der Umgegend war nicht gering; auch war es nicht unnöthige Beflissenheit, denn Rossau besaß nicht einmal einen ordentlichen Heilkünstler. Alse aber verstand ihre einfachen Hausmittel vortrefflich anzuwenden, sogar der Vater und die Herren der Wirthschaft unterwarfen sich gehorsam ihrer Pflege. Und sie war in den Beruf einer barmherzigen Schwester so eingelebt, daß ihr jungfräuliches Zartgefühl gar nichts darin fand, am Krankenbett eines Gutsgenossen zu sitzen, und daß sie ohne Ziererei in die Wunde blickte, welche der Hufschlag eines Pferdes oder der Schnitt einer Sense verursacht hatte. Und jetzt stand er mit einer Wunde neben ihr, er hielt den Arm nicht einmal in der Binde, und sie sorgte unaufhörlich, daß der Schaden ärger werden könne. Wie gern hätte sie die Stelle gesehen, ach wie gern sie selbst verbunden, und sie bat ihn am Morgen beim Frühstück auf den Arm deutend: „Wollen Sie nicht uns zu Liebe etwas dafür thun?"

Und der Professor zog befangen den Arm zurück und erwiederte: „Es hat gar nichts zu bedeuten." Sie schwieg verletzt. Als er aber auf sein Zimmer ging,

wurde ihr die Sorge übermächtig, und sie sandte die Tagelöhnerfrau, welche in solchen Künsten ihre bewährte Gehülfin war, mit einem Auftrage in das Gastzimmer, und schärfte ihr ein, gewaltthätig aufzutreten, jeden Widerspruch des Herrn zu bewältigen, den Arm zu betrachten und ihr zu berichten. Aber als die ehrliche Frau sagte, daß ihr Fräulein sie sende und daß sie darauf bestehen müsse, den Stich zu sehen, da entschloß sich zwar der Professor zögernd, die Stelle zu zeigen, aber als die Botin einen bedenklichen Bericht heraustrug, und Ilse, die unruhig vor der Thür auf und ab ging, durch die Vermittlerin wieder kalte Umschläge befahl, da wollte der Professor diese nicht anwenden. Und er hatte wohl Ursache dazu, denn wie schmerzlich er den Zwang fühlte, der ihm im Verkehr mit Ilse aufgelegt war, so dünkte ihm doch unerträglich, ihren Anblick ganz zu missen und in seiner Stube allein bei dem Wassernapf zu sitzen. Und daß er den guten Rath verwarf, schmerzte Ilse noch mehr, denn sie fürchtete die Folgen, und es that ihr wieder weh, daß er auf ihre Wünsche nichts gab. Und als sie vollends erfuhr, daß er heimlich zum Chirurgus nach Rossau geschickt hatte, da kamen dem ehrlichen Mädchen die Thränen in die Augen über das, was sie für Nichtachtung hielt. Denn sie kannte die verkehrten Mittel des Trunkenbolds, und sie wußte jetzt genau, daß es ein Unglück geben würde. Sie kämpfte mit sich bis zum Abend, endlich besiegte die Sorge um den Geliebten alle Bedenken, und als er

neben den Kindern in der Laube saß, trat sie vor ihn und bat in ihrer Herzensangst leise mit niedergeschlagenen Augen: „Der fremde Mann macht Ihnen die Schmerzen größer, bitte, lassen Sie mich die Wunde sehen.“ Und der Professor, erschrocken über diese Aussicht, welche seine ganze, mühsam erkämpfte Selbstbeherrschung zu vernichten drohte, erwiederte, wie Ilse hörte, mit rauher Stimme, — er war aber in Wahrheit nur durch innere Bewegung ein wenig heiser —: „Ich danke, das kann ich gar nicht annehmen.“ Da ergriff Ilse die beiden jüngsten Geschwister, welche in den Händen der Zigeuner gewesen waren, stellte sie vor ihn hin und rief heftig: „Bittet ihr, wenn er auf mich nicht hört.“ Und dem Professor war dieser kleine Auftritt so beweglich, und Ilse sah in ihrer Aufregung so unwiderstehlich schön aus, daß ihn die Rührung übermannte und daß er, um gegen den Vater ehrlich zu bleiben, aufstand und schnell aus dem Garten ging.

Und Ilse preßte die Hände krampfhaft zusammen und sah starr vor sich hin. Alles war ein Traum gewesen, Täuschung war's und thörichte Einbildung, daß sie in seliger Stunde gehofft hatte, er liebe sie. Und sie hatte ihm ihr Herz offenbart, und ihr heißes Gefühl war für ihn nichts als dreiste Zudringlichkeit einer Fremden. Und sie war ihm ein ungeschicktes Weib vom Lande, dem das städtische Zartgefühl fehlte, und die sich thöricht etwas in den Kopf gesetzt, weil er einige Male gütig zu ihr gesprochen. Sie stürzte in ihr Zimmer,

dort sank sie vor ihrem Lager nieder und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihr die Glieder.

Sie war den ganzen Abend nicht mehr sichtbar, am nächsten Tage trat sie dem Geliebten stolz und kalt gegenüber, sie sprach nur das Nöthigste und rang in der Stille mit Thränen und unendlichem Jammer.

Alles war hochsinnig für eine feine und zarte Brautwerbung zurechtgelegt, aber wenn zwei Menschen einander lieb haben, sollen sie das einer dem andern auch frisch und einfältig sagen, ohne Disposition und, beim Styx, auch ohne Zartgefühl.

Der Landwirth war abgereist. Ein Geldgeschäft, das er auf dem Wege erledigen konnte, gab den Vorwand. Schon den Tag darauf fiel seine gewaltige Gestalt und das sorgenvolle Antlitz in den Straßen der Universitätsstadt auf. Gabriel war sehr verwundert, als ein riesiger Mann, höher als sein alter Freund, der Wachtmeister bei den Kürassieren, an der Thür schellte und einen Brief des Herrn überbrachte, worin Gabriel aufgefordert wurde, sich und das Quartier dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Der fremde Mann schritt durch die Zimmer, saß am Arbeitstisch des Professors nieder und begann mit Gabriel ein Gespräch in Kreuzfragen, aus denen der Diener nicht klug werden konnte. Auch Herrn Hummel begrüßte der Fremde, dann ließ er sich nach der Universität führen, hielt auf der Straße Studenten an und frug sie aus,

verhandelte mit dem Rechtsanwalt, besuchte einen Kaufmann, mit welchem er zuweilen Getreidegeschäfte machte, ließ sich von Gabriel zum Schneider des Professors führen, dort einen Rock zu bestellen, und Gabriel mußte lange vor der Thür stehen, bis der geschwätzige Schneider den Fremden entließ. Auch zu Herrn Hahn ging er, einen Strohhut zu kaufen, und am Abend sah man seine große Gestalt, welche den chinesischen Tempel unbillig beengte, neben Herrn Hahn bei einer Flasche Wein sitzen. Es war ein armer Vater, der sich bei gleichgültigen Leuten ängstlich erkundigte, ob er sein geliebtes Kind in die Arme eines Fremden legen müsse. Ach, was er erfuhr, war alles noch weit günstiger, als er erwartet hatte. Auch ihm wurde deutlich, was die Frau Oberamtmann Reitmann längst wußte, daß es nach der Meinung Anderer kein gewöhnlicher Mann war, den er bei sich aufgenommen hatte.

Als der Heimkehrende am Abende des nächsten Tages zwischen den letzten Häusern von Nessau dahinfuhr, sah er eine Gestalt eilig auf sich zukommen. Es war der Professor, den die ungeduldige Erwartung auf den Weg getrieben hatte, und der jetzt mit verstörtem Gesicht an den Wagen eilte. Der Landwirth sprang von seinem Sitze und sagte dem Professor leise: „Bleiben Sie bei uns, der Himmel gebe zu allem Weiteren seinen Segen.“ Und als die beiden Männer neben einander den Fußpfad hinaufstiegen, fuhr der Gutsherr mit einem Anflug von guter Laune fort: „Sie haben

mich gezwungen, um Ihre Wohnung zu spioniren, lieber Herr Professor. Ich habe erfahren, daß Sie still weg leben. Sie bezahlen Ihre Rechnungen pünktlich, Ihr Diener spricht mit Ehrerbietung von Ihnen, die Nachbarn denken gut über Sie, in der Stadt sind Sie ein angesehener Mann, alles, was Sie sonst über sich gesagt haben, ist bestätigt. Ihr Quartier ist sehr stattlich, die Küche zu klein, die Vorrathskammer enger als bei uns ein Schrank. Durch die Fenster ist wenigstens Aussicht in's Grüne."

Sonst wurde kein Wort über den Zweck der Reise gesprochen, aber hoffnungsvoll vernahm der Professor, was der Landwirth von anderen Beobachtungen erzählte, wie reichlich die Bürger lebten, wie glänzend die Läden ausgestattet waren, dann von den hohen Häusern des Marktes, dem Gedränge auf den Straßen und von den Tauben, welche nach altem Herkommen vom Rath gehalten werden und dreist wie Stadtbeamte zwischen Wagen und Menschen umherlaufen.

Es war früher Morgen auf dem Gute, wieder sandte die Sonne ihre ersten Strahlen heiß auf die Erde. Nach einer schlummerlosen Nacht eilte Ilse durch den Garten zu dem kleinen Badehause, das der Vater zwischen Rohr und Gebüsch angelegt hatte. Dort tauchte sie die weißen Glieder in das Wasser, hüllte sich schnell wieder in ihr Gewand und stieg, die Strahlen der Sonne suchend, den Weg hinauf, welcher unweit der Grotte nach der Höhe führte. Da sie wußte, daß'

unter den Steinen der Höhle noch die kühle Nachtluft lag, ſtieg ſie höher hinauf, wo die Berglehne ſteil nach der Grotte und dem Thal abfiel. Dort oben auf dem Abhange ſetzte ſie ſich zwiſchen den erſten Büſchen nieder, um fern von jedem Menſchenauge im Sonnenſtrahl die Haare zu trocknen und ihren Anzug zu ordnen.

Sie ſah hinüber nach dem Vaterhauſe, wo auf dem Freunde wohl noch der Morgenſchlummer lag, und ſah vor ſich herunter auf die Steindecke der Grotte und auf den großen Federbuſch von Weidenröschen, dem jetzt die weiße Wolle des Samens aus den Schoten quoll. Und ſie ſtützte das Haupt in die Hand und dachte an den letzten Abend, wie wortkarg er wieder geweſen war, und daß der Vater zu ihr gar nicht von ſeiner Reiſe ſprach. Aber wie unruhig auch die Sorgen durch ihr Haupt fuhren, aus der klaren Fluth hatte ſie auch ihren Gedanken Erfriſchung geholt, und jetzt warf der Morgen ſein mildes Licht auch über ihr Herz.

Dort ſaß das Kind des Gutes, ſie wand das Waſſer aus dem Haar und ſtützte die weißen Füße auf das Moos. Neben ihr ſummten die Bienen über dem blühenden Quendel, und eine kleine Arbeiterin kreiſte drohend um ihre Füße. Ilſe bewegte ſich und ſtieß an einen ihrer Schuhe, der Schuh glitt hinab, überſchlug ſich und fiel in kleinen Sätzen über Moos und Stein, er ſprang beim Weidenröschen vorbei und verſchwand in der Tiefe. Ilſe fuhr in den Kameraden des Flüchtlings und eilte auf dem Wege zur Grotte nach.

Sie bog um die Felsecke und trat erschrocken zurück, denn auf dem Platze vor der Grotte stand der Professor und betrachtete sinnend die gestickten Arabesken des Schuhes. Der zartfühlende Mann war über diese plötzliche Bewegung kaum weniger betroffen als Ilse. Es hatte auch ihn am frühen Morgen hinausgetrieben zu der Stelle, wo ihm zuerst das Herz des Mädchens aufgegangen war, auf dem Stein am Eingange hatte er gesessen und das Haupt an den Felsen gelehnt in tiefem und schmerzlichem Grübeln. Da, horch, ein leises Rauschen, Steinchen und Sand rollten herab, ein kleines Meisterwerk bildender Kunst fiel dicht vor seine Füße. Er schnellte empor, denn er ahnte auf der Stelle, wem der springende Schuh gehörte. Jetzt sah er die Geliebte vor sich stehen, in leichtem Morgengewand, von dem langen blonden Haar umflossen, einer Wasserfee oder Bergnymphe vergleichbar.

„Es ist mein Schuh," rief Ilse verlegen und verbarg den Fuß.

„Ich weiß," sagte der Gelehrte ebenfalls verlegen und rückte den Schuh ehrerbietig an den Saum ihres Kleides. Schnell schlüpfte der Fuß hinein, aber die kurze Bewegung der weißen Zehen gab dem Professor plötzlich einen Heldenmuth, den er an den letzten Tagen nicht gehabt hatte. „Ich gehe nicht von der Stelle," rief er entschlossen. Ilse fuhr in die Grotte und barg ihre Haare in dem Netz, das sie in der Hand hielt. Der Gelehrte stand am Eingange zu dem Heiligthume, neben

ihm hingen die Ranken der Brombeeren, die Bienen summten über dem Quendel und ihm pochte das Herz. Als Ilse mit gerötheten Wangen aus der Grotte in das Licht des Tages trat, hörte sie, wie eine Stimme in tiefer Bewegung ihren Namen aussprach, sie fühlte ihre Hände gefaßt, ein heißer Blick aus den treuen Augen, süße Worte in bebendem Tonfall, der Arm des Mannes umschlang sie, lautlos sank sie an sein Herz.

Denn, wie der Professor selbst bei einer andern Gelegenheit auseinandergesetzt hatte, der Mensch vergißt zuweilen, daß sein Leben auf einem Contract mit übermächtigen Naturgewalten beruht, welche den kleinen Herrn der Erde unversehens kreuzen. Dergleichen unbeachtete Mächte zwangen jetzt auch den Professor und Ilse. Weiß nicht, welche Naturgewalt die Biene sandte und den Schuh warf, waren es die Erdmännchen, an welche Ilse nicht glaubte, oder war es Einer aus der antiken Bekanntschaft des Professors, der gaisfüßige Pan, der in den Grotten auf der Rohrpfeife bläst.

Die Brautwerbung war wissenschaftlich begonnen, aber sie war ohne alle Weisheit zur Vollendung gebracht. Es waren zwei große und reine Herzen, welche jetzt an einander schlugen, aber, um alles zu sagen, der feinfühlende Professor hatte zuletzt doch um die Geliebte geworben, als sie gerade keinen Strumpf an hatte.

11.

Apothekn.

Ueber den feindlichen Häusern war rabenschwarze Nacht, die Welt sah aus wie eine große Kohlengrube, in der die Leuchte erloschen ist. Der Wind fuhr durch die Bäume des Parkes, man hörte ein Rauschen der Blätter, Geknarr der Aeste, ein tiefes, zorniges Brummen in der Luft, aber man sah nichts als einen ungeheuren schwarzen Vorhang, der den Stadtwald verhüllte, und ein schwarzes Zeltdach, das über die Häuser gespannt war. Die Straßen der Stadt waren leer, wer ein freundliches Verhältniß zu seinem Bett hatte, lag längst darin, wer eine Schlafmütze besaß, heut zog er sie über die Ohren. Alles Menschliche barg sich in tiefem Schweigen, auch den Stundenschlag der Thurmglocke zerriß der Sturmwind und führte die einzelnen Töne hierhin und dorthin, so daß Niemand die Schläge der Mitternachtsstunde vollständig zusammenbringen konnte. Nur um das Haus des Herrn Hummel kläffte die wilde Jagd, die Hunde fuhren im Hofe umher, unbeirrt durch Sturm und Finsterniß, und wenn der Wind wie ein Hifthorn zwischen den Häusern blies, bellte

die Meute dem Schlafe der Menſchen ein greuliches Halali.

„Den iſt heut wohl," dachte Gabriel in ſeiner Kammer, „das iſt ganz ihr Wetter." Endlich entſchlief auch er und hatte einen Traum, als wenn die beiden Hunde ſeine Kammerthür aufmachten, ſich vor ſeinem Bett auf zwei Stühle ſetzten und abwechſelnd die Zündhütchen ihrer Taſchenpiſtolen auf ihn abknipſten.

Er lag noch in unruhigem Schlaf, als es an ſeine Thür pochte.

„Stehen Sie auf, Gabriel," rief die Stimme des alten Schließers aus der Fabrik, „es iſt ein Unglück geſchehen."

„Durch die Hunde?" rief Gabriel, mit beiden Beinen aus dem Bette ſpringend.

„Es muß jemand eingebrochen ſein," rief der Mann wieder durch die Thür, „die Hunde liegen auf der Erde."

Gabriel fuhr erſchrocken in ſeine Stiefeln und eilte in den Hof, der durch die Morgendämmerung nothdürftig erhellt wurde. Da lagen die zwei armen nächtlichen Geſchöpfe auf dem Boden, nur noch ein wenig zappelnd. Gabriel lief zu dem Waarenlager, ſah nach Thür und Fenſtern, dann unterſuchte er das Haus, jeder Laden war geſchloſſen, nirgend Verſtörung zu entdecken. Als er zurückkehrte, ſtand Herr Hummel vor den Liegenden.

„Gabriel, hier iſt eine Miſſethat geſchehen, den Hunden iſt etwas angethan, laſſen Sie beide liegen, es muß eine Beweisaufnahme ſtattfinden, ich ſchicke zur Polizei."

„Ei was," erwiederte Gabriel, „erſt kommt das Er-

barmen, dann die Polizei, vielleicht iſt den Würmern noch zu helfen.“ Er nahm die beiden Thiere, trug ſie an's Licht und unterſuchte ihren Zuſtand. „Der Schwarze iſt dahin,“ ſagte er mitleidig, „der Rothe hat noch einigen guten Willen.“

„Zum Thierarzt, Klaus“, rief Herr Hummel, „und auf der Stelle, er möchte mir den Gefallen thun und ſogleich aufſtehen, es ſoll ſein Schade nicht ſein. Dieſer Fall muß in's Tageblatt. Ich verlange Satisfaction vor Stadtverordneten und Rath. — Gabriel,“ fuhr er in zorniger Bewegung fort, „ſie ermorden die Hunde von Bürgern. Damit fängt die niederträchtige Bosheit an, aber ich bin nicht der Mann, der ſich durch Meuchelmörder behandeln läßt, es ſoll ein Exempel werden, Gabriel.“

Gabriel ſtreichelte unterdeß das Fell des rothen Hundes, der die Augen wild unter dem zottigen Stirnhaar rollte und kläglich mit den Pfoten ſchlug.

Endlich kam der Thierarzt. Er fand die ganze Familie im Hofe verſammelt, Frau Hummel, noch im Nachtgewande, trug ihm eine Taſſe Kaffee zu, er bedauerte trinkend und begann die Unterſuchung. Das Verdikt des Sachverſtändigen lautete auf Vergiftung. Die Sektion ergab genoſſene Klößchen mit Arſenik, und was Herrn Hummel noch tiefer kränkte, außerdem mit Glasſplittern. Der Rothe gewährte bei alledem eine unſichere Hoffnung, gerettet zu werden.

Das wurde der Familie Hummel ein finſterer

Morgen. Herr Hummel ſetzte ſich noch vor dem Frühſtück an den Schreibtiſch und verfaßte eine Anzeige für das Tageblatt, worin er zehn Thaler Belohnung für den Menſchenfreund ausſetzte, der ihm den tückiſchen Vergifter ſeiner Hunde angeben wollte. Die zehn Thaler unterſtrich er dreimal mit Klecksen. Dann trat er an ſein Fenſter und ſah grimmig hinüber nach dem Schlupfwinkel ſeines Gegners und nach dem chineſiſchen Tempel, der die Veranlaſſung des neuen Unfriedens geworden war. Und immer wieder wandte er ſich zu ſeiner Frau und brummte auf und abgehend: „Mir iſt der Fall nicht zweifelhaft.“

„Ich begreife dich nicht,“ erwiederte die Gattin, welche an dem anſtrengenden Morgen zum zweiten Mal ihr Frühſtück einnahm, „und ich verſtehe nicht, wie du deiner Sache ſicher ſein kannſt. Es iſt wahr, in den Leuten iſt eine Art, welche uns immer wieder abſtößt, und es mag ein Unglück ſein, daß wir dieſe Nachbarſchaft haben. Aber du kannſt nicht behaupten, daß ſie Hunde vergiften. Und ich kann mir nicht denken, daß die Hahn ſolche Einfälle hat. Ich gebe dir zu, ſie iſt eine gewöhnliche Frau, und der Doctor ſagt, daß es Klößchen waren, was auf eine weibliche Hand ſchließen läßt. Aber als unſer Rother bei den Krammetsvögeln getroffen wurde, die ſie in der Küche hatte, hat ſie mir den Hund nur mit einer Empfehlung zurückgeſchickt, und es wäre nicht ſchön von ihm, er hätte drei Vögel gefreſſen. Das war in der Ordnung, und ich kann darin

keine Mordluſt finden. Und er, du lieber Gott, er ſieht mir auch nicht aus, als ob er in finſterer Mitternacht ſich mit unſeren Hunden zu thun machte.“

„Er iſt tückiſch“, grollte Herr Hummel, „aber du haſt immer deine eigene Meinung von den Leuten gehabt. Er iſt ſcheinheilig gegen mich geweſen von dem erſten Tage, wo er ſich vor dieſen Fenſtern bei ſeinen Ziegeln aufſtellte und mir den Rücken zukehrte. Und ich habe mich immer wieder von euch Weibern bewegen laſſen, ihn als Nachbar zu behandeln mit Grüßen und Redensarten; und ich habe ſtillgeſchwiegen, wenn ihr mit der Frau drüben euer Gewäſch getrieben habt.“

„Unſer Gewäſch, Heinrich,“ rief die Gattin und ſetzte ihre Kaffeetaſſe klirrend hin. „Ich muß dich bitten, daß du nicht vergißt, was du mir ſchuldig biſt.“

„Nun, es war nicht ſo böſe gemeint,“ räumte Herr Hummel ein, um den Sturm zu beſchwichtigen, den er zur Unzeit heraufbeſchworen hatte.

„Wie es gemeint war, mußt du wiſſen, ich halte mich an das, was ich höre; es zeigt wenig Gefühl, Hummel, daß du um eines todten Hundes willen deine Gattin und deine Tochter als Waſchfrauen behandelſt.“

Dieſe Auseinanderſetzung trug noch mehr widerwärtiges Grau in die Stimmung des Morgens, förderte aber keineswegs die Entdeckung des Verbrechers. Es war vergebens, daß die Hausfrau, um den ſtöbernden Verdacht des Gatten von der Familie Hahn abzulenken, viele andere Vermuthungen aufſtellte und mit Laura's

Hülfe wieder verwarf, gegen die eigenen Arbeiter, gegen den Nachtwächter, und daß ſie zuletzt ſogar den Markthelfer von drüben als möglichen Miſſethäter einräumte. Ach, die bürgerliche Stellung der Hunde war ſo trübſelig geweſen, daß die Familie Hummel viel leichter die wenigen Menſchen herzählen konnte, welche den Hunden nichts Böſes anwünſchten, als die vielen, welche Wunſch und Intereſſe hatten, die Scheuſale zum Cocytus wandeln zu ſehen. Denn wie Lauffeuer fuhr die Nachricht über die Straße, bei der Obſtfrau an der Ecke war heut Verſammlung wie auf der Börſe, in den Kramläden ſtanden die Leute und beſprachen die Unthat, überall mitleidlos, feindſelig, ſchadenfroh. Auch die äußeren Zeichen der Theilnahme, welche die Straße für ſchicklich hielt, verhüllten ſchlecht die herrſchende Stimmung. Allerdings kamen die Mitfühlenden, zuerſt Frau Knips, die Wäſcherin, mit wortreicher Entrüſtung; dann wagte ſich ſogar Knips der Jüngere bedauernd in die Nähe des Hauſes, der Commis im feindlichen Geſchäft, welcher zu den Feinden übergegangen war, aber nicht müde wurde, ſeinem früheren Lehrherrn gelegentliche Ehrfurcht und Fräulein Laura eine unbequeme Anbetung zu erweiſen. Endlich kam ein Komiker der Stadtbühne, der häufig des Sonntags eingeladen wurde und dafür luſtige Geſchichten erzählte. Aber ſelbſt dieſe wenigen Getreuen wurden von einzelnen Hausgenoſſen beargwöhnt. Der Familie Knips mißtraute Gabriel, den Commis verabſcheute Laura, und der Komiker, ſonſt ein willkommener

Gast, hatte einige Abende zuvor im Vorbeigehen leichtsinnig gegen einen Begleiter geäußert, daß es verdienstlich sein würde, diese Hunde von der Weltbühne zu entfernen. Heut war dieser unglückliche Einfall der Hausfrau hinterbracht worden, und er lag ihr schwer auf dem Herzen. Funfzehn Jahre hatte sie gerade dieses Mannes Huldigung mit Wohlgefallen ertragen, viele Freundlichkeit, begeistertes Klatschen im Theater war ihm zu Theil geworden, der Sonntagsbraten und eingesottenen Früchte gar nicht zu gedenken; und jetzt, wo der Mime bedauernd den Kopf senkte und sein Entsetzen aussprach, da wurde ihm sein Gesicht wegen langer Gewöhnung an komische Wirkungen so heuchlerisch verzogen, daß Frau Hummel aus den Zügen des geschätzten Mannes plötzlich einen Teufel herausgrinsen sah. Und ihre spitzen Bemerkungen über Judasse erschreckten wieder den Mimen, weil sie ihm die Gefahr offenbarten, sein bestes Haus zu verlieren, und je kläglicher er sich fühlte, desto zweideutiger wurde sein Ausdruck.

Während aller dieser Vorfälle hielt sich die Familie Hahn gänzlich zurück. Kein Zeichen von unschicklicher Freude, keines von unnatürlichem Mitgefühl drang aus den schweigenden Mauern. Nur am Nachmittag, als Frau Hummel, um sich zu erholen, ein wenig in die Luft ging, begegnete ihr die Nachbarin. Und Frau Hahn, welche sich seit jener Gartenscene im Unrecht fühlte, blieb stehen und sprach freundlich ihr Bedauern aus, daß Frau Hummel einen so unangenehmen Vor-

fall erlebt habe. Und da klang doch die feindliche Stimmung und der Verdacht des Mannes aus der Antwort heraus, sehr kalt und abweisend sprach Frau Hummel, und auch die beiden Frauen schieden in feindseliger Stimmung.

Unterdeß saß Laura an ihrem Schreibtisch und besprach die Ereignisse des Tages in ihren geheimen Aufzeichnungen, und mit leichtem Herzen dichtete sie zum Schluß die Verse: „Sie sind dahin! von uns genommen ist der Fluch, und ausgetilgt der Flecken in des Schicksals Buch.“ Diese Prophezeiung enthielt gerade soviel Wahrheit, als wenn sie nach dem ersten Scharmützel des trojanischen Krieges durch Kassandra in Hektors Stammbuch eingezeichnet worden wäre. Sie wurde durch endlose Greuel der Folgezeit widerlegt.

Zunächst war Speihahn gar nicht dahin, sondern blieb am Leben. Aber der nächtliche Verrath übte auf Leib und Seele des Geschöpfes einen betrübenden Einfluß. Er war nie schön gewesen, jetzt wurde sein Leib mager, der Kopf dick und sein zottiges Fell struppig. Die Glassplitter, welche der kunstvolle Arzt aus seinem Magen entfernte, fuhren gewissermaßen in die Haare, daß diese borstig am Leibe starrten wie an einer Flaschenbürste; das gewundene Schwänzchen wurde kahl, nur an der Spitze bestand eine Haarquaste, daß es aussah wie ein verbogener Korkzieher mit einem Kork am Ende. Mit diesem Schwanze wedelte er nie mehr, auch sein Kläffen hörte auf, bei der Nacht wie am Tage

wandelte er ſchweigend, nur ausnahmsweiſe vernahm man ein dumpfes Knurren, das zu denken gab. Er kehrte in das Leben zurück, aber die ſanfteren Gefühle in ihm waren erſtorben, ſein Charakter wurde menſchenſcheu und ſchwarze Hintergedanken ſammelten ſich in ſeinem Innern, Anhänglichkeit und Berufstreue wurden vermißt, ſtatt ihrer erwies er lauernde Heimtücke und allgemeine Rachſucht. Doch Herr Hummel beachtete dieſe Umwandlung nicht. Der Hund war das Opfer einer unerhörten Bosheit, welche ihn, den Hausbeſitzer, ſchädigen wollte, und wäre er zehnmal häßlicher und menſchenfeindlicher geweſen, Herr Hummel hätte ihn doch zu ſeinem Lieblinge gemacht. Er ſtreichelte ihn und nahm es dem Hunde gar nicht übel, wenn dieſer zum Danke nach den Fingern ſeines Herrn ſchnappte.

Während aus der neuen Brandſtätte des Familienfriedens immer noch die Flämmchen ſittlicher Entrüſtung emporzüngelten, kehrte Fritz von ſeiner Reiſe zurück. In der erſten Stunde erzählte ihm die Mutter alle Vorfälle der jüngſten Zeit: das Glockenſpiel, die Hunde, die neue Feindſchaft. „Es war recht gut, daß du nicht hier warſt. Haſt du denn auch immer ein gutes Federbett gehabt? In den Gaſthöfen ſind ſie jetzt mit den Decken gegen Fremde ſehr rückſichtslos. Ich hoffe, auf dem Lande, wo ſie die Gänſe ſelbſt ziehen, wird mehr Einſicht geweſen ſein. Und wegen dieſes neuen Zankes ſprich mit dem Vater, thu was du kannſt, daß wieder Friede wird.“

Fritz hörte ſchweigend den Bericht der Mutter und ſagte endlich begütigend: „Du weißt, es iſt nicht das erſte Mal, es geht vorüber.“

Dieſe Neuigkeiten trugen nicht dazu bei, den Doctor heiter zu ſtimmen. Er ſah aus ſeiner Stube bekümmert nach dem Nachbarhauſe und den Fenſtern des Freundes hinüber. Dort wurde wohl in Kurzem ein neuer Haushalt eingerichtet; konnte dann auch ſeine Freundſchaft zum Profeſſor von den Störungen betroffen werden, welche ſeit älter Zeit die beiden Häuſer beſchäftigten? Er ging daran, die Sammlungen ſeiner Reiſe zu ordnen, aber die Fußtapfen in der Höhle machten ihm heut eine unbehagliche Empfindung, und beim Hufſchlag des wilden Jägers mußte er an die altklugen Worte Ilſe's denken: „es iſt Alles Aberglaube.“ Er legte die Hefte zuſammen, ergriff den Hut und ging grübelnd und nicht gerade fröhlich gemuthet in den Stadtpark. Und als er wenige Schritte vor ſich Laura Hummel auf demſelben Wege dahinſchweben ſah, bog er ſeitwärts ab, um Niemandem aus dieſem Hauſe zu begegnen.

Laura trug ein Körbchen mit Früchten zu ihrer Frau Pathe. Die alte Dame bewohnte eine Sommerwohnung im nahen Dorfe, zu welchem ein ſchattiger Fußweg durch den Park führte. Es war zu dieſer Stunde einſam im Stadtwald, und nur die Vögel beobachteten, wie ſorglos der kleine Mund des behenden Fräuleins lachte, und wie glücklich zwei ſchöne tiefblaue Augen in das

Dickicht ſpähten. Aber obgleich Laura eilte, ſie hatte doch vielen Aufenthalt. Zuerſt fiel ihr ein, daß die Blätter einer Blutbuche ihrem braunen Filzhütchen gut ſtehen würden, ſie brach einen Zweig, nahm den Hut ab und ſteckte die Blätter auf, und um ſich darüber zu freuen, behielt ſie den Hut in der Hand und legte zum Schutz gegen einzelne verwegene Lichtſtrahlen ein Flortuch über den Kopf. Dann bewunderte ſie das Parket von Goldgelb und Grau, welches die Sonne auf den Weg malte. Dann lief gar ein Eichhörnchen über den Weg, fuhr blitzſchnell an einem Baum hinauf und duckte ſich in die Zweige, und Laura ſah zu ihm empor und erkannte ſeine reizenden Ohrbüſchel hinter dem Laub, und ſie träumte ſich ſelbſt auf die Höhe des Baumes mitten unter Laub und Früchte, ſchaukelte auf den Zweigen, ſchwang ſich von einem Aſt auf den andern und machte zuletzt einen Spaziergang auf den Gipfeln wie auf grünen Hügeln hoch in der Luft über die flatternden Blätter. Und als ſie dem Waſſer nahe kam, das auf der andern Wegſeite daran hinfloß, erlebte ſie, daß eine große Geſellſchaft Fröſche, welche am Uferrande in der Sonne ſaß, wie auf Kommando mit großem Satze in's Waſſer ſprang, und ſie lief hinzu und ſah mit Erſtaunen, daß die Fröſche im Waſſer weit anders ausſahen, als auf dem Lande, gar nicht wie Klötze, ſondern daß ſie dahinfuhren wie kleine Herren mit Bäuchlein und dicken Hälſen, aber langen Beinchen, welche tapfer ausgreifen. Und da ein großer Froſch auf ſie zuſteuerte

und seinen Kopf gegen sie aus dem Wasser hob, fuhr sie zurück, schämte sich einen Augenblick, daß sie seiner Schwimmkunst zugesehen hatte, und lachte dann über sich selbst. So zog sie durch den Wald, selbst ein Sommervogel, leicht geschwingt und in Frieden mit aller Welt.

Aber hinter ihr schritt ihr Schicksal. Speihahn nämlich hatte von seinem gewöhnlichen Platz an der steinernen Freitreppe ihr Beginnen nicht unbemerkt gelassen. Unter den wilden Haaren, die wie ein Schnurrbart über seine Augen hingen, war etwas aufgedämmert, er hatte ihr nachgeschielt, sich endlich aufgemacht, und trottete jetzt schweigend hinter ihr her, ungerührt durch Sonnenstrahl, Fruchtkorb und das rothe Kopftuch seiner jungen Herrin. Mitten zwischen Stadt und Dorf stieg der Weg aus dem Thalgrunde und seinen Bäumen zu einer kahlen Ebene, auf welcher die Kriegsmacht der Stadt zuweilen ihre Uebungen hielt, in den friedlichen Stunden ein Schäfer die Heerde weidete; der Pfad lief schräg über die offene Fläche dem Dorfe zu. Veura hielt auf der Höhe zuweilen an und bewunderte die fernen Wollträger und den braunen Schäfer, der mit seinem großen Hut und Hakenstock sehr hübsch aussah. Schon war sie über die Heerde hinausgekommen, da hörte sie hinter sich Gebell und drohendes Geschrei, sie wandte sich um und sah die friedliche Gemeinde in wildem Aufruhr. Die Schafe stoben auseinander, einige rannten kopflos in die Weite, andere lagen zusammengeballt in

einem Quergraben, die Schäferhunde bellten, der Schäfer und sein Knabe liefen mit gehobenen Stöcken um den verstörten Haufen. Aber während Laura erstaunt in das Getümmel sah, wurde sie selbst davon umringt, der Schäfer und sein Junge sprangen auf sie zu, zwei große Schäferhunde folgten dem hetzenden Zuruf, sie fühlte sich von rauher Männerhand angepackt, das zernige Gesicht des Schäfers und sein Hakenstock bewegten sich dicht vor ihren Augen. „Ihr Hund hat mir die Heerde auseinandergejagt, ich fordere Strafe und Zahlung.“ Erstarrt und leichenblaß griff Laura nach ihrem Geldtäschchen, kaum vermochte sie zu bitten: „ich habe ja keinen Hund, lassen Sie mich los, lieber Schäfer.“ Aber der Mann schüttelte wild ihren Arm, zwei riesige schwarze Thiere sprangen an ihr hinauf und schnappten nach ihrem Tuche. „Es ist Ihr Hund, und ich kenne das rothe Vieh,“ schrie der Schäfer.

Und das war kein Irrthum. Speihahn hatte nämlich ebenfalls die Schafheerde beobachtet und seinen ruchlosen Plan geschmiedet. Plötzlich war er mit heiserem Gekläff auf ein Schaf zugesprungen und hatte es heftig in's Bein gebissen. Darauf Flucht der Heerde, Zusammenstürzen des Haufens, Speihahn mitten darunter, kläffend, kratzend, beißend, dann linksab einen trockenen Graben entlang, den Abhang zum Walde hinunter in das dichteste Gesträuch. Jetzt trabte er in Sicherheit nach Hause zurück, die Zähne fletschend, mit verworrenem Schnurrbart, und ließ sein Fräulein unter der

Faust des Schäfers vergeben, der seinen Hakenstock noch immer über ihr schwenkte.

„Lassen Sie das Fräulein los," rief die erzürnte Stimme eines Mannes, Fritz Hahn sprang herzu, stieß den Arm des Schäfers zurück und fing Laura, der die Sinne schwanden, in seinen Armen auf.

Das Dazwischentreten eines Dritten zwang den Schäfer zu neuer Anklage, deren Schluß war, daß er wieder in auflodernder Hitze das Mädchen anfassen wollte und daß seine Hunde gegen den Doctor heranfuhren. Aber tief empört rief Fritz: „Sie halten die Hunde zurück und benehmen sich manierlicher, oder ich veranlasse, daß Sie selbst bestraft werden. Hat ein fremdes Thier Ihrer Heerde Schaden gethan, so soll eine billige Entschädigung gezahlt werden, ich bin bereit, Ihnen oder dem Besitzer der Schafheerde dafür zu bürgen."

So rief er und hielt Laura fest im Arme, ihr Kopf lag auf seiner Schulter und das rothe Tuch hing über seine Weste bis auf das Herz hinab. „Fassen Sie sich, liebes Fräulein," bat er herzlich besorgt. Laura erhob ihr Haupt, blickte furchtsam auf das Angesicht, welches sich von Menschenliebe und Mitgefühl geröthet über sie beugte und erkannte mit Schrecken ihre Lage. Furchtbares Schicksal! Wieder er, zum drittenmale er, der unvermeidliche Beschützer und Retter! Sie entwand sich ihm und sagte mit schwacher Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor, ich vermag allein zu gehen."

„Nein, ich laſſe Sie nicht ſo," rief Fritz und verhandelte wieder mit dem Schäfer, der unterdeß die beiden Opfer des mörderiſchen Hundes herzugeholt und als Beweiſe der verübten Miſſethat niedergelegt hatte. Fritz griff in ſeine Taſche, reichte dem Schäfer ein Aufgeld zu der gebetenen Entſchädigung, nannte ſeinen Namen und beſprach mit dem Manne, der nach Anblick des Geldes ruhiger wurde, eine Zuſammenkunft.

„Bitte, geben Sie mir den Arm," wandte er ſich ritterlich zu Laura.

„Ich kann das nicht annehmen," erwiederte das betäubte Mädchen, der großen Feindſchaft eingedenk.

„Es iſt nur Menſchenpflicht," begütigte Fritz, „Sie ſind zu angegriffen, um allein zu gehen."

„Dann bitte ich Sie, mich zu meiner Frau Pathe zu geleiten, es iſt am nächſten dorthin."

Fritz nahm ihr das Körbchen ab und las die herausgefallenen Früchte zuſammen, darauf führte er ſie dem Dorfe zu. „Vor dem Manne hätte ich mich nicht ſo ſehr gefürchtet," klagte Laura, „aber die ſchwarzen Thiere waren zu furchtbar." Dabei hielt ſie ihren Arm ſchwebend in dem ſeinen, denn jetzt, wo der Schrecken verflog, fühlte ſie das Peinliche ihrer Lage, ach, mit Gewiſſensbiſſen! Denn ſie hatte erſt heute früh die Reiſetoilette des heimkehrenden Doctors unausſtehlich gefunden. Nun war allerdings Fritz kein Mann, deſſen Unausſtehlichkeit lange vorhielt. Er war voll Zartge-

fühl und Sorge um ſie, ſtrebte ihr jede Unebenheit des Weges zu erſparen, ſtreckte im Gehen ſeinen Fuß aus und ſtieß kleine Steine weg. Er begann ein gleichgültiges Geſpräch über die Frau Pathe, wobei ſie erzählen mußte und auf andere Gedanken kommen konnte. Darüber ergab ſich, daß er ſelbſt die Pathe recht hoch ſchätzte, ja, ſie hatte ihm einſt, als er noch Schulknabe war, einen Kirſchkuchen geſchenkt und er dafür an ihrem Geburtstage ein Gedicht verfertigt. Ueber das Wort Gedicht erſtaunte Laura. Alſo dort drüben konnte man das auch? Allein der Doctor ſprach ſehr rückſichtslos von den erhebenden Schöpfungen glücklicher Stunden. Und als ſie ihn frug: „Sie haben auch gedichtet?“ und er lachend erwiederte: „nur für's Haus, wie Jedermann,“ da fühlte ſie ſich durch ſeine kalte Nichtachtung der Poeſie recht gedrückt. Es war jedenfalls ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers, bei Hahn's thaten ſie das um Kirſchkuchen. Aber gleich darauf tadelte ſie ſich wegen unziemlicher Gedanken gegen ihren Wohlthäter. Und ſie wandte ſich freundlich zu ihm und ſprach von ihrer Freude über das heutige Eichhorn im Walde. Denn ſie hatte früher einmal ein ſolches Thier von einem Straßenjungen gekauft und in's Freie geſetzt, und das Thierchen war zweimal vom Baume wieder auf ihre Schultern geſprungen, und ſie war endlich mit Thränen weggelaufen, damit das Kleine in ſeinem Walde bleiben müſſe. Und wenn ſie jetzt ein Eichhorn ſehe, ſei ihr immer, als gehöre es ihr zu, und ſie täuſche ſich gewiß,

aber die Eichhörner ſchienen ihr dieſelbe Anſicht zu hegen. Dieſe Geſchichte führte zu der merkwürdigen Entdeckung, daß der Doctor ganz ähnliche Erlebniſſe mit einer kleinen Eule gehabt hatte, und er machte der Eule nach, wie ſie immer mit dem Kopfe nickte, wenn er ihr das Freſſen brachte, und dabei ſahen ſeine Brillengläſer ganz wie Eulenaugen aus, und Laura konnte das Lachen nicht verbergen.

In dieſem Geſpräche kamen ſie vor der Thür der Pathe an, Fritz entließ Laura's Arm und wollte ſich verabſchieden, ſie blieb an der Thürſchwelle ſtehen, die Hand am Griffe, und ſagte verlegen: „Wollen Sie nicht wenigſtens einen Augenblick hereinkommen, da Sie die Frau Pathe kennen?“ „Mit Vergnügen,“ erwiederte der Doctor.

Die Pathe ſaß in ihrer Sommerwohnung, welche etwas kleiner, feuchter und ungemüthlicher war, als ihr Quartier in der Stadt. Als aber die Kinder der feindlichen Häuſer miteinander eintraten, erſt Laura, immer noch bleich und feierlich, und hinter ihr der Doctor, ebenfalls mit ſehr ernſthaftem Geſicht, da erſtaunte die gute Dame ſo, daß ſie ſtarr auf dem Sopha ſitzen blieb und nur die Worte herausbrachte: „Was muß ich erblicken! Iſt das möglich, ihr Kinder bei einander?“ Dieſer Ausruf löſ'te den Zauber, welcher die jungen Seelen für einen Augenblick zuſammenband. Laura ging erkältet auf die Pathe zu und erzählte, daß der Herr Doctor zufällig bei ihrem Unfall herbeigekommen;

der Doctor aber erklärte, daß er nur das Fräulein ihr sicher habe übergeben wollen; dann erkundigte er sich nach dem Befinden der Pathe und nahm seinen Abschied.

Während die Pathe stärkende Mittel herbeiholte und beschloß, daß Laura unter dem Schutze des Dienstmädchens auf einem anderen Wege heimkehren solle, ging der Doctor mit leichten Schritten nach dem Walde zurück. Seine Stimmung war gänzlich verwandelt, häufig flog ihm ein Lächeln über das Antlitz. Immer wieder mußte er daran zurückdenken, wie fest ihm das Mädchen in dem Arm lag. Er hatte ihre Brust an der seinen gefühlt, ihr Haar hatte seine Wange berührt und er hatte auf den weißen Nacken und auf die Büste herabgesehen. Der wackere Junge erröthete bei dem Gedanken und beschleunigte seinen Marsch. Darin wenigstens hatte der Professor nicht Unrecht, ein Weib war immerhin noch etwas anderes, als die Summe der Gedanken, welche sie über Menschenleben und Weltgeschichte aus sich zu entwickeln vermochte. Dem Doctor schien allerdings, als ob etwas sehr Anziehendes in wallenden Locken, rothen Bäckchen und einem hübschen Halse liege. Er gab zu, daß diese Entdeckung nicht neu war, aber ihren Werth hatte er bis dahin noch nicht mit solcher Deutlichkeit gefühlt. Und es wär so rührend gewesen, wie sie aus der Betäubung zu sich kam, die Augen aufschlug und sich schamhaft aus seinen Armen löst'te. Auch daß er sie so trotzig vertheidigt hatte, erfüllte ihn jetzt mit heiterem Stolze, er blieb auf dem

Schlachtfelde ſtehen und lachte recht herzlich vor ſich hin. Dann ging er in demſelben Wege, den Laura aus dem Walde gekommen war, er ſah auf den Boden, als wenn er die Spuren ihrer kleinen Füße auf dem Kies zu erkennen vermöchte, und er fühlte Glanz und Wärme der Luft, den Lockruf der Vögel, das Flattern der Libellen mit ebenſo beflügeltem Muth, wie kurz vorher ſeine hübſche Nachbarin. Dabei ſummte ihm die Erinnerung an den Freund durch den Kopf, behaglich dachte er auch an die Regungen dieſes Gemüthes und an die Erſchütterungen, welche Thusnelda darin hervorgebracht. Es hatte dem Profeſſor närriſch geſtanden, ſein Freund war in dem Pathos der aufgehenden Leidenſchaft ſehr komiſch geweſen. Solch ſchwerflüſſiges ernſthaftes Weſen ſtach ſeltſam ab gegen die neckiſchen Angriffe, welche der Zufall auf das Leben der Erdgeborenen macht. Und als auf dem letzten Buſch eine von den kleinen Heuſchrecken raſſelte, deren Geſchwirr er in ſorgenvoller Zeit oft gehört hatte, ſagte er luſtig vor ſich hin: „auch die muß noch dabei ſein, erſt die Schafe, dann die Grillen.“ Und er begann halblaut ein gewiſſes altes Lied, worin die Grillen aufgefordert wurden, dahinzufahren und ſein Gemüth nicht weiter zu beläſtigen. So kam er von ſeinem Spaziergange in recht leichter, weltmänniſcher Stimmung nach Hauſe.

„Heinrich,“ begann Frau Hummel am Nachmittage feierlich zu ihrem Gatten, „mache dich gefaßt auf eine fatale Geſchichte, ich beſchwöre dich, bleibe ruhig und

vermeide eine Scene, und mühe dich, deinen Widerwillen zu bezähmen und vor allem, achte auch unsere Gefühle." Und sie erzählte ihm das Unglück.

„Was den Hund betrifft," versetzte Hummel nachdrücklich, „so ist durchaus noch nicht bewiesen, daß es unser Hund war. Das Zeugniß des Schäfers genügt mir nicht, ich kenne dieses Subjekt, ich verlange einen unbescholtenen Zeugen. Es laufen jetzt so viele fremde Hunde um die Stadt, daß die allgemeine Sicherheit darunter leidet, und ich habe schon oft gesagt, es ist eine Schande für unsere Polizei. Sollte es aber doch unser Hund gewesen sein, so kann ich kein besonderes Unrecht darin finden. Wenn das Schaf ihm ein Bein hinstreckt und er ein wenig daran zwickt, so ist das seine Sache, und gar nichts dagegen zu sagen. Was ferner den Schäfer betrifft, ich kenne seinen Herrn, so ist das meine Sache. Was endlich den jungen Mann da drüben betrifft, so ist das eure Sache. Ich habe nicht den Willen, das Unrecht seiner Eltern an ihm heimzusuchen, aber ich will mit den Leuten nichts zu thun haben."

„Ich mache dich aufmerksam, Hummel," warf die Gattin ein, „daß der Doctor dem Schäfer bereits Geld gegeben hat."

„Geld für mein Kind, das leide ich nicht," rief Hummel, „wie viel war's?"

„Aber Vater —", bat Laura. „Wie kannst du verlangen," rief Frau Hummel vorwurfsvoll, „daß deine

Tochter in Todesgefahr die Groſchen zählt, welche ihr Retter auslegt."

„So ſeid ihr Weiber," grollte der Hausherr, „für Geſchäfte fehlt der Sinn. Konnteſt du ihn nicht nachträglich fragen? Den Schäfer nehme ich auf mich, der Doctor kümmert mich nicht. Nur das ſage ich euch, die Sache wird kurz abgemacht, und im übrigen bleibt's bei unſerm Verhältniß zu dieſem Hauſe. Ich fordere mir glattes Geſchäft, und ich will dieſe Hähne nicht grüßen."

Nach dieſem Entſcheid überließ er die Frauenſtube ihren Gefühlen. „Der Vater hat Recht," begann Frau Hummel, „daß er uns die Hauptſache überläßt. Seinem ſtrengen Sinne würde der Dank zu ſchwer ankommen."

„Mutter," bat Laura, „du biſt geſchickt in Artigkeiten, könnteſt du nicht hinübergehen?"

„Mein Kind," erwiederte Frau Hummel ſich räuſpernd, „das iſt nicht leicht. Dieſer unglückliche Vorfall mit den Hunden hat uns Frauen zu ſehr auseinander gebracht. Nein, da du die Hauptperſon bei dem heutigen Vorfalle biſt, mußt du ſelbſt hinübergehen."

„Ich kann doch nicht den Doctor beſuchen," rief Laura erſchrocken.

„Das iſt gar nicht nöthig," begütigte Frau Hummel. „Den einzigen Vortheil hat dieſe Nachbarſchaft, daß wir von unſerem Fenſter ſehen, wenn die Männer ausgehen. Dann ſpringſt du zu der Mutter hinüber und richteſt an ſie noch einmal deinen Dank für den

Sohn. Du bist mein kluges Kind und wirst dir zu helfen wissen."

Darauf saß Laura am Fenster, ohne Freude sah sie sich zur Wächterin der Nachbarn gesetzt, und recht widerwärtig erschien ihr das Auflauern. Endlich trat der Doctor auf die Thürschwelle. Sein Aussehen war wie gewöhnlich, gar nichts Ritterliches darin zu erkennen, die Gestalt war zart und der Wuchs regelmäßig, Laura liebte das Hohe; er hatte geistvolle Züge, aber sie wurden versteckt durch die große Brille, welche ihm ein recht pedantisches Aussehen gab; wenn er einmal lachte, wurde sein Gesicht recht hübsch, aber sein gewöhnlicher Ernst kleidete ihn gar nicht. Fritz verschwand um die Ecke und Laura setzte mit schwerem Herzen ihr Hütchen auf und ging in das feindliche Haus, dessen Räume sie noch niemals betreten hatte. Dorchen, die nicht im Geheimniß war, blickte den Besuch erstaunt an, brachte ihn aber scharfsinnig mit der Rückkehr des Doctors in Verbindung und verkündete aus freien Stücken, von den Herren sei Niemand zu Hause, Frau Hahn aber im Garten.

Frau Hahn saß im chinesischen Tempel. Verlegen standen die beiden Frauen einander gegenüber, beide dachten zugleich an ihr letztes Gespräch, und beiden war die Erinnerung peinlich. Aber bei Frau Hahn überwog sogleich der menschliche Schauder vor der Gefahr, welche Laura umzingelt hatte. „Ach, Sie armes Fräulein," begann sie. Und während sie von Mitleid auf-

wallte, fühlte ſie, daß der chineſiſche Bau für dieſen Beſuch kein geeigneter Ort ſei, ſie ſteuerte zartfühlend davon ab und lud auf die kleine Bank vor der weißen Muſe. Das war der glücklichſte Platz des Hauſes, hier lachte der Orangenbaum ſeine Käuferin an, und Laura vermochte ſich in dankbare Stimmung zu verſetzen. Sie ſagte der Nachbarin, wie ſehr ſie ſich dem Herrn Doctor verpflichtet fühle, und daß ſie die Mutter bitte, dem Sohne dies zu ſagen, weil ſie ſelbſt in der Verwirrung dieſe Pflicht nicht gebührend erfüllt habe. Dazu fügte ſie das Geſchäftliche wegen des böſen Schäfers. Der Dank vergnügte die gute Frau Hahn, und mütterlich bat ſie Laura, ihren Hut ein wenig abzunehmen, weil es im Garten noch warm ſei. Laura aber nahm den Hut nicht ab. Sie ſprach ſchickliche Freude aus, wie hübſch der Garten blühe, und hörte mit Befriedigung, daß das Prachtſtück im Topfe dem Herrn Hahn von einem Unbekannten geſchenkt ſei, auch die Früchte ſeien ſüß, denn Herr Hahn habe die Rückkehr des Sohnes durch ein künſtliches Getränk gefeiert und dazu die erſte Frucht des kleinen Baumes genommen.

Es war bei alledem ein diplomatiſcher Beſuch, er wurde nicht über die nothwendige Zeit ausgedehnt, und Laura war froh, als ſie beim Abſchied Empfehlung und Dank an den Herrn Doctor wiederholt hatte.

Auch in den ſtillen Aufzeichnungen Laura's wurde die Begebenheit des Tages ſehr kurz abgefertigt. Sogar eine angefangene Betrachtung über das Glück einſamer

Waldbewohner blieb unvollendet. Wie, Laura? Du ſchreibſt ja alles nieder; wenn ein Holzwurm tickt, oder ein Sperling in dein Fenſter ſchreit, hüpfen dir einige Versfüße auf. Hier wäre ein Erlebniß, gewaltig für dein junges Leben: Gefahr, Bewußtloſigkeit, Arme eines Fremden, der trotz ſeinem gelehrten Ausſehen doch ein hübſcher Knabe iſt. Jetzt wäre Zeit zu ſchildern und zu ſchwärmen. Eigenſinniges Kind, warum liegt das Abenteuer als todtes Geſtein in der phantaſtiſchen Landſchaft, welche dich umgiebt? Geht dir's wie dem Reiſenden, der müde auf die Alpengegend zu ſeinen Füßen blickt und ſich wundert, daß die fremdartige Natur ihn ſo wenig ergreift, bis allmälig, vielleicht nach Jahren, die Bilder ihn im Traum und Wachen verfolgen und von neuem in die Berge ziehen? Oder hat die Nähe des argen Wichtes, der die Miſſethat verübt, auch dir die freien Schwingen gelähmt?

Da liegt er vor deiner Thürſchwelle, roth und ruppig, und leckt ſeinen Schnurrbart!

12.

Der Abſchied vom Gute.

Der Herbſt war gekommen, auf den Hügeln des Gutes trugen die Bäume ihr buntes Trauerkleid; zwiſchen den Stoppeln hing weiſſes Geſpinſt und die Thautropfen lagen darauf, bis der Wind das Gewebe zerriß und aus Flur und Thal entführte in die blaue Ferne. Auf dem Gute aber gingen Hand in Hand zwei Glückliche. In dieſem Jahr war der Blätterfall dem Profeſſor gar nicht empfindlich, denn in ſeinem eigenen Leben hatte ein neuer Frühling begonnen, und die Seligkeit dieſer Tage war auf ſein Antlitz in einer Schrift geſchrieben, die auch der Ungelehrteſte zu leſen vermochte.

Ilſe war Braut. Demüthig trug ſie die unſichtbare Krone, welche nach der Meinung des Hauſes und der Nachbarſchaft jetzt auf ihrem Haupte ſaß. Immer noch hatte ſie Stunden, wo ſie an das Glück kaum glauben konnte. Wenn ſie ſich früh vom Lager erhob und das Schleifen der ausziehenden Pflüge hörte, oder wenn ſie im Keller ſtand und die Milcheimer klapperten, war ihr die Zukunft wie ein Traum. Aber am Abend, wenn ſie neben dem geliebten Mann in der Laube ſaß, ſeinen

Worten lauschte und die Rede über Greifen und Kleines dahinflog, dann faßte sie ihn leise am Arm und versicherte sich, daß er ihr gehörte, und daß sie selbst fortan in der Welt leben sollte, in welcher sein Geist heimisch war.

Noch vor dem Winter, ehe die Vorlesungen der Universität begannen, sollte die Hochzeit sein. Denn der Professor hatte flehentlich gegen langen Brautstand Verwahrung eingelegt, und der Landwirth gab ihm Recht. „Wenn hätte ich Ilse über den Winter behalten, denn Clara muß einen Theil ihrer Arbeit übernehmen, und dem Kind wäre die Anweisung der Schwester sehr nöthig. Aber für euch ist es anders besser. Sie, mein Sohn, haben sich meine Tochter nach kurzer Bekanntschaft gefordert, je eher sich Ilse an Ihr Stadtleben gewöhnt, desto besser wird es für Sie beide sein; und ich meine, im Winter wird ihr das leichter werden."

Es war eine Zeit seliger Unruhe, und es war gut, daß die verständige Sorge um den neuen Haushalt die hohe Empfindung der Verlobten ein wenig zu irdischen Dingen hinab[illegible]g.

Der Professor reiste noch einmal nach der Universitätsstadt. Sein erster Gang war zum Freund. „Wünsche mir Glück," rief er, „vertraue ihr und mir." Der Doctor fiel ihm um den Hals und ging ihm in den Tagen seines Aufenthalts nicht von der Seite, er begleitete ihn bei allen Einkäufen und überlegte mit ihm die Einrichtung der Zimmer. Gabriel, dem der Besuch des Landwirths ein Vorgefühl kommender Ereignisse gegeben hatte, und dem um die eigene Unentbehrlichkeit

bange geworden war, fühlte ſich ſtolz, weil der Profeſſor ihm ſagte: „Wir bleiben die alten, thun Sie, was in Ihren Kräften ſteht, ſich meiner Frau nützlich zu machen.“ Dann kam Herr Hummel, ſtattete im Namen der Familie ſeinen Glückwunſch ab, und erbot ſich aus freien Stücken, noch zwei Zimmer ſeines Hauſes, die er entbehren konnte, dem Profeſſor zu überlaſſen. Aber unruhiger als alle andern erwartete Laura die neue Hausgenoſſin. Und ſie brach in die ſchriftlichen Worte aus: „Wie wird ſie ſein, erhaben oder niedlich? voll ſtrenger Würde oder lachend friedlich? mir pocht das Herz und die Gedanken fliegen! wird liebevolles Ahnen mich betrügen?“ Und als der Profeſſor ſie und ihre Mutter bat, ſeiner künftigen Frau entgegenzukommen und bei der Einrichtung zu helfen, und als er gegen Laura hinzuſetzte, er hoffe auf ein gutes Verhältniß zwiſchen ihr und ſeiner Braut, da ahnte er gar nicht, wie viel Glück er in ein junges Herz ſenkte, welches das unruhige Bedürfniß hatte, ſich hingebend anzuſchließen. Die unſichern Angaben, welche er über das Weſen ſeiner Verlobten machte, hüllten die Geſtalt immer noch in Nebel, aber ſie wurden doch für Laura ein Rahmen, in welchen ſie täglich neue Geſichter und Stellungen hineinzeichnete.

Unterdeß ſaßen in den Nebenräumen des alten Hauſes die Frauen emſig um Truhen und Leinwand beſchäftigt. Clara war durch den Brautſtand der Schweſter auf einmal zum erwachſenen Mädchen geworden, ſie half und gab guten Rath und erwies ſich

in Allem brauchbar und verständig. Und Ilse rühmte das am Abend gegen den Vater und darauf schlang sie die Arme um seinen Hals und brach in heiße Thränen aus. Dem Vater zuckte der Mund, er antwortete nicht, aber er hielt die Tochter mit beiden Händen fest an seinem Herzen. Auch für diese Trennung traf es sich günstig, daß die letzten Wochen vor dem Abschied übervoll von Arbeit und Zerstreuung waren. In der Wirthschaft gab es noch viel zu schaffen, und der Vater erließ den Verlobten keinen Besuch bei seinen Bekannten in der Nachbarschaft.

Zu den nächsten gehörte die Familie Rollmans. Ilse hatte ihre Verlobung der Frau Oberamtmann in besonderm Briefe angezeigt. Darüber war große Erregung entstanden. Die Frau Oberamtmann triumphirte. Rollmans aber ließ sich sofort das Pferd satteln und kam nach Bielstein geritten, jedoch nicht vor das Haus, er frug am Hofthor nach dem Gutsherrn und ritt zu diesem auf das Feld. Dort nahm er den Landwirth bei Seite und begann seinen Glückwunsch mit der kurzen Frage: „Was hat er?“ Diese Frage konnte durch Zahlen beantwortet werden, und die Antwort beruhigte ihn einigermaßen. Denn er wandte sein Pferd kurz um, trabte vor das Haus und brachte der Braut und dem Professor, den er jetzt als ebenbürtig ansah, seinen Glückwunsch dar. Und diesmal wiederholte er dringend seine Einladung. Nach der Rückkehr sagte er seiner Frau: „Ich hätte der Ilse eine bessere Partie gewünscht, indeß der Mann ist nicht ganz übel, freilich auf einem großen Gute müßte er sich mühsam durchschlagen.“

„Rollmaus," erwiederte die Frau, „ich hoffe, du wirst dich bei dieser Gelegenheit decent beweisen."

„Wie so?" frug der Oberamtmann.

„Du mußt beim Essen die Gesundheit des Brautpaars ausbringen."

Der Gatte brummte. „Jedoch ohne unnützes Zeug, wie Redensarten und Steckenbleiben. Ich kenne das, darauf lasse ich mich nicht ein."

„Die Redensarten müssen die Voraussetzung sein," rief die Oberamtmann. „Und wenn du nicht willst, so werde ich selbst besorgen, was vorgesetzt werden muß, und du sprichst die Gesundheit."

Das Haus Rollmaus hatte für den Brautbesuch sein feinstes Tischzeug aufgedeckt, und die Frau Oberamtmann erwies nicht nur ein gutes Herz, auch gute Küche. Sie schlug beim Braten an das Glas und begann aufgeregt: „Liebe Alte, da Rollmaus in seiner Gesundheit das Kurze und Drakonische äußern wird, so will ich nur vorher erwähnen, daß wir Ihnen aus einem ehrlichen Herzen Glück wünschen als alte Freunde Ihrer Eltern, und da wir immer gute Nachbarschaft mit einander gehalten haben, in allem Unglück, und wenn ein angenehmer Zuwachs zur Familie kam, und ebenso durch Aushülfe in der Wirthschaft. Es ist uns sehr wehmüthig, daß Sie aus dieser Gegend ziehen, obgleich wir uns freuen, daß Sie in eine Stadt kommen, wo man das Geistige zu schätzen weiß, und was ein höheres Streben genannt wird. Ich will nicht voluminös werden, wes-

halb wir Sie beide bitten, auch in treuer Freundschaft an uns zu denken.“ Sie fuhr mit dem Tuch nach den Augen, und Rollmaus faßte die Familiengefühle kräftig in den vier Worten zusammen: „Das Brautpaar soll leben.“ Beim Abschied weinte die Frau Oberamtmann ein wenig und bat den Hausherrn zu erlauben, daß sie doch zur Trauung kommen dürfe, wenn auch die Hochzeit ohne Gäste sei.

Und noch eine Störung brach herein. Der Landwirth hatte um die Ehre gebeten, und sie war ihm gewährt. Auf dem Wege zum Jagdschloß wollte der Fürst anhalten, und im alten Hause das Frühstück einnehmen.

„Es ist gut, Alte, daß du noch bei uns bist,“ sagte der Landwirth.

„Aber man weiß ja gar nicht, wie so ein Herr das gewöhnt ist,“ wandte Alte zwischen Freude und Sorge ein.

„Er bringt doch einen seiner Köche mit, der in der Oberförsterei das Jagdessen zurichtet, der mag helfen; sorge nur dafür, daß er etwas in der Küche findet.“

Am Tage der emsigen Vorbereitung saßen die Kinder, die Mamsell und Arbeiterinnen zwischen Hügeln von Waldzweigen und Herbstblumen und wanden Kränze und Guirlanden. „Verschont nichts,“ befahl Alte dem alten Gärtner, „er ist unser lieber Landesvater, wir Kleinen bringen ihm unsere Blumen als Steuer dar.“ Und Hans verfertigte mit Hilfe des Professors aus Georginen riesige Rokarden und Namenszüge.

Schon am Abend vor der Jagd hielten der Fourier und der Mundkoch ihren Einzug. Der Fourier bat,

die Tafel im Garten zu decken, dem Fürsten folge die nöthige Dienerschaft, bei der übrigen Aufwartung könnten die schmucken Hausmädchen helfen, dem Herrn sei das Ländliche grade recht. Am Morgen der Jagd ritt der Landwirth in seinem besten Staat nach Rossau hinab, den Fürsten zu empfangen, und die Kinder drängten sich um die Fenster der obern Stuben und spähten wie Wegelagerer nach der Landstraße. Kurz vor Mittag kamen die Wagen den Berg herauf und fuhren an der alten Hausthür vor, der Landwirth und der Oberförster, welche zu beiden Seiten des fürstlichen Wagens ritten, sprangen von den Pferden. Der Fürst stieg mit seinen Begleitern aus und betrat grüßend die Schwelle. Ein Herr in höherem Mannesalter von mäßiger Größe, einem schmalen feinen Gesicht, dem man noch glaubte, daß er in seiner Jugend den Ruf eines schönen Mannes gehabt hatte, mit zwei klugen Augen, deren Umgebung nur durch zu viele kleine Falten verknittert war. Ilse trat in den Hausflur, der Landwirth stellte in seiner einfachen Weise die Tochter vor, der Herr begrüßte Ilse huldreich mit einigen Worten und gönnte dem Professor, der ihm als Bräutigam der Tochter genannt wurde, einen Blick und eine Frage, worauf der Professor vom Oberjägermeister aufgefordert wurde, am Frühstück Theil zu nehmen. Dann schritt der Fürst sogleich in den Garten, rühmte das Haus und die Landschaft und erinnerte sich, daß er zum ersten Mal als vierzehnjähriger Knabe mit seinem Vater diese Gegend besucht habe.

Das Frühstück verlief auf's Beste, der Fürst that dem Landwirth wohlthuende Fragen, welche sein Interesse an den Zuständen der Landschaft erwiesen. Als er sich vom Tisch erhoben hatte, trat er an den Professor und frug nach Einzelheiten der Universität, er kannte den Namen des einen und anderen Collegen. Durch die sichern Antworten und die gute Haltung des Gelehrten wurde er veranlaßt, das Gespräch zu verlängern. Er erzählte ihm, daß er selbst ein wenig Sammler sei, antike Münzen und Gräberfunde aus Italien mitgebracht habe, und daß ihm die Vermehrung seiner Sammlungen viele Freude gemacht. Und ihm war angenehm, daß der Professor bereits von einzigem Bedeutenden darin wußte.

Als nun der Fürst mit einer Wendung zum Schlusse den Gelehrten frug, ob er in dieser Gegend heimisch sei, und Felix antwortete, daß ein Zufall ihn hierhergeführt, da flog dem Gelehrten plötzlich der Gedanke durch das Haupt, daß hier eine Gelegenheit sei, die wohl so nicht wiederkehren werde, die höchste Gewalt des Landes mit dem Schicksale der verlorenen Handschrift bekannt zu machen, vielleicht Förderung für weitere Nachforschungen in der Residenz zu gewinnen. Und er begann seinen Bericht. Der Fürst hörte mit sichtlicher Spannung zu, führte ihn während angelegener Querfragen weiter von der Gesellschaft ab, und war so ganz bei der Sache, daß er darüber, wie es schien, die Jagd vergaß. Der Oberjägermeister wenigstens sah oft nach der Uhr und sagte dem Gutsherrn Verbindliches über das

Interesse, welches der Herr an seinem Schwiegersohn nehme. Endlich schloß der Fürst die Unterhaltung: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, ich würdige das Vertrauen, welches Sie mir damit erweisen, kann ich Ihnen darin selbst nützlich sein, so wenden Sie sich direkt an mich, führt Sie der Weg einmal in meine Nähe, so lassen Sie mich das wissen, ich werde mich freuen, Sie wieder zu sehen."

Als der Fürst durch den Hausflur nach dem Wagen schritt, blieb er einen Augenblick stehen und sah sich um, der Oberjägermeister gab dem Landwirth schnell einen Wink, Alle wurde gerufen und verneigte sich wieder und der Fürst dankte ihr in Kürze für die gastliche Aufnahme. Ehe die Wagen zwischen den Hofgebäuden verschwanden, sah der Fürst sich noch einmal nach dem Hause um. Auch diese Artigkeit fiel auf fruchtbaren Boden. „Ganz umgedreht hat er sich und ganz eigen darauf gesehen," erzählte die Taglöhnerfrau, die sich mit Arbeitern bei dem Laubgewinde an der Scheuer aufgepflanzt hatte. Alles war zufrieden und freute sich der Huld, welche mit gutem Anstand erwiesen und empfangen war. Alle rühmte die Leute des Fürsten, die ihr alles so bequem gemacht, dem Professor hatten die gescheuten Fragen des Herrn sehr wohl gefallen, und als der Landwirth am späten Abend zurückkehrte, erzählte auch er, wie gut die Jagd verlaufen, und daß der Fürst ihm noch Freundliches gesagt und vor allen Leuten zu seinem Schwiegersohn Glück gewünscht habe.

Und der letzte Tag kam, den die Jungfrau im Hause des Vaters verlebte. Sie ging mit Schwester Clara hinab in das Dorf, sie stand am Fenster des armen Lazarus, sie kehrte in jedem Hause ein und übergab die Armen und Kranken der Schwester. Dann saß sie lange bei dem Herrn Pfarrer in der Studierstube, der alte Mann hielt sein liebes Kind an den Händen fest und wollte sie nicht fortlassen. Beim Abschied schenkte er ihr die alte Bibel, in welcher seine Frau gelesen hatte. „Ich wollte sie mit mir nehmen in die letzte Behausung," sagte er, „aber sie ist besser aufgehoben in Ihren Händen." Als Ilse zurückkam, setzte sie sich in ihrer Stube nieder, und die Mägde und Arbeiterinnen des Guts traten eine nach der andern ein, von jeder nahm sie unter vier Augen Abschied, sie sprach noch einmal über das, was jeder auf dem Herzen lag, gab Trost und guten Rath, ein kleines Andenken aus ihrer Habe, und zum Abschied einen guten Spruch, wie er jeder auf das Leben paßte. Am Abend saß sie zwischen dem Vater und dem geliebten Mann, der Lehrer hatte den Kindern einige Verse eingelernt, Clara brachte den Brautkranz, und der kleine Bruder erschien als Genius, aber als der Genius seinen Spruch sagen sollte, fing er an zu schluchzen, verbarg seinen Kopf in Ilses Schooß und war gar nicht wieder zu beruhigen.

Und zur Gutenachtzeit, als sich alles entfernt hatte, saß Ilse noch einmal auf ihrem Stuhl in der Wohnstube, und als der Vater aufbrach, reichte sie ihm den

leuchter. Der Vater ſetzte ihn wieder hin und ging auf und ab, ohne zu ſprechen. Endlich begann er: „Deine Stube bleibt für dich unverändert, und wenn du zu uns zurückkehrſt, ſollſt du alles ſo finden, wie du es verlaſſen. Dem Gute biſt du nicht zu erſetzen, nicht den Geſchwiſtern, auch nicht deinem Vater. Ich gebe dich hin mit Schmerzen in ein Leben, das uns beiden unbekannt iſt. Gute Nacht, mein braves Kind, des Himmels Segen über dich. Gott behüte dir dein ehrliches Herz. Sei tapfer, Ilſe, das Leben iſt ſchwer.“ Er zog ſie an ſich und ſie weinte ſtill an ſeinem Herzen.

Die Morgenſonne des nächſten Tages ſchien durch die Fenſter der alten Holzkirche auf die Stätte vor dem Altar. Wieder umſäumte ſie Ilſes Haupt wie mit überirdiſchem Glanz und verklärte das glückliche Antlitz des Mannes, in deſſen Hand der alte Pfarrer die Hand ſeines Lieblings legte. Die Kinder des Hauſes und die Arbeiterinnen des Gutes ſtreuten Blumen. Ueber den letzten Schmuck des Gartens ſchritt Ilſe mit Kranz und Schleier, das Auge zur Höhe gerichtet. Aus den Armen des Vaters und der Geſchwiſter, unter den lauten Segenswünſchen der Frau Oberamtmann und dem leiſen Gebet des alten Pfarrers hob der Gatte ſie in den Wagen. Noch ein Hoch der Gutsleute, noch ein Blick nach dem Vaterhauſe, und Ilſe faßte die Hand des Gatten und hielt ſich an ihm feſt.

Zweites Buch.

1.

Die ersten Grüße der Stadt.

Im Stadtwald fiel das Laub vor die Füße der Spaziergänger, Ilse stand am Fenster und dachte an die Heimath. Die Kränze über der Thür waren verwelkt, Linnen und Kleider lagen eingestaut in den Schränken, das eigene Leben kann so still, und draußen das fremde rauschte so überlaut. Im Nebenzimmer saß der Gatte über seiner Arbeit; nur das Knittern der Blätter, welche er umschlug, drang durch die Thür, und dazwischen aus der nahen Küche ein Klappern der Teller. Sehr schön war die Wohnung, aber enge eingehegt, zur Seite die schmale Straße; dahinter das Nachbarhaus mit vielen neugierigen Fenstern; auch nach dem Walde der Horizont verbaut durch graue Stämme und ragende Aeste. Und aus der Ferne tönte vom Morgen bis zum Abend das Summen, Rasseln und Rufen der thätigen Stadt in das Ohr, von der Höhe die Klänge eines Flügels, vom Bürgersteig ohne Aufhören die Tritte der Vorübergehenden, Wagen rollten heran, laute Stimmen zankten. Und wie lange man aus dem Fenster schaute, immer neue Menschen und unbekannte Gesichter, viele schöne Herr-

ſchaften und wieder ſehr ärmliche Leute. Ilſe dachte bei jedem Vorübergehenden, der einen modiſchen Rock trug, wie vornehm er ſein müſſe, und bei jedem dürftigen Anzug, wie hart den Armen hier das Leben drückte. Alle aber waren ihr fremd, die ſie reden hörte, auch die nahe bei ihr wohnten und von allen Ecken auf ihr eigenes Treiben ſehen konnten, hatten wenig mit ihr zu ſchaffen, und wenn ſie nach Einzelnen frug, wußten ihre Hausgenoſſen nur ſpärliche Nachricht zu geben. Alles fremd und kalt und in endloſem Getümmel! Ilſe ſtand in ihrer Wohnung wie auf einem winzigen Eiland in ſturmbewegtem Meere und ihr wurde bange vor dem fremden Leben.

Aber die Stadt, wie rieſenhaft und tobluſtig ſie ſich gegen Ilſe geberdete, war im Grunde ein freundliches Ungethüm, ja, ſie hegte vielleicht vor andern eine ſtille Neigung zu poetiſchen Gefühlen und zu heimlicher Artigkeit. Zwar hatte ein geſtrenger Stadtrath den Brauch aufgegeben, anſehnlichen Fremden den Willkommen mit Wein und Fiſchen zu überreichen, aber er ſandte doch den erſten Morgengruß durch ſeine geflügelten Schützlinge, über welche ſich ſchon Ilſes Vater gefreut hatte. Die Tauben flogen um Ilſes Fenſter, ſaßen gedrängt vor den Scheiben und pickten an das Holz, bis Ilſe ihnen Futter hinausſtreute. Und Gabriel, der das Frühſtück abräumte, konnte nicht umhin, ſich ſelbſt zu loben: „Ich habe ſie ſeit einigen Wochen an dieſem Fenſter gefüttert, weil ich mir dachte, daß ſie

Ihnen recht ſein würden.“ Und als Alſe ihn dankbar anſah, geſtand er offenherzig: „Denn ich bin auch vom Dorfe, und weil ich zuerſt in die Kaſerne kam, habe ich auch mein erſtes Commisbrod mit einem fremden Pudel aufgegeſſen.“

Aber die Stadt ſorgte noch durch andere Vögel dafür, daß die Frau vom Lande heimiſch wurde. Gleich am erſten Tage, wo Alſe allein ausging — es war ein ſchwerer Gang, denn ſie konnte ſich mit Mühe enthalten, vor den Schaufenſtern ſtehen zu bleiben, und ſie erröthete, ſo oft die Leute dreiſt in ihr Geſicht ſahen — gleich damals hatte ſie vor einer Conditorei arme Kinder getroffen, welche begehrlich durch die Fenſterſcheiben auf das Backwerk ſtarrten; die ſehnſuchtsvollen Blicke hatten ſie gerührt, ſie war hineingetreten und hatte Kuchen unter ſie vertheilt. Seitdem machte ſich's, daß jeden Mittag leiſe an Alſe's Klingel gezogen wurde und kleine Jungen mit zerriſſnen Höschen leere Töpfe darboten und gefüllte heimtrugen, zum Aerger des Herrn Hummel, der ein ſolches Anlecken von Spitzbuben nicht leben konnte.

Als Alſe am Abend ihrer Ankunft von dem Gatten in ihr Zimmer geführt wurde, fand ſie über den Tiſch eine ſchöne Decke gebreitet, ein Meiſterſtück ſorgfältiger Frauenarbeit, daran einen Zettel mit dem Wort: „Willkommen“. Gabriel bekannte, daß Fräulein Laura dies Geſchenk aufgelegt habe. Deßhalb wurde am nächſten Morgen der erſte Beſuch im Unterſtock gemacht. Als

Ilſe in das Wohnzimmer der Familie Hummel trat, ſprang Laura erröthend auf und ſtand verlegen der Frau Profeſſorin gegenüber; ihre ganze Seele flog der Fremden entgegen, aber Ilſes Weſen flößte ihr Scheu ein. Ach, die Erſehnte war allerdings erhaben und würdevoll, weit mehr als Laura gedacht hatte, Laura kam ſich auf der Stelle ſehr klein und unreif vor, ſie empfing ſchüchtern den warmen Dank und zog ſich einige Schritte zurück, der Mutter die Pflicht der Worte überlaſſend. Aber ſie wurde nicht müde, die ſchöne Frau anzuſehen und ihre Geſtalt in Gedanken mit dem edelſten Coſtüm der tragiſchen Bühne zu ſchmücken.

Laura erklärte der Mutter, daß ſie den Gegenbeſuch allein machen wolle, und ſchlüpfte am nächſten ſchicklichen Tage in der Dämmerſtunde hinauf, mit pochendem Herzen, aber entſchloſſen, eine gute Unterhaltung zu ſuchen. Doch da wollte der Zufall, daß gleich nach ihr der Doctor als Störenfried eintrat, und es gab nichts, als ein zerpflücktes Geſpräch und verblichene Redensarten, durch welche gar nichts erreicht wurde. Und ſie empfahl ſich wieder, böſe auf den Doctor und unzufrieden mit ſich ſelbſt, weil ſie nichts Beſſeres zu ſagen gewußt.

Seit dieſen Tagen war die Hausgenoſſin für Laura ein Gegenſtand ſtiller unabläſſiger Verehrung. Sie ſetzte ſich nach Tiſche an das Fenſter und wartete auf die Stunde, in welcher Ilſe am Arm des Gatten auszugehen pflegte. Dann lauſchte ſie hinter der Gardine

hervor und ſah ihr bewundernd nach. Sie huſchte oft über den Hausflur und um die Entreethür der Miether, aber wenn Ilſe einmal von weitem ſichtbar wurde, verbarg ſie ſich, oder wenn ſie mit ihr zuſammentraf, verneigte ſie ſich tief, und wußte in der Schnelle nur Gewöhnliches zu reden. Sie war ſehr bekümmert, ob ihr Clavierſpiel nicht ſtören würde und ließ hinanfragen, in welchen Stunden ſie am wenigſten damit läſtig ſei; und als er, der rothe Kobold ohne Namen, einſt gegen Ilſe geknurrt und ihr tückiſch in das Kleid gebiſſen hatte, gerieth ſie in ſolchen Zorn, daß ſie ihren Sonnenſchirm holte und das Scheuſal damit bis unter die Treppe verfolgte.

Unter dem Namen der Mutter — denn für ſich ſelbſt wagte ſie es nicht — begann ſie einen Feldzug von kleinen Aufmerkſamkeiten gegen den Oberſtock. Wenn Verkäufer gute Dinge für die Küche anboten, wurde Laura den Mittagsfreuden des Herrn Hummel verhängnißvoll, denn ſie fing junge Gänſe und fette Hühner vor der Küche ab und ſandte ſie regelmäßig nach der Höhe, bis das Dienſtmädchen Suſanne über das Vorkaufsrecht der Miether in Erbitterung gerieth und Frau Hummel zu Hülfe holte. Als durch eine Frage Gabriels offenbar wurde, daß ſich die Frau Profeſſorin nach einer beſtimmten Art ſeiner Aepfel erkundigt hatte, eilte Laura auf den Markt, ſuchte ſo lange, bis ſie ein Körbchen davon heimbrachte, und diesmal zwang ſie ſogar Herrn Hummel ſelbſt, den Korb mit vielen Empfehlungen

hinaufzusenden. Ilse freute sich des artigen Hauswirths, aber sie ahnte nicht den geheimen Quell.

„Vor einem Volk habe ich große Scheu," sagte Ilse zu ihrem Gatten, „und das sind die Studenten. Ich war kaum flügge und zum Besuch bei unserer Tante, da sah ich eine ganze Gesellschaft zum Thore herein ziehen, mit großen Degen, mit Federhüten und sammtenen Röcken. Thaten die wild! Ich durfte den Tag nicht auf die Straße geben. Wenn ich jetzt als deine Frau mit den wilden Männern verkehren muß, ich fürchte mich nicht grade, aber sie sind mir bangsam."

„Nicht alle sind so arg," tröstete der Professor, „du wirst sie bald gewöhnt werden."

Trotzdem erwartete Ilse mit Spannung den ersten Studenten. Und es traf sich, daß an einem Morgen die Schelle gezogen wurde, als grade der Professor auf der Bibliothek weilte, Gabriel und das Mädchen ausgeschickt waren. Ilse öffnete selbst die Thür. Betroffen prallte ein junger Mann zurück, der durch die bunte Mütze als Student deutlich wurde, und außerdem eine schwarze Mappe unter dem Arme trug. Dieser sah freilich anders aus, ohne Straußenfeder und Degen, er war auch bleich und schmächtig von Gesicht; aber Ilse fühlte doch Respect vor dem gelehrten jungen Herrn und fürchtete nebenbei, daß die Wildheit seines Standes plötzlich aus ihm hervorbrechen könnte. Indeß, sie war ein tapferes Mädchen gewesen und nahm den Besuch von der praktischen Seite: „Das Unglück ist einmal da, jetzt

gilt's artig sein. — Sie wünschen meinen Mann zu sprechen, er ist im Augenblick nicht zu Hause, wollen Sie sich nicht gütigst herein bemühen?"

Der Student, ein armer Philologe, welcher als Bewerber um ein kleines Stipendium anlief, gerieth solchem majestätischen Willen gegenüber in starke Beklemmung. Er machte viele Verbeugungen, aber er wagte nicht zu widerstreben. Ilse führte ihn also in das Besuchzimmer, nöthigte ihn, auf einem Lehnsessel niederzusitzen und frug, ob sie ihm mit irgend etwas dienen könne. Der arme Schelm wurde immer verlegener, und auch Ilse wurde durch seine Unruhe ein wenig angesteckt. Sie fing aber entschlossen eine Unterhaltung an und erkundigte sich, ob er aus dieser Stadt stamme. Dies war nicht der Fall. — Aus welcher Gegend er zugezogen, auch sie sei eine Fremde. — Und da ergab sich, daß er aus ihrer Landschaft war, zwar nicht aus der Nähe ihrer Heimath, sondern, wie Beide mit einander berechneten, etwa zehn Meilen ab aus anderer Ecke, indeß er hatte doch von klein auf dieselben Berge gesehen und kannte den Dialect ihres Landes und die Sprache seiner Vögel. Nun rückte sie ihm näher und machte ihn gesprächig, bis beide wie gute Gesellen mit einander plauderten. Endlich sagte Ilse: „Mein Mann kommt vielleicht nicht so bald, ich möchte ihn aber des Vergnügens nicht berauben, Sie zu sprechen, wie wäre es, Herr Landsmann, wenn Sie uns den nächsten Sonntag die Freude machten, unser Mittagsgast zu sein?"

Ueberraſcht und unter vielen Dankſagungen erhob ſich der Student und entfernte ſich, von Ilſe bis an die Thür begleitet. Er hatte aber, umſtrickt durch das Abenteuer, ſeine Mappe vergeſſen, noch einmal tönte ſchüchtern die Schelle, er ſtand noch einmal verlegen an der Thür und bat mit vielen Entſchuldigungen um ſeine Mappe.

Ilſe freute ſich der Begegnung und daß ſie ſo gut die erſte Schwierigkeit überwunden hatte. Froh rief ſie ihrem Mann an der Thür zu: „Felix, der erſte Student war hier.“

„So?“ erwiederte der Gatte, durch die Nachricht keineswegs erſchüttert, „wie hieß er?“

„Den Namen weiß ich nicht, er trug aber eine rothe Mütze und ſagte: er ſei kein Fuchs. Ich habe mich nicht gefürchtet, ich habe ihn dir für Sonntag zum Eſſen gebeten.“

„Nun,“ verſetzte der Profeſſor, „wenn du das bei Jedem thuſt, ſo wird unſer Haus voll werden.“

„War's nicht recht?“ frug Ilſe bekümmert. „Ich ſah wohl, daß es keiner von den großen war, aber ich wollte um deinetwillen doch lieber zu viel, als zu wenig thun.“

„Laß gut ſein,“ ſagte der Profeſſor, „es ſoll ihm nicht vergeſſen werden, daß er der erſte war, der in dein liebes Angeſicht ſchaute.“

Der Sonntag kam, und in der Mittagsſtunde unter vielen Verbeugungen der Studioſus. Obwohl er

ſonſt Freitiſche in Familien als eine eben ſo werthvolle, als läſtige Einrichtung leidend ertrug, ſo hatte er doch diesmal in Weſte und ſogar in Handſchuhen eine außerordentliche Anſtrengung gemacht. Alſe aber erhielt durch die Haltung des Gatten gegen den Studenten ſogleich eine ruhige mütterliche Würde. In ſolcher Stimmung legte ſie ihm ein zweites Bratenſtück auf den Teller und verſah ihn mit gehäufter Zukoſt. Die wohlwollende Behandlung und einige Gläſer Wein, deren letztes Alſe eingoß, ſtärkten dem Studenten das Herz und hoben ihn über die Erbärmlichkeiten des irdiſchen Daſeins. Nach Tiſche beſprach der Profeſſor mit dem Doctor etwas Gelehrtes. Alſe aber ſetzte gütig die Unterhaltung mit dem jungen Herrn fort, und kam, da dies am bequemſten war, auf ſeine Familienverhältniſſe zu ſprechen. Da wurde der Student warm und weich und begann Enthüllungen von ſehr traurigem Inhalt. Natürlich zunächſt, daß er kein Geld hatte, dann aber wagte er auch ſchmerzliche Offenbarungen über ein zartes Verhältniß zu der Tochter eines Juriſten, mit welcher er in demſelben Hauſe gewohnt und die er ein Jahr lang innig verehrt hatte, zuletzt mit Peſſien. Endlich kam der Vater dahinter. Dieſer verbot mit einer Tyrannei, wie ſie geheimen Juſtizräthen eigen iſt, ſeiner Tochter die Annahme der Gedichte, und bewirkte ſogar die Entfernung des Studioſus aus dem Hauſe. Seitdem war das Innere des Studenten ein Abgrund von Verzweiflung; kein Gedicht, — es waren Sonette, — drang

mehr bis zu der unschlossenen Geliebten. Ja, er hatte Grund, anzunehmen, daß auch sie ihn verachte. Denn sie besuchte Bälle, und er hatte sie erst den Abend vorher gesehen, wie sie mit Blumen im Haar aus dem Wagen des Vaters in ein hell erleuchtetes Haus getreten war. Traurig hatte er an der Hausthür unter dem zuschauenden Volk gestanden, sie aber war rosig, lächelnd, strahlend bei ihm vorüberzeglitten. Jetzt wandelte er mit seinem Abgrunde dahin, allein, ohne eine menschliche Seele, des Lebens müde und voll schwarzer Gedanken, über welche er sehr düstere Andeutungen machte. Zuletzt bat er Ilse um Erlaubniß, ihr diejenigen Gedichte, welche die Zustände seines Innern am deutlichsten ausdrückten, übersenden zu dürfen.

Natürlich gab das Ilse in warmem Mitleid zu.

Der Studiosus empfahl sich und Ilse erhielt am nächsten Morgen durch Stadtpost ein ziemliches Päckchen mit einem ehrerbietigen Briefe, worin der Student sich entschuldigte, daß er nicht alle poetischen Aktenstücke, welche sein Unglück in's richtige Licht setzten, mitsende, da er mit dem Abschreiben nicht fertig geworden sei. Beilage war ein Sonett an Ilse selbst, sehr hochachtungsvoll und zart, doch war daraus allerdings die stille Neigung des Studenten erkennbar, Ilse an Stelle seiner Ungetreuen zur Herrin seiner Träume zu machen.

Ilse trug verlegen diese Sendung auf den Arbeitstisch ihres Vaters. „Habe ich etwas versehen, Felix, so sag' mir's." Der Professor lachte. „Ich schicke ihm

ſelbſt ſeine Gedichte zurück, das wird die Huldigung wohl bändigen; du weißt jetzt, daß es nicht ohne Gefahr iſt, das Vertrauen eines Studenten zu gewinnen. Die Gedichte ſind übrigens ſchlechter als nöthig wäre."

„Das war alſo eine Lehre," ſagte Ilſe, „die ich mir geholt. In Zukunft wollen wir vorſichtiger ſein."

Aber ſo ſchnell wurde ſie die Erinnerung an den Studenten nicht los.

Jeden Nachmittag, wenn das Wetter nicht gar unfreundlich war, ging zu derſelben Stunde Ilſe am Arm des Gatten in den Stadtwald. Die Glücklichen ſuchten einſame Nebenpfade, wo das Aſtgeflecht dichter ragte und das Grün des Grundes fröhlich gegen die gelben Blätter abſtach. Dann dachte Ilſe an die Bäume des Gutes, und da machte ſich's, daß die Gatten immer wieder vom Vater und von den Geſchwiſtern ſprachen und von den erſten Nachrichten, die ſie aus der Heimath bekommen. An dem Wieſengrund, welcher ſich von den letzten Gebäuden in den Wald zog, ſtand unter dichtem Gebüſch eine Bank, dort überſah man im Vordergrund die feindlichen Häuſer, dahinter Giebel und Thürme der Stadt. Als Ilſe das erſte Mal aus dem Gebüſch an die Stelle trat, freute ſie ſich des Anblicks ihrer Fenſter und der umdämmerten Thürme, und dabei fiel ihr der Sitz in der Höhle ein, von dem ſie ſo oft auf das Vaterhaus geblickt hatte; ſie ſaß auf der Bank nieder, zog Briefe ihrer Geſchwiſter hervor, die ſie eben erhalten, und las dem Gatten die

schmucklosen Sätze, in denen die letzten Ereignisse des Gutes berichtet wurden. Seitdem war ihr die Ruhestelle lieb, jedesmal lenkten sich die Schritte auf dem Heimwege dorthin, und sie schaute von der Bank nach der Wohnung, den Dächern der Stadt und dem Himmel darüber.

Als sie nun am Tage nach jener Sendung des Studenten wieder aus dem Gehölz zu der Bank trat, sah sie einen kleinen Blumenstrauß darauf liegen; neugierig griff sie darnach, ein zierlich zusammengelegtes Briefchen von Reisapapier hing daran, mit der Aufschrift: „Ein Gruß aus B." Dahinter grade so viel Punkte, als der Name des väterlichen Gutes Buchstaben enthielt. Ueberrascht reichte sie den Zettel dem Professor, er öffnete und las die anspruchslosen Worte: „Unterm Stein die kleinen Zwerge senden dir den Blumenstrauß, grüßend über Thal und Berge, aus dem lieben Vaterhaus." — „Das gilt dir," sagte er verwundert.

„Wie allerliebst," rief Alse.

„Die Zwerge sind jedenfalls ein Scherz des Doctors," entschied der Professor, „freilich hat er seine Hand gut verstellt."

Erfreut steckte Alse den Strauß an: „Wenn der Doctor heut Abend kommt, soll er nicht merken, daß wir ihn errathen haben." Der Professor erzählte von den neckischen Einfällen des Freundes, und Alse, die sonst den Doctor mit einem geheimen Zweifel betrachtete, stimmte herzlich bei.

Als aber der Doctor am Abend die größte Unbefangenheit heuchelte, wurde fröhlich seine Verstellungskunst gescholten und der Dank doch an ihn abgegeben. Da aber erklärte er fest, daß Strauß und Gedicht nicht von ihm kämen, es erhob sich eine fruchtlose Erörterung über den Urheber, und der Professor sah zuletzt sehr ernsthaft aus.

Und die Begrüßung im Walde wiederholte sich. Wenige Tage darauf lag wieder ein kleiner Strauß mit derselben Aufschrift und einem Verse auf der Bank. Noch einmal versuchte Ilse leise eine Mitwirkung des Doctors zu behaupten, aber der Professor wies das kurz ab und steckte den rosafarbenen Zettel ein. Ilse nahm den Strauß mit, diesmal nicht im Gürtel. Als der Doctor herüberkam, wurde das Abenteuer wieder in Erwägung gezogen.

„Es kann Niemand sein, als der kleine Student," gestand Ilse gedrückt.

„Das fürchte auch ich," sagte der Professor, und erzählte dem Doctor zu Ilses Kummer von der vertraulichen Sendung des Musensohns. „So harmlos die Sache an sich ist, hat sie doch eine ernste Seite. Das Auflegen dieser Adressen setzt eine genaue Beobachtung voraus, die nichts weniger als angenehm ist, und solche emsige Thätigkeit kann den Verehrer bis zu größerem Wagniß führen. Dem muß gesteuert werden. Ich werde morgen versuchen, ihn von seinem Unrecht zu überzeugen."

„Und wenn er dir die Thäterschaft ableugnet," warf der Doctor ein. „Dies wenigstens sollte man ihm vorher unmöglich machen. Der Strauß kann, wenn er andern Vorübergehenden entgehen soll, erst im letzten Augenblicke vor eurer Ankunft hingelegt werden, und es ist nicht schwer, euer Kommen abzuwarten, da der Spaziergang in größter Regelmäßigkeit stattfindet. Man muß den Dreisten zu überraschen suchen."

„Ich werde also morgen allein gehen," sagte der Professor.

„Du darfst einem Studenten nicht im Walde aufpassen," entschied der Doctor, „auch wird, wenn Frau Professorin zu Hause bleibt, der Strauß wahrscheinlich nicht auf der Bank liegen. Ueberlaß mir die Sache. Geht morgen und in den nächsten Tagen aus wie gewöhnlich, ich will von anderer Seite her die Stätte des Frevels beobachten."

Das wurde beschlossen, der Professor nahm die beiden kleinen Sträuße aus dem Glase und warf sie zum Fenster hinaus.

Den Tag darauf ging der Doctor als Spion verkleidet in grauem Reck und dunklem Hut eine Viertelstunde vor den Freunden in den Stadtwald, um aus einem Versteck den vermessenen Versifex zu überfallen; er nahm sich vor, den Thäter im Gebüsch so zu zerknirschen, daß seinem Professor jede persönliche Einmischung gespart wurde. Grade gegenüber der Bank fand er eine gute Stelle, wo dauerhaftes Buchenlaub den

Jäger vor dem Wilde verbarg. Dort ſtellte er ſich auf dem Anſtand zurecht, zog einen groſſen Operngucker aus der Taſche, zwang ihn durch Drehen zu der ſchärfſten Wirkung, und ſtarrte unverwandt nach der verhängniß-vollen Bank. Noch war die Bank leer, wenige Spazier-gänger gingen gleichgültig an ihr vorüber, die Zeit wurde lang, der Doctor ſah eine halbe Stunde durch die Gläſer, daß ihm die Augen ſchmerzten, aber er hielt aus, ſein Stand war ausgezeichnet, der Verbrecher konnte nicht entrinnen. Da plötzlich, grade als ſein Auge zu-fällig nach Herrn Hummels Haus abſchweifte, ſah er dort die Gartenthür nach dem Stadtpark geöffnet, etwas Dunkles fuhr heraus zwiſchen die Bäume, kam bei der Bank aus dem Gehölz, ſah ſich verſichtig um, ſtrich längs der Bank dahin und verſchwand wieder hinter den Couliſſen der Bäume und hinter der feindlichen Garten-pforte. Ein unendliches Erſtaunen lagerte ſich auf dem Antlitz des Doctors, er drückte das Opernglas zuſammen und lachte ſtill vor ſich hin, richtete wieder die Gläſer und ſpähte der verſchwundenen Geſtalt nach, ſchüttelte mit dem Kopf und verfiel in ein tiefes Sinnen. Da, horch, der ruhige Schritt zweier Luſtwandelnden. Der Profeſſor und Alſe traten in ſeiner Nähe aus dem Holz, ſie blieben einige Schritt von der Bank ſtehen und ſahen auf einen verhängnißvollen Strauß, welcher recht unſchuldig dalag. Der Doctor brach lachend aus dem Gebüſch, er nahm den Strauß und bot ihn Alſe an. „Es iſt nicht der Student," ſagte er.

„Wer alſo?“ frug der Profeſſor unruhig.

„Das darf ich nicht ſagen,“ verſetzte der Doctor, „aber die Sache iſt harmlos, der Strauß iſt von einer Dame.“

„Im Ernſt?“ frug der Profeſſor.

„Verlaß dich darauf,“ erwiederte Fritz überzeugend, „er iſt von Jemand, den wir beide kennen. Und deine Frau darf keinen Augenblick anſtehen, ſich den Gruß gefallen zu laſſen, er iſt in beſter Meinung gegeben.“

„Sind die Städter ſo reich an Verſen und Geheimniſſen?“ frug Ilſe neugierig, und nahm mit leichtem Herzen die Blumen. Wieder wurde gerathen, leider fand ſich kein Menſch, dem man dergleichen zutrauen konnte. „Es iſt mir lieb, daß ſich die Sache ſo löſt,“ ſprach der Profeſſor, „doch ſage deiner Dichterin, daß ſolche Sendung ſehr leicht in falſche Hände kommen kann.“

„Ich habe keinen Einfluß auf ſie,“ erwiederte der Doctor, „aber weshalb ſie ſich dieſe Grüße auch in den Kopf geſetzt hat, es wird euch nicht ewig Geheimniß bleiben.“

Endlich kam die heißerſehnte Stunde, in welcher Laura mit der hohen Fremden — ſo wurde Ilſe bis zu dieſem Tage in den Memoiren bezeichnet — ohne Beobachter zuſammentraf. Die Mutter war ausgegangen, als Ilſe mit einer häuslichen Frage in das Wohnzimmer trat. Laura gab Auskunft, wurde im Reden herzhaft und wagte endlich die Bitte, daß Ilſe mit ihr in den Hausgarten hinabſteigen möchte. Dort ſaßen

beide nebeneinander in dem letzten Strahl der Octobersonne und begutachteten mild den Kahn, den chinesischen Tempel und die Vorübergehenden. Endlich faßte Laura mit den Fingerspitzen Ilse's Hand und zog sie in die Gartenecke, um ihr die größte Seltenheit, das verlassene Nest eines Zaunschlüpfers zu zeigen. Die Vögel waren längst entflogen, das Gewebe hing an halbentlaubten Aesten. „Hier waren sie," rief Laura nachdrücklich; „himmlische kleine Wesen, fünf gesprenkelte Eier lagen darin, und sie haben die Kleinen glücklich heraufgebracht. Ich stand die ganze Zeit Todesangst aus wegen der Katzen, die hier sehr umherschleichen."

„Sie sind ein liebes Stadtkind," sagte Ilse. „Ach, die Menschen sind hier glücklich, wenn sie nur einen armen Plattmönch im Garten erhalten. Zu Hause schwirrte, flog und sang das von allen Bäumen, und wenn's nicht etwas Besonderes war, konnte man sich gar nicht um das Einzelne kümmern. Hier wird Einem jedes Thierchen werthvoll und wehmüthig. Zuletzt auch die Sperlinge. Ich bin am ersten Morgen erschrocken über diese armen Geschöpfe. Sie sind ihren Kameraden draußen gar nicht zu vergleichen, so struppig und abgestoßen sind ihre Federn, und am ganzen Leibe sind sie schwarz und rußig wie Kohlenbrenner. Ich hätte gern einen Schwamm genommen und die ganze Bande abgewaschen."

„Es würde nichts helfen, denn sie werden gleich

wieder angemalt," ſagte Laura kleinlaut, „das macht der Ruß in den Dachrinnen."

„Wird man in der Stadt ſo verſtäubt und von allen Seiten geſtoßen? Das iſt traurig. Es iſt doch ſchöner auf dem Lande," und als Alſe das leiſe geſtand, wurden ihr bei dem Gedanken an den fernen Waldhügel wider Willen die Augen feucht. „Ich bin nur noch fremd hier," ſetzte ſie muthiger hinzu. „Die Stadt wäre ſchon gut, wenn nur nicht gar zu viel Menſchen darin wären, die kränken mich noch mit ihrem Anſtarren, ſo oft ich allein auf der Straße gehe."

„Ich will Sie begleiten," rief Laura hingeriſſen, „wenn Sie wollen, ich will immer bereit ſein."

Das war ein freundliches Anerbieten und es wurde dankbar angenommen. Und Laura bat in ihrer Freude darüber, daß Alſe ſie jetzt auch in ihr Geheimzimmer begleite. Sie ſtiegen in den Oberſtock hinauf. Dort wurde das kleine Sopha, der Epheu, Schäfer und Schäferin bewundert, zuletzt das neue Fortepiane.

„Spielen Sie mir etwas vor," bat Alſe. „Ich kann nichts. Wir hatten ein altes Clavier, da habe ich nur wenig Takte von meiner lieben Mutter gelernt, wenn die Kinder tanzten." Laura ergriff ein ſchönes Notenheft, deſſen erſtes Blatt kunſtvoll mit vergoldeten Elfen und Lilien geziert war, und ſpielte innerlich bebend, aber mit hübſcher Fingerfertigkeit das Elfenſtück herunter. Und ſie erklärte lachend und ihre dunklen Löckchen ſchüttelnd die Stellen, wo die Geiſter angehuſcht

kamen und geheimnißvoll durcheinander schwatzten. Ilse war hocherfreut. „Wie schnell die kleinen Finger fliegen," sagte sie und betrachtete mit Bewunderung die feine Hand Laura's, „sehen Sie, wie groß meine Hand dagegen ist, und wie hart die Haut, das kommt vom Anfassen in der Wirthschaft." Und Laura sah bittend zu ihr auf. „Wenn ich nur Sie singen hörte."

„Ich vermag nichts als Gesangbuchlieder und ein Paar alte Dorfmelodien."

„O singen Sie doch," bat Laura, „ich will Sie zu begleiten suchen."

Ilse begann eine alte Weise und Laura suchte eine bescheidene Begleitung und horchte hingerissen auf den kräftigen Klang der Stimme, sie fühlte ihr Herz in den Tonwellen zittern und wagte beim letzten Vers leise einzustimmen.

Sofort suchte sie nach einem Liede, das beide kannten, und als der gemeinsame Gesang so ziemlich gelungen war, klatschte Laura begeistert in die Hände, und es wurde der Beschluß gefaßt, ein und das andere leichte Lied einzuüben und den Professor damit zu überraschen.

Und es ergab sich, daß Ilse nur selten ein kleines Concert gehört und nur einige Male auf Reisen in ihrer Umgegend ein Schauspiel gesehen hatte, und nicht mehr als eine Oper.

„Das Stück hieß der Freischütz," sagte Ilse. „Sie war des Oberförsters Tochter, und sie hatte eine Freundin, gerade so lustig und mit solchen hübschen Locken und

treuen Augen, wie Sie haben. Und der Mann, den ſie liebte, verlor ſein Vertrauen auf des Himmels gnadenvollen Schutz, und um das Mädchen für ſich zu erhalten, verleugnete er, und gab ſich dem Böſen. Das war fürchterlich. Und ihr wurde das Herz ſchwer, und die Ahnung kam über ſie, aber ſie verlor nicht die Kraft und nicht das Vertrauen zu der Hülfe von oben. Und ihr Glaube rettete den Geliebten, über den der Böſe ſchon ſeine Hand hielt.“ Darauf ſchilderte ſie getreulich den ganzen Verlauf des Stückes. „Es war hinreißend,“ ſagte ſie, „ich war damals noch jung, und als ich in unſer Quartier kam, konnte ich mich nicht faſſen, und der Vater mußte mich ſchelten.“ Laura lauſchte auf dem Fußbänkchen zu Ilſe's Füßen, hielt die Hand der Profeſſorin feſt und ließ ſich wie ein kleines Kind, das ein Mährchen hört, erzählen, was ſie doch ſo gut wußte, und die Fremde war ihr unendlich rührend. „Wie warm Sie das ſchildern, es iſt, als ob man ein Gedicht lieſt.“

„Ach nein,“ erwiederte Ilſe kopfſchüttelnd, „gerade dieſe Artigkeit verdiene ich am wenigſten, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Vers gemacht, und ich bin ſo proſaiſch, daß ich gar nicht weiß, wie ich mit meinem ungeſchickten Weſen in der Stadt zurecht kommen werde. Denn hier macht man Verſe! Sie ſummen um einen in der Luft, wie die Mücken im Sommer.“

„Meinen Sie?“ frug Laura, das Köpfchen ſenkend.

„Denken Sie, auch ich Fremde habe Verſe erhalten.“

„Das finde ich natürlich," ſagte Laura und drückte ihr Taſchentuch in Falten, um die Verwirrung zu verbergen.

„Auf der Bank im Park habe ich kleine Sträuße gefunden mit lieben kleinen Gedichten. Und der Name meiner Heimath mit Buchſtaben und Punkten. Sehen Sie, erſt ein großes B und dann —"

Laura ſah in ihrem Entzücken über den Bericht vom Taſchentuch auf, ihre Wangen waren mit Purpur übergoſſen, aber aus den Augen lachte der Schelm. Ilſe blickte in das ſtrahlende Geſicht, und während ſie ſprach, errieth ſie die Geberin. Da beugte ſich Laura auf Ilſe's Hand, ſie zu küſſen, Ilſe aber hob ihr den Lockenkopf in die Höhe, drohte ihr mit dem Finger und küßte ſie auf den Mund.

„Und Sie ſind mir nicht böſe," bat Laura, „daß ich ſo dreiſt war."

„Es war lieb und ſchön. Aber denken Sie, es hat uns doch in Verwirrung geſetzt, der Doctor hat Sie wohl beobachtet, aber er hat uns Ihren Namen nicht genannt."

„Der Doctor?" rief Laura aufſpringend, „muß der überall dazwiſchen kommen."

„Er hat Ihr Geheimniß treu bewahrt. Und nicht wahr, jetzt darf ich meinem Hausherrn alles ſagen? Denn unter uns, ihm war's eine Zeitlang gar nicht recht."

Das war nun für Laura ein Triumph. Wieder flog ſie zu Ilſe's Füßen und bat ſchelmiſch, zu erzählen, was der Herr Profeſſor geſagt.

„Das geht nicht an," entgegnete Ilſe gravitätiſch, „denn das iſt ſein Geheimniß."

So ſchwand eine Stunde in ſüßem Geplauder bis die Uhr ſchlug und Ilſe ſchnell aufſtand. „Mein Mann wird ſich wundern, wohin ich verſchwunden bin," ſagte ſie, „Sie ſind ein liebes Fräulein, iſt's Ihnen recht, ſo wollen wir treu zuſammenhalten."

Ach, Laura war das ſehr recht, ſie begleitete ihren Beſuch bis zur Treppe, und auf den Stufen fand Laura, daß ſie eine Hauptſache vergeſſen hatte, ihre Stube lag gerade über dem Zimmer der Frau Profeſſorin, und wenn Ilſe das Fenſter öffnete, konnte ſie im Nothfall der Hausgenoſſin ſchnelle Nachricht hinaufwinken. Und als Ilſe an ihrer Thür ſchloß, kam Laura noch einmal hinabgelaufen, um ihre Freude auszuſprechen, daß Ilſe ihr dieſe Stunde geſchenkt habe.

Laura ging in ihrem Zimmer mit ſchnellen Schritten auf und ab und ſchnippte mit den Fingern wie einer, der das große Loos gewonnen hat. Und ſie vertraute dem geheimen Werke die ganze Weiheſtunde an, jedes Wort, das Ilſe geſprochen, und ſchloß mit den Verſen: „Ich fand dich, Reine! Leben wird mein Traum. Dir ſchwebt die Seele zwiſchen Freud' und Schmerzen, ich aber rühr' an deines Kleides Saum und trage liebend dich in meinem Herzen." Dann ſetzte ſie ſich an das Piano und ſpielte noch einmal mit leidenſchaftlichem Ausdruck die Melodie, welche Ilſe ihr vorgeſungen hatte. Und Ilſe hörte unten den innigen Dank für ihren Beſuch.

2.

Ein Tag der Besuche.

Der Wagen fuhr vor, Alse trat, für die ersten Besuche gerüstet, in das Arbeitszimmer des Gatten. „Sieh mich an," sagte sie, „bin ich so recht?"

„Alles in Ordnung," rief der Professor, fröhlich seine Frau musternd. Aber es war gut, daß auch ohne seine Hilfe alles in Ordnung war, denn in Toiletten war des Professors kritischer Blick von zweifelhaftem Werth.

„Jetzt fängt für mich ein neues Spiel an," fuhr Alse fort, „wie es zu Hause die Kinder geübt. Ich soll bei deinen Freunden anklopfen und rufen: „Holla, holla!" und wenn die fremden Frauen fragen: wer ist da? dann werde ich antworten, wie's im Spiele geht: „ein fremdes Bettelweib." — „Was will sie denn?" — „Für mich ein Stücklein Brot, für meinen Mann 'nen Kuß, weil er mit mir bitten muß."

„Nun, was die Küsse betrifft, welche ich den Frauen der Collegen austheilen soll," versetzte der Professor, in die Handschuhe fahrend, „so wäre ich dir im Ganzen verbunden, wenn du das Geschäft übernähmst."

„Ja, ihr Männer ſeid darin ſehr ſtreng," ſagte Ilſe, „auch mein Fränzchen weigerte ſich immer, das Spiel zu ſpielen, weil er den dummen Mädeln keinen Kuß geben wollte. — Ach, wenn ich dir nur keine Unehre mache!"

Sie fuhren durch die Straßen. Der Profeſſor erzählte ſeiner Frau auf dem Wege von Perſon und gelehrtem Weſen des Collegen, zu dem ſie gerade fuhren. „Zuerſt zu lieben Menſchen," ſagte er, „der jetzt kommt, iſt Profeſſor Raſchke, unſer Philoſoph, und mir ein werther Freund. Ich hoffe, ſeine Frau wird dir gefallen."

„Iſt er ſehr berühmt?" frug Ilſe und legte die Hand auf das pochende Herz.

Sie hielten am äußerſten Ende der Vorſtadt vor einem niedrigen Hauſe, Gabriel eilte in den Hausflur, den Beſuch anzukündigen, und da er die Küche leer fand, klopfte er an die Stubenthür und öffnete endlich, in den Bräuchen des Hauſes erfahren, den Eingang zum Hofe. „Herr und Frau Profeſſor ſind im Garten."

Durch den engen Hof traten die Beſuchenden in einen Gemüſegarten, deſſen Luft der Hauswirth ſeinem Miether zur vorſichtigen und ſchonenden Mitbenutzung eingeräumt hatte. Unter der Mittagſonne des Herbſttages ſchritt ein Ehepaar die geraden Wege entlang. Die Frau trug ein kleines Kind auf dem Arme, der Mann hielt ein Buch in der Hand, aus dem er im Gehen ſeiner Begleiterin vorlas. Um aber auch ſeine

andere zur Zeit wenig beſchäftigte Körperſeite für die Familie zu verwerthen, hatte der Profeſſor die Deichſel eines Kinderwagens an den Bund ſeiner Beinkleider befeſtigt und fuhr auf ſolche Weiſe ein zweites Kind hinter ſich her. Die Wandelnden kehrten den Gäſten den Rücken zu und bewegten ſich langſam, hörend und vorleſend, tragend und fahrend abwärts.

„Ein Zuſammenſtoß in dem engen Wege iſt nicht wünſchenswerth," ſagte Felix, „wir müſſen warten, bis ſie um das Viereck lenken und uns das Geſicht zukehren." Und es dauerte eine gute Weile, bevor der Zug die Hinderniſſe der Reiſe überwand, denn der Profeſſor blieb im Eifer des Leſens zuweilen ſtehen und erklärte etwas, wie aus ſeinen Handbewegungen zu erkennen war. Neugierig ſuchte Ilſe die Mienen der ſeltſamen Spaziergänger. Die Frau war bleich und zart, man ſah ihr an, daß ſie vor Kurzem das Krankenlager verlaſſen hatte, ihm hing um ein edelgeformtes, geiſtvolles Angeſicht langes dunkeles Haar, auf dem der graue Reif lag. Schon waren ſie dicht an die Gäſte gekommen, da erſt wandte die Frau die Augen von dem Gatten ab und erblickte den Beſuch.

„Welche Freude!" rief der Philoſoph und ſenkte ſein Buch in die große Rocktaſche. „Guten Morgen, College. Ha, da iſt ja unſere liebe Frau Profeſſorin. Frau, binde mir den Wagen ab, die Familienbande hemmen." — Das Ablöſen dauerte einige Zeit, da die Hausfrau die Hände nicht frei hatte und Profeſſor

Raschke keineswegs still hielt, sondern vorwärts strebte und bereits die Hände des Collegen und der neuen Professorin in seinen beiden Händen festhielt. „Kommen Sie in das Haus, Sie liebe Gäste," rief er und ging, während Felix seine Frau der Professorin zuführte, mit großen Schritten voran. Darüber vergaß er seinen Kinderwagen, den Ilse über die Schwelle hob und in den Hausflur rollte. Dort nahm sie das verlassene Kind aus den Betten und die beiden Frauen traten, jede ein kleines Werk der Weltweisheit auf dem Arme, in das Zimmer und sagten dabei einander die ersten freundlichen Worte, während das Kleine auf Ilse's Arm seine Windmühle schwenkte und das jüngste gelehrte Kind auf dem Arme der Mutter zu schreien begann. Unterdeß fuhr College Raschke abräumend in der Stube umher, entfernte Bücher und Papiere vom Sopha, rückte ein ausgebleichtes Sophakissen durch kräftigen Schlag in seine Form, daß der Staub herausfuhr, und bat eifrig: „Nehmen Sie Platz. Aber wie? Sie bemühen sich selbst mit diesem Pupus. Ist's der Säugling, so kann ich's Ihrem schönen Kleide nicht empfehlen. Doch, es ist das andere, das giebt bessere Garantien," verbesserte er sich selbst. Unterdeß befestigte sich die Gesellschaft auf den Sitzen. Ilse spielte mit dem Kinde auf ihrem Schoße, während Frau Raschke auf einen Augenblick verschwand und ohne den schreienden Säugling zurückkam. Sie saß schüchtern da, aber sie that mit leiser Stimme wohlthuende Fragen.

Nur unterbrach der lebhafte Philoſoph immer wieder die Unterhaltung der Frauen, indem er der neuen Frau Collega zunickte und dem Profeſſor die Hand ſtreichelte: „So war's recht, ich freue mich, daß Sie ſich in blühender Jugend an unſer Treiben gewöhnen, denn unſere Frauen haben es nicht leicht, das äußere Leben iſt enge, das innere anſpruchsvoll. Wir ſind oft langweilige Geſellen, ſchwer zu behandeln, mißmüthig, mürriſch und widerwärtig.“ Und dabei ſchüttelte er mißbilligend den Kopf über das gelehrte Weſen und aus ſeinem Angeſicht lachte ein inniges Behagen.

Der Aufbruch des Beſuches wurde durch den Pupus beſchleunigt, der in der Nebenſtube wieder jämmerlich zu ſchreien begann. „Sie wollen ſchon fort“, klagte der Philoſoph gegen Ilſe, „dieſer Beſuch kann nicht gerechnet werden. Sie gefallen mir ſehr, Sie haben ein klares Auge, und ich merke, Sie haben ein freundliches Gemüth, und das iſt alles. Im Kopfe einen guten Spiegel, der die Bilder der Welt voll und rein zurückſtrahlt, und im Herzen eine dauerhafte Flamme, welche Andern von ihrer Wärme abgiebt. Wer das hat, dem kann's nicht fehlen, ſelbſt wenn ihm das Schickſal auferlegt, Frau eines Stubengelehrten zu ſein, wie Sie ſind und dieſe arme Mutter von fünf Schreihälſen.“ Und wieder ſtrich er befliſſen umher, holte einen alten Hut aus dem Winkel und hielt ihn der Frau Collega hin. Ilſe lachte. „Ja ſo,“ rief er, „es iſt ein Herrenhut, er gehört dem Gatten.“ — „Auch ich bin verſehen,“

entſchuldigte ſich der Profeſſor. „Dann alſo iſt es mein eigener,“ entſchied Raſchke, ſetzte den Hut entſchloſſen auf und ſchritt zur Thür hinaus, die Gäſte an den Wagen zu begleiten.

Alſe ſaß im Wagen eine Weile ſtumm vor Erſtaunen: „Jetzt habe ich Muth, Felix, die Profeſſoren ſind noch weniger ſchreckhaft als die Studenten.

„Nicht alle antworten ſo auf die erſte Begrüßung,“ erwiederte der Profeſſor. „Der jetzt kommt, iſt mein nächſter College Struvelius, er lehrt wie ich Griechiſch und Latein, gehört nicht zu meinen nähern Bekannten, iſt aber ein tüchtiger Gelehrter.“

Diesmal war es ein Haus der Stadt, die Einrichtung des Quartiers ein wenig ältlicher, als in Alſe's neuer Wohnung. Dieſe Frau Profeſſorin trug ein ſchwarzſeidenes Kleid und ſaß vor einem Schreibtiſch, der mit Büchern und Papieren bedeckt war. Zarte Dame in mittleren Jahren, mit einem kleinen, aber geſcheuten Geſicht, und einer ſeltenen Friſur. Denn ihr kurzes Haar war hinter die Ohren in eine große, eingerollte Locke gekämmt, was ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Sappho oder Corinna gab, ſo weit nämlich ein Vergleich mit dem keineswegs hinreichend ermittelten Haarwuchs der beiden antiken Damen geſtattet iſt. Frau Profeſſor Struvelius erhob ſich langſam und begrüßte die Eintretenden mit ſteifer Haltung. Sie ſprach gegen Alſe ihre Freude aus und wandte ſich dann ſogleich an den Profeſſor. „Ich habe heut das Werk des Collegen

Raſchke angefangen, und ich bewundere den Tiefſinn des Mannes."

„Alles was er ſchreibt, iſt erfreulich," verſetzte der Profeſſor, „weil bei allem ein ganzer und reiner Menſch ſichtbar wird."

„Den Vorderſatz und Nachſatz gebe ich für dieſen Collegen zu, gegen die Verallgemeinerung des Satzes möchte ich bemerken, daß manches Epoche machende Werk keine hohe Berechtigung haben würde, wenn ein ganzer Mann dazu gehört, um ein gutes Buch zu ſchreiben."

Ilſe ſah ſcheu auf die gelehrte Frau, welche ihrem Manne zu widerſprechen wagte.

„Doch wir wollen uns vereinigen," fuhr die Profeſſorin ſo geläufig fort, als ob ſie ihre Worte aus einem Buche abläſe. „Nicht jedes tüchtige Werk fordert, daß ſein Verfaſſer ein Mann von Character ſei, aber wer wirklich dieſe edle Qualität hat, wird ſchwerlich etwas ſchaffen, was in ſeiner Wiſſenſchaft ungünſtig wirkt. Und allerdings wurzeln die Schwächen eines gelehrten Werkes häufiger als man wohl annimmt in einer Characterſchwäche deſſen, der das Werk ſchrieb."

Der Profeſſor neigte beiſtimmend das Haupt.

„Denn," fuhr ſie fort, „die Stellung, welche ein Gelehrter zu den großen Zeitfragen ſeiner Wiſſenſchaft einnimmt, ja ſelbſt die Vorzüge und Mängel ſeiner Methode ſind doch in der Regel aus dem Character zu erklären. — Sie haben immer auf dem Lande gelebt," wandte ſie ſich zu Ilſe, „es wäre mir belehrend, zu er-

fahren, welche Eindrücke Ihnen das nahe Aneinandersein der Menschen in der Stadt gemacht hat."

„Ich habe bis jetzt nur mit sehr Wenigen verkehrt," entgegnete Ilse ängstlich.

„Natürlich," fuhr Frau Professor Struvelius fort. „Ich meine aber, Sie werden mit Ueberraschung bemerken, daß die größere Nähe nicht immer ein inneres Zusammenleben fördert. Doch Struvelius muß erfahren, daß Sie hier sind." Sie stand auf, öffnete das Nebenzimmer und rief, lothrecht an der Thür stehend, hinein: „Herr und Frau Professor Werner." Aus der Nebenstube wurde leises Brummen gehört und eilfertiges Rauschen großer Blätter. Die Professorin schloß die Thür und fuhr fort: „Denn zuletzt leben wir doch durch Viele und in Wenigen. In der Stadt wählt man aus einer Fülle von Persönlichkeiten mit einer gewissen Willkür. Man könnte reicher sein, als man grade ist. Auch dieses Gefühl verleiht eine Zuversicht. Und solche Zuversicht giebt allerdings die Stadt leichter als das Land."

Die Seitenthür öffnete sich, Professor Struvelius trat ein mit zerstreutem Blick, scharfer Nase, schmalen Lippen, leider auch er mit ungewöhnlichem Hauptschmuck. Denn sein Haar stand so struwelig über den Schläfen, daß die Annahme wohl berechtigt war, diese Kopftracht sei alter Familienbesitz, eine Erbperrücke, welche in früheren naseweisen Jahrhunderten seinem Geschlecht den Namen zugezogen hatte. Er verbeugte sich ein wenig, schob einen Stuhl heran und setzte sich stumm nieder,

wahrscheinlich arbeitete er in Gedanken an seinem griechischen Schriftsteller rührig fort. Ilse litt unter der Ueberzeugung, daß ihm der Besuch eine ungelegene Störung sei und daß seine Frau sich unendlich tief herablasse, wenn sie ihr eine Anrede gönnte. „Sind Sie musikalisch?“ examinirte Frau Struvelius.

„Ich darf kaum sagen ja,“ erwiederte Ilse.

„Das freut mich,“ rief die Wirthin, rückte sich ihr gegenüber und musterte sie mit scharfem Blick. „Wie ich Sie mir denke, dürfen Sie nicht musikalisch sein. Diese Kunst macht uns weich und zieht nur zu häufig gebrochene Existenzen.“

Felix bemühte sich noch ohne sonderlichen Erfolg, den Professor zur Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen; bald erhoben sich die Besuchenden. Beim Abschiede streckte Frau Professor Struvelius die untere Hälfte des Armes rechtwinklig nach Ilse aus und sagte mit feierlichem Händedruck: „Werden Sie heimisch bei uns.“ Und die Anrede ihres Gatten: „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen,“ wurde durch die zuklappende Thür entzwei geschnitten.

„Was sagst du jetzt?“ frug der Professor im Wagen.

„Ach, Felix, ich bin recht klein geworden, mein Muth ist dahin, ich möchte am liebsten nach Hause fahren.“

„Sei ruhig,“ tröstete der Gatte, „du fährst heut auf dem Jahrmarkt umher und siehst über viele aufge-

ſchlagene Tiſche. Was dir nicht gefällt, brauchſt du nicht zu kaufen. Der nächſte Beſuch gilt unſerm Hiſtoriker, einem würdigen Mann, der zu den guten Geiſtern unſerer Univerſität gehört. Auch ſeine Tochter iſt eine liebenswürdige junge Dame."

Ein Diener öffnete das Entree und führte in das Empfangzimmer. An der Wand hingen einige gute Landſchaften; ein Flügel, ein zierlicher Blumentiſch, die ſeltenen Pflanzen wohl geordnet und gepflegt. Die Tochter trat eilig herein, eine feine Geſtalt mit zwei ſchönen dunklen Augen, ihr folgte ein ſtattlicher alter Herr von vornehmer Haltung, der faſt ausſah wie ein hoher Beamter, nur ſeine lebhafte Weiſe zu ſprechen ließ den Gelehrten erkennen. Mit wohlthuender Herzlichkeit wurde Alſe aufgenommen. Der alte Herr ſetzte ſich neben ſie, begann eine zwangloſe Unterhaltung und Alſe fühlte ſich bald behaglich wie bei guten Bekannten. Und ſie wurde auch an ihre Heimath erinnert, denn der Gelehrte frug: „Iſt von dem alten Kloſter in Roſſau noch etwas erhalten?" Felix ſah neugierig auf, und Alſe antwortete: „Nur die Mauer; auch das Innere iſt umgebaut."

„Es war eine der älteſten geiſtlichen Stiftungen Ihrer Gegend, hat viele Jahrhunderte beſtanden und ſicher auf eine weite Umgegend Einfluß geübt. Da iſt auffallend, daß die Urkunden des Kloſters faſt ganz fehlen und die übrigen Nachrichten, ſo viel mir bekannt, ſehr dürftig ſind. Man muß vermuthen, daß dort noch

manches in Verborgenheit liegt.“ Ilſe ſah, wie ſich das Angeſicht ihres Gatten verklärte, aber er verſetzte ruhig: „Am Orte ſelbſt waren meine Fragen vergeblich.“

„Das iſt wohl möglich,“ gab der Hiſtoriker zu, „vielleicht ſind die Documente nach Ihrer Reſidenz gebracht und liegen dort noch irgendwo unbenutzt.“

So rollte ein Beſuch nach dem andern ab. Da war der Rector, Mediciner, ein behaglicher Weltmann in brillanter Einrichtung, ſeine Gattin eine runde bewegliche Frau mit zwei herausfordernden Augen; dann der große theologiſche Conſiſtorialrath, ein langer hagerer Herr mit ſüßlichem Lächeln, auch bei ſeiner Gattin alles in übergroßen Verhältniſſen, Naſe, Mund und Freundlichkeit. Der letzte war der Mineralege, ein junger gewandter Mann mit einer ſehr niedlichen Frau, auch erſt ſeit wenigen Monaten verheirathet. Während die jungen Frauen auf dem Sopha ſchnell gute Bekanntſchaft machten, wurde Ilſe zum zweitenmal durch eine Frage des Profeſſors überraſcht: „Ihre Heimath iſt für mein Fach nicht ohne Intereſſe; iſt nicht eine Höhle in der Nähe?“ Ilſe erröthete und ſah wieder nach ihrem Felix: „Sie gehört zum Gut meines Vaters.“

„Ei, dann habe ich jetzt grade mit einem Funde zu thun, der auf Ihrem Gute gemacht iſt,“ rief der Mineralege. Er holte einen Stein von auffallendem ſtrahligem Gefüge herbei. „Dies iſt ein ſehr ſeltenes Mineral, das in der Nähe der Höhle entdeckt wurde, ein Apotheker der Gegend hat es mir eingeſchickt.“ Er

nannte ihr den Namen des Minerals, sprach über das Gestein der Höhle und des Felsens, auf welchem das väterliche Haus stand, grade als wäre er selbst dort gewesen und ließ sich von Ilse die Linien der Berge und die Steinbrüche der Nähe beschreiben. Er hörte achtungsvoll ihre sichern Antworten und fand die Bodenbildung des Gutes sehr merkwürdig.

Erfreut rief Ilse: „Wir meinten, man kümmere sich in der Welt gar nicht um uns, aber ich sehe, die Herren Gelehrten wissen einiges mehr von unserer Gegend als wir selbst."

„Wir verstehen wenigstens Werthvolleres dort zu finden als Gesteintrümmer," erwiederte der Professor artig.

Nach der Heimfahrt trat Ilse in das Zimmer des Gatten, der bereits an seiner Arbeit saß. „Dulde mich heute bei dir, Felix, mir summt der Kopf von all' den Menschen, welche eingezogen sind. Das war für mich viel Neues an einem Tage, und viele Freundlichkeit von so gescheuten und vornehmen Geistern. Am gefährlichsten war's bei der belesenen Frau; Felix, es ist wohl unrecht, daß ich so etwas sage, und sie ist ja um sehr vieles feiner und gescheuter, aber wenn ich dir eine Aehnlichkeit nennen soll mit einer guten alten Bekannten —"

„Reimaus," bestätigte der Professor. „Die hier aber ist in der That sehr gescheut."

„Gebe der Himmel," bat Ilse, „daß sich ihr

Herz eben ſo treu erweiſt, aber vor ihrer Gelehrſamkeit fühle ich einen Schauder. Sonſt gefallen mir die Frauen gut, aber die Männer noch viel beſſer. Und etwas Großes haben ſie faſt alle, ſie ſprechen wunderſchön, ſie ſind ungezwungen und ſehen recht innerlich froh und ſeelenvergnügt aus. Natürlich, ſie ſchweben über der Erde wie deine alten Götter, da können ſie wohl luſtig ſein. Ach, und dabei das geflickte Hausröckel, welches der liebe Herr Profeſſor Raſchke anhatte. Dem wird Motte und Reſt das Seine auch nicht freſſen! Und wenn ich mir denke, daß dieſe vielen klugen Leute mich aufmerkſam und gut behandeln, nur meines Hausherrn wegen, ſo weiß ich nicht, wie ich dir danken ſoll. Jetzt alſo bin ich unter die neuen Menſchen aufgenommen und ich darf bitten: mein Eingang ſei geſegnet."

Der Gatte reichte ihr die Hand und zog ſie an ſich. Und ſie faßte ſein Haupt mit ihren Händen und neigte ſich darüber.

„Was iſt es, worüber du jetzt arbeiteſt?" frug ſie endlich leiſe.

„Nichts Großes, nur eine Abhandlung, wie ich ſie alljährlich für die Univerſität zu machen habe." Und er ſprach ihr Einiges von dem Inhalt der Arbeit.

„Und wenn ſie fertig iſt, was dann?"

„Dann iſt für neue Aufgaben geſorgt."

„Und das geht immer ſo fort, vom Morgen bis in den Abend, alle Jahre, bis die Augen verſagen und

die Kraft zerbricht," klagte Ilse. „Laß mich heut um etwas Ernstes bitten. Zeige mir die Bücher, Felix, die du geschrieben hast, aber Alles."

„Was ich etwa noch besitze," sagte der Professor, und holte hier und da aus den Winkeln Bücher und Abhandlungen zusammen. Ilse schlug eine Schrift nach der andern auf, und es ergab sich, daß sie einige von den lateinischen Titeln bereits auswendig wußte. Der Professor wurde darüber eifrig und ihm fielen immer noch kleine Arbeiten ein, die er vergessen hatte. Ilse aber legte alles vor sich in einem Häufchen zusammen und begann feierlich: „Jetzt kommt für mich eine große Stunde. Denn ich will jetzt von dir erfahren, was in jeder Schrift steht, so weit du deinem Weibe das deutlich machen kannst. Als ich dir schon im Geheimen gut war, da fanden die Kinder deinen Namen im Lexicon, wir mühten uns, die fremden Namen deiner Bücher zu lesen, und die Oberamtmann hatte in ihrer Weise Muthmaßungen über den Inhalt. Da fühlte ich einen Schmerz, daß ich gar nichts von dem verstand, was du für die Menschheit gearbeitet hast. Seither habe ich immer auf den Tag gehofft, wo ich dich nach dem fragen könnte, was du besser gewußt hast als die Andern, und worauf ich stolz sein darf, da ich dir angehöre. Und heut ist die Stunde. Denn du hast mich heut deinen Freunden als deine Frau vorgestellt. Und ich will dein Weib auch da sein, wo dein Schatz ist und dein Herz, so weit ich vermag."

„Liebe Ilſe," rief der Profeſſor, hingeriſſen von ihrer ehrbaren Würde.

„Aber vergiß nicht," fuhr Ilſe mit wichtiger Miene fort, „daß ich ſehr wenig verſtehe, und verliere nicht die Geduld. Und ich habe mir ausgedacht, wie ich es haben will. Schreibe du mir die Titel, wie ſie in fremder Sprache und wie ſie deutſch lauten, in ein Büchel, das ich mir dazu gekauft habe, deine früheſte Arbeit zuerſt und die jüngſte zuletzt. Und dahinter, ob dir die Arbeit ſehr lieb iſt oder weniger, und welche Wichtigkeit ſie für die Menſchen hat. Und darunter will ich mir bei jeder Schrift aufzeichnen, was ich von deiner Erklärung verſtehe, damit ich alles in gutem Gedächtniß behalte."

Sie trug ein leeres Heft herzu, der Profeſſor ſuchte wieder noch einzelne Abhandlungen hervor, ordnete ſie nach Jahren, und ſchrieb jeden Titel auf eine beſondere Seite des Heftes. Dann erklärte er ſeiner Frau in ihrer Sprache ein wenig, was jeder Schrift Inhalt war, und half die kleinen Bemerkungen in das Notizbuch ſchreiben. „Was deutſch iſt, ſuche ich ſelbſt zu leſen," ſagte Ilſe.

So ſaßen Beide ernſthaft über die Bücher geneigt und dem Profeſſor pochte das Herz vor Freude über den feſten Bedacht, mit welchem ſein Weib das Verſtändniß ſeiner Thätigkeit ſuchte. Denn es iſt das Loos des Gelehrten, daß Wenige mit herzlichem Antheil Mühe, Kampf und Verdienſt ſeines Schaffens betrachten. Der Welt gilt er für einen harten Baugehülfen. Was er

mit ausdauernder Kraft gebildet, das wird ſofort als Bauſtein verwandt zu dem unermeßlichen Hauſe der Wiſſenſchaft, an welchem das Geſchlecht der Erde ſeit Jahrtauſenden arbeitet. Hundert Andere ſtellen ſich darauf, um die eigene Arbeit zu fördern, tauſend neue Werkſtücke werden darüber gewälzt, nicht Viele ſind, welche danach fragen, wer den einzelnen Pfeiler gemeißelt, und noch ſeltener drückt dem Arbeiter ein Fremder darum die Hand. Dem leichten Werke des Dichters winkt noch lange grüßend zu, wer einmal davor heiteres Lächeln gefunden hat oder gehobene Stimmung. Der Gelehrte wird nur ſelten und faſt zufällig durch einzelne Werke ein werther Freund und Vertrauter ſeiner Leſer. Er ſtellt nicht der Phantaſie lockende Bilder, er ſchmeichelt nicht zuvorkommend dem ſehnſuchtsvollen Gemüth, er fordert ſtrengen Ernſt und nüchterne Sammlung vom Leſer, und dieſelbe Strenge und Nüchternheit wird ihm ſelbſt zu Theil bei jedem Urtheil über ſeine Leiſtung. Auch wo er Ehrfurcht einflößt, bleibt er ein Fremder.

Und doch iſt er kein Steinmetz, der unförmliche Maſſe nach verſtändigen Maßen zurechtſchlägt, auch er ſchafft mit inneren Kämpfen, mit ſeinem beſten Herzblut, zuweilen unter ſchwerem Leid, oft mit beglückender Freudigkeit. Auch ihm erblüht, was er ſeiner Zeit darbringt, aus den tiefſten Wurzeln ſeines Lebens. Und deshalb iſt dem Gelehrten die Seele, welche das Wackere ſeiner Arbeit herzlich empfindet, und nicht nur nach dem letzten Gewinn der Wiſſenſchaft frägt, ſondern nach dem

innern Kampf des Schaffenden, ein koſtbarer Fund, ein ſeltenes Glück. — Jetzt ſah Felix mit Rührung, wie ſein Weib nach dieſer Stellung rang, und dem kräftigen Manne wurde das Herz weich, während er ihr den Namen eines römiſchen Dichters nannte, den er zu einem faſt unbekannten Gedicht ermittelt, und während er ihr von römiſchen Tribus und von den Geſchäften des Senates erzählte.

Und als ein Jedes verzeichnet war, faltete Ilſe die Hände über den Büchern, und rief: „Hier halte ich Alles. Der Raum, den es einnimmt, iſt ſo klein, und doch waren dafür viele arbeitvolle Tage nöthig, und manche Nacht, der größte Theil deines edlen Lebens. Dies hat dir oft heiße Wangen gemacht, wie du heute wieder haſt. Dafür haſt du gelernt, daß dir dein armer Kopf brannte, und dafür haſt du immer in der Stube und zwiſchen den engen Mauern geſeſſen. Ich habe die Bücher ſonſt auch gleichgültig angeſehen, jetzt erkenne ich erſt, was ein Buch iſt, eine ſtille unendliche Arbeit."

„Nicht von jedem iſt das zu rühmen," verſetzte der Profeſſor, aber die beſſeren ſind dafür auch mehr als eine Arbeit." Er ſah liebevoll auf die Wände, an denen hohe Bücherſchränke bis zur Decke reichten, ſo daß die Stube ausſah wie mit Bücherrücken tapezirt.

„Mir wird angſt vor der Menge," ſagte Ilſe, und half ihm ſeine eignen Werke in eine dunkle Ecke räumen, welche ihnen jetzt als Standquartier eingeräumt wurde. „Sie ſehen ſo gleichgültig aus, und doch mögen

viele in Leidenschaft geschrieben sein und auch die Leser aufgestört haben."

„Ja," sagte der Gatte, „sie sind die großen Schätzehüter des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere, und sie verkünden, was nur einst auf Erden lebendig war. Hier steht, was wohl tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geschaffen wurde, und dicht daneben, was erst vor wenig Wochen in die Welt wanderte."

„Und von den Röckchen, die sie tragen, sieht fast eins aus wie das andere," sagte Ilse, „ich würde mich schwer darin zurecht finden."

Der Professor erklärte ihr die Anordnung, führte sie von einem Schrank zum andern, und wies ihr einzelne, die ihm besonders lieb waren.

„Und du brauchst sie alle?"

„Gelegentlich wohl noch viele andere. Die hier stehen, sind doch nur ein unendlich kleiner Theil der Bücher, welche je gedruckt wurden. Denn seit sie erfunden sind, liegt in ihnen fast alles, was wir wissen und Bildung nennen. Aber das ist es nicht allein," fuhr er geheimnißvoll fort, „Wenige denken daran, daß ein Buch mehr ist, als ein Werk des schaffenden Geistes, das er von sich absendet, wie der Tischler einen bestellten Sessel. Zwar an jedem Menschenwerk bleibt etwas von der Seele des Menschen hängen, der es gefertigt. Das Buch aber schließt zwischen seinen Deckeln in Wahrheit den Geist

des Menſchen ein. Was ein Mann für Andere bedeutet, der beſte Theil ſeines Lebens, bleibt in dieſer Form für die nächſten Geſchlechter, vielleicht bis in die fernſte Zukunft. Und ſowohl die, welche ein gutes Buch ſchreiben, als auch ſolche, deren Leben und Thun im Buche dargeſtellt wird, ſie beharren in der That lebendig unter uns. Wir verkehren mit ihnen als mit Freunden und Gegnern, wir bewundern und bekämpfen, wir lieben und verabſcheuen ſie nicht weniger, als wenn ſie leibhaftig unter uns weilten. Der Menſchengeiſt, der zwiſchen ſolche Deckel eingeſchloſſen iſt, wird dadurch auf Erden unvergänglich, und deshalb dürfen wir ſagen, im Buche dauert das geiſtige Leben des Einzelnen, und nur der Geiſt, welcher eingebucht wird, hat ſichere Dauer auf Erden."

„Und der Irrthum dauert auch," rief Alſe, „und die Lügner und die unreinen Geiſter, wenn ſie ſich in ein Buch ſtecken."

„Auch ſie, ſie werden durch andere Geiſter widerlegt. Sehr verſchieden freilich iſt Werth und Bedeutung dieſer Unſterblichen. Bei Wenigen bleibt das Schöne und Große, das ſie gefunden, für alle Zeiten, Viele gelten ſpäterer Zeit nur, weil wir erkennen, wie in ihren Tagen das Weſen der Menſchen beſchaffen war, andere endlich ſind ganz nichtig und unnütz, und ſolche ſchwinden ſchnell dahin. Aber alle Bücher, die geſchrieben wurden, vom älteſten bis zum jüngſten, ſtehen in einem geheimnißvollen Zuſammenhang. Denn ſieh, Keiner, der ein Buch geſchrieben, iſt durch ſich ſelbſt geworden, was

er uns ist, jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger, alles, was vor ihm geschaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Leben und Geist zu bilden. Und wieder, was er geschaffen, hat irgendwie andre Menschen gebildet, und wieder aus seinem Geist ist in spätere übergegangen. So bildet der Inhalt aller Bücher ein großes Geisterreich auf Erden, von den vergangenen Seelen leben und nähren sich Alle, welche jetzt schaffen. In diesem Sinne ist der Geist des Menschengeschlechts eine unermeßliche Einheit, der jeder Einzelne angehört, der einst lebte und schuf, der jetzt athmet und Neues wirkt. Und der Geist, den die vergangenen Menschen als ihren eigenen empfanden, er ging und geht jeden Tag in Andere über. Was heut geschrieben ist, wird morgen vielleicht die Habe von tausend Fremden, und wer längst seinen Leib der Natur zurückgegeben hat, lebt unaufhörlich in neuem irdischen Dasein fort, und wird täglich in Tausenden aufs Neue lebendig."

„Höre auf," rief Alfe ängstlich, „mir schwindelt."

„Ich sage dir das heut, weil auch ich mich als bescheidenen Arbeiter in diesem irdischen Geisterreich fühle. Diese Empfindung giebt mir eine Freude am Leben, die unzerstörbar ist, und sie giebt mir beides, Freiheit und Demuth. Denn wer in solchem Sinne arbeitet, der schafft, ob seine Kraft sich groß, ob klein erweise, nicht sich zur eigenen Ehre, sondern für Alle. Er lebt nicht für sich, sondern für Alle, gleichwie Alle, die gewesen sind, für ihn fortleben."

So sprach er ernsthaft, von seinen Büchern umgeben, und die scheidende Sonne warf ihre Strahlen freundlich auf sein Haupt und auf die Behausungen seiner Geister an der Wand. Und Ilse sagte, an seine Schulter gelehnt, demüthig: „Ich bin dein, lehre mich, bilde mich, mache mich verstehen, was du verstehst.“

3.

Unter den Gelehrten.

Alfe ſteckte den Kopf in das Arbeitszimmer des Gatten. „Darf ich ſtören?“

„Nur herein.“

„Felix, wie unterſcheiden ſich die Faune und Satyre? Hier lieſt man, die Satyre haben Ziegenfüße, die Faune aber Menſchenbeine, nur hinten ein kleines Schwänzchen.“

„Wer ſagt das?“ frug Felix entrüſtet.

„Es iſt gedruckt,“ erwiederte Alfe, „hier ſteht es bewieſen.“ Sie hielt dem Gatten ein aufgeſchlagenes Buch hin.

„Es iſt aber nicht wahr,“ erwiederte der Profeſſor und erklärte ihr das Sachverhältniß. „Bei den Griechen Satyre, bei den Römern Faune, der Herr mit dem Bockesfuß aber hieß Pan. Wie kommt der Bacchantenzug in deine Wirthſchaft?“

„Ihr ſagtet geſtern, der Conſiſtorialrath hat ein Faungeſicht. Nun entſtand die Frage: was iſt ein Faungeſicht, und was iſt ein Faun? Laura erinnerte ſich aus der Schule ſehr gut, daß er ein altes römiſches

Fabelweſen war. Und ſie brachte dies Buch, worin die Geſchöpfe abgebildet ſind. Was iſt das für eine ausgelaſſene Geſellſchaft? Warum haben ſie ſpitze Ohren wie die Rehe, und was ſoll das heißen, wenn man ſich nicht einmal in ſolchen Dingen auf deine unſterblichen Bücher verlaſſen kann?"

„Komm her," ſagte Felix, „ich will dir ſchnell die ganze Sippſchaft vorſtellen." Er holte ein Kupferwerk herzu und ſchlug ihr die Geſtalten des Bacchuskreiſes auf. Eine Weile ging die Belehrung gut von Statten. „Sie haben alle ſehr wenig Kleider," wandte Alſe bekümmert ein.

„Der Kunſt iſt der Leib lieber als das Gewand," tröſtete der Gatte.

Aber Alſe wurde ängſtlicher. Endlich ſchlug ſie erröthend das Buch zu und rief: „Ich muß fort. Ich helfe heute in der Küche, es wird eine neue Mehlſpeiſe gelehrt. Dort iſt meine hohe Schule. Und das Mädchen iſt noch ein Fuchs." Sie eilte zur Thür hinaus. „Sage deinen Satyren und Faunen, daß ich eine beſſere Idee von ihnen gehabt habe, ſie ſind ſehr unanſtändig," rief ſie, den Kopf noch einmal in das Zimmer ſteckend.

„Das ſind ſie," rief Felix durch die Thür, „und ſie wollen auch nichts anderes ſein."

Beim Eſſen, als Felix die Mehlſpeiſe nach Gebühr bewundert hatte, legte Alſe den Löffel weg und ſagte ernſthaft: „Zeige mir nicht wieder ſolche Bilder, ich

möchte deinen Heiden gut werden, aber wie kann ich das, wenn sie so sind."

„Sie sind nicht alle so arg," beruhigte der Gatte. „Ist dir's recht, so machen wir heut Abend einigen von den alten Herrschaften unsern Besuch."

Mit diesem Tage begann für Ilse eine neue Zeit des Lernens. Bald wurde den Erklärungen des Gatten eine feste Tagesstunde bestimmt, für Ilse die werthvollste Zeit des Tages. Der Professor gab ihr zuerst eine kurze Schilderung der großen Culturvölker des Alterthums und des Mittelalters und schrieb ihr sehr wenige Zahlen und Namen auf, die sie auswendig lernte. Und er schilderte ihr, wie das ganze Leben der Menschen im letzten Grunde nichts sei, als ein unaufhörliches Einnehmen, Umschaffen und Ausgeben der Stoffe, Bilder und Eindrücke, welche die umgebende Welt darbietet; und wie die ganze geistige Entwicklung der Menschheit im letzten Grunde nichts sei, als ein ernstes und andächtiges Suchen nach Wahrheit, und wie die ganze politische Geschichte im letzten Grunde nichts sei, als ein allmäliges Bändigen des Egoismus, welcher Menschen, Stämme, Völker feindlich von einander scheidet, durch Steigerung der Bedürfnisse, durch Läuterung des Rechtsgefühls und durch die Zunahme der Liebe und Ehrfurcht vor allem Lebendigen.

Nach solcher Vorbereitung begann der Professor sogleich die Odyssee vorzulesen, kurze Erläuterung anfügend. Noch nie hatte Poesie so groß und rein auf

die Seele der Frau gewirkt, der heitere Märchenton des erſten Theils, die gewaltige Ausführung des zweiten nahmen ihr Herz ganz gefangen, die Geſtalten erhielten ihr ein faſt greifbares Leben, ſie wandelte, litt und frohlockte mit ihnen, hinaufgehoben in eine neue Welt ſchöner Bilder und hoher Empfindungen. Und als der Schluß herankam, der Vielduldende ſeiner Gattin gegenüber ſaß und die Erkennungsſcene Töne aus dem geheimſten Leben der jungen Frau anſchlug, da ſaß auch Ilſe, die Wangen geröthet, die thränenfeuchten Augen ſchamhaft niedergeſchlagen, neben dem geliebten Manne; und als er geendet, ſchlang auch ſie die weißen Arme um den Geliebten und ſank aufgelöſ't von Entzücken und Rührung ihm an die Bruſt. Ihrer Seele, die nach langer Ruhe in einem großen Gefühle erglüht war, verklärte das unſterbliche Schöne dieſer Dichtung alle Stunden des Tages, ja die Sprache und Haltung. Gern verſuchte ſie ſich ſelbſt mit Vorleſen, und der Profeſſor hörte mit inniger Freude, wie die majeſtätiſchen Verſe klangvoll von ihren Lippen rollten, und wie ſie in Tonfall und Ausdruck unbewußt ſeine Sprache nachahmte. Wenn er früh in die Vorleſung ging und ſie ihm in ſeinen braunen Tüfſelrock half, da klangen ihm die herzerfreuenden Worte nach: „Purpurn iſt und rauh das Gewand des edlen Odyſſeus;“ wenn ſie ihm in der Lehrſtunde gegenüber ſaß und er einmal eine Pauſe machte, dann brachen die bewundernden Worte von ihren Lippen: „So mit klugem Bedacht und verſtandvoll redeſt

du alles.“ Und wenn ſie ſich ſelbſt loben wollte, dann ſummte ſie zu den brodelnden Blaſen des Theekeſſels: „Selbſt wohl hab' ich im Herzen Verſtand und erkenne genugſam Gutes zugleich und Böſes; doch vormals war ich ein Kind noch.“ Auch das Gut des lieben Vaters leuchtete ihr jetzt in dem goldenen Glanze der Hellenenſonne. „Ich weiß nicht,“ ſagte der Vater einmal des Abends zu Clara, „wie es möglich iſt, daß Ilſe ſo ſchnell den Brauch unſerer Wirthſchaft vergeſſen konnte. Sie ſpricht in ihrem Briefe von der Zeit, wo die Rinder wieder in dem weitſchelligen Blachfelde wandeln werden. Sie meint jedenfalls die Brache, aber wir haben ja Stallfütterung.“

Draußen heulte der Nordwind um die beiden Nachbarhäuſer und legte Eispalmen über die Fenſterſcheiben, drinnen aber zog ein Tag nach dem andern lichtvoll und buntfarbig, und ein Abend herzerfreuender als der andere über die Häupter der Glücklichen, ob ſie allein waren, oder ob die Freunde des Gatten, Führer des Volkes, zuſammenſaßen und am gedeckten Theetiſch die Hände nach einfach bereitetem Mahle ausſtreckten.

Denn auch die Freunde des Gatten und kluges Wechſelgeſpräch ſind der Hausfrau erfreulich. Dann leuchtet die Lampe feſtlich in Ilſe's Stube, die Gardinen ſind zugezogen, der Tiſch wohlgerüſtet, auch eine Flaſche Wein iſt aufgeſetzt, wenn die Herren eintreten. Manchmal beginnt das Geſpräch mit Kleinigkeiten, die Freunde

wollen auch der Professerin ihre Hochachtung erweisen, der eine spricht ein wenig über Concerte, der andere empfiehlt ein neues Bild oder Buch. Zuweilen aber treten sie schon aus der Arbeitsstube in eifriger Unterredung, dann ist der Tritt fester und die Bäckchen sind etwas geröthet, dann dringt die Rede gleich auf das los, was ihnen gerade aus ihrer Wissenschaft auf der Seele liegt. Nicht immer ist die Unterhaltung ganz verständlich, und wenn sie sich gerade auf Einzelheiten heftet, auch nicht in jedem Moment sehr anziehend, aber im Ganzen ist sie doch für die Hörerin Freude und Erquickung. Dann sitzt Alse still da, die Hände, welche sich über der Arbeit bewegten, sinken ihr in den Schooß und andächtig hört sie zu. Wer nicht Professerfrau ist, hat doch keine Vorstellung, wie schön die Unterhaltung der Gelehrten dahinfließt. Alle wissen gut zu reden, Alle sind eifrig und haben dabei ein gehaltenes Wesen, das ihnen sehr wohlsteht. Und die Erörterung erhebt sich, ein Kampf gewichtiger Meinungen beginnt. Sie kreuzen sich, sie fahren durcheinander, der Eine sagt zuerst schwarz, der Andere weiß, der erste beweist, daß er Recht hat, der zweite widerlegt und engt den ersten ein. Nun denkt die Frau, wie wird dieser sich herauswinden. Aber keine Sorge, es fehlt ihm nicht, mit einem Sprunge ist er über dem Andern, dann kommt der Andere mit neuen Gründen und treibt die Sache noch höher, und die Uebrigen reden auch hinein, sie werden feurig und ihre Stimmen ertönen lauter. Und ob sie sich zuletzt

miteinander vergleichen, oder ob jeder bei seiner Meinung bleibt — was häufig vorkommt — immer ist eine Freude, schwierige Fragen so von allen Seiten beleuchtet zu sehen. Und wenn der Eine etwas recht Großes sagt und auf den Kern der Wahrheit kommt, dann sind sie sämmtlich in gehobener Stimmung, dann leuchtet es in dem heimlichen Raume wie von überirdischem Lichte, und wer spricht und wer hört, fühlt sich frei, sicher und leicht. Ach aber, der gescheuteste von Allen, und der, dessen Meinung mit der größten Hochachtung gehört wird, das ist doch immer der Hausfrau lieber Mann.

Freilich bemerkte Ilse auch, daß nicht alle gelehrten Herren dasselbe gute Wesen bewährten. Mancher konnte Widerspruch nicht gut vertragen, und es war ihm in schwachen Augenblicken mehr um seine Geltung, als um die Wahrheit zu thun. Und wieder Einer wollte nur sprechen und nicht hören und beengte die Unterhaltung, indem er immer auf das zurückkam, was die Andern überwunden hatten. Und sie entdeckte, daß auch eine ungelehrte Frau aus dem Gespräche der weisen Männer einiges von ihrem Charakter erkennen konnte. Und wenn sich die Gäste entfernt hatten, dann wagte sie wohl ein bescheidenes Urtheil über Wissen und Wesen Einzelner. Und sie war stolz, wenn Felix zugab, daß ihr Urtheil das Richtige getroffen.

Und bei solcher Unterhaltung erfuhr die Frau des Gelehrten auch viele Sachen ganz genau, die jeder andern Frau schwierig bleiben. Da war z. B. die römische

Plebs, wenig bedeutet den meiſten Frauen dieſes Wort. Die alte Plebs hat zu ihrer Zeit nie Kaffeegeſellſchaften gegeben, nie auf dem Flügel geſpielt, nie Reifröcke getragen und nie einen franzöſiſchen Roman geleſen. Sie iſt eine im Schutt des Alterthums begrabene, ſehr ungemüthliche Einrichtung. Die Frau eines Philologen aber weiß davon. Was hörte nicht Ilſe alles von Plebejern und Patriciern, ja, ſie nahm in ihrem Herzen Partei für die Plebejer, ſie verwarf gänzlich die Anſicht, daß ſie nur aus kleinen Leuten und leichtfertigem Geſindel zuſammengefloſſen ſeien, und ſchätzte ſie als tüchtige Landwirthe, trotzige politiſche Männer, die hartnäckig bis auf den Tod in einem großen Vereine gegen ungerechte Patricier kämpften. Und ſie dachte dabei an ihren eigenen Vater und hatte Tage, wo ſie ihre Bekannten darauf anſah, ob ſie auch zur Plebs gehören würden, wenn ſie Römer wären.

Auch ihr ſelbſt waren die Herren freundlich, und faſt alle hatten eine Eigenſchaft, die den Verkehr bequem machte, ſie erklärten gern. Im Anfange wollte Ilſe ungern verrathen, daß ſie von Vielem gar nichts wußte. An einem Abend aber ſetzte ſie ſich vor ihren Gatten und begann: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Bisher habe ich mich geſcheut zu fragen, nicht weil ich mich meiner Unwiſſenheit ſchäme, wo ſollte ich's her haben? nur um deinetwillen, damit die Leute nicht merken, daß du eine einfältige Frau haſt. Aber wenn dir's Recht iſt, will ich's jetzt anders machen, denn ich merke, ſie

ſprechen zumeiſt gern, und da werden ſie wohl auch mir ein geflügeltes Wort gönnen."

„So iſt es recht," ſagte der Gatte, „du wirſt ihnen um ſo lieber werden, je mehr du ihnen Antheil zeigſt."

„Wiſſen möchte ich alles, die ganze Welt, um dir ähnlicher zu werden, aber es fehlt mir immer noch an Verſtändniß."

Und die neue Politik bewährte ſich vortrefflich. Alſe erfuhr ſogar, daß es zuweilen leichter war, einen lieben Bekannten zum Reden als zum Aufhören zu bringen. Denn die Herren berichteten ihr gewiſſenhaft und in großen Zügen, was ſie erfahren wollte, aber ſie vergaßen wohl einmal, daß die Fähigkeit der Frau, das Neue aufzunehmen, nicht ſo entwickelt war, als ihnen die Kunſt zu belehren.

Ja, ſie ſchwebten wie Götter über der Erde. Aber ſie theilten auch darin das Loos der ambroſiſchen Geneſſenſchaft, daß der heitere Friede, welchen ſie in die Herzen der Sterblichen ſandten, unter ihnen ſelbſt durchaus nicht immer waltete und durch geworfene Erisäpfel leicht verſcheucht wurde. Es war Alſes Schickſal, daß ſie unter heftiger Fehde der Unſterblichen im Olymp heimiſch werden ſollte.

An einem finſtern Wintertage fuhr der Sturmwind übel gelaunt gegen die Fenſter und verſteckte den Stadtwald hinter wirbelnden Schneewolken. Da hörte Alſe im Zimmer ihres Gatten die ſcharfen Laute des Pre-

feſſor Struvelius in bedächtigem Fluß der Rede, dazwiſchen langes und eingehendes Geſpräch ihres Felix. Die Worte waren nicht zu unterſcheiden, der Tonfall aber war zwei Stimmen ſchnellſchwebender Vögel vergleichbar, dem Wettgeſange der Droſſel und einer Uebles weiſſagenden Krähe. Die Unterredung zog ſich lange hin, und Ilſe wunderte ſich, daß Struvelius ſo ausdauernden Gebrauch der Rede ertrug. Als er ſich endlich entfernt hatte, trat Felix zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer und ging, mit geheimen Gedanken beſchäftigt, einigemal ſchweigend auf und ab. Zuletzt brach er kurz heraus: „Ich bin in die Lage gekommen, dem Collegen über unſere Handſchrift eine Mittheilung zu machen.“

Ilſe ſah neugierig auf. Seit ihrer Vermählung war von Tacitus noch nicht die Rede geweſen. „Du hatteſt doch die Abſicht, gegen Fremde nicht mehr davon zu ſprechen.“

„Und ich habe das Schweigen ungern gebrochen. Mir blieb nichts übrig, als gegen meinen nächſten Collegen offen zu ſein. Das Gebiet unſerer Wiſſenſchaft iſt umfangreich, nicht häufig geſchieht es, daß Genoſſen derſelben Univerſität jeder für ſich auf dieſelbe Arbeit verfallen. Ja, aus nahe liegenden Gründen vermeiden ſie, einander darin eine gewiſſe Concurrenz zu machen. Fügt der Zufall nun doch einmal ſolches Zuſammentreffen, ſo iſt Mitgliedern derſelben Anſtalt jede zarte Rückſicht geboten. Heut nun ſagte mir Struvelius, er

wisse, daß ich mich ab und zu mit Tacitus beschäftige, und er bitte mich um einige Auskunft. Er frug nach den Handschriften, die ich vor Jahren im Auslande eingesehen und verglichen, und nach der Durchzeichnung, die ich von den Schriftzügen derselben für mich gemacht hatte."

„Und du hast ihm mitgetheilt, was du wußtest?" frug Ilse.

„Ich habe ihm gegeben, was ich besaß, das verstand sich von selbst," erwiederte der Professor. „Denn was er auch damit anfangen mag, es wird nicht ganz ohne Gewinn für die Wissenschaft sein."

„Und er soll deine Arbeit benützen, um die seine möglich zu machen? Jetzt wird er vor der Welt in deinen Federn singen," klagte Ilse.

„Ob er das Gegebene mit Anstand gebraucht, ob er es mißbraucht, ist seine Sache, ich habe die Verpflichtung, einem bewährten Amtsgenossen nur das Ehrenhafte zuzutrauen. Das war mir keinen Augenblick zweifelhaft, wohl aber fiel mir Anderes auf. Er war nicht offen gegen mich. Er gab an, daß ihn die Kritik einiger Stellen des Tacitus beschäftige, aber er verbarg mir die Hauptsache, das empfand ich deutlich. Da blieb mir nichts übrig, als ihm grade heraus zu sagen, daß ich seit langer Zeit für diesen Schriftsteller ein warmes Interesse herumtrage, und daß ich seit dem letzten Sommer an ihn gefesselt sei durch die, wenn auch unsichere Möglichkeit eines neuen Fundes. Und ich habe ihm

die Nachricht gezeigt, welche mich zuerſt in deine Nähe leitete. Er iſt Philolog wie ich, und weiß jetzt, welche Bedeutung für mich dieſer Autor gewonnen hat."

„Mein einziger Troſt iſt," ſagte Alſe, „daß der verſtändige Vater dem Struvelius ein ſchweres Verhängniß bereiten wird, wenn dieſer auf unſerm Gute nach der Handſchrift freien will."

Dem Profeſſor war der Gedanke an den Trotz ſeines gewaltigen Schwiegervaters heut tröſtlich und er lächelte. „Nach dieſer Seite bin ich ſicher. Aber was will der Andere mit Tacitus, die Hiſtoriker lagen doch ſonſt nicht auf ſeinem Wege? — Es iſt kaum denkbar, — aber ſollte das Unglaubliche geſchehen ſein? iſt die geheimnißvolle Handſchrift durch irgend einen Zufall aufgefunden und in ſeinen Händen? — Doch es iſt Thorheit, darum zu ſorgen." Er ſchritt heftig auf und ab und rief endlich, in ſtarker Bewegung ſeiner Frau die Hand ſchüttelnd: „Es iſt immer widerwärtig, wenn man ſich auf ſelbſtſüchtigen Empfindungen ertappt."

Er ging wieder an ſeine Arbeit, und als Alſe leiſe die Thür öffnete, ſah ſie ſeine Feder in gleichförmiger Bewegung. Gegen Abend aber, wo ſie nach ſeiner Lampe ſah und die Ankunft des Doctors verkündigte, ſaß er, den Kopf auf die Hand geſtützt, in finſterm Sinnen. Sie ſtrich ihm leiſe über das Haar, und er merkte es kaum.

Der Doctor aber nahm die Sache nicht ſo innerlich, er gerieth in Aerger über die Geheimnißkrämerei

des Andern und über die Hochherzigkeit des Freundes, und es gab eine lebhafte Erörterung. „Möchtest du diese Offenheit niemals bereuen," rief der Doctor, „der Mann wird aus deinem Silber seine Münzen schlagen. Denke an mich, dir wird ein Possen gespielt."

„Zuletzt," so schloß der Professor bedachtsam, „lohnt nicht, sich darüber aufzuregen. Kam durch irgend einen unwahrscheinlichen und unerhörten Zufall wesentlich Neues in seinen Besitz, so hat er ein Recht auf alles vorhandene Material, auf meine Sammlungen, auf meine Unterstützung, so weit ich sie zu geben vermag. Uebt er seinen Scharfsinn nur an dem vorhandenen Text, so ist unserer kindlichen Hoffnung gegenüber Alles, was er fördern mag, unwesentlich."

In solcher Weise zog unscheinbar und harmlos ein academisches Gewölk herauf.

Vier Wochen waren vergangen, der Professor war oft mit seinem Collegen zusammengetroffen. Es konnte nicht auffallen, daß Struvelius den Namen Tacitus nicht über seine schweigsamen Lippen brachte, der Professor aber blickte unruhig auf den Pfad des Amtsgenossen, denn er glaubte zu bemerken, daß der Andere ihm auswich. An einem friedlichen Abend saß Felix Werner mit Ilse und dem Doctor am Theetisch, als Gabriel eintrat und eine kleine Broschüre in unscheinbarem Zeitungspapier vor dem Professor niederlegte. Der Professor riß die Hülle ab, warf einen Blick auf den Titel und reichte das Heft schweigend dem

Doctor. Der lateiniſche Titel lautete in die Sprache dieſes Buches überſetzt: „Ein Fragment des Tacitus, als Spur einer verlorenen Handſchrift mitgetheilt von Dr. Friedobald Struvelius, Profeſſor u. ſ. w.“ Ohne ein Wort zu ſagen, ſtanden die Freunde auf und trugen die Abhandlung in das Arbeitszimmer des Profeſſors. Alſe blieb erſchrocken zurück, ſie hörte, wie ihr Gatte den lateiniſchen Text vorlas, und erkannte, daß er ſich zwang, durch langſames und feſtes Leſen ſeine Aufregung zu überwältigen. Was in dieſer verhängnißvollen Schrift enthalten war, darf leider dem Leſer nicht verenthalten werden.

Aeltere Zeitgenoſſen kennen noch aus der Culturperiode, in welcher der Tabak aus Pfeifenköpfen geraucht wurde, die wohlthätige Erfindung, welche mit einem noch durch keine Forſchung hinreichend aufgehellten Worte Fidibus benannt wird; ſie kennen die normale Länge und Breite eines ſolchen Papierſtreifens, welchen unſere Väter aus verjährten Akten maſſenhaft zuſammenfalteten. Ein ſolcher Streifen, allerdings nicht von Papier, ſondern von einem Pergamentblatt geſchnitten, war in die Hände des Herausgebers gefallen. Der Streifen hatte aber vorher ſchwere Schickſale erfahren. Er war etwa vor zweihundert Jahren von einem Buchbinder auf die Rückſeite eines dicken Bandes geklebt worden, um die Dauer des Heftzwirns zu verſtärken, und er war für dieſen Zweck durch Leim übel zugerichtet. Nach Entfernung des Leims erſchienen die Schriftzüge einer

alten Mönchshand. Das Wort Amen und einige heilige Namen machten zweifellos, daß das Geschriebene dazu gedient hatte, christliche Frömmigkeit zu fördern. Unter dieser Mönchsschrift aber waren andere und größere lateinische Buchstaben sichtbar, sehr verblichen, fast ganz geschwunden, von denen man einige mit mäßiger Anstrengung zu dem römischen Namen Piso zusammendeuten konnte. Da hatte nun Professor Struvelius durch Hartnäckigkeit und durch Anwendung einiger chemischer Mittel möglich gemacht, diese untere Schrift zu lesen. Sie war nach den Formen ihrer Buchstaben uralt. Da der Pergamentfidibus aber von einem ganzen Blatte abgeschnitten war, enthielt er natürlich nicht vollständige Sätze, nur einzelne Wörter, welche in die Seele des Lesers fielen wie verlorene Noten einer fernen Musik, die ein Wind an's Ohr trägt, es war daraus keine Melodie zu machen. Grade das hatte den Herausgeber angezogen. Er hatte die verschwundenen Buchstaben ermittelt, die durchschnittenen Worte ergänzt, ja, den gesammten fehlenden Theil des Blattes gemuthmaßt. Und er hatte durch bewundernswerthe Anwendung der allergrößten Gelehrsamkeit aus wenigen schattenhaften Flecken des Fidibus ziemlich die ganze Seite einer Pergamenthandschrift hergestellt, wie sie etwa vor zwölfhundert Jahren leibhaftig gewesen sein konnte. Es war eine staunenswerthe Arbeit.

Und daraus ergab sich Folgendes. Noch am deutlichsten, obgleich für gewöhnliche Augen kaum lesbar,

war auf dem Pergamentſtreif ein gewiſſer Pontifex Piſo geweſen, in wortgetreuer Ueberſetzung: Brückenmacher Erbs. Dieſer Erbs ſchien den Pergamentſtreifen ſehr zu beſchäftigen, denn der Name zeigte ſich einige Mal. Nun aber hatte der Herausgeber aus dieſem Namen und aus den Ruinen zerſtörter Wörter bewieſen, daß der Pergamentſtreif letzter Ueberreſt einer Handſchrift des Tacitus war, und daß ſeine Worte einem uns verlorenen Abſchnitt der Annalen angehörten; und er hatte endlich aus dem Charakter der ſchattenhaften Buchſtaben nachgewieſen, daß der Pergamentſtreif zu keiner der vorhandenen Handſchriften des Römers gehört habe, ſondern daß er durch Zerſtörung einer ganz unbekannten entſtanden ſei.

Die Freunde ſaßen, nachdem der Aufſatz vorgeleſen war, finſter und ſinnend. Endlich brach der Doctor aus: „Wie unfreundlich, dir dies zu verbergen, und doch deine Hülfe in Anſpruch zu nehmen!“

„Darauf kommt jetzt wenig an,“ erwiederte der Profeſſor, „die Arbeit ſelbſt kann ich nicht loben, ſie wendet auf unſichere Grundlage einen übergroßen Scharfſinn, und gegen Manches, was er ergänzt und vermuthet, wird Einſpruch zu erheben ſein. Aber warum ſprichſt du nicht aus, was uns beiden mehr am Herzen liegt, als das Ungeſchick eines wunderlichen Mannes. Wir ſind einer Handſchrift des Tacitus auf der Spur, und hier findet ſich das Trümmerſtück einer ſolchen Handſchrift, welche nach dem dreißigjährigen Kriege von einem Buch-

binder zerſchnitten ward. Die Ausbeute, welche dies kleine Fragment für unſer Wiſſen geben mag, iſt ſo unbedeutend, daß der Gewinn den aufgewandten Fleiß gar nicht lohnt, gleichgültig für alle Welt, nur nicht für uns. Denn, mein Freund, wenn wirklich eine Handſchrift des Tacitus in ſolche Streifen zerſchnitten wurde, ſo iſt es mit großer Wahrſcheinlichkeit dieſelbe, auf welche wir gehofft haben. — Was weiter," ſchloß er bitter, „wir werden ein Traumbild los, das uns vielleicht noch lange geäfft hätte."

„Wie kann dies Pergament von der Handſchrift unſeres Freundes Bachhuber ſtammen?" rief der Doctor, „auf dieſem hier iſt der Text ja mit Gebeten überſchrieben."

„Wer ſteht uns dafür, daß nicht auch die Mönche von Neſſau wenigſtens einzelne verblichene Blätter mit ihrem geiſtlichen Hausbedarf übermalten? Dergleichen iſt nicht gewöhnlich, aber wohl denkbar."

„Vor allem mußt du ſelbſt das Pergamentblatt des Struvelius ſehen," entſchied der Doctor. „Genaue Betrachtung kann manches aufhellen."

„Es iſt mir nicht bequem, deshalb mit ihm zu ſprechen, aber es ſoll morgen geſchehen."

Den Tag darauf trat der Profeſſor ruhiger in das Zimmer des Collegen Struvelius. „Sie mögen denken," begann er, „daß ich mit beſonderer Spannung Ihre Abhandlung geleſen habe. Nach dem, was ich Ihnen von einem unbekannten Codex des Tacitus mittheilte, wiſſen

Sie, daß unſere Ausſicht, dieſen Codex zu ermitteln, ſehr verringert wird, wenn der Pergamentſtreif von Blättern des Tacitus geſchnitten iſt, welche noch vor zweihundert Jahren in Deutſchland erhalten waren."

„Wenn er geſchnitten iſt?" erwiederte Struvelius ſcharf. „Er iſt davon geſchnitten. Und was Sie mir über den Verſteck von Roſſau mittheilten, war doch unſicher, und ich bin nicht der Meinung, daß darauf Werth zu legen iſt. Wenn dort in der That eine Handſchrift des Tacitus vorhanden war, ſo iſt ſie allerdings zerſchnitten und dieſe Frage erledigt."

„Wenn ſolche Handſchrift vorhanden war?" entgegnete Felix. „Sie war vorhanden. Ich aber komme, Sie zu bitten, daß Sie mich das Pergamentblatt ſehen laſſen. Seit der Inhalt veröffentlicht iſt, wird das wohl keinem Bedenken unterliegen."

Struvelius ſah verlegen aus, als er antwortete: „Ich bedaure Ihren Wunſch, den ich übrigens ganz in der Ordnung finde, nicht erfüllen zu können, ich bin nicht mehr im Beſitz des Blattes."

„Und an wen habe ich mich deshalb zu wenden?" frug der Profeſſor befremdet.

„Auch darüber bin ich vorläufig zum Schweigen verpflichtet."

„Das iſt auffallend," brach Felix los, „und verzeihen Sie mir das offene Wort, es iſt ſchlimmer als unfreundlich. Denn ob die Bedeutung dieſes Fragmentes groß oder gering iſt, es ſollte nach dem Druck

seines Inhaltes den Augen Anderer nicht entzogen werden. Ihnen selbst muß daran liegen, daß Andere Ihre Herstellung des Textes gründlich zu würdigen vermögen."

„Das gebe ich zu," erwiederte Struvelius, „aber ich bin nicht im Stande, Ihnen die Einsicht dieses Blattes zu bewirken."

„Haben Sie daran gedacht," rief der Professor auflodernd, „daß Sie durch solche Weigerung Mißdeutungen Fremder ausgesetzt werden, Mißdeutungen, die niemals mit Ihrem Namen in Verbindung gebracht werden sollten?"

„Und ich halte mich selbst für hinreichend befähigt, Wächter meines guten Namens zu sein, und muß Sie bitten, diese Sorge vollständig mir zu überlassen."

„Dann habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen, Herr Professor," erwiederte Felix, und ging nach der Thür.

Im Gehen sah er noch, daß sich die Mittelthür öffnete und die Frau Professorin, aufgeschreckt durch die lauten Worte der Sprechenden, wie ein Genius eintrat und die Hand flehend nach ihm ausstreckte. Er aber schloß nach flüchtiger Verbeugung die Thür und ging zornig nach Hause.

Die Wolke war geballt, der Himmel wurde finster. Der Professor nahm jetzt noch einmal die Abhandlung des unholden Collegen zur Hand. Und es war grade, als wenn ein Fuchs einen Hasen oder ein Zicklein zerrissen hat und sich des Schmauses zu freuen bereit ist,

und der wilde Berglen wirft sich, die Mähne schüttelnd, gegen die Beute, daß der andere entweicht, die Schläge des Starken im Nacken.

Ilse rief heut den Gatten zweimal vergebens zu Tische; als sie besorgt an seinen Stuhl trat, sah sie in ein verstörtes Antlitz. „Ich kann nicht essen,“ sagte er kurz, „schicke hinüber, ich lasse Fritz bitten, sich sogleich her zu bemühen.“

Ilse sandte erschrocken in das Nachbarhaus, setzte sich im Zimmer des Professors nieder und folgte mit ihrem Blick dem auf und ab Schreitenden. „Was hat dich so erregt, Felix?“ frug sie ängstlich.

„Ich bitte dich, liebes Weib, iß heut ohne mich,“ rief er, und setzte seine Wanderung fort.

Eilig trat der Doctor ein: „Das Bruchstück ist nicht aus einer Handschrift des Tacitus,“ rief der Professor dem Freunde entgegen.

„Vivat Bachhuber!“ erwiederte dieser noch an der Thür und schwenkte den Hut.

„Es ist kein Grund zur Freude,“ unterbrach ihn der Professor finster, „das Fragment, so weit es überhaupt irgend wo her ist, enthält eine Stelle des Tacitus.“

„Nun, irgend wo her muß es doch sein,“ sagte der Doctor.

„Nein,“ rief der Professor mit starker Stimme, „das Ganze ist eine Fälschung. Die obere Hälfte des Textes scheinen wüst zusammengeschriebene Worte, auch sind die Versuche des Herausgebers, diese in einen ver-

ſtändlichen Zuſammenhang zu bringen, nicht glücklich. Der untere Theil des ſogenannten Fragments iſt aus einem Kirchenvater abgeſchrieben, welcher an einer bis jetzt nicht beachteten Stelle einen Satz des Tacitus anführt. Der Fälſcher hat einzelne Worte dieſes Citats mit regelmäßiger Auslaſſung der dazwiſchen liegenden Wörter auf den Pergamentzettel unter einander geſchrieben. Das letzte iſt unzweifelhaft.“ Er führte den Doctor, der jetzt faſt ſo betroffen ausſah wie er ſelbſt, zu den Büchern und bewies ihm die Richtigkeit ſeiner Behauptung. „Der Fälſcher hat aus dieſem gedruckten Text des Kirchenvaters ſeine Weisheit geholt, denn er hat das Ungeſchick gehabt, einen Druckfehler des Setzers mit abzuſchreiben. So ſind wir mit dem Pergamentblatt fertig, und mit einem deutſchen Gelehrten auch.“ Er zog das Tuch, den Schweiß von ſeiner Stirn zu trocknen, und warf ſich in einen Seſſel.

„Halt,“ rief der Doctor, „hier handelt es ſich um einen Gelehrten von Ruf und Ehre. Laß uns noch einmal kaltblütig unterſuchen, ob nicht ein zufälliges Zuſammenſtimmen möglich iſt.“

„Suche,“ ſagte der Profeſſor, „ich bin am Ende.“

Der Doctor verglich lange und ängſtlich den ergänzten Text des Struvelius mit den gedruckten Worten des Kirchenvaters. Endlich ſagte er traurig: „Was Struvelius ergänzt hat, trifft in Sinn und Wortlaut mit den Worten des Kirchenvaters ſo merkwürdig überein, daß man in Verſuchung geräth, die etwa abweichen-

den Worte ſeiner Ergänzung für Schlauheiten zu halten, durch welche ſeine Bekanntſchaft mit dem erhaltenen Citat verſteckt werden ſollte; aber unmöglich iſt doch nicht, daß Jemand durch Glück und Scharfſinn auf den richtigen Zuſammenhang kommen konnte, wie er ihn gefunden hat."

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Struvelius ehrlich und in gutem Glauben ſeine Ergänzungen ſelbſt gefunden," verſetzte der Profeſſor. „Aber ſeine Niederlage iſt doch ſo widerwärtig als möglich. Betrüger oder betrogen, die unſelige Abhandlung iſt nicht nur für ihn, auch für unſere Univerſität eine gräuliche Demüthigung."

„Und die Worte des Pergamentblattes ſelbſt," fuhr der Doctor fort, „ſind unzweifelhaft abgeſchrieben und unzweifelhaft eine Fälſchung. Und dir liegt die Pflicht ob, das Sachverhältniß aufzudecken."

„Meinem Mann?" frug Alſe aufſtehend.

„Dem, der die Fälſchung gefunden, und wenn Struvelius der nächſte Freund wäre, Felix müßte es thun."

„Sprich zuvor mit dem Andern," bat Alſe, „handle nicht ſo an ihm, wie er an dir; hat er geirrt, laß es ihn ſelbſt verbeſſern."

Der Profeſſor dachte nach und nickte dem Freunde zu: „Sie hat recht." Er eilte an den Tiſch und ſchrieb dem Profeſſor Struvelius ſeinen Wunſch, ihn heut noch in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Gabriel empfing den Brief, und das Herz war dem Profeſſor doch leichter geworden, denn er war jetzt bereit, ſich das Mittageſſen gefallen zu laſſen.

Ilſe erſuchte den Doctor, bei ihrem Gatten zu bleiben, und mühte ſich am Tiſch, die Herren ein wenig auf andere Gedanken zu bringen. Sie zog einen Brief der Rollmaus aus der Taſche, worin dieſe bat, ihr etwas Gelehrtes ganz nach Wahl des Herrn Profeſſors zum Leſen zu ſchicken. Und Ilſe ſprach den Wunſch aus, es möchte durch ſolche Sendung eine ſchöne Kiſte mit Rebhühnern und Eingeſchlachtetem gut gemacht werden, welche die Frau Oberamtmann der ſtädtiſchen Wiſſenſchaft gewidmet hatte. Das half doch etwas, die Mordgedanken der finſtern Männer in den Hintergrund zu drängen. Zuletzt brachte ſie eine große runde Wurſt herbei, welche die Rollmaus eigens dem Doctor beſtimmt hatte, und ſetzte ſie als Schaugericht auf den Tiſch. Wenn man die Wurſt anſah, wie ſie ſo vergnügt dalag, in runder Fülle, ohne innere Kämpfe, mit blauem Band umwunden, da war es unmöglich zu verkennen, daß auf dieſer Erde trotz falſchem Schein und leerer Anmaßung doch auch Gediegenes zu finden war. Und als die Männer das gute dicke Ding betrachteten, erweichte ſich ihr Herz zu einem leiſen Lächeln und einer mildern Auffaſſung menſchlicher Schwäche.

Aber da klingelte es und Struvelius erſchien. Der Profeſſor rückte ſich heftig zuſammen und ging mit ſtarken Schritten in ſein Zimmer, der Doctor entfernte ſich heimlich und verſprach, in kurzem wieder zu kommen.

Zuverläſſig empfand Struvelius beim erſten Blick

auf den Collegen, daß die letzte Unterredung ihre Schatten über diese neue Zusammenkunft zu werfen drohe, denn er sah betroffen aus und sein Haar stand chaotisch auf dem Haupte. Der Professor legte ihm die gedruckte Stelle des Kirchenvaters vor Augen und sagte dazu nur die Worte: „Diese Stelle ist Ihnen entgangen."

„In der That," rief Struvelius, und saß lange darüber gebeugt. „Ich kann mir diese Bestätigung gefallen lassen," sprach er endlich, von dem Folianten aufsehend.

Der Professor aber legte den Finger auf das Buch: „In den Text des Pergamentblattes, welchen Sie ergänzt haben, ist ein ungewöhnlicher Druckfehler dieser Ausgabe aufgenommen, ein Druckfehler, welcher am Ende des Buches verbessert wurde. Die Worte des Pergamentblattes sind also zum Theil nach dieser gedruckten Stelle zusammengesetzt und eine Fälschung."

Struvelius blieb stumm sitzen, aber er war sehr erschrocken und sah ängstlich in das zusammengezogene Gesicht des Collegen.

„Es wird jetzt zunächst Ihr Interesse sein, dem Publikum darüber die unvermeidliche Aufklärung zu geben."

„Eine Fälschung ist unmöglich," entgegnete Struvelius unbesonnen, „ich selbst habe das Pergamentblatt von dem alten Leim gereinigt, der den Text verdeckte."

„Und doch sagten Sie mir, daß das Blatt nicht in Ihrem Besitz sei. Sie werden begreifen, daß es mir

keine Freude machen kann, einem Amtsgenossen gegenüber zu treten, deshalb müssen Sie selbst unverzüglich das ganze Sachverhältniß öffentlich darlegen. Denn daß die Fälschung bekannt werden muß, ist selbstverständlich."

Struvelius dachte nach. „Ich räume ein, daß Sie in guter Meinung sprechen," begann er endlich, „aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Schrift des Pergamentes echt ist, und ich muß Ihnen überlassen, zu thun, was Sie für Pflicht halten. Wenn Sie Ihre Collegen öffentlich angreifen, so werde ich das zu ertragen suchen."

Nach diesen Worten entfernte sich Struvelius widerspenstig, aber in großer Unruhe, und die Angelegenheit wälzte sich auf der Bahn des Unheils weiter. Ilse sah mit Betrübniß, wie heftig ihr Gatte unter der Störrigkeit seines Collegen litt, die er als unreinliches Wesen verurtheilte. Jetzt schrieb der Professor in die wissenschaftliche Zeitung, für welche er arbeitete, eine kurze Darstellung des wirklichen Sachverhältnisses. Er führte die verhängnißvolle Stelle des Kirchenvaters an und sprach scheinend sein Bedauern aus, daß der scharfsinnige Herausgeber irgendwie durch einen Betrüger hintergangen sei.

Diese schlagende Beurtheilung machte an der Universität ein ungeheures Aufsehen. Wie ein gestörter Bienenschwarm, welcher hierhin und dorthin fliegt, summten die Collegen durch einander. Struvelius hatte

wenig warme Freunde, aber er hatte auch keine Gegner. Zwar die erſten Tage nach jenem literariſchen Urtheil galt er für einen aufzugebenden Mann, aber er ſelbſt hielt ſich gar nicht dafür, ſondern verfaßte eine Entgegnung. Darin betonte er nicht ohne Selbſtgefühl die ſchöne Beſtätigung, welche ſeine Ergänzungen durch die von ihm allerdings überſehene Stelle des Kirchenvaters erhalten, er behandelte das Zuſammentreffen des Druckfehlers mit dem Wortlaut ſeines Pergaments als einen wunderlichen, keineswegs aber unerhörten Zufall, und verſagte ſich zuletzt nicht, einige ſcharfe Seitenblicke auf andere Gelehrte zu werfen, welche gewiſſe Autoren für ihre Domäne hielten, und einen zufälligen kleinen Fund mißachteten, während doch kein unbefangenes Urtheil auf einen größern hoffen dürfe.

Dieſe taktloſe Anſpielung auf den geheimen Codex empörte den Profeſſor in tiefſter Seele, aber ſtolz verſchmähte er jeden weitern Kampf vor der Oeffentlichkeit. Die Entgegnung des Struvelius war allerdings übel gelungen, indeß hatte ſie doch die Wirkung, daß die Mitglieder der Univerſität, welche gegen Felix geſtimmt waren, den Muth gewannen, auf Seite des Gegners zu treten. Die Sache ſei immerhin zweifelhaft, und es ſei doch gegen die Bundespflicht des Amtes, ſeinen Collegen öffentlich ſo groben Verſehens zu bezüchtigen. Der Angreifer hätte das auch einem Andern überlaſſen können. Gegen dieſe Schwachen kämpfte der beſſere Theil der Amtsgenoſſen aus dem Lager unſeres

Professors. Einige der angesehensten, unter ihnen alle von Ilses Theetisch, beschlossen, daß die Angelegenheit nicht im Sande verlaufen dürfe. In der That stand für Struvelius der Streit ungünstig genug, denn ihm wurde ernstlich vorgestellt, daß seine Ehre ihn verpflichte, über das Pergament irgend eine Aufklärung zu geben. Er aber schwieg sich durch diese Verhaue hingeworfener Behauptungen durch, so wohl oder übel ihm möglich war.

Auch die Abende in Ilses Zimmer erhielten durch dies Ereigniß einen kriegerischen Charakter, immer wieder saßen die nächsten Freunde, der Doctor, der Mineralog, und nicht zuletzt Raschke, wie Kriegstribunen in Berathung gegen den Feind. Und Raschke gestand an einem Abend, daß er so eben bei dem verstockten Gegner gewesen war und ihn flehentlich gebeten hatte, wenigstens zu bewirken, daß irgend ein Dritter das unglückliche Pergament zur Ansicht erhalte. Und Struvelius war einigermaßen in Thauwärme gekommen und hatte bedauert, daß er Schweigen versprochen, weil ihm noch andere Seltenheiten in Aussicht gestellt seien. Da hatte ihn Raschke beschworen, auf solche unheimliche Schätze zu verzichten und sich die Freiheit der Rede zurück zu kaufen. Es war eine lebhafte Erörterung gewesen, denn Raschke fuhr sich mit der kleinen Theeserviette — sie hatte Franzen und war Ilses Freude — über Nase und Augen und steckte sie dann in seine Tasche. Und als Ilse ihm lachend seinen Raub zu

Gemüth führte, brachte er nicht nur die Serviette hervor, sondern mit ihr noch ein seidenes Taschentuch, von dem er behauptete, daß es ebenfalls Ilsen gehören müsse, obgleich es offenbar Eigenthum eines mit Schnupftabak umgehenden Herrn war. Deshalb wurde gegen ihn der Verdacht erhoben, daß er das Tuch aus dem Zimmer des Struvelius mitgebracht habe. „Nicht unmöglich," sagte er, „denn wir waren bewegt."

Und das fremde Taschentuch lag auf einem Stuhle und wurde von den Anwesenden mit kalten Blicken und feindlichen Empfindungen betrachtet.

1.

Der Professorenball.

In diese academische Verstörung fiel der große Professorenball, das einzige Fest des Jahres, welches sämmtlichen Familien der Universität Gelegenheit gab, in fröhlicher Geselligkeit zusammenzutreffen. Auch Studenten und andere Bekannte wurden geladen, der Ball war in der Stadt wohl angesehen und die Einladungen begehrt.

Ein academischer Tanz ist etwas ganz anderes, als ein gewöhnlicher Ball. Denn außer allen guten Eigenschaften eines distinguirten Balles erweist er noch drei Vorzüge deutscher Wissenschaft: Fleiß, Freiheit und Gleichgültigkeit; Fleiß im Tanzen, auch bei den Herren, Freiheit in anmuthigem Verkehr zwischen Jung und Alt und Gleichgültigkeit gegen Uniformen und lackirte Tanzstiefeln. Zwar die Jugend hat auch hier im Ganzen einen weltbürgerlichen Charakter, denn dieselben Tanzweisen, Roben, Sträuße und Verbeugungen, grüßende Augen und geröthete Bäckchen mag man bei tausend ähnlichen Festen von der Newa bis nach Californien erblicken. Nur wer genauer zusah, erkannte wohl an einem Mädchenkopf die geistvollen Augen und beredten Lippen, welche von dem

gelehrten Vater auf sie übergegangen waren, und vielleicht in Locken und Bändern eine kleine akademische Eigenheit. Und der alte Satz, welchen Tiefsinn vergangener Studenten gefunden: Professorentöchter sind entweder hübsch oder häßlich, empfahl sich auch hier dem betrachtenden Menschenfreund, die landesübliche Mischung beider Eigenschaften war selten. Und unter den Tänzern waren neben dem gewöhnlichen Ballgut, einigen Offizieren und der Blüthe städtischer Jugend, hie und da junge Gelehrtengesichter zu sehen, hager und bleich, umflossen von schlichtem Haar, welches mehr geeignet war, sinnig auf die Bücher hinabzuhängen, als im Tanze durch den Saal zu schweifen. Was aber diesem Fest seinen Werth gab, war gar nicht die Jugend, sondern Herren und Frauen in gesetzten Jahren. Unter den älteren Herren mit grauem Haar und fröhlichem Antlitz, welche in Gruppen zusammenstanden, oder behaglich zwischen den Damen umhertrieben, viele bedeutende Köpfe, fein ausgearbeitete Züge, ein frisches, lebendiges, unterhaltsames Wesen. Und unter den Frauen nicht wenige, die sonst das ganze Jahr geräuschlos zwischen dem Arbeitszimmer des Gatten und der Kinderstube einherschwebten, und die sich jetzt im ungewohnten Staatskleid dem Kerzenglanz ausgesetzt sahen, ebenso schüchtern und verschämt, wie sie vor langer Zeit als Mädchen gewesen waren.

Diesmal aber war beim Beginn des Festes in einzelnen Gruppen doch eine gewisse Spannung unver-

kennbar. Der Theetisch Werners hatte angenommen, daß Struvelius nicht kommen werde. Aber er war da. Er stand still in sich gezogen mit seinem gewöhnlichen zerstreuten Blick unweit des Eingangs, und Ilse und ihr Gatte mußten an ihm vorüber. Als Ilse am Arm des Professors durch den Saal schritt, sah sie, daß die Augen Vieler sich neugierig auf sie richteten, und hohe Röthe stieg ihr in die Wangen. Der Professor führte sie der Frau des Collegen Günther zu, welche mit Ilse verabredet hatte, daß sie am Abende zusammenhalten wollten, und Ilse war froh, als sie auf einem der erhöhten Sitze neben der muntern Frau Platz gefunden hatte, und sie wagte im Anfange nur schüchtern um sich zu blicken. Aber der Schmuck des Saales, die vielen stattlichen Menschen, welche suchend, plaudernd, grüßend den großen Raum füllten, dazwischen die ersten Klänge der Ouvertüre gaben ihr bald eine gehobene Stimmung. Sie getraute sich weiter umzuschauen und nach ihren Bekannten zu spähen, vor Allem nach dem lieben Manne. Und sie sah ihn unweit der einen Saalthür stehen inmitten seiner Freunde und Genossen, ragend an Haupt und Gliedern. Und sie sah unweit der andern Thür den Gegner Struvelius stehen mit kleinem Gefolge, fast nur von Studenten umgeben; so standen die Männer zwiefach getheilt, den Groll in ihrem Busen ehrbar bändigend. Aber zu Ilse kamen die Bekannten des Gatten, der Doctor kam und lachte sie aus, weil sie vorher große Sorge gehabt, wie man in dem Gewirr frem-

der Menſchen einander finden werde, auch der Mineralog kam und erklärte ſeine Abſicht, ſie um einen Tanz zu erſuchen. Doch Alſe machte ihm dagegen ernſthafte Vorſtellungen: „Bitte, thun Sie das nicht, ich bin in den neuen ſtädtiſchen Tänzen nicht ſicher, und Sie möchten mit mir nicht gut beſtehen. Und da wollen wir einen Grundſatz daraus machen und ich werde gar nicht tanzen. Aber das iſt auch nicht nöthig, denn mir iſt ſehr feſtlich zu Muth, und ich freue mich von Herzen über all die ſchmucken Leute.“ Bald traten Fremde heran, ließen ſich ihr vorſtellen, und ſie erlangte ſchnell größere Gewandtheit Tänze abzuſchlagen. Darauf führte auch der Hiſtoriker ſeine Tochter zu ihr, und der würdige Herr ſprach längere Zeit mit Alſe und ſetzte ſich endlich ſogar neben ſie, und Alſe fühlte freudig, daß darin eine Auszeichnung lag. Endlich wagte ſie ſich ſelbſt einige Schritte von ihrem Platz, um Frau Profeſſor Raſchke zu ſich zu holen. Und es dauerte nicht lange, ſo bildete ſie mit den Bekannten eine hübſche kleine Geſellſchaft, die niedliche Frau Günther machte allerliebſte Scherze und erklärte ihr fremde Damen und Herren. Auch die Frau Rectorin kam herbei und ſagte, ſie müſſe ſich zu ihnen ſetzen, weil ſie merke, daß es bei ihnen ſo luſtig hergehe, und die Magnificenz warf ihre Augen wie Leuchtkugeln hin und her und zog einen Herrn nach dem andern zu der Gruppe; und wer der Magnificenz Hochachtung bewies, der begrüßte auch die neue Frau Collegin. Es wurde in ihrer Nähe ein

Kommen und Gehen wie auf einem Jahrmarkt, und Ilſe und die Magnificenz ſaßen da wie zwei Nachbarſterne, von denen einer den Glanz des andern vermehrt. Alles war gut und ſchön, Ilſe war ſeelenvergnügt und es fand an ihrer Nähe nur etwas mehr freundſchaftliches Händeſchütteln ſtatt, als ſich im Ganzen mit der Feierlichkeit eines Balles verträgt. Und als Felix auch einmal herzutrat und ſie fragend anſah, da drückte ſie ihm leiſe die Fingerſpitze und lachte ihn ſo glücklich an, daß er keiner weitern Antwort bedurfte.

Da, in einer Pauſe, als Ilſe die Wände des Saales entlang ſah, erblickte ſie auf der entgegengeſetzten Seite Frau Profeſſor Struvelius. Sie ſaß in auffallend dunklem Kleide, ihre eine ſapphiſche Locke hing ernſt und ſchwermüthig von dem feinen Haupt. Die Gattin des Feindes ſah bleich aus und blickte ſtill vor ſich nieder. In der Haltung der Frau war etwas, was Ilſen das Herz bewegte, und ihr war, als müßte ſie hinüber gehen. Sie überlegte, ob ihrem Felix das recht ſein werde, und fürchtete ſich auch vor einer kalten Abweiſung. Endlich aber faßte ſie ein Herz und ſchritt quer durch den Saal auf die gelehrte Frau zu.

Sie wußte nicht, was ſie that. Sie ſelbſt war viel mehr aufgefallen, ſie wurde viel ſchärfer beobachtet, und die Anweſenden beſchäftigte der Zwiſt zweier Häuptlinge viel angelegentlicher, als ſie ahnte. Wie ſie jetzt mit feſtem Schritt auf die Andere zuging, und ſchon einige Schritt vor ihr die Hand nach ihr ausſtreckte, da ent-

ſtand eine bemerkbare Stille im Saale, und viele Augen richteten ſich auf die beiden Frauen. Die Struvelius erhob ſich gradlinig, ſtieg eine Stufe von ihrem Sitz hinab und ſah ſo gefroren aus, daß Ilſe erſchrak, und kaum eine alltägliche Frage nach ihrem Befinden über die Lippen brachte.

„Ich danke Ihnen," antwortete die Struvelius, „ich bin keine Freundin lauter Geſelligkeit, wohl nur deshalb, weil mir alle Eigenſchaften dafür fehlen. Denn zuletzt iſt dem Menſchen nur da wohl, wo er Gelegenheit hat, irgend eine Anlage thätig darzuſtellen."

„Mit meiner Anlage ſieht es vollends ſchlecht aus," ſagte Ilſe ſchüchtern, „aber mir iſt hier alles neu, und deshalb unterhalte ich mich ſehr durch das Zuſehen, und ich möchte meine Augen überall haben."

„Das iſt bei Ihnen eine ganz andere Sache," verſetzte die Struvelius mit kalter Abfertigung.

Zum Glück wurde die dürftige Unterhaltung im Beginn unterbrochen. Denn die Conſiſtorialräthin ſchoß neugierig wie eine Elſter zu der Gruppe, um menſchenfreundlich zu vermitteln, oder in der auffallenden Scene mitzuwirken. Sie pickte in das Geſpräch hinein, und gleichgültige Reden wurden kurze Zeit fortgeſetzt. Ilſe kehrte erkältet auf ihren Platz zurück, mit ſich ſelbſt ein wenig unzufrieden. Sie hatte keine Urſache dazu. Die kleine Günther ſagte ihr leiſe: „Das war recht, und ich bin Ihnen jetzt noch einmal ſo gut;" und Profeſſor Raſchke kam zu ihr herangeſchoſſen, er erwähnte nichts,

aber nannte ſie einmal über das andere ſeine liebe Frau Collega. Er frug beſorgt, ob er ihr nicht etwas Gutes, wie Thee oder Limonade, zutragen dürfe, er nahm den feingeſchnitzten Fächer, den ihr Laura aufgenöthigt hatte, bewundernd aus ihrer Hand und ſteckte ihn aus Vorſicht in die Bruſttaſche ſeines Fracks. Und dabei kam er auf eine luſtige Geſchichte, wie er als Student ſich in ſeiner kleinen Stube ſelbſt tanzen gelehrt hatte, um ſeiner gegenwärtigen Frau zu gefallen, und im Feuer ſeiner Erzählung begann er vor Ilſe die Methode darzuſtellen, durch welche er ſich in der Stille die erſten Pas beigebracht. Er bewegte ſich grade im Schwunge und der Schwanenflaum des Fächers ragte wie eine große Feder aus ſeinem Flügel hervor, als ein neuer Tanz begann und der Profeſſor durch die wirbelnden Paare mit Lauras Fächer weggefegt wurde. — Es waren nur wenige Schritte, die Ilſe durch den Saal gethan hatte, aber die kleine Aeußerung eines ſelbſtſtändigen Willens hatte ihr die gute Meinung der Univerſität gewonnen. Denn mancher Bemerkung, welche wohl über ihr ländliches Weſen gemacht wurde, klang jetzt bei Männern und Frauen die Anerkennung entgegen: ſie hat Gemüth und Charakter.

Nach altem Brauch wurde der Ball in ſeiner Mitte durch ein gemeinſchaftliches Abendeſſen unterbrochen. Würdige Profeſſoren waren ſchon einige Zeit vorher im Nebenzimmer ſpähend um gedeckte Tiſche gewandelt, hatten vorſorglich Zettel gelegt und mit wohlgekräuſelten

Kellnern eine Weinlieferung verabredet. Endlich lagerte ſich die Geſellſchaft, nach Familien geordnet, um die Tafeln. Als Ilſe am Arm des Gatten nach ihrem Platze ſchritt, frug ſie leiſe: „War's recht, daß ich hinüber ging?“ Und er erwiderte ernſthaft: „Es war nicht unrecht.“ Damit mußte ſie ſich vorläufig begnügen.

Während der Tafel brachte Magnificus den erſten Toaſt auf die academiſche Geſelligkeit aus, und die Herren vom Theetiſch fanden, daß ſeine leiſe Anſpielung auf ein freundliches Zuſammenhalten der Collegen in unzarter Weiſe an die brennende Frage des Tages rühre. Aber dieſe Wirkung ging ſogleich in andern Trinkſprüchen unter und Ilſe merkte, daß die Tiſchreden hier anders betrieben wurden, als in der Familie Rollmaus, denn ein College nach dem andern ſchlug an das Glas. Und wie zierlich und geiſtreich wußten ſie leben zu laſſen, ſie hielten ihre Frackſchöße und blickten kaltblütig in die Runde, und gedachten in herrlichen Worten der Gäſte, der Frauen und der übrigen Menſchheit. Und als die Pfropfen des Champagners knallten, wurde die Beredtſamkeit übermächtig, und es ſchlugen ſogar zwei Profeſſoren zu gleicher Zeit an die Gläſer. Da erhob ſich noch einmal der Profeſſor der Geſchichte, und alles wurde ſtill. Und er begrüßte die neuen Mitglieder der Univerſität, die Frauen und Männer, und Ilſe merkte, daß dieſer Gruß auch auf ſie ſelbſt gehe, und ſah auf den Teller herab. Aber ſie erſchrak, als er immer perſönlicher wurde und zuletzt gar ihren Namen laut in

den Saal rief, und den der Mineralogin, welche auf der andern Seite ihres Felix saß. Die Gläser klangen, ein Tusch wurde geblasen, viele Collegen und einige Frauen erhoben sich und zogen mit ihren Gläsern heran, es entstand hinter den Stühlen eine kleine Völkerwanderung, und Ilse und die Mineralogin mußten ohne Aufhören anstoßen, danken und sich verneigen. Als Ilse erröthend aufstand, um mit den Grüßenden anzustoßen, streifte ihr Blick unwillkührlich die nächste Tafel, wo wieder die Struvelius gegenüber saß, und sie sah, wie diese nach dem Glase zuckte, aber schnell zurückfuhr und finster vor sich hinstarrte.

Die Gesellschaft erhob sich, und jetzt erst begann die rechte Festfreude. Denn auch die Professoren wurden regsam und gedachten ihrer alten Tüchtigkeit. Und der Saal erhielt ein verändertes Aussehen, denn jetzt drehten sich auch ehrwürdige Herren mit ihren eigenen Frauen im Kreise. Ach, es war für Ilse ein herziger und rührender Anblick! Mancher alte Frack und bequeme Wegstiefel bewegte sich im Takte. Und die Herren tanzten entschlossen mit allerlei Schleifung des Fußes und kühner Bewegung der Kniee in dem Stil ihrer Jugendzeit und mit dem Gefühl, daß sie ihre Kunst auch noch verstanden. Einige der Frauen hingen schüchtern in den Armen der Tänzer, manche auch etwas schwerfällig. Und andern sah man an, wie gut sie das Regiment im Hause führten, denn wenn die Wissenschaft des Gemahls nicht ganz ausreichte, wußten sie ihn

durch ein kräftiges Herumſchwingen im Kreiſe fortzutreiben. Und Magnificus tanzte mit ſeiner runden Frau, ſehr zierlich, und Raſchke tanzte mit ſeiner Frau und ſah beim Anlauf, der einige Zeit in Anſpruch nahm, triumphirend nach Alſe hinüber. Bei dieſem Ball geſchah, was lange nicht vorgekommen war, die Profeſſoren wagten auch eine Senieren Française. Als aber Raſchke dazu antrat, entſtand ein beſorgtes Kopfſchütteln ſeiner Vertrauten. Nicht ohne Grund, denn er brachte eine heilloſe Verwirrung in die Touren. Er wollte ſeine Frau durchaus nicht mit einer andern Dame vertauſchen, welche ihm gegenüberſtand; dann ergab ſich, daß er keine feſte Anſicht über ſeinen eigentlichen Platz gewinnen konnte, und erſt am Ende, als ein großer Stern gebildet wurde, bei welchem die Herren an der Außenſeite als Strahlen herumkreiſten, da fand er ſich an der Hand irgend einer Dame wieder zurecht und ſchwenkte lachend ſeine Beinchen gegen die Außenwelt.

Luſtiger wurde das Getümmel, alle Nachbarinnen Alſens waren durch den Taumel ergriffen und tanzten Walzer; Alſe ſtand unweit einer Säule und ſah in das bunte Treiben herab. Da ſtrich etwas hinter ihr herum, ein ſeidenes Kleid rauſchte, die Struvelius trat neben ſie.

Betroffen ſah Alſe in die großen grauen Augen der Gegnerin, welche langſam begann: „Ich halte Sie für edel und gemeiner Empfindung ganz unfähig.“

Alſe verneigte ſich ein wenig, um ihren Dank für die unerwartete Erklärung auszudrücken.

„Ich gehe umher," fuhr die Struvelius in ihrer gemeſſenen Weiſe fort, „wie mit einem Fluche beladen. Was ich in dieſen Wochen gelitten habe, iſt unausſprechlich, heute in der lauten Freude komme ich mir vor wie eine Ausgeſtoßene." Das Tuch in ihrer Hand zitterte, aber ſie ſprach eintönig fort: „Mein Mann iſt unſchuldig, und in der Hauptſache von ſeinem Recht überzeugt. Mir als ſeiner Frau geziemt, ſeine Auffaſſung und ſein Schickſal zu theilen. Aber ich ſehe auch ihn durch eine unſelige Verwickelung innerlich verſtört, und ich fühle mit Entſetzen, daß ihm die gute Meinung ſeiner nächſten Bekannten verloren ſein mag, wenn es nicht gelingt, die Zweifel zu löſen, welche ſich um ſein Haupt ſammeln. — Helfen Sie mir," rief ſie in plötzlichem Ausbruch die Hände ringend, und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Vermag ich das?" frug Ilſe.

„Es iſt ein Geheimniß bei der Sache," fuhr die Struvelius fort, „mein Mann hat die Unvorſichtigkeit gehabt, unbedingtes Schweigen zu verſprechen, und ſein Wort iſt ihm heilig, und er ſelbſt iſt wie ein Kind in Geſchäften und weiß ſich in dieſer Sache keinen Rath. Ohne ſein Wiſſen und Zuthun muß verſucht werden, was ihn rechtfertigt. Und ich bitte Sie, mir dabei Ihren Beiſtand nicht zu verſagen."

„Ich kann nichts thun, was mein Mann mißbilligen würde, und ich habe bis jetzt niemals ein Geheimniß vor ihm gehabt," verſetzte Ilſe ernſt.

„Ich will nichts, was nicht vor dem strengsten Urtheil bestehen könnte," fuhr die Andere fort. „Ihr Gemahl soll zuerst wissen, was ich etwa ermitteln kann, grade deshalb wende ich mich an Sie. Ach, nicht deshalb allein, ich weiß Niemanden, dem ich vertrauen könnte. — Ihnen sage ich, was ich nicht von Struvelius erfahren habe, er hat das unglückliche Pergamentblatt von Magister Knips erhalten und an diesen wieder zurückgegeben."

„Das ist der kleine Magister auf unserer Straße?" frug Ilse neugierig.

„Derselbe. Ich muß den Magister veranlassen, daß er das Blatt wieder herbeischafft, oder mir sagt, wo es zu finden ist. Nicht hier ist der Ort dies zu besprechen," rief sie, als die Tanzmusik verstummte. „Bei der Stellung unserer Männer darf ich Sie nicht besuchen, es würde mir zu schmerzlich sein, die veränderte Haltung Ihres Gemahls in einer Begegnung zu empfinden; aber ich wünsche Ihren Rath und bitte Sie, eine Zusammenkunft am dritten Ort möglich zu machen."

„Wenn Magister Knips im Spiel ist," erwiderte Ilse zögernd, „so schlage ich Ihnen vor, sich zu Fräulein Laura Hummel, meiner Hausgenossin, zu bemühen, wir sind in ihrem Zimmer ungestört, und sie weiß mehr von dem Magister und seiner Familie als wir beide. Aber, Frau Professorin, wir armen Frauen werden bei einem fremden Manne schwerlich etwas durchsetzen."

„Ich bin entschlossen, Alles zu wagen, um meinen

Gatten von dem unwürdigen Verdacht zu befreien, der sich gegen ihn zu erheben droht. Beweisen Sie sich so, wie Sie mir erscheinen, und ich will Ihnen auf Knieen danken.“ Sie rückte wieder heftig mit der Hand und sah dabei sehr gleichgültig aus.

„Wir treffen uns morgen,“ versetzte Ilse, „darin wenigstens darf ich Ihrem Vertrauen entsprechen.“ Und sie beredeten die Stunde.

So trennten sich die Frauen. Noch einmal sah die Struvelius hinter der Säule hervor aus ihren großen Augen flehend nach Ilse, dann umschloß beide der Schwarm aufbrechender Ballgäste.

Nach der Heimfahrt hörte Ilse im Traum noch lange die Tanzmusik und sah fremde Männer und Frauen an ihr Lager kommen, und sie lachte und wunderte sich über die närrischen Leute, die sich gerade eine Zeit aussuchten, wo sie im Bette lag ohne ihr schönes Kleid und den Fächer. Aber in diese frohe Betrachtung fuhr die heimliche Sorge, daß sie ihrem Felix von all diesen Besuchen nichts sagen dürfe. Und da sie leise über solchen Zwang seufzte, schwebte der Traum zurück nach der elfenbeinenen Pforte, aus welcher er herangezogen war, und ein fester Schlummer löste ihr die Glieder.

Am nächsten Morgen ging Ilse zu Laura hinauf und vertraute ihr die Ereignisse des Abends, zuletzt die Bitte der Struvelius. Die geheime Zusammenkunft mit der Frau Professorin war ganz nach Lauras Sinn.

Sie hatte in den letzten Wochen am Theetisch mehr als einmal von dem geheimnißvollen Pergament gehört, sie fand den Entschluß der Struvelius hochherzig und sprach von allem, was Magister Knips anzetteln könne, mit Verachtung.

Mit dem Stundenschlag traf Frau Struvelius ein. Sie sah heut recht gedrückt und leidend aus und man erkannte auch hinter ihren unbeweglichen Zügen die ängstliche Spannung.

Ilse kürzte die unvermeidliche Einleitung von Grüßen und Entschuldigungen ab, indem sie begann: „Ich habe Fräulein Laura von Ihrem Wunsche gesagt, das Pergamentblatt zu erhalten, sie ist bereit Herrn Magister Knips sogleich herüber zu rufen."

„Das ist unendlich mehr, als ich zu hoffen wagte," sagte die Struvelius, „ich war bereit mit Ihrer gütigen Hülfe ihn selbst aufzusuchen."

„Er soll herkommen," entschied Laura, „und er soll sich hier verantworten. Er ist mir immer unausstehlich gewesen, obgleich er mir manchmal für Geld hübsche kleine Bilder gemalt hat. Denn seine Demuth ist so, wie sie keinem Manne geziemt, und ich halte ihn im Grund seines Herzens für einen Schleicher."

Die Köchin Susanne wurde gerufen und von Laura in Gegenwart der Frauen als Herold in die Burg der Knipse gesandt. „Und du sagst unter keinen Umständen, daß Jemand bei mir ist, und wenn er kommt, führst du ihn sogleich herauf." Susanne kehrte mit schlauem Gesicht zurück und überbrachte den Gegengruß: „Der

Magiſter läßt ſagen, er wird ſich ſogleich die hohe Ehre geben. Er erſtaunte ſich, aber es war ihm recht."

„Er ſoll ſich wundern," rief Laura. Die verbündeten Damen ließen ſich um den Sophatiſch nieder und empfanden den Ernſt der Stunde, welche ihnen bevorſtand. „Wenn ich mit ihm ſpreche," begann Frau Struvelius feierlich, „haben Sie die Güte, genau auf ſeine Antworten zu achten, damit Sie dieſelben im Nothfalle wiederholen können, ſeien Sie mir Beiſtand und Zeugen."

„Ich kann ſchnell ſchreiben," rief Laura, „ich will aufzeichnen, was er antwortet, nachher kann er's nicht ableugnen."

„Das wird zu ſehr wie ein Verhör," warf Alſe ein, „es macht ihn nur mißtrauiſch."

Draußen ſcholl das wüthende Gekläff eines Hundes. „Er kommt," rief die Struvelius und rückte ſich entſchloſſen zurecht. Ein polternder Schritt ließ ſich von der Treppe hören, Suſanne öffnete und Magiſter Knips trat ein.

Gefährlich ſah der nicht aus, ein kleiner gekrümmter Mann, von dem man zweifeln konnte, ob er jung oder alt war, ein blaſſes Geſicht mit hervorſtehenden Backenknochen, auf denen zwei rothe Flecke lagen, zuſammengedrückte Augen, wie Kurzſichtige zu haben pflegen, von vieler Nachtarbeit bei trüber Lampe geröthet, ſo ſtand er, den Kopf auf eine Seite geneigt, in fadenſcheinigem Rock, ein demüthiger Diener, vielleicht ein Opfer der Wiſſenſchaft. Als er drei Damen ſitzen ſah,

wo er seinem Herzen nur für eine Fassung gegeben hatte, alle streng und feierlich, darunter die Frauen gewaltiger Männer, blieb er bestürzt an der Thür stehen. Doch faßte er sich und machte drei tiefe Verbeugungen, wahrscheinlich jeder Dame eine, enthielt sich aber alles Gebrauchs der Worte. „Setzen Sie sich, Herr Magister," begann Laura herablassend, und wies auf einen leeren Stuhl gegenüber dem Sopha. Der Magister trat zögernd heran, rückte den Stuhl weiter aus dem Bereich der drei Schicksalsgöttinnen, und schob sich mit einer neuen Verbeugung auf eine Ecke des Rohrgeflechts.

„Es wird Ihnen bekannt sein, Herr Magister," begann Frau Struvelius, „daß die letzte Schrift meines Mannes Erörterungen veranlaßt hat, welche allen Betheiligten, und wie ich voraussetze, auch Ihnen peinlich gewesen sind."

Knips machte ein sehr klägliches Gesicht und legte den Kopf ganz auf eine Schulter.

„Ich berufe mich jetzt auf das Interesse, welches auch Sie für die Studien meines Mannes haben, und ich berufe mich auf Ihr Herz, wenn ich Sie ersuche, mir offen und gradsinnig die Auskunft zu geben, welche uns Allen wünschenswerth sein muß." Sie hielt an, Knips sah mit gebeugtem Haupt von der Seite zu ihr hinüber und schwieg ebenfalls. „Ich bitte Sie um eine Antwort," rief die Struvelius nachdrücklich.

„Ach sehr gern, hochverehrte Frau Professorin," be-

gann endlich Knips mit ſeiner Stimme, „ich weiß nur nicht, worauf ich antworten ſoll.“

„Aus Ihren Händen hat mein Mann das Pergament bekommen, welches die Veranlaſſung zu ſeiner letzten Abhandlung geweſen iſt.“

„Hat der Herr Profeſſor der hochverehrten Frau Profeſſorin das geſagt?“ frug Knips noch kläglicher.

„Nein,“ antwortete die Struvelius, „aber ich habe durch die Thür gehört, daß Sie kamen, und ich habe gehört, daß er verſprach über etwas zu ſchweigen, und da ich ſpäter bei ihm eintrat, ſah ich das Pergament auf ſeinem Tiſch liegen, und als ich darnach frug, ſagte er mir auch: das iſt ein Geheimniß.“

Der Magiſter ſah unſicher in der Luft umher und ſenkte den Blick endlich auf ſeine Knieſpitzen, welche in ungewöhnlicher Glätte und Abgeſtoßenheit glänzten.

„Wenn der Herr Profeſſor ſelbſt meinten, daß die Sache Geheimniß ſei, ſo ſteht doch mir nicht zu, darüber zu ſprechen, ſelbſt wenn ich in der That etwas wüßte.“

„Sie verweigern alſo, uns Auskunft zu geben?“

„Ach! hochverehrte und wohlgeneigte Frau Profeſſorin, ich würde Niemandem lieber eine Mittheilung machen als den gütigen Damen, welche ich hier zu ſehen die Ehre habe, aber ich bin viel zu ſchwach Ihnen hierin zu dienen.“

„Und haben Sie überlegt, was Ihre Weigerung für verwirrende Folgen haben muß für meinen Gatten, für die ganze Univerſität, und was Ihnen mehr als

dies alles gelten muß, wenn Sie im Dienſt der Wahrheit ſtehen, für die Wiſſenſchaft?“

Knips gab zu, im Dienſt der Wahrheit zu ſtehen.

Laura merkte, daß das Verhör ſich in Seitenpfade ſchlängelte, auf denen das Pergament nicht zu finden war, ſie ſprang auf und rief: „Gehen Sie einmal hinaus, Magiſter Knips, ich habe mit Frau Profeſſorin etwas zu beſprechen.“ Knips erhob ſich ſehr bereitwillig und machte eine Verbeugung. „Sie dürfen aber nicht fort, treten Sie in das Zimmer nebenan. Kommen Sie, ich werde Sie ſogleich wieder einlaſſen.“ Knips folgte mit geſenktem Haupt und Laura kam auf den Fußſpitzen zurück und ſagte leiſe: „Ich habe ihn eingeſchloſſen, damit er nicht entläuft.“ Die Frauen neigten die Köpfe zu geheimer Berathung.

„Sie behandeln ihn zartfühlend, Frau Profeſſorin,“ flüſterte Laura, „bieten Sie ihm Geld, das wird ihn locken. Es iſt hart, daß ich ſo etwas ſagen muß, aber ich kenne die Familie Knips, ſie iſt egoiſtiſch.“

„Auch ich habe für den äußerſten Fall daran gedacht,“ verſetzte die Struvelius, „ich wollte ihn nur nicht durch ein kaltes Angebot verletzen, wenn eine männliche Empfindung in ihm lebt.“

„Ei was,“ rief Laura, „es iſt gar kein Mann, es iſt nur ein Haſenfuß. Und wenn er Ihnen widerſteht, ſo bieten Sie mehr. Bitte, hier iſt meine Sparcaſſe.“ Sie lief zum geheimen Schreibtiſch und holte die Perlentaſche hervor.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar," raunte die Struvelius und zog auch ihre Börse aus dem Gewande. „Wenn es nur reichen wird," sagte sie ängstlich an den Schnüren ziehend, „sehen wir schnell, was wir haben."

„Behüte," rief Laura erschrocken, „sie ist ja voll Gold."

„Ich habe zu Geld gemacht, was ich grade konnte," erwiederte hastig die Struvelius. „Das ist ja jetzt alles unwesentlich."

Ilse nahm beiden Frauen die Börsen aus der Hand und sagte fest: „Das ist viel zu viel. Solche Summe dürfen wir ihm nicht anbieten, wir wissen nicht, ob wir nicht den armen Mann in Versuchung führen ein Unrecht zu thun. Ueberhaupt wenn wir Geld bieten, lassen wir uns auf einen Handel ein, den wir gar nicht verstehen." Das bestritten die Andern, und im Flüsterton wurde eifrig darüber verhandelt.

Endlich entschied Laura: „Zwei Goldstücke soll er haben, und damit abgemacht." Sie eilte hinaus, den Gefangenen wieder einzuführen.

Als der Magister eintrat, sah die Struvelius so bittend auf Ilse, daß diese sich überwand, die Verhandlung einzuleiten. „Herr Magister, wir Frauen haben uns in den Kopf gesetzt das Schriftstück zu erhalten, welches die Herren Gelehrten so sehr beschäftigt, und da Sie Bescheid wissen, bitten wir Sie, uns dabei zu helfen." Magister Knips bewegte seine Lippen zu einem unterwürfigen Lächeln.

„Wir wollen es kaufen," fiel die Struvelius ein, „und wir bitten Sie, den Ankauf zu beſorgen. Sie ſollen das Geld haben, welches Sie dafür brauchen." Sie fuhr in ihre Börſe, vergaß in innerer Angſt die Verabredung und zählte einen Louisdor nach dem andern auf den Tiſch, daß Laura erſchrocken zu ihr ſprang und ſie von hinten heftig an dem Tuch zupfte. Knips trug ſein bedrängtes Haupt wieder auf der Schulter, und wie ein Hündchen auf die Hand des Brodſchneidenden ſtarrt, blickte er auf die kleinen Finger der Frau Profeſſorin, aus denen ein Goldſtück nach dem andern fiel. „Dies und noch mehr gehört Ihnen," rief die Struvelius, „wenn Sie mir das Pergament ſchaffen." Der Magiſter fuhr in die Taſche nach ſeinem Tuch und trocknete ſich die Stirne. „Wohl wird Denenſelben bekannt ſein," ſagte er klagend, „daß ich viele Correcturen leſen muß, und manches Mal in die liebe Nacht arbeiten, bevor ich nur den zehnten Theil von dem verdiene, was hier liegt. Es iſt eine große Verlockung für mich, aber ich glaube nicht, daß ich das Pergamentblatt ſchaffen kann. Und wenn es mir gelingen ſollte, ſo fürchte ich, es könnte nur unter der Bedingung ſein, daß den Streifen keiner der Herren Profeſſoren in die Hand bekommt, ſondern daß derſelbe hier in Gegenwart der hochverehrten Frauen und Fräulein vernichtet wird."

„Gehen Sie noch einmal hinaus, Magiſter Knips," rief Laura aufſpringend, „und laſſen Sie Ihren Hut hier liegen, damit Sie uns nicht entwiſchen."

Der Magiſter verſchwand zum zweiten Male. Wieder fuhren die Frauenköpfe zuſammen.

„Er hat das Blatt, und er kann es ſchaffen, jetzt wiſſen wir's," rief Laura.

„Auf ſein Anerbieten können Sie nicht eingehen," ſagte Ilſe, „denn es liegt Ihnen doch nichts daran das Blatt zu behalten, es ſoll nur noch einmal von unſern Männern unterſucht werden, dann kann es ja der Herr Magiſter wieder zurücknehmen."

„Bitte, ſchaffen Sie alles Gold fort bis auf dies hier," rief Laura, „und erlauben Sie mir, jetzt aus einem andern Ton mit ihm zu ſprechen, denn meine Geduld iſt am Ende." Sie öffnete die Thür: „Kommen Sie herein, Magiſter Knips, und hören Sie mich mit Ueberlegung an. Sie haben ſich geweigert, das Geld iſt verſchwunden bis auf zwei Stücke, die liegen noch für Sie da. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle ſchaffen, was Frau Profeſſorin von Ihnen erbeten hat. Denn wir haben Ihnen deutlich angeſehen, Sie beſitzen das Blatt, und wenn Sie ſich noch weigern, ſo kommt uns der Verdacht, daß Sie dabei etwas Unehrliches verübt haben." Knips ſah ſie erſchrocken an und winkte flehend mit der Hand. „Und ich gehe ſogleich zu Ihrer Mutter und ſage ihr, daß es ein Ende hat zwiſchen ihr und unſerm Hauſe. Und ich gehe herüber zu Herrn Hahn und erzähle ihm von Ihrem Verhalten, und daß er Ihnen Ihren Bruder auf den Hals ſchickt. Ihr Bruder iſt in einem Ge-

ſchäft und weiß, was Redlichkeit heißt. Und wenn er es nicht einſieht, ſo wird Herr Hahn daran denken, und auch Ihrem Bruder wird es nicht zum Heile gereichen. Und zuletzt will ich Ihnen noch etwas ſagen. Ich laſſe auf der Stelle Herrn Fritz Hahn herüberbitten, und wir theilen ihm Alles mit, und dann ſoll er mit Ihnen verhandeln. Und daß Fritz Hahn mit Ihnen fertig wird, wiſſen Sie. Und ich auch, denn ich habe als kleines Mädchen dabei geſtanden. Und ich kenne Sie, Herr Magiſter. Wir auf unſerer Straße ſind nicht von der Art, daß wir uns hinter's Licht führen laſſen. Und wir halten auf Ordnung in der Nachbarſchaft. Und deshalb ſchaffen Sie das Blatt, oder Sie ſollen Laura Hummel kennen lernen." Das rief Laura mit blitzenden Augen, und ſie ballte die kleine Hand gegen den Magiſter. Und Ilſe ſah mit Erſtaunen, wie in der Rede der Eifrigen auf einmal der Doctor als Ajax gegen den Magiſter heranſtürmte.

Wenn ein Vortrag nach ſeinen Wirkungen beurtheilt werden darf, ſo war Lauras Anrede muſterhaft, denn ſie bewirkte in dem Magiſter völlige Zerſtörung. Er war unter den Menſchen und Gewohnheiten der kleinen Straße aufgewachſen, und würdigte ſehr wohl die Folgen, welche Lauras Feindſchaft für das geringe Behagen ſeines eigenen Lebens haben konnte. Er kämpfte deshalb eine Weile um die Worte, endlich begann er leiſe: „Da es ſoweit gekommen iſt, daß Fräulein Laura ſogar gegen mich ſelbſt etwas muthmaßt, ſo

bin ich allerdings genöthigt den hochverehrten Frauen zu sagen, wie die Sache zusammenhängt. Ich kenne einen kleinen reisenden Händler, der allerlei Antiquitäten mit sich führt, Holzschnitte, Miniaturen, auch Bruchstücke alter Handschriften, und was sonst in dieser Art vorkommt, ich habe ihm manchmal Kunden zugewiesen, und wohl auch über den Werth seltener Sachen Auskunft gegeben. Dieser Mann zeigte mir bei seinem Hiersein einen Haufen alter Pergamentblätter, über welche er bereits, wie er sagte, mit einem Auswärtigen im Handel war. Und weil man jetzt auf die doppelt beschriebenen Blätter sehr aufmerkt, war ihm der Streifen aufgefallen, und mir auch. Ich las einiges darin, soweit man es durch den Leim erkennen konnte, der noch darüber lag, und ich bat ihn, mir das Pergament wenigstens zu leihen, damit ich es einem unserer großen Herren Gelehrten zeigen könnte. Und ich trug es zu Herrn Professor Struvelius. Und als der Herr Professor meinten, die Sache wäre vielleicht der Mühe werth, ging ich wieder zu dem Händler. Und dieser sagte mir, verkaufen könne er das Blatt vorläufig nicht, aber es sei ihm recht, wenn darüber geschrieben würde, denn dadurch könnte es größeren Werth erhalten. Und der Händler überließ es mir bis zu seiner Zurückkunft. In dieser Woche ist er wieder angekommen, um es mit fortzunehmen. Jetzt weiß ich nicht, ob es noch vorhanden ist, und ich kann gar nicht sagen, ob er es für dieses Geld herausgeben wird. Und ich besorge Nein."

Die Frauen ſahen einander an. „Sie Alle hörten dieſe Ausſage,“ begann die Struvelius. „Aber weshalb haben Sie, Herr Magiſter, meinen Mann gebeten, Niemandem zu ſagen, daß das Pergament von Ihnen kommt?“

Der Magiſter wand ſich auf dem Stuhl und ſah verlegen auf ſeine Kniee herab. „Ach, die hochverehrten Damen werden mir zürnen, wenn ich das ausſpreche. Herr Profeſſor Werner hat gegen mich immer viele Freundlichkeit gehabt und ich hatte Angſt, derſelbe könnte übel empfinden, wenn ich einen ſolchen Fund nicht zuerſt ihm zeigte. Und doch hatte auch Herr Profeſſor Struvelius mich wieder zu Dank verpflichtet, denn derſelbe hatte mir geneigteſt Correctur und Inhaltsverzeichniß ſeiner neuen großen Ausgabe übertragen. Und ich ſtand zwiſchen zwei ſchätzbaren Gönnern in Verlegenheit.“

Das war ſo kläglich, daß es leider nicht unwahrſcheinlich war.

„O bewirken Sie, daß ihr Gemahl ihn anhört,“ rief die Struvelius.

„Wir hoffen, Herr Magiſter, Sie werden Ihre Worte vor Andern wiederholen, welche den Inhalt beſſer verſtehen, als wir,“ ſagte Alſe, und der Magiſter erklärte furchtſam ſeine Bereitwilligkeit.

„Aber das Pergament müſſen Sie doch ſchaffen,“ warf Laura dazwiſchen.

Knips zuckte die Achſeln. „Wenn es möglich iſt,“ ſagte er, „und ob der Mann für dieſen Betrag mir das Blatt überlaſſen wird.“

Die Struvelius griff wieder nach ihrer Tasche, aber Ilse hielt ihr die Hand fest, und Laura rief: „Wir geben nicht mehr.“ „Dennoch aber,“ fuhr der Magister, gedrückt durch den Widerstand seiner Richterinnen, fort: „es sind Zweifel erhoben an der Echtheit, und wie es bei solchen Leuten geht, vielleicht hat das Blatt dem Handler dadurch an Werth verloren. — Aber, hochverehrte Frauen und Fräulein, wenn es mir gelingen sollte, Ihnen zu dienen, so flehe ich in Ehrerbietung, daß Dieselben mir nicht den unglückseligen Antheil nachtragen, den ich ohne mein Verschulden in dieser schwierigen Sache gehabt habe. Sie hat mich die ganze Zeit sehr bekümmert und seit die Worte des Herrn Professor Werner gedruckt wurden, habe ich jeden Tag gejammert, daß ich je mit einem Auge auf das Blatt gesehen. Denn ich darf meine gewichtigen Gönner nicht verlieren, wenn ich nicht in den Abgrund des Elends sinken soll.“

Diese Worte regten den Richterinnen das Mitleid auf, und die Struvelius sagte gütig: „Wir glauben Ihnen, denn es ist eine häßliche Empfindung, auch wider Willen Andere getäuscht zu haben.“ Aber Laura, welche sich zur Vorsitzenden des Rathes aufgeworfen hatte, entschied kurz: „Ich bitte also, daß alle Betheiligten sich morgen um dieselbe Stunde hierher bemühen. Ihnen, Magister Knips, gebe ich bis dahin Zeit, das Blatt in unsere Hände zu liefern. Nach Ablauf dieser Frist wird Wäsche entzogen, das Haus verboten und der Familie

Hahn Anzeige gemacht. Sehen Sie zu, daß wir im Guten aus einander kommen.“

Der Magiſter näherte ſich dem Tiſch, ſchob mit einem Finger die Geldſtücke in die hohle Hand, welche er beſcheiden unter den Rand der Tiſchplatte hielt, machte geknickt drei tiefe Verbeugungen und empfahl ſich den hochverehrten Anweſenden.

Ilſe erzählte dem Gatten das Abenteuer, und Felix hörte erſtaunt von der Rolle, welche das gelehrte Factotum in der Tragödie geſpielt hatte.

Schon am nächſten Morgen erſchien der Magiſter vor dem Gelehrten. Athemlos zog er das eingepackte Unglücksblatt aus der Taſche und trug es mit geneigtem Haupt und ausgeſtreckter Hand, immer kleiner werdend, demüthig und flehend von der Thür bis zum Arbeitstiſch des Profeſſors. „Dem Herrn Profeſſor dies zu bringen, möchte ich immer noch eher wagen, als zum zweiten Mal höherer weiblicher Würde entgegentreten. Wenn der Herr Profeſſor geruhen wollten, daſſelbe durch Dero Gemahlin geneigteſt in die Hände der neuen Eigenthümerin zu befördern.“ Auf die ſtrengen Fragen des Profeſſors begann er Bericht und Vertheidigung. Was er ſagte, war nicht unwahrſcheinlich. Dem Profeſſor war der Name des unſichern Händlers bekannt, er wußte, daß der Mann ſich in dieſen Wochen am Orte aufgehalten hatte, und bei den zahlreichen Verbindungen, welche Knips im Intereſſe ſeiner Gönner unterhielt, war ſeine Bekanntſchaft mit dieſem Verkäufer nicht auf-

fallend. Der Professor untersuchte neugierig das Pergament. Hatte hier eine Fälschung stattgefunden, so war sie meisterhaft ausgeführt; aber Knips selbst brachte eine Lupe aus der Westentasche und machte darauf aufmerksam, wie man unter dem Vergrößerungsglase erkenne, daß einige Male die schattenhaften Schriftzüge der scheinbar ältesten Hand über die Buchstaben des Kirchengebetes geführt, also später aufgemalt seien. „Des Herrn Professors Einwürfe in der Literaturzeitung haben mich aufmerksam gemacht, und heut früh, als ich das Pergament in die Hand bekam, habe ich sorgenvoll untersucht, was vorher durch den aufgestrichenen Kleister undeutlich war. Und so weit ich mir in solchen Dingen überhaupt ein Urtheil erlauben darf, wage ich jetzt Dero Ansicht zu theilen, daß ein Falsarius an diesem Blatt Uebles gewagt hat."

Der Professor warf das Blatt weit von sich: „Ich bedaure, daß Ihre Hand jemals an dies gerührt hat. Denn Sie haben, wenn auch wider Willen, eine Verwüstung angerichtet, deren Schmerzlichkeit Sie wohl nicht übersehen. Auch um Sie selbst thut es mir sehr leid. Dieser unglückliche Vorfall wirft einen Schatten auf Ihr Leben. Und ich würde viel darum geben, wenn ich ihn hinwegwischen könnte. Denn wir kennen einander von mancher Arbeit, Herr Magister, ich habe für Ihre opfervolle Thätigkeit zu Gunsten Anderer immer Theilnahme gefühlt. Und trotz Ihrem Bücherschacher, den ich nicht lobe, und trotz der Zersplitterung

Ihrer Zeit durch Arbeiten, die auch Schwächere abmachen könnten, habe ich Sie stets für einen Mann gehalten, dessen ungewöhnliche Kenntnisse Achtung einflößen."

Der gebeugte Magister erhob das Haupt und über sein Gesicht flog ein Lächeln. „Und ich habe Herrn Professor immer für den einzigen unter meinen vornehmen Gönnern gehalten, welcher das Recht hätte, mir zu sagen, daß ich zu wenig gelernt habe. Und der Herr Professor sind ebenso der einzige, dem ich zu gestehen wage, daß ich mich in der Stille auch als einen Gelehrten zu äftimiren nicht unterlassen kann. Und ich verhoffe, daß Sie mir nicht das Zeugniß versagen werden, Denenselben stets ein zuverlässiger und treuer Arbeiter gewesen zu sein." Er fiel in sein gedrücktes Wesen zurück, als er fortfuhr: „Was geschehen ist, soll mir für die Zukunft eine Lehre sein."

„Ich muß mehr von Ihnen fordern. Zuerst werden Sie sich Mühe geben, durch Ihre Bekanntschaft den Versteck zu ermitteln, aus welchem diese Fälschung hervorgegangen ist, denn sie ist schwerlich der zufällige Einfall eines gewissenlosen Mannes, sondern Beginn einer unheimlichen Industrie, welche noch mehr Unheil anrichten kann. Und ferner ist Ihre Pflicht, auf der Stelle Herrn Professor Struvelius das Pergament zu überbringen und Ihre Entdeckung mitzutheilen. Sie selbst aber werden gut thun, fortan vorsichtiger in der Wahl der Geschäftsleute zu sein, mit welchen Sie

verkehren.“ Dieſe Anſichten theilte Knips vollſtändig und ſchied, indem er ſich flehentlich für die Zukunft zu hochgeneigter Berückſichtigung empfahl.

„Er iſt doch irgendwie bei der Schurkerei betheiligt,“ rief der Doctor.

„Nein,“ entgegnete der Profeſſor. „Sein Unrecht iſt, daß ihm bis zum letzten Augenblick mehr an einem Handel als an Ermittlung der Wahrheit lag.“ Und Frau Profeſſor Struvelius ſprach am Nachmittag zu Ilſe: „Was wir erreicht haben, iſt für meinen Gatten ſehr ſchmerzlich. Denn es giebt ihm die Ueberzeugung, daß er getäuſcht wurde, während Andere das wahre Sachverhältniß erkannt haben. Und es iſt für eine Frau grauſame Qual, wenn ſie ſelbſt zu ſolcher Demüthigung des Liebſten die Hand reichen muß. Und dieſes Leid werde ich lange in mir herumtragen. Auch unſere Gatten ſind einander ſo entfremdet, daß für beide längere Zeit nothwendig ſein wird, bevor die verletzte Empfindung einer unbefangenen Würdigung des Collegen Raum giebt. Mir aber liegt daran, daß das Verhältniß zwiſchen Ihnen und mir darunter nicht leidet. Ich habe den Werth Ihres Herzens erkannt, und ich bitte Sie, ſich trotz meinem ſchwerfälligen Weſen, das ich ſehr wohl kenne, die Freundſchaft gefallen zu laſſen, welche ich Ihnen entgegen trage.“

Und als ſie in ihrem ſchwarzen Kleide langſam zur Thür hinausſchritt, wunderte ſich Ilſe, wie ſchnell

der erste Eindruck, den ihr die gelehrte Dame gemacht, durch andere Gefühle zurückgedrängt war.

In der nächsten Nummer der Literaturzeitung erschien eine kurze Erklärung des Professor Struvelius, worin er ehrlich bekannte, daß er durch einen — allerdings sehr geschickten — Betrug getäuscht worden sei, und daß er dem Scharfsinn und der freundlichen Thätigkeit seines verehrten Collegen dankbar sein müsse, welcher zur Aufklärung des Sachverhältnisses beigetragen.

„Diese Erklärung hat die Frau geschrieben," sagte wieder der hartnäckige Doctor.

„Wir dürfen annehmen, daß die unbehagliche Novelle dadurch für alle Betheiligten zum Ende gebracht ist," schloß der Professor mit leichtem Herzen.

Aber auch die Hoffnungen eines großen Gelehrten gehen nicht immer in Erfüllung. Dieser Streit der Scepter tragenden Fürsten an der Universität hatte nicht nur Ilse in neuen Beruf eingeführt, auch einen andern.

Magister Knips kauerte am Abend des entscheidenden Tages, welcher die Richtigkeit des Pergaments enthüllt hatte, in der ungeheizten Kammer seiner dürftigen Wohnung auf dem Boden. Auf den Brettern an der Wand und auf dem Fußboden lagen die Bücher unordentlich gehäuft und er saß von ihnen ringsum eingeschlossen, wie ein Ameisenlöwe in seinem Trichter. Er räumte eine alte Cigarrenkiste seines Bruders, die mit vielen kleinen Flaschen und Farbentöpfen gefüllt war, in eine

dunkle Ecke, und legte alte Bücher darüber. Dann stellte er die Lampe auf einen Schemel neben sich, nahm mit innigem Behagen ein und das andere alte Buch in die Hand, betrachtete den Einband, las den Titel und die letzte Seite, strich liebkosend mit der Hand darüber und legte es wieder zum Haufen. Endlich faßte er mit beiden Händen den alten italienischen Druck eines griechischen Autors, schob sich näher an die Lampe und untersuchte Blatt für Blatt. Die Mutter rief zur Thür herein: „Höre auf mit deinen Büchern und komm aus der kalten Kammer zu deinem Abendbrot."

„Seit zweihundert Jahren hat kein Gelehrter dies Buch gesehen, Mutter, sie leugnen, daß es überhaupt vorhanden ist, ich aber halte es in meinen Händen, und es gehört mir. Das ist ein Schatz, Mutter."

„Was hilft dir der Schatz, du armer Junge?"

„Ich hab' ihn, Mutter," sagte der Magister zu den harten Zügen der Frau aufblickend, und seine zwinkernden Augen glänzten verklärt. „Heut erst mußte ich eine Correctur lesen, in der ein berühmter Mann behauptet, dieser Band, den ich hier halte, sei nie vorhanden gewesen. Er wollte das „nie vorhanden" mit gesperrter Schrift gedruckt, und ich habe es dem Setzer gezeichnet, aber ich wußte es besser."

„Kommst du wieder nicht los?" rief die Mutter ärgerlich, „dein Bier wird am Ofen warm, mach' ein Ende."

Widerstrebend erhob sich der Magister, fuhr mit

seinen Filzschuhen aus der Kammer, und setzte sich zu seinem Butterbrot in der Stube nieder. „Mutter," sagte er der Frau, die dem schnellen Essen zusah, „ich habe einiges Geld übrig, brauchst du etwas, so kaufe dir's. Aber ich will wissen, was es ist, und ich will es auch sehen, daß nicht der Bruder dir das Geld wieder abborgt. Denn es ist mit Sorgen verdient."

„Dein Bruder wird mir jetzt Alles zurückzahlen; denn Hahn hat ihm seine Stelle gebessert und er hat sein gutes Auskommen."

„Das ist nicht wahr," versetzte der Magister, die Mutter scharf ansehend, „er ist zu vornehm geworden, um noch bei uns zu wohnen, aber so oft er herkommt, will er etwas von dir. Und du hast ihn immer lieber gehabt als mich."

„Rede nicht so, mein Sohn," rief Frau Knips, „er hat nur eine andere Art, du hast immer fleißig still gesessen und gesammelt, und schon als kleiner Junge hast du zusammengetragen."

„Ich habe mir etwas gesucht, das mir lieb war," sagte der Magister und sah nach seiner Kammer, „und ich habe manches gefunden."

„Ach, und wie sauer läßt du dir's werden, mein armes Kind," schmeichelte die Mutter.

„Wie's kommt," antwortete der Magister, und verzog in heiterer Stimmung sein Gesicht. „Ich lese Correcturen, und ich mache Arbeiten für diese Gelehrten, die vornehm im Wagen fahren, und wenn ich zu ihnen komme,

mich behandeln wie einen römiſchen Sclaven. Und kein Menſch weiß, wie oft ich ihre Dummheiten ausbeſſere und die groben Fehler aus ihrem Latein. Ich thue es aber nicht Jedem, nur dem, welchen ich mag und der es wohl um mich verdient hat. Den Andern laſſe ich ſtehen, was ſie nicht gewußt haben, und ich zucke in der Stille die Achſeln über die hohlen Köpfe. Es iſt nicht alles Gold was glänzt," ſagte er, und hielt behaglich ſein Dünnbier gegen das Licht, „und ich allein weiß, wie es in manchem ausſieht. Ihre elenden Manuſcripte, immer wieder corrigirt, und das Schlechteſte darin nicht corrigirt; ich ſehe, wie ſie ſich abquälen und was ſie etwa wiſſen, noch aus fremden Büchern mauſen. Man ſieht das alle Tage, Mutter, und man lächelt in der Stille über den Lauf der Welt."

Und Magiſter Knips lächelte über die Welt.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1864.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

5.

Herr Hummel als Faksarius.

In den Häusern der Parkstraße waltete Friede, Duldsamkeit, heimliche Hoffnung. Seit Ilses Ankunft schien der alte Streit abgethan, das Kriegsbeil begraben. Zwar Hummels Hund knurrte und schnappte nach Hahns Katze, und wurde von ihr geohrfeigt, und der Markthelfer Rothe von A. C. Hahn schlug im Kuchengarten vor dem Schließer der Fabrik von H. Hummel auf den Tisch und erklärte ihm seine Verachtung. Aber diese kleinen Vorfälle glichen unschädlichen Wasserblasen, welche an der Stätte aufstiegen, wo einst ein strudelnder Abgrund von Feindschaft gewesen war, das Leben zwischen den beiden Häusern floß dahin wie ein klarer Bach, und Vergißmeinnicht wuchs an seinem Ufer. Wenn ein menschenfeindlicher Zauber in den Boden gesteckt war, zu zu jener Zeit, wo Frau Knips allein darauf herrschte, so schien er jetzt durch weibliche Beschwörung gänzlich beseitigt.

An einem Morgen, kurz vor der Messe, stellte der Markthelfer einer Buchhandlung einen Stoß neuer Bücher auf den Schreibtisch des Doctors. Es waren

die Freiexemplare des ersten größeren Werkes, das er geschrieben. Fritz schlug die ersten Seiten auf, sah einen Augenblick in stillem Genuß auf den Titel, noch einmal flog die Hauptsache des Inhalts durch seine Seele. Dann ergriff er schnell die Feder, schrieb in das Exemplar einige herzliche Worte und trug es zu seinen Eltern hinab.

Das Buch handelte, um in der Weise Gabriels zu sprechen, von den alten Indern, sowie von den alten Deutschen, es besprach das Leben unserer Vorfahren, vor der Zeit, in welcher diese den verständigen Entschluß faßten, auf dem Bleckeberg artige Breckensträuße zu binden und sich im Vater Rhein ihre Trinkhörner auszuspülen. Es war ein sehr gelehrtes Buch, und es enthüllte, so weit der Verfasser sich nicht geirrt hatte, viele geheime Tiefen der Urzeit.

Vater und Mutter, denen Fritz das Buch herunter trug, hatten nicht nöthig, sich durch Fremde über die Bedeutung des Werkes belehren zu lassen. Die Mutter küßte dem Sohne die Stirn und konnte ihre Rührung nicht bekämpfen, als sie seinen Namen so groß und schön gedruckt auf dem Titel sah; Herr Hahn aber nahm ihr das Buch aus den Händen und trug es in den Garten. Dort legte er es auf den Tisch des chinesischen Tempels, las mehrere Mal die Widmung und umkreiste darauf den Pavillon, immer wieder hineinsehend, um zu beobachten, wie sich der Baustil in Verbindung mit dem Buch ausnehme. Dabei begegnete auch ihm, daß

er ſich einige Mal herzhaft räuſperte, um ſeiner freudigen Bewegung Herr zu werden.

Nicht geringer war die Freude im Arbeitszimmer des Profeſſors. Dieſer ging das Buch haſtig vom Anfang bis zum Ende durch. „Es iſt merkwürdig," ſagte er dann vergnügt zu Alſe, „wie kühn und feſt Fritz auf die Sache losgeht. Und dabei mit einer Selbſtbeherrſchung, die auch ich ihm nicht in dem Maaſſe zugetraut habe. Und Vieles darin iſt mir ganz neu, mich wundert, daß er ſo ſchnell und heimlich mit der Arbeit abgeſchloſſen hat."

Wie die gelehrte Welt das Buch des Doctors betrachtete, iſt aus vielem gedruckten Lobe erſichtlich. Schwerer iſt zu ſchätzen, wie es auf die Parkgaſſe wirkte. Herr Hummel ſtudirte in ſeiner Zeitung eine ausführliche Beſprechung des Werkes, nicht ohne Geräuſch, er ſummte bei dem Wort Veda, und er brummte bei dem Namen Humboldt, und er pfiff durch die Zähne bei dem Lobe, welches der tiefen Gelehrſamkeit des Verfaſſers ertheilt wurde. Und als am Schluß Recenſent ſich nicht verſagen konnte, im Namen der Wiſſenſchaft dem Doctor förmlich Dank zu ſagen und das Werk allen Leſern angelegentlichſt zu empfehlen, verſtärkte ſich das Geſumm in Herrn Hummels Kopf bis zur Melodie des alten Deſſauers, und er warf die Zeitung auf den Tiſch. „Ich denke nicht daran, es zu kaufen," war alles, was er den Frauen über ſeine Empfindungen gönnte. Aber er ſah im Laufe des Tages einige Mal nach der feindlichen

Hausecke hinüber, wo das Zimmer des Doctors lag, und dann wieder nach dem eigenen Oberstock, als wenn er die beiden Gelehrten und ihre Behausungen gegen einander abschätzen wollte.

Als Ilse gegen Laura das Urtheil des Gatten über das Buch wiederholte, erröthete Laura ein wenig und erwiederte, ihr Köpfchen zurückwerfend: „Ich hoffe, es ist so gelehrt, daß wir nicht nöthig haben, uns damit abzugeben.“ Aber die Abneigung, sich darauf einzulassen, verhinderte sie doch nicht, einige Tage später den Professor um das Buch zu bitten, weil sie es der Mutter zeigen wolle. Bei dieser Gelegenheit wurde es in das Geheimzimmer getragen und verweilte dort längere Zeit.

Auch unter den übrigen Anwohnern der Straße wurde die Bedeutung der Familie Hahn, welche so rühmlich in die Zeitung gekommen, deren Fritz sogar im Tageblatt gepriesen war, sehr vermehrt. Die Wagschale der Volksgunst senkte sich entschieden auf Seite dieses Hauses, sogar Hummel fand zweckmäßig, sich nicht dagegen aufzulehnen, daß in seiner Familie mit kühler Anerkennung von dem Nachbarsohn gesprochen wurde. Und wenn Dorchen, wie zuweilen geschah, mit Gabriel auf der Straße zusammentraf, so wagte sie sogar für einige Augenblicke in den Hofraum der Feinde zu treten, trotz dem Geknurr des Hundes und dem düstern Blick des Hausherrn.

An einem warmen Abend des März hatte sie grade wieder im Vorbeigehen mit Gabriel Nothwendiges be-

ſprochen und trippelte zierlich über die Straße nach ihrer Hausthür, während Gabriel ihr voll Bewunderung nachſah. Da trat Herr Hummel in's Freie und erhaſchte den letzten Gruß und Blick Gabriels.

„Sie iſt niedlich wie ein Rothſchwänzchen," ſagte Gabriel zu Herrn Hummel. Dieſer ſchüttelte menſchenfreundlich den Kopf. „Ich merke wohl, Gabriel, wie dieſer Haſe läuft. Und ich ſage nichts, denn es würde nichts nutzen. Aber Eines will ich Ihnen als eine gute Lehre mittheilen. Sie verſtehen das weibliche Geſchlecht nicht zu behandeln, Sie ſind nicht borſtig gegen das Frauenzimmer. Als ich jung war, zitterten ſie, wenn ich mein Taſchentuch ſchwenkte, und liefen doch um mich her wie die Ameiſen. Dieſe Nation will furchtſam ſein, Sie verderben ſich alles durch Freundlichkeit. Ich ſchätze Sie, Gabriel, und deshalb gebe ich Ihnen dieſen Rath, wie man ihn gleichſam einem Freunde giebt. Sehen Sie, da iſt Madame Hummel. Sie iſt ziemlich kräftig, ich zwinge ſie doch; wenn ich nicht brummig wäre, würde ſie es ſein. Da nun gebrummt werden muß, ſo iſt mir immer plaiſirlicher, daß ich derjenige bin."

„Jedes Thier hat ſeine Manier," verſetzte Gabriel verbindlich, „ich habe kein Geſchick zum Brummbär."

„Es will gelernt ſein," ſagte Herr Hummel wohlwollend. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein ſchlaues Geſicht: „Dort drüben ſchleicht man auch ſchon im Garten herum, wahrſcheinlich ſpeculirt man wieder mit einem neuen Einfall, den ich zu ſeiner

Zeit mit dem richtigen Namen zu nennen mir unter allen Umständen vorbehalte.“ Er dämpfte seine Stimme: „Es ist bereits etwas Anonymes abgeladen und in den Garten geschafft.“ — Und ärgerlich über seine eigne Vorsicht fuhr er fort: „Glauben Sie mir, Gabriel, durch das viele Erzeugen von Kindern wird die Welt feig, die Menschen werden so zusammen gedrängt, daß die Freiheit aufhört, das Leben ist eine Sclaverei vom ersten Kasten, in den man gelegt wird, bis zum letzten. Ich stehe hier auf meinem eigenen Grund und Boden. Wenn ich an dieser Stelle ein Loch graben will bis zum Mittelpunkt der Erde, kein Mensch darf mir's verwehren. Und doch dürfen wir beide auf meinem freien Eigenthum nicht einmal mit gewöhnlicher Menschenstimme eine Meinung aussprechen. Warum, es könnte gehört werden und fremden Ohren mißfallen. So weit sind wir. Man ist ein Knecht seiner Nachbarn. Und nun bedenken Sie, ich habe nur Einen gegenüber, auf der andern Seite schützt mich das Wasser und die Fabrik, und ich muß doch die Wahrheit hinunterschlucken, die ich wenigstens zehn Fuß von meiner Grenze aussprechen will. Wer nun gar von allen Seiten mit Nachbarn umgeben ist, der führt ein erbärmliches Leben, er kann sich nicht einmal in seinem eigenen Garten den Kopf abschneiden, ohne daß die ganze Nachbarschaft ein Geschrei erhebt, weil ihr der Anblick nicht gefällt.“ — Er deutete mit dem Daumen nach dem Nachbarhause und fuhr vertraulich fort: „Heut sind wir verglichen worden,

die Weiber haben nicht eher geruht. Und ich versichere Sie, dort drüben fehlt die richtige Courage zum Streit. Die Sache wurde langweilig, da gab ich mich drein."

„Es ist doch gut, daß alles wieder in Ordnung kam," sagte Gabriel. „Wenn die Väter im Streit leben, wie sollen die Kinder einander grüßen."

„Warum sollen sie einander nicht auch Gesichter schneiden," rief Hummel ärgerlich. „Ich bin nicht für die ewigen Knixe."

„Das weiß Jedermann," versetzte Gabriel. „Wenn aber Fräulein Laura bei uns mit dem Doctor zusammentrifft, was ja oft geschieht, so kann sie doch nicht gegen ihn brummen."

„Sie treffen also oft zusammen," wiederholte Hummel bedachtsam. „Da haben Sie wieder die Ueberfüllung, man kann einander nicht aus dem Wege gehen. Nun, meiner Tochter bin ich sicher, sie ist von meiner Art, Gabriel."

„Das weiß ich doch nicht," erwiederte Gabriel lachend.

„Ich versichere Sie, es ist ganz mein Kopf," bestätigte Hummel mit Ueberzeugung. „Was aber diesen Frieden betrifft, so freuen Sie sich nicht so sehr darüber, denn verlassen Sie sich auf mich, zwischen hier und drüben hat er keine Dauer. Wenn das Eis aufthaut und das Gartenvergnügen angeht, dann giebt's wieder Händel. Das ist hier immer so gewesen. Und ich sehe nicht ein, warum das nicht so bleiben soll, trotz Ver-

gleich und trotz Ihrer neuen Herrschaft, der ich übrigens meinen Respect nicht vorenthalten will."

Die Unterredung, welche sich in den Garten hineingesponnen hatte, wurde durch einen schwarzen feierlichen Mann unterbrochen, welcher einen großen Brief in bunter Hülle darbot, sich vor Herrn Hummel aufstellte und demselben für seine abwesende Tochter die Aufforderung überbrachte, Pathenstelle bei einem Kinde zu übernehmen, welches vor Kurzem geboren war, die Welt zu verengen. Gegen diese Einladung war nichts einzuwenden, die junge Mutter, Frau eines Juristen, war Laura's Freundin und eine Tochter ihrer angesehenen Pathe, es war ein alter Familienzusammenhang und Hummel nahm als Vater und Bürger das Ceremoniel der Einladung mit Würde entgegen. „Und für wen ist der Brief, den Sie noch in der Hand halten?" frug er den Lohndiener.

„Für Herrn Doctor Hahn, welcher mit Fräulein Laura zusammen stehen soll."

„So?" sagte Hummel ironisch, „das geht ja mit vier Kutschpferden. Tragen Sie Ihren Brief nur dort hinüber. — Habe ich's nicht gesagt, Gabriel?" wandte er sich zu seinem Vertrauten. „Kaum vor Gericht verglichen und auf der Stelle Gevatter, kein Mensch kann dafür stehen, daß nicht morgen der Strohmann von drüben zu mir kommt und mir Brüderschaft anbietet. Da haben Sie die Folgen der Ueberfüllung und des Christenthums. Diesmal ist gar mein armes Kind das Opfer."

Er trug den Brief in die Stube und warf ihn vor den heimkehrenden Frauen auf den Tisch. „Das kommt von eurem Vergleich, ihr schwachen Weiber," rief er grollend, „hier hängen sich die Amme und die Hebamme und der Herr Gevatter an euren Hals."

Die Frauen studirten den Brief und Laura fand rücksichtslos, daß die Frau Pathe grade den Doctor für sie zum Partner gewählt habe.

„Es ist bequem für den Pathenwagen," höhnte Hummel aus seiner Ecke. „Er kann in einer Fahrt Zwei abliefern. Jetzt läuft der Humboldt von drüben in weißen Glacehandschuhen bis in dieses Zimmer, um dich zur Kirche abzuholen, und ich traue ihm obendrein die Unverschämtheit zu, daß er dir den Gevattergruß schickt."

„Wenn er es nicht thäte, so wäre es eine Beleidigung," versetzte die Gattin, „das muß schon der Menschen wegen geschehen, sonst giebt es ein Gerede. Dagegen dürfen wir nichts sagen, er wird ihr den Blumenkorb schicken mit den Pathenhandschuhen, und Laura sendet ihm dagegen das Taschentuch, wie es in unserer Bekanntschaft Brauch ist. Du weißt ja, daß Laura's Pathe auf so etwas hält."

„Seine Blumen in unserm Hause, seine Handschuhe auf unsern Fingern, und unser Tuch in seiner Tasche," zankte der Hausherr, „das wird ja recht lustig."

„Ich bitte dich, Hummel," entgegnete seine Frau unwillig, „verleide uns nicht durch dein Schelten die

Artigkeiten, die bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden sind, und hinter denen kein Mensch etwas sucht."

„Ich danke für eure Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und an denen Niemandem etwas gelegen ist. Nichts ist mir unter den Leuten hier so unausstehlich, als ihre ewigen Artigkeiten durch die Vorderthür und ihr Kratzen durch die Hinterthür." Er ging aus dem Zimmer und schloß die Thür nicht leise. Die Mutter aber begann: „Im Grunde hat er nichts dagegen, er will nur sein strenges Wesen behaupten. Daß du dem Doctor etwas für seinen Gevattergruß sendest, ist nicht grade nöthig, aber du bist ihm noch eine Aufmerksamkeit von dem Schäfer her schuldig."

Und Laura versöhnte sich mit dem Gedanken, Gevatterin des Doctors zu werden, und sagte: „Ich mache mir eine Zeichnung für die Zipfel des Tuches und ich sticke sie."

Am nächsten Morgen ging sie aus, Battist zu kaufen. Aber auch Herr Hummel ging aus. Er besuchte einen Bekannten, der Kürschner war, zog ihn vertraulich bei Seite und bestellte ein Paar Handschuhe ganz von weißem Katzenfell, mit fünf Fingern für eine kleine Hand. Und er forderte, daß an die Spitze jedes Fingers eine Katzenkralle befestigt werde. „Es muß aber etwas Zartes sein," verordnete er, „von ungeborenem Kater, im Nothfall auch Säugling von Kanin, und daß mir die Krallen greß und steif herausstehen." Dann trat er in einen andern Laden, ließ sich bunt gedruckte Taschentücher von Baumwolle zeigen, wie man sie um

einige Groſchen kauft, und wählte ein ſchwarz und rothes mit einem abſcheulichen Portrait, das grade zu ſeiner Stimmung paßte. Dieſen Erwerb ſenkte er in ſeine Taſche.

Der Morgen des Tauftages brach an, in der Wohnung des Herrn Hummel klapperte das Plätteiſen, die Mutter that noch einige letzte Nadelſtiche, und Laura fuhr die Treppe geſchäftig auf und ab. Unterdeß wandelte Hummel zwiſchen Hausthür und Fabrik, jeden Eintretenden beobachtend, Speihahn ſaß auf der Schwelle und knurrte, ſo oft ein fremder Fuß an die Hausthür rührte. „Beweiſe dich, Speihahn, wie du biſt," brummte Hummel vor ſeinen Hund tretend, „und fahre der Jungfer von drüben an den Reck; ſie traut ſich nicht herein, wenn du Wache hältſt." Und der rothe Hund antwortete, indem er ſeinem eigenen Herrn beshaft die Zähne wies. „So iſt's recht," ſagte Hummel und ſetzte ſeinen Spaziergang fort. Endlich erſchien Dorchen in ihrer Hausthür und tänzelte, einen verhüllten Korb in der Hand, zur Treppe des Herrn Hummel. Speihahn erhob ſich grimmig, ſtieß ein heiſeres Geſtöhn aus und ſeine Haare ſträubten ſich.

„Rufen Sie den häßlichen Hund weg, Herr Hummel," rief Dorchen ſchnippiſch, „ich habe einen Auftrag an Fräulein Laura."

Hummel gab ſeinem Geſicht einen wohlwollenden Ausdruck und griff in die Taſche. „Die Frauen ſind in Arbeit, mein hübſches Kind," ſagte er, ein ſchweres

Geldstück herausholend, „vielleicht kann ich's bestellen.“ Die Botin war über die unerwartete Menschlichkeit des Tyrannen so betroffen, daß sie einen stummen Knix machte und das Körbchen in seine Hand gleiten ließ. „Es wird Alles auf's Beste besorgt werden,“ versicherte Herr Hummel mit einnehmendem Lächeln.

Er trug den Korb in das Haus und rief Susanne, ihn den Frauen zu bringen, darauf trat er wieder an die Thür und streichelte den Hund.

Nicht lange, und er hörte, daß die Thür der Wohnstube aufflog und sein Name laut in den Flur gerufen wurde. Bedächtig schritt er in das Frauengemach und fand hier arge Verstörung. Ein zierlicher Korb stand auf dem Tisch, zerstreute Blumen lagen umher und zwei kleine Pelzhandschuhe mit großen Krallen an den Fingerspitzen lagen wie abgeschlagene Tatzen eines Raubthiers auf dem Boden. Laura aber saß vor ihnen und schluchzte laut.

„Holla,“ rief Hummel, „gehört das auch zum Pathenvergnügen?“

„Heinrich,“ rief die Gattin heftig, „deinem Kinde ist eine Beleidigung widerfahren. Der Doctor hat gewagt, deiner Tochter dies zu senden.“

„Ei,“ rief Hummel, „Katzenpfoten, und gar mit Krallen! Warum nicht, die werden warm halten in der Kirche, du kannst den Doctor ja damit anfassen.“

„Es soll ein Scherz sein,“ rief Laura unter heißen Thränen, „weil ich ihn oben zuweilen geneckt habe.

Eine ſolche Unzartheit hätte ich ihm niemals zugetraut.“

„Kennſt du ihn ſo gut?“ frug Hummel. „Nun, da es ein Spaß ſein ſoll, wie du ſagſt, ſo nimm es auch als einen Spaß. Dieſe Feuchtigkeit iſt unnöthig.“

„Und was ſoll jetzt geſchehen?“ rief die Mutter, „kann ſie nach dieſer Beleidigung noch mit ihm Pathe ſtehen?“

„Ich ſollte meinen,“ verſetzte Hummel ironiſch. „Dieſe Beleidigung iſt eine Kinderei gegen andere Beleidigungen, gegen Hausmauern, Glockenſpiel und Hundegift. Wenn ihr das Alles hinunterſchlucken konntet, warum nicht auch die Katzenpfoten?“

„Und ſie hat ihm ſelbſt ein Taſchentuch geſäumt und geſtickt,“ rief die Mutter wieder, „und ſie hatte ſich die größte Mühe gegeben noch fertig zu werden.“

„Das ſende ich nicht hinüber,“ rief Laura.

„Alſo ſie hat es ſelber geſäumt und geſtickt,“ wiederholte Herr Hummel. „Es iſt doch hübſch, wenn man mit ſeinen Nachbarn in Freundſchaft lebt. Ihr ſeid ein weiches Völkchen, und ihr nehmt die Sache zu ernſthaft. Das ſind ja Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und bei denen man nichts denken ſoll. So handelt doch nach euren Worten. Jetzt gerade müßt ihr das Zeug hinüber ſchicken, und ihr müßt euch gegen ihn und Jedermann gar nichts merken laſſen. Behaltet die Verachtung innerlich.“

„Der Vater hat recht,“ rief Laura aufſpringend,

„hinweg mit dem Tuch. Und meine Rechnung mit dem Doctor ſei für immer geſchloſſen.“

„So iſt's recht,“ beſtätigte Hummel, „wo iſt der Lappen? Fort damit.“

Das Tuch lag bereits auf einer Platte in feines blaues Papier geſchlagen, ebenfalls von Frühlingsblumen umgeben. „Dies alſo iſt das Geſäumte und Geſtickte? wir ſchicken es ſogleich hinüber.“ Er nahm die Platte vom Tiſch und trug ſie eilig in die Fabrik, von dort ging das blaue Packet mit vielen Empfehlungen für den Herrn Gevatter in das Haus der Feinde.

Frau Hahn brachte Gruß und Gabe in das Zimmer ihres Sohnes. „Ah, das iſt eine liebe Aufmerkſamkeit,“ rief der Doctor und betrachtete angelegentlich die Blumen.

„Es kommt ab, daß man auch den Herren etwas ſendet,“ ſprach die Mutter behaglich, „ich hab's immer für eine hübſche Einrichtung gehalten, man ſollte an ſo etwas nicht rütteln.“ Neugierig entfaltete ſie das Papier und ſah ſehr betroffen aus. Ein bedrucktes baumwollenes Taſchentuch lag darin, lederartig, aus groben Fäden gewebt. Es konnte noch eine Atrappe ſein, in dieſer Hoffnung breitete ſie es auseinander, aber nichts war daran zu ſehen als ein grimmiger Kopf in den Teufelsfarben Roth und Schwarz. „Das iſt kein hübſcher Scherz,“ rief die Mutter gekränkt.

Der Doctor ſah vor ſich nieder. „Ich habe Laura Hummel zuweilen geärgert. Dies hat wohl Bezug auf

eine Neckerei, die wir gehabt haben. Bitte, Mutter, ſetze die Blumen in ein Glas.“ Er nahm das Tuch, verbarg es in einer Schublade und beugte ſich wieder über die Schrift. „Das hätte ich Laura doch nicht zugetraut,“ fuhr die Mutter bekümmert fort. Da aber der Sohn weitere Klagen nicht begünſtigte, ſtellte ſie ihm die Blumen zurecht und verließ das Zimmer, die Kränkung ihres Kindes im mütterlichen Herzen umherwälzend.

Der Wagen fuhr vor und der Doctor ſtieg ein, die Gevatterin abzuholen. „Er kann nur gleich auf der andern Seite wieder herauskriechen,“ ſagte Herr Hummel am Fenſter, „die Hausthüren ſind nahe genug.“ Durch eine ſchwierige Wendung gelangte der Feſtwagen an die Treppe des Herrn Hummel, der Lohndiener öffnete den Schlag, aber bevor der Doctor die Stufen hinaufdringen konnte, erſchien Suſanne auf der Treppe und rief hinunter: „Bemühen Sie ſich nicht erſt herein, das Fräulein wird ſogleich kommen.“ Und Laura ſchwebte von den Stufen herab, ganz in Weiß wie in eine Schneewolke gehüllt. Und wie ſchön ſah ſie heut aus. Zwar die Wangen waren bleicher als gewöhnlich und die Augenbraunen finſter zuſammengezogen, aber der ſchwermüthige Zug gab ihrem Antlitz eine bezaubernde Würde. Sie vermied den Doctor anzuſehen, bewegte ihr Haupt nur ein wenig auf ſeinen Gruß, und als er die Hand bot, ihr Einſteigen zu unterſtützen, fuhr ſie an ihm vorüber und ſetzte ſich auf

ihren Platz, als sei er gar nicht vorhanden. Mit Mühe fand er Raum an ihrer Seite, sie nickte noch einmal über ihn weg nach der Treppe, auf welcher jetzt Herr Hummel stand, der heut viel aufgeräumter aussah als sein Kind. Schwerfällig trabten die Rosse vorwärts, die bleiche Laura sah weder nach rechts noch links. Es ist ihr erstes Pathenamt, dachte der Doctor, ist das feierliche Stimmung? Oder ist es Reue über das bunte Tuch? Er sah nach ihren Händen, die Handschuhe, die er ihr gesandt, waren nicht darauf zu sehen. Habe ich gegen die Mode gesündigt? dachte er wieder, oder waren sie zu groß für die kleine Hand?

Er schweigt, dachte sie, das ist sein böses Gewissen, er denkt an die Katzenkrallen, und für mein Taschentuch hat er kein Wort des Dankes. Ich habe mich doch sehr in ihm geirrt. Und die Betrachtung wurde ihr so wehmüthig, daß ihr wieder eine Thräne in die Augen stieg, sie aber preßte heftig die Lippen aneinander, drückte sich selbst den Daumen der rechten Hand und zählte in der Stille von eins bis zehn, ein altes Mittel, das ihr schon früher heftige Gefühle gebändigt hatte.

So kann das nicht bleiben, dachte der Doctor, ich muß sie anreden. „Sie haben die Handschuhe, die ich Ihnen zu senden wagte, nicht brauchen können," begann er bescheiden, „ich habe gewiß recht ungeschickt gewählt."

Das war zu viel. Laura wandte den Kopf mit

heftiger Bewegung nach dem Doctor, er ſah einen Augenblick in zwei rollende zornige Augen und hörte die verächtlichen Worte: „Ich bin keine Katze.“ Und wieder zuckten ihre Lippen und ſie drückte krampfhaft die Hand zuſammen.

Fritz ſann erſtaunt darüber nach, ob Handſchuhe, welche Falten werfen, jemals ein charakteriſtiſches Kennzeichen unſerer Hausthiere geweſen ſein können. Er fand die Beziehung unergründlich. Wie Schade, daß ſie Launen hat! Und er begann nach einer Weile von Neuem: „Ich fürchte, die Zugluft wird Ihnen läſtig, ſoll ich das Fenſter ſchließen?“

„Ich danke,“ verſetzte Laura mit eiſiger Kälte.

„Wiſſen Sie etwas über den Namen des Täuflings?“ frug der Doctor weiter.

„Er ſoll Fritz heißen,“ erwiederte Laura, und zum zweiten Mal traf ein flammender Zornesblick ſeine Brillengläſer, dann trat wieder Profilſtellung mit Ohrläppchen und Naſenſpitze ein.

Ach, ſie war trotz dem Gewitter, das aus ihr blitzte, in dieſem Augenblick wunderſchön, und der Doctor konnte ſich das nicht verhehlen. Sie aber fühlte jetzt ebenfalls die Verpflichtung etwas zu reden, und begann über die Schulter: „Ich finde den Namen ſehr gewöhnlich.“

„Da es mein eigener Name iſt und ich ihn jeden Tag hören muß,“ verſetzte der Doctor, „ſo darf ich Ihnen vor Andern Recht geben. Es iſt wenigſtens ein

Weimar

deutscher Name," fügte er gutmüthig hinzu, „es ist Unrecht, daß man diese so sehr vernachlässigt."

„Da mein Name auch aus der Fremde stammt," erwiederte Laura wieder über die Achsel, „so habe ich ein Recht, fremde Namen für gewählter zu halten."

Wenn sie den ganzen Tag so bleibt, dachte Fritz entmuthigt, werden die nächsten Stunden peinlich sein.

Und bei Tische muß ich auch neben ihm sitzen und den Hohn ertragen, dachte sie. Ach, das Leben legt Schreckliches auf.

Sie fuhren am Taufhause vor, beide froh, daß sie wieder unter Menschen kamen. Als sie in die Zimmer traten, stoben sie nach den entgegengesetzten Seiten auseinander. Aber natürlich mußten sie zuerst die junge Mutter begrüßen und ihre Bahnen stießen hier wieder zusammen. Als Laura sich zu der Pathe wandte, trat auch der Doctor von der andern Seite dazu. Und der guten Pathe fiel wieder jener Tag ein, wo die Beiden ebenso feierlich in ihre Sommerwohnung gekommen waren, und sie konnte sich nicht enthalten, zu rufen: „Das hat etwas zu bedeuten, da seid ihr ja wieder zusammen, ihr lieben Kinder." Und Laura erhob stolz das Haupt und erwiederte: „Nur, weil Sie es durchaus so gewollt haben."

Man fuhr zur Kirche. Der Geistliche that alles mögliche, dem Täufling in diesem und jenem Leben gute Freundschaft zu sichern, und der kleine Fritz umkreiste auf den Armen seiner Pathen widerwillig den

Taufſtein. Als er aber dem großen Fritz überliefert wurde, brach er in zorniges Geſchrei aus, und Laura ſah mit Verachtung, wie der Doctor beunruhigt wurde und ungeſchickte Verſuche machte, durch Heben und Senken der Arme den Schreihals mit ſeinem Anblicke zu verſöhnen; bis ihm zuletzt die Hebamme — eine ſehr entſchloſſene Frau — aus der Noth half.

Je weiter die Sonne herab ſank, deſto unerträglicher wurde die Pflicht des Tages. Bei dem Taufeſſen gingen alle ſchwarzen Ahnungen Lauras in Erfüllung, ſie ſaß neben dem Doctor. Und es war beiden ein ausgezeichnet behagliches Mahl. Der Doctor wagte noch einige Anläufe, ihre unbegreifliche Stimmung zu durchbrechen, er hätte ebenſo leicht mit einem Schwefelholz das Eis eines Gletſchers aufgethaut, denn jetzt war Laura an die kalte Luft geſelliger Nichtachtung gewöhnt. Sie ſprach ausſchließlich mit dem Taufvater, der auf ihrer andern Seite ſaß und fand in der Unterhaltung mit dem heitern Manne die Schwungkraft des Geiſtes wieder, während Fritz immer ſtiller wurde, und ſeine Nachbarin zur Linken, eine freundliche junge Frau, auffallend vernachläſſigte. Und es wurde noch ärger. Denn als der Braten herannahte, kam der Mitgevatter, ein Stadtrath und ſonſt ein Mann von Welt und Wort, hinter den Stuhl des Doctors und erklärte, daß er den Toaſt auf den Täufling auszubringen keineswegs geſonnen ſei, weil ihm ein Kopfſchmerz alle Gedanken nehme, und daß der Doctor an ſeiner Stelle zu reden

habe. Dem Doctor aber war diese Möglichkeit gar nicht eingefallen, und ihm war so unbehaglich zu Muthe, daß er sich ebenfalls leise aber ernsthaft gegen die Zumuthung auflehnte. Und Laura hörte wieder mit tiefer Verachtung den Kampf der beiden Herren um eine Stilübung, die noch dazu nicht einmal schriftlich war. Auch der Hausherr wurde aufmerksam und über die Gesellschaft kam eine gewisse peinliche Erwartung, welche in der Regel nicht die Wirkung hat, widerwilligen Tischrednern ihre Geisteskräfte zu beflügeln, sondern vielmehr zu banger Gedankenlosigkeit herabzudrücken. Eben war der Doctor im Begriff, doch seine Pflicht zu thun, als Laura ihm noch einen kalten Blick gönnte, dann aufstand und an das Glas schlug. Ein lautes Bravo begrüßte sie und sie sprach zu ihrem eigenen Erstaunen und zur Freude aller Anwesenden: „Da die Herren Pathen ihrer Pflicht so wenig eingedenk sind, so bitte ich um Verzeihung, daß ich unternehme, was sie hätten thun sollen.“ Und darauf brachte sie tapfer ein Hoch aus. Es war ein sehr gewagtes Unternehmen, aber es war gelungen und sie wurde mit Beifall überschüttet. Auf den Doctor dagegen richteten sich jetzt die Stachelreden sämmtlicher Herren. Es ist wahr, er zog sich noch erträglich heraus, denn die verzweifelte Lage gab ihm seine Kraft wieder, ja er hatte die Unverschämtheit, zu erklären, daß er absichtlich gezögert, um der Gesellschaft die Freude zu bereiten, welche Allen durch die Beredtsamkeit seiner Nachbarin gewor-

den sei. Und er hielt darauf einen lustigen Vortrag über alles Mögliche, und als Alle lachten und Keiner mehr wußte wo er hinaus wollte, machte er eine kühne Wendung auf die Pathen, und brachte die Gesundheit dieser Menschenclasse aus, und insbesondere die seiner Nachbarin. Für die Anwesenden war das gut genug, für Laura war es nur unleidlicher Hohn und Heuchelei. Und als sie mit ihm anstoßen mußte, sah sie ihn wieder so feindselig an, daß er sich schnell von ihr zurückzog.

Jetzt aber begann er ihr in seiner Weise Gleichgültigkeit zu zeigen, er sprach laut mit seiner Nachbarin, er trank mehre Gläser Wein. Laura rückte ihren Stuhl von ihm ab und dachte, er trinkt am Ende gar zu viel, er wurde ihr unheimlich, und jetzt wurde sie stiller. Der Doctor aber achtete gar nicht mehr darauf, er schlug wieder an das Glas und hielt noch eine Rede, und die war so possirlich, daß die Anwesenden dadurch in die glücklichste Stimmung versetzt wurden. Laura aber saß starr wie ein Steinbild und sah ihn nur manchmal verstohlen von der Seite an. Darauf verließ der Doctor ganz seine Nachbarin, der Stuhl neben ihr stand leer, er hatte, um bildlich zu sprechen, das baumwollene Taschentuch darauf gelegt, sie aber die kleinen Pelzhandschuhe, daß der leere Stuhl unter seiner unsichtbaren Last recht unheimlich aussah, und der Doctor ging hinter der Tafel herum und machte kleine Besuche, und wo er anhielt, gab es Lachen und Anstoßen der Gläser. Und als er die Runde

um den Tisch geendet hatte, und zu Wirth und Wirthin trat, hörte Laura, wie diese ihm für den lustigen Abend dankten und seine frohe Laune rühmten.

So kehrte er zu seinem Platz zurück. Und jetzt hatte er sogar die Unverschämtheit sich an Laura zu wenden. Mit einem Ausdruck, in welchem Laura deutlich den Hohn erkannte, hielt er ihr unterm Tisch die Hand hin und sagte: „Machen wir Friede, böse Frau Gevatterin; reichen Sie mir Ihre Hand.“ Da empörte sich Lauras ganzes Herz, sie rief: „Sogleich sollen Sie meine Hand haben.“ Sie griff schnell in eine geheime Tasche, fuhr in einen Katzenhandschuh und kratzte ihn damit auf die Rückseite seiner Hand. „Da nehmen Sie den Handedruck, den Sie verdienen.“

Der Doctor fühlte einen scharfen Schmerz, fuhr mit der Hand in die Höhe und sah diese durch einige rothe Striche tättowirt. Laura aber warf ihm den Handschuh in den Schooß und setzte dazu: „Wäre ich ein Mann, ich machte Ihnen auf andere Weise fühlbar, daß Sie mich beleidigt haben.“

Der Doctor blickte um sich, seine Nachbarin zur Linken war aufgestanden, auf der andern Seite bildete der Hausherr, über den Tisch gebeugt, harmlos einen Wall gegen die Außenwelt. Dann sah er erstaunt auf den Fehdehandschuh in seinem Schooß, und alles war ihm unbegreiflich, nur das Eine empfand er, daß Laura trotz ihrer Leidenschaft von hinreißender Schönheit war.

Auch er fuhr mit der Hand in seine Tasche und

ſagte: „Glücklicherweiſe bin ich in der Lage, auf dieſe Riſſe Ihr Geſchenk von heut Morgen legen zu können.“ Und er holte das roth und ſchwarze Tuch hervor und mühte ſich, daſſelbe um die verwundete Hand zu ſchlingen, wobei nicht zu vermeiden war, daß die Hand ein unheimliches, mörderiſches Ausſehen erhielt. Als Laura die blutigen Schrammen ſah, erſchrak ſie, aber ſie wußte ihre Reue tapfer zu verbergen und warf ihm nur die kalten Worte zu: „Wenigſtens wird für Ihre Hand beſſer ſein, wenn Sie mein Tuch zum Verband nehmen, als dieſes ſteife Leder.“

„Es iſt Ihr Tuch,“ verſetzte der Doctor traurig.

„Das iſt noch ſchlimmer als alles andere,“ rief Laura mit bebender Stimme. „Sie haben heut eine Art mit mir zu verkehren, die für mich entwürdigend iſt, und ich frage Sie, was habe ich gethan, um ſolche Behandlung zu verdienen?“

„Was habe denn ich gethan, daß Sie mir dieſe Vorhaltung machen?“ frug der Doctor, „Sie haben mir heut Morgen dieſen Gevattergruß geſandt.“

„Ich?“ rief Laura, „Sie haben mir dieſe Katzenpfoten geſandt, aber nicht ich dies Tuch. Mein Tuch hatte nichts von den Reizen dieſes bunten Drucks, es war nur weiß.“

„Ebenſo darf ich von meinen Handſchuhen ſagen, ſie hatten nicht den Vorzug Krallen zu beſitzen, es war gewöhnliches Leder.“

Laura wandte ſich zu ihm hin und ſtarrte ihm ängſtlich in das Geſicht. „Iſt das wahr?“

„Es ist wahr," versicherte der Doctor mit überzeugender Aufrichtigkeit, „von diesen Pelzhandschuhen weiß ich nichts."

„Dann sind wir beide Opfer einer Täuschung," rief Laura bestürzt. „O, verzeihen Sie mir, vergessen Sie, was geschehen ist." Und den Zusammenhang ahnend, fuhr sie fort: „Ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr davon. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Tuch abbinde." Er hielt ihr die Hand hin, sie trocknete ihm die Finger mit ihrem Tuche und schlang es hastig über die Risse. „Es ist zu klein zum Verbande," sagte sie traurig, „wir müssen Ihr eigenes darüber legen. Das war ein häßlicher Tag, Herr Doctor, o vergessen Sie und sein Sie mir nicht böse."

Böse war der Doctor keineswegs, und das war auch aus der eifrigen Unterhaltung zu erkennen, in welche beide jetzt versanken. Denn beiden war das Herz leicht geworden, und sie waren bemüht einander das gegenseitig zu beweisen. Und als der Wagen sie vor ihren Thüren absetzte, gab es einen herzlichen Nachtgruß.

Am nächsten Morgen trat Herr Hummel in Lauras Geheimzimmer und legte ein blaues Papier auf den Tisch. „Da ist gestern ein Irrthum vorgefallen," sagte er, „hier hast du, was dir gehört." Laura öffnete schnell das Papier, ihr gesticktes Tuch lag darin. „Dem Doctor drüben habe ich seine Handschuhe auch zurückgeschickt, und eine Empfehlung dazu, und ich habe ihm auch sagen lassen, es sei ein Versehen, und ich, der Vater Hummel, sendete ihm, was ihm gehörte."

„Vater," rief Laura ihm gegenübertretend, „diese neue Kränkung war nicht nöthig. Mir magst du anthun, was dir dein Haß gegen die Nachbarn eingiebt, aber daß du nach allem, was gestern geschehen ist, auf's neue einen Dritten verletzen kannst, das ist grausam von dir. Dies Tuch gehört dem Doctor. Und da ich es zurückerhalte, werde ich es ihm bei erster Gelegenheit wieder geben."

„Richtig," sagte Hummel, „es ist von dir mit eigenen Händen gesäumt und gestickt. Thue jetzt, was du vor deinem Kopfe verantworten kannst. Du weißt aber, und auch er weiß, was ich von diesen Artigkeiten zwischen hier und dort halte. Willst du gegen meinen entschiedenen Willen handeln, so wage es. Auf einen Geschenkfuß mit den Hähnen möchte ich unsere Wirthschaft nicht einrichten, weder in Kleinem, noch in Größerem. Und da du, wie ich höre, bei den Miethern mit dem Doctor oft zusammenkommst, so wird gut sein, wenn du auch daran denkst. Und dies sollte eine Erinnerung sein." Er ging gemüthlich zur Thür hinaus und ließ seine Tochter im Aufruhr gegen sein hartes Regiment zurück. Sie hatte nicht gewagt, dem Vater zu widersprechen, denn er war heut, abweichend von seinem polternden Wesen, in ruhiger Haltung und sie fühlte aus seinen Worten einen Sinn, der ihr den Mund schloß und das Blut in die Wangen trieb. Und es wurde für das geheime Tagebuch ein stürmischer Vormittag.

Herr Hummel war auf seinem Comtoir mit einer Lieferung von Soldatenkäppis beschäftigt, als ihn ein Klopfen störte und zu seiner Verwunderung Fritz Hahn eintrat. Hummel blieb würdig sitzen, bis der achtungsvolle Gruß des Andern vollzogen war, dann erhob er sich langsam und begann im Geschäftston: „Was steht zu Ihren Diensten, Herr Doctor? Wenn Sie einen feinen Filzhut nöthig haben, wie ich annehme, so ist das Verkaufslokal eine Treppe tiefer."

„Ich weiß es," versetzte der Doctor artig. „Ich komme zunächst Ihnen für das Tuch zu danken, das Ihre Güte mir ausgesucht und gestern zum Geschenk gemacht hat."

„Nicht übel," sagte Hummel. „Es ist der alte Blücher darauf gemalt; er ist ein Stück Landsmann von mir und ich dachte, daß Ihnen das Tuch deswegen angenehm sein würde."

„Ganz recht," antwortete Fritz, „ich werde mir es als Andenken sorgfältig aufheben. Und ich verbinde mit meinem Dank die Bitte, daß Sie diese Handschuhe hier Fräulein Laura überreichen. Wenn gestern bei der Uebergabe ein Versehen vorgefallen ist, wie Sie mir freundlich mittheilen ließen, so habe ich daran keine Schuld. Und da diese Handschuhe Ihrem Fräulein Tochter bereits gehören, so bin ich natürlich außer Stande dieselben zurückzunehmen."

„Wieder nicht übel," sagte Hummel, „aber Sie sind im Irrthum. Die Handschuhe gehören meiner Tochter

ganz und gar nicht, sie sind von Ihnen gekauft und von meiner Tochter mit keinem Auge gesehen worden. Und sie sind heut früh zum Eigenthümer zurückgewandert."

„Verzeihung," entgegnete Fritz, „wenn ich Sie selbst als Zeugen gegen Ihre Worte in Anspruch nehme, die Handschuhe sind gestern als ein landesübliches Geschenk an Fräulein Laura geschickt worden, Sie selbst haben dem Boten die Sendung abgenommen, und durch Ihre Worte die Annahme bestätigt. Die Handschuhe sind also durch Ihre eigene Mitwirkung Eigenthum des Fräuleins geworden, und ich habe durchaus kein Anrecht darauf."

„Kein Advocat kann einen Fall besser in's Licht setzen," entgegnete Herr Hummel mit Behagen. „Es ist nur ein Uebelstand dabei. Diese Handschuhe waren undeutlich, denn sie lagen in Papier und Blumen versteckt, wie ein Frosch im Grase. Hätten Sie mir die Handschuhe offen und mit der Bitte, sie meiner Tochter zu geben, in dies Comtoir gebracht, so würde ich Ihnen schon gestern gesagt haben, was ich Ihnen jetzt sage, daß ich Sie nämlich für einen ganz wackern jungen Mann halte, und daß ich nichts dawider habe, wenn Sie jeden Tag Pathe stehen, daß ich aber sehr viel dawider habe, wenn Sie meiner Tochter irgend etwas von dem beweisen, was man hier zu Lande Artigkeit nennt. Ich bin gegen Ihr Haus nicht artig, und ich will es nicht sein. Und deshalb kann ich auch nicht zugeben, daß Sie gegen meine Leute artig sind. Denn was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

„Ich bin wieder in der unangenehmen Lage," entgegnete der Doctor, „Sie durch Ihre eigenen Thaten widerlegen zu müssen. Sie selbst haben mir gestern die Ehre einer Artigkeit erwiesen. Da Sie mir als persönliches Zeichen Ihres Wohlwollens ein Tuch geschenkt haben, worauf ich, der ich nicht Ihr Mitgevatter bin, gar keinen Anspruch hatte, so darf auch ich sagen, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Und grade Sie werden gar nichts einwenden dürfen, wenn ich diese Handschuhe in Ihr Haus sende."

Hummel lachte. „Alle Hochachtung, Herr Doctor; Sie haben nur vergessen, daß Vater und Tochter nicht ganz dasselbe sind. Ich habe nichts dagegen, daß Sie mir gelegentlich ein Geschenk machen, wenn Sie diesem Triebe nicht widerstehen können. Ich werde mir dann überlegen, was ich Ihnen dagegen zuschicken kann. Und wenn Sie also meinen, daß diese Handschuhe für mich passend sind, so will ich sie als eine Ausgleichung zwischen uns beiden behalten. Und wenn ich einmal mit Ihnen zusammen Pathe stehen sollte, werde ich sie über meine Daumen ziehen und Ihnen vorzeigen."

„Ich habe sie Ihnen als Eigenthum Ihrer Tochter übergeben," erwiederte Fritz mit Haltung, „wie Sie weiter damit verfahren, darüber steht mir keine Entscheidung zu, nur ein Wunsch."

„So ist es recht, Herr Doctor," stimmte Hummel bei, „die Sache ist zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgemacht, und wir sind mit einander zu Ende."

„Noch nicht ganz," versetzte der Doctor. „Was jetzt kommt, ist allerdings eine Forderung an Sie. Auch Fräulein Laura hat als meine Gevatterin mir ein Tuch bestimmt und übersandt. Das Tuch ist nicht in meine Hände gekommen, ich habe unzweifelhaft das Recht, auch dieses Tuch als mein Eigenthum zu betrachten, und ich ersuche Sie ergebenst, die Zusendung zu bewirken."

„Oho," rief Hummel, und der Bär in ihm regte sich. „Das sieht aus wie Trotz, und darauf gebührt eine andere Sprache. Mit meinem Willen erhalten Sie das Tuch nicht, es ist meiner Tochter zurückgegeben, und wenn sie es Ihnen noch einhändigt, handelt sie als ein ungehorsames Kind gegen das Gebot ihres Vaters."

„Dann also ist meine Absicht, Sie zum Widerruf dieses Verbotes zu veranlassen," versetzte der Doctor nachdrücklich. „Sie haben, wie ich gestern zufällig bemerkte, die übersandten Handschuhe mit anderen vertauscht, welche bei Fräulein Laura den Glauben anregen mußten, daß ich ein unverschämter und fahler Spaßmacher sei. Solche hinterlistige Kränkung eines Freundes, selbst wenn er ein Gegner wäre, ziemt keinem redlichen Mann."

Hummels Augen wurden groß und er trat einen Schritt zurück. „Alle Wetter," brummte er, „ist so etwas möglich? sind Sie der Sohn Ihres Vaters? sind Sie Fritz Hahn, der junge Humboldt? Sie können ja grob sein wie ein Bürstenbinder."

„Nur wo es nöthig ist," versetzte Fritz. „Ich habe mir in meinem Verhalten gegen Sie nie einen Mangel

an Zartgefühl zu Schulden kommen lassen, Sie aber haben gegen mich ein Unrecht begangen, und Sie sind mir eine Genugthuung schuldig. Als ehrlicher Mann werden Sie mir diese geben und meine Genugthuung soll das Tuch sein."

„Es ist hinreichend," unterbrach ihn Hummel, die Hand erhebend, „das Alles nutzt Ihnen nichts. Denn ich will Ihnen, da wir unter uns sind, gradezu sagen, ich habe das nicht, was Sie Zartgefühl nennen. Wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen, so wäre mir das in der Stille leid, insofern ich Sie als einen muthigen jungen Mann vor mir sehe, der auch seine Grobheit hat. Wenn ich mir aber wieder bedenke, daß Sie Fritz Hahn heißen, so kommt mir die Meinung, daß es mir ganz recht ist, wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen. Und damit müssen Sie sich begnügen."

„Was Sie mir sagen," versetzte Fritz, „ist zwar unhöflich, aber redlich ist es nicht. Und ich gehe mit der Empfindung von Ihnen, daß Sie gegen mich etwas gut zu machen haben. Dies Gefühl ist für mich jedenfalls angenehmer, als wenn ich in Ihrer Lage wäre."

„Ich sehe, wir verstehen uns in allen Dingen," erwiederte Hummel, „wie zwei Geschäftsleute, die beide ihren Vortheil gehabt haben. Ihnen ist es angenehm, daß ich ein Unrecht gegen Sie habe, und mir macht es keinen Kummer. Und so soll es bleiben, Herr Doctor. Wir sind in unserm Herzen und vor der Welt Feinde, im Uebrigen aber alle Hochachtung."

Der Doctor verneigte ſich und ſchied aus dem Comtoir, Herr Hummel ſah nachdenklich auf die Stelle, wo er geſtanden hatte.

Er war den ganzen Tag in einer milden und menſchenfreundlichen Stimmung, die er zunächſt dadurch bewies, daß er mit ſeinem Buchhalter philoſophirte. „Haben Sie auch einmal Bienenzucht betrieben?“ frug er ihn über den Comtoirtiſch.

„Nein, Herr Hummel,“ verſetzte dieſer, „wie ſollte ich dazu kommen?“

„Es fehlt Ihnen an Unternehmungsgeiſt,“ fuhr Hummel tadelnd fort, „warum wollen Sie ſich dieſes Vergnügen nicht gönnen?“

„Ich wohne ja in einer Dachſtube, Herr Hummel.“

„Thut nichts, die neuen Erfindungen erlauben den Bienengenuß in einem Tabackskaſten. Sie ſetzen den Schwarm hinein, öffnen das Fenſter und ſchneiden von Zeit zu Zeit Ihren Honig heraus. Sie können dabei ein reicher Mann werden. Sie ſagen, daß dieſes Geſchmeiß Ihre Hausleute und Nachbarn ſtechen wird, haben Sie keine Sorge, ſolche Rückſichten ſind altfränkiſch. Folgen Sie doch dem Beiſpiel gewiſſer anderer Leute, die auch ihre Bienenſtöcke an die Straße ſetzen, um die Ausgaben für Zucker zu erſparen.“

Der Buchhalter wollte dieſem Vorſchlag zur Güte nicht widerſprechen. „Wenn Sie meinen,“ verſetzte er nachgiebig.

„Den Teufel meine ich, Herr,“ brach Hummel los,

„laſſen Sie ſich nicht einfallen, mit einem Bienenſchwarm in der Taſche in mein Comtoir zu kommen, ich bin entſchloſſen, dergleichen Unfug unter keinen Umſtänden zu dulden. Für dieſe Gaſſe bin ich Hummel genug, und ich verbitte mir jede Art von Summen und Schwärmen um Haus und Hof.“

Als er am Nachmittag mit Frau und Tochter im Garten luſtwandelte, hielt er plötzlich an. „Was war es doch, das hier durch die Luft flog?“

„Es war ein Käfer,“ ſagte ſeine Frau.

„Es war eine Biene,“ ſagte Herr Hummel. „Sollte dies Geſindel ſchon ausfliegen? Wenn es etwas giebt, was ich nicht leiden kann, ſo ſind es Bienen. Richtig, da iſt wieder eine. Sie beläſtigt dich, Philippine.“

„Ich kanns nicht ſagen,“ verſetzte dieſe.

Aber wenige Augenblicke darauf flog eine Biene unleugbar um Lauras Locken, und Laura mußte ſich mit ihrem Sonnenſchirme gegen die kleine Arbeiterin vertheidigen, welche die Wangen des Mädchens mit einem Pfirſich verwechſelte. „Es iſt auffallend,“ ſagte Hummel zu den Frauen, „das war doch ſonſt nicht ſo arg. In einem hohlen Baum des Parks muß ſich ein Bienenſtock etablirt haben, dergleichen kommt vor. Da draußen ſchläft der Parkwächter auf einer Bank, froh, daß ihn ſelber Niemand ſtiehlt. Du ſtehſt ja gut mit dem Manne, mache ihn doch darauf aufmerkſam. Das Ungeziefer iſt unleidlich.“

Frau Hummel ließ ſich zu einer Frage verleiten, der Wächter verſprach aufzumerken, kam nach einer

Weile wieder an den Zaun und rief leise: „Pst, Madame Hummel.“

„Der Mann ruft dich,“ ermahnte Hummel.

„Sie kommen aus dem Garten des Herrn Hahn,“ berichtete vorsichtig der Parkwächter, „dort steht jetzt ein Bienenstock.“

„Wirklich?“ frug Hummel, „ist es möglich, sollte Hahn diese Liebhaberei gewählt haben?“ Laura sah unruhig auf den Vater. „Ich bin ein friedlicher Mann, Wächter, und ich kann meinem Nachbar nicht zutrauen, daß er uns solchen Tort anthut.“

„Es ist sicher, Herr Hummel,“ sagte der Parkwächter, „sehen Sie dort das gelbe Ding?“

„Richtig,“ rief Hummel kopfschüttelnd, „es ist gelb.“

„Laß gut sein, Heinrich, vielleicht wird es nicht so arg,“ begütigte seine Frau.

„Nicht so arg?“ frug Hummel zornig. „Soll ich zusehen, wie sich die Bienen auf deine Nasenspitze setzen, soll ich dulden, daß meine Frau den ganzen Sommer eine Kugel vor sich herträg', so groß wie ein Apfel? Laß nur gleich eine Stube für den Chirurgus zurecht machen, er wird doch die nächsten Monate nicht aus unserm Hause kommen.“

Laura trat an den Vater: „Ich sehe dir's an, du willst mit den Nachbarn wieder Streit anfangen; wenn du mich liebst, thu' es nicht. Ich kann dir nicht sagen, Vater, wie sehr mir dieses Gezänk zuwider ist. Ich habe genug darunter gelitten.“

„Ich glaube dir's," erwiderte Hummel gemüthlich. „Aber grade weil ich dich liebe, muß ich bei guter Zeit diesen Injurien von drüben ein Ende machen, bevor dieses beflügelte Zeug seinen Honig aus unserm Garten hinüberträgt. Ich will dich von keiner Nachbarbiene anfallen lassen, verstehst du?"

Laura wandte sich ab und sah finster in das Wasser, auf welchem abgefallene Kätzchen der Birken langsam der Stadt zuschwammen. „Thun Sie etwas Uebriges, Wächter, um den Frieden zwischen Nachbarn zu erhalten," fuhr Hummel fort, „und richten Sie Herrn Hahn meine Empfehlung und die Bitte aus, er möchte seine Bienen anbinden, damit ich nicht in die Lage komme, wieder die Polizei zu Hülfe zu rufen."

„Ich will ihm sagen, Herr Hummel, daß die Bienen der Nachbarschaft lästig werden. Denn es ist wahr, die Gärten sind klein."

„Sie sind ja so enge, daß man sie in einer Schachtel auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen kann," räumte Hummel bereitwillig ein. „Thun Sie's auch aus Erbarmen mit den Bienen selbst. Unsere drei Märzbecher werden als Futter nicht lange vorhalten, und nachher bleibt ihnen nichts übrig, als das eiserne Gitter zu benagen." Er gab dem Wächter einige Groschen und fügte für seine Frau und Tochter hinzu: „Um des lieben Friedens willen, ihr seht, wie sehr ich den Nachbar schone."

Die Frauen kehrten gedrückt und voll trüber Ahnung in das Haus zurück.

Da der Wächter ſich nicht wieder ſehen ließ, lauerte ihm Hummel am nächſten Tage auf. „Nun?“ frug er.

„Herr Hahn meinte, die Stöcke wären weit von der Straße hinter Gebüſch. Und ſie beläſtigten Niemanden. Und er würde ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen.“

„Da haben wir's,“ brach Hummel los, „Sie ſind mein Zeuge, daß ich das Menſchenmögliche gethan habe, um Streit zu vermeiden. Der Mann hat vergeſſen, daß es einen Paragraph 167 giebt. Es thut mir leid, Wächter, aber jetzt muß die Polizei das letzte Wort ſprechen.“

Und Herr Hummel beſprach ſich vertraulich mit einem Polizeidiener. Herr Hahn aber gerieth wieder einmal in Aufregung und Zorn, als er auf's Rathhaus beſtellt wurde; und Herr Hummel behielt gewiſſermaßen Recht, denn die Polizei gab Herrn Hahn den Rath, einer Beläſtigung der Nachbarn und Vorübergehenden durch Entfernung der Körbe zuvorzukommen. Herr Hahn hatte ſich ſo herzlich über ſeine Bienen gefreut, ihre Wohnungen waren mit allen neuen Erfindungen ausgeſtattet, auch waren es gar nicht unſere zornigen deutſchen Bienen, ſondern italieniſche, welche nur ſtechen, wenn ſie auf's äußerſte gereizt werden. Das half jetzt alles nichts, denn auch der Doctor und Frau Hahn baten, die Stöcke zu entfernen, und ſo wurden dieſe in einer dunkeln Nacht von Herrn Hahn unter bittern und niederbeugenden Empfindungen auf's Land

geschafft. An der Stätte, die sie öde zurückgelassen, errichtete Herr Hahn wenigstens einige Staarnester auf Stangen. Sie waren ein schwacher Trost. Die Staare hatten bereits nach dem alten Brauch ihres Stammes Boten durch das Land geschickt und ihre Sommerwohnungen gemiethet, und nur Sperlinge nahmen frohlockend Besitz von den Kästen und ließen als lüderliche Haushalter lange Strohhalme zu den Löchern herabhängen. Herr Hummel aber zuckte verächtlich die Achseln und nannte die neue Erfindung mit lautem Baß Spatztelegraphen.

Das Gartenvergnügen begann, schwermüthige Ahnung war zur Wirklichkeit geworden, Argwohn und finstere Mienen schieden auf's neue die Nachbarhäuser.

6.

Kleine Gegenſätze.

Eine Profeſſorsfrau hat auch Noth mit ihrem Mann. Wenn Ilſe einmal mit wohlbekannten Frauen zuſammenſaß, mit der Raſchke, der Struvelius und der kleinen Günther, etwa bei einem vertraulichen Kaffee, der nicht gänzlich verachtet wurde, dann kam ſo allerlei zu Tage.

Es war doch eine hübſche Unterhaltung mit den gebildeten Frauen. Allerdings ſtreifte das Geſpräch zuweilen flüchtig über die Häupter der Dienſtboten, und die Sorgen der Wirthſchaft wagten ſich auch als quakende Fröſche aus dem Weiher gemüthlicher Plauderei hervor. Und Ilſe wunderte ſich, daß auch Flaminia Struvelius ernſthaft über das Aufbewahren kleiner Eſſiggurken zu ſprechen wußte, und daß ſie angelegentlich nach den Kennzeichen der Jugend an einer gerupften Gans forſchte. Und die luſtige Günther erregte den Hausfrauen von größerer Erfahrung Entſetzen und Gelächter, als ſie erklärte, daß ſie das Geſchrei kleiner Kinder gar nicht ertragen könne, und daß ſie das ihre — das ſie noch nicht einmal hatte — vom erſten Anfang durch Streiche zu ehrbarer Ruhe zwingen werde. Wie

gesagt, die Rede schweifte von Größerem auch auf diese Gebiete. Und wenn so einmal Unbedeutendes daran kam, geschah es natürlich auch, daß die Männer einer ruhigen Besprechung gewürdigt wurden, und da ergab sich, daß jede der Frauen, wenn von Männern im allgemeinen die Rede war, doch an ihren eigenen dachte, und daß jede, ohne daß sie es aussprach, ein heimliches Bündel Sorgen mit sich herumtrug, und die Hörerinnen zu dem Schluß berechtigte, auch dieser Mann sei schwer zu behandeln. Gar nicht zu verbergen waren die Schicksale der Frau Raschke, denn sie waren stadtkundig. Man wußte sehr wohl, daß er an einem Markttage in seinem Schlafrock zur Universität gezogen war, in einem leuchtenden Schlafrock, orange und blau mit türkischen Mustern. Und seine Studenten, die ihn zärtlich liebten und seine Gewohnheiten wohl kannten, hatten doch ein lautes Lachen nicht unterdrückt, und Raschke hatte ruhig den Schlafrock über das Katheder gehängt und in Hemdsärmeln gelesen, und war im Ueberzieher eines Studenten nach Hause gekommen. Seitdem ließ Frau Raschke den Gatten niemals ausgehen, ohne ihn noch einmal zu untersuchen. Und ferner kam heraus, daß er sich nach zehn Jahren in den Straßen der Stadt noch immer nicht zurecht fand, und daß sie ihr Quartier nicht wechseln durfte, weil sie überzeugt war, daß ihr Professor sich nicht daran kehren und doch immer wieder in die alte Wohnung zurücklaufen würde. Auch Struvelius machte Sorge. Die

letzte gewaltige hatte Alſe perſönlich kennen gelernt, aber es wurde auch ermittelt, daß er von ſeiner Frau forderte, für ihn lateiniſche Correcturen zu leſen, weil ſie ein wenig dieſe Sprache gelernt hatte, und daß er gänzlich außer Stande war, freundlichen Weinreiſenden ſeine Aufträge zu verſagen. Und die Struweline hatte bei ihrer Verheirathung einen ganzen Keller voll kleiner und großer Weinfäſſer gefunden, die noch gar nicht abgezogen waren, während er ſelbſt bitterlich klagte, daß er keinen Wein in den Keller bekomme. Und ſogar die kleine Günther erzählte, daß ihr Gatte der Nachtarbeiten ſich nicht entſchlagen konnte und daß er bei einer ſolchen Ausſchweifung mit der Lampe unter den Büchern umherflackerte und einer Gardine zu nahe kam, die Gardine fing Feuer, er riß ſie ab, verbrannte ſich dabei die Hände und drang mit kohlſchwarzen Fingern in die Schlafſtube, verſtört, und einem Othello ähnlicher als einem Mineralogen.

Alſe erzählte nichts aus ihrer kurzen Laufbahn, aber auch ſie hatte Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Zwar in ſpäter Arbeit war ihr Hausherr mäßig, auch mit dem Weine wußte er ziemlich Beſcheid, und trank bei Gelegenheit wacker ſein Glas, wie einem deutſchen Gelehrten ziemt. Doch mit dem Eſſen war's bei ihm traurig beſtellt. Es iſt ja nicht ſchön, wenn man viel um den Magen ſorgt, und vollends einem Profeſſor nicht anſtändig, aber wenn einer gar nicht weiß, was er ißt, und Entenbein und Gansbein verwechſelt, ſo iſt das

auch keine Freude für die, welche ihm etwas Gutes erweisen möchten. Zum Tranchiren war er vollends nicht zu brauchen. Die zähen ſtymphaliſchen Vögel, welche Herkules erlegt hatte, und den ungenießbaren Vogel Phönix, den ſein Tacitus mit Achtung erwähnte, kannte er viel genauer als den Knochenbau einer Truthenne. Und Ilſe gehörte zwar nicht zu den Hausfrauen, denen Vergnügen iſt, den ganzen Tag in der Küche zu ſtehen, aber ſie verſtand das Geſchäft und ſetzte eine Ehre darein, für den Mittagstiſch ihr Herrſcheramt würdig zu üben. Das war alles vergebens. Er machte zuweilen einen Verſuch, ſeine Tafel zu loben, aber Ilſe kam dahinter, daß ſein Herz gar nicht dabei war. Denn als ſie ihm einen prächtigen Faſan vorſetzte und er an ihrer beobachtenden Miene merkte, daß eine Aeußerung erwartet werde, da lobte er die Köchin, weil ſie ein ſo ſtattliches Huhn eingekauft. Ilſe ſeufzte und ſuchte ihm den Unterſchied aus einander zu ſetzen, und ſie mußte erleben, daß ihr Gabriel nach Tiſch bedauernd ſagte: „Es iſt umſonſt, ich kenne den Herrn, er hat kein Geſchick zum Eſſen.“ Seitdem war Ilſe auf die Anerkennung angewieſen, welche ihr einzelne Herren des Theetiſches zollten. Das war ihr kein Erſatz. Auch der Doctor hatte nach dieſer Richtung nicht viel Achtungswerthes. Und es war jämmerlich und niederbeugend, die beiden Herren vor einem Schnepfenpaar zu ſehen, das der Vater geſchickt hatte.

Der Profeſſor aber hielt den Doctor für ausneh-

mend praktiſch, weil dieſer etwas Geſchick im Kaufen und Einrichten hatte, und er war gewöhnt, bei vielen Ereigniſſen des Tages den Freund zu Rathe zu ziehen. Der Schneider kam und brachte Tuchproben zu einem neuen Rock. Der Profeſſor ſah zerſtreut auf die farbigen Signale der aufgeklappten Mappe. „Alſe, ſchicke doch zum Doctor, damit er wählen hilft.“ Alſe ſchickte, aber mit böſem Willen, zum Rockkaufen brauchte man den Doctor auch noch nicht, und wenn ihr lieber Mann darin keinen Entſchluß hatte, ſo war ſie doch auch da. Aber vorläufig half das nichts, der Doctor beſtimmte gebietend Rock, Weſte und den übrigen Kleiderbedarf ihres Gatten. Alſe hörte der Verhandlung ſchweigend zu, aber ſie war recht herzlich böſe auf den Doctor, und auch ein wenig auf ihren Hausherrn. Und ſie beſchloß in der Stille, daß das ſo nicht bleiben dürfe. Sie unternahm ſchnell eine Kopfrechnung mit ihrem Wirthſchaftsgeld, ließ den Schneider in ihr Zimmer kommen, und beſtellte ſelbſt einen zweiten Anzug für ihren Mann, mit dem Auftrage, dieſen zuerſt zu machen. Und als der Künſtler ſein Werk abgeliefert hatte, rief ſie den Gatten und frug, wie ihm die Prachtſtücke gefielen. Er lobte, und ſie ſagte: „Sie ſind für dich. Ich mache mich ſo hübſch als ich kann, um dir zu gefallen, trage du auch einmal mir zu Ehren, was ich für dich ausgeſucht habe. Und habe ich's getroffen, ſo wähle ich dir in Zukunft, und ich übernehme die Verantwortung für deine Garderobe.“

Aber der Doctor sah verwundert darein, als der Professor in anderm Schmucke erschien. Es ergab sich jedoch, daß er nichts daran auszusetzen vermochte. Und als Alfe dem Doctor allein gegenüber saß, begann sie: „Beide lieben wir den Mann da drinnen, und wir wollen uns über ihn vereinigen. Sie haben das größte Recht, der Vertraute seiner Arbeiten zu sein, und ich darf nie daran denken, mich darin Ihnen gleich zu stellen. Aber wo mein kleiner Hausverstand ausreicht, da wenigstens möchte ich ihm nützlich werden, und was ich ihm darin sein kann, lieber Herr Doctor, überlassen Sie mir."

Sie sagte das lächelnd, der Doctor aber trat ernsthaft vor sie hin: „Sie sprechen aus, was ich lange empfunden. Ich habe mehre Jahre mit ihm gelebt und manchmal für ihn gelebt, und diese Zeit war mir ein hohes Glück, jetzt fühle ich sehr wohl, daß Sie den nächsten Anspruch auf ihn haben. Ich werde versuchen müssen, mich in manchem zu bescheiden; es wird mir schwer, aber es ist zuletzt gut, daß es so kommt."

„So waren meine Worte nicht gemeint," rief Alfe unruhig.

„Ich verstehe wohl, wie sie gemeint waren, und ich verstehe auch, daß Sie Recht haben. Ihre Aufgabe ist nicht nur, ihm sein Leben bequem zu machen. Denn er sieht gleichgültig über vieles weg, was den Tag schmückt und behaglich zurichtet. Aber inniges Bedürfniß ist ihm, mit seiner Umgebung bei allem, was ihn und seine Zeit

bewegt, im Einklang zu leben. Darin iſt er weich und reizbar. Nicht daß ich ein Verſtändniß für Einzelheiten ſeiner Arbeit habe, machte ihn zu meinem Freund, ſondern weit mehr das gute Einvernehmen in den großen und kleinen Fragen unſeres Lebens. Ich ſehe jetzt, wie eifrig Sie bemüht ſind, auch darin ihm Vertraute zu werden. Und glauben Sie mir, der wärmſte Wunſch meines Herzens iſt, daß Sie mit der Zeit dieſes hohe Recht erhalten."

Er ſchied mit ernſtem Gruß, und Ilſe ſah ihm betroffen nach. Der Doctor hatte an eine Seite gerührt, deren Schwirren ſie in ihrem Glücke immer wieder mit Schmerzen fühlte. Ihr war das neue Hausweſen leicht und klein, und alles ſchnurrte wie ein Kreiſel und auch ſie legte keinen großen Werth auf ihre Thätigkeit. Aber es that ihr doch weh, daß ihre Arbeit dem Gatten ſo wenig war, und ſie dachte wieder: „Was ich ihm ſein kann, das merkt er kaum, und wo es mir ſchwer wird, ſeinem Geiſte zu folgen, da entbehrt er vielleicht eine Seele, die ein beſſeres Verſtändniß hat."

Das waren leichte Wolkenſchatten, welche über die ſonnige Landſchaft dahinfuhren, aber ſie kamen oft, wenn Ilſe in ihrem Zimmer grübelnd allein ſaß.

Einſt in der Dunkelſtunde war Profeſſor Raſchke angelangt, er zeigte ſich willig, über Abend zu bleiben, und Felix ſandte den Diener zur Frau Profeſſorin, dieſer die Sorge um den abweſenden Gatten zu nehmen. Da

Raſchke unter den gelehrten Herren Ilſe's Liebling war, gab ſie in der Noth einen Küchenbefehl, der ihm wohlthun ſollte. Dieſer Befehl verurtheilte einige junge Hühner, welche kurz vorher lebend angelangt waren, zum Tode. Die Herren waren bereits in Ilſe's Zimmer, als aus der Küche ein klägliches Geſchrei ertönte und das Küchenmädchen ihr bleiches Geſicht an der Thür zeigte und die Herrin herausrief. Dort fand ſich, daß das Gemüth des Mädchens das Schlachten nicht bewerkſtelligen konnte. Da Gabriel die nöthigen Meucheleien ſonſt ſtill an entlegener Stätte beſorgt hatte, wußte ſie ſich heut keinen Rath, ein ängſtlicher Verſuch war unglücklich abgelaufen, und Ilſe mußte das Unvermeidliche ſelbſt thun. Als ſie wieder eintrat, frug unglücklicher Weiſe Felix nach dem Grunde der Aufregung, und Ilſe erzählte kurz den Vorfall.

Die Hähnchen kamen auf den Tiſch, ſie machten der Küche keine Schande, Ilſe ſchnitt und legte vor. Aber ihr Gatte ſchob den Teller zurück, und Raſchke arbeitete zwar aus Artigkeit ein wenig an ſeinem Bruſtſtücke herum, würgte aber auch über den Biſſen. Ilſe ſah mit großen Augen auf die beiden Männer. „Weshalb eſſen Sie nicht, Herr Profeſſor?“ frug ſie endlich den Gaſt mit mühſam erkämpfter Ruhe.

„Es iſt nur eine Schwäche der Empfindung,“ erwiederte Raſchke, „und Sie haben ganz Recht, es iſt eine Thorheit; mich ſtört noch das Geſchrei der armen Gebratenen.“

„Dich auch, Felix?“ frug Alſe mit ausbrechendem Eifer.

„Ja,“ erwiederte dieſer, „iſt es nicht möglich, das Umbringen unmerklich zu machen?“

„Nicht immer,“ entgegnete Alſe gekränkt, „wenn der Raum ſo enge und die Küche ſo nahe iſt.“ Sie klingelte und ließ den unglücklichen Braten abtragen. „Da man in der Stadt das Schlachten ſo ſehr bedauert, ſollte man kein Fleiſch eſſen.“

„Sie haben ganz Recht,“ wiederholte Raſchke verſöhnend, „und unſere Empfindlichkeit hat nur geringe Berechtigung. Wir finden die Zubereitungen unbehaglich und laſſen uns Bereitetes in der Regel ſehr wohl gefallen. Aber wer gewöhnt iſt, das Thierleben mit Theilnahme zu betrachten, den beunruhigt die Zerſtörung eines Organismus für egoiſtiſche Zwecke immer, wenn ſie in einer Weiſe vollzogen wird, an welche er zufällig nicht gewöhnt iſt. Denn das ganze Leben der Thiere hat für uns etwas Geheimnißvolles. Dieſelbe Lebenskraft, die wir an uns beobachten, iſt im Grunde auch in ihnen thätig, nur eingeengt durch eine anders beſchränkte und im Ganzen weit unvollkommenere Organiſation!“

„Wie kann man ihre Seele mit der des Menſchen vergleichen,“ rief Alſe, „das Vernunftloſe mit dem Vernünftigen, das Vergängliche mit dem Ewigen!“

„Was das Unvernünftige betrifft, liebe Frau Collega, ſo iſt es ein Wort, bei dem man ſich in dieſem Falle nichts Genaues denkt. Wie groß der Unterſchied

zwischen Mensch und Thier auch sei, er ist schwer festzustellen, und auch nach dieser Richtung ziemt uns Bescheidenheit. Wir wissen sehr wenig von den Thieren, selbst von denen, welche täglich mit uns leben. Und ich gestehe Ihnen, daß mir der gelegentliche Versuch, dies Unverständliche meinem Verständniß näher zu rücken, eine Achtung und Scheu vor dem fremdartigen Leben eingeflößt hat, bei welcher zuweilen Schrecken war. Ich leide nicht, daß Jemand von meinen Leuten sein Herz an ein Thier hängt. Auch aus einer Weichheit des Gefühls, die, wie ich Ihnen zugebe, pedantisch ist. Aber die Einwirkung des menschlichen Gemüthes auf die Thiere ist mir vollends räthselhaft und unheimlich erschienen, es werden in den fremden Kreaturen dadurch Seiten ihres Lebens entwickelt, welche sie nach einzelnen Richtungen dem Menschen sehr ähnlich machen. Auch hat die liebevolle Annäherung an unsere Art für uns so viel Rührendes, daß wir leicht mehr Herz und Empfindung auf ein Thier wenden, als ihm und uns frommt."

„Aber das Thier bleibt doch, wie es seit der Schöpfung war," rief Alle, „unverändert in seinen Trieben und Neigungen. Wir können einen Vogel abrichten und einen Hund zwingen, daß er überbringt, was er selbst fressen möchte, aber das ist nur äußerer Zwang. Sind sie sich selbst überlassen, so bleibt ihnen Art und Natur ungeändert, und was wir Cultur nennen, fehlt ihnen ganz."

„Auch darüber sind wir keineswegs sicher," versetzte

Raſchke. „Wir wiſſen gar nicht, ob nicht jedes Geſchlecht der Thiere auch eine Bildung und Geſchichte hat, welche von der erſten Generation bis zur letzten reicht. Es iſt ſehr möglich, daß Kenntniſſe, Virtuoſitäten und Verſtändniß der Welt, ſoweit dies den Thieren möglich iſt, ſich in engerem Kreiſe ebenſo wandelte, als bei den Menſchen. Es iſt eine willkürliche Annahme, daß die Vögel vor tauſend Jahren genau ebenſo geſungen haben, als jetzt. Und ich bin der Anſicht, daß Wolf und Fuchs auf cultivirtem Boden in ähnlicher Lage ſind, wie die letzten Trümmer der Indianerſtämme unter den Weißen, während ſolche Thiere, die in erträglichem Frieden mit den Menſchen leben, wie die Sperlinge und anderes kleines Volk, ſogar die Bienen, in ihrer Art klüger werden und im Laufe der Zeit Fortſchritte machen, Fortſchritte, die wir in einzelnen Fällen ahnen, die unſere Wiſſenſchaft aber noch nicht darzuſtellen vermag.“

„Damit wird unſer Herr Oberförſter ſehr einverſtanden ſein,“ ſagte Alſe ruhiger, „er klagt bitterlich, daß die Finken unſerer Gegend ſich ſeit Menſchengedenken in ihrem Geſange erbärmlich verſchlechtert haben, weil alle guten Sänger weggefangen ſind und die jungen nichts Ordentliches mehr lernen.“

„Vortrefflich,“ rief Raſchke. „Und wie es unter den Thieren derſelben Art kluge und unwiſſende giebt, läßt ſich auch annehmen, daß den einzelnen eine gewiſſe geiſtige Arbeit zugewieſen iſt, welche über ihr Leben hinaus reicht. Und die Erfahrung eines alten Raben

oder die melodische Tonfolge einer schönsingenden Nachtigall wäre für die späteren Geschlechter nicht verloren, sondern wirkte auch in ihnen mit einer gewissen Dauer. Nach dieser Richtung darf man wohl von Cultur und Fortbildung auch der Thiere sprechen. — Aber der Küche gegenüber bekennen wir, daß wir zum Nachtheil für das gemeinsame Behagen an unrechter Stelle gefühlvoll geworden sind, und Sie zürnen uns deshalb nicht, liebe Freundin."

„Für diesmal wird es vergessen," erwiederte Alle versöhnt, „das nächste Mal setze ich Ihnen gesottene Eier vor, die werden doch kein Bedenken haben."

„Mit den Eiern ist es auch so ein eigen Ding," versetzte Raschke, „doch darüber enthalte ich mich billig einer näheren Betrachtung. Was mich aber hierher geführt hat," fuhr er zu Felix gewandt fort, „war nicht Huhn nicht Ei, sondern College Struvelius. Ich suche für ihn Versöhnung."

Felix setzte sich steif zurecht. „Kommen Sie in seinem Auftrage?"

„Noch nicht, aber auf Wunsch einiger Collegen. Sie wissen, daß für das nächste Jahr ein energischer Rector nöthig wird. Und es ist unter den Bekannten wiederholt von Ihnen die Rede gewesen. Struvelius wird wahrscheinlich Decan, schon deshalb wünschen wir, daß Sie beide in ein freundliches Verhältniß treten. Noch mehr des academischen Friedens wegen. Ungern sehen wir unsere Alterthumswissenschaft auf gespanntem Fuße."

„Was der Mann etwa gegen mich verüben hat," entgegnete der Professor stolz, „kann ich ihm leicht vergeben, obgleich das kleinliche und versteckte Wesen mir innerlich zuwider ist. Daß er durch seine thörichte Arbeit sich selbst und dadurch unsere Universität blos gestellt hat, ertrage ich schwerer. Was mich aber von ihm scheidet, das ist die Unehrlichkeit seiner Empfindung."

„Der Ausdruck ist zu stark," rief Raschke.

„Er entspricht genau seinem Thun," entgegnete der Professor „Als der Beweis einer Fälschung geführt war, da noch war seine Furcht, eine Niederlage zu erleben, stärker als sein Sinn für Wahrheit, und er hat sich selbst belogen, um Andere zu täuschen. Das ist eines deutschen Gelehrten unwürdig, und für solches Unrecht kenne ich keine Vergebung."

„Das ist wieder zu hart," versetzte Raschke, „er hat offen und loyal seinen Irrthum bekannt."

„Er hat es erst gethan, als durch Magister Knips ihm und Anderen die Fälschung an der Schrift augenscheinlich nachgewiesen und dadurch die letzte Ausflucht genommen war."

„Die Gefühle eines Menschen sind nicht so leicht wie Zahlen in ihre Elemente zu zerfällen," entgegnete Raschke, „und nur wer billig urtheilt, wird richtig rechnen. Er hat gekämpft mit verletztem Stolz, vielleicht zu lange, aber er hat sich herausgehoben."

„Ich gestatte an der Sittlichkeit eines wissenschaftlichen Mannes keine irrationalen Größen, hier war die

Frage, ſchwarz oder weiß, Wahrheit oder Lüge," rief Felix.

„Du haſt doch dem Magiſter größere Nachſicht bewieſen," ſagte Alſe bittend, „und ich habe ihn ſeit der Zeit mehr als einmal bei dir geſehen."

„Der Magiſter hat in der Hauptſache geringere Schuld," antwortete der Gatte. „Als ihm die Frage ernſthaft vor die Seele trat, hat er ſehr wohl ſeinen Scharfſinn angewandt."

„Er hatte Geld dafür bekommen," ſagte Alſe.

„Er iſt ein armer Teufel, gewöhnt als Zwiſchenhändler bei Antiquargeſchäften einigen Vortheil zu haben, und Niemand wird an ihn die Forderung ſtellen, daß er ſich durchweg als Gentleman erweiſe. Soweit ſeine gedrückte Seele der Wiſſenſchaft angehört, iſt ſie nicht ohne männlichen Stolz, das weiß ich. Und für dergleichen Naturen habe ich das wärmſte Mitgefühl. Denn ſein Leben iſt in der Hauptſache ein fortgeſetztes Martyrium zum Beſten Anderer. Und wenn ich einen ſolchen Mann verwende, ſo weiß ich ſicher, wo ich ihm vertrauen kann, wo nicht."

„Möchten Sie ſich darin nicht täuſchen," rief Raſchke.

„Ich übernehme Gefahr und Verantwortung," entgegnete der Profeſſor; „nichts weiter von dem Magiſter, er gehört nicht hierher. Wenn ich aber ſeine Schuld mit der des Struvelius vergleichen ſoll, ſo iſt mir nicht zweifelhaft, wer, alles eingerechnet, den größeren Mangel an Ehrgefühl gezeigt hat."

„Das iſt wieder ſo ungerecht," rief Raſchke, „daß ich eine ſolche Aeußerung über den abweſenden Collegen nicht anhören kann. Ich vermiſſe mit tiefem Bedauern in Ihrer Auffaſſung die Unbefangenheit, welche ich unter allen Umſtänden geboten halte, am meiſten im Urtheil über einen Amtsgenoſſen."

„Sie ſelbſt haben mir geſagt," verſetzte der Profeſſor ruhiger, „daß er dem Verkäufer Schweigen verſprochen hat, weil ihm Ausſicht auf noch andere geheimnißvolle Pergamente gemacht wurde. Wie können Sie für ſolches Preisgeben des eigenen Selbſtgefühls ein Wort der Entſchuldigung finden?"

„Es iſt wahr," erwiederte Raſchke, „das hat er gethan, und das war ſeine Schwäche."

„Das war ſeine Unſittlichkeit," rief der Profeſſor wieder, „und darüber komme ich nicht weg. Wer anders denkt, mag ihm die Hand drücken."

Raſchke ſtand auf. „Wenn Ihre Worte meinen, daß derjenige weniger Ethos beſitzt, der dem Struvelius noch die Hand drückt, ſo entgegne ich Ihnen, daß ich dieſer Mann bin, und daß mich dieſe Handlung noch keinen Augenblick vor mir ſelbſt gedemüthigt hat. Ich habe vor Ihrem kräftigen und reinen Empfinden eine recht innerliche Hochachtung, und es iſt mir manchmal ein Beiſpiel geweſen, aber heut muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich Ihrer nicht freue. Iſt dieſe Härte doch im Grunde deshalb in Sie gekommen, weil Struvelius Sie perſönlich verletzt hat, ſo geht ſie über das Maß hin-

aus, nach welchem wir nicht uns selbst, aber Andere beurtheilen sollen."

„Sie gehe über das Maß hinaus," rief der Professor, „ich kenne kein bescheidenes Maß bei den Anforderungen, die ich an das Rechts- und Anstandsgefühl meiner persönlichen Bekannten stelle. Mir ist nicht gleichgiltig, bei dieser Auffassung Sie zum Gegner zu haben; aber wie ich bin, selbst ein unvollkommener und irrender Mensch, ich kann mir diese Forderungen an meine Umgebung nicht herabstimmen."

„Ze will ich wünschen," brach Raschke los, „daß Sie selbst nie in den Fall kommen, Anderen bekennen zu müssen, Sie seien durch einen Betrüger gerade da getäuscht, wo sich Ihr Selbstgefühl am kräftigsten erhob. Denn wer so stolz über Andere urtheilt, dem würde das Bekenntniß der eigenen Kurzsichtigkeit nicht geringe Schmerzen bereiten."

„Ja, es wäre furchtbar für mich," rief Felix, „auch wider meinen Willen Andere in Unwahrheit und Lüge zu verstricken. Aber darauf vertrauen Sie, ich würde, um solches Unrecht zu sühnen, alles, was ich an Leben und Kraft noch habe, daran setzen. Unterdeß bleibt es zwischen jenem und mir wie bisher."

Raschke rückte seinen Stuhl unter den Tisch. „Dann gehe ich heute, denn ich bin durch unsere Erörterung aus der Ruhe gekommen, und ich würde ein schlechter Gesellschafter sein. Es ist das erstemal, Frau Collega, daß ich aus diesem Hause mit unbehaglichem Gefühl

ſcheide, und nicht am wenigſten ſchmerzt mich, daß meine unzeitige Parteinahme für Hühnerſeelen auch gegen Sie den Kamm geſträubt hat."

Ilſe ſah betrübt in das erregte Antlitz des werthen Mannes, und um die wogenden Gedanken zu glätten und an gute Freundſchaft zu mahnen, ſagte ſie bittend: „Aber das arme Huhn iſt Ihnen nicht erlaſſen, das müſſen Sie doch noch eſſen, und ich ſorge dafür, daß es Ihnen morgen durch Ihre Frau zum Frühſtück vorgeſetzt wird."

Raſchke drückte ihr die Hand und eilte zur Thür hinaus, der Profeſſor ging heftig im Zimmer auf und ab, endlich trat er vor ſeine Frau und frug kurz: „Habe ich Unrecht?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Ilſe zögernd, „aber als der Freund zu dir ſprach, war meine ganze Empfindung auf ſeiner Seite, und mir war, als hätte er Recht."

„Auch du?" ſagte der Profeſſor finſter, wandte ſich ab und ſchritt in ſeine Arbeitsſtube.

Und wieder ſaß Ilſe allein, das Herz war ihr ſchwer und ſie grübelte: „Er ſieht doch in vielen Dingen das Leben anders an als ich. Gegen die Thiere iſt er weicher und gegen die Menſchen zuweilen härter als ich ſein kann. Und wie ich mich auch mühe, ich bleibe ihm gegenüber ein ungeſchicktes Weib vom Lande. Er iſt gütig geweſen gegen die Rellmans, er wird es auch gegen mich ſein, aber er wird immer gegen mich Nachſicht üben müſſen."

Sie sprang auf und ihr Antlitz flammte.

Unterdeß fuhr Raschke im Vorzimmer umher. Auch dort herrschte Unordnung. Gabriel war noch nicht von seinem weiten Wege zurückgekehrt, die Köchin hatte das abgeräumte Mahl bis zu seiner Ankunft auf einen Seitentisch gestellt, und Raschke mußte allein seinen Ueberrock suchen. Er wühlte unter den Kleidern, griff einen Rock und einen Hut. Und da er heut nicht zerstreut war wie wohl sonst, fiel ihm bei einem Blick über die verschmähte Abendkost noch zu rechter Zeit ein, daß er ein Huhn essen mußte. Deshalb erfaßte er die neuen Zeitungen, welche Gabriel für seinen Herrn zurecht gelegt hatte, nahm schnell ein Huhn aus der Schüssel, wickelte es in die Blätter und versenkte es in die Tasche, deren Tiefe und Geräumigkeit ihn angenehm überraschte. So eilte er bei der erstaunten Köchin vorüber zur Wohnung hinaus. Als er die Entreethür öffnete, stieß er an etwas, das an der Schwelle wurzelte, er hörte hinter sich ein häßliches Geknurr und stürmte die Treppe hinab in's Freie.

Dabei flogen ihm die Reden des verlassenen Freundes durch den Kopf. Das ganze Verhalten Werners war sehr charakteristisch, und es war ein tüchtiges Wesen. Merkwürdig, daß in einem Augenblick des Zornes Werners Gesicht plötzliche Aehnlichkeit mit dem einer Dogge erhalten hatte. Hier wurde dem Philosophen die gradlinige Kette seiner Betrachtungen gekreuzt durch die Erinnerung an das Gespräch über Thierseelen.

„Es iſt doch zu bedauern, daß es immer noch ſchwer wird, den ſeeliſchen Ausdruck der Thiere zu fixiren. Gelänge das, ſo würde auch die Wiſſenſchaft davon Nutzen ziehen. Wer Ausdruck und Geberde der Leidenſchaften bei Menſchen und höheren Thieren genau bis auf Einzelnheiten vergleichen könnte, der vermöchte aus dem Gemeingültigen wie aus den einzelnen Abweichungen Intereſſantes zu folgern. Denn dadurch würde das Naturgemäße ihrer dramatiſchen Bewegung und vielleicht einige neue Geſetze derſelben gefunden werden."

Während der Philoſoph darüber dachte, fühlte er ein wiederholtes Ziehen am Rockſchooß. Da ſeine Frau die Gewohnheit hatte, ihn leiſe zu zupfen, wenn er neben ihr in Gedanken wandelte und einem Bekannten begegnete, ſo ließ er ſich dadurch nicht weiter ſtören, er nahm freundlich ſeinen Hut ab und ſagte gegen das Brückengeländer gewendet: „Guten Abend."

„Dies Gemeinſame und Urſprüngliche des mimiſchen Ausdrucks bei Menſchen und höheren Thieren würde aber, genau erkannt, vielleicht ſogar neue Blicke in das große Geheimniß des Lebens verſtatten." — Es zupfte wieder. Raſchke nahm mechaniſch den Hut ab; es zupfte wieder. „Ich danke, liebe Aurelie, ich habe gegrüßt." Darüber entwickelte ſich an ihm der Seitengedanke, daß ſeine Frau nicht ſo tief unten am Rock ziehen könnte. Die zupfte, war gar nicht ſie, ſondern ſeine kleine Tochter Bertha, die zuweilen allklug neben ihm ging und ebenſo wie die Mutter leiſe die Glocke zum

Grüßen zog. „Es iſt gut, mein Kind,“ ſagte er, da Bertha unaufhörlich an dem Reckichweß kratzte und lautete. „Komm hervor, du Schelm,“ und er faßte in Gedanken hinter ſich, die Neckerin heranzuziehen. Er ergriff tief unten etwas Rundes, Zottiges, fühlte im Augenblick ſcharfe Zähne an ſeinen Fingern und wandte ſich erſchrecken um. Da ſah er im Laternenlicht ein röthlich ſchimmerndes Ungethüm mit dickem Kopf, mit geſträubtem Haar und einer Quaſte ſtatt des Schwanzes aus gebebener Stellung auf die Vorderbeine zurückfallen. Frau und Tochter waren ihm greulich verwandelt und er blickte verwundert auf das unheimliche Geſchöpf, das ſich ihm gegenüber ſetzte und ihn ebenfalls ſchweigend anſtarrte.

„Eine merkwürdige Begegnung,“ rief Raſchke. „Was biſt du, unbekanntes Weſen? muthmaßlich ein Hund, hinweg mit dir!“ Die Kreatur wich einige Schritte zurück, Raſchke eilte in ſeiner Unterſuchung weiter: „Wenn man den Geſichtsausdruck und die Geberde der Affecte in ſolcher Art auf Grundformen zurückführte, ſo würde ſich jedenfalls als eins der thätigſten Geſetze das Beſtreben erweiſen, Fremdes anzuziehen und abzuſtoßen. Und es wäre lehrreich, bei dieſen unwillkührlichen Bewegungen der Menſchen und Thiere zu unterſcheiden, was jeder Art naturnothwendig und was ihr conventionell iſt. Hinweg, Hund, thu mir den Gefallen und geh nach Haus. Was will er von mir? er gehört offenbar in Werners Reich. Das arme Geſchöpf wird ſich unter

der Herrschaft einer fixen Idee in der Stadt verlaufen."

Unterdeß wurden die Angriffe Speihahns leidenschaftlicher, zuletzt bewegte er sich in ganz unnatürlichem und rein conventionellem Marsche nur auf den Hinterbeinen vorwärts, indem er sich mit den Vorderpfoten an die Rückseite des Professors stemmte, und mit dem Maul förmlich in den Rock einbiß.

Ein später Schusterjunge blieb stehen und schlug an sein Schurzfell. „Schämt sich der Meister nicht, daß er sich von dem armen Lehrjungen beschieben läßt?" Und in Wahrheit sah der Hund hinter dem Manne aus, wie ein Zwerg, der auf der Eisbahn einen Riesen stoßend fortbewegt.

Raschkes Interesse an den Gedanken des Hundes wurde größer. Er blieb an einer Laterne stehen, besah und befühlte seinen Rock. Dieser Rock war zu einem Sammetkragen und sehr langen Aermeln gekommen, zu Vorzügen, welche der Philosoph an seinem Oberrocke niemals bemerkt hatte. Jetzt war die Sache klar, er selbst hatte in Gedanken ein falsches Kleid gewählt, und der wackere Hund bestand darauf, die Garderobe seines Herrn zu retten und dem Räuber fühlbar zu machen, daß etwas nicht in Ordnung war. Raschke freute sich so sehr über diese Klugheit, daß er sich umdrehte, an Speihahn einige gütige Worte richtete und einen Versuch machte, das borstige Fell zu streicheln. Der Hund schnappte wieder nach seiner Hand. „Du hast ganz Recht," ent-

gegnete Raschke, „daß du mir zürnst, ich will dir beweisen, daß ich mein Unrecht einsehe.“ Er zog den Rock aus und hing ihn über den Arm: „Richtig, er ist weit schwerer als mein eigener.“ So ging er in seinem dünnen Leibrock frisch vorwärts und erkannte mit Befriedigung, daß der Hund die Angriffe auf den Rücken aufgab. Dafür aber sprang Speihahn an der Rockseite dahin, und wieder biß er nach dem Rock und nach der Hand und knurrte widerwärtig.

Dem Professor wurde der Hund ärgerlich, und als er auf der Promenade an eine Bank kam, legte er den Rock auf die Bank, um den Hund in ernster Begegnung nach Hause zu treiben. Dadurch wurde er zwar den Hund los, aber auch den Rock. Denn Speihahn sprang mit gewaltigem Satze auf die Bank, stellte sich breitbeinig über den Rock und erhob gegen den Professor, der ihn vertreiben wollte, ein grimmiges Knurren und Fauchen. „Es ist Werners Rock,“ sagte sich der Professor, „und es ist Werners Hund, es wäre unrecht, das arme Thier zu schlagen, weil es in seiner Treue leidenschaftlich wird, und es wäre unrecht, Hund und Rock zu verlassen.“ So blieb er vor dem Hunde stehen und redete ihm freundschaftlich zu, aber Speihahn achtete gar nicht mehr auf den Professor, er wandte sich gegen den Rock selbst und kratzte, wühlte, biß hinein. Raschke sah, daß der Rock diese Wuth nicht lange ertragen konnte. „Er ist verrückt oder toll,“ sagte er sich mißtrauisch, „zuletzt werde ich doch Gewalt gegen

dich brauchen müſſen, arme Kreatur," und dabei überlegte er, ob er ebenfalls auf die Bank ſpringen und den Verrückten durch eine kräftige Fußbewegung in die Tiefe ſchleudern ſollte, oder ob er den unvermeidlichen Angriff beſſer von unten eröffnen würde. Er entſchloß ſich zu letzterem und ſah umher, ob irgendwo ein Stein oder Pfahl gegen den Wüthenden erreichbar ſei. Dabei blickte er auf die Bäume und den dunklen Himmel über ſich, und die Oertlichkeit erſchien ihm ganz fremd. „Iſt hier Zauberei im Spiel?" rief er ergötzt. „Bitte," wandte er ſich grüßend an einen einſamen Wanderer, der ſeines Weges kam, „in welcher Stadtgegend ſind wir wohl? Und könnten Sie mir wohl auf einen Augenblick Ihren Stock leihen?"

„Wirklich?" entgegnete der Angeredete in unwilligem Ton, „das ſind ja ſehr verfängliche Fragen. Meinen Stock brauche ich des Abends ſelbſt. Wer ſind denn Sie, mein Herr?" Und der Fremde trat dem Profeſſor drohend näher.

„Ich bin friedlich," verſetzte Raſchke, „und thätlichen Angriffen durchaus abgeneigt. Es hat ſich nur zwiſchen jenem Thiere auf der Bank und mir ein Streit um den Beſitz eines Rockes erhoben, und ich würde Ihnen verbunden ſein, wenn Sie den Hund von dem Rocke verſcheuchten. Aber ich bitte Sie, dem Thiere nicht mehr weh zu thun, als durchaus nöthig iſt."

„Iſt denn das Ihr Rock?" frug der Mann.

„Das kann ich leider nicht bejahen," verſetzte Raſchke gewiſſenhaft.

„Hier ist etwas nicht in Ordnung," rief der Fremde und sah wieder argwöhnisch auf den Professor.

„Allerdings nicht," versetzte Raschke, „der Hund ist außer sich, der Rock ist vertauscht, und ich weiß nicht, wo wir sind."

„Nahe beim Thalthor, Herr Professor Raschke," antwortete die Stimme Gabriels, welcher eilig zu der Gruppe trat. „Um Vergebung, wie kommen Sie hierher?"

„Vortrefflich," rief Raschke vergnügt, „ich bitte, übernehmen Sie hier diesen Rock und diesen Hund."

Erstaunt sah Gabriel auf Freund Speihahn, der jetzt über dem Rocke saß und gegen seinen Gönner das Haupt senkte. Gabriel warf den Hund herab und riß den Rock an sich. „Das ist ja unser Ueberzieher," rief er.

„Ja, Gabriel," bestätigte der Professor, „das war mein Irrthum, und der Hund hat dem Rock eine merkwürdige Treue bewiesen."

„Treue?" rief Gabriel entrüstet, und zog ein Packet aus der Tasche des Rockes. „Es war gefräßiger Eigennutz, Herr Professor, hierin muß etwas Gebratenes sein."

„Ha," rief Raschke, „richtig, ich erinnere mich, das Huhn ist an allem Schuld. Geben Sie mir das Packet, Gabriel, das Huhn muß ich selbst essen. Und wir könnten jetzt mit völliger Befriedigung einander Gutenacht sagen, wenn Sie mir noch ein wenig meine Richtung durch diese Bäume angeben wollten."

„Aber Sie dürfen mir nicht in der Abendluft ohne Überrock nach Hause gehen," bat Gabriel wohlmeinend, „wir sind nicht weit von unserer Wohnung, am besten wäre wirklich, der Herr Professor kehrte mit mir um."

Raschke überlegte und lachte: „Sie haben Recht, lieber Gabriel, mein Aufbruch war ungeschickt, und die Thierseele hat heut eine Menschenseele zur Trennung gebracht."

„Wenn Sie diesen Hund meinen," versetzte Gabriel, „so wär's zum ersten Mal, daß er etwas Ordentliches zu Stande bringt. Ich merke, er ist Ihnen von unserer Thür nachgeschlichen, denn dorthin stelle ich ihm des Abends die kleinen Knochen."

„Er that einmal, als wäre er nicht ganz bei Sinnen," sagte der Professor.

„Er ist schlau, wo er will," versetzte Gabriel geheimnißvoll, „aber wenn ich von meinen Erfahrungen mit diesem Hund reden sollte —"

„Sprechen Sie, Gabriel," rief der Philosoph wißbegierig. „Nichts ist vor Thieren so werthvoll, als wahrhafter Bericht solcher, welche genau beobachtet haben."

„Das darf ich von mir sagen," bestätigte Gabriel mit Selbstgefühl, „und wenn Sie genau wissen wollen, wie er ist, so versichre ich Sie, er ist verwünscht, er ist unehrlich, er ist vergiftet und er hat einen Grimm gegen die Menschheit."

„Hm, so!" versetzte der Philosoph kleinlaut, „ich

merke, es ist viel schwerer, einem Hund in's Herz zu sehen, als einem Professor."

Speihahn schlich still und gedrückt, und hörte auf das Lob, das ihm ertheilt wurde, während Professor Raschke von Gabriel geleitet in das Haus am Parke zurückkehrte. Gabriel öffnete die Thür des Wohnzimmers und rief hinein: „Herr Professor Raschke."

Alle streckte ihm beide Hände entgegen: „Willkommen, willkommen, lieber Herr Professor," und führte ihn in das Arbeitszimmer des Gatten.

„Da bin ich wieder," rief Raschke vergnügt, „nach einer Irrfahrt wie im Märchen; was mich zurückgeführt hat, waren zwei Thiere, die mir den richtigen Weg wiesen, ein gebratnes Huhn und ein vergifteter Hund." Felix sprang auf, die Männer grüßten einander mit warmem Händedruck und es wurde nach aller Irrung noch ein herzerfreuender Abend.

Als Raschke sich spät entfernt hatte, sagte Gabriel traurig zu seiner Herrin: „Dies war der neue Rock; das Huhn und der Hund haben ihn verpüstet, daß es ein Jammer ist."

7.

Die Erkrankung.

Ueber dem Stadtwald und den Gärten rührte sich das junge Leben des Frühlings. In stillem Wintertraum hatten Knospen und Raupen nebeneinander geschlafen, jetzt schoß das Blatt aus seiner Hülle und der Wurm kroch über das junge Grün. Unter dem hellen Schein einer höheren Sonne begann der Kampf des Lebens, das Blühen und Welken, die bunten Farben und der Spätfrost, in dem sie erblichen, das lustige Laub und der Käfer, der daran nagte. Der uralte Streit erhob sich um Knospen und Blüthen wie im Herzen des Menschen.

In Ilses Lehrstunden wurde jetzt Herodot gelesen. Auch er ein Frühlingsbote des Menschengeschlechts an der Grenze zwischen träumender Poesie und heller Wirklichkeit, der frohe Verkünder einer Zeit, in welcher das Volk der Erde sich der eigenen Schönheit freute und die Wahrheit mit Ernst zu suchen begann. Wieder las Ilse in leidenschaftlicher Spannung die Seiten, welche ihr eine verschüttete Welt so lebendig und herzlich vor Augen stellten. Aber es war nicht mehr die ungetrübte

erhebende Freude an dem Erzählten, wie bei dem Werk des großen Dichters, der Schicksal und Thaten seiner Helden so lenkte, daß sie dem Gemüth auch da wohlthaten, wo sie Leid und Schrecken erregten. Denn das ist ein Recht der menschlichen Erfindung, die Welt zu gestalten, wie das weiche Herz des Menschen sie ersehnt: Wechsel und billiges Verhältniß in Glück und Leid, jedem Einzelnen nach seiner Kraft und seinem Thun Anerkennung und klug zugemessene Vergeltung. Der Geist aber, welcher hier das geschwundene Leben regierte, waltete übermenschlich; die Fülle des Lebendigen drängte sich, eines verwüstete das andere, erbarmungslos brach die Zerstörung ein, und sie traf die Guten wie die Bösen, es war auch eine Vergeltung, es war auch ein Fluch, aber sie schlugen unbegreiflich, grausam, herzzermalmend. Das Gute blieb nicht gut, und das Böse behielt den Sieg. Was erst zum Segen war, wurde später zum Verderben, was heut wohlthätig Größe und Herrschaft gab, das wurde morgen eine Krankheit, welche den Staat zerstörte. Wenig galt jetzt der einzelne Held; wo sich eine große Menschenkraft für Augenblicke herrschend erhob, sah Alle gleich darauf, wie sie dahinschwand in dem wirbelnden Strom der Ereignisse. Krösus, der übersichere gutherzige König, fiel, der starke Cyrus verging, und Xerxes wurde geschlagen. Aber auch die Völker versanken, die große Wunderblume Egypten verdorrte, das goldene Reich der Lyder zerbrach, die mächtigen Perser verdarben zuerst Andere, dann sich selbst.

Und in dem jungen Hellenenvolk, das sich so heldenkräftig erhob, sah sie bereits den Zorn, die Missethat und die feindlichen Gegensätze geschäftig, durch welche das schönste Gebilde des Alterthums nach kurzem Gedeihen vergehen sollte.

Ilse und Laura saßen einander gegenüber, zwischen ihnen lag das aufgeschlagene Buch. Zwar wurde Laura nicht bei dem geheimen Vertrag des Professors zugelassen, aber ihre Seele flog getreulich auf der Wildbahn nebenher. Ilse theilte ihr von dem Erwerb ihrer Stunden mit und genoß die süße Freude, neues Wissen lehrend in den Geist einer Vertrauten zu senken.

„Auf diesen Xerxes habe ich einen großen Zorn," rief Laura, „schon von der Fibel her: Der Perser Xerxes war ein großer reicher König, Xanthippe war ein Weib, doch taugten beide wenig. Ich dachte lange, Xanthippe wäre seine Frau gewesen, ich hätte sie ihm gegönnt. Sehen Sie dagegen die dreihundert Spartaner, sie senden die andern nach Haus, und kränzen sich und salben sich und ziehen ihr Festkleid an zum Tode. Das erhebt das Herz. Sie waren Männer. Und könnte ich ihrem Gedächtniß etwas Liebes erweisen durch meinen dummen Kopf und meine schwachen Hände, ich wollte dafür arbeiten, bis mir die Finger schmerzten. Aber was kann ich Armselige thun! Höchstens Reisetaschen sticken für ihren Weg in die Unterwelt, und die kämen zweitausend Jahre zu spät. Wir Frauen sind erbärmlich dran," rief sie ärgerlich.

„Ich weiß andere aus der Schlacht," sagte Ilse, „die mir rührender sind, als die dreihundert von Sparta. Das sind die Thespier, welche zugleich mit ihnen kämpften und starben. Die Spartaner zwang ihr stolzes Herz, die strenge Zucht und Befehl ihrer Obrigkeit. Die Thespier aber starben freiwillig. Sie waren kleine Leute, und sie wußten wohl, daß die größte Ehre ihren vornehmen Nachbarn bleiben würde. Sie aber standen treu in bescheidenem Sinn, und das war weit selbstloser und erler. — Ach, ihnen allen war es leicht," fuhr sie traurig fort, „aber die zurückblieben, ihre armen Eltern, die Frauen und Kinder, das zerstörte Glück und der unsägliche Jammer daheim."

„Jammer!" rief Laura, „wenn sie dachten wie ich, waren sie stolz auf den Tod ihrer Lieben und trugen, wie diese, Kränze in ihrem Schmerz. Wozu ist unser Leben, wenn man sich nicht freuen darf, es für Höheres hinzugeben."

„Für Höheres?" frug Ilse. „Was den Männern höher gilt als Weib und Kind, ist das höher auch für uns? Unser Amt ist, das ganze Herz auf sie, die Kinder und das Haus zu richten. Und wenn sie uns genommen werden, uns ist das ganze Leben verwüstet und nichts bleibt, als unendliche Trübsal. Da ist für uns wohl natürlich, wenn wir ihren Beruf anders ansehen, als sie selbst."

„Ich will auch ein Mann sein," rief Laura. „Sind wir denn so schwach an Geist und Gemüth, daß wir

weniger Begeiſterung und Ehrgefühl und Liebe zum Vaterland haben müſſen als ſie? Der Gedanke iſt furchtbar, durch das ganze Leben nur Dienerin zu ſein eines Gebieters, der auch nicht ſtärker und beſſer iſt als ich, und der Gummiſchuhe trägt, ſich die Füße nicht naß zu machen, und einen wollenen Shawl, ſobald ein rauhes Lüftchen weht.“

„Man trägt dergleichen hier in der Nachbarſchaft,“ verſetzte Ilſe lächelnd.

„Es thun's die Meiſten,“ ſagte Laura ausweichend, „und glauben Sie mir, Frau Ilſe, dies Männervolk hat kein Recht darauf, daß wir unſer ganzes Herz und Leben auf ſie richten. Grade die tüchtigſten haben kein volles Herz für uns. Und wie ſollten ſie auch? Wir ſind ihnen gut zur Unterhaltung und ihre Strümpfe zu ſtopfen und vielleicht ihre Vertrauten zu werden, wenn ſie ſich einmal nicht Rath wiſſen, aber die beſten von ihnen ſehen immer über uns weg auf das Ganze, und dort iſt ihr eigentliches Leben. Und was ihnen recht iſt, das ſollte uns billig ſein.“

„Und haben wir nicht genug an dem, was ſie uns von ihrem Leben geben?“ frug Ilſe. „Iſt's auch nur ein Theil, er macht uns glücklich.“

„Iſt es ein Glück, die größten Gefühle zu entbehren?“ rief Laura wieder, „können wir ſterben wie Leonidas?“

Ilſe wies auf die Thür ihres Gatten. „Mein Hellas ſitzt dort drin und arbeitet, und mir pocht das

Herz, wenn ich ſeinen Tritt höre, oder auch nur das Kniſtern ſeiner Feder. Für den einen Geliebten zu leben oder zu ſterben, iſt doch auch eine erhebende Idee, und ſie macht glücklich. Ach, nur glücklich, wenn man weiß, daß man ihm ein Glück iſt."

Laura flog zu den Füßen der Freundin, ſah ihr in das ſorgenvolle Antlitz und ſchmeichelte. „Ich habe Sie ernſthaft gemacht mit meinem Geſchwätz, und das war Unrecht, denn ich möchte Ihnen jede Stunde ein Lächeln um die Lippen zaubern und immer ein freundliches Licht in die ſanften Augen. Haben Sie Geduld mit mir, ich bin ein Querkopf und ein unwirſches Ding, und oft unzufrieden mit mir und andern, und ich weiß manchmal ſelbſt nicht warum. — Aber Xerxes taugt nichts, dabei bleibe ich, und wenn ich ihn hätte, ich könnte ihn alle Tage ohrfeigen."

„Ihm wenigſtens iſt es vergolten worden," verſetzte Aſie. Laura ſprang wieder auf. „Iſt das eine Vergeltung für den Buben, Hunderttauſende hat er umgebracht oder elend gemacht, und er fährt mit heiler Haut nach Hauſe. Es giebt keine Strafe, die hart genug iſt für ſolchen frevelhaften König. — Ich weiß aber recht gut, wie er war, er war ein verzogenes Muttersöhnchen, und er hatte immer in ſeinem elterlichen Hauſe gelebt, er war aufgewachſen im Ueberfluß, und alle Menſchen waren ihm unterthänig. Und deswegen behandelte er alle mit Verachtung. Es würde andern eben ſo gehen, wenn ſie in die Lage kämen. Ich kann mir's recht gut

denken, daß ich ſelbſt ſo ein Ungethüm ſein würde, und mancher Bekannte auch."

„Etwa mein Mann?" frug Alſe.

„Der iſt mehr Cyrus oder Kambyſes," verſetzte Laura.

Alſe lachte. „Das iſt nicht wahr. Aber wie wäre es mit dem Doctor drüben?"

Laura hob ſtrafend die Hand gegen das Nachbarhaus. „Der wäre Xerxes, grade wie er im Buche ſteht. Wenn Sie ſich den Doctor denken ohne Brille, in einem goldenen Schlafrock, mit einem Scepter in der Hand, und ohne ſein gutes Herz, was Fritz Hahn allerdings hat, und etwas weniger geſcheut als er iſt, und noch mehr verzogen als er iſt, und als einen Menſchen, der kein Buch geſchrieben hat, und nichts gelernt hat, als andere ſchlecht behandeln, ſo iſt er ganz Xerxes. Ich ſehe ihn vor mir auf dem Throne ſitzen hier am Bach und mit ſeiner Peitſche in das Waſſer ſchlagen, weil es ihm die Stiefeln naß macht. Der hätte wohl gefährlich werden können, wenn er nicht hier am Starnberg geboren wäre."

„Das meine ich auch," verſetzte Alſe.

Aber am Abend in der Lehrſtunde ſprach Alſe zum Gatten: „Als Leonidas mit ſeinen Helden ſtarb, rettete er ſeine Landsleute vor der Herrſchaft fremder Barbaren, aber nach ihm entſtanden viele Tauſende des ſchönen Volkes im innern Kampf der Städte, und in ſolchem Streite verdarb das Volk, und nicht lange währte es,

da kamen andere Freude und nahmen ihren Enkeln doch die Freiheit. Wozu sind die vielen Tausende gestorben, was half der Haß und die Begeisterung und der Parteieifer, alles war eitel und alles ein Zeichen des Untergangs. Der Mensch ist hier wie ein Sandkorn, das in den Boden getreten wird, ich stehe vor einem schrecklichen Räthsel, und mir wird bange auf der Erde."

„Ich will versuchen, dir eine Lösung zu geben," versetzte der Gatte ernst, „aber die Worte, welche ich dir heut sagen darf, sind wie die Schlüssel zu den Gemächern des bösen Blaubart. Oeffne nicht zu hastig jedes Zimmer, denn in einigen ist zu schauen, was dir jetzt verzeitig neue Unsicherheit aufregt."

„Ich bin dein Weib," rief Ilse, „und hast du eine Antwort für die Fragen, welche mich peinigen, so fordere ich sie."

„Es ist auch dir kein Geheimniß, was ich dir antworte," sprach der Professor. „Du bist nicht nur, wofür du dich hältst, ein Mensch, geschaffen zu Leid und Freude, durch Natur, Liebe, Glauben mit Einzelnen verbunden, du bist zugleich mit Leib und Seele einer irdischen Macht verpflichtet, um die du nur wenig sorgst, und die doch vom ersten bis zum letzten Athemzuge dein Leben leitet. Wenn ich dir sage, daß du ein Kind deines Volkes und daß du ein Kind des Menschengeschlechts bist, so ist dir dies Wort so geläufig, daß du wohl nicht mehr an die hohe Bedeutung denkst. Und doch ist dies Verhältniß das höchste irdische, in dem du stehst. Zu sehr werden

wir von kleinauf gewöhnt, nur die Einzelnen, mit denen uns Natur oder freie Wahl verbindet, in unser Herz zu schließen, und selten denken wir daran, daß unser Volk der Ahnherr ist, von dem die Eltern stammen, der uns Sprache, Recht, Sitte, Erwerb und jede Möglichkeit des Lebens, fast alles, was unser Schicksal bestimmt, unser Herz erhebt, geschaffen oder zugetragen hat. Freilich nicht unser Volk allein; denn auch die Völker der Erde stehen wie Geschwister nebeneinander, und ein Volk hilft Leben und Schicksal der andern bestimmen. Alle zusammen haben gelebt, gelitten und gearbeitet, damit du lebst, dich freust und schaffst."

Ilse lächelte. „Auch der böse König Kambyses und seine Perser?".

„Auch sie," versetzte der Professor, „denn das große Netz, in welchem dein Leben einer Masche gleicht, ist aus unendlich vielen Fäden zusammengewebt, und wenn einer gefehlt hätte, wäre das Gewebe unvollständig. Denke zuerst an Kleines. Der Tisch, an welchem du sitzest, die Nadel, welche du in der Hand hältst, die Ringe an Fingern und Ohr verdankst du Erfindungen einer Zeit, aus welcher jede Kunde fehlt; damit dein Kleid gewebt werden konnte, ist der Webstuhl in einem unbekannten Volke erfunden, und ähnliche Palmenmuster, wie du trägst, sind in einer Fabrik der Phönicier erdacht worden."

„Gut," sagte Ilse, „das lasse ich mir gefallen, es ist ein hübscher Gedanke, daß die Vorzeit so artig für mein Behagen gesorgt hat."

„Nicht dafür allein," fuhr der Gelehrte fort, „auch was du weißt und was du glaubst, und vieles, was dein Herz beschäftigt, ist dir durch dein Volk aus eigener und fremder Habe überliefert. Jedes Wort, das du sprichst, ist durch hunderte von Generationen fortgepflanzt und umgebildet worden, damit es den Klang und die Bedeutung bekam, welche du jetzt spielend gebrauchst. In diesem Sinn sind unsere Ahnen aus Asien in's Land gezogen, hat Armin mit den Römern für Erhaltung unserer Sprache gekämpft, damit du an Gabriel einen Befehl geben kannst, den ihr beide versteht. Für dich haben die Dichter gelebt, welche dir in der Jugendzeit des Hellenenvolkes den kräftigen Klang des epischen Verses erfanden, den ich so gern von deinen Lippen höre. Und ferner, damit du glauben kannst, wie du glaubst, war vor dreihundert Jahren in deinem Vaterland der großartigste Kampf der Gedanken nöthig, und wieder anderthalbtausend Jahre früher in einem kleinen Volke Asiens noch machtvolleres Ringen der Seele, und wieder funfzig Generationen früher ehrwürdige Gebote unter den Zelten eines wandernden Wüstenvolkes. Das Meiste, was du hast und bist, verdankst du einer Vergangenheit, die anfängt von dem ersten Menschenleben auf Erden. Und in diesem Sinn hat das ganze Menschengeschlecht gelebt, damit du leben kannst."

Asie sah mit Spannung auf den Gatten. „Der Gedanke erhebt," rief sie, „und er kann den Menschen stolz machen. Aber wie stimmt dazu, daß derselbe Mensch

wieder ein Nichts ist und wie ein Wurm zertreten wird in dem großen Treiben deiner Geschichte?"

„Wie du ein Kind deines Volkes und des Menschengeschlechtes bist, so ist es zu jeder Zeit der Einzelne gewesen, und wie er sein Leben und fast den ganzen Inhalt desselben dem größeren Erdengebilde verdankt, von dem er ein Theil ist, so ist auch sein Schicksal an das größere Schicksal des Volkes, an die Geschicke der Menschheit gefesselt. Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebenso viel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als Einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich. Ob sie als milde Herren dein Leben friedlich gewähren lassen, ob sie es sich mit hoher Mahnung in einer Stunde fordern, deine Pflicht ist dieselbe; indem du für dich zu leben und zu sterben meinst, lebst und stirbst du für sie. Das einzelne Leben ist für solche Betrachtung unermeßlich klein gegen das Ganze. Uns ist der einzelne verstorbene Mensch nur erkennbar, sofern er auf andere Menschen eingewirkt hat, nur im Zusammenhange mit denen, die vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Werth. Werth hat aber in diesem Sinne der Große und der Kleine. Denn in solcher Pflicht gegen sein Volk arbeitet jeder von uns, wer seine Kinder erzieht, wer den Staat regiert, wer Wohlstand, Behagen, Bildung seines Geschlechtes mehrt. Unzählige wirken dies, ohne daß von

ihnen eine persönliche Kunde bleibt, sie sind wie Wassertropfen, die mit andern eng verbunden als große Fluth dahin rinnen, für spätere Augen nicht erkennbar. Aber vergebens haben darum auch sie nicht gelebt. Und wie die zahllosen Kleinen Bewahrer der Bildung und Arbeiter für Fortdauer der Volkskraft sind, so stellt auch die höchste Kraft des Einzelnen, der größte Held, der edelste Reformator durch sein Leben nur einen kleinen Theil der Volkskraft dar. Während er für sich und seine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgestaltend für seine Zeit, vielleicht über seine Zeit und sein Volk hinaus, für alle Zukunft. Auch er zahlt nur die Schuld seines Lebens, indem er die Verpflichtung späterer Menschen größer und edler macht. Und sieh, Geliebte, bei solcher Auffassung schwindet der Tod aus der Geschichte. Das Resultat des Lebens wird wichtiger als das Leben selbst, über dem Mann steht das Volk, über dem Volk die Menschheit, alles, was sich menschlich auf Erden regte, hat nicht nur für sich gelebt, sondern auch für alle anderen, auch für uns, denn es ist ein Gewinn geworden für unser Leben. Wie die Griechen in schöner Freiheit heraufwuchsen und vergingen, und wie ihre Gedanken und Arbeiten den späteren Menschen zu gut kamen, so wird auch unser Leben, das in kleinem Kreise verläuft, nicht vergeblich für die Geschlechter der Zukunft."

„Ach," rief Ilse, „das ist eine Ansicht über das Erdenleben, die nur solchen möglich ist, welche Großes thun, und um die man sich in später Zeit immer

wieder kümmert. Mich friert dabei. Der Mensch ist hier nur wie Blume und Kraut, und das Volk wie eine Wiesenfläche, und sind sie gemäht durch die Zeit, so ist, was übrig bleibt, nur nützliches Heu für die Spätern. Alle, die einst waren und die jetzt sind, sie haben doch auch für sich selbst gelebt, und für die, welche sie sich mit freier Liebe suchten, für Weib und Kind und ihre Freunde, und sie waren noch etwas anderes als eine Ziffer unter Millionen, und als ein Blatt am ungeheuren Baume. Und wenn ihr Dasein so klein ist, und so unnütz, daß euer Auge keine Spur seines Schaffens erkennt, das Leben des armen Bettlers, meines Kranken am Dorffenster, ihre Seelen werden doch behütet von einer Macht, welche größer ist als dein großes Netz, das aus Menschenseelen gewebt ist." Sie sprang auf und starrte dem Gatten ängstlich in das Antlitz. „Beugt euren Menschenstolz vor einer Gewalt, die ihr nicht versteht."

Der Gelehrte sah besorgt auf sein Weib. „Auch ich beuge mich in Demuth vor dem Gedanken, daß die große Einheit des Lebendigen auf dieser Erde nicht die höchste Macht des Lebens ist. Nur der Unterschied ist zwischen dir und mir, daß ich gewöhnt bin, in meinem Geist mit den hohen Gewalten der Erde zu verkehren. Auch mir sind sie Offenbarungen, so ehrwürdig und heilig, daß ich dem Ewigen und Unbegreiflichen am liebsten auf diesem Wege zu nahen suche. Du bist gewöhnt, das Unerforschliche im Bilde zu schauen, welches fromme

Ueberlieferung in dein Gemüth gelegt hat, und ich wiederhole die Worte, welche ich dir früher sagte: Dein Suchen und Vertrauen und das meine entspringen aus derselben Quelle, und es ist dasselbe Licht zu dem wir aufblicken, wenn auch auf verschiedene Weise. Was dem Glauben früherer Geschlechter die Götter und wieder die Engel und Erzengel waren, höhere Gewalten, welche als Boten des Höchsten das Leben der Einzelnen umschweben, das sind in anderem Sinne für uns die großen geistigen Einheiten der Völker und der Menschheit, Persönlichkeiten, welche dauern und vergehen, aber nach andern Gesetzen als die einzelnen Menschen. Und daß ich diese Gesetze zu verstehen suche, das ist ein Theil meiner Frömmigkeit. Du selbst wirst allmälig die bescheidene und erhebende Auffassung des Heiligen, in welcher ich lebe, kennen lernen. Auch du wirst allmälig erfahren, daß dein und mein Glaube im Grunde derselbe ist."

„Nein," rief Ilse, „ich sehe nur Eines, eine tiefe Kluft, welche meine Gedanken von deinen scheidet. O, nimm mir die Angst, welche mich jetzt um deine Seele peinigt."

„Nicht ich kann das thun, und nicht ein Tag kann das thun, nur unser Leben selbst, tausend Eindrücke, tausend Tage, an denen du dich gewöhnst, die Welt so anzusehen wie ich."

Er zog die Gattin, welche starr vor ihm stand, näher an sich und sagte ihr leise: „Gedenke an den Spruch: im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Auch

er, der so gesprochen, wußte, daß Mann und Weib eines sind durch das stärkste Gefühl der Erde, welches alles trägt und alles duldet."

„Und was kann ich dir sein, dem der Einzelne so wenig und klein ist?" frug Ilse tonlos.

„Das Höchste und Liebste auf Erden, die Blüthe meines Volkes, ein Kind meines Geschlechts, in dem ich ehre und liebe, was vor uns war und was uns überleben wird," rief der Professor.

Ilse stand allein unter den fremden Büchern, draußen schlug der Wind an die Mauern, er jagte die Wolken an dem Monde vorüber, bald wurde die Stube dunkel, bald füllte sie sich mit fahlem Scheine. Und in dem wechselnden Licht der Dämmerung dehnten sich ihr die Wände zu einem unabsehbaren Raum, aus den Büchern stiegen fremde Gestalten, sie hingen an den Wänden und schwebten von der Höhe, ein Heer von grauen Schatten, die bei Tage in die gradlinigen Gehäuse der Bücher gebannt waren, zogen gegen das Weib heran, und die Texten, die gespenstig fortlebten auf der Erde, streckten die Arme nach ihr und forderten ihre Seele für sich.

Und Ilse richtete sich hoch auf, sie hob die Hände nach oben und rief sich die hellen Bilder zu Hülfe, die von kleinauf ihre Tage segnend umgeben hatten, weiße Gestalten mit leuchtendem Antlitz. Und sie neigte das Haupt und bat: „Schützet mir den Frieden meiner Seele."

Als Ilse in ihr Zimmer trat, lag ein Brief ihres Vaters auf dem Tisch, sie öffnete hastig und sank, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen, schluchzend darüber hin.

Der Vater zeigte der Tochter den Tod eines alten Freundes an. Der gute Herr Pfarrer war aus dem engen Thal hinaufgetragen zu der Ruhestätte, die er sich auf dem Friedhof neben seiner Frau erwählt. Von der Aufregung, die ihm Ilses Scheiden verursacht, hatte er sich nicht wieder erholt, der Winter war in langem Siechthum vergangen, an einem warmen Frühlingsabend überraschte ihn im Garten vor seinem Pfirsichbaume das schnelle Ende. Dort fand ihn die treue Magd und lief mit der Schreckensbotschaft nach dem Schlosse. Er hatte wenige Stunden vorher Clara gebeten, seinem lieben Kinde in der Stadt zu schreiben, daß es ihm jetzt wohl gehe.

Ilse hatte oft im Winter um das Leben des Freundes gesorgt, und die Nachricht kam ihr nicht überraschend. Und doch fühlte sie grade jetzt seinen Verlust als entsetzliches Unglück. Das war ein Leben, welches fest und treu an dem ihren hing, sie wußte wohl, in den letzten Jahren war sie der Mittelpunkt seiner Gedanken und fast ausschließlich der Inhalt seines Herzens gewesen. Und sie hatte dies Leben, das ganz ihr gehörte, um eine stärkere Neigung verlassen, und ihr schien jetzt ein Unrecht, daß sie von ihm geschieden war. Sie sah den Stab zerbrechen, der sie fest band an die Gefühle ihrer Kindheit. Und ihr war, als wanke der Boden und

als sei alles unsicher geworden, das Herz des Gatten, die eigene Zukunft.

So fand sie der Professor, über den Brief gebeugt, in Thränen aufgelöst, ihr Schmerz erschütterte auch ihm das Herz, und er bat sie ängstlich, ihrer selbst zu gedenken. Lange redete er zärtlich in sie hinein. Endlich sah sie ihn wieder mit treuen Augen an und versprach ruhig zu sein.

Aber es gelang ihr nicht. — Nach wenigen Stunden mußte er sie zu ihrem Lager führen.

Und es wurde eine gefährliche Krankheit. Ilse hatte Tage, wo sie in tödtlicher Schwäche bewußtlos lag. Wenn sie einmal die müden Augen aufschlug, sah sie in das abgehärmte Antlitz ihres Gatten, und sie sah Lauras Lockenkopf zärtlich über ihr Lager geneigt, dann schwand wieder alles in dumpfer Betäubung.

Es war ein langes Ringen zwischen Leben und Vergehen, aber sie überwand. Und der erste Eindruck, den sie empfing, als sie schmerzlos wie aus einem Schlummer erwachte, war das Rauschen eines schwarzen Kleides und die große Locke der Struvelius, welche ihren Kopf durch die geschlossenen Vorhänge gesteckt hatte und kummervoll aus den grauen Augen auf sie herabsah. Leise rief sie den Namen ihres Gatten, und im nächsten Augenblick kniete er selbst an ihrem Lager und bedeckte ihre Hand mit Küssen, und der starke Mann war so außer Fassung, daß sein Leib in krampfhaftem Weinen bebte. Sie legte ihm die Hand auf das Haupt,

strich ihm das verwirrene Haar zurück und sagte ihm leise: „Felix, Geliebter, ich will leben.“

Und jetzt kam eine Zeit großer Schwäche und zögernder Genesung, noch manche Stunde kraftloser Schwermuth, aber auch ein leises Lächeln flog zuweilen über ihre bleichen Lippen.

Draußen grünte der Frühling, nicht alle Knospen hatte der Nachtreif vernichtet, und die Stadtvögel zwitscherten vor ihren Fenstern. Und mit Rührung sah Alfe, welch guter Krankenpfleger ihr Mann war, wie geschickt er ihr die Arznei reichte und die Tasse mit Brühe herzutrug, wie er kaum dulden wollte, daß einmal Andere seine Stelle an ihrem Lager einnahmen, und wie er auch jetzt noch trotzig verweigerte, sich in der Nacht einige Stunden Schlaf zu gönnen, aber als sie selbst bat, ganz widerstandslos und mit feuchten Augen nachgab. Und Alfe erfuhr von Laura, daß dieser Mann sehr große Noth gemacht hatte, er war in der argen Zeit ganz verstört gewesen, finster und heftig gegen Jedermann, er hatte bei Tag und Nacht an dem Lager gesessen, daß man gar nicht begriff, wie er selbst den Zustand ausgehalten hatte. „Der Arzt konnte ihn nicht zwingen,“ sagte Laura, „ich aber fand das rechte Wort, denn ich drohte ihm ernsthaft, daß ich Ihnen seine Widersetzlichkeit klagen würde. Da überließ er mir endlich auf einzelne Stunden den Platz, und zuletzt auch der Struvelius, aber ungern, weil er behauptete, daß diese zuviel raschele.“

Laura selbst bewies jetzt prahtig ihre Liebe; sie war stets zur Stelle, schwebte geräuschlos wie ein Vogel um das Krankenbett, saß stundenlang unbeweglich, und wenn Ase die Augen aufschlug und ein wenig bei Kräften war, hatte sie immer eine hübsche Geschichte bei der Hand. Wie sie erzählte, war die Struvelius gleich am zweiten Tage herzugekommen, hatte dem Professor eine kleine Rede gehalten, worin sie feierlich die Rechte einer Freundin in Anspruch nahm, und sich dann auf die andere Seite des Bettes gesetzt. Er aber hatte gar nichts von ihren Perioden gehört, war plötzlich aufgefahren und hatte sie gefragt, wer sie sei, und was sie hier wolle. Da antwortete die Frau Professorin ihm ruhig, sie heiße Flaminia Struvelius, und sie habe ebenfalls ein Recht hier zu sein durch ihr Herz, und darauf hielt sie ihm die Rede noch einmal, bis er sich's endlich gefallen ließ. Und sogar ihr Mann war hier," setzte Laura vorsichtig hinzu, „als es grade am schlimmsten war, und er hieß auf den Gemahl, und ich sah, wie dieser ihm die Hand reichte, aber, unter uns, ich glaube, er kannte ihn gar nicht. — Und dann," erzählte Laura, „kam auch der thörichte Menich, der Doctor, gleich am ersten Abend mit seiner Schlafdecke und einer Kaffeemaschine von Blech und erklärte, er werde hier wachen. Und da er nicht in die Krankenstube gelassen werden konnte, setzte er sich mit seinem Blech in des Professors Stube, und es war wie bei der Geschichte mit dem Jokel, den sein Herr ausschickt; der Professor

pflegte Sie und der Doctor pflegte den Professor.“ Und Ilse zog Lauras Kopf zu sich nieder und sagte ihr in's Ohr: „Und Schwester Laura pflegte den Doctor.“ Worauf Laura sie auf den Mund küßte, aber heftig mit dem Kopf schüttelte. „Wenigstens lästig war er nicht,“ fuhr sie fort, „er verhielt sich still, und wir haben ihn als Cerberus gebraucht, der die Besuche und die Vielen, welche anfragen, abfertigte. Das hat er treulich gethan. Und wenn es möglich wäre, ihn zu sehen, so glaube ich, es würde ihm große Freude sein.“

Ilse nickte. „Laß ihn herein.“ Der Doctor kam, Ilse streckte ihm den Arm entgegen und empfand aus dem treuen Händedruck und dem bewegten Gesicht des Nachbars, daß auch der gelehrte Vertraute des Geliebten, auf dessen Beifall sie nicht immer rechnete, als ein wackerer Freund an ihrem Lager saß. Und Ilse erlebte, daß noch andere fremde Herren an ihr Bett drangen. „Wenn die Frau Collega Audienz giebt, so bitte ich, mich zu melden,“ sprach eine fröhliche Stimme draußen.

„Herein, Herr Professor Raschke,“ rief Ilse von ihrem Lager.

„Da ist sie,“ rief er lauter, als in einem Krankenzimmer üblich ist. „Zum frohen Licht entronnen dem schweren Verhängniß.“

„Was machen die Thierseelen, lieber Herr Professor?“ frug Ilse.

„Sie fressen im Stadtwald die Blätter ab,“ versetzte Raschke, „es hat in diesem Jahr zahllose Mai-

käfer gegeben. — Siehe, da fliegt einer um die Arzneiflasche, ich fürchte, er hat mich als Omnibus benutzt, um zu Ihnen zu dringen. Die Bäume stehen wie Besen, und das Federvieh ist so gemästet, daß alle Vorurtheile gegen den Genuß dieser Mitlebenden gänzlich beseitigt sind. Ich zähle die Tage bis zu dem frohen Augenblick, wo die Freundin mir erlauben wird, einen Beweis meiner Besserung abzulegen."

Es war eine langsame Genesung, aber sie war reich an tröstender Empfindung. Denn das Schicksal gönnt dem Genesenden gern als Entschädigung für Gefahr und Schmerz, daß er seine Umgebung frei von dem Staub der Werkeltage schaut in reinen Umrissen und frischem Glanz. Diese milde Poesie des Krankenlagers fühlte jetzt Ilse, als sie dem ehrlichen Gabriel die Hand entgegen hielt, die der Bursch küßte, sein Schnupftuch in der Hand, während der Professor rühmte, wie sorglich er seinen Dienst gethan. Und sie fühlte dies Behagen, als sie an Lauras Arm in den Garten hinabstieg, und Herr Hummel in seinem besten Rocke ehrbar auf sie zuschritt, das Haar glatt gebürstet und die trotzigen Augen in milder Stimmung halb zusammengedrückt, und hinter ihm langsam sein Hund Speihahn, der den Kopf ebenfalls in widerwilliger Achtung senkte. Und als Herr Hummel seine Huldigung dargebracht hatte, sagte er in seinem Mitgefühl sogar: „Wenn Sie sich einmal eine ruhige Bewegung anthun wollen, so bitte ich, sich meines Kahns ganz nach Belieben

zu verdienen.“ Das war die höchste Gunst, die Herr Hummel erweisen konnte, denn er traute den Bewohnern des Landes, in welchem er lebte, keine von den Fähigkeiten zu, welche für das Wasser nothwendig sind. Und er hatte allerdings Recht, wenn er eine Reise auf seinem Kahn ein ruhiges Vergnügen nannte, denn der Kahn blieb bei dem niedrigen Wasserstand dieses Jahres häufig auf dem Grunde sitzen, und die größte Aufregung, welche er gestattete, war, daß man die Hände nach beiden Ufern ausstreckte und mit jeder ein Grasbüschel abriß.

Und als Alie wieder in ihrem Zimmer saß, geschah es oft, daß sich die Thür leise öffnete, der Gatte eintrat, ihr Stirn und Mund küßte und dann vergnügt unter seine Bücher zurückging. Und wenn sie die zärtliche Sorge aus seinen Augen las, und sein Glück, daß er sie wieder genesen und in seiner Nähe wußte, da zweifelte sie nicht mehr an seiner Liebe, und ihr war, als dürfe sie auch nicht mehr um das sorgen, was er über Leben und Untergang der Einzelnen und der Völker dachte.

Unter den Fragen nach der Frau Professorin, welche während der Krankheit kamen, war auch die eines Fremden. Gabriel erregte im Haushalt ein kleines Erstaunen, als er erzählte: „Da ich einmal nach der Apotheke lief, stand ein Mann von feinem Aussehen auf der Straße im Gespräch mit Dorchen. Und Dorchen rief mich hinzu, und der Mann erkundigte sich nach Allerlei und es schien ihm sehr ungelegen, daß Sie erkrankt waren."

„Haben Sie nach seinem Namen gefragt?"

„Den wollte er nicht nennen. Er wäre aus Ihrer Gegend, und hätte sich nur auf der Durchreise erkundigen wollen."

„Vielleicht war's Jemand aus Nessau," klagte Ilse, „wenn er nur nicht den Vater durch seine Reden geängstigt hat."

Gabriel schüttelte den Kopf. „Er meinte etwas dabei, er spionirte nach dem ganzen Haushalt und that dreiste Fragen, die ich ihm gar nicht beantworten wollte. Und weil er ein schlaues Aussehen hatte, ging ich ihm nach

bis zum nächsten Gasthof, und da sagte mir der Hausknecht, daß es der Kammerdiener eines Fürsten wäre." Und Gabriel nannte den Namen.

„Das ist unser Landesherr," rief Ilse, „was kann der an mir für Theil nehmen?"

„Der Mann wollte eine Neuigkeit nach Hause bringen," versetzte der Gatte. „Er war wohl damals mit im Jagdgefolge, und es war gute Meinung."

Mit diesem Bescheid wurde Gabriel beruhigt, und Ilse sagte vergnügt: „Es ist doch hübsch, wenn ein Landesvater sich auch um die Kinder in der Fremde kümmert, denen es grade schlecht geht."

Indeß Gabriels Kopfschütteln war nicht ohne Grund, die Nachfrage hatte etwas zu bedeuten.

Hinter der Scheuer eines Bauerhofes saß eine junge Dame auf dem Rasen und band Wiesenblumen zu einem dicken Strauß; ein Knäuel blauer Wolle rollte in ihren Schooß, so oft sie ein neues Büschel Blumen einfügte. Auf der Wiese vor ihr lief ein junger Herr geschäftig durch das tiefe Gras, suchte die Blüthen zusammen und legte sie nach den Farben geordnet vor die Straußwinderin. Daß der Jüngling und das Fräulein Geschwister waren, ließ ein stark ausgeprägter Familienzug ihres Angesichts erkennen, und das gewählte Promenadenkleid machte jedem zweifellos, daß beide nicht unter Klee und Kamillen des Grundes aufgeblüht waren, auch wer nicht durch eine Lücke zwischen den

Scheuern ſah, wie ſich auf der andern Seite Pferdeköpfe und die Treſſenhüte ihrer Dienerſchaft bewegten.

„Du bringſt den Strauß nicht zu Stande, Sidy,“ ſagte der junge Herr zweifelnd zu dem Fräulein, als dieſes ungeſchickt an dem zerriſſenen Wollfaden küpfte.

„Wenn nur der Faden beſſer hielte,“ rief die Emſige, „mach' mir den Knoten.“ Es erwies ſich, daß der junge Herr damit auch nicht leicht zu Stande kam. „Sieh acht, Benne, wie ſchön der Strauß wird, das iſt meine Kunſt.“

„Es iſt ja alles viel zu locker,“ wandte der junge Herr ein.

„Für's erſte Mal iſt's gut genug,“ verſetzte Sidy. „Da, ſchau meine Hände an, und wie ſie riechen.“ Sie zeigte die blauen Spitzen der kleinen Finger, hielt ſie ihm an das Geſicht, und als er gutmüthig daran roch, gab ſie ihm einen kleinen Naſenſtüber. „Von den rothen Blumen habe ich genug,“ fuhr ſie, wieder über dem Strauße fort, „jetzt kommen nur weiße im Kreiſe herum.“

„Was für weiße?“

„Ja, wer die Namen wüßte,“ verſetzte Sidy bedenklich, „ich meine Margueriten. Wie nennen Sie dieſe weiße Blume?“ frug ſie nach rückwärts gewandt die Bäuerin, welche reſpectvoll einige Schritt hinter dem beſchäftigten Paare ſtand und mit vergnügtem Lächeln dem Treiben der beiden zuſah.

„Wir nennen ſie Gänſeblume,“ ſagte die Bäuerin.

„Ah, richtig,“ rief Sidy, „aber lange Stiele, Benne.“

„Sie haben aber gar keine langen Stiele," klagte dieser und trug herzu, was er in der Nähe abrupfen konnte. „Weißt du, was mich wundert?" begann er, neben der Schwester im Grase sitzend. „Diese Wiese ist voll Blumen, wenn man sie mäht, wird Heu daraus, und im Heu sieht man von all' den Blumen nichts."

„Nicht?" frug Sidy, und knüpfte wieder an der Welle. „Sie mögen auch vertrocknet sein."

Benno schüttelte den Kopf. „Sieh dir einmal ein Bündel Heu an, du wirst wenig darin merken. Ich denke, die Leute pflücken sie vorher heraus und verkaufen sie in der Stadt."

Sidy lachte und wies über die grüne Fläche. „Da, schau um dich, sie sind zahllos, und die Leute kaufen auch nur die ewigen Gartenblumen. Und diese hier sind doch weit zierlicher. Wie reizend ist das Sternchen an der Blume unserer Frau Marguerite." Sie hielt den Strauß ihrem Bruder hin und sah liebevoll auf ihr Kunstwerk.

„Du hast es doch durchgesetzt," sagte der junge Herr bewundernd, „du bist immer ein kluges Weibchen gewesen. — Mir thut's leid, Sidy, daß du von uns gehst," setzte er traurig hinzu.

Die Schwester sah ihn ernsthaft an. „Ist das wahr? — Erhalte mir immer deine Freundschaft, mein Bruder, du bist der einzige hier, der mir den Abschied schwer machen wird. — Benno, wir sind wie zwei Waisenkinder, die in einer kalten Winternacht im Schnee sitzen."

Die so sprach, war Prinzessin Sidonie, und die Sonne schien warm auf die blühende Wiese vor ihr.

„Wie gefällt dir mein Bräutigam?“ frug sie nach einer Pause, den blauen Faden häufig um den fertigen Strauß windend.

„Er ist ein schöner Mann und er war sehr freundlich zu mir,“ sagte Benno nachdenklich. „Ob er gescheut ist?“

Sidony nickte. „Er ist darin erstaunlich. Er schreibt auch liebe Briefe. Willst du, so sollst du einen lesen.“

„Das möchte ich gern,“ rief Benno.

„Und weißt du,“ fuhr Sidony geheimnißvoll fort, „auch ich schreibe ihm alle Tage. Denn ich denke, eine Frau soll ihrem Mann Großes und Kleines vertrauen, und da will ich mich und ihn daran gewöhnen. Und ich schreibe ihm der Sicherheit wegen unter fremder Adresse und meine Kammerfrau besorgt die Briefe zur Post, denn ich fürchte, meine dummen Zeilen werden sonst gelesen, bevor sie abgehen.“ Sie sagte das gleichmüthig und betrachtete ihren Strauß. „Auch diesen Besuch bei Frau Marguerite erfahrt er haarklein, und daß er dir gut gefallen hat. Und jetzt ist der Strauß fertig,“ rief sie fröhlich, „ich schlage ein Tuch darum, wir nehmen ihn in den Wagen, und ich setze ihn auf meinen Schreibtisch.“

Benno lachte: „Er sieht aus wie eine Keule, du kannst ihn heut Abend im Ballet den Wilden bergen.“

„Er iſt doch beſſer als die flachen Teller, die man nicht einmal in's Waſſer ſetzen darf," verſetzte die Schweſter aufſpringend. „Vorwärts, wir tragen ihn zum Brunnen."

Sie eilten, von der Bäuerin gefolgt, nach dem Hofe. Benno ergriff einen Eimer und trug ihn nach der Pumpe. „Ich will pumpen," rief Siddy; ſie faßte den Schwengel und verſuchte zu drücken, aber es gelang ihr ſchlecht, nur einzelne Tropfen rannen in den Eimer. Benno tadelte: „Du biſt ungeſchickt, laß mich daran." Jetzt trat er an das Holz und Siddy faßte den Eimer; er drückte kräftig und der Strahl fuhr über den Eimer auf die Hände und das Kleid der Prinzeſſin. Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus und ließ den Eimer fallen, und beide lachten laut. „Du haſt mich ſchön zugerichtet, unartiger Bonbon," rief Siddy. „Ei, das thut nichts, Mutter," tröſtete ſie die Bäuerin, welche herzulief und erſchrocken die Hände zuſammenſchlug. „Du, mir fällt etwas ein, ich ziehe mir den Rock unſerer Dame Marguerite an, und du einen Kittel ihres Mannes, und wenn der Vetter kommt, ſoll er uns nicht erkennen und wir überfallen ihn."

„Wenn nur alles gut abläuft," wandte Benno bedenklich ein.

„Es ſieht uns ja Niemand," überredete Siddy. „Mütterchen," ſchmeichelte ſie der Bäuerin, „kommt in eure Kammer und helft mir beim Anziehen." Die jungen Herrſchaften ergriffen die Hände der Frau und

zogen sie in das Haus. Benno legte im Hausflur seinen Sommerrock ab, besah mißtrauisch den neuen Kittel, welchen eine stämmige Magd zutrug, und fuhr mit ihrer Hülfe hinein. Der zierliche Bauerburich setzte sich geduldig auf eine Bank, seine Gefährtin zu erwarten, und benützte die Muße, einen Schleifstein zu drehen und neugierig die Fingerspitze ein wenig daran zu halten. Während dieser Untersuchung fühlte er einen Schlag auf den Rücken, und sah erstaunt eine kleine Bäuerin in blauem Rock und schwarzer Jacke, die landesübliche Mütze auf dem Kopf, hinter sich stehen. „Wie gefalle ich dir?“ frug Siddy die Arme in einander legend.

„Allerliebst,“ rief Benno überrascht, „ich hätte nicht gedacht, daß ich eine so hübsche Schwester habe.“ Siddy machte einen bäurischen Knix. „Wo hast du bis heut die Augen gehabt, du thörichter Bengel? — Und jetzt helfen wir in der Wirthschaft. Was haben Sie für ihre neuen Dienstleute zu thun, Frau Marguerite?“

Die Bäuerin schmunzelte. „Dort ist das Futter für die Kühe mit Schrotwasser abzubrühen,“ sagte sie.

„Nichts mehr mit Wasser, wir haben genug davon. Komm, Benno, wir decken unterdeß den Tisch im Garten unter den Obstbäumen und tragen die saure Milch herzu.“ Sie drangen in die Stube, trugen zusammen eine kleine Bank heraus und setzten sie in den Grasgarten unter einen Apfelbaum, dann flogen sie nach Tellern und Löffeln zurück, die Bäuerin und die Magd brachten den Tisch, einen großen Milchnapf und Schwarz-

brot. Sidy fuhr behende umher, deckte die Serviette über, strich sie eifrig zurecht und setzte die buntbemalten Thonteller auf. „Sieh dies an," flüsterte Benno, und wies betrübt auf die abgenutzten Blechlöffel.

„Wir waschen sie noch einmal ab und trocknen sie mit grünen Blättern," rieth die Schwester. Wieder liefen sie mit den Löffeln zu dem Brunnen und rieben kräftig mit Blättern daran, aber sie vermochten keinen weißen Glanz hervorzubringen. „Es ist ihre Art so," tröstete Benno, „das gehört mit zum ländlichen Fest."

Der Tisch war gedeckt, Sidy rückte an den Schemeln und wischte mit ihrem Battisttuch herum. „Du bist der Erbprinz," sagte Sidy, „du mußt auf die Bank und wir andern zu deinen Seiten. Das Schwarzbrod muß zerkrümelt werden, das kann sich jeder selbst machen. Der Zucker fehlt, es kommt nicht darauf an." Sie saßen erwartungsvoll vor dem Milchnapf und klapperten im Takt mit den Löffeln. Ein kleiner grüner Apfel fiel vom Baum mitten in die Milchschüssel und verursachte ein Spritzen. Beide lachten laut, sprangen wieder auf, lasen die unreifen Aepfel und Pflaumen aus dem Grase und spähten über die Hecke auf einen Feldweg, der zur Stadt führte. „Er kommt," rief Benno, „verstecke dich."

Ein Reiter ritt im Galopp heran, von dem schnaubenden Pferde schwang sich ein junger Offizier, er band das Pferd an einen Pfahl und sprang mit einem Satz über die Hecke. Aber er hielt erstaunt an, denn er

wurde aus den Winkeln mit einem Kreuzfeuer von unreifen Aepfeln und Pflaumen überschüttet, schnell ergriff er einige der grünen Geschosse und vertheidigte sich, so gut er konnte, gegen den Angriff. Die kleinen Bauerleute sprangen hervor. „Endlich," rief Benno, „du hast lange warten lassen." Und Sidy verneigte sich vor ihm: „Prinz, die saure Milch ist servirt." Prinz Victor sah mit unverhohlener Bewunderung auf die junge Bäuerin. „Ei," sagte er gutmüthig, „jetzt sieht man doch endlich einmal, wie klein die Füße sind, vor die man seine Huldigungen niederlegt. So war's recht, ihr Kinder. Aber vor allem muß ich Satisfaktion haben für den Ueberfall." Er drehte sein Taschentuch zusammen, die Geschwister lachten und baten: „Sei gut, Vetter, wir thun's nicht wieder. — Ach, lieber Herr Oger, Gnade, Erbarmen," flehte Sidy, und fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen.

„Nichts da," rief Victor, „ich erhalte euretwegen doch wieder Arrest, da will ich euch wenigstens vorher abstrafen." So trieb er die Andern um den Tisch. „Das thut weh, Vetter," rief Sidy; laß die Thorheiten und komm zu Tisch. Ich lege vor. Oben ist der Rahm. Da wird Gerechtigkeit nöthig, wenn Victor dabei ist."

Victor musterte den Tisch. „Das ist alles sehr schön, aber der Zucker fehlt."

„Es war keiner zu haben," riefen die Geschwister im Chor. Victor griff in die Tasche und setzte eine

silberne Büchse auf den Tisch. „Was würde aus euch, wenn ihr mich nicht hättet. Hier ist der Zucker.“ Und er griff wieder in den Rock und brachte eine Lederflasche mit kleinem Trinkglas zu Tage. „Und hier ist eine andere Hauptsache, der Cognac.“

„Wozu?“ frug Sidy.

„Zum Trinken, gnädigste Cousine. Willst du dies kalte Gelée ohne Cognac mit deinem Innern vermählen, so wage ich nicht zu widersprechen, dir aber, Benne, rathe ich als Mann, sorge für dein Heil.“

Die Beiden hielten verlegen ihre Löffel beim Stiele.

„Das wäre nothwendig?“ frug Benne argwöhnisch.

„Es calmirt, wie unser Doctor sagt,“ erklärte Victor, „es pacificirt und zwingt die rebellische Masse zu ruhiger Submission, welche in Frieden tiefer und tiefer wird. Verweigerst du den Cognac, so geht's wie auf dem Weg zur Hölle. Der Pfad ist anfangs leicht, aber was dahinter kommt, ist Chaos. Jedenfalls würde dir das heutige Ballet erspart werden. Ist euch die Sache klar?“

„Sehr klar,“ rief Sidy, „daß du uns zum Besten hast wie immer. Gieb ihm eines auf die Finger, Benne.“

Benne tippte ihm mit dem Löffel auf die Hand, Victor sprang auf und parirte in Fechterstellung mit seinem Löffel, und die Geschwister jagten den Vetter wieder lustig um die Bäume.

Da störte ein eiliger Tritt, ein Lakei erschien auf einen Augenblick an der Gartenthür: „Der durchlauchtigste Herr kommt geritten,“ rief er.

Alle drei ſtanden ſtill, die Löffel ſanken in's Gras. „Wir ſind verrathen," rief Siddy erbleichend, „mache dich fort, Victor."

„Ich bin Officier und darf nicht entlaufen," entgegnete dieſer achſelzuckend, ergriff ſeinen Säbel und hakte ihn eilig ein.

„Du nimmſt alles auf dich, Benno," rief die Schweſter.

„Ich möchte wohl," verſetzte dieſer kleinlaut, „ich habe nur zum Erfinden niemals Geſchick gehabt."

Vor dem Hofe ſtieg der Fürſt mit Hülfe des Stallmeiſters ab, der Lakei eilte voran, die Pforte zu öffnen, langſam nahte das Schickſal. Der Fürſt trat in den Garten und ſein ſcharfer Blick flog über die jungen Herrſchaften, welche ſteif auf ihrem Platz ſtehen blieben und ſich vor ihm verneigten. Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, als er die Zurüſtungen des Tiſches ſah. „Wer von euch hat den ländlichen Carneval arrangirt?" frug er. Alle ſchwiegen. „Antworte, Benno," wandte er ſich finſter an den jungen Herrn im blauen Kittel.

„Siddy und ich wollten einmal auf einer Wieſe ſitzen, bevor die Schweſter unſer Land verläßt. Ich habe aus Ungeſchick die Schweſter mit Waſſer beſchüttet, ſie mußte ſich umziehen."

„Wo iſt dein Fräulein, Sirenie?" frug er die Tochter.

„Ich bat ſie, auf das nahe Gut ihrer Tante zu

fahren und mich in einer Stunde von hier abzuholen," versetzte Prinzessin Sidonie.

„Sie hat nicht gut gethan, meine Befehle zu vergessen, um die deinen zu erfüllen, und sie hat ihre Pflicht verletzt, als sie die Prinzessin einem solchen Abenteuer überließ. Es ziemt nicht, daß Prinzessinnen allein und verkleidet in Dorfhäusern einkehren."

Die Prinzessin preßte die Lippen zusammen. „Mein gnädigster Herr und Vater möge verzeihen, ich war nicht allein; ich hatte den besten Schützer bei mir, den eine Fürstin unseres Hauses haben kann, und der war Ew. Hoheit Sohn, mein erlauchter Bruder."

Der Fürst trat einen Schritt näher und sah ihr schweigend in's Gesicht, und so stark war in seinem Antlitz der Ausdruck von Zorn und Abneigung, daß die Prinzessin erbleichte und die Augen niederschlug. „Und gehört Prinz Victor auch zu den Beschützern, welche sich die Prinzessin in den Bauerhof bestellt?" frug er. „Hat der Lieutenant — er nannte den Namen seines Geschlechts — Urlaub, sich aus der Garnison zu entfernen?"

„Ich bin ohne Urlaub herausgeritten," versetzte der Prinz in militärischer Haltung.

„Melde dich als Arrestant," befahl der Fürst.

Victor salutirte und machte Kehrt, er band sein Pferd ab und nickte hinter dem Rücken des Fürsten über die Hecke seinem Vetter zu, bevor er der Stadt zutrabte.

„Ihr aber eilt, diese Mummerei los zu werden," befahl der Fürst, „die Prinzessin fährt im Wagen des Erbprinzen nach Haus." Er winkte, die jungen Herrschaften verneigten sich und eilten aus dem Garten.

„Mir hat das Unglück geahnt," sagte der Erbprinz im Wagen zu seiner Schwester. „Arme Siddy!"

„Ich will lieber eine Magd dieser Bäuerin sein und Holzpantoffeln an den Füßen tragen, als dies Sclavenleben noch lange erdulden," rief die zornige Prinzessin.

„Laß dir nur heut beim Diner nichts merken," bat Benno.

Der Strauß von Wiesenblumen stand im Eimer, und am Abend zerrupften ihn die Kühe der Bäuerin.

Den Tag darauf trat der Oberſthofmeiſter von Ottenberg, ein alter Herr mit weißem Haar, bei dem Fürſten ein. „Ich bemühe Ew. Excellenz," begann der Fürst zuvorkommend, „weil ich in einer Familienangelegenheit Ihre Ansicht zu vernehmen wünsche. Der Tag naht, wo die Prinzessin uns verläßt. — Haben Sie meine Tochter heut gesprochen?" unterbrach er sich.

„Ich komme von Ihrer Hoheit," antwortete ehrerbietig der alte Herr.

Der Fürst lächelte: „Ich habe ihr gestern einige ernste Worte gesagt. Die Kinder spielten auf eigene Hand eine Idylle und ich traf sie in Bauerkleidern und ausgelassener Stimmung. Unsere liebe Siddy hatte vergessen, daß solches Spiel Mißdeutungen ausgesetzt ist, die sie zu vermeiden jede Ursache hat."

Der Oberſthofmeiſter verbeugte ſich ſchweigend.

„Doch nicht um die Prinzeß handelt es ſich. Die Zeit iſt gekommen, wo über die nächſten Jahre des Erbprinzen ein Entſchluß gefaßt werden muß. Ich habe daran gedacht, ihn trotz der Bedenken, welche ſeine zarte Geſundheit nahe legt, in eine größere Armee eintreten zu laſſen. Sie wiſſen, daß dies für uns nur in Einem Staate möglich iſt. Und auch dort hat ſich eine unerwartete Schwierigkeit gefunden. Es ſind dort zwei Regimenter, welche Sicherheit gewähren, daß der Prinz nur mit Offizieren von Familie in ein kameradſchaftliches Verhältniß treten würde. Aber das eine Regiment hat jetzt zum Commandeur denſelben Robell erhalten, der vor Jahren unſern Dienſt quittirt hat; es iſt unthulich, den Prinzen zu ſeinem Untergebenen zu machen. Bei dem andern Regiment aber iſt in den letzten Monaten das Unerwartete geſchehen und trotz dem Widerſtande des Offiziercorps ein Herr Müller eingeſchoben worden. So iſt dem Erbprinzen unmöglich gemacht in die einzige Armee zu treten, welche uns offen ſteht."

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob nicht das zweite Hinderniß zu beſeitigen war?" frug der Oberſthofmeiſter.

„Man möchte uns gern gefällig ſein," verſetzte der Fürſt, „weiß aber ſelbſt keinen Rath, denn das Einreihen des bürgerlichen Lieutenants war ein Zugeſtändniß, welches man aus politiſchen Gründen gemacht hatte."

„Und es würde nicht viel helfen, wenn an Name

und Familie des Lieutenant Müller ſelbſt das Störende geändert würde?“ warf der Oberſthofmeiſter ein.

„Auch das iſt vorſichtig tentirt worden, es hat ſich ergeben, daß in dem Vater des Menſchen keine Bereitwilligkeit war. Und Excellenz, zuletzt blieb die Inconvenienz doch dieſelbe. Sie wiſſen, daß ich in dieſen Dingen keineswegs Puriſt bin, aber für den kameradſchaftlichen Verkehr des Tages wäre dem Erbprinzen ſolche Nähe doch gar zu unbehaglich. Müller oder von Müller, der Mehlſtaub bleibt.“

Es entſtand eine Pauſe. Endlich begann der Oberſthofmeiſter: „Für jüngere Prinzen ohne Vermögen und die Möglichkeit, ſich ſelbſt eine kräftige Thätigkeit zu finden, ſind die Vortheile einer militäriſchen Carriere allerdings unleugbar. Ob ſie auch für einen Fürſten unzweifelhaft ſind, der die Vorbildung für einen großen Beruf ſucht? Ich erinnere mich, daß in früherer Zeit Ew. Hoheit das Soldatenſpiel an den Höfen als eine Modelaune ohne Vorliebe betrachteten.“

„Das leugne ich nicht,“ verſetzte der Fürſt, „und Ihnen gegenüber darf ich mich wohl zu dieſer Anſicht bekennen. Der gewöhnliche Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft iſt jetzt nicht der Krieg, ſondern der Friede. Die angelegentliche Vorbildung eines jungen Fürſten für den Krieg wird allerdings in ſeinem Weſen einige männliche Seiten entwickeln, überliefert ihn aber in allen Hauptſachen hülflos den Händen ſeiner Beamten. Und im Vertrauen, Excellenz, die Freude an

Epauletten ist grade während der Friedenszeit in die Höfe gedrungen, und im Fall eines großen Krieges, wo nur bei wirklichem Feldherrntalent Hülfe zu finden ist, wird das militärische Dilettiren der Fürsten sich mit wenigen Ausnahmen als durchaus unnütz erweisen. Das alles ist unleugbar. Leider ist es gegenwärtig nicht mehr Modelaune, wenn an den meisten Höfen dieser Bildungsweg für junge Fürsten gewählt wird, sondern ernste Nothwendigkeit. Die Zeit, in welcher wir zu leben verurtheilt sind, hat eine engere Verbindung der Höfe mit den Heeren unvermeidlich gemacht, und was einst besser unterblieb, ist jetzt eine Stütze fürstlicher Stellung geworden."

„Ich sehe die Stellung erlauchter Herren nicht dadurch verstärkt, daß sie schlechte Generäle sind," erwiederte der Oberstthofmeister. „Ja, man darf behaupten, daß viele von den Schwierigkeiten, welche die Gegenwart zwischen Fürsten und Völkern aufgehäuft hat, grade daher rühren, daß unsere Prinzen neben vortrefflichen Ansichten über den Hufbeschlag der Pferde und das Ausarbeiten der Recruten, auch einige Vorurtheile und Unarten der Garnison zu ihrem hohen Beruf mitbringen, und viel zu wenig von der Sicherheit, dem edlen Stolz und dem fürstlichen Sinn, welchen die Uebung in den großen Geschäften zu entwickeln vermag."

Der Fürst lächelte. „Excellenz sind also der Ansicht, daß der Erbprinz eine Universität besuchen soll? Denn eine andere Schule giebt es doch nicht, wenn er einmal

diesen Hof verläßt. Der Prinz ist schwach und bestimmbar, die Gefahren, welche für ihn auf diesem Wege liegen, sind doch noch größer, als der Verkehr mit einem ungeeigneten Offizier."

„Es ist wahr," warf der Oberstthofmeister ein, „daß während dieser Jahre der Erbprinz gewisse Zugeständnisse an den Brauch einer Akademie zu machen hat; für den persönlichen Umgang finden sich aber doch auf jeder Universität Söhne alter Familien, welche die Ehre den Prinzen zu entouriren, wohl würdigen. Es wird vielleicht dort leichter sein den jungen Herrn von unpassender Kameradschaft frei zu halten, als beim Regiment."

„Nicht diese Gefahr fürchte ich," versetzte der Fürst, „sondern unpraktische Theorie und zerstörende Ideen, welche dort verkündet werden."

„Was man bekämpfen muß, sollte man doch vorher kennen lernen," entgegnete der Oberstthofmeister. „Erachten Ew. Hoheit bei der vielseitigen Erfahrung, welche Höchst denselben ein reiches Leben verlieh, die Bekanntschaft mit diesen Ideen so gefährlich?"

„Wer geht in die Hölle, um fromm zu werden?" frug der Fürst in guter Laune.

„Als ein großer Dichter dies gewagt hatte," versetzte der Oberstthofmeister, „schrieb er sein göttliches Gericht. Und mein gnädigster Herr, der selbst warmes Interesse für wissenschaftliche Thätigkeit vielfach bewährt hat, wird doch unsere Akademieen höchstens für Orte eines milden Fegfeuers halten. Sollte an den Seelen unserer erlauchten

Herren nach der Rückkehr von dieser Stätte hie und da ein infernalisches Flämmchen hängen, es wird durch die hohen Interessen des fürstlichen Berufes sehr bald getilgt."

„Ja," bestätigte der Fürst mit devoter Miene, „es liegt eine Weihe auf dem Amt des Fürsten, welche das Wesen auch des schwachen Mannes für die großen Interessen umbildet, welche er durch sein Leben darzustellen hat. Aber, Excellenz, es ist schwer, ohne verächtliches Mitleid auf die sentimentale Gefühlsseligkeit neuer Regenten zu sehen, und aus Fürstenmunde immer wieder die alten Phrasen von Liebe und Vertrauen gläubig nachgesprochen zu hören. Allerdings sind diese populären Aufwallungen vergänglich, und auch mancher von uns älteren hat einst geschwärmt und da grünes Moos zu pflanzen versucht, wo es von der Sonne versengt wird, aber die furchtbaren Gefahren unserer argen Zeit machen solches Schwanken neuer Regenten immer gefährlicher, und falsche Schritte der ersten Regierungswochen mögen oft die ganze spätrre Stellung verderben."

Der Obersthofmeister erwiederte entschuldigend: „Es ist vielleicht gut, weiser zu sein als andere, aber nüchterner zu sein als alle andere, bringt doch nicht zu jeder Zeit Vortheil. Ein wenig Poesie und jugendliche Begeisterung mag man unsern Fürsten auch gönnen. Und wenn ich deshalb für des Erbprinzen Hoheit den Besuch einer Universität zu empfehlen wage, so thue ich dies mit der willkommenen Empfindung, daß ich damit auch Ew. Hoheit eigentliche Meinung ausspreche."

Der Fürſt ſah ſcharf nach dem Oberſthofmeiſter und auf ſeiner Stirn zog ſich ein ſchnelles Gewölk zuſammen. „Wie wollen Sie wiſſen, was meine geheimen Gedanken ſind?“

„Das wäre Ew. Hoheit gegenüber ein ganz vergeblicher Verſuch,“ verſetzte der alte Herr ruhig, „und es würde einem alten Diener wenig anſtehen, nach den geheimen Gedanken ſeines Herrn zu ſpähen. Aber Höchſt dieſelben haben bis jetzt dem Erbprinzen immer ſolche Gouverneure und Begleiter gegeben, welche nicht Militärs waren. Das legte einen Schluß auf Ew. Hoheit Willensmeinung für Jedermann nahe.“

„Sie haben Recht — wie immer,“ ſagte der Fürſt verſöhnt. „Und es war mir Freude, Ihre Auffaſſung in Uebereinſtimmung mit der meinigen zu finden. Denn es iſt immerhin ein ernſter Entſchluß, er raubt mir auf längere Zeit die Nähe meines lieben Benno.“

Der Oberſthofmeiſter bewies ſein Mitgefühl durch eine ſtumme Verbeugung. „Der Höchſte Entſcheid wird allerdings große Veränderungen hervorbringen, denn er entfernt zu gleicher Zeit alle jungen Herrſchaften vom Hofe.“

„Alle?“ frug der Fürſt überraſcht. „Der Erbprinz würde kurz nach der Vermählung ſeiner Schweſter abreiſen, aber da iſt ja noch Prinz Victor, welcher zurück bleibt.“

„Dann bitte ich unterthänigſt um Verzeihung,“ entgegnete der Oberſthofmeiſter, „ich hatte vorausgeſetzt,

daß die Abreiſe des Erbprinzen auch den Uebertritt des Prinzen Victor in eine fremde Armee zur Folge haben würde."

„Wie kommen Sie dazu?" frug der Fürſt überraſcht. „Ich habe durchaus nicht die Abſicht, den Prinzen Victor in der Fremde zu fourniren, er mag ſeine Reitkunſt bei unſern Schwadronen üben."

„In dieſem Falle würde ſeine Stellung am Hofe geändert," ſagte der Oberſthofmeiſter nachdenklich, „er erhält den Rang und wird für dieſe Jahre dem Hofe bei Gelegenheit der ſtellvertretende Prinz des erlauchten Hauſes."

„Was fällt Ihnen ein, Oberſthofmeiſter?" verſetzte der Fürſt unwillig.

„Hoheit wollen gnädigſt angeben, wie das vermieden werden ſoll. Das Recht des Blutes kann nie gegeben und nie genommen werden. Der Prinz iſt der nächſte Anverwandte, die Ordnung des Hofes fordert die entſprechende Stellung, und der Hof wird in tiefſter Ehrfurcht darauf beſtehen, daß ſie dem Prinzen nicht verſagt werde."

„Der Hof," rief der Fürſt verächtlich, „ſagen Sie grade heraus, der Oberſthofmeiſter."

„Der Oberſthofmeiſter iſt von Ew. Hoheit dazu beſtellt, über die Ordnung des Hofes zu wachen," verſetzte der alte Herr mit Feſtigkeit. „Als perſönliche Meinung wage ich noch anzuführen, daß für den lebendigen und thatkräftigen Geiſt des Prinzen Victor der Dienſt in

dieſer Reſidenz und die Nähe des Hofes nicht vortheilhaft ſind; es iſt vorauszuſehen, daß er öfter Ew. Hoheit Veranlaſſung zur Unzufriedenheit geben wird, und daß der Verluſt Höchſter Gnade bei dem aufgeweckten und volksthümlichen Weſen des Prinzen eine dauernde Veranlaſſung zu Mediſance und böswilligem Geſchwätz ſein würde. Deshalb wagte ich anzunehmen, daß die Bedenken, welche eine militäriſche Carriere des Erbprinzen in fremder Armee hindern, bei Prinz Victor ohne Gewicht ſein würden."

Der Fürſt ſah finſter vor ſich hin. Endlich begann er mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen dankbar ſein, daß Sie mich auf dieſes Bedenken geführt haben. Ich werde nach reiflicher Ueberlegung meinen Entſchluß faſſen. Seien Excellenz überzeugt, daß ich den warmen Antheil wohl zu ſchätzen weiß, den Sie mir und den Meinen bewahren." Er neigte das Haupt, der Oberſthofmeiſter verließ das Zimmer; und die Falten im Antlitz des Fürſten zogen ſich drohend zuſammen, als er dem Alten nachſah.

Die Folge dieſer Unterredung war, daß der Erbprinz auf eine Univerſität geſandt wurde. Dies Ereigniß ward an der Univerſität im Schein der hölliſchen Flämmchen, welche hie und da loderten, nicht ganz ſo aufgefaßt als am Hofe.

Der Magnificus trat eines Abends bei Profeſſor Werner ein und begann, Ihn begrüßend: „Sie haben Ihrem Lande ein gutes Beiſpiel gegeben, als Sie zu

uns kamen, von oben ist der Universität die Mittheilung geworden, daß im nächsten Semester Ihr Erbprinz bei uns seine Studien beginnen will.“ Und zum Professor gewandt, fuhr er fort: „Man erwartet, daß wir alles thun werden, den jungen Herrn zu fördern, was mit den Pflichten unseres Amtes verträglich ist. Ihnen habe ich den hohen Wunsch auszudrücken, daß auch Sie dem Erbprinzen auf seinem Zimmer eine Vorlesung halten.“

„Ich lese kein Prinzencollegium,“ erwiederte der Professor, „dazu ist meine Wissenschaft zu umfangreich, sie läßt sich nicht in eine Nußschale packen.“

„Vielleicht würde sich doch irgend ein populäres Thema ergeben,“ mahnte der kluge Magnificus. „Mir scheint fast höherer Werth, als auf den Inhalt der Vorlesung, darauf gelegt zu werden, daß Ihre Person mit dem Erbprinzen in wohlthuende Verbindung tritt.“

„Wenn der Prinz sich in meinem Hause wohl fühlen und unserm Brauch fügen kann, so bin ich zu jeder anständigen Aufmerksamkeit erbötig. In meinen Verträgen führe ich seinetwegen keine Aenderung ein. Besucht er als Student eines meiner Collegien, gut. Auf seinem Zimmer lese ich weder ihm noch jemand Anderem.“

„Wird man die Weigerung nicht als eine Unfreundlichkeit empfinden?“ wandte der Rector ein.

„Wohl möglich,“ versetzte der Professor, „und ich gestehe Ihnen, daß mir dies in vorliegendem Fall besonders peinlich ist. Aber keine persönliche Rücksicht soll

mich bestimmen, von einem Grundsatz abzuweichen. Ich habe früher einmal die Erfahrung gemacht, wie demüthigend es ist, einem Knaben, dem die nöthige Vorbildung, dem Verständniß und inneres Interesse fehlte, ernste Männerarbeit zurechtzuschneiden. Ich thue es nie wieder. Dann aber handle ich im Interesse dieser jungen Herren selbst, so viel ich als Einzelner vermag, dessen Studien von der Heerstraße fürstlicher Bildung weitab liegen. Wollen sie von uns etwas lernen, was für ihr Leben fruchtbar ist, so sollen sie es ordentlich lernen, und sie sollen mit den Vorkenntnissen zu uns kommen, welche ihnen möglich machen, von der Wissenschaft Nutzen zu ziehen. Ich habe hie und da aus der Ferne gesehen, wie traurig es mit der innern Bildung der Mehrzahl bestellt ist. Das flache zerstreuende Wesen ihrer Erziehung, welches ihnen fast die Möglichkeit nimmt, an irgend einem Gebiete geistiger Arbeit ein warmes Interesse zu nehmen, macht sie auch später für das Leben und für ihre Regentenpflichten wenig brauchbar. Und wir nehmen Theil an diesem Unrecht, wenn wir Jünglinge, die in Wahrheit nicht die Kenntnisse eines Tertianers haben, mit dem Schein und Firniß wissenschaftlicher Cultur überziehen. Denn darauf ist es doch in der Regel abgesehen. Man braucht sicher nicht die Universität zu besuchen, um ein tüchtiger Mann zu werden; wenn man aber diesen schwierigen Weg einschlägt, — und ich meine allerdings, jeder künftige Regent sollte das — so darf es nur in einer Weise geschehen, welche

auch tüchtige Resultate sichert. Ich verurtheile nicht die Lehrer, welche anders denken," schloß der Professor, „es giebt ohne Zweifel Disciplinen, bei denen gedrängte Darstellung einiger Hauptsätze möglich und nützlich ist. Die Alterthumswissenschaft wenigstens gehört nicht dazu. Und deshalb bitte ich zu entschuldigen, wenn ich mich dem jungen Herrn für Privatstunden versage."

Der Rector zuckte die Achseln und sprach diesen Grundsätzen seine Anerkennung aus.

„Mein armer Erbprinz," rief Ilse bedauernd, als der Rector sich entfernt hatte.

„Mein armer Lehrer," paredirte der Professor lachend.

„Aber eine Ausnahme hast du doch gemacht," wandte Ilse ein, „bei deinem Weibe."

„Hier ist die Lehrstunde nur der Leitfaden, unser ganzes Leben die Erläuterung," versetzte der Professor. „Den künftigen Landesherrn von Bielstein aber wirst du unter diesen Umständen wohl nur aus der Ferne als dein stilles Eigenthum betrachten können; und auch mir schwindet eine gewisse unsichere Hoffnung, welche ich auf das flüchtige Begegnen mit seinem Vater baute. Denn es ist allerdings wahrscheinlich, daß man dort meine Weigerung als launischen Hochmuth auffaßt."

Darüber hätte der Professor ruhig sein können. Es wird dafür gesorgt, daß solche Auffassung nicht zu rechter Zeit an die Adresse gelangt, für welche sie be-

ſtimmt iſt. Die Schärfe wird umgebogen, die Spitze abgebrochen und zuletzt hält man in hoher Luft dergleichen Geſinnung für ſo ungeheuerlich, daß man ſie nur den verworfenſten Menſchen zutraut. Dafür galt der Profeſſor keineswegs. Schon der Rector war vorſichtig genug, die Weigerung Werners durch Gründe zu verdecken, und in der Reſidenz des Fürſten hatte man einmal beſchloſſen, daß der Erbprinz ein Zuhörer des Profeſſors werden ſollte. Aus dem eingeſandten Verzeichniß der Vorleſungen wurde ein kleines Collegium Werners ausgeſucht: Beſichtigung und Erklärung antiker Bildwerke in Gipsabgüſſen, bei welchen der Erbprinz mit ſeinem Begleiter wenigſtens nicht unter allerlei bunten Mützen zu ſitzen nöthig hatte, ſondern in fürſtlicher Iſolirung umherwandelnd gedacht werden konnte.

Wieder wogten die Wellen der reifen Aehren, als Ilſe mit ihrem Gatten dem Gute des Vaters zufuhr. Ein Jahr, reich an Freuden, nicht frei von Schmerzen, lag hinter ihr, auch ſie hatte jetzt eine kleine Geſchichte, Frieden und Streit, Wachsthum und Vergehen am eigenen Leben erfahren. Wer in ihr Antlitz ſah, der konnte an der bleichen Wange das Leid erkennen, welches ſie getroffen, und an dem ſinnenden Blick, daß ernſte Gedanken durch ihr Haupt gezogen waren. Aber

als sie auf der Höhe das dunkle Dach des Vaterhauses erblickte und an der wetterblauen Holzkirche vorbeifuhr, da war Großes und Kleines vergessen, und sie empfand sich wieder als Kind in dem Frieden der Heimath, der ihr jetzt so wohlthuend und trostbringend erschien. Und als sich die Gutsleute um die Thür drängten, als die Geschwister heranstürmten, und der Vater alle überragend den Gatten und sie selbst aus dem Wagen hob, da hielt sie jeden in stummem Gruß umfangen, aber als der kleine Franz an ihr aufsprang, drückte sie ihn so lange an ihr Herz, bis sie die Haltung verlor und in Thränen ausbrach, so daß ihr der Vater das Kind vom Arme nehmen mußte.

Es konnte nur ein kurzer Besuch sein, den die Gatten auf dem Gut machten, Amtsgeschäfte zwangen den Professor zu schneller Heimkehr, er hatte Alfe den Vorschlag gemacht, sie länger beim Vater zu lassen und wieder abzuholen; sie aber wollte nicht.

Prüfend sah der Vater auf Haltung und Antlitz der Tochter und ließ sich von dem Professor immer wieder erzählen, wie schnell und gut sie in der Stadt heimisch geworden war.

Unterdeß flog Alfe durch Hof und Garten hinaus in die Landschaft, wieder leichtbeflügelt wie die kleinen Geschwister, die ihre Hand nicht loslassen wollten. „Alle seid ihr gewachsen," rief sie, „mein Krauskopf aber am meisten, der wird werden wie der Vater. Ein Landwirth, Franz."

„Nein, ein Profeſſor," erwiederte der Knabe.

„Ach du armes Kind," ſagte Alſe.

Die Feldarbeiter verließen die Garben und eilten ihr entgegen, es gab viel zu grüßen und zu fragen, der Großknecht hielt ſeine Pferde an, ſein Sattelpferd, der Schimmel, rückte heftig mit dem Kopfe. „Er kennt Sie recht gut," ſagte der Knecht, und klatſchte luſtig mit der Peitſche. Alſe ging in das Dorf und trug ihren Gruß zu den Todten und den Lebendigen, und als der kranke Benz ſie endlich losgelaſſen hatte, rief er nach ſeiner Tafel und verfertigte mit zitternder Hand ein Freudengedicht. Bedächtiger wandelte die Frau Profeſſorin durch den Hof. Vom Zuge der Mägde geleitet, ſchritt ſie den Gang zwiſchen den Rindern entlang, trotz ihrem modiſchen Kleide, der ſagenhaften Frau Berchta ähnlich, welche Segen ſtreuend durch Stall und Haus des Landmanns gleitet. Vor jedem gehörnten Haupte hielt ſie an, die Kühe hoben die Mäuler zu ihr auf und brummten, bei jeder war eine wichtige Neuigkeit zu berichten. Die Mägde wieſen ihr ſtolz die angebundenen Kälber und baten um Namen für die erwachſenen Kerfen; denn der Herr hatte befohlen, daß Alſe das Jungvieh mit Namen verſehen ſollte, und die Mägde freuten ſich über die vornehmen Stadtnamen Kalypſo und Xanthippe. — Alles vertraut und alles wie ſonſt, und doch bei jedem Schritt Neues für Auge und Ohr.

Clara gab ihr Rechenſchaft über die Wirthſchaft; das Mädchen hatte ſich trefflich gehalten, ihr Lob,

welches die Mamsell und, was wichtiger war, die Großmagd in vertraulicher Unterredung ertheilten, that Ilse sehr wohl, und sie sagte: „Jetzt erst bin ich ganz beruhigt, ich kann hier entbehrt werden."

Gegen Abend suchte der Professor seine Frau, die seit Stunden verschwunden war. Er hörte den Lärm der Kinder am Bach, und dachte sich, wo Ilse jetzt sein müßte. Als er um den Stein der Höhle bog, sah er sie im Halbdunkel sitzen, das Auge nach dem Vaterhause gewandt. Er rief ihren Namen und streckte die Arme nach ihr aus, sie flog ihm an die Brust und sagte leise: „Ich weiß, daß an deinem Herzen meine Heimath ist: habe Nachsicht, wenn die alte Zeit mir jetzt mächtig wird."

Am späten Abend, als der Vater den Professor in das Schlafzimmer führte und mit ihm noch Geschäfte und Politik besprach, schickte Ilse ihre Schwester Clara zu Bett und sie setzte sich auf den Stuhl. Und als der Vater hereinkam, das Licht vom Tisch zu holen, fand er die Ilse wieder an ihrer alten Stelle zum Nachtgruß, und sie hielt ihm den Leuchter hin. Er setzte das Licht auf den Tisch, ging, wie er pflegte, vor ihr auf und ab und begann: „Du bist bleicher und ernster als du warst. Wird das vorübergehen?"

„Ich hoffe, es wird vorübergehen," wiederholte die Tochter. — Nach einer Weile fuhr sie fort: „Man denkt über vieles anders in der Stadt, und man glaubt anders, Vater."

Der Vater nickte mit dem Kopf. „Das war's," ſagte er, „und deshalb habe ich um dich geſorgt."

„Und es wird mir unmöglich, ſchwere Gedanken los zu werden," ſprach Alſe leiſe.

„Armes Kind," rief der Landwirth, „dabei dir zu helfen, geht über meinen Verſtand. Denn bei uns auf dem Lande iſt es leicht, an Vaterſorge zu glauben, wenn man über das Feld geht und ſich des Wachsthums freut. Aber laß dir von einem Landmann ein vertrauliches Wort ſagen. Es iſt in allen Dingen auf Erden Beſcheidenheit nöthig und Entſagung. Wir auf dem Lande ſind nicht beſſer und geſcheuter, weil wir wenig um das ſorgen, was dem Menſchen räthſelhaft iſt. Wir haben keine Zeit zu grübeln, das iſt bequem, und wenn uns ein Gedanke erſchreckt, hilft die Arbeit darüber weg. Aber manchmal kommt doch die Ungewißheit. Auch ich habe Tage gehabt, und ich habe ſie noch, wo ich mir meinen Kopf zerbreche, obgleich ich weiß, daß ich nicht auf's Reine kommen kann; und deshalb ſuche ich mir jetzt ſolche Gedanken fern zu halten. Das iſt Vorſicht, aber es iſt nicht Tapferkeit. Du biſt hineingeſetzt in ein Leben, wo dir das Hören und Nachdenken unvermeidlich wird. Du mußt dich durchkämpfen, Alſe. Und vergiß dazu zweierlei nicht. Die Menſchen haben von je ſehr verſchieden angeſehen, was ihnen nicht ganz verſtändlich war, und ſie haben einander deshalb ſeit alter Zeit gehaßt und wie Kannibalen geſchlachtet, nur weil jeder gegen den andern Recht haben wollte. Darin

liegt eine Warnung. Aber Eines hat sich immer bewährt gegenüber dem Zweifel: seine Pflicht thun, alle Tage das Nächste thun, und im Uebrigen vertrauen, daß man nicht deshalb verloren ist, weil man Eines und das Andere denkt. Bist du der Liebe deines Mannes sicher?"

„Ja," versetzte Ilse.

„Und hast du eine aufrichtige Achtung vor dem, was er thut, für dich und für alle anderen?"

„Ja," rief Ilse.

„Dann ist alles in Ordnung," sagte der Vater, „denn an seinen Früchten erkennen wir den Acker. Um das Uebrige grämen wir uns nicht heut, nicht in der Zukunft. Gieb mir das Licht und geh zu deinem Mann. Gute Nacht, Frau Professorin."

Drittes Buch.

I.

Die Buttermaſchine.

Im großen Saale der Univerſität war ein gewähltes Publikum verſammelt, Würdenträger der Regierung und Stadt, Männer der Wiſſenſchaft, hinter ihnen die Studenten, welche ab- und zuſtrömend die Thür des großen Portals in Bewegung erhielten. Oben aber auf der Gallerie ſaßen die Frauen der Profeſſoren, in der Mitte der erſten Reihe Alſe mit Laura auf dem Ehrenplatz. Heut war für Alſe ein großer Tag, denn der Glanz der höchſten akademiſchen Würde ſank auf das Haupt ihres Gatten. Felix Werner war zum Rector Magnificus gewählt und ſollte hier ſein Amt antreten.

In langem Zuge ſchritten die Lehrer der Univerſität in den Saal, vor ihnen die Pedelle in alterthümlicher Amtstracht, große Scepter in der Hand; die Herren ſelbſt nach den Facultäten geordnet. Die Theologie begann den Zug und die Philoſophie ſchloß den Reigen, dieſe an Zahl der Männer und Bedeutung die ſtärkſte Abtheilung, alle zuſammen aber bildeten eine ſtattliche Genoſſenſchaft, neben einzelnen Nullen gingen hochberühmte

Herren, auf welche das Land stolz sein durfte, und es war eine Freude für Jedermann, so viel gelehrtes Wissen körperlich versammelt zu sehen. Nur die würdige Darstellung im Zuge gelang den großen Geistern nicht, sie hielten schlecht Reihe, mancher sah aus, als ob er mehr an seine Bücher denke, als an den Eindruck, welchen seine Gestalt dem Publikum machen sollte, einer hatte sich gar verspätet — er hieß Raschke — und kam sorglos und vertraulich grüßend hinter den jüngsten Privatdocenten hergelaufen. Den Zug empfing ein lateinischer Gesang des akademischen Sängerchors, nicht verständlich, aber festlich. Die Professoren ordneten sich auf ihren Sitzen, der bisherige Rector betrat ein hohes, mit Blumen verziertes Katheder, hielt zuerst eine gelehrte Rede über den Nutzen, welchen vor längerer Zeit das unruhige Volk der Araber der medicinischen Wissenschaft gebracht hat, und berichtete dann über die academischen Ereignisse des letzten Jahres. Der Vortrag war schön und alles war sehr feierlich, die Ehrengäste der Stadt und Regierung saßen unbeweglich, die Professoren hörten ergeben zu, die Studenten knarrten nur wenig an der Thür, und wenn von dem gemalten Plafond der Aula zuweilen die Langeweile ihre großen Fledermausflügel gegen die Augen der Zuhörer herabbewegte, wie bei akademischen Schaustellungen unvermeidlich ist, Ilse merkte heut nichts davon. Als Magnificus den Vortrag beendet hatte, bat er mit einer zierlichen Handbewegung und den verbindlichsten

Worten seinen Nachfolger, zu ihm auf die Erhöhung zu steigen. Ilse erröthete, als ihr Felix das Katheder betrat. Der Rector nahm sein Baret ab, die goldene Kette und den Mantel, der ganz wie ein alter Fürstenmantel aussah, und Alles setzte und hing er um seinen Nachfolger mit warmen Wünschen und Aeußerungen der Hochachtung. Laura flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Wenn unser Herr Professor ein Schwert an der Seite trüge, wäre er ganz wie ein Kurfürst auf den Bildern draußen;“ und Ilse nickte freudig, es war genau ihre Ansicht. Jetzt aber trat Werner in Purpurmantel und Kette vor. Die Pedelle kreuzten ihre Scepter zu beiden Seiten des Katheders und der neue Rector hielt majestätisch eine Ansprache an Professoren und Studenten, worin er Günstiges erbat und gutes Regiment verhieß. Wieder begann der akademische Chor ein lateinisches Triumphlied und der Zug der Universitätslehrer bewegte sich in das Nebenzimmer zurück, wo die Professoren ihren Rector händeschüttelnd umstanden und die Pedelle Purpurmantel und Kette in Kästen packten, zur Schonung für spätere Zeiten. Auch Ilse empfing die Glückwünsche der Frauen und des Theetisches, welcher sich an der Wendeltreppe aufstellte und sie lustig mit „Magnificenz“ begrüßte.

Zu Haus fiel Ilse dem Gatten um den Hals und sagte ihm, wie stattlich er in seinem Ornate ausgesehen habe. „Was die Zigeunerin sprach,“ rief sie, „heut ist es erfüllt, heut trug der Mann, den ich liebe,

den Fürſtenhut, ſei gegrüßt, du mein Fürſt und Herr."

Für den Nachmittag dieſes großen Tages war der Beſuch des Erbprinzen angemeldet, Ilſe ſah noch einmal in die Winkel der blanken Wohnung, damit ſie als Hausfrau keine Unehre erlebe, und ließ ſich von dem Gatten über die Form unterrichten, in der man mit vornehmen Herren ſpricht. „Damit ich Beſcheid weiß, wenn er ſich auch um mich kümmert. Ich bin unruhig, Felix, denn es iſt doch etwas Großes, den künftigen Herrn der Heimath kennen zu lernen."

Mit dem Stundenſchlag fuhr der Wagen vor, Gabriel in ſeinem beſten Frack führte die Herren an das Zimmer des Rectors. Unterdeß ging Ilſe erwartungsvoll in ihrer Stube auf und ab. Nicht lange und ihre Thür wurde geöffnet, zwei Herren traten, von dem Gatten geleitet, ihr entgegen. Da war der Prinz, eine zarte Geſtalt unter Mittelgröße, ſchwarzes Haar, ein kleines Geſicht mit weichen Zügen, über den feinen Lippen ein dunkler Streif, welcher den beginnenden Bart andeutete, die Haltung etwas ſchlottrig und verlegen, ſo machte er den Eindruck eines zarten und ſchwächlichen Menſchenkindes. Befangen trat er auf Ilſe zu und ſagte ihr ſo leiſe, daß ſie kaum die Worte verſtand, wie ſehr er ſich freue, in ihr eine Landsmännin zu begrüßen.

Ilſe erhielt durch ſein ſchüchternes Weſen ihren Muth zurück, und da ſie in dem Anblick ihres jungen Prinzen ein wenig bewegt war, ſo begegnete ihr, daß

ſie ihm eine kleine Rede hielt: „Wir aus unſerm Lande hängen an der Heimath, und da ich jetzt Ew. Hoheit ſo nahe vor mir ſehe, wage ich auch zu ſagen, daß ich Ew. Hoheit ſehr gut wieder erkenne. Sie waren noch ein ganz junger Herr, und ich war ein halbwüchsiges Mädchen, da ſah ich Sie zuerſt neben Ihrem Herrn Vater in der Reſidenz. Ew. Hoheit ſaßen auf einem ſehr kleinen Pferde, während mein Vater und ich grüßten, ſtand das Pferd ſtill und wollte nicht weiter gehen. Sie ſahen mich freundlich an, ganz mit denſelben Augen, wie jetzt. Ich hielt ein Paar Roſen in der Hand, und weil Sie unſer junger Prinz waren, bot ich Ihnen die Roſen an. Aber Sie ſchüttelten den Kopf, und Sie konnten auch nichts nehmen, weil Sie den Zügel halten mußten, und ich glaube, Sie waren etwas ängſtlich auf dem Pferde. Nur das Pferd fuhr mit ſeinem Kopf nach den Blumen. Da kam ein Großer in Uniform herangeritten, faßte das Pferd, und wir traten zurück. Sie ſehen, ich weiß noch Alles, denn für ein Mädchen vom Lande iſt ſo etwas eine wichtige Erinnerung. — Aber erweiſen Hoheit mir doch die Ehre Platz zu nehmen.“

Der Begleiter des Prinzen, Kammerherr von Weihegg, begrüßte Alſe verbindlich; er war ein Mann in mittlen Jahren, groß, von guter Haltung und keinem üblen Geſicht. Er übernahm die Leitung der Wechſelreden und ein kleines Geſpräch luſtwandelte über die Berge und Wälder des Heimathlandes. Es blieb ein

anſtändiger Austauſch von Worten, welcher ſich ungewöhnlicher Gedanken gänzlich enthielt. Der Prinz war ſchweigſam, ſpielte mit einem Augenglaſe, und ſah befremdet und vorſichtig auf die ſtattliche Profeſſorsfrau, welche ihm gegenüber ſaß. Zuletzt frug der Kammerherr nach den Stunden, wo dies Zimmer ſich Fremden öffne, und drückte den Wunſch aus, dem Prinzen und ihm möge geſtattet ſein, zuweilen einzutreten. „Von den wenigen Beziehungen, welche die fremde Stadt bietet, iſt uns dies Haus beſonders werthvoll, in welchem mein durchlauchtigſter Prinz das Recht beanſpruchen darf, nicht ganz als Fremder behandelt zu werden.“ Das alles war recht ſauber und verbindlich, und als der Profeſſor die Fremden bis an die Entreethür geleitet hatte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Nun, ſie ſehen ja menſchlich genug aus.“

„Ich habe mir Prinzen ganz anders gedacht, Felix, keck und übermüthig, dieſer hatte nicht einmal einen Stern auf der Bruſt.“

„Der war nur in die Taſche geſteckt,“ tröſtete der Profeſſor.

„Aber er ſieht aus wie ein guter Junge,“ ſchloß Alie, „und da er mein Landsmann iſt, ſoll er auch gut behandelt werden.“

„So iſt es recht,“ verſetzte der Profeſſor lachend.

Es machte ſich in den nächſten Wochen allmälig, daß der Erbprinz und ſein Kammerherr die gute Behandlung behaglich fanden. Der Kammerherr bewährte

ſich als angenehmer Mann, er hatte größere Reiſen gemacht, hatte einiges erlebt, vieles geſehen und allerlei geleſen, auch was nicht grade am Wege liegt; er ſammelte Autographen und war dem menſchlichen Geſchlecht durch kein Laſter und durch keine üble Gewohnheit läſtig. Während einem längeren Aufenthalte in Rom hatte er mit alten Bekannten des Profeſſors in Verbindung geſtanden, er war durch die Ruinen Pompeji's gewandelt und zeigte ein wohlthuendes Intereſſe an der Einrichtung altrömiſcher Häuſer. Außerdem verſtand er gut zu hören und zu fragen und erzählte zuweilen mit anſtändiger Mediſance Anekdoten von vielgenannten Perſonen. So geſchah es, daß der Profeſſor gern mit ihm verkehrte, und daß er am Theetiſch Ilſes den Wirthen willkommen, den Gäſten nicht unbequem war. Auch ihm ſelbſt ſchien der Verkehr mit den gelehrten Herren Freude zu machen, er beſuchte den Doctor und betrachtete bei dieſem alte Holzſchnitte, er behandelte den Profeſſor Raſchke mit rückſichtsvoller Artigkeit und begleitete nebſt ſeinem Prinzen den Philoſophen an einem klaren Winterabend bis zu der entlegenen Wohnung, während Raſchke ſehr intereſſante Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen mittheilte.

Daß der Erbprinz ſich ebenſo gut unter den Profeſſoren zurecht fand, konnte man nicht behaupten; er hörte dem Geſpräch der Männer leitend zu, wie einem akademiſchen Hörer ziemte, und ſprach durchaus und zu rechter Zeit das Schickliche. Nur zuweilen deutete er durch

leises Knipsen seiner Lorgnette an, sein Gemüth werde wohl eine andere Art von Unterhaltung nicht ungern ertragen.

Ilse war unzufrieden, wenn er mit der Lorgnette knackte, und wenn sie zu ihm hinübersah, hörte das Knipsen auf.

Denn Ilse wollte, daß er sich unter den andern Männern recht stattlich hervorthun sollte, und ihr war, als könnten die Herren ihr selbst einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Prinz für Männergeschäfte kein rechtes Herz erwies. Sie war deshalb als Hausfrau mit zarter Aufmerksamkeit um ihn bemüht; sie wagte den Rath, daß er den Thee nicht zu stark trinken möchte, und bereitete ihm selbst die Mischung. Der Prinz ließ sich das gern gefallen, er saß am liebsten auf dem Stuhl neben ihr und sah ihr freundlich zu, wie sie um den Tisch wirthschaftete. Nur ihr gegenüber ging er ein wenig aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung heraus, er erzählte ihr was er von Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen, und wenn er grade nichts zu sprechen hatte, machte er wenigstens ihr Amt leicht, er stellte den Sahntopf vor sie hin und hatte ein scharfes Auge auf die Zuckerbüchse, wenn er meinte, daß Ilse für sich davon Gebrauch machen könne.

Einst, als er wieder schweigsam neben ihr saß und die Herren grade zornig über der Bibliothekverwaltung des Vaticans zu Gericht saßen, machte Ilse den Vorschlag, ein Werk anzusehen, das ihr der Gatte gekauft

hatte, gutgestochene Bildnisse berühmter Gelehrten und Künstler. Sie gingen zu der Lampe des Nebenzimmers, der Prinz betrachtete mit matter Theilnahme die Köpfe. „Von manchen weiß ich nichts," begann Ilse, „als einige Worte, die mir mein Mann über sie erzählt hat. Ihre Bücher habe ich nicht gelesen, und von den schönen Werken, die sie gemalt und componirt haben, kenne ich auch gar wenig."

„Mir geht es grade so," versetzte der Prinz ehrlich, „nur die Musiker kenne ich etwas."

„Und doch ist eine Freude, die Gesichter anzusehen," fuhr Ilse fort, „man denkt bei jedem, wie der Character und die Vorzüge dieses Mannes sein möchten, und wenn man Jemand fragt, der mehr weiß, ergiebt sich manchmal eine Bestätigung, und manchmal ein Irrthum. Das hilft einem, die Männer lieb und vertraulich zu machen, und man sucht Gelegenheit, auch mit ihrer Kunst und Weisheit bekannt zu werden. Ich mühe mich jetzt, von einem nach dem andern mehr zu erfahren. Wenn man aber etwas von einem großen Mann gelesen hat und sein Bild nach einiger Zeit wieder ansieht, dann ist es, als schaute man in das Gesicht eines guten Freundes."

„Lesen Sie gern?" frug der Prinz aufblickend.

„Langsam," erwiederte Ilse, „denn von ernsten Dingen geht nicht viel auf einmal in den ungelehrten Kopf, besonders wenn es ernste Gedanken erregt."

„Ich lese nicht gern," versetzte der Prinz, „am

wenigſten, was einem ſo vorgelegt wird. Und mir iſt es langweilig, denn ich habe nichts Ordentliches gelernt und ich weiß nirgend recht Beſcheid."

Das ſagte er mit Bitterkeit. Ilſe erſchrak über das Geſtändniß. „Dem werden Ew. Hoheit jetzt abhelfen, es iſt ja hier ſo ſchöne Gelegenheit."

„Ja," verſetzte der Prinz, „vom Morgen bis zum Abend, und alles durcheinander, ich bin jedesmal froh, wenn die Stunden zu Ende ſind."

Ilſe betrachtete den jungen Herrn mit großer Betrübniß. „Das iſt ja für Ew. Hoheit ein rechtes Unglück. Haben Sie denn nichts, was Ihnen zu wiſſen oder zu beſitzen recht lieb iſt? Eine Sammlung von Steinen oder Schmetterlingen, oder von ſeltenen Büchern oder Kupferſtichen, wie der Doctor drüben? Dabei hat man das ganze Jahr ſein Vergnügen, und man lernt auch allerlei, wenn man ſich dieſe werthen Sachen zuſammenträgt."

„Wenn ich dergleichen haben will, kann ich alles in Haufen geſammelt haben," verſetzte der Prinz. „Aber wozu? es ſteht ſchon ſo viel Zeug um mich herum. Wenn ich heut Steine ſuchen wollte, geriethen alle Leute um mich in Aufregung, und es würde mir entweder verwehrt oder eine ganze Sammlung in's Haus getragen."

„Das hilft freilich nichts," bedauerte Ilſe, „man muß ſelbſt um das Einzelne ſorgen, dann kommt die Freude. Ein Menſch kann nicht alles wiſſen, aber etwas muß jeder haben, was er ordentlich verſteht. Wenn ich

mein kleines Leben vergleichen dürfte mit dem großen, das Ew. Hoheit erwartet, so könnte ich Ihnen wohl etwas erzählen. Als meine gute Mutter sich zu ihrer letzten Krankheit einlegte, war ich ein ganz junges Ding, aber ich wollte durchaus an ihrer Stelle die Wirthschaft führen. Da fand sich, daß ich mir nicht Rath wußte. Ich verstand nicht einmal, ob die Leute fleißig oder träge waren, ich kannte auch nicht die Handgriffe, und wenn Jemand etwas schlecht machte, konnte ich's nicht lehren. Deßhalb saß ich an einem Abend muthlos und ärgerlich über mich selbst, und ich glaube, ich weinte. Da sagte mein guter Vater: du durftest nicht so viel auf einmal übernehmen, du sollst erst etwas genau lernen. Und er wies mich in die Meierei. Wissen Ew. Hoheit, was das ist?"

„Nicht so recht," versetzte der Prinz.

„Das ist ja die Milchwirthschaft des Gutes, ich will Ew. Hoheit sagen, was dabei zu thun ist."

Sie erzählte ihm die ganze Tagesarbeit des Milchkellers. „Und jetzt machte sich's so. Ich griff selbst mit an, wurde fest in der Arbeit und bekam ein Urtheil über die Mägde. Ich lernte jede Kuh genau kennen, und lernte auch, welche Art für uns am besten war und warum. Denn nicht jede Race paßt überall hin. Bald bekam ich den Ehrgeiz, Butter und Käse recht fein zu machen! Ich erkundigte mich bei den Klugen und las auch zuweilen in einem Buch darüber. Dann besprach ich mit dem Vater Verbesse-

rungen. Und grade als ich wegkam, war die Rede davon, ſtatt unſeres großen Butterfaſſes von Holz eine neue Maſchine anzuſchaffen. Sie iſt jetzt aufgeſtellt, ſoll ſehr gut ſein und ſchöne Butter machen, ich habe ſie aber noch nicht geſehen. Denn Ew. Hoheit kennen doch das Buttern?“

„Nein,“ verſetzte der Prinz.

Ilſe beſchrieb es ihm ein wenig. „Wenn aber der Vater um Johanni die große Rechnung machte, da war mein Stolz, daß die Rübwirthſchaft in jedem Jahre höhern Ertrag gab. Mich ärgerte nur, daß der Vater über meinen kleinen Gewinn lachte, denn der eigentliche Werth der Rübe lag für ihn in ganz andern Dingen.“ Auch darüber machte Ilſe eine leiſe Andeutung. „Und ſehen Hoheit,“ fuhr ſie fort, „erſt von dieſer Zeit ab fühlte ich mich in der Welt recht zu Hauſe. Noch jetzt, wenn ich einmal in eine Fabrik gehe, ertappe ich mich darüber, daß ich ſie wie eine andere Art Molkerei anſehe, und wenn von Staatseinnahmen und Regierung die Rede iſt, vergleiche ich ſie noch heut mit unſerer Wirthſchaft. Aber es iſt wohl thöricht, daß ich Ew. Hoheit von Butter und Käſe unterhalte.“

Der Prinz ſah ihr treuherzig in die Augen. „Ach, gnädige Frau,“ ſagte er, „Sie ſind glücklich daran geweſen, mir aber iſt es nie ſo gut geworden, daß ich bei dem, was mir lieb war, recht ruhig beharren konnte. Vom Morgen bis zum Abend bin ich erzogen worden und von einem zum andern geſchleppt. Wenn ich als

Kind in den Garten ging, war immer die Gouvernante dabei oder der Erzieher, und wenn ich im Graſe ſprang, wurde darauf gehalten, daß meine kleinen Sprünge auch für andere Leute gut ausſahen, niederkauern durfte ich nicht, und als ich mich einmal auf den Kopf ſtellen wollte, wie ich bei andern Knaben geſehen hatte, gab es Entſetzen wegen der Unſchicklichkeit und Arreſt. Jeden Augenblick hieß es, das paßt nicht für einen Prinzen, oder das iſt jetzt nicht an der Zeit. So oft ich aus der Stube kam, ſtarrten mich die fremden Leute an, und auch ich mußte immer auf ſie ſehen und grüßen; mir wurde geſagt, wem ich die Hand geben durfte und wem nicht, wen ich anreden durfte und wen nicht. So ging es alle Tage. Immer waren es leere Redensarten, in drei Sprachen, und jeden Tag war der Gedanke obenan, daß man ſich nur gut präſentire. Einmal wollte ich mir mit der Schweſter einen kleinen Garten anlegen, ſogleich wurde der Hofgärtner gerufen, der uns graben und pflanzen mußte. Da war's uns vom erſten Tage verleidet. Dann wollten wir Theater ſpielen und hatten uns ſchon ſelbſt ein Stück ausgedacht, wieder wurde uns geſagt, das ſei dummes Zeug, und wir mußten ein Spiel auswendig lernen mit franzöſiſchen Redensarten, wo die Kinder immer riefen, wie lieb ſie Papa und Mama hätten, und wir hatten gar keine Mutter. Ueber dieſem Zurichten für den Schein iſt meine Kinderzeit vergangen. Ich verſichere Sie, ich weiß nichts gründlich,

und wenn ich jetzt hier in dem ewigen Lernen bleibe, so habe ich das Gefühl, daß es mir gar nichts helfen wird, und ich komme mir sehr unnütz vor in der Welt."

„Ach, das ist traurig," rief Alie in tiefem Mitgefühl. „Aber ich flehe Ew. Hoheit an, verlieren Sie nur nicht den Muth. Es ist unmöglich, daß das Leben unter so vielen tüchtigen und gesinnten Männern, die Sie hier finden, ohne Segen für Sie sein sollte."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Denken doch Ew. Hoheit an Ihre Zukunft," fuhr Alie leise fort. „Ach, Sie haben alle Ursache, zuversichtlich und tapfer zu sein. Ihr Amt ist doch das höchste auf Erden. Wir andern arbeiten und sind glücklich, wenn wir ein einzelnes Menschenleben vor dem Untergange bewahren, und wenn es noch so klein und elend ist, Ihnen aber wird einmal Wohlsein und Leben von vielen Tausenden in die Hand gegeben. Was Sie für Schule und Bildung thun durch gute oder schlechte Lehrer der Seelen, und ob Sie für Krieg oder Frieden stimmen, das kann ein ganzes Land glücklich machen oder verderben. Wenn ich an diesen erhabenen Beruf denke, kommt mir die Ehrfurcht vor Ihnen, und ich möchte Sie auf meinen Knieen anflehen, daß Sie thun, was möglich ist, um sich zu einem tüchtigen Fürsten zu machen. Dafür ist jetzt der beste Rath, daß Sie guten Willen zeigen, auch das zu lernen, was Ihnen langweilig ist. Und im Uebrigen vertrauen Sie der Zukunft, auch Ihnen wird die

Freude am Leben und das Gefühl der Tüchtigkeit kommen."

Der Prinz ſchwieg, denn die Erwähnung ſeines künftigen Fürſtenamtes gehörte zu den Anſpielungen, welche bei Hofe verpönt ſind und die im ſtillen Geiſte zu verfolgen einem Thronerben noch weniger als andern erlaubt iſt.

„Gelehrte Vorleſungen höre ich genug," ſagte endlich der Prinz, „ich wollte aber lieber, ich wäre bei einem Landwirth in der Lehre geweſen, wie Sie."

Sie kehrten zu den Herren zurück und der Prinz nahm den Reſt des Abends aufmerkſam an der Unterhaltung Theil. Als er ſich entfernt hatte, ſagte Ilſe zu ihrem Gatten: „Da geht er hin, er hat, was Tauſende froh machen würde, und doch iſt er unglücklich, denn ſie haben ihm ſein ehrliches Herz in Leder eingenäht, wie einer Stickerpuppe. O, ſei gütig gegen ihn, Felix, und gönne ihm manchmal etwas von deiner Seele, damit ein Theil deiner Sicherheit und Kraft auf ihn übergehe."

Der Gatte küßte ſie auf das Haupt und ſagte: „Dir wird das leichter möglich ſein als mir. Aber er ſelbſt hat ſich das Rechte geſagt, drei Jahre bei deinem Vater in der Wirthſchaft wären für ihn und ſein Land die beſte Hülfe."

Beim Frühſtück des nächſten Morgens nahm der Kammerherr die Zeitungen aus der Hand des Lakaien, der Prinz ſaß ſchweigend am Tiſch, ſpielte mit dem

Kaffeelöffel und beobachtete eine Fliege, welche vom Rande des Zahntopfs unehrerbietige Versuche machte, in die fürstliche Milch zu sinken. Da die schriftliche Instruction dem Kammerherrn die Pflicht auferlegte, den Prinzen vor jeder gefährlichen Lectüre zu behüten — es waren damit unzufriedene Zeitungen und schmutzige Romane gemeint — so bot er seinem Herrn zuerst das unter allen Umständen gefahrlose Tageblatt, während er selbst eine wohlgesinnte Zeitung ergriff, um dort die Hofnachrichten, Beförderungen und Ordensverleihungen zu mustern. Er war längst mit seiner Lectüre zu Ende, der Prinz aber studirte noch immer über den frischen Schellfischen und Austern. Betrübt sah der Kammerherr, wie die junge Hoheit wieder einmal für den Lauf der Welt so geringe Theilnahme zeigte. Ein Bekannter des Kammerherrn war zum Rittmeister avancirt, ein anderer kündigte seine Verlobung an, er verfehlte nicht, den Prinzen aufmerksam zu machen, dieser aber lächelte nur in seiner zerstreuten Weise.

Der Kammerherr ging also zu seiner nächsten Pflicht über, er überlegte das Programm des Tages. Und da ihm oblag, den Prinzen mit den Neuigkeiten der Kunst, Literatur und der Stadt in geziemender Auswahl bekannt zu machen, so wartete er ungeduldig auf die Befreiung des Tageblattes, um sich aus diesem Rath zu holen. Endlich unterbrach der Prinz diese Erwägungen durch die Frage: „Hier finde ich eine permanente Aus-

ſtellung landwirthſchaftlicher Geräthe, was iſt in ſolcher Ausſtellung zu ſehen?"

Der Kammerherr verſuchte, das zu erklären, und knüpfte vergnügt den Vorſchlag an, auch einmal dieſe Ausſtellung zu beſuchen. Der Prinz gab durch ein ſchwaches Kopfnicken ſeine Einwilligung zu erkennen, ſah nach der Uhr und ging auf ſein Zimmer, den dreiſtündigen Morgencurſus durchzumachen, eine Stunde Staatswiſſenſchaft, eine Stunde Mythologie und Aeſthetik, und eine Stunde Taktik und Strategie. Dann trat er mit ſeinem Begleiter den Weg nach der Ausſtellung an.

Selbſt dem Kammerherrn wurde langweilig zu Muth, als er hinter ſeinem jungen Herrn die großen Räume betrat, in denen unverſtändliche Maſchinen zahlreich durcheinander ſtanden. Der Geſchäftsführer des Fabrikanten begann die Erklärung, der Kammerherr that die Fragen, welche eine geziemende Wißbegierde andeuten ſollten, der Prinz ging geduldig von einem räthſelhaften Körper zum andern, und hörte etwas von Pflug, Exſtirpator und Walze. Endlich veranlaßte die große Dreſchmaſchine den Erklärer, einen Arbeiter mit einer Treppenleiter zu Hülfe zu rufen. Der Prinz überließ dem Kammerherrn die Mühe, hinauf zu ſteigen und die innere Einrichtung zu bewundern, er ſpielte unterdeß mit ſeiner Lorgnette und frug den Geſchäftsführer in dem leiſen Tone, in dem er zu ſprechen gewöhnt war: „Haben Sie nicht auch eine Buttermaſchine?"

„Ja wohl," war die Antwort, „mehre von verschiedener Construction." Der Prinz gab sich wieder ruhig der Betrachtung des großen Dreschmechanismus hin und lernte die schöne Vorrichtung schätzen, welche das ausgedroschene Stroh, das er sich zu denken aufgefordert wurde, auf einen unsichtbaren Futterboden hinaufbeförderte. Endlich kamen die Geräthe an die Reihe, welche ihm am Herzen lagen, moderne Nachfolger des alten ehrlichen Butterfasses. Da standen sie neben einander, das kleine Handgefäß, durch welches, wenn der Versicherung des Führers zu trauen war, jede Hausfrau in unglaublich kurzer Zeit ihre Butter selbst bereiten konnte, und die gewaltige Erfindung, welche den Bedürfnissen der größten Milchwirthschaft spielend genügte. Der Prinz ließ sich beschreiben, wie der Rahm hineingegossen, in eine gewisse kreisende Bewegung gesetzt und durch diese Aufregung gezwungen wird, sich mit sich selbst zu entzweien. Das alles hatte er schon viel schöner gehört, aber es machte ihm Spaß, die Vorzüge des modernen Baues einzusehen, und er wurde innig von seiner Vortrefflichkeit überzeugt. Er that zum Erstaunen seines Begleiters Fragen, ergriff die Kurbel und versuchte ein wenig zu drehen, zog aber mit verlegenem Lächeln die Hand wieder zurück. Zuletzt frug er sogar nach dem Preise. Der Kammerherr freute sich über die anständige Wißbegierde, welche sein junger Herr bewies, aber er wurde wieder gedemüthigt, als der Prinz sich zu ihm wandte und französisch sagte: „Was meinen

Sie? Ich habe Luſt, die kleine Maſchine zu kaufen.“ Des Drehens wegen, dachte der Kammerherr mit innerm Achſelzucken. „Wie kommt es, daß Hoheit ſich grade dafür intereſſiren?“ „Sie gefällt mir,“ erwiederte der Prinz, „und man möchte dem Mann doch etwas abkaufen.“

Die niedliche Erfindung wurde erſtanden, in das Quartier des Prinzen getragen und in ſeiner Arbeitsſtube aufgeſtellt. Gegen Abend, während der Prinz ſeine Muſikſtunde am Flügel verlebte, mußte die Maſchine ſogar in dem Rapport erſcheinen, welchen der Kammerherr für den regierenden Herrn verfaßte. Rühmend hob der Berichterſtatter das Intereſſe hervor, welches ſein Prinz den nützlichen Werkzeugen deutſcher Bodencultur erwieſen hatte. Allein ſelten war dem armen Kammerherrn ſo ſchwer geworden, die Pflicht eines getreuen Hofmanns zu üben, welchem ziemt, perſönliches Empfinden zurück zu drängen und Peinliches mit Anmuth zu umziehen. Denn in Wahrheit fühlte er tiefe Scham über die unnütze Spielerei ſeines Prinzen. Aber man lernt bei Hofe nie aus, wie ſehr man auch den Faltenwurf eines fürſtlichen Gemüthes ſtudire, ſelbſt dem weiſeſten Hofmarſchall bleiben einzelne Tiefen unerforſchlich.

Der Erbprinz aber bedeckte die Buttermaſchine mit einem ſeidenen Tuch, und wenn er allein war, trat er vorſichtig heran, drehte an der Kurbel und beobachtete den Mechanismus.

Einige Tage darauf hatte der Kammerlakai den

Prinzen ausgekleidet, die Schlafschuhe zurecht gestellt und seine Nachtverbeugung gemacht, da blieb der kleine ausgehülfte Prinz gegen Gewohnheit auf dem Stuhle sitzen und hemmte den Abschied des Dieners durch die Anrede: „Krüger, Sie müssen mir einen Gefallen thun.“ — „Hoheit haben zu befehlen.“ — „Besorgen Sie mir zu morgen früh, ohne daß es Jemand sieht, einen großen Topf Milch, aber Sie setzen die Milch nicht auf Rechnung.“ — „Befehlen Hoheit gekochte oder ungekochte?“ —

Das war eine schwierige Frage. Der Prinz drehte schweigend am Schnurrbart und sah seinen Krüger hülflos an. „Ich weiß nicht,“ brach er endlich heraus, „ich möchte gern einmal buttern.“

Krüger begriff scharfsinnig, daß dieser Wunsch mit der neuen Maschine zusammen hing, und längst gewöhnt, an vornehmen Herren nichts erstaunlich zu finden, erwiederte er: „Dann muß aber die Maschine erst ausgebrüht werden, sonst schmeckt die Butter schlecht, und den Rahm dazu muß ich bestellen. So möchten Ew. Hoheit sich noch einen Tag gedulden.“

„Ich überlasse Ihnen alles,“ sagte der Prinz vergnügt, „nehmen Sie die Maschine und sorgen Sie, daß Niemand etwas erfährt.“

Als Krüger am Morgen des zweiten Tages beim Prinzen eintrat, fand er den jungen Herrn bereits angekleidet und meldete, stolz auf seine vertraute Stellung: „Der Herr Kammerherr schläft noch, es ist alles bereit.“

Der Prinz eilte auf den Zehen in die Stube, ein großer Topf Rahm wurde in den Leib der Maschine gegossen, erwartungsvoll setzte sich der Prinz an den Tisch und sagte: „Ich will selbst drehen.“ Er drehte und Krüger sah zu. „Aber gleichmäßig, Hoheit,“ ermahnte Krüger. Der Prinz konnte sich nicht versagen, den Deckel zu öffnen und hineinzublicken. „Es will noch nicht werden, Krüger,“ sagte er kleinlaut. — „Nur immer munter, Hoheit,“ ermahnte Krüger, „bitte um gnädigste Erlaubniß, weiter zu drehen.“ Darauf drehte Krüger und der Prinz sah zu. „Es wird,“ rief der Prinz vergnügt, als er hinein gesehen.

„Ja, es ist geworden,“ versetzte Krüger. „Jetzt aber kommt die andere Arbeit. Die Butter muß her ausgenommen und ausgewaschen werden. Befehlen Ew. Hoheit?“

„Nein,“ sagte der Prinz mißtrauisch, „das geht nicht. Aber die Maschine ist gut. Bringen Sie mir einen Löffel und das Weißbrot, ich suche heraus, was ich finde, man muß sich zu helfen wissen.“ Der Prinz fuhr mit dem Löffel in das Getümmel, holte in der Bildung begriffene Butter heraus und strich sie mit einem Gefühl von Behagen, das ihm ganz neu war, auf sein Weißbrod. „Sie schmeckt säuerlich, Krüger,“ sagte er. „Das kann nicht anders sein,“ versetzte Krüger belehrend, „es ist ja noch die Butkermilch drin.“ — „Das thut nichts,“ tröstete sich der Prinz. „Krüger, ich hätte nicht gedacht, daß beim Buttern so viel zu beobachten ist.“ —

„Ja, aller Anfang ist schwer," versetzte Krüger ermuthigend. — „Es ist gut," schloß der Prinz gnädig, „nehmen Sie die Maschine heraus, und daß sie mir recht rein wird."

Seitdem stand die Buttermaschine friedlich unter seidenem Tuche, der Prinz stellte sich in einsamen Stunden zuweilen davor und überlegte, wie er sie in die Hände liefern könne, denen er sie heimlich bestimmt hatte.

Die Sterne selbst schienen das zu begünstigen. Denn der rollende Erdball walzte sich dem letzten Himmelszeichen zu, welches die Seelen unseres Volkes mit magischer Gewalt auf das schönste Fest des Jahres richtet. Weihnachten war nahe und die Frauenwelt der Parkstraße fuhr in geheimnißvoller Thätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Concertsaal wiesen leere Plätze, die Accorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen selten in die rasselnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beschwichtigt, und böser Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leisten vermochte, das wurde auch in diesem Jahr auffallig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger zwischen Perlen, Wolle, Seide, Pinsel und Palette umher, der Tag wurde zu acht und vierzig Stunden ausgeweitet, selbst in den Minuten eines unruhigen Morgenschlummers arbeiteten dienstfertige Heimchen und andere unsichtbare Geister im Solde der

Frauen. Je näher das Fest rückte, desto zahlreicher wurden die Geheimnisse, in jedem Schrank steckten Dinge, die Niemand sehen sollte, von allen Seiten wurden Packete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenossen geheimnisvoll an einander vorüberschlüpfen, ist die Hausfrau stille Herrscherin in dem unsichtbaren Reich der Geschenke, Vertraute und kluge Rathgeberin aller. Sie kennt in dieser Zeit keine Ermüdung, sie denkt und sorgt für Jedermann, die Welt ist ihr ein großer Schrank geworden mit zahllosen Fächern, aus denen sie unablässig herausholt, in die sie Verhülltes nach weisem Plane einstaut. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterstern blitzt, der Wachsstock träufelt und die goldene Kugel am Christbaum schimmert, da feiert die Phantasie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poesie der Hausfrauen und Töchter füllt schon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urtheil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, ist leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauses zu vertreten haben, die Begeisterung dieser Wochen nicht vollständig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel," sagte Herr Hummel an einem Decemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummteufeln umging, „in dieser Zeit verliert der Mann seine Bedeutung; er ist nichts als ein Geldspint, in dem sich der Schlüsselbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beste Frau wird unverschämt

und phantaſtiſch, alles Familienvertrauen ſchwindet, Eines geht ſcheu an dem Andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewiſſenlos ruinirt; wenn gegeſſen werden ſoll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöſcht werden ſoll, fangt die Tochter eine neue Stickerei an. Und iſt die lange Noth ausgeſtanden, dann ſoll man ſich gar noch freuen über neue Schlafſchuhe, welche einen Zoll zu klein ſind, und bei denen man ſpäter die grobe Schuſterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Cigarrentaſche von Perlen, die plan und hart iſt, wie eine gedörrte Flunder. Endlich zu allerletzt, nachdem man goldene Funken geſpuckt hat wie eine Rakete, fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen ſelbſt durch eine Schenkung ſein Gemüth erweiſt. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

„Ich habe doch auch Sie ſelbſt geſehen," wandte Gabriel ein, „mit Packet und Schachtel unter dem Arm."

„Dies iſt wahr," verſetzte Herr Hummel, „eine Schachtel iſt unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeſchafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geſchichte. Ich gehe jedes Jahr zu derſelben Putzmacherin und ſage: „eine Haube für Madame Hummel." Und die Perſon ſagt: „Zu dienen, Herr Hummel," und die Architectur ſteht reiſefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demſelben Kaufmann und ſage: „ein Kleid für meine Tochter Laura, ſo und ſo theuer, ein

Thaler Spielraum nach oben und unten", und das Kleid liegt preiswürdig vor mir. Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen sind, und sich die Sachen vorher selbst aussuchen, denn es ist immer alles sehr nach ihrem Geschmack, während in früheren Jahren Widersetzlichkeit stattfand. Jetzt haben sie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müssen sie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobiren, sich erstaunt stellen, und mein ausgezeichnetes Geschick loben. Das ist meine einzige Genugthuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber sie ist dürftig, Gabriel."

So knarrte mißtönend die Prosa des Hausherrn, doch die Parkstraße achtete wenig darauf, und sie wird solchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, so lange süßer ist für Andere sorgen als für sich selbst und Freude zu machen seliger als Freudiges zu empfangen.

Auch für Alse wurde in diesem Jahr das Fest eine große Angelegenheit, sie trug wie eine Biene zusammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimath. Denn auch in der Stadt hatten sich viele große und kleine Kinder an ihr Herz genestelt, von den fünf unmündigen Raschke's bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sophawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doctor, wenn diese einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feste

einen Besuch seines Prinzen bei dem neuen Rector schicklich erachtete, fanden die Herren Ilse und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rectorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tisch standen Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren schweren Leib an die Tischbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Scheere, zertheilten große Wollzöpfe und wickelten Linnenstücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilse den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entschuldigte, bat der Kammerherr dringend, sich nicht stören zu lassen. „Wir dürfen nur hier bleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen." Auch der Prinz sagte: „Ich bitte um die Erlaubniß zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu thun haben."

„Das ist freundlich," versetzte Ilse, „denn bis zum Abend ist noch Vieles zu vertheilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anstelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüssen, Sie, Herr Kammerherr, haben Sie die Güte die Aepfel unter Ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältst den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüsse, sechs Aepfel, ein Packet Kuchen."

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewissenhaft die Nüsse und ärgerte sich, daß sie immer wieder unter einander fuhren, machte aber die Erfindung, durch zusammengefaltete Papierstreifen die Portionen beisammen zu halten, die Herren lachten und

erzählten, wie ſie ſich einſt in fremdem Lande die deutſche Feſtfreude verſchafft hatten. Der Duft der Fichtennadeln und Aepfel erfüllte die Stube und zog wie eine Feſtahnung in die Seelen aller Anweſenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unſere angeſtrengte Thätigkeit zu gut kommt?“ ſagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Apfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls thun wir, was armen Kindern Freude machen ſoll.“

„Zuletzt wohl,“ verſetzte Alſe, „aber das geht uns nichts an, wir geben ſchon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter iſt doch ihren Kindern ſelbſt einzubeſcheeren, das Chriſtbäumchen zu putzen, und zu arbeiten, was die Kleinen grade bedürfen. Dieſe Freude ſoll man ihr nicht nehmen, und deshalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geſchenkt. Auch die Weihnachtsbäumchen kaufen ſie am liebſten allein, jede nach ihrem Geſchmack; die hier ſtehen, ſind nur für ſolche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und dieſe Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das ihre erhalten und ſich danach einrichten.“

Der Prinz ſah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben,“ begann er zögernd, „auch etwas für die Beſcheerung zu kaufen?“

„Sehr gern,“ erwiederte Alſe freudig. „Wenn

Hoheit befehlen, kann unſer Diener das ſogleich beſorgen. Er weiß Beſcheid und iſt zuverläſſig."

„Ich möchte ſelbſt mit ihm gehen," ſagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf dieſen Einfall ſeines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Inſtruction war, ſo lächelte er reſpectvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig ſeinen Hut. „Was ſollen wir kaufen?" frug er aufbrechend.

„Kleine Wachsſtöcke fehlen uns," verſetzte Ilſe, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleiſoldaten und für die Mädchen ein Kochgeſchirr, aber alles hübſch handfeſt und ſparſam." Gabriel verließ mit einem großen Korbe hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat," ſagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel. „Zuerſt die Wachsſtöcke, Sie ſuchen aus, und ich bezahle, wir ſollen ſparſam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit," verſetzte Gabriel tröſtend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zu viel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zu gut."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Düten mit Naſchwerk. Als der junge Herr ſo belaſtet eintrat, mit gerötheten Wangen, ſelbſt glücklich wie ein Kind, ſah er ſo gut

und liebenswerth aus, daß ſich alle über ihn freuten. Emſig packte er ſeine Schätze vor der Frau Profeſſorin aus und ſchüttete zuletzt die Zuckerdüten auf den Tiſch.

Seine Befangenheit war verſchwunden, er ſpielte in kindlichem Behagen mit den hübſchen Dingen, wies den Andern die kunſtvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Lanra einen Tempelherrn aus Zucker für ſich zu behalten und wirthſchaftete zierlich und behend um den Tiſch, bis die Andern ihm bewundernd zuſahen und in ſeine Kinderſcherze einſtimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er ſetzte ſich vor die Untertaſſe mit Eiweiß, ließ ſich die Handgriffe zeigen und wälzte die beſtrichenen Früchte in Gold und Silberblättchen. Alſe ſetzte als Preis für den Herrn, der am meiſten und beſten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entſtand ein löblicher Wetteifer unter den Herren, die beſten Stücke zu liefern. Der Profeſſor und Kammerherr wußten alte Kunſtfertigkeit zu verwenden, der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas lüderlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern bauſchte das Schaumgold. Er war mit ſich unzufrieden, aber Alſe ermunterte ihn: „Nur müſſen Ew. Hoheit ſparſamer mit dem Golde ſein, ſonſt reichen wir nicht.“ Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für ſeine Strebſamkeit ein

Wickelkind, das aber auch durch zwei Glaskorallen in die Welt starrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt standen die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und schauten ahnungsvoll und begehrlich auf die Schätze, und in Alfes Zimmer saßen die großen Kinder am Tische, spielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zu Tage, und der Prinz malte sich zuletzt mit Eiweiß die Umrisse eines Gesichtes auf die Handfläche und vergoldete sie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, frug der Professor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?"

„Wir bleiben hier," versetzte der Prinz.

„Da seltene Musikaufführungen in Aussicht stehen," fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürsten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Fest in seiner Nähe zu haben, wir werden also stille Weihnacht im Quartier halten."

„Wir wagen nicht einzuladen," fuhr der Professor fort, „falls aber Ew. Hoheit an diesem Abend nicht in anderer Gesellschaft verweilen, würde uns große Freude sein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen."

Alfe sah dankbar auf den Vatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, sondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit seinem Begleiter durch die gefüllten Straßen schritt,

begann er vorsichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstisch beisteuern.“

„Ich habe soeben daran gedacht,“ versetzte der Kammerherr, „wenn Ew. Hoheit den wackern Leuten die Ehre erweisen und den Abend bei ihnen zubringen, so bin ich nicht sicher, wie der Fürst eine Beisteuer meines gnädigsten Prinzen zu diesem Weihnachtsbaum auffassen wird.“

„Nur nichts von Brechen oder Ohrringen aus dem langweiligen Kasten des Hofjuweliers,“ rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit sein, am liebsten ein Scherz.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ bestätigte der Kammerherr. „Aber es ist doch rathsam, den Entscheid darüber dem durchlauchtigsten Herrn anheim zu geben.“

„Dann bleibe ich lieber zu Hause,“ versetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Cadeau in der Hand eintreten. Läßt sich nicht machen, daß der Besuch ganz zwanglos erscheint, wie auch die Einladung war?“

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Wenige Tage nach dem Fest wird der ganzen Stadt bekannt sein, daß Ew. Hoheit dem Professor Werner diese ungewöhnliche Ehre erwiesen haben. Ohne Zweifel wird das Ereigniß von irgend einem Unberufenen nach der Residenz geschrieben. Hoheit wissen besser als ich, wie der Fürst eine solche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerst von Fremden kommt.“

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So schreiben Sie meinem Vater," rief er zornig; „aber stellen Sie die Einladung dar, wie sie vorgebracht wurde, und sprechen Sie sich gegen jedes gnädige Geschenk aus. Es würde diese Familie nur verletzen."

Der Kammerherr freute sich über den Takt seines jungen Herrn und versprach den Brief nach Wunsch einzurichten. Das versöhnte den Prinzen und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg, was wir geben dürfen. Frau Professorin ist vom Lande, ihr schenke ich als Attrape die Maschine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübsche Bonbons oder so etwas hinein."

„Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder los werden," dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich," erwiederte er laut. „Ew. Hoheit sind gar nicht sicher, daß Frau Professorin den Scherz so auffassen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es ist sehr mißlich, in solche Geschenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau selbst nichts darin findet, in ihrem Kreise wird viel besprochen werden, daß ein solcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht ist, und man würde darin leicht eine ironische Anspielung auf ein gewisses ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut steht, aber doch hier und da Veranlassung zu leisem Lächeln sein kann."

Dem Prinzen fror das Herz, er war wüthend auf den Kammerherrn, und erſchrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilſe verletzen könnte; die Poeſie des Feſtes war ihm gründlich verdorben, er ging ſtumm in ſein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürſt gegen einen gelegentlichen Beſuch des Erbprinzen trotz der nahe liegenden Inconvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerkſamkeit überhaupt unvermeidlich ſei, dieſelbe von einem Gärtner und Conditor beſchafft werden müſſe. Es wurde alſo eine Menge von Blumen und Confitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgeſetzt. Dieſer aber ſah kalt und ſchweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Lakeien trugen die Sachen gegen Abend zum Rector mit einem kleinen Billet des Kammerherrn, welcher im Namen ſeines durchlauchtigſten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachtstiſches zu verwenden. Unterdeß ſtand der Prinz finſter vor dem landwirthſchaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit ſeiner fürſtlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Beſcheerung vorüber, der Chriſtbaum ausgelöſcht. Ilſe hatte das ſo gewollt, „es iſt nicht nöthig, daß die fremden Herrſchaften ſehen, wie wir uns über die Geſchenke freuen.“ Der Prinz empfing den Dank Ilſes über den prächtigen Schmuck ihres Tiſches mit Zurückhaltung und ſaß ſchweigend und zerſtreut vor dem

Theekeſſel. Ilſe dachte: „Ihm thut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmſte Kind iſt luſtig vor ſeinem Fichtenbäumchen, und er ſitzt wie ausgeſchloſſen von den Freuden der Chriſtenheit.“ Sie winkte Laura und ſagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unſern Chriſtbaum anſehen? Die Lichter mußten gelöſcht werden, ſonſt brannten ſie auf einmal herunter. Iſt's aber Ew. Hoheit recht, ſo zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre ſehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten.“

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtzimmer. Dort erbat er ſich den Stock zu nehmen, an deſſen Spitze ein Wachsſtockende befeſtigt war, um die höchſten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geſchäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er ſah mit Antheil auf die Geſchenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte hinauszugehen,“ ſagte Ilſe, „und wenn ich klingle, ſo gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erſpart werden.“ Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden ſie zwei kleine Tiſche gedeckt, darauf angezündete Bäumchen, und unter jedem eine große Schüſſel mit Backwerk, das man nur in der Landſchaft zu backen verſtand, welcher ſie angehörten. „Das ſoll eine Erinnerung an unſere Heimath ſein,“ ſagte Ilſe, „und auf dem Bäumchen ſind die Aepfel und Nüſſe, welche die

Herren ſelbſt vergoldet haben; die mit den rothen Flecken ſind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies iſt eine reſpectvolle Sendung aus der Wirthſchaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänſebruſt mit gutem Appetit zu verzehren; wir ſind ein wenig ſtolz auf dieſe Leiſtung. Hier aber, mein gnädigſter Prinz, iſt zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unſerm Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte." Und auf dem Platze des Prinzen ſtand wohlhäbig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeſchrieben. Und ſo nehmen die Herrſchaften mit dem guten Willen vorlieb."

Sie ſagte das mit ſo inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei ſo gutherzig die Hand, daß dieſem ſeine Anſtandsbedenken ruinirt wurden und er ihr recht wacker die Rechte ſchüttelte. Der Prinz aber ſtand vor ſeinem Fäßchen und dachte: „Jetzt iſt der Augenblick oder er kömmt nie." Er las unten die anſpruchsloſen Worte: „Hat man ſich mit Einem rechte Müh' gegeben, ſo bleibt es Segen für das ganze Leben." Da bat er ohne alle Rückſicht auf die drauenden Folgen ſeines Wagniſſes: „Darf ich Ihnen einen Tauſch vorſchlagen? Ich habe auch eine kleine Buttermaſchine gekauft, ſie iſt mit einem Rade und einer Scheibe zum Drehen, und man kann ſich darin jeden

Morgen ſeinen Bedarf ſelbſt machen. Es wäre mir große Freude, wenn auch Sie dieſe annehmen wollten.“

Ilſe verneigte ſich dankend, der Prinz bat, den Diener ſogleich in ſein Quartier zu ſenden. Während der Kammerherr noch erſtaunt den Zuſammenhang überdachte, wurde der Mechanismus in das Zimmer getragen, der Prinz ſetzte ihn mit eigenen Händen auf eine Ecke des Tiſches, erklärte der Geſellſchaft die innere Einrichtung, und war ſehr erfreut, als Ilſe ſagte, daß ſie Zutrauen zu der Erfindung habe. Wieder wurde er das fröhliche Kind von neulich, trank luſtig ſein Glas Wein und brachte mit gefälligem Anſtand die Geſundheit des Hausherrn und der Hausfrau aus, ſo daß der Kammerherr ſeinen Telemach gar nicht wieder erkannte. Und beim Abſchiede packte er ſich ſelbſt den Marzipan ein und trug ihn in der Taſche nach Hauſe.

2.

Aus drei Cabinetten.

Das Jahr des Rectorats hatte auch Ilſe's Haushalt und den Kreis ihrer Gedanken ſo umgeformt, daß ſie dem Gatten erſtaunt ſagte: „Ich bin jetzt wie aus der Schule in das Getümmel der Welt verſetzt.“ Die Tage ihres Felix waren mit zerſtreuenden Geſchäften belaſtet, ſchwierige Verhandlungen der Univerſität mit der Regierung, ärgerliche Vorfälle in der Studentenſchaft nahmen einen großen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch.

Auch die Abende verliefen nicht wie im erſten Jahr, wo Ilſe der ſtillen Arbeit des Gatten zuſah oder den Worten der Männer lauſchte; denn viele Abende waren dem Profeſſor durch Sitzungen des Senates in Anſpruch genommen und viele durch größere Geſellſchaften, denen er als Rector ſich nicht entziehen wollte. Wenn die Freunde zum Theetiſch kamen, fehlte zuweilen der Hausherr.

Ilſe hatte die Lehre des Vaters beherzigt. Sie lebte friſch darauf los und mied verwirrende Gedanken. Der Gatte ſelbſt war ängſtlich bemüht, alles von ihr fern zu halten, was ihre Ruhe ſtören konnte, und die

geistige Diät, welche ihr zu Theil wurde, that ihr sehr wohl. Wenn er sie in Gesellschaft sich gegenüber sah, wieder in voller Kraft und Sicherheit, die Wange leicht geröthet, um Augen und Lippen heiteres Leben, da war ihm, als sei seine Pflicht diese Seele für immer zu behüten vor dem übermächtigen Einbruch kämpfender Gewalten, und ihm war ganz recht, daß sie auch durch häufigen Verkehr mit verschiedenartigen Menschen und durch die leichten Bande einer reichen Geselligkeit heimisch wurde in seinem Kreise. Und freudig sah er, daß ihre unbefangene Art Anerkennung fand, und daß sie nicht nur von den Männern mit Auszeichnung behandelt wurde, auch den Frauen gefiel.

Doch das Privatissimum, wie Alle nach Universitätsbrauch die Stunde nannte, wo sie die lehrenden Worte des Gatten vernahm, wurde unter allen Störungen fortgesetzt; darauf hielt die Hausfrau mit eiserner Strenge, und wenn ein Tag versäumt war, mußte das Verlorene am nächsten eingebracht werden. Aber, auch in diese Stunden war ein anderer Inhalt gekommen. Der Professor las jetzt mit ihr kleine Stücke alter Schriftsteller, welche in Vers und Prosa die graziöse Schönheit des antiken Lebens abspiegelten. Die unschuldige Seele der Frau fand sich in der heitern Sinnlichkeit dieser fremden Welt arglos zurecht, und die Eindrücke, welche sie erhielt, stimmten vortrefflich zu der Weise, in der sie sich jetzt das eigene Leben zurecht legte. Der Professor erklärte ihr einzelne Gedichte der griechischen Antholo-

gie und des Theokrit, weniges aus der Lyrik der Römer, dazwischen aber zum Vergleich Gedichte des großen Deutschen, der in einziger Weise griechische Schönheit mit deutscher Empfindung zu vermählen gewußt. Wie der klangen in das Tagesleben der jungen Frau leise die Melodien des hellenischen Saitenspiels und der Rohrpfeife, wenn Laura über ihrem todten Kanarienvogel trauerte, oder wenn Alfe selbst mit Frau Günther traulich schwatzend nach dem städtischen Museum ging, dem Syrakusischen Weibe gleich, welches die Nachbarin abholt, um die reiche Ausstellung der Königin auf der Burg zu betrachten. Und als der Gatte sich einmal in später Stunde über ihr Antlitz beugte, um zu sehen, ob sie entschlummert war, da schlug sie die Augen zu ihm auf, und frug ihn, ob er etwa auf ihrer Schulter seine Versfüße abzählen wollte, und sie wand ihm ihre langen Haare um den Hals und lachte, als er darüber seine große Abhandlung von den Gladiatoren im Stich ließ, über welcher er in der Stille arbeitete.

Auch die Würde der Magnificenz erwies Alfe in großer Abendgesellschaft, alle Zimmer waren geöffnet, die schmucke Wohnung strahlte im Kerzenglanz, die Häupter der Universität und Stadt mit ihren Frauen waren zahlreich erschienen, der Prinz und sein Kammerherr fehlten nicht. Laura half anmuthig die Honneurs machen und in der Stille die fremden Diener anweisen; Küche und Wein thaten geschmackvoll ihre Pflicht, die Gäste gebehrdeten sich artig und schieden

fröhlich angeregt. Jetzt war der große Abend glücklich vergangen, auch der Doctor und Laura hatten ſich entfernt; Ilſe gab die letzten Aufträge an Gabriel und ſchritt noch einmal durch die Zimmer in dem frohen Gefühl, daß ſie ihrem Felix und ſich Ehre eingelegt hatte. Im Ankleidezimmer warf ſie einen Blick in den Spiegel. „Du haſt nicht nöthig, dich prüfend zu betrachten," ſagte der Gatte, „es war Alles ſehr ſchön, aber das ſchönſte war die Frau Rectorin."

„Damon, mein Schäfer," verſetzte Ilſe, „wie biſt du verblendet. Doch ſagſt du's auch nicht zum erſten Mal, ich höre ſolche Worte ſehr gern, du kannſt daſſelbe mir noch recht oft erzählen. Aber Felix," fuhr ſie fort, indem ſie ihr Haar auflöſte, „es iſt doch immer etwas Feſtliches ſelbſt bei ſolcher Geſellſchaft, wo die Menſchen nichts thun, als ſich unterhalten. Man trägt von Keinem viel davon, und doch iſt's ein hübſches Vergnügen unter ihnen umherzutreiben, Alle wollen artig ſein und ſuchen ſich auf's Beſte zu erweiſen, und Jeder iſt bemüht, ſich den Andern ein wenig anzupaſſen."

„Nicht Jedem gelingt bei ſolcher Gelegenheit, ſeinen Inhalt gut darzuſtellen, am wenigſten uns Büchermenſchen," verſetzte Felix. „Aber es iſt wahr, dieſe Geſellſchaften geben Solchen, die in ähnlichen Lebenskreiſen ſtehen, eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Sprache und Haltung, zuletzt auch der Ideen. Und das iſt ſehr nöthig, denn im Grunde ſind auch die, welche nahe an einander leben, in einem weiten Gebiet ihres Empfindens

und Denkens oft so verschieden, als ob sie aus verschiedenen Jahrhunderten stammten. Wie hat dir der Kammerherr gefallen?"

Ilse schüttelte den Kopf. „Er ist der artigste und aufgeweckteste von Allen und weiß Jedem etwas Verbindliches zu sagen; aber man möchte ihm doch nicht trauen, denn man hat wie bei einem Aal gar keinen Anhalt, und keinen Augenblick, wo man in sein Herz sieht. Da war mir unser Prinz mit seinem steifen Wesen lieber. Er hat mir heut von seiner Schwester erzählt, die muß sehr gescheut und liebenswürdig sein. Aus welchem deiner Jahrhunderte stammt denn er?"

„Aus der Mitte des vorigen," versetzte der Gatte lachend, „er ist gute hundert Jahre jünger als wir, aus der Zeit, wo die Menschheit in zwei Klassen zerfiel, in Hoffähige und Sclaven. Aber wenn du dich in unserer Nähe umsehen willst, kannst du größere Unterschiede erkennen. Da ist unser Gabriel, eine Menschenseele, die in ihren Vorurtheilen und ihrer Poesie um dreihundert Jahre jünger ist als die Gegenwart. Seine Weise zu empfinden erinnert an die Zeit, in welcher die großen Reformatoren unser Volk zuerst zum Denken heranzogen. Dagegen die feindlichen Nachbarn sind in mancher Hinsicht Repräsentanten von zwei entgegengesetzten Richtungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts neben einander liefen, in unserm Hause eigensinniger Rationalismus, bei den Alten drüben eine weiche Gefühlsseligkeit."

„Und welcher Zeit gehöre ich an?“ frug Alie ſich vor den Gatten ſtellend.

„Du biſt mein liebes Weib,“ rief er und wollte ſie an ſich ziehen.

„Ich will dir's ſagen,“ fuhr Alie zurückweichend fort, „nach eurer Meinung bin ich auch aus einer vergangenen Zeit, und das hat mich mehr geängſtigt, als ich jetzt ausſprechen will. Aber ich mache mir nichts mehr daraus. Denn wenn ich dich zwingen kann meine Hand zu küſſen, ſo oft ich dir's befehle — der Profeſſor war ſehr willig dazu — wenn ich ſehe, wie es dich auch keine Ueberwindung koſtet mich einmal auf den Mund zu küſſen — es iſt nicht nöthig, daß du es jetzt verſuchſt, ich glaube dir. Ferner, wenn ich merke, daß der gelehrte Herr nicht abgeneigt iſt, mir die Schlafſchuhe zu reichen, und vielleicht gar mein Nachtkleid, — gut, ich will nicht, daß du dich weiter bemühſt. Hier häkele mir die Ohrringe auf und mache das Käſtchen hübſch zu. Und wenn ich außerdem merke, daß dir viel daran gelegen iſt mir zu gefallen, daß du auf meinen Wunſch die Conſiſtorialräthin zu Tiſche geführt haſt, die du gar nicht leiden kannſt, und daß du mir dies prächtige Kleid gekauft haſt, obgleich du vom Kaufen gar nichts verſtehſt. Wenn ich ferner ſehe, daß Magnificenz ganz in meiner Botmäßigkeit ſind, daß ich die Schlüſſel zum Brote habe und ſogar deine Geldrechnung führe, und wenn ich mir endlich in das Gedächtniß zurückführe, daß du guter, lieber Büchermann neben dei-

nen Griechen und Römern auch Frau Ilſe kleiner Abhandlungen würdigſt, und daß dir eine Freude iſt, wenn ich ein wenig von deiner gelehrten Schreiberei verſtehe, ſo kommt mir die Meinung, daß du ganz mir angehörſt, du und deine Zeit, und daß es mir ganz gleichgültig iſt, aus welcher Periode der Weltgeſchichte meine Gemüthsart ſtammt. Denn wenn ich zurückgebliebenes Kind aus entlegener Zeit dich in das Ohrläppchen zwicke, wie ich jetzt thue, ſo wird mir der große Herr der Gegenwart und Zukunft und ſein Philoſophiren über verſchiedene Menſchen nur lächerlich. Nachdem ich dir dieſen Vortrag gehalten habe, kannſt du ruhig einſchlafen."

„Das wird ſchwer halten," verſetzte der Profeſſor, „wenn die gelehrte Hausfrau um das Lager herumwandelt und im Nachtkleide Reden hält, die langſtieliger ſind, als die eines römiſchen Philoſophen. Und wenn ſie darauf mit den Schrankthüren klappert und in den Zimmern umherfährt."

„Mein Tyrann fordert morgen früh ſeinen Kaffee, der muß heut herausgegeben werden, und ich kann nicht einſchlafen, wenn ich nicht alle Schlüſſel neben mir habe."

„Da hilft nichts," ſagte der Profeſſor, „als ernſthafte Beſchwörung," und einen Vers des Theokrit parodirend, rief er: „Drehhals, wende dich um, und ziehe das Weib in die Kammer."

„Ich muß nachſehen, ob noch irgend ein Licht brennt," rief Ilſe hinein. — Aber gleich darauf kniete ſie an

ſeinem Lager nieder und umſchlang ihn mit ihren Armen. „Es iſt ſo ſchön auf der Welt, Felix," rief ſie, „bitten wir demüthig, daß unſer Glück dauere."

Ja du biſt glücklich, Frau Ilſe, aber wie dein Vater geſagt hat, du verdankſt dein Glück der Vorſicht, nicht der Tapferkeit.

Als Ilſe ihrem Vater ſchrieb, wie die große Abendgeſellſchaft verlaufen war, vergaß ſie nicht beizufügen, daß auch ihr künftiger Landesherr wieder unter den Gäſten geweſen war, und daß ſie ſich mit ihm recht verſtändig unterhalten habe. Der Vater ſchien ihr die letzte Mittheilung nicht recht zu würdigen, denn er antwortete ärgerlich: „Wenn du ſo einflußreiche Rathgeberin geworden biſt, ſorge lieber dafür, daß wir einen Anſchluß an die große Chauſſee erhalten; die Sache wird ſeit zehn Jahren von den Behörden hingezogen, es iſt eine Schande, daß wir von aller Welt ſo abgeſchnitten ſind. Der Schimmel hat das Bein gebrochen. Unſer Gut wäre an die zehntauſend Thaler mehr werth, wenn die Regierung nicht ſo ſaumſelig wäre."

Ilſe las den Brief ihrem Gatten vor und ſagte: „Das mit der Chauſſee wollen wir dem Prinzen ſagen, der kann es bei ſeinem Vater durchſetzen." Der Gatte lachte. „Ich übernehme dieſen Auftrag nicht, der Prinz ſieht mir nicht aus, als ob er großen Einfluß auf die Regierung hätte."

„Das wollen wir doch ſehen," verſetzte Ilſe fröh-

lich, „bei nächſter Gelegenheit ſpreche ich ihn darauf an.“

Dieſe Gelegenheit blieb nicht aus. Der Conſiſtorialrath, welcher jetzt theologiſcher Decan war, lud zu einem Thee. Es war eine vornehme und ehrwürdige Geſellſchaft, für Ilſe gar nicht behaglich, die Frömmigkeit des Decans war ihr längſt verdächtig, aus dem Frack des ſüßlichen Herrn ſah ſie oben deutlich einen eingeknöpften Fuchsſchwanz herausragen, in den Reden der Frau Decanin war eine unbequeme Miſchung von Honig und Galle, die Räume waren enge und heiß und die Gäſte gelangweilt. Aber der Erbprinz mit ſeinem Kammerherrn hatte zugeſagt. Als er eintrat, ſtrebten der Hausherr und einige Gäſte, welche den Brauch der Höfe kannten, nach einer Aufſtellung mit Front, aber der Erfolg wurde durch die Unachtſamkeit oder aufſäſſiges Weſen der Mehrzahl vereitelt. Der Prinz mußte ſich vom Hausherrn geleitet durch die Gruppen bis zur Frau Decanin durchkämpfen. Sein Blick prallte von ihren ſcharfen Zügen ab und irrte in ihrer Nähe umher, wo Ilſe ſtand, wie aus einem andern Planeten herabgeſtiegen. Sie war heut ſehr majeſtätiſch, der kleine Bandſchmuck ſaß wie ein Kränchen auf den lockigen Haaren, deren Fülle ihr Haupt mächtig umgab. Der Prinz ſah ſcheu auf ſie und konnte kaum die Worte finden, welche er ihr gönnen mußte. Als er ſich nach kurzem Gruß wieder zur Geſellſchaft wandte, war Ilſe unzufrieden, ſie hatte als gute Bekannte artigere Be-

handlung erwartet. Sie überlegte nicht, daß seine Aufgabe in der Gesellschaft nicht die eines Privatmannes war, und daß er fürstliche Pflichten zu erfüllen hatte, bevor er als Mensch unter den Andern umherlaufen konnte. Während er aber mit innerem Unwillen that, was seine Stellung erheischte, zuerst langsam umherging, zu Ilse's Gatten, dann zu den übrigen Würdenträgern, darauf feste Stellung nahm, sich Einzelne vorstellen ließ und Fragen that, wie sie für solche Fälle überlegt waren, wartete auch er ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo ihm das Schicksal gestatten würde, mit der Landsmännin ein wenig zu reden. Er hielt aber wacker Stand; der Professor der Geschichte sprach ihm seine Freude aus, daß jetzt ältere Chroniken seiner Landschaft herausgegeben würden, und suchte halb erzählend, halb belehrend die Bedeutung derselben klar zu machen. Unterdeß bedachte der Prinz, daß die Frau Rectorin wenigstens zu seiner linken Seite sitzen werde, denn der Kammerherr hatte ihn aufmerksam gemacht, daß die Decanin seine rechte Seite erhalten müsse.

Die Sache war zweifelhaft. Denn die Decanin war zwar Wirthin, aber der Abend hatte einen gewissermaßen officiellen Universitätsstrich, und Ilse war ohne Widerrede unter den gelehrten Damen die vornehmste. Jedoch dieser Zweifel wurde deshalb unwesentlich, weil der Decan für zahlreiche Zusendung theologischer Werke und bewundernde Huldigungsbriefe von dem Fürsten bereits das Comthurkreuz seines Ordens erhalten hatte.

Daß er bis zu dieſem emporgeklettert, glich, wie der Kammerherr auseinanderſetzte, den Würdenunterſchied zwiſchen Magnificus und Decan ſo vollſtändig aus, daß die Decanin doch ſchließlich das beſte Recht hatte. Nun war allerdings, wie der Kammerherr zugab, im Grunde gleichgültig, wie man hier durcheinanderſaß, denn von einem Recht auf Rang konnte in dieſer Geſellſchaft überhaupt nicht die Rede ſein. Doch war es angemeſſen, wenn der Prinz nicht ganz verſäumte, zu diſtinguiren.

Alſo an ſeiner linken Seite wenigſtens hoffte der Prinz Frau Alſe zu finden. Doch auch dieſe Erwartung wurde durch die Tücke der Decanin vereitelt. Denn in der Geſellſchaft erſchien die Frau eines Oberſten, Mann und Frau von alter Familie, erſt an den Ort verſetzt. Befliſſen führte die Decanin den Kammerherrn der eintretenden Frau Oberſt zu, und bei der Begrüßung ergab ſich zum Ueberfluß, daß beide gemeinſame Verwandte hatten. Dadurch wurde die Rangordnung des Soupers zerrüttet. Die Dame forderte ihr Recht der Vorſtellung. Der Kammerherr führte ſie dem Prinzen entgegen, der Prinz aber kam artig zuvor, und ſprach ſeinen Wunſch aus, der Dame genannt zu werden. „Sie läßt ſich einem Studenten vorſtellen," ſagte erſtaunt die kleine Günther. — „Das iſt eine Beeinträchtigung der ſocialen Vorrechte, welche die Frau dem Mann gegenüber zu behaupten hat," ſagte unwillig die Struvelius.

„Sie macht es doch recht hübſch," erwiederte Alſe, „und wie ſie ſich mit ihm unterhält, gefällt mir." Die

Frauen wußten nicht, daß der Gegenstand ihrer Bemerkungen in diesem Augenblick scheinbarer Erniedrigung den Triumph einer höhern Stellung freudig empfand. Der Prinz, die Oberstin und der Kammerherr bildeten für kurze Zeit eine Gruppe, von welcher das Licht des Abends ausstrahlte, alle drei in dem Bewußtsein, daß sie unter Fremden zusammengehörten.

Die Folge dieser Verstellung war, daß die Frau Oberst an der linken Seite des Prinzen zu sitzen kam, und Ilse, von zwei Decanen eingefaßt, ihm gegenüber. Für den Prinzen wurde die Bewahrung fürstlicher Würde dadurch nicht leichter, daß er die Augen und das Lockenhaar seiner Tantemannin vor sich erblickte, so oft er die Augen erhob. Langsam schlich ihm die Abendstunde dahin, erst kurz vor dem Aufbruch fand er Gelegenheit, ungezwungen mit Frau Ilse zusammen zu treffen. „Warte," dachte Ilse, „die Chaussee soll dir nicht geschenkt sein."

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Vater und dem Gut?" begann der Prinz mit einer Frage, welche die Unterhaltung schon öfter eingeleitet hatte. — „Es ist keine gute Nachricht," erwiederte Ilse, „denken Ew. Hoheit, eines unserer Arbeitspferde hat den Fuß gebrochen. Es war ein Schimmel, den wir selbst gezogen, ein gutes frommes Thier, ich bin manchmal auf ihm geritten, obgleich der Vater das nicht gern sah. Denn sehen Ew. Königl. Hoheit, der Weg bei uns bis zu der größeren Marktstatt, wohin der Vater jedes Jahr das

Getreide abliefern muß, iſt unverantwortlich ſchlecht, es geſchieht durch die Regierung gar nichts dafür. Seit zehn Jahren hängt die Sache, aber es kommt zu nichts. Wenn Ew. Hoheit etwas dazu thun könnten, daß uns eine Chauſſee gebaut wird, ſo bitte ich ſehr, Sie helfen der ganzen Gegend auf.“ Der Prinz ſah ihr treuherzig in die Augen und ſagte verlegen: „Das iſt Sache der Regierung, ich glaube, mein Vater weiß davon nichts.“

„Das glaube ich auch,“ erwiederte Alſe ſiegreich, „die Herren von der Regierung haben immer Gründe, nichts zu thun, Schwierigkeiten machen und kein Geld haben, das verſtehen ſie am beſten.“ Der Kammerherr trat in die Nähe, und da die Unterhaltung einen unheimlichen politiſchen Anſtrich erhalten, nahm der Prinz ſchnell ſeinen Rückzug mit den Worten: „Hoffen wir das Beſte,“ lächelnd und ſich verbeugend. Alſe ſagte beim Herausgehen zu ihrem Manne: „Felix, ich hab's ihm geſagt, er iſt ein gutes Kind, aber in Geſellſchaft hat er nichts als Redensarten.“

Der Zufall wollte, daß einige Wochen darauf der fürſtliche Rath, welcher die oberſte Verwaltung von Naſſau hatte, nach der Univerſitätsſtadt kam, den Kammerherrn beſuchte und von dieſem zum Prinzen geführt ward. Er wurde zum Mittageſſen geladen, der Prinz zeigte ungewöhnlichen Antheil an den Verhältniſſen der abgelegenen Gegend, erkundigte ſich nach den Gütern und deren Beſitzern und ſagte endlich beim Kaffee, als

er allein mit dem Rath am Fenster stand: „Wie kommt es, daß noch keine Chaussee in der Gegend ist? Könnten Sie nicht etwas dafür thun?“ Der Beamte setzte die Schwierigkeiten gebührend auseinander. Der Prinz erwiederte endlich: „Ja, ich weiß, an Gründen fehlt es nicht, Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie sich Mühe geben wollten, die Sache doch durchzusetzen.“

Mit diesen Worten im Herzen reiste der Beamte nach Hause, höchlich aufgeregt durch diese Lebensäußerung seines zukünftigen Herrn. Er wälzte die Worte drei Tage lang im bekümmerten Gemüth, ihre Bedeutung wurde ihm immer größer, seine eigene Zukunft mochte davon abhängen. Endlich kam er zu der Ansicht, daß dies ein Fall sei, der einen außerordentlichen Entschluß nöthig mache, er setzte sich auf, fuhr nach der Residenz und legte die ganze Unterredung und ein dickes verstäubtes Aktenbündel, Chausseeangelegenheiten, vor seinem Minister nieder. Der Minister dankte ihm für die Mittheilung und kam wieder zu der Ansicht, daß hier ein Incidentpunkt vorliege, bei dem es klug sei, Serenissime Mittheilung zu machen. Am Ende eines Vortrags über Staatsangelegenheiten erwähnte er, daß im District von Nassau die Klagen über die schlechten Wege und das Verlangen nach einer Chaussee lebhaft würden und erzählte, bei welcher Gelegenheit der Erbprinz selbst sein Interesse an dem Bau ausgesprochen habe. Der Fürst erhob sich schnell von seinem Sessel. „Der Erbprinz? Was bedeutet das? — Es ist mir lieb,

daß mein Sohn sich für Landesangelegenheiten interessirt," fügte er hinzu, „ich werde mir die Sache überlegen." Denselben Tag ging ein eigenhändiger Brief des Fürsten an den Kammerherrn ab: „Woher kommt das Interesse des Erbprinzen an dem Chausseebau bei Nessau? Ich fordere genauen Bericht." — Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, auch er fühlte seine Stellung durch ein Geheimniß gefährdet. Endlich wählte er, zwischen Vater und Sohn gestellt, den Weg offener Entfaltung vor der künftigen Sonne, und theilte dem Prinzen die Frage des Fürsten mit.

„Sie sehen, welche Wichtigkeit der Herr auf die Mittheilung legt, es wird unvermeidlich sein, ihm Näheres mitzutheilen."

Der Prinz war ebenfalls betroffen. „Es war ja nichts als ein hingeworfenes Wort," entgegnete er zögernd.

„Um so besser," sagte der Kammerherr, „es kommt nur darauf an, zu sagen, wie in Ew. Hoheit der Wunsch entstand. Dem Fürsten könnte auffallend sein, wenn sich Unterthanen oder Behörden an Ew. Hoheit, statt an ihn selbst gewandt hätten. Das war, so viel ich weiß, nicht der Fall."

„Nein," versetzte der Prinz, „ich habe bei dem Rector Magnificus davon gehört, ich habe ja nichts gethan, als den Rath, als er hier war, deshalb gefragt. Ich wollte doch eine Antwort geben können," fügte er klug hinzu.

Beruhigt setzte sich der Kammerherr hin, rühmte

in seinem Bericht den Professor und Ilse, welche ein angenehmes Haus machten, und verfehlte nicht, zu bemerken, daß der Erbprinz gern dort sei. Und er war erfreut, als wenige Tage darauf einer geschäftlichen Mittheilung des Kabinetssecretärs eine eigenhändige Nachschrift seines Gebieters zugefügt war, in welcher dieser seine besondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und Kammerherrn aussprach.

Nicht weniger erfreut war Ilse, als ihr der Vater schrieb: „Ilse, kannst du hexen? Es ist Befehl gegeben, die Chaussee sofort in Angriff zu nehmen, der Wegebaumeister ist bereits hier, die Straße abzustecken.“ Ilse brachte am Mittag den Brief vergnügt aus ihrer Rocktasche. „Nies, ungläubiger Mann, und sieh, was unser kleiner Prinz durchzusetzen vermag, wir haben dem guten Herrn doch Unrecht gethan. Mein armer Schimmel hat ihn gedauert, und er hat seinem lieben Vater alles geschrieben.“

Als der Erbprinz wieder einmal in größerer Gesellschaft an Ilse trat, begann sie nach der ersten Begrüßung leise: „Meine Heimath ist Ew. Hoheit zu warmem Dank verpflichtet, Hoheit haben die Güte gehabt, sich für die Chaussee zu verwenden.“

„Wird sie gebaut?“ frug der Prinz überrascht.

„Und das wissen Ew. Hoheit nicht? Ihre Verwendung hat es doch bei Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater durchgesetzt.“

„Das würde wenig genutzt haben,“ fuhr der Prinz

heraus, „nein, nein," setzte er eifrig ablehnend hinzu. „Ich habe deshalb meinem Vater nicht geschrieben. Es ist ganz sein eigener Entschluß."

Ilse schwieg, ihr war unbegreiflich, was den Sohn eines Fürsten verhindern könne, dem Vater offen eine geschäftliche Bitte vorzutragen, deren Erfüllung wohlthätig für Viele war. Und daß er jeden Antheil ablehnte, den er doch offenbar hatte, dünkte ihr eine sehr ungeschickte Bescheidenheit.

Der Kammerherr aber hatte in dem letzten Kabinetsschreiben eine Bestätigung seiner Ansicht gefunden, daß der Fürst den Verkehr des Erbprinzen im Hause des Rectors nicht ungern sehe. Er dachte zuweilen über den Grund dieses hohen Interesses an Menschen nach, welche so sehr außerhalb der Sphäre fürstlicher Beachtung standen. Er kam darüber nicht recht aufs Reine. In jedem Fall war seine eigene Aufgabe, den Prinzen von diesem Hause nicht zurückzuhalten und sich selbst dem Rector und seiner Hausfrau angenehm zu erweisen. Dies Letztere that er gern und ehrlich, nicht nur, weil der Rector ein angesehenes Haus machte. Er fand sich zuweilen ohne den Prinzen bei dem Professor ein, ließ sich von ihm Bücher empfehlen, achtete sehr auf sein Urtheil über Menschen, wählte, so weit ihn seine Instruction nicht band, auch die Lehrer des Prinzen nach seinem Rath. Die energische Wucht und das stolze wahrhafte Wesen des Gelehrten zogen den Hofherrn an, und Werner wurde ihm bald eine werthvolle

Bekanntschaft. Auch Frau Mie war er aufrichtig zugethan und auch sie erlebte einige Augenblicke, wo etwas von dem Herzen des Kammerherrn zu sehen war.

Aber obgleich der Kammerherr alle Fügsamkeit eines Hofmanns hatte und wußte, daß dem Fürsten und seinem jungen Herrn die Besuche im Hause des Rectors willkommen waren, bewies er doch an seinem Prinzen wenig Zuvorkommenheit gegen höchste Wünsche. Ja, er war geneigt, Schwierigkeiten aufzufinden, wenn einmal, was freilich selten geschah, sein Prinz eine Theestunde bei Werners verlebte. Er kam in schicklichen Zwischenräumen mit dem Prinzen an, aber er vermied seit der Chausseeangelegenheit für den Erbprinzen größere Annäherung. Dagegen suchte der Kammerherr den Prinzen in geeigneter Weise unter den Studenten einzubürgern. Von den Genossenschaften, welche sich durch Farben, Bräuche und Statuten unterschieden, war damals das Corps der Markomannen vor andern ansehnlich. Es war die aristokratische Verbindung, enthielt viele Söhne alter Familien, einige der besten Schläger, seine Mitglieder trugen die bunte Mütze am stolzesten, sie waren vielbesprochen, nicht grade beliebt. Der Kammerherr fand in diesem Corps einen Verwandten, und unter den Häuptern das wünschenswerthe Verständniß für die sociale Stellung des jungen Herrn.

So machte sich's, daß der Prinz mit dieser Verbindung näher bekannt wurde, er lud die Studenten in sein Quartier, besuchte zuweilen ihre kleinen Trinkabende,

und wurde von ihnen in die Gewohnheiten des akademischen Lebens behaglich eingeführt. Er nahm Fechtstunde, erwies darin trotz seinem zarten und wenig gestählten Körper einiges Geschick, und die sausende Klinge des Rappiers gefährdete in seiner Wohnung alltäglich Spiegel und Kronleuchter.

Alfe aber sprach gegen den Gatten ihre Verwunderung aus, daß der Prinz sich zuerst so schnell und rückhaltslos aufgeschlossen hatte, und sich seit dem großen Erfolg in Chausseesachen so vorsichtig zurückhielt. „Bin ich ihm zu anmaßend erschienen?“ frug sie bekümmert, „es war doch nur in guter Meinung gesagt. Aber ich merke, Felix, bei diesen Herrschaften ist es nicht wie bei unser einem. Wo wir einmal gutes Zutrauen haben, da richten wir uns häuslich ein, sie aber sind wie die Vögel, sie singen dicht beim Ohr ihr Lied, und husch, fliegen sie auf und suchen in der Ferne einen andern Ruheplatz.“

„Im nächsten Jahr kommen sie vielleicht wieder,“ erwiederte der Gatte, „wer sie sich an's Haus zähmen will, hat das Nachsehen. Wenn ihr luftiger Pfad sie in die Nähe führt, mag man sich ihrer freuen, aber um die Sorglosen soll man sich nicht das Herz beschweren.“

Und Alfe nickte und versetzte: „Honig erfülle dir, Thyrsis, den Mund, ich höre, und lerne.“

Aber in der Stille ärgerte sich Alfe doch über die Untreue ihres kleines Singvogels.

„Heut treibt mich mein Pflichtgefühl zu Ihnen," begann der eintretende Kammerherr zum Professor. „Unter den Vorträgen, welche für den Erbprinzen gewünscht werden, ist auch einer über Heraldik. Ich bitte Magnificenz, mir einen Lehrer dafür nachzuweisen, der wenigstens einige Stunden zu geben vermöchte. In der Residenz war keine geeignete Persönlichkeit, und ich gestehe ohne Erröthen, daß meine eigenen Kenntnisse viel zu dürftig sind, als daß ich dem Prinzen davon etwas ablassen könnte."

Der Professor dachte nach. „Unter meinen Collegen weiß ich Niemand, den ich dafür empfehlen könnte. Es ist möglich, daß Magister Knips auch darin Bescheid weiß. Er ist auf allen diesen Seitenpfaden der Wissenschaft gut orientirt, er ist aber in engen Verhältnissen aufgewachsen, und die Formen seiner Ergebenheit sind ein wenig altfränkisch."

Dem Kammerherrn erschien altfränkische Ergebenheit nicht als Hinderniß, und da er selbst die Gelegenheit benutzen wollte, über die Bedeutung einer räthselhaften Figur in seinem Wappen klar zu werden, welche einer Ofengabel sehr ähnlich sah, eigentlich aber ein celtischer Druidenstab war, so versetzte er: „Es würden doch nur wenige Lectionen werden, und ich könnte selbst dabei anwesend sein."

Magister Knips wurde gerufen, fand sich, wie immer auf der Stelle ein, und wurde dem Kammerherrn vorgestellt. Diesem erschien die groteske Gestalt allerdings in anderer Weise komisch, als mancher von den Herren

Professoren, aber keineswegs ungeeignet. Die Bescheidenheit war unverkennbar, die Devotion konnte nicht größer sein, und wenn man seine Gestalt in einen erträglichen Frack einband, so durfte sie für den Nothfall neben dem Erbprinzen und Kammerherrn am Tische sitzend gedacht werden. Der Kammerherr frug also, ob Herr Knips im Stande sei, einige Vorträge über Heraldik zu halten.

„Falls Ew. Hoch- und Wohlgeboren gnädigst vorlieb nehmen wollten mit deutschem und französischem Blason, so glaube ich, Denenselben mein allerdings ungenügendes Wissen anbieten zu dürfen. In den englischen Wappen und Figuren dagegen ist meine Kenntniß wegen mangelnder Gelegenheit nicht ausreichend. Dagegen würde ich Denenselben über die neueren Untersuchungen wegen der Ehrenstücke Auskunft zu geben mich befleißigen."

„Das wird nicht einmal nöthig sein," versetzte der Kammerherr, und zum Professor gewandt, bat er: „Würden Magnificenz mir erlauben, mit dem Herrn Magister das Nähere zu besprechen?"

Der Professor überließ die Beiden der geschäftlichen Verhandlung, und der Kammerherr fuhr freier fort: „Ich will im Vertrauen auf die Empfehlung des Herrn Rector einen Versuch machen, ob des Erbprinzen Hoheit Ihre Vorträge benutzen kann."

Knips wurde zusehends kleiner und schwand fast ganz in den Erdboden. Nur sein Haupt neigte sich von

der Schulter andächtig nach dem Auge des Kammerherrn. Dieser bestimmte freigebig den Preis der Stunden, Knips lächelte, und drückte die Augen zusammen. „Dagegen muß ich die Forderung stellen, Herr Magister, daß auch Sie nicht verschmähen, sich in Ihrem Aeußern ein wenig den beabsichtigten Vorträgen anzupassen. Schwarzer Frack und eben solche Beinkleider."

„Sie sind verbauten," erwiederte Knips in seinen höchsten Tönen.

„Weiße Weste und weiße Cravatte," fuhr der Kammerherr fort.

„Ebenfalls verbauten," stötete Knips wieder.

Der Kammerherr hielt doch für wünschenswerth, sich von dieser Befähigung des Candidaten durch eigene Anschauung zu überzeugen. „Ich ersuche Sie also, sich auf geeignete Weise in der Wohnung des Erbprinzen einzufinden. Dort besprechen wir das Nähere."

Knips erschien am nächsten Morgen in seinem Staatskleid, das Haar durch starke Bürstenstriche geglättet, mit Handschuhen und rundem Hut; und der Kammerherr fand, daß der Mann gar nicht so übel aussah. Er machte ihn also noch aufmerksam, daß es hier nicht auf wissenschaftliche Erörterung, sondern vielmehr auf einen schnellen Ueberblick ankomme, und übergab, um Knipses Luftschicht zu weihen, beim Abschiede noch eine Flasche wohlriechendes Wasser für ein weißes Taschentuch.

Knips bereitete sich für seine ersten Stunden vor,

indem er zuerſt ſeinen Farbekaſten, dann einige Briefſteller und alte Complimentirbücher hervorzog. Mit Hülfe des Farbekaſtens malte er einige Wappen, und aus den Büchern ſchrieb er die ehrfurchtsvollen Redewendungen ab, welche unſere demüthige Kanzleiſprache im Verkehr mit den Großen eingeführt hat, und lernte alle auswendig. Zur Stunde präſentirte er ſich dem Kammerherrn, glatt und duftend, einer Blume gleich, welcher durch den Strahl hoher Sonne die Kraft des Stengels genommen iſt. So wurde er vor die Augen des Prinzen geführt, weilte auch vor dieſem eine Weile dahin, bis er durch einen Stuhl Halt erhielt, und begann ſeinen Vortrag, indem er das fürſtliche Hauswappen und das Wappen des Kammerherrn aus einer kleinen Mappe zog, in tiefſter Ehrfurcht zu Füßen legte und daran die erſten Erklärungen knüpfte.

Sein Vortrag war nach den eigenen Worten des Kammerherrn ganz magnifique, ſeine unterthänigen Arabesken drehten ſich zwar wunderlich und weitſchweifig, aber durchaus nicht unangenehm, ſie waren poſſirlich, und ſie paßten ſehr zu dem ſchnörkelhaften Inhalt ſeiner Vorträge. Er brachte häufig kleine Zeichnungen, Wappenbücher und Kupferwerke von der Bibliothek zum Anſehen und erwies ſich gründlicher unterrichtet, als vielleicht nothwendig geweſen wäre. Wenn er ſich ja einmal auf hiſtoriſche Erörterungen einließ, die ihm intereſſanter waren als ſeinen Zuhörern, ſo hob der Kammerherr nur den Finger, und Knips flatterte ehrerbietig auf die

Fahrstraße zurück. Die Herren fanden mehr Gefallen an seinem Vortrage als an manchem andern, den des Magisters hohe Gönner hielten. Die Stunden wurden über das ganze Halbjahr ausgerechnet, denn zufällig fand sich, daß Knips auch in Turnieren, Ringelrennen, Faquins und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten Bescheid wußte. Er erzählte dem Prinzen von alten Schaufesten des eigenen hohen Hauses, beschrieb genau das Ceremoniel, und wußte sogar die Namen der mitwirkenden Cavaliere anzugeben. Den Zuhörern erschien dies Wissen staunenswerth, ihn kostete wenig Mühe, die Notizen aus Büchern zusammen zu tragen. Und als er am Ende reichlich belohnt von dannen schied, war seinen Hörern leid, daß die lustige Gestalt nicht mehr ihre altfränkische und verkrauste Weisheit vortragen sollte.

„Mutter, sieh her," rief Knips in seine Stube tretend, und holte eine kleine Geldrolle aus der Tasche, „das ist die größte Summe, die ich je bei einem Geschäft verdient." Die Mutter schlug mit den Händen auf die Schürze. „Da lobe ich mir die vornehmen Leute, die wissen meinen Sohn doch zu schätzen."

„Zu schätzen?" versetzte Knips verächtlich, „die wissen gar nichts von mir und von dem was ich verstehe. Und je weniger man ihnen beibringt, desto lieber ist es ihnen. Es macht ihnen Mühe, nur das aufzuschlagen, was schon für alle Welt zugerichtet ist, und was in hundert Folianten steht, war ihnen noch neu. Ich habe sie behandelt wie kleine Jungen, und sie haben es nicht gemerkt.

Nein, Mutter, ſie verſtehen noch ſchlechter, mich zu benutzen, als hier das Profeſſorenvolk. Mich ehren nach meinem Wiſſen thut Niemand."

„Einer weiß es," murmelte er vor ſich hin, „aber der iſt hochmüthiger als der Kammerherr. Der Kammerherr thut, als wollte er über die alten Carrouſels und Maskaraden ſich ſelbſt unterrichten. Ich will ihm den kleinen Rohr zum Andenken ſchenken. Es ſteht grade ſo wenig darin, daß es für ihn gut genug iſt. Ich habe das Buch um vier Groſchen gekauft, das Schweinsleder iſt noch ziemlich weiß, ich waſche es mit Salmiak und klebe ſein Wappen hinein. Wer weiß, wozu es nützen kann."

Er wuſch ab und fuhr mit dem Pinſel in ſeinen Muſcheln umher. „Die Welt iſt voll Schwindel, Mutter. Wer hätte gedacht, daß ich mit dem alten ſchlottrigen Unſinn dieſer Wappenzeichen ein Capital verdienen würde?" Und er zeichnete und tuſchte über dem Wappen: „Ich habe ſelten Geld in das Haus getragen, und dann war es immer für ſchlechtes Zeug, das mir keine Ehre gemacht hat." — Hier brach er ab. „Noch einmal ziehe ich meine Lehndienerkleidung an, wenn ich ihnen das Buch überreiche, dann ſchaff ſie mir aus den Augen."

In der Gegend von Neſſau ſteckten Wegebauer Meßſtangen auf und in der Univerſitätsſtadt legte Magiſter Knips den weißen Schweinslederband in die Hände

seines hochgeneigten Gönners. Alle freute sich, daß der Weg zum Gut ihres Vaters für Jedermann leicht fahrbar sein würde, und der Professor hörte mit Antheil, daß der Mann, den er empfohlen, sich gut anschickte, und er lächelte wohlwollend über die Danksagungen des Magisters. Aber für den Kunstbau der neuen Straße und für die erprobte Kunstfertigkeit des kleinen Mannes sollte den beiden Glücklichen, welche die Empfehlung an die rechte Stelle gebracht, noch Dank werden, den sie sich nicht begehrten.

3.

Vielliebchen.

Ilse stellte eines Abends die letzten Süßigkeiten der Weihnachtzeit auf den Tisch. Laura klapperte mit einer Knackmandel und frug den Doctor ernsthaft, woher der ehrwürdige Gebrauch der Vielliebchen komme. Der Doctor bestritt das Ehrwürdige, wußte aber im Augenblick den Ursprung des Spiels nicht anzugeben, und war über diese Unsicherheit sichtlich betroffen. Er vergaß deshalb seine Pflicht, zum gemeinsamen Genuß der Doppelmandel aufzufordern. Laura öffnete die Schale und legte nachlässig zwei Mandeln zwischen ihm und sich. „Da sind sie."

„Soll's gelten?" rief der Doctor erheitert.

„Meinetwegen," erwiederte Laura, „mit Geben und Nehmen, wie recht ist. Aber es darf nur Scherz sein," fügte sie, des Vaters gedenkend, hinzu, „und kein Geschenk." Beide aßen mit dem rühmlichen Entschluß, das Spiel zu verlieren. Die Folge war, daß das Geschäft nicht vorwärts gehen wollte. Laura überreichte dem Doctor in den nächsten Wochen Bücher, Theetassen, Teller mit aufgeschnittenem Braten, er war wie ein

Stock, niemals ſagte er: „Ich denke dran.“ Hatte er den Contract vergeſſen, oder war's gewöhnliche Ritterlichkeit? Laura aber durfte ihm ſeine Vergeßlichkeit gar nicht zu Gemüth führen, ſonſt gewann ſie das Vielliebchen. Sie wurde wieder einmal zornig auf ihn. „Mir reicht der gelehrte Herr gar nichts,“ ſagte ſie zu Alſe, „er behandelt mich, als wäre ich eine Neſſel.“

„Das iſt Zufall,“ verſetzte Alſe, „er hat's längſt vergeſſen.“

„Natürlich,“ rief Laura, „für einen hübſchen Scherz mit meiner unbedeutenden Perſon hat er kein Gedächtniß.“

„Mach' ein Ende,“ mahnte Alſe, „erinnere du ihn daran.“

Es fügte ſich, daß der Doctor einmal nicht vermeiden konnte, ihr eine Scheere aufzuheben und in die Hand zu reichen. „Ich denke dran,“ ſagte Laura ſchnippiſch, „beſſer als Sie.“

Darauf bot ſie dem Doctor die Zuckerbüchſe, der Doctor holte ſich ehrbar ein Stück Zucker heraus und ſchwieg. „Guten Morgen, Vielliebchen,“ rief ſie verächtlich. Der Doctor lachte und erklärte ſich überwunden. „Es iſt gar nicht ſchön,“ fuhr Laura eifrig fort, „daß Sie ſich ſo wenig um Ihr Vielliebchen bekümmert haben, ich werde nie wieder eines mit Ihnen eſſen; gegen Herren, die ſo zerſtreut ſind, iſt es keine Ehre, zu gewinnen.“

Kurz darauf überreichte ihr der Doctor ein winziges gedrucktes Büchel in zierlichem Einband. Auf dem

erſten Blatte ſtand: „Für Fräulein Laura“, und auf dem zweiten: „Die Entſtehung der Vielliebchen, ein Märchen.“ Es war die Geſchichte der ſchönen Königstochter, welche ſehr gern Knackmandeln aß, aber nicht heirathen wollte. Deshalb erfand ſie Folgendes. Sie ließ jedem Prinzen, der um ihre Hand warb, — und es waren unzählige — die Hälfte einer Doppelmandel präſentiren und ſie ſpeiſte den andern Zwilling. „Und wenn Ew. Liebden mich von jetzt ab zwingen können, daß ich etwas aus Dero Hand nehme, ohne die Worte zu ſprechen: ich denke dran, ſo bin ich zu jeder Vermählung bereit; wenn aber ich Ew. Liebden verleiten kann, etwas aus meiner Hand zu nehmen, ohne daß Ihnen die klugen Worte einfallen, ſo werden Dieſelben an Dero fürſtlichem Haupte unbedingt kahl geſchoren und verlaſſen ſofort meine Länder.“ Es war aber eine Tücke bei dieſem Vertrage. Nämlich der ſchönen Prinzeſſin durfte nach Hofſitte überhaupt Niemand etwas in die Hand reichen, bei Todesſtrafe, ſondern er reichte es der Staatsdame und dieſe reichte es der Königstochter. Wenn aber die Königstochter ſelbſt etwas wegnehmen oder überreichen wollte, wer konnte ihr das wehren? Es war alſo für die Freiwerber ein bitteres Vergnügen. Denn wie ſie ſich auch mühten, die Prinzeſſin zu verleiten, daß ſie ohne Angebot etwas aus ihrer Hand nahm, immer fuhr die Staatsdame dazwiſchen und verdarb die beſten Pläne. Wenn aber die Königstochter einen Freier abſchaffen wollte, that ſie einen Tag beſonders gegen ihn, bis er

ganz bezaubert war, und sobald er neben ihr saß und bereits vor Freude taumelte, dann ergriff sie wie von ungefähr etwas in ihrer Nähe, einen Granatapfel oder ein Ei, und sagte leise: „Behalten Sie dies zu meinem Angedenken.“ Sobald nun der Prinz das Stück in die Hand nahm und vielleicht noch der rettenden Worte ein wenig gedachte, sprang das Ding auseinander und ein Frosch, eine Hornisse oder Fledermaus fuhr heraus gegen seine Locken, daß er zurückschreckte und im Schrecken die Worte vergaß. Und dann auf der Stelle geschieden und fort mit ihm.

Das war durch Jahre gegangen, und in allen Königshäusern trugen die Prinzen Perücken — auch diese sind seitdem bräuchlich geworden — da traf sich's, daß ein fremder Königsohn zugereist kam in eigenen Geschäften und aus Zufall die Mandelkönigin sah. Er fand sie schön, und er merkte die Tücke. Aber ihm hatte ein befreundetes graues Männchen einen Apfel geschenkt, an dem durfte er alle Jahre einmal riechen, dann kam ihm ein kluger Einfall. Und er war wegen der klugen Einfälle schon unter allen Königen sehr berühmt geworden. Jetzt war grade die Zeit des Apfels gekommen, er roch und da fiel ihm ein: wenn du das Spiel mit Nehmen und Geben gewinnen willst, darfst du ihr niemals und unter keinen Umständen etwas geben oder nehmen. Er ließ sich also die Hände fest in den Gürtel binden, ging mit seinem Marschall zu Hofe, und sagte, er wollte gern auch seine Mandel essen. Der Prinzessin gefiel er sehr und

ſie ließ ihm die Mandel reichen. Die nahm ſein Marſchall und ſteckte ſie ihm in den Mund. Da fragte die Königstochter, was denn das vorſtelle, und überhaupt, warum er die Hände immer im Gürtel trage. Und er antwortete, bei ſeinem Hofe ſei der Brauch noch viel ſtrenger als bei ihrem, er dürfe mit ſeinen Händen gar nichts nehmen und geben, höchſtens mit den Füßen oder dem Kopfe. Da lachte die Prinzeſſin und ſagte: „Auf die Weiſe können wir ja niemals in unſerm Spiel zuſammenkommen.“ Er zuckte die Achſeln und antwortete: „Nur wenn Sie geruhen wollten, etwas von meinen Stiefeln zu nehmen.“ „Das kann nie geſchehen,“ rief der ganze Hofſtaat. „Wozu ſind Sie hergekommen,“ rief die Prinzeſſin ärgerlich, „wenn Sie ſo dumme Gewohnheiten haben?“ „Weil Sie ſehr ſchön ſind,“ ſagte der Prinz, „wenn ich Sie auch nicht gewinnen kann, ich will Sie doch anſehen.“ „Dagegen kann ich nichts haben,“ verſetzte die Königstochter. Der Prinz blieb alſo am Hofe und gefiel ihr immer beſſer. Weil ſie aber auch ihre Bosheit hatte, ſuchte ſie ihn auf alle Art zu verführen, daß er die Hand aus dem Gürtel zog und doch etwas von ihr nahm. Sie unterhielt ſich immer mit ihm und ſchenkte ihm Blumen, Bonbon und Riechfläſchchen, und zuletzt gar ihr Armband, auch zuckte es ihm mehrmals in den Händen, aber da fühlte er die Bande und kam zur Beſinnung, nickte immer dem Marſchall und der ſammelte ein und ſagte: „Wir denken ſchon dran.“ Dabei wurde endlich die Prinzeſſin ungeduldig

und sie begann: „Mir ist mein Taschentuch heruntergefallen, Ew. Liebden könnten mir's aufheben.“ Der Prinz faßte das Tuch mit der Fußspitze und schwenkte es gleichgültig, und die Prinzessin beugte sich nieder, nahm das Tuch von seinem Fuß und rief zornig: „Ich denke dran.“ Darüber war ein Jahr vergangen und die Königstochter sagte zu sich selbst: So kann das nicht bleiben, hier muß Schicht gemacht werden, so oder so. Sie begann also zum Prinzen: „Ich habe den besten Garten der Welt, den will ich morgen Ew. Liebden zeigen.“ Aber der Prinz roch wieder an seinem Apfel. Und als sie in den Garten kamen, fing der Prinz an: „Hier ist's wunderschön. Damit wir aber in rechtem Frieden neben einander gehen und durchaus nicht durch unser Spiel gestört werden, bitte ich meine Herrin, daß dieselbe nur auf eine Stunde meine Hofsitte annehme und sich auch die Hände festbinden lasse. Dann sind wir eines des andern sicher und uns kann nichts Aergerliches begegnen.“ Der Prinzessin war das nicht recht, aber er bat und sie wollte ihm doch die Kleinigkeit nicht abschlagen. So gingen sie allein mit einander, die Hände im Gürtel gebunden. Die Vögel sangen, die Sonne schien warm und vom Baum hingen die rothen Kirschen bis auf die Wangen herunter. Die Prinzessin sah auf die Kirschen und rief: „Wie schade, daß Ew. Liebden mir keine davon pflücken können!“ Der Prinz antwortete: „Noth kennt kein Gebot,“ er nahm eine Kirsche mit dem Munde und bot sie der Königstochter. Der Prinzessin blieb

nichts übrig, sie mußte ihren Mund an den seinen bringen, um die Kirsche zu fassen, und da sie die Frucht zwischen den Lippen hatte und seinen Kuß dazu, vermochte sie nicht, im Augenblick zu sprechen: ich denke dran. Da rief er laut: „Guten Morgen, Vielliebchen," zog die Hände aus dem Gürtel und fiel ihr um den Hals. Und wenn sie nicht gestorben sind u. s. w. Diese Geschichte hatte der Doctor lustig ausgeführt und eigens für Laura drucken lassen, so daß Niemand dies Büchel haben konnte, als sie allein.

Laura trug das Märchen in ihr Geheimzimmer, sah mit Stolz auf ihren gedruckten Namen und las immer wieder die kleine dumme Geschichte. Und sie ging nachdenkend auf und ab. Wenn sie sich so den ganzen Fritz Hahn überlegte, konnte sie doch kein recht gutes Gewissen haben. Von klein auf hatte er sie zu Dank verpflichtet, er war stets lieb und gut gegen sie gewesen, und sie, und ach noch mehr der Vater, hatten ihm immer wieder weh gethan. Reuevoll überdachte sie alle Vergangenheit bis zu den Katzenpfoten; was ihr schon bei dem Vielliebchen in der Seele gelegen hatte, das wurde ihr jetzt deutlich, sie konnte nicht unbefangen sein, wie sie doch sollte, und nicht gleichgültig, wie ihr ganz recht gewesen wäre, weil sie immer vor ihm in den eisernen Banden einer Verpflichtung lag. „Ich muß mit ihm auf's Reine kommen." Ach, aber zwischen ihm und ihr stand als trennende Mauer das Verbot des Vaters. Sie überlegte, wie

ſie, ohne jedem Befehl entgegen zu handeln, doch dem Doctor etwas Angenehmes erweiſen könne. Aehnliches hatte ſie ſchon einmal mit der Orange gewagt; wenn drüben Niemand wußte, daß der Scherz von ihr kam, dann war keine Gefahr, es entſtand kein zartes Verhältniß und keine Freundſchaft, die der Vater doch nur vermeiden wollte. Sie eilte zu Alſe herunter. „Die Verpflichtungen gegen den Doctor drücken mich mehr, als ich ſagen kann, es iſt unerträglich, immer in ſeiner Schuld zu ſein. Jetzt habe ich mir etwas ausgedacht, was dies Verhältniß zum Ende bringt.“

„Nimm dich nur in Acht,“ verſetzte Alſe, „daß die Sache auch gründlich abgemacht wird.“

Darauf ſchlüpfte Laura in das Arbeitszimmer des Profeſſors und bat: „Helfen Sie mir zu einem Scherz gegen den Mann von drüben, er ſammelt ja allerlei alte Sachen, ich möchte etwas Seltenes für ihn erwerben, was ihm lieb wäre. Aber keine Seele darf wiſſen, daß ich dabei im Spiele bin, und er am wenigſten.“

Der Profeſſor verſprach, auf etwas zu denken.

Einige Zeit darauf legte er in Lauras Hände einen kleinen zerriſſenen Band, der jämmerlich herabgekommen ausſah. „Es ſind Einzeldrucke alter Volkslieder,“ ſagte er, „die irgend einmal zuſammengebunden ſind, ich ſtieß durch einen glücklichen Zufall darauf. Das Büchlein iſt theuer, für den Liebhaber iſt ſein Werth unverhältnißmäßig größer, als der Preis. Nehmen Sie keinen

Anſtoß an dem ſchlechten Kleide, Fritz wird doch die einzelnen Lieder von einander löſen und in ſeine Sammlung ordnen. Ich bin überzeugt, Sie können ihm kein lieberes Geſchenk machen."

„Er ſoll es erhalten," ſagte Laura vergnügt, „aber er ſoll gequält werden."

Es war eine ſchöne Sammlung, ſehr ſeltene Stücke darunter, ein ganz unbekannter Druck des Liedes vom Ritter Tanhäuſer, das Lied vom Räuber Stürzebecher und andere erfreuliche Blätter. Laura trug das Buch herauf, und ſchnitt die gebundenen Bogen ſorgfältig von dem Bindfaden, der ſie locker zuſammenhielt. Darauf ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und fuhr in der anonymen Briefſtellerei fort, welche ihr die Tyrannei des Vaters aufgenöthigt hatte, indem ſie mit verſtellter Hand Folgendes ſchrieb: „Lieber Herr Doctor, ein Unbekannter ſendet Ihnen dies Lied für Ihre Sammlung, er hat noch dreißig ähnliche, welche Ihnen beſtimmt ſind, doch unter Bedingungen. Erſtens: Sie bewahren gegen Jedermann, wer es auch ſei, unverbrüchliches Schweigen. Zweitens: Sie ſenden für jedes Gericht ein anderes, das Sie ſelbſt gemacht haben, worüber es auch ſei, unter Adreſſe O. W. auf die Stadtpoſt. Drittens: Wenn Sie bereit ſind, in dieſen Vertrag zu willigen, ſo gehen Sie an einem der drei nächſten Tage Nachmittags um drei Uhr an No. zehn der Parkſtraße vorüber, etwas Blühendes am Knopfloch. Der Abſender wird ſich innig freuen, wenn Sie auf dieſen kleinen

Scherz eingehen. Ihr ergebener N. N.“ Dieſem Briefe lag das Lied vom Stürzebecher bei.

Die Taſchenuhr des Doctors zeigte, wie durch ſpätere Nachforſchungen feſtgeſtellt wurde, neun Uhr fünf Minuten, als dieſer Brief in ſein Zimmer gebracht wurde: der Barometer war im Steigen, am Himmel leichtes Federgewölk, dazwiſchen die bleiche Mondſichel erkennbar. Der Doctor öffnete, ein alter Druckbogen ſtach gelblich vom grünen Poſtpapier eines Briefes ab. Er entfaltete haſtig die gelben Blätter und las: „Stortebecker und Godeke Michael, de rowten alle beede.“ Kein Zweifel, der niederdeutſche Urtext des berühmten Liedes, den die Welt bis dahin vermißt hatte, lag leibhaftig vor ihm. Ihm wurde ſo wohl zu Muth, wie dem Kinde vor der Einbeſcheerung. Darauf las er den Brief, und als er am Ende angekommen war, las er ihn noch einmal. Er lachte. Offenbar war das Ganze eine Schelmerei. Aber von wem? Seine Gedanken flogen um Laura, aber ſie hatte ihn erſt geſtern Abend durch kalte Nichtachtung verletzt. An Alſe war nicht zu denken, und dem Profeſſor ſah ſolch ſpielender Unfug vollends nicht ähnlich. Und was ſollte das Haus No. zehn? Die junge Schauſpielerin, welche dort wohnte, galt ſehr dafür, eine liebenswürdige und unternehmende Dame zu ſein. War es möglich, daß ſie ein Verſtändniß für Volkslieder hatte, und, das konnte der Doctor ſich nicht verbergen, auch ein zartes Verſtändniß für ihn ſelbſt? Dem ehrlichen Fritz begegnete, daß er einen Augenblick vor den Spiegel trat, aber er

proteſtirte ſogleich innerlich und zog ſich lachend zu dem Schreibtiſch und dem Volksliede zurück. Er konnte auf den Scherz nicht eingehen, das war klar, aber es war ſehr ſchade. Er legte den Stürzebecher bei Seite und ergriff ſeine Arbeit. Aber nach einer Weile nahm er ihn wieder zur Hand. Dieſes Prachtſtück wenigſtens war ihm ohne demüthigende Bedingung geſandt, vielleicht mochte er doch dies eine behalten. Er öffnete eine Mappe ſeiner alten Volkslieder und ſuchte die Stelle, wo das Gedicht eingereiht werden mußte, wenn es in der That ſein Eigenthum wurde. Er legte den Schatz in die Reihe, ſtellte die Mappe wieder in den Bücherſchrank und dachte, es iſt ja gleichgültig, wo der Bogen liegt.

In dieſer Weiſe kämpfte der Doctor bis nach dem Mittageſſen. Kurz vor drei Uhr war er zu einer ruhigen Auffaſſung gelangt. War es nur Scherz eines nahen Bekannten, ſo wollte er kein Spaßverderber ſein; hatte die Sendung irgend ein anderes Motiv, ſo mußte auch das zu Tage kommen. Unterdeß mochte er die ſeltenen Drucke wohl aufbewahren, aber er durfte ſie nicht als ſein Eigenthum behandeln, bis das Recht des Abſenders daran und der Zweck der Sendung deutlich war. Dies Bedenken mußte er dem Unbekannten zuerſt mittheilen. Nachdem er dieſen nothdürftigen Vergleich zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinem Sammeltrieb zu Stande gebracht, holte er aus der Blumenſtube des Vaters etwas Blühendes, ſteckte es in ſein Knopfloch

und trat auf die Straße. Unsicher blickte er nach den Fenstern des feindlichen Hauses, aber Laura war nirgend zu finden, denn sie lauschte hinter der Gardine und schnippte, als sie die Blumen im Knopfloch sah, mit den Fingern über den gelungenen Scherz. Der Doctor wurde verlegen, als er in die Nähe der vergeschriebenen Hausnummer kam. Die Lage war doch demüthigend und ihn reute seine Begehrlichkeit. Er sah in die Fenster des Untergeschosses, und sieh! die junge Schauspielerin stand grade an den Scheiben. Er blickte auf ein gescheutes Gesicht mit einnehmenden Zügen, zog verbindlich seinen Hut, nicht ohne schwaches Erröthen; und das Fräulein dankte artig dem wohlbekannten Sohn des Nachbarhauses. Der Doctor ging noch ein wenig auf der Promenade umher, ihm erschien dies Abenteuer unheimlich. Es war doch nicht zufällig, daß die Künstlerin am Fenster stand und grüßte. Er wurde mit seinen Quergedanken nicht fertig, nur Eines war ihm ganz klar geworden, er behielt vorläufig den Stürzebecher.

Da seine Gewissensbisse nicht aufhörten, so rang er zwei Tage mit sich selbst, ob er sich auf weiteren Briefwechsel einlassen dürfe. Am dritten waren die letzten Bedenken zum Schweigen gebracht. Dreißig Volkslieder, sehr alte Drucke, die Versuchung war übermächtig! Er holte seine eigenen Verse heraus, Ergüsse seiner lyrischen Periode, musterte und verwarf; endlich fand er eine unschuldige Romanze, welche ihn in keiner

Weiſe bloßſtellte; ſie wurde abgeſchrieben und von einigen Zeilen begleitet, worin auch er ſeine Bedingung ausſprach, daß er ſich nur als Bewahrer der Lieder betrachten könne.

Einige Tage darauf erhielt er eine zweite Sendung, es war ein werthes Mönchslied, worin die gebratene Martinsgans gefeiert wurde, dabei lag ein Zettel, welcher die ermunternden Worte enthielt: „Nicht übel, fahren Sie fort.“

Und wieder erhob ſich Lauras Geſtalt vor ſeinen Augen und er lachte die Martinsgans recht herzlich an. Das war auch ein alter Druck, der noch nirgend verzeichnet war! Er zog alſo diesmal eine Ode auf den Frühling aus ſeinen Poeſien und adreſſirte dieſe mit den befohlenen Buchſtaben O. W.

Der Profeſſor wunderte ſich, daß der Doctor über das Liederbuch ſchwieg, und äußerte dies gegen Alſe, welche ein wenig im Geheimniß war. „Er darf nicht ſprechen,“ ſagte dieſe, „ſie behandelt ihn ſchlecht. Da er es iſt, hat der Scherz für das kecke Mädchen keine Gefahr.“

Laura aber war ſelig über dies Schachſpiel mit verdeckten Zügen. Sie hob die Gedichte des Doctors ſorgfältig in ihrem Geheimbuch auf, und ſie fand, daß die Poeſie der Hahns gar nicht ſo ſchlecht war, ja ſie war ausgezeichnet. Aber faſt noch lockender als die Correſpondenz wurde ihrem Uebermuth der Gedanke, dem Doctor ein kleines artiges Verhältniß zu der Schauſpielerin aufzuzwingen. Als ſie wieder mit ihm

bei Alſe zuſammentraf und einer der Anweſenden das Talent der jungen Dame rühmte, erzählte ſie unbefangen und gar nicht zum Doctor gewandt, was die Straße von bizarren Einfällen der Schauſpielerin wußte, daß ſie einſt ihr Hündchen mit einer Nachthaube an's Fenſter geſetzt, als ihr ein widerwärtiger Verehrer ein Ständchen angekündigt hatte, und daß ſie eine Vorliebe für bettelnde Handwerksburſchen habe und ſich mit ihnen meiſterhaft im Dialekt ihrer Landſchaft zu unterhalten wiſſe.

Der argloſe Doctor wurde nachdenklich. Sollte in der That die Schauſpielerin mit ihm in Correſpondenz ſtehen, ohne daß er es wußte? Und Fritz begann der Dame eine gewiſſe ruhige Beachtung zu gönnen.

Als Laura einſt auf dem abonnirten Platz ihrer Mutter ſaß und einer Rolle der Künſtlerin zuſah, erkannte ſie in der Loge gegenüber Fritz Hahn, ſie beobachtete, daß er durch ſein Opernglas angeſtrengt auf die Bühne ſtarrte und einige Mal lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Nun, der war glücklich auf falſche Fährte gebracht.

Indeß er mußte doch auch erfahren, daß der unbekannte Correſpondent mehr verſtand, als Adreſſen zu ſchreiben. Laura durchſuchte die Lieder, ſtudirte lange über dem Text des alten Gedichtes vom Ritter Tanhäuſer, der bei Frau Venus im Berge verweilt, und ſandte das Lied mit folgenden Zeilen:

„Während ich das Gedicht durchleſe, überkommt mich

Rührung und Schreck vor dem Sinn dieſer alten Poeſie. Was wird nach der Meinung des Dichters aus der Seele des armen Tanhäuſers? Er hat ſich von Frau Venus losgeriſſen und kehrt reuig zum Chriſtenglauben zurück, und als ihm der harte Papſt ſagt: ſo wenig der Stock, den ich in der Hand halte, grün werden kann, ſo wenig kannſt du noch ſelig werden, da wankt er aus trotziger Verzweiflung zur Venus in den Berg zurück. Darauf erſt ergrünt der Stab in der Hand des Papſtes und vergebens ſendet dieſer ſeine Boten, den Ritter zurückzuholen. Wie verſteht der Sänger den Rückfall des Tanhäuſers? Wird die ewige Liebe und Barmherzigkeit dem Armen auch jetzt noch verzeihen, obgleich er ſich der Teufelin zum zweitenmal ergiebt? Iſt alſo dieſer alte Dichter ſo frei und groß geſinnt, daß er auch noch die Rückkehr zur Heidenfrau für verzeihlich hält? Oder iſt Tanhäuſer jetzt in ſeinen Augen für ewig verloren, und ſoll der grünende Stab nur anzeigen, daß der Papſt die Schuld trägt? Es würde mich freuen, darüber von Ihnen Aufklärung zu erhalten. Das Gedicht finde ich ſehr ſchön und ergreifend, und in den einfachen Worten, wenn man ſich erſt hineingeleſen hat, gewaltige Poeſie. Aber ich habe Angſt um das Schickſal des Tanhäuſers. Ihr N. N."

Der Doctor antwortete ſogleich: „Es iſt zuweilen ſchwer, aus der tiefen Empfindung und dem knappen Ausdruck alter Gedichte die Grundidee des Dichters zu

verſtehen. Am ſchwerſten vor einem Gedichte, welches durch Jahrhunderte vom Volksmunde fortgetragen, zuverläſſig in Wortlaut und Inhalt Aenderungen erfahren hat. Das erſte Motiv des Liedes, daß Sterbliche bei den alten Heidengöttern im Innern der Berge weilen, beruht auf einer Anſchauung, die noch aus der Heidenzeit ſtammt. Die Idee, daß der Chriſtengott milder iſt als ſein Stellvertreter auf Erden, wurde ſeit der Hohenſtaufenzeit in Deutſchland heimiſch. Man darf den Urſprung des Gedichtes wohl auf dieſe Zeit zurückführen. In den uns überlieferten Formen mag es etwa aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſtammen, wo die Oppoſition gegen die Hierarchie in Deutſchland bei Hoch und Niedrig allgemein war. Der hohe Gedanke dieſer Oppoſition war: nicht der Prieſter kann die Sünden vergeben, nur Reue, Buße, Erhebung des eigenen Herzens. Der Druck, welchen Ihre Güte mir überſandt hat, ſtammt aus der erſten Zeit Luthers, aber wir wiſſen, daß das Lied älter iſt, und wir beſitzen verſchiedene Texte, von denen einige noch ſtärker hervorheben, daß Tanhäuſer auch nach ſeinem Rückfall der göttlichen Gnade vertrauen dürfe. Zuverläſſig hielt der Sänger des überſandten Textes den armen Tanhäuſer für verloren, wenn dieſer ſich nicht wieder von Frau Venus frei machte. In dieſem Fall nicht. Der Volksſage nach iſt Tanhäuſer bei ihr geblieben. Aber den groſſen Gedanken, der auch unſer Leben adelt, daß der Menſch, ſo lange Geiſt und Gemüth ihm nicht ausge-

braunt ſind, in ſich ſelbſt die Kraft zur Erhebung über begangenes Unrecht trage, dürfen wir auch in dieſem Gedicht erkennen, deſſen poetiſchen Werth ich würdige wie Sie."

Als Laura dieſe Antwort erhielt — Gabriel war auch hier der vertraute Bote — ſprang ſie vor Freude von ihrem Arbeitstiſch hoch auf. Sie hatte mit Alſe die Leiden Tanhäuſers beklagt und der Freundin eine Abſchrift des Gedichtes gegeben, jetzt lief ſie mit den Zeilen des Doctors herunter, ſtolz, daß ſie durch den kindiſchen Scherz, über welchen Alſe den Kopf geſchüttelt hatte, zu einer geheimen wiſſenſchaftlichen Erörterung gekommen war. Von dieſem Tage erhielt die geheime Correſpondenz für Laura und Fritz eine Bedeutung, an welche keines von beiden im Anfang gedacht hatte. Denn Laura wagte jetzt, wenn ſie über etwas nicht mit ſich aufs Reine kommen konnte, oder wenn ein ſtilles Intereſſe ſie beſchäftigte, ihre Gedanken, die bis dahin im Schreibtiſch verſchloſſen wurden, dem Nachbar mitzutheilen, und der Doctor ſah mit Erſtaunen und Freude ein weibliches Gemüth von kräftigem und originellem Empfinden, das bei ihm Klarheit ſuchte und mit ungewöhnlichem Vertrauen ſich aufſchloß. Dieſe Stimmung war auch aus ſeinen Gedichten zu erkennen, ſie waren nicht mehr aus der Mappe herausgeholt, ſondern erhielten einen gewiſſermaßen perſönlichen Charakter. Und Laura wurden die Augen feucht, als ſie ein Blatt in der Hand hielt, welches in Verſen ſeine Spannung und Ungeduld ausſprach, den unbekannten Corre-

ſpondenten kennen zu lernen. Es war ſo reine Empfindung in den Zeilen, und man ſah daraus ſo deutlich den guten und feinen Mann, daß man ein recht herzliches Zutrauen zu ihm haben mußte. Die alten Volkslieder, zuerſt die Hauptſache, wurden allmälig nur die Begleiter des ſtillen Briefwechſels, und Lauras enthuſiaſtiſche Seele ſchwebte beflügelt über goldumſäumte Wolken, während unten Herr Hummel grollte und Herr Hahn mißtrauiſch neue Angriffe des Feindes erwartete.

Aber dies poetiſche Verhältniß zum Nachbarſohn, welches Lauras Unternehmungsgeiſt geſchaffen hatte, litt an derſelben Gefahr, welche allen poetiſchen Stimmungen droht, die rauhe Wirklichkeit konnte es jeden Augenblick zerſtören. Niemals durfte der Doctor wiſſen, daß ſie es war, die Tochter der Feinde, ſein alltäglicher Anblick, das kindiſche Mädchen, das in Ilſe's Zimmer mit ihm um Butterbrode und Knackmandeln zankte. Wenn ſie mit ihm Auge gegen Auge zuſammentraf, war er ihr der Doctor mit der Brille von ſonſt und ſie die kleine borſtige Hummel, welche mehr von der Unart ihres Vaters hatte, als Gabriel zugeben wollte. Das Schmollen und die Neckerei des Tages lief zwiſchen beiden fort wie früher. Dennoch war unvermeidlich, daß zuweilen aus Lauras Augen ein Strahl warmer Empfindung brach, und daß ſich der freundliche Humor, mit dem ſie den Doctor im Innern betrachtete, einmal durch flüchtige Worte verrieth. Fritz wandelte deßhalb in einer Unſicherheit dahin, über die er im Stillen lachte,

nd die ihn doch quälte. Immer ſah er Laura vor ſich, enn er einige Zeilen der gut verſtellten Hand auf inem Zimmer las, doch ſobald er die Nachbarin beim reunde traf, ſorgte ſie durch eine ſpöttiſche Bemer ung und durch ſpröde Zurückhaltung dafür, daß er wie er unſicher wurde. Sie zwang die Noth zu ſolcher oketterie, er aber wurde immer aufs Neue kühl davon ngeweht, und dann fiel ihm aufs Herz, ſie iſt es doch icht, kann es denn die Schauſpielerin ſein?

Am Theetiſch entſtand allgemeines Erſtaunen, als er Doctor einſt fallen ließ, er ſei zu einem Maskenball ingeladen und nicht abgeneigt, ſich in das Getümmel u ſtürzen. Der Ball wurde von einer großen Reſſource nſehnlicher Bürger gegeben, zu welcher auch Herr Hum nel gehörte, die Geſellſchaft war dafür bekannt, daß die er ten Schauſpieler der Stadtbühne ſich dort als willkommene Gäſte im Kreiſe ihrer Verehrer bewegten. Da der Doc or ſonſt nie für dieſe Art geſelliger Unterhaltung ein Herz bewieſen hatte, ſah auch der Profeſſor verwundert auf den Freund, nur Laura ahnte den Zuſammenhang, aber alle ließen ſich ſchweigend die Ankündigung eines bevorſtehenden Exceſſes gefallen.

Herr Hummel war nicht der Anſicht, daß ein Mas enball die Stätte ſei, wo die Tüchtigkeit des deutſchen Bürgers Triumphe feiert, er hatte widerwillig den ſchmeichelnden Bitten ſeiner Frauen nachgegeben und ſtand etzt unter den Masken im Saale. Den kleinen ſchwar gen Domino hatte er wie ein Prieſtermäntelchen nach-

läſſig auf den Rücken geſchoben, den Hut in die Augen gedrückt, ſein breites Geſicht überragte auf allen Seiten den Flerbart der Seidenlarve und war ſo unverkennbar wie ein Vollmond hinter dünnem Gewölke. Spöttiſch ſah er in das Gedränge der Masken, welche bei einander vorbeiſtrichen, etwas weniger behaglich und etwas ſchweigſamer, als ſie ohne Larve und bunten Rock geweſen wären. Und vor Andern zuwider waren ihm die eingeſtreuten Harlekine, welche beim Beginn des Feſtes eine Ausgelaſſenheit heuchelten, die ihnen nicht natürlich war. Herr Hummel hatte gute Augen, nur ging es ihm wie Andern auch, wenn Jemand maskirt war, vermochte er ihn nicht zu erkennen. Aber alle Welt erkannte ihn. Hinten zupfte etwas. „Was macht Ihr Hund Speihahn?“ frug mit einer Verbeugung ein Herr in Rococco. Hummel verneigte ſich wieder. „Danke für gütige Nachfrage, ich hätte ihn mitgebracht, Sie in Ihre Waden zu beißen, wenn Sie mit dieſem Artikel verſehen wären.“ — „Kann dieſe Hummel auch ſtechen?“ frug ein grüner Domino im Falſet. „Erſparen Sie ſich Ihre Bemerkungen, Fiſtulant,“ entgegnete Herr Hummel grellend, „Ihre Stimme iſt ja ins Weibliche umgeſchlagen, ſollte Ihnen etwas fehlen, ſo bedaure ich aufrichtig Ihre Familie.“ Er ſteuerte weiter. „Kaufſt du eine Partie Haſenhaare, Bruder Hummel?“ frug ein wandernder Tabuletkrämer. „Ich danke, Bruder,“ verſetzte Hummel grimmig, „du kannſt mir aber die Eiſelshaare ablaſſen, welche dir deine Frau beim letzten Zanke ausgeriſſen hat.“

„Das iſt der grobe Filz," rief naſeweis ein kleiner Pierrot und ſchlug Herrn Hummel mit der Pritſche über den Bauch. Das war Herrn Hummel zu viel, er faßte den Pierrot beim Kragen, nahm ihm die Pritſche weg und hielt den Widerſetzlichen an ſein Knie. „Warte, mein Söhnchen," rief er, „dir wäre jetzt gut den Filz anderswo zu tragen als auf dem Kopfe." Aber ein beleibter Türke fiel ihm in den Arm. „Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, meinen Sohn anzufaſſen?" „Iſt dieſes Beſteck Ihre Arbeit?" frug Herr Hummel zornig, „ſchämen Sie ſich. Ihre löſchpapierne Phyſiognomie iſt mir nicht bekannt. Wenn Sie ſich als Türke der Anfertigung von ungezogenen Hanswürſten widmen, ſo müſſen Sie ſich auch türkiſchen Bambus auf dem Rücken Ihrer Produkte gefallen laſſen, das iſt Völkerrecht. Sollten Sie dieſes nicht verſtehen, ſo melden Sie ſich morgen auf meinem Comptoir, ich werde Sie darüber ins Klare ſetzen und Ihnen eine Rechnung überreichen wegen des Uhrglaſes, das mir dies Subjekt aus Ihrem Harem in der Taſche zerbrochen hat." Und damit warf er den Pierrot dem Türken in die Arme, die Pritſche auf die Erde und ſchritt ſchwerfällig durch die Masken, welche ihn umringten. „Keine menſchliche Seele," grollte er vor ſich hin, „man iſt wie Robinſon unter den Wilden." Er bewegte ſich in den Tanzſaal unbekümmert um die weißen Schultern und blitzenden Augen, welche neben ihm auftauchten und wieder verſchwanden. Endlich erblickte er zwei graue Fledermäuſe, die er perſönlich zu kennen

glaubte, denn es schienen ihm die Masken seiner Frau und Tochter. Er ging auf sie zu, sie aber wichen ihm scheu aus und verloren sich im Gedränge. Es waren allerdings die Frauen seines Hauses, aber sie hatten die Absicht unerkannt zu bleiben, und sie wußten, daß das neben Herrn Hummel unmöglich sei. So wandte sich der verlassene Hausherr kurz um, ging in ein Nebenzimmer, setzte sich einsam an einen der leeren Tische, nahm die Larve ab, bestellte eine Flasche Wein, frug nach dem Tageblatt und zündete eine Cigarre an. „Vergebung, Herr Hummel," rief ein kleiner Kellner, „hier wird nicht geraucht."

„Auch du?" versetzte Herr Hummel trübe, „du siehst, es wird geraucht. Dies ist auch ein Maskenscherz. Denn heut wird alle Humanität und menschliche Rücksicht aus Langerweile mit Füßen getreten, und das ist's grade, was man bal masqué nennt."

Unterdeß schlüpfte Laura unter den Masken umher, sie suchte den Doctor. Auch Fritz Hahn war für scharfe Augen leicht erkennbar, er trug über der Larve gemüthlich seine Brille. Er stand als blauer Domino neben einer eleganten Dame in rothem Mantel. Laura drängte sich in die Nähe. Fritz schrieb der Dame etwas in die Hand, jedenfalls ihren Namen, denn sie nickte gleichgültig, darauf schrieb er wieder etwas in ihre Hand und wies auf sich selbst, wahrscheinlich war es sein eigener Name, denn die Dame nickte, und Laura glaubte zu erkennen, wie sie unter ihrem Flor lachte. Und

Laura hörte, wie der Doctor die Dame mit dem Namen der Rolle anredete, in welcher er ſie neulich auf der Bühne geſehen hatte, und außerdem mit du. Das war zwar Maskenrecht, aber nöthig war es nicht. Der Doctor aber ſprach ſeine Freude aus, daß die Künſtlerin bei der Balkonſcene ſo gut verſtanden habe die aufglühende Empfindung in den ſchwierigen Verſen darzuſtellen. Der rothe Mantel wurde aufmerkſam, wandte ſich ganz dem Doctor zu und begann über die Rolle zu ſprechen. Die Dame ſprach eine Weile, und dann wieder Doctor Romeo und noch länger. Dabei trat die Schauſpielerin einige Schritte zurück an einen Pfeiler, der Doctor folgte ihr dahin, und Laura ſah, wie der rothe Mantel einige andere Herrenmasken kurz abfertigte und ſich wieder zum Doctor wandte. Endlich ſetzte ſich die Künſtlerin gar hinter den Pfeiler, wo ſie wenig von fremden Blicken geſehen wurde, und der Doctor ſtand an den Stein gelehnt neben ihr und ſetzte die Unterhaltung fort. Laura ſchob ſich hinter den Pfeiler und hörte, wie lebhaft die Unterhaltung von beiden geführt wurde. Es war von Leidenſchaft die Rede. — Nun, es war noch nicht die Leidenſchaft, welche beide für einander entflammte, ſondern vorläufig die der Bühne — aber auch das war mehr, als ein Freund des Doctors billigen konnte.“

Laura trat raſch hervor, ſtellte ſich neben Fritz Hahn und hob warnend den Finger in die Höhe. Der Doctor ſah verwundert auf die Fledermaus und zuckte

die Achseln. Da ergriff sie seine Hand und schrieb seinen Namen ein. Der Doctor machte eine Verbeugung, darauf hielt sie ihre Hand hin. Wie konnte er sie in der entstellenden Hülle erkennen? Er gab starke Zeichen seiner vollen Unwissenheit und wandte sich wieder zu der Dame im rothen Mantel. Laura trat zurück und ihre Schläfe rötheten sich unter der Maske. Auch im Zorn auf sich selbst! Denn sie hatte dem Unglücklichen diese Gefahr gebracht, und sie hatte darauf bestanden, den Ball heimlich vor ihm und in einer Tracht zu besuchen, welche das Erkennen so schwer machte.

Sie zog sich zu ihrer Mutter zurück, welche endlich das Glück gehabt hatte, in der Frau Pathe eine Gesellschafterin zu finden, und eine Ecke des Maskensaals benutzte, um Beobachtungen über die körperliche Entwicklung des getauften kleinen Fritz auszutauschen. Laura setzte sich neben die Mutter und sah theilnahmlos auf die tanzenden Masken. Plötzlich sprang sie wie von Federn geschnellt in die Höhe, denn Fritz Hahn tanzte mit der Dame im rothen Mantel vorüber. War das möglich? Längst hatte er das Tanzen abgeschworen, mehr als einmal hatte er Laura wegen ihrer Freude daran verspottet, auch sie selbst hatte vor ihrem Geheimbuch Stunden gehabt, wo ihr diese einförmige, kreisende Bewegung kindisch und mit einer edleren Auffassung des Lebens unverträglich erschien. Und jetzt drehte er sich wie ein Kreisel. „Was sehe ich?“ rief auch ihre Mutter — „ist das nicht — und die rothe

iſt ja gar —“ „Es iſt gleichgültig, mit wem er tanzt,“ unterbrach Laura, um nicht die verhaßte Beſtätigung zu hören.

Aber ſie kannte Fritz Hahn und ſie wußte, daß dieſer Walzer etwas zu bedeuten hatte. Julia gefiel ihm ſehr, ſonſt hätte er's nicht gethan, ihr ſelbſt war dieſe Auszeichnung nie zu Theil geworden. Der alte Komiker der Stadtbühne trat als Pantalon zu ihnen, er hatte endlich die zwei einflußreichen Damen aufgefunden, er trippelte, machte groteske Verbeugungen und fing an die Mama mit kleinem Geklätſch zu unterhalten. Und eine ſeiner erſten Bemerkungen war: „Man hört, der junge Hahn wird zum Theater gehen, er ſtudirt mit unſerer Primadonna ſeine Liebhaberrolle ein.“ Laura wandte ſich mit Widerwillen von der platten Bemerkung ab.

Ihre letzte Hoffnung war die Zeit des Demaskirens, ungeduldig erwartete ſie den Augenblick. Endlich trat eine Pauſe ein, die Larven fielen. Sie nahm den Arm der Mutter, mit ihr durch den Saal zu gehen und die Bekannten zu grüßen; es dauerte lange, bis ſie in die Nähe von Fritz Hahn kamen, und er ſah nicht einmal nach ihnen hin. Laura zuckte mit der Hand, ihn leiſe anzurühren, aber ſie preßte die Finger feſt und ging aus großen Augen auf ihn blickend vorüber. Jetzt endlich that er, was längſt ſeine Schuldigkeit geweſen wäre, er erkannte ſie. Sie ſah die Freude auf ſeinem Geſicht, und ihr wurde leichter zu Muth. Sie blieb ſtehen,

während er sich vor der Mutter verneigte und einige höfliche Worte mit dieser wechselte, und sie wartete, daß er anerkennen werde, wie sie ihn bereits gegrüßt. Er aber sprach kein Wort von der Begegnung. Hatten ihm so Viele den Namen in die Hand geschrieben, daß er eine einzelne arme Fledermaus nicht im Gedächtniß behalten konnte? Und als er sich zu ihr wandte, lobte er die Ballmusik.

Das war die Beachtung, die er ihr gönnte! Mit Julia hatte er gesprochen, was zwischen freien Seelen der Rede werth ist, und ihr gegenüber schnurrte eine gleichgültige Phrase. Ihre Augen bekamen den düstern Hummelblick, als sie antwortete: „Sie hatten sonst wenig Sympathie mit dem großen Hackebrett dort oben, das die Puppen hüpfen macht.“ Der Doctor lächelte befangen und bat um den nächsten Tanz. Das war so ungeschickt als möglich. Laura antwortete bitter: „Die graue Fledermaus war bereits so dreist an Romeo heran zu flattern, damals hatte er keinen Tanz für sie frei, jetzt thun ihr von dem hellen Licht die Augen weh.“ Sie neigte ihr Köpfchen wie eine Königin, nahm den Arm ihrer Mutter und ließ ihn hinter sich zurück.

Was noch kam, war eitel Herzeleid. Noch einmal tanzte der Doctor mit der Dame im Mantel, und Laura sah jetzt, wie freundlich die Verführerin ihn anlachte, und er tanzte sonst mit Niemanden. Um sie aber kümmerte er sich nicht weiter; und es war ein Glück,

daß bald darauf Hummel zu den Seinen trat und sagte: „Es hielt schwer, euch zu finden. Erst als ich die Leute nach den zwei häßlichsten Verpuppungen frug, wurde auf euch gewiesen. Es wäre mir lieb, wenn ihr morgen ohne Kopfschmerz erwachtet, wir haben heut des Vergnügens genug ausgestanden.“ Laura war froh, als der Wagen an der Hausschwelle hielt, sie stürzte in ihr Zimmer, riß ihr Buch aus der Schublade und schrieb mit fliegender Hast hinein: „Fluch meiner That und Fluch dem frevelhaften Scherz! Die Drachenzähne hab' ich mir ins Land gestreut, In Waffen wächst ein Heer von Feinden und bedreut Mit scharfem Stahle mir das warme Herz.“ Und sie wischte dabei über den Thränen, die ihr auf das Papier rollten.

Das klare Licht des nächsten Morgens übte auch auf ihre scheu flatternden Gedanken seine beruhigende Macht. Dort drüben lag Fritz Hahn wohl noch in seinem Bett. Der gute Junge war gestern müde geworden. Es mochte noch manch Tropfen Wasser zum Meere fließen, bevor Freund Fritz sich entschloß, sein Geschick mit dem einer tragischen Künstlerin zu verbinden. Sie holte ihren Vorrath von alten Druckbogen heraus und wählte. Da war ja ein recht lustiges Lied: die Käferhochzeit, worin der Käfer auf dem Zaune die Jungfer Fliege auffordert ihn zu heirathen. Viele kleine Vögel bemühen sich ernsthaft um die Hochzeit, diese aber wird zuletzt durch ein unrühmliches Privatvergnügen des Bräutigams verdorben. „Gut,“

ſagte Laura, „mein Käfer Fritz, ehe du die leichte Fliege Julietta heirathest, ſollen noch andere Vögel ihr Stimmchen dazu geben.“ Sie legte das Lied zuſammen und ſchrieb dazu auf einen kleinen Zettel: „Sie vermuthen falſch. Der dies ſendet, hieß niemals Julia.“ Als ſie den Brief ſchloß, ſagte ſie beruhigt zu ſich ſelbſt: „Wenn er jetzt nicht merkt, daß er im Irrthum war, ſo muß man an ſeinem Urtheil verzweifeln.“

Der Doctor ſaß noch ein wenig betäubt bei ſeinen Büchern, als dieſer Brief bei ihm einfiel. Er warf einen Blick auf die Käferhochzeit; alte Einzeldrucke davon waren ihm überhaupt noch nicht vorgekommen und er ſah ſchon bei ſchnellem Ueberfliegen, daß manche Verſe ganz anders lauteten, als in unſerm landläufigen Text. Dann nahm er den Zettel und ſuchte den Orakelſpruch deſſelben zu verſtehen. Allerdings jetzt war unzweifelhaft, daß die Sendung von der Schauſpielerin kam, denn wer ſonſt konnte wiſſen, daß er ſie mit Julia angeredet hatte, und daß lange von dieſer Rolle die Rede geweſen war. Aber was ſollten die Worte: Sie vermuthen falſch? Auch darüber ging ihm ein blendendes Licht auf. Er hatte behauptet, daß die Darſtellung der Leidenſchaft dem Künſtler nur bis zu einem gewiſſen Grade möglich ſei, wenn ihm nicht einmal das Leben ſelbſt eine ähnliche Reihe von Empfindungen durch die Seele gezogen hätte. Das hatte die Schauſpielerin geleugnet und ſie hatten ſich darüber zu vereinigen geſucht. Ihre Worte bedeuteten alſo offenbar,

daß sie die Julia gegeben, ohne je eine große Leidenschaft gefühlt zu haben. Nun dies war ein Geständniß, das wieder viel Vertrauen zeigte, ja vielleicht noch mehr. Der Doctor saß lange vor dem Blatt. Aber er wurde jetzt ziemlich sicher, mit wem er den Briefwechsel führe, und die Entdeckung machte ihn nicht froh. Denn wie er sich auch mit verständigen Gründen gesträubt hatte, es waren doch immer Vanras Augen gewesen, die ihm von dem Papier entgegenstrahlten, freilich ein ganz anderer Blick, als sie ihm gestern gegönnt hatte. Er legte die Käferhochzeit still zu den andern Liedern, und wieder frug er sich, ob er den Briefwechsel jetzt noch fortsetzen dürfe. Endlich packte er als Antwort die fällige Abgabe ein, etwas aus dem verblühten Vorrath seiner Mappe, und schrieb nichts weiter dazu.

Einige Tage darauf ging der Professor mit Alie durch die Straße, und als sie bei der Wohnung der Schauspielerin vorbeikamen, sahen beide den Freund am Fenster der Heldin stehen, und Fritz nickte ihnen hinter den Scheiben zu.

„Wie kommt er zu dieser Bekanntschaft?" frug der Professor, „gilt die junge Dame nicht für sehr emancipirt?" „Ich fürchte," antwortete Alie bekümmert.

Zu Madame Hummel aber kam Frau Knips, welche der Schauspielerin gegenüber wohnte, mit noch feuchter Wäsche gelaufen und erzählte, daß am Abend zuvor ein ganzer Korb Champagner zu dem Fräulein geschafft

werden sei, und daß man in der Nacht den lauten Gesang einer wilden Gesellschaft über die ganze Straße gehört habe und der junge Herr Hahn sei mitten darunter gewesen!

Am Sonntag war der Komiker zum Mittagsbraten des Herrn Hummel geladen, und eine seiner ersten Anekdoten war, daß er von einer lustigen Gesellschaft erzählte, die bei der Schauspielerin gewesen war. Mit der Bosheit, welche auch Genossen derselben Kunst einander zu Theil werden lassen, setzte er hinzu: „Sie hat einen neuen Verehrer gefunden, den Sohn von drüben. Nun das Geld seines Vaters wird doch auf diesem Wege der Kunst zu Hülfe kommen.“ Herr Hummel machte große Augen und schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts als: „Also auch Fritz Hahn ist unter die Schauspieler gegangen und liederlich geworden, er wäre der letzte gewesen, dem ich so etwas zugetraut hätte.“ Frau Hummel aber suchte ihre Erinnerungen vom Ball zusammen und fand darin traurige Bestätigung, als Laura, welche heut sehr bleich und schweigsam da saß, gegen den Mimen heftig herausfuhr: „Ich leide nicht, daß Sie an unserm Tische in solchem Ton vom Herrn Doctor sprechen. Wir kennen ihn gut genug, um zu wissen, daß er in Benehmen und Grundsätzen ein edler Mensch ist. Er ist Herr über sein Thun, und wenn ihm das Fräulein lieb geworden ist und er sie zuweilen besucht, so geht das keinen Dritten etwas an. Und es ist boshafte Verleumdung zu sagen,

daß er dort etwas Unehrenhaftes begehen wirr, und Geld ausgeben, das ihm nicht gehört."

Dem Komiker kam vor Schrecken eine Brotkrume in die falsche Kehle, er versank in den heftigsten Bühnenhusten seines Lebens, die Mutter aber versetzte, um den genialen Mann zu entschuldigen: „Du selbst hast zuweilen gefühlt, daß das Benehmen des Doctors nicht das richtige war."

„Wenn ich in thörichtem Unmuth je etwas gesagt habe," rief Laura, „war es ein Unrecht und es schmerzt mich sehr; ich habe nur die Entschuldigung, daß es niemals böse gemeint war. Von Andern aber ertrage ich keine Kränkung unseres Nachbars." Und sie stand vom Tische auf und verließ das Zimmer.

Der Komiker rechtfertiget sich gegen die Mutter, Herr Hummel aber faßte an sein Weinglas und sagte mit zugedrückten Augen seiner Tochter nachsehend: „Sie ist bei trübem Tageslicht gar nicht von mir zu unterscheiden."

Die Missethaten des Doctors machten ihm selbst wenig Kummer. Er hatte seiner Tänzerin vom Ball einen Besuch gemacht, denselben, wobei er am Fenster gesehen wurde. Einer seiner Schulfreunde, jetzt zweiter Tenor der Bühne, war dazu gekommen und hatte mit der Künstlerin beschlossen, an ihrem nahen Geburtstage ein kleines Pickenick einzurichten, je war Fritz aufgefordert worden Theil zu nehmen. Es war eine lustige Gesellschaft gewesen, der Doctor hatte sich unter den leichtbeschwingten Vögeln der Bühne sehr gut unterhalten und mit der Humanität eines Weisen über den gu-

ten Takt gefreut, welcher in der zwanglosen Weise ihres Verkehrs sichtbar wurde. Auch manches verständige Wort wurde den Abend gesprochen, und er ging mit der Ansicht nach Hause, daß es auch für seines gleichen recht erfrischend sei, sich einmal zu der lustigen Kunst zu gesellen. Aber er versuchte an demselben Abend auch durch eine Kriegslist seine unbekannte Correspondentin zu ermitteln. Als man kleine Lieder sang und mit munterer Grazie komische Reime recitirte, hatte er das Käferlied auf das Tapet gebracht und ehrbar intonirt: „Der Käfer auf dem Baume saß, brum, brum, die Fliege die darunter saß, sum, sum." Einige hatten eingestimmt, die Dame im Mantel aber kannte das Lied gar nicht, nur ein ähnliches aus einer alten Rolle, und als der Baßist dem Doctor die Melodie aus dem Munde nahm und bei den folgenden Versen jeden der auftretenden Vögel durch Geberde und komische Veränderungen der Melodie zu portraitiren wußte, da hatte die Wirthin so unbefangen gelacht und sich vorgenommen das Lied zu lernen, daß der Doctor wieder sehr zweifelhaft wurde, bei der Heimkehr auf seiner Hausschwelle stehen blieb und bedeutsam nach dem Hause des Herrn Hummel hinübersah. Und wer genau untersucht hätte, weshalb er nach diesem Käferlied selbst laut und übermüthig wurde wie die Andern, der hätte vielleicht gefunden, daß ihm durch jene Unbefangenheit der Schauspielerin ein kleiner Stein vom Herzen gekugelt war.

Aber das Alles half ihm wenig gegenüber Brummm und Summ der Nachbarn. Die Parkſtraße hatte ihrem Fritz Hahn in der letzten Zeit erhöhte Beachtung gegönnt, ſein Bild war unter die ernſten Gelehrten ihres Albums eingereihet, welche ſie täglich betrachtete und beſprach. Jetzt ſchien ein fremder Zug in das bekannte Geſicht gekommen, und die Straße wollte nicht dulden, daß eines ihrer Kinder einmal anders ausſah, als ihr geläufig war. Deshalb fand viel Raunen und Kopfſchütteln ſtatt, Herr und Frau Hahn erfuhren das, nicht zuletzt der Doctor. Er lachte darüber, aber ganz recht war es ihm nicht.

„Tanhäuſer, edler Rittersmann, du liegſt in Frau Venus Banden, ich ſelbſt war der arge Papſt Urbar, ich häufte dir Jammer und Schande.“ So klagte Laura in ihrem Zimmer, aber ſie verbarg den großen Schmerz, auch gegen Alſe ſprach ſie kein Wort über die Gefahren des Doctors, und als dieſe einmal eine leiſe Anſpielung auf die neue Verbindung des Freundes wagte, zerriß Laura den Faden ihrer Stickerei und ſagte, während ihr das Blut heiß zum Herzen drang: „Warum ſoll der Doctor nicht hinübergehen? Er iſt ein junger Mann, dem es gut thut, verſchiedene Menſchen zu ſehen, er ſitzt ohnedies zu viel in der Stube und bei ſeinen Eltern, wäre ich ein Mann wie er, ich hätte längſt mein Bündel geſchnürt und wäre in die Welt gelaufen, denn dieſe engen Hausmauern machen kleinmüthig und pedantiſch.“

Am Theetisch brachte einer der Anwesenden das Gespräch auf die Schauspielerin und zuckte die Achseln über ihr freies Wesen. Laura empfand die Pein des Doctors: da saß der arme Fritz und mußte das verwerfende Urtheil anhören, die näheren Bekannten schwiegen und sahen bedeutsam auf ihn, seine Lage war schrecklich, denn jeder Narr benutzte des Fräuleins schutzlose Stellung, um sich als Cato zu erweisen. „Ich wundere mich," rief sie, „daß Herren so strenge über kleine Streiche einer Künstlerin urtheilen, das sollten sie doch uns überlassen. Einer solchen Dame darf man noch viel mehr zu gut halten, denn ihr fehlt aller Schutz und alle Freude, welche uns die Familie giebt. Ich bin überzeugt, daß sie ein wackeres und feinfühlendes Mädchen ist."

Der Doctor sah dankbar zu ihr herüber und bestätigte ihre Worte. Er merkte nichts, aber es war gekommen, wie in seinem Kindermärchen, Laura bog sich bereits zu seiner Fußspitze herab und hob das Taschentuch auf.

Noch mehr wurde ihr zugemuthet. Der Monat März begann in der Welt seine Theaterstreiche. Erst hatte er eine Schneelandschaft aus grauen Wolkenfetzen heruntergelassen, Dächer mit Eiszapfen, weiße Crystalle an den Bäumen und wildes Sturmgeheul hinter der Scene, plötzlich war Alles verwandelt, ein lauer Südwind wehte, die Knospen der Bäume schwollen, auf den Wiesen hob sich junges Grün über die dürren Stiele;

die Kinder liefen in den Stadtwald und trugen große Bündel der ersten Frühlingsblumen heim, fröhliche Menschen zogen in unabsehbarer Wallfahrt durch die Parkstraße dem warmen Sonnenschein entgegen.

Auch über Herrn Hummel kam das Frühlingsahnen. Dies äußerte sich jährlich dadurch, daß er Farbe für den Kahn mischte und an einem kluggewählten Nachmittag mit Frau und Tochter in einen entlegenen Kaffeegarten lustwandelte. Für Laura war die festliche Reise ein mäßiges Vergnügen, denn Herr Hummel spazierte den Frauen mit starken Schritten voraus, er freute sich ganz in der Stille darüber, wie Alles in der alten Natur wieder in Stand kam, und gönnte den Seinen nur dann eine Bemerkung über die Schulter, wenn ihn eine Veränderung der Vegetation ärgerte. Aber Laura wußte, daß der Vater auf diese Märzfreude hielt, und eilte auch in diesem Jahr neben der Mutter hinter ihm her, einem einsamen Dorfe zu, wo Herr Hummel seine Pfeife rauchte, die Hühner fütterte, den Keller abkanzelte, mit dem Wirth ein Gespräch über die Saaten führte, und der Sonne gestattete, sich auch ihrerseits über das gute Aussehen ihres alten Bekannten Hummel zu freuen. Denn Herr Hummel, sonst keineswegs menschenscheu, liebte in der Natur allein zu sein, und haßte die Sammelplätze der Städter auf dem Lande, wo das Aroma von frischem Kuchen und gebackenen Krapfen alle Natur wegräucherte.

Als er mit seinen Frauen den Kaffeegarten betrat,

sah er unzufrieden, daß bereits andere Gäste vorhanden waren. Er warf einen zweiten tadelnden Blick auf die lustige Gesellschaft, welche seinen gewöhnlichen Platz in Besitz genommen hatte, und erkannte die junge Schauspielerin, andere Mitglieder der Bühne, mitten unter ihnen den Sohn seines Gegners. Da wandte er sich zu seiner Tochter und sagte blinzelnd: „Heut wirst du recht zufrieden sein, hier hast du ja außer dem Naturgenuß auch noch die Kunst zur Hand.“ Laura erschrak vor der harten Zumuthung, welche ihrer Kraft gestellt wurde, aber sie hob stolz das Haupt und schritt mit den Eltern in eine andere Ecke des Gartens. Dort setzte sie sich mit dem Rücken gegen die Fremden. Dennoch merkte sie mehr von ihrem Treiben, als für die Fassung gut war, sie vernahm Lachen und lustiges Gebrumm der Käserassemblee; je weniger sie sah, um so peinlicher wurde der Lärm, und jedes Geräusch wurde in der tiefen Stille fühlbar, denn auch Ohr und Auge der Mutter hing gespannt an der andern Gesellschaft. Nach einer Weile brach die laute Unterhaltung der Künstler ab und aus den leisen Reden glaubte sie ihren Namen zu hören. Gleich darauf knirschte hinter ihr der Kies, sie dachte sich, daß der Doctor in ihrem Rücken war.

Er trat an den Tisch, grüßte stumm den Vater, machte der Mutter eine freundliche Bemerkung über das Wetter und war gerade in Begriff sich an Laura zu wenden, mit einem Zwange, den sie ihm wohl an-

ſah, als Herr Hummel, der bis dahin den Einbruch des Feindes ſchweigend ertragen hatte, die Pfeife aus dem Munde nahm und mit ſanfter Stimme begann: „Iſt denn möglich, was man über Sie hört, Herr Doctor? Sie wollen ſich verändern?“ Laura fuhr mit dem Sonnenſchirm heftig in den Kies.

„Ich weiß nichts davon,“ verſetzte der Doctor kühl.

„Es geht das Gerücht,“ fuhr Herr Hummel fort, „Sie wollen Ihren Büchern Valet ſagen und dramatiſcher Künſtler werden. Sollte dieſes doch der Fall ſein, ſo bitte ich Sie freundlich auch meines kleinen Geſchäftes zu gedenken. Jede Art von künſtleriſcher Kopftracht, für Liebhaberrollen feiner Biber, für Lakaien mit Treſſen, und wenn Sie einmal den Pajazzo machen, eine weiße Filzmütze. Aber Sie werden lieber Clown heißen wollen. Es iſt jetzt eine gute Carriere geworden, Hanswurſt iſt aus der Mode, man wird Sie auch Herr Clown anreden.“

„Ich habe nicht die Abſicht zur Bühne zu gehen,“ erwiederte der Doctor. „Wenn ich ja auf den Einfall käme, würde ich Sie nicht um die Kunſtwerke Ihrer Fabrik bitten, ſondern um eine Unterweiſung in dem, was Sie für gute Lebensart halten. Ich würde dann auf der Bühne wenigſtens wiſſen, was ſich unter Männern von Anſtandsgefühl nicht ſchickt.“ Er grüßte die Frauen und entfernte ſich.

„Immer Humboldt,“ ſagte Herr Hummel ihm nachblickend.

Laura rührte ſich nicht, aber ihre dunklen Augenbrauen zogen ſich ſo drohend zuſammen, daß auch Herr Hummel davon Kenntniß nahm. „Ich bin ganz deiner Meinung," ſagte er behaglich zu ſeiner Tochter, „es iſt Schade um ihn, wäre er nicht in dieſer Strohhütte verdorben, es hätte wohl etwas aus ihm werden können. Der iſt nun auch dahin." Dabei nahm er Kuchenbrocken und bot ſie einem Löwenhündchen, welches vor ihm auf den Hinterbeinen ſaß und die Vorderpfoten bittend auf und ab bewegte.

„Billy," rief eine Frauenſtimme durch den Garten. Aber Hund Billy achtete nicht darauf, ſondern fuhr fort Herrn Hummel ſeine Ergebenheit zu beweiſen, und dieſer, der für Thiere ein weicheres Gemüth hatte als für Menſchen, fütterte den Kleinen.

Die Schauſpielerin kam eilig heran. „Bitte geben Sie dem unartigen Thiere keinen Kuchen, es ſind Mandeln darin," bat die Künſtlerin und wehrte dem Hündchen.

„Ein hübſcher Hund," verſetzte Herr Hummel ſitzend.

„Wenn Sie erſt wüßten, wie geſcheut er iſt," ſagte das Fräulein, „er verſteht alle Kunſtſtücke. Zeige dem Herrn, was du gelernt haſt." Sie hielt den Spitzenſchirm hin, Billy ſprang eifrig darüber weg und ſofort mit einem Satze auf den Schooß des Herrn Hummel, dort wedelte er mit dem Schweif und verſuchte ihm das Geſicht zu lecken.

„Er will Sie küſſen," ſagte die Schauſpielerin, „da-

rauf dürfen Sie ſich etwas einbilden, denn das thut er gar nicht Jedermann.“

„Es iſt auch nicht Jedermanns Sache,“ verſetzte Herr Hummel, und ſtreichelte den Kleinen.

„Sei dem Herrn nicht läſtig, Billy,“ ſchalt das Fräulein.

Herr Hummel ſtand auf und präſentirte den Hund, der auf ſeinen Kuß nicht verzichten wollte und immer noch nach dem Geſicht des Hausbeſitzers züngelte. „Er iſt treuherzig,“ ſagte Herr Hummel, „und hat ganz die Farbe des meinigen.“

Das Fräulein liebkoſte den Kleinen. „Der Schelm iſt leider ſehr verzogen; er kriecht in meinen Muff ſo oft ich in das Theater gehe, und ich muß ihn mitnehmen, obgleich das nicht geſchehen ſoll. Erſt neulich ſtand ich ſeinetwegen Todesangſt aus, denn während ich als Clärchen unter den Bürgern jammerte, war Billy aus der Garderobe gelaufen, wedelte zwiſchen den Couliſſen und machte mir Männchen.“

„Es war ein ergreifendes Spiel,“ begann Frau Hummel.

„Ich fuhr wohl mehr umher als ſonſt,“ erwiederte die Schauſpielerin, „denn ich mußte bei jeder Wendung in die Couliſſe rufen: Kusch, Billy!“

„Gut,“ nickte Herr Hummel, „immer Beſonnenheit.“

„Heut aber bin ich dem Unartigen dankbar,“ fuhr das Fräulein fort, „denn er verſchafft mir hier auf dem

Laube die Freude, meine Nachbarn zu begrüßen. Herr Hummel, wie ich höre."

Herr Hummel verneigte sich schwerfällig. Die Schauspielerin wandte sich mit einer Verbeugung zu den Damen, welche stumm ihren Gruß erwiederten.

An der Dame war Manches, was Herrn Hummel gefiel. Sie war hübsch, sah aus geschcuten Augen fröhlich in die Welt und trug etwas auf dem Kopf, was er persönlich kannte. Er ergriff also einen Stuhl und sagte mit einer zweiten Verbeugung: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?" Die Fremde nickte ihm zu und wandte sich an Laura. „Ich freue mich, Sie endlich so nahe zu sehen, Sie sind mir keine Fremde mehr, ich habe manchmal an Ihnen rechte Freude gehabt, und es ist mir lieb, daß ich Ihnen heut dafür danken kann."

„Wo war das doch?" frug Laura beklommen.

„Wo Sie gewiß nicht daran dachten," versetzte die Andere. „Ich habe ein scharfes Auge und erkenne über die Lampen jedes Gesicht der Zuschauer. Sie glauben nicht, wie sehr das zuweilen peinigt. Da Sie einen festen Platz haben, ist mir oft Erholung gewesen, auf Ihren Zügen auszuruhen und den lebendigen Ausdruck zu betrachten. Und mehr als einmal habe ich, ohne daß Sie es wußten, für Sie allein gespielt."

„Ha," dachte Laura, „das ist keine Fliege, das ist Frau Venus." Aber sie fühlte eine Saite angeschlagen, die reinen Ton gab. Sie sagte der Schauspielerin,

wie ungern ſie eine ihrer Rollen verſäume, und daß in ihrem Hauſe die erſte Frage vor dem neuen Theaterzettel ſei, ob auch das Fräulein mitſpiele.

Dies gab der Mutter Gelegenheit, ſich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dagegen rühmte die Schauſpielerin, wie gütig man ihr überall entgegen gekommen ſei. „Denn das Reizvollſte unſerer Kunſt," fuhr ſie fort, „ſind die ſtillen Freunde, welche wir in den Stunden des Spiels gewinnen, Menſchen, die man ſonſt vielleicht nie ſieht, deren Namen man nicht weiß, und welche doch unſer Leben mit Theilnahme begleiten. Lernt man bei Gelegenheit einmal dieſes Wohlwollen Fremder kennen, ſo wird es reiche Entſchädigung für die Leiden unſeres Berufes, unter denen die zuvorkommende Huldigung gemeiner Menſchen vielleicht das größte iſt."

Nun die Huldigung des Theaters durfte ſie zu dieſen Leiden ſicher nicht zählen.

Während die Frauen in ſolcher Weiſe mit einander ſprachen und Herr Hummel beifällig zuhörte, traten auch einzelne Herren dem Tiſche näher. Frau Hummel begrüßte zuvorkommend den zweiten Tenor, der im Hauſe der Frau Pathe bisweilen ein Lied ſang, und der würdige Vater der Bühne, welcher Herrn Hummel aus der Reſſource kannte, begann mit dieſem ein Geſpräch über den Bau eines neuen Theaters. Darüber hatte Hummel als Bürger ſehr beſtimmte Anſichten, welche mit denen des würdigen Vaters ganz übereinſtimmten.

So verschmelzen die beiden getrennten Gesellschaften, und der Tisch des Herrn Hummel wurde ein Mittelpunkt, den die Kinder Thalias umschwärmten. Während die Schauspielerin mit Frau Hummel recht ehrbar und hausmütterlich die Uebelstände ihrer Wohnung besprach, sah Laura nach dem Doctor. Er stand mehre Schritte von der Gesellschaft an einem Baum und sah nachdenkend vor sich hin. Schnell trat Laura zu ihm, und begann mit fliegender Eile: „Mein Vater hat Sie beleidigt, ich bitte Sie um Verzeihung."

Der Doctor sah auf. „Es that nicht weh," sagte er gutherzig, „ich kenne ja seine Art."

„Ich habe sie gesprochen," fuhr Laura mit bebender Stimme fort, „sie ist gescheut und liebenswürdig und hat eine unwiderstehliche Freundlichkeit."

„Wer?" frug der Doctor, „die Schauspielerin?"

„Verstellen Sie sich nicht gegen mich," fuhr Laura fort, „das ist zwischen uns unnöthig, es giebt Niemand auf Erden, der Ihr Glück so von Herzen wünscht als ich. Betrüben Sie sich nicht über das Kopfschütteln Anderer; wenn Sie der Liebe des Fräuleins sicher sind, ist alles Uebrige Nebensache."

Der Doctor erstaunte immer mehr: „Ich will ja aber das Fräulein gar nicht heirathen."

„Leugnen Sie nicht, Fritz Hahn, das steht Ihrem wahrhaften Wesen schlecht," rief die leidenschaftliche Laura wieder. „Ich merke wohl, wie sehr das Fräulein zu Ihnen paßt. Seit ich sie gesehen, bin ich überzeugt,

für alles Gute und Große finden Sie bei ihr Verständniß. Bedenken Sie sich nicht und wagen Sie muthig, Ihrem Herzen zu folgen. Denn sehen Sie, Fritz, eine Sorge habe ich um Sie. Ihr Gefühl ist warm und Ihr Urtheil ist sicher, aber Sie hängen zu fest in den Banden Ihrer Umgebung. Ich zittere davor, daß Sie darum unglücklich werden können, weil Sie vielleicht nicht in der rechten Stunde einen Entschluß fassen, der Ihrer Familie ungewöhnlich erscheint. Ich kenne Sie von meiner ersten Kindheit, und ich weiß sehr gut, daß Ihre Gefahr immer war, sich selbst für andere zu vergessen. Darüber können Sie zu einem opfervollen Dasein kommen, und der Gedanke ist mir schrecklich. Denn ich möchte, daß Ihnen alles Gute zu Theil wird, was Ihr redliches Gemüth verdient." Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie ihn liebevoll ansah.

Jedes Wort, das sie sprach, klang dem Doctor wie Lerchentriller und Geschwirr der Heimchen. Leise sprach er: „Ich liebe das Fräulein nicht, ich habe nie den Gedanken gehabt, ihre Zukunft an die meine zu fesseln."

Laura trat zurück, über ihr Antlitz zog hohe Röthe.

„Es ist eine flüchtige Bekanntschaft, nichts weiter für jene und mich, ihr Leben gehört der Kunst und schwerlich jemals ruhiger Häuslichkeit. Wenn ich für mich ein Herz zu begehren wagte, so wäre es nicht das ihre, sondern ein anderes." Er sah nach dem Tisch hinüber, wo grade ein lautes Lachen Herrn Hummel andeutete, und sprach die letzten Worte so leise, daß sie

kaum bis in Laura's Ohr drangen, dabei blickte er schmerzlich vor sich hin auf die Knospe des Fliederstrauches, in welcher noch die junge Blüthe verborgen lag.

Laura stand unbeweglich wie von dem Stabe eines Zauberers berührt, aber die Thränen liefen noch immer von ihrer Wange herab. Sie war nahe daran die Kirsche ihres Vielliebchens mit den Lippen zu fassen.

Da summten die lustigen Käfer heran, die Schauspielerin winkte ihr lächelnd zu, der Vater rief, das Märchen war zu Ende. Laura hörte noch, wie das Fräulein siegreich zum Doctor sagte: „Er hat mir doch einen Stuhl angeboten, er ist gar kein Brummbär, er war sehr gut gegen Willy."

Als Fritz an seine Wohnung kam, schleuderte er Hut und Oberrock von sich, sprang an den Schreibtisch und holte die kleinen Briefe der unbekannten Hand heraus. „Sie ist es," rief er laut, „ich Thor, nur einen Augenblick zu zweifeln." Er las jeden der Briefe wieder durch und nickte bei jedem mit dem Kopfe. Das war sein hochsinniges wackeres Mädchen, wie sie sich sonst auch stellte, heut hatte sie ihm ihr wahres Antlitz gezeigt. Er wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er Laura bei den Freunden treffen würde. Sie trat spät ein, grüßte ihn ruhig und war den Abend schweigsamer und weicher als sonst. Wenn sie sich an ihn wandte, sprach sie zu ihm ernsthaft wie zu einem bewährten Freunde. Sehr gut stand ihr die milde Ruhe. Jetzt gab sie sich ihm wie sie war, ein begeistertes Fühlen, ein

reiches Gemüth. Sprödigkeit und neckende Laune, die alten Schalen, welche den süßen Kern verdeckt hatten, waren zerbrochen. Auch die ruhige Vorsicht freute ihn, mit der sie unter den Freunden ihre Empfindung barg. Wenn die nächste Wiedersendung kam, dann sprach sie zu ihm, wie jetzt beiden um's Herz war, oder sie gab doch ihm das Recht, offen an sie zu schreiben. Der Doctor zählte am nächsten Morgen die Minuten, bis der Briefträger sein Haus betrat. Er riß die Thür auf und eilte dem Manne entgegen. Fritz hielt einen neuen Brief in der Hand, er löste ungeduldig das Couvert, keine Zeile des Absenders lag dabei, er entfaltete den alten Druckbogen und las die Worte des groben Liedes:

„Hei ha ho. Steck an den Schweinenbraten, darzu die Hühner jung! darauf mag uns gerathen ein frischer freier Trunk. Hol Wein, schenk' ein, trink mein liebes Brüderlein, heute muß Alles verschlemmet sein," und der ehrliche einfältige Doctor frug wieder: ist sie es? oder wäre möglich, daß sie es nicht ist?

4.

Unter den Studenten.

Wer dem Professor von Herzen gut werden wollte, der mußte ihn sehen, wenn er im Kreise seiner Zuhörer saß, der gereifte Mann unter der aufblühenden Jugend, der mittheilende Lehrer vor bewundernden Schülern. Denn des academischen Lehrers schönstes Vorrecht ist, daß er nicht nur durch sein Wissen, auch durch seine Persönlichkeit die Seelen der nächsten Generation adelt. Aus den Vielen, welche einzelne Vorträge hören, schließt sich ein gewählter Kreis enger an den Gelehrten, im persönlichen Verkehr schlingt sich ein Band um Lehrer und Schüler, leicht gewebt, aber dauerhaft, denn was den Einen an den Andern fesselt, oft den Fremden nach wenig Stunden zum Vertrauten macht, ist ihr frohes Bewußtsein, daß beide dasselbe für wahr, groß, gut halten.

Dieses Verhältniß, reizvoll und fruchtbar für beide Theile, ist die edle Poesie, welche die Wissenschaft ihren Bekennern gönnt. Fremde und spätere Menschen, welche den Werth eines Mannes nur nach seinen Büchern beurtheilen, sie erhalten, wie hoch auch der Gelehrte

ſelbſt dieſe Art von Ueberlieferung ſchätzen möge, doch nur ein unvollſtändiges Bild des Entfernten; weit anders wirkt der lebendige Quell ſchöpferiſcher Kraft auf die Seelen ſolcher, welche von Lippe und Auge des Lehrers ſein Wiſſen empfangen. Nicht nur der Inhalt ſeiner Lehre bildet ſie, mehr noch ſeine Methode zu ſuchen und darzuſtellen, am meiſten ſein Charakter und die originelle Weiſe des Vortrags. Denn dieſe erwärmen dem Hörer das Herz und ſenken ihm Achtung und Neigung in das Gemüth. Solcher Abdruck eines menſchlichen Lebens, der in vielen zurückbleibt, iſt für Methode und Charakter der Jüngeren oft wichtiger, als der Inhalt empfangener Lehre. In den Schülern arbeitet das Weſen des Lehrers neues Leben ſchaffend fort, ſeine Vorzüge, zuweilen auch Eigenheiten und Schwächen. In jedem Hörer nüancirt ſich anders das charakteriſtiſche Bild ſeines ſtarken Meiſters, und doch iſt in jedem der Bildner, der an dieſer Seele formte, vielleicht bis zur kleinen Abſonderlichkeit erkennbar.

Die Lehrſtunde, welche Felix für ſeine Frau feſtgeſetzt hatte, war nicht die einzige, welche er in ſeinem Hauſe gab. Ein Abend jeder Woche gehörte ſeinen Studenten. Da kamen zuerſt Einzelne, welche für ihre Arbeiten einen Wunſch hatten, mit Anfrage und Bitte. Später ſammelte ſich eine größere Zahl, auch Alſes Zimmer wurde geöffnet, Gabriel bot Thee und einfaches Abendbrot, eine Stunde verlief in zwangloſem Geſpräch und einzelnen Gruppen; bis ſich allmälig die Getreuen in das Arbeitszimmer des Lehrers zogen und

den Kreis dichter um sein geehrtes Haupt schliessen. Dann saß der Professor inmitten seiner Schüler, und das Zimmer wurde zuweilen enge. Auch hier formlose Unterhaltung, bald ein launiger Bericht über Erlebtes, bald eingehende Erörterung, wobei der Professor seine jungen Freunde zu thätiger Theilnahme anzuregen wußte; dazwischen schnelle Urtheile über Menschen und Bücher in schlagender Rede und Antwort, wie solchen natürlich ist, die aus flüchtigem Anschlage eine lange Melodie erkennen. Felix erschloß in diesen Stunden sein Inneres mit einer Offenheit, die er in seinen Collegien nicht zeigte, er sprach über sich und Andere ohne Rückhalt und verhandelte behaglich, was ihm grade auf der Seele lag. Aber wie verschieden die Unterhaltung dieser Abende dahinlief, immer waren es Männer derselben Wissenschaft, welche einander im Großen und Kleinen verstanden und selbst im Scherze ernster Geistesarbeit gedachten.

Auch Frau Ilse blieb dieser vertrauten Gesellschaft keine fremde Erscheinung. Die Theilnehmer, sämmtlich ernsthafte Männer, ältere Studenten oder junge Docteren, freuten sich der ansehnlichen Hausfrau, welche in ihrer einfachen Weise gern mit den Einzelnen verkehrte. Im Jahre vorher war einmal ihre Freude an der Odyssee zu Tage gekommen, als sie die Herren zum Genuß einer Hinterkeule des erdaufwühlenden Ebers aufgefordert und den wohlthuenden Wunsch ausgesprochen hatte, die Gesellschaft möge

nicht verſchmähen, ihre Hände nach dem bereiteten Mahle auszuſtrecken. Seitdem hieß ſie in dem Kränzchen Frau Penelope, und ſie wußte, daß dieſer Beiname ſich auch über die Wände des Hauſes in die Studentenſchaft verbreitet hatte.

Nun hatte Alſe auch unter den jungen Gelehrten ihre Lieblinge. Zu dieſen gehörte ein wackerer Student, nicht der bedeutendſte unter den Zuhörern des Profeſſors, aber einer der fleißigſten. Er war ihr Landsmann und Alſe hatte zuerſt an ihm erkannt, daß auch zarte Empfindung in der Bruſt eines Studenten zu finden ſei. Unſer Student hatte in den letzten Jahren mit Erfolg daran gearbeitet, den Krater ſeines Innern durch Collegienhefte auszufüllen. Seiner Lyrik aber hatte er ziemlich entſagt; denn damals, wo der Profeſſor ihm ſeine Gedichte zurückſchickte, war er ſehr in ſich gegangen und hatte demüthig um Entſchuldigung gebeten; war auch ſeitdem durch ein gutes Stipendium, das ihm Felix verſchafft, zu einer weniger menſchenfeindlichen Auffaſſung bürgerlicher Verhältniſſe durchgedrungen. Er bewährte ſich als ein treuer und anhänglicher Burſch und trug jetzt würdig den Titel Doctorandus, welcher nach Angabe unſrer Grammatiker einen Mann bedeutet, der zum Doctor gemacht werden ſoll oder muß. Dabei hatte er auch bei der Studentenſchaft eine gewiſſe Geltung, er bekleidete in der großen Verbindung Arminia ein Ehrenamt, trug noch immer ihre Farbenmütze und wurde dort zu den bevorzugten Weiſen gerechnet, welche an

Trinkabenden von läſtiger Verpflichtung befreit ſind, und die Pauſen, in denen ſtürmiſche Jugend Athem holt, durch ernſtes Geſpräch über Menſchentugend ausfüllen.

An einem Studentenabend brodelte die Unterhaltung ſchon in Alſes Zimmer ſehr laut und warf wiſſenſchaftliche Blaſen. Eine intereſſante Handſchrift war in entlegener ſüddeutſcher Bibliothek aufgefunden. Ueber den Fund und den Herausgeber wurde verhandelt und Felix zählte behaglich mit einigen Auserwählten alle ähnlichen Entdeckungen auf, welche in den letzten zwanzig Jahren gemacht waren. Da begann unſer Student, der gerade durch Frau Alſe eine Taſſe Thee erhalten hatte, mit dem Löffel rührend, recht gemüthlich: „Sollte nicht auch in der Nähe noch manches zu finden ſein? So ſteht in meiner Heimath eine alte Kiſte, welche Bücher und Papiere aus dem Kloſter Noſſau enthalten ſoll. Es iſt nicht unmöglich, daß darunter etwas Werthvolles ſteckt."

Das ſprach der Student und rührte mit dem Löffel, dem Knaben gleich, welcher den brennenden Span in einer gefüllten Bombe herumdreht.

Der Profeſſor fuhr von ſeinem Stuhl in die Höhe und warf dem Studenten einen Flammenblick zu, daß dieſer erſchrak und die Taſſe ſchnell hinſetzte, um bei dem, was kommen mußte, nichts zu beſchütten. „Wo ſoll die Kiſte ſtehen?"

„We? weiß ich nicht," verſetzte der Student betre-

ten, „vor einigen Jahren hat mir ein Landsmann davon erzählt, er war in der Gegend von Neſſau geboren“ — der Student nannte den Namen und Ilſe kannte die Familie. „Aber in unſerm Fürſtenthum muß es ſein, denn er hat dort als Hauslehrer an mehren Orten gelebt.“

„War er denn Philolog?“ frug ein älterer Hörer eben ſo ſehr im Jagdeifer als der Profeſſor.

„Er war Theolog,“ verſetzte unſer Student.

Ein bedauerndes Geräuſch ging durch das Zimmer. „Dann iſt die Nachricht doch unſicher,“ ſchloß der Kritiker.

„Hat der Mann die Kiſte ſelbſt geſehen?“ frug der Profeſſor.

„Auch darüber bin ich nicht ſicher,“ erwiederte der Student, „ich hatte damals noch kein rechtes Verſtändniß für den Werth dieſer Mittheilung. Aber er muß ſie doch ſelbſt geſehen haben, denn ich erinnere mich, er ſagte, ſie wäre dick mit Eiſen beſchlagen.“

„Unglücksmann,“ rief der Profeſſor, „ſchaffen Sie uns Kunde von dieſem Kaſten.“ Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Studenten machten ſeiner Aufregung ehrerbietig Platz. „Die Nachricht iſt wichtiger, als ich Ihnen jetzt ſagen kann,“ begann der Profeſſor vor dem Studenten anhaltend. „Suchen Sie zunächſt Ihre Erinnerungen zu ſammeln. Hat Ihr Bekannter die Kiſte offen geſehen?“

„Wenn ich mir alles zuſammenhalte,“ verſetzte der

Student, möchte ich glauben, er hat ſelbſt geſehen, daß alte Kloſterſachen darin liegen."

„Dann war ſie alſo nicht mehr verſchloſſen?" frug der Profeſſor weiter. „Und wo iſt jetzt Ihr Freund?"

„Er iſt voriges Jahr mit einer Brauerstochter nach Amerika gegangen. Wo er ſich jetzt aufhält, weiß ich nicht, das wird aber bei ſeinen Verwandten zu erfahren ſein."

Wieder ging ein mißbilligendes Geräuſch durch das Zimmer.

„Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, ſchreiben Sie ihm und fordern Sie genaue Auskunft," rief der Profeſſor, „Sie können mir keinen größern Dienſt erweiſen."

Der Student verſprach das Menſchenmögliche. Als die Herren ſich entfernten, richtete Gabriel dem Studenten eine heimliche Einladung zu nächſtem Mittag aus. Alſe wußte, daß ihrem Felix jetzt die Nähe des Vertrauten wohlthun werde, der einen Bekannten beſaß, der den Kaſten geſehen hatte, der die Bücher von Neſſau enthielt, unter welchen allerdings die Handſchrift des Tacitus liegen konnte, wenn ſie nicht irgendwo anders war.

Aber ſie ſelbſt hörte ohne Freude von der geheimnißvollen Kiſte. Denn Alſe war leider in Sachen der Handſchrift immer noch ungläubig, ſie hatte einigemal den Gatten durch ihre Gleichgültigkeit verletzt und mied ſeit dem Unglück des Struvelius jede Erwähnung der

verlorenem. Dazu hatte sie noch einen besonderen Grund. Sie wußte, wie sehr der Gedanke und jede Erörterung ihren Felix aufregte. Er fuhr dann in die Höhe, sprach in heftigen Worten, und seine Augen blitzten wie im Fieber. Zwar bändigte er sich selbst nach wenig Augenblicken, und lachte wohl über seinen Eifer, aber der Hausfrau war solcher Ausbruch geheimer Leidenschaft unbehaglich, denn sie empfand bei dem plötzlichen Auflodern, daß der Gedanke an den Codex die Seele des geliebten Mannes wund drückte, und sie argwöhnte, daß er in der Stille oft darüber träumte und Feindseliges gegen die Mauern des Vaterhauses sann.

Auch heut hatte unser Student den Sturm aufgeregt. Noch spät wurde der Doctor gerufen, lange wurde erörtert und gestritten, Mie war erfreut, daß der Doctor auf die Kiste nicht viel gab und durch verständige Einwürfe auch dem Professor wieder eine launige Bemerkung über seine heiße Jagdlust abnöthigte.

Als der Student am nächsten Mittag die Briefe, welche er geschrieben hatte, als Zeichen seines Eifers mitbrachte, behandelte der Professor die Nachricht ruhiger. „Es ist eine unsichere Notiz," sagte er, „selbst wenn der Erzähler Wahrheit sprach, mag noch jeder einzelne Umstand, sogar der Name des Klosters, unrichtig sein." Als vollends aus der Heimath des Studenten die Kunde einlief, der Theolog habe sich irgendwo im Staate Wisconsin als Apotheker niedergelassen, und der Brief des

Studenten in eine unſichere Ferne geſandt werden mußte, da ermäßigte ſich der Strudel, welchen die auftauchende Kiſte erregt hatte, zu gefahrloſen kleinen Wellen.

Der größte Vortheil erwuchs aus dieſem Verfall zunächſt unſerem Studenten. Denn der Profeſſor theilte die Nachricht dem Kammerherrn mit und gönnte dieſem eine Andeutung, daß in dem Kaſten Sachen von hohem Werth verpackt ſein könnten. Der Kammerherr hatte früher einmal durch mehre Jahre die Geſchäfte eines Schloßhauptmanns beſorgt und war mit dem Inventarium einiger fürſtlichen Schlöſſer bekannt, wußte jedoch auf keinem Boden etwas Verdächtiges zu finden. Da ihm aber der Student als Günſtling des Hauſes vor Augen trat, wollte er an dem jungen Mann ſeine Geneigtheit erweiſen, und forderte denſelben auf, ſich als Landeskind dem Erbprinzen vorzuſtellen. Das geſchah. Eine Folge der Vorſtellung war, daß unſer Student zu einem Abend eingeladen wurde, an welchem der Prinz mehre akademiſche Bekannte bei ſich empfing.

Es war für den Studenten ein bangſamer Abend, und der Armine hatte allerlei Urſache argwöhniſch zu ſein. Denn in dieſem Jahr ſtürmte es heftig in der Studentenſchaft. Grade die Händel zwiſchen dem Corps der Markomannen und der großen Genoſſenſchaft Arminia hatten den Sturm erregt. Und die letzte Veranlaſſung des Unwetters war ſeltſam und lehrreich

jeden, der die geheime Verknetung irdiſcher Er-
niſſe beachtet. Jener Zwiſt der Profeſſoren, welcher die
rtreter der Alterthumswiſſenſchaft von einander ſchied,
Kampf zwiſchen Werner und Struvelius, hatte zu
er Zeit die akademiſche Jugend durchaus nicht auf-
egt. Aber kurz darauf war unter den Studenten
Lied aufgetaucht, in welchem die Abenteuer des
ruvelius reſpectwidrig beſungen wurden. Dies Lied
als Kunſtwerk ſchwächlich, es lief im Winkel-
e und war mit einem Refrain verziert, welcher lau-
: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidi-
, wer ſich verbrennt, der hat Verdruß.“ Der Dichter
nie ermittelt worden. Wenn man aber erwägt, daß
es Lied, ſo weit ſein poſſenhafter Inhalt erken-
ließ, feindſelig gegen Struvelius und zu Werners
m gedichtet war, und wenn man ferner erwägt, daß
zuerſt unter den Arminen aufkam, und daß un-
den Kindern Armins einer mit lyriſcher Vergangen-
war, daß dieſer Eine zu Werners Kränzchen gehörte,
daß im Kränzchen das Pergament einigemal ver-
ich als Fidibus behandelt wurde, ſo kann man
orſichtige Vermuthung nicht unterdrücken, daß unſer
dent ſeine ſcheidende Muſe, als ſie gerade zur Thür
usgehen wollte, noch zu dieſer niedrigen Leiſtung
ürdigt habe.

Das leichtfertige Lied war bei den Arminen hei-
, ſein Refrain wurde zuweilen in ſtiller Nacht auf
Straße gehört, es war den Profeſſoren ſehr ärger-

lich, und nicht zuletzt dem Theetisch Werners, aber mit Gewalt ließ sich nicht dagegen ankämpfen. Den Markomannen und ihren Bundesgenossen blieb das Lied und seine Veranlassung gleichgültig, aber sie sangen die Verse nicht, weil diese einem Trinkliede der Arminen nachgebildet waren. Grade da Werner sein Rectorat antrat, saßen in einer Restauration Studenten aller Parteien durcheinander. Als ein Markomanne seine Pfeife an der Gasflamme anzündete und sich dabei das Corpsband versengte, sangen einige Arminen höhnend den Refrain. Die Markomannen sprangen auf und geboten Schweigen. Die natürliche Folge waren zahlreiche Forderungen. Leider blieb es dabei nicht. Ein Haufe Arminen war vor das Lager der Markomannen gezogen und hatte auf der Heerstraße dieselbe unfreundliche Weise angestimmt, es war zu bedauerlichen Conflicten zwischen den Parteien und der Stadtpolizei gekommen, Untersuchungen und ernste Strafen waren die Folge gewesen. Werner selbst hatte in vertraulicher Besprechung mit einzelnen Häuptern Alles gethan, das leidige Lied zu dämpfen, und seinem Ansehen war gelungen, den Gesang wenigstens auf der Straße zu bändigen. Aber der Groll war in den Herzen zurückgeblieben. Durch allerlei widerwärtige Vorfälle wurde bemerkbar, daß die akademischen Bürger uneiniger als gewöhnlich und in widersetzlicher Stimmung waren.

Dies alles wälzte der Armine in besorgtem Gemüth, als er im Vorzimmer des Prinzen seine Mütze

neben die Kopfzierden großer Markomannenhäuptlinge hing. Indeß verlief der Abend beſſer als er dachte. Die Markomannen beobachteten in dem geweihten Raume anſtändige Höflichkeit. Ja, das Zuſammentreffen erhielt eine Bedeutung. Denn grade in dieſer Zeit war Veranlaſſung, ein Feſt der Univerſität durch ſolennen Commers zu feiern. Aber wie häufig große Angelegenheiten unſerer Nation, drohte auch dieſes Trinkfeſt durch den Zwiſt der Stämme vereitelt zu werden. Jetzt, wo der Armine unter den Markomannen Eispunſch trank, äußerte der Erbprinz, daß er gern einmal einen feierlichen Commers anſehen würde, und Beppo, Führer der Markomannen, ſprach gegen den Arminen eine Anſicht aus, wie der Zwiſt beigelegt werden könnte. Der Armine erbot ſich, dieſe Vorſchläge ſeinem Stamme zu überbringen. Als der Kammerherr Bedenken gegen eine Theilnahme des Erbprinzen am Commers erhob, verſicherte der Sohn Armins, von Punſch und Geſpräch begeiſtert, daß auch ſein Volk gemüthvoll die Ehre empfinden werde, die der Erbprinz dem Feſt durch ſeine Gegenwart erweiſe.

Die Bemühungen unſeres Studenten hatten Erfolg; das Kriegsbeil wurde begraben, die akademiſche Jugend rüſtete ſich zu einem gemeinſamen Feſte. Ein großer Saal, reich verziert mit den Farben aller Genoſſenſchaften, welche an dem Commers Theil nahmen, war mit langen Tafeln beſetzt. An den Enden ſtanden im Feſtſchmuck die Präſiden mit ihren Schlägern, auf

den Stühlen saßen mehre Hundert Studenten nach Verbindungen gereiht; unter den Markomannen der Prinz und sein Kammerherr, und der Prinz trug heut der Verbindung zu Ehren ihre Abzeichen. Rauschende Musik trug den vollen Klang der Lieder weit in die Runde, es war ein guter Anblick, so viele Männer, Hoffnung und Kraft der nächsten Generation, in festlichem Gesange und den alten Bräuchen der Akademie bei einander zu sehen. Ohne Störung verlief das Fest bis gegen das Ende. Als der Kammerherr bemerkte, daß die Wangen glühten, der Gesang wilder dahinfuhr, und die Musik dem akademischen Pulsschlag nicht schnell genug tönte, mahnte er in der Pause zum Aufbruch. Der Prinz erhob sich, selbst erregt durch Gesang und Wein, vor ihm schritt der gesammte Adel der Markomannen, das wogende Volk zu theilen. Sie mußten sich durch die Menge drängen, welche von den Stühlen aufgestanden war und durch einander schwirrte. So geschah es, daß der Prinz von seinem akademischen Hofstaat abgeschnitten wurde und mit einem trotzigen Arminen zusammenstieß, der durch Wein gestärkt, und durch unsanfte Berührung der Vorausschreitenden erbittert, den Weg nicht räumte, sondern mit den Ellbogen unbillig verengte, und den Rauch seiner Pfeife ruhig vor sich hin blies, so daß der Dampf dem Prinzen um den kleinen Bart fuhr. Da hatte der Prinz die Unbesonnenheit, den Studenten anzustoßen und zu sagen: „Sie sind ein unverschämter Wicht.“ Und der Armine sprach mit lau-

ter Stimme das verhängnißvolle Wort aus, welches nach akademiſcher Sitte ein Duell, oder Ehrloſigkeit des Geſchmähten zur Folge hat. Er war im Nu von den düſtern Geſtalten der Markomannen umdrängt, und daſſelbe Schmähwort regnete von allen Seiten wie Hagel gegen ſeine dreiſte Stirn. Er aber zog höhnend ſeine Schreibtafel und rief: „Einer nach dem Andern, daß keiner von dem Hofſtaat fehlt, wie der Herr, ſo das Geſinde.“ Und da der Andrang größer wurde, ſchrie er hinter ſich: „Hierher, ihr Arminen!“ und begann im wilden Baſſe den Schlachtruf ſeines Stammes: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus!“ Im Saale brach das Getümmel los, über Stuhl und Tiſch ſprangen die Arminen ihrem gefährdeten Krieger zu Hülfe; nicht mehr einzeln, ſondern wie Heckenfeuer flogen die ſchmähenden Worte und Forderungen hin und her. Vergebens forderten die Präſiden zu den Plätzen, vergebens fiel die Muſik ein, zwiſchen das Geſchmetter der Fanfare klangen die zornigen Rufe der ſtreitenden Parteien. Zwar eilten die Präſiden auf einen Haufe zuſammen und trennten, im Zuge dazwiſchen fahrend, die Zankenden. Aber auf das wilde Toben folgten leidenſchaftliche Erörterungen, die Verbindungen ſtanden getrennt, die einzelnen Haufen verhöhnten einander und ſuchten nach altem Kriegsbrauch die Gegner allmälig bis zum äußerſten Worte zu treiben, ſchon waren einzelne Ausdrücke gefallen, welche durch den Sittencodex der Akademie gänz-

lich verboten sind, die Schläger blitzten in der Luft und mehr als eine Faust packte statt der Waffe die Weinflasche. Die Musik stimmte das Vaterlandslied an, doch die Weise klang den Empörten widerwärtig in ihren Zorn, von allen Seiten donnerte der Ruf: „Aufhören.“ Die verschüchterten Musiker schwiegen und der neue Ausbruch eines ungeheuren Tumultes schien unvermeidlich. Da sprang ein alter Häuptling der Teutonen, der sein Volk kannte, auf das Orchester, ergriff eine Geige, stellte sich als Dirigent hoch auf einen Stuhl und begann die kindische Melodie: „Ach, du lieber Augustin, Alles ist hin.“ Die Musik fiel in klagenden Tönen ein. Jeder sah nach der Höhe, man erkannte den ansehnlichen Mann, der angestrengt auf der Geige kratzte, die Stimmung schlug plötzlich um, es entstand ein allgemeines Gelächter. Die Präsiden schmetterten mit ihren Klingen auf die Tische, daß mehr als eine zersprang, und geboten Ruhe, die Führer aller Verbindungen traten zusammen, erklärten den Commers für aufgehoben und forderten ruhigen Heimgang der Stämme, weil sie selbst alles Weitere in die Hand nehmen würden. Zornig drängte die Studentenschaft zum Saale hinaus und zerstreute sich zu ihren Sammelplätzen. Aber in jedem Haufen wurden die Vorfälle mit leidenschaftlicher Erbitterung besprochen und eilige Gesandtschaften schritten durch die Nacht von einem Lager zum andern.

Den Prinzen hatte der Kammerherr nach dem ersten Zusammenstoß aus dem Gewühl gerettet. Der

Prinz saß in seinem Zimmer bleich und entsetzt über den Unfall und die Folgen, die er zu haben drohte. Auch der Kammerherr war bestürzt, denn auf sein Haupt fiel die Verantwortung für diesen Scandal. Dabei sah er mit wirklicher Theilnahme auf den jungen Fürsten, der die Kränkung seiner Ehre so tief empfand, und wie gebrochen vor sich hinstarrte, unempfänglich für den Trost, daß der Plebejer seine fürstliche Ehre so wenig zu kränken vermöge, wie der Sperling auf dem Baum.

Nach einer schlaflosen Nacht empfing der Prinz die Aeltesten der Markomannen, welche kamen, um den Beschluß ihres Stammes zu verkünden. Sie erklärten, daß ihr erster Häuptling Veppo erwählt sei, die Stelle des Prinzen bei den weiteren Verhandlungen mit dem Arminen zu vertreten, und der Senior bat ritterlich, ihm diese Ehre zu bewilligen. Er fügte hinzu: nach der Meinung seiner Genossenschaft habe der Armine überhaupt keine Ansprüche auf den Vorzug, daß dem verruchten Schmähwort eine Forderung folge, und wenn der Prinz jedes weitere Eingehen verweigere, würden die Markomannen alle Folgen auf ihre Genossenschaft nehmen. Aber sie wollten nicht verbergen, daß sie mit dieser Ansicht allein stünden, ja daß sie in ihrem eignen Corps Widerspruch gefunden hätten. Und Alles erwägend hielten sie für die beste Auskunft, wenn der Prinz dem akademischen Brauch ein Zugeständniß mache, dessen Größe sie allerdings tief empfänden.

Der Prinz war noch faſſungslos, der Kammerherr bat die Herren, Sr. Hoheit einige Stunden Zeit zur Erwägung zu laſſen.

Unterdeß trug unſer Student, den die Rückſicht auf ſeine Diſſertation gebändigt und vor perſönlichen Verwickelungen bewahrt hatte, die Kunde des Unheils beſtürzt an den Doctor, da er ſich in dieſer Angelegenheit vor den Rector nicht traute. Der Doctor eilte zum Freunde, der bereits durch die Petelle und Berichte der Polizei von dem unerfreulichen Ereigniß wußte. „Ueber den perſönlichen Conflikt des Prinzen iſt mir bis jetzt keine Anzeige geworden, es iſt vielleicht für ihn ſelbſt und für die Univerſität wünſchenswerth, daß eine ſolche nicht erfolgt. Ich werde wachſam ſein und weitere Folgen zu verhüten ſuchen, und ich werde meine Amtspflicht nach jeder Richtung auf das Strengſte thun, ſorgt aber dafür, daß ich über dieſe Angelegenheit nur erfahre, was mir Grundlage zu amtlichem Einſchreiten werden kann."

Faſt in derſelben Lage wie unſer Student, war der Kammerherr, auch er ſtellte ſich ſorgenvoll beim Doctor ein, erzählte den Streit und frug, was der Doctor von der Verpflichtung des Prinzen halte, ſich durch ſeinen Stellvertreter auf ein Duell einzulaſſen. Der Doctor erwiederte mit Zurückhaltung: „Jedes Duell iſt Unſinn und Unrecht. Wenn der Erbprinz von dieſer Anſicht durchdrungen iſt und die Conſequenzen derſelben für ſein Leben und dereinſt für

ſeine Regierung auf ſich nehmen will, ſo werde ich der letzte ſein, der gegen dies Martyrium etwas einwendet. Steht aber Ihr junger Herr nicht ſo ſicher und frei über den Vorurtheilen ſeines Kreiſes, und iſt auch ihm die ſtille Anſicht eingepflanzt, daß es für Cavaliere und Militärs eine beſtimmte Ehre giebt, welche noch etwas Anderes bedeutet als die Ehre eines Ehrenmannes, und welche in gewiſſen Fällen ein Duell nöthig macht, ſollte Ihr Prinz nach ſolchen Anſchauungen urtheilen und dereinſt regieren wollen, ſo will ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich ihm das Recht nicht zugeſtehe, den Ehrbegriffen unſerer akademiſchen Jugend entgegenzutreten."

„Sie ſind alſo der Meinung," frug der Kammerherr, „daß der Prinz ſich auf die angebotene Stellvertretung einlaſſen müſſe?"

„Ich habe weder Recht noch Wunſch hier eine Meinung auszuſprechen," verſetzte der Doctor. „Ich kann nur ſagen, daß mir die Stellvertretung auch nicht gefällt. Mir ſcheint die Sache ſo zu liegen: entweder Vernunft oder wenigſtens perſönlicher Muth."

Der Kammerherr ſtand ſchnell auf. „Das iſt ganz unmöglich; es wäre nicht nur eine unerhörte Abweichung von dem Herkommen und würde für den Prinzen neue peinliche Verwicklungen herbeiführen, es iſt auch ſo vollſtändig gegen meine Ueberzeugung von dem, was einem Fürſten erlaubt iſt, daß davon unter keinen Umſtänden die Rede ſein kann."

Der Kammerherr entfernte ſich, nicht angenehm von

der radikalen Auffassung des Doctors berührt. Nach der Heimkehr sagte er dem Prinzen: „Die Angelegenheit muß schnell beendigt werden, bevor der Fürst davon erfahrt. Höchstderselbe wird bei der Persönlichkeit des Gegners Ew. Hoheit jede Concession auf das Strengste untersagen; und doch sehe ich, daß die Beziehungen meines gnädigsten Prinzen zu der Studentenschaft und vielleicht sogar andere persönliche Verhältnisse aufs Aeußerste gefährdet sind, wenn es nicht gelingt, den hier üblichen Ansichten einigermaßen zu entsprechen. Darf ich deshalb Ew. Hoheit einen Rath geben, so ist es immer der, daß Höchstsie der Atmosphäre, in welcher wir einmal leben, eine große Bewilligung machen und Herrn von Halling als Vertreter annehmen."

Der Prinz sah gedrückt vor sich nieder und sagte endlich: „Das wird wohl das Beste sein."

Der große Häuptling Beppo, eine der besten Klingen der Universität, sollte sich also für den Erbprinzen schlagen. Nun erwies sich aber, daß die Arminen mit dieser Vertretung keineswegs zufrieden waren, sondern den unverschämten Anspruch erhoben, den Prinzen selbst in Faustschuhen und Batisthemd vor sich zu sehen. Namentlich Ulf der Dicke, Urheber des ganzen Scandals, erklärte, daß er den Markomannenführer ohnedies in seiner Brieftasche finde und nicht auf die fröhliche Aussicht verzichten wolle, mit ihm in Privatangelegenheiten einen Gang unter kleinen Mützen abzumachen.

Das war nicht zu leugnen; indeß ein großer Rath aller Senioren, welchen die Markomannen ſchnell zuſammenriefen, entſchied für ſie. Dagegen wurde ihre liſtige Forderung abgelehnt, daß der Armine zuerſt gegen ihre Corpsgenoſſen auf die Kreide trete. Sie wollten dadurch den Prinzen der ganzen Sache überheben, da anzunehmen war, daß auch die ſtämmige Kraft des Arminen lange beſeitigt ſein würde, bevor nur die Hälfte der Namen in ſeiner Brieftafel getilgt war. Es blieb alſo nichts übrig, als daß die beiden Kämpfer zu zwei verſchiedenen Malen auf einander los hieben, der Markomanne zuerſt im Namen des Prinzen. „Wir wollen uns beide Mühe geben, daß das zweite Mal nicht nöthig wird," ſagte der Markomanne beim Aufbruch bedeutſam zum Vertreter des Arminen.

Jede Vorkehrung war getroffen, den verhängnißvollen Zweikampf geheim zu halten, nur die Betheiligten wußten die Stunde, ſelbſt den Stammgenoſſen wurde von anderen Tagen geſprochen, denn die Pedelle waren wachſam, die Univerſität bereits von der höchſten Behörde aufgefordert, mit allen Mitteln weitere Folgen zu verhindern.

Am Mittag vor dem Zweikampf lud der Prinz die Markomannen zu Tiſche, es war dabei ſoviel von ähnlichen Geſchäften die Rede, daß ſelbſt dem Kammerherrn unheimlich wurde. Kurz vor dem Aufbruch ſtand der Prinz mit dem Senior in einer Fenſterniſche, plötzlich faßte er die Hand des jungen Mannes, hielt ſie feſt

und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihm die Glieder. Bewegt sah der tapfere Knabe auf den Prinzen: „Es wird Alles gut gehen, Hoheit," sagte er tröstend.

„Für dich, aber nicht für mich," erwiederte der Prinz und wandte sich ab.

Als gegen Abend der Erbprinz unstät durch die Zimmer ging, machte der Kammerherr, der selbst trübe Gedanken loswerden wollte, den Vorschlag, heut Abend das Haus des Rectors zu besuchen. Dies war der einzige Ort, wo er sicher war, nichts von der widerwärtigen Geschichte zu hören, und er war scharfsinnig genug zu ahnen, daß auch dem Prinzen dieser Besuch am ersten wohlthun werde.

Alle wußte Alles. Unser Student, der wider Willen die Elster gespielt hatte, welche Unheil stiftend zwischen den Parteien auf- und ablief, umkreiste immer noch ängstlich das Haus des Rectors, er wagte an einem Studentenabend bei Frau Penelope zurückzubleiben, als sich die Anwesenden in das Zimmer des Rectors zogen, erzählte der Fragenden den ganzen Streit, schilderte die gefährliche Lage des Prinzen und flehte, Sr. Magnificenz nichts von dem Vorfall zu sagen. Als heut der Prinz eintrat, war unter den Anwesenden eine Spannung bemerkbar, welche solchen, die in gefährliche Geschäfte verstrickt sind, die Unbefangenheit nicht zu erhöhen pflegt. Der Kammerherr war liebenswürdiger als je und erzählte hübsche Hofgeschichten, aber er machte keine Wirkung. Der Prinz saß verlegen

auf ſeinem Platz neben Frau Alſe, auch aus ihren freundlichen Worten fühlte er den Ernſt, er ſah wie ihr Blick traurig auf ihm ruhte und ſich ſchnell abwandte, als er die Augen aufſchlug. Endlich begann er mit unſicherer Stimme: „Sie haben mir früher die Köpfe berühmter Männer gezeigt, darf ich Sie bitten mir den Band noch einmal zu weiſen?“

Alſe ſah ihn an und ſtand auf. Der Prinz folgte ihr wie neulich zu der Lampe des Nebenzimmers. Sie legte den Band vor ihn, er ſah theilnahmlos darüber weg und begann endlich leiſe: „Mir lag nichts an den Köpfen, nur mit Ihnen allein zu ſein. Ich bin hülflos und ſehr unglücklich. Ich habe keinen Menſchen auf Erden, der mir ehrlich räth, was ich thun ſoll. Ich habe einen Studenten gekränkt und bin ſchwer von ihm beleidigt. Jetzt ſoll ein Anderer für mich den Streit ausfechten.“

„Arme Hoheit,“ rief Alſe.

„Sprechen Sie nicht ſo zu mir, gnädige Frau, wie ein Weib das anſieht, ſondern als ob Sie mein Freund wären. Daß ich Ihnen mit meiner Angſt zur Laſt falle, macht mich in dieſem Augenblicke vor mir ſelbſt verächtlich, und ich fürchte, ich werde es auch Ihnen ſein.“ Er ſah finſter vor ſich nieder.

Alſe ſprach leiſe: „Ich kann nur reden, wie mir um's Herz iſt, haben Hoheit ein Unrecht gethan, ſo bitten Sie es ab, ſind Sie beleidigt worden, ſo verzeihen Sie.“

Der Prinz ſchüttelte das Haupt. „Das würde

nichts nutzen, es würde mich nur auf's Neue beschimpfen vor allen Andern und vor mir selbst. Nicht darum frage ich Sie. Nur Eines will ich wissen, darf ich einen Andern meinen Streit auskämpfen lassen, weil ich ein Prinz bin? Alle sagen mir, ich müßte es thun, ich habe zu Keinem Zutrauen, nur zu Ihnen."

Alle stieg das Blut in das Antlitz: „Ew. Hoheit legen eine Verantwortung auf meine Seele, vor der ich erschrecke."

„Sie haben einmal zu mir die Wahrheit gesprochen," sagte der Prinz finster, „wie noch niemals ein Mensch auf Erden, und jedes Wort aus Ihrem Munde war gut und herzlich. Und deshalb fordere ich auch, daß Sie mir heut Ihre wahre Meinung sagen."

„Dann also," rief Alle ihn groß ansehend, und das alte Sachsenblut wallte in ihr auf, „wenn Ew. Hoheit Streit angefangen, so müssen Sie ihn auch selbst als Mann zu Ende führen, und Sie selbst müssen dafür sorgen, daß es in ehrenvoller Weise geschehe. Ew. Hoheit dürfen nicht zugeben, daß ein Anderer um Ihres Unrechts willen Ihrem Gegner trotzt und seine gesunden Glieder in Gefahr setzt. Denn einen Fremden zu Unrecht verleiten und in Gefahr stürzen und dabei ruhig zusehen, das ist das Schrecklichste von Allem."

Der Prinz versetzte kleinlaut: „Er ist muthig und dem Gegner überlegen."

„Und wie dürfen Ew. Hoheit Ihren Gegner einer fremden Kraft preisgeben, die stärker ist als die

Ihre? Wenn Ihr Stellvertreter gewinnt oder verliert, Sie werden ihm mehr schuldig als man einem Fremden schuldig sein darf, und durch Ihr ganzes Leben wird Sie der Gedanke drücken, daß er Muth bewiesen hat, wo Sie ihn nicht gezeigt haben."

Der Prinz wurde bleich und schwieg. „Ich fühle ebenso," sagte er endlich.

„Furchtbar ist Alles, was auf diesem Wege liegt," fuhr Ilse mit gerungenen Händen fort, „Greuel hier und dort und blutdürstige Rache. Aber ist Ihnen unmöglich, ein Unrecht zu verhindern, so besteht doch Ihre Pflicht zu sorgen, daß es nicht größer werde und daß seine Folgen nicht auf Anderer Haupt sinken, nur auf das Ihre. Und Alles in mir ruft: Sie selbst müssen thun, wo nicht, was Recht ist, doch was am wenigsten Unrecht ist."

Der Prinz nickte mit dem Kopfe und saß wieder schweigend. „Ich darf keinem von meiner Umgebung etwas sagen," begann er endlich, „am wenigsten dem dort," er wies auf den Kammerherrn. „Wenn ich verhindern soll, daß ein Anderer an meiner Statt den Streit ausficht, so muß das in den nächsten Stunden geschehen. Wissen Sie jemand, der mir dabei helfen würde?"

„Meinem Mann verbietet sein Amt in dieser Sache etwas für Ew. Hoheit zu thun. Der Doctor aber."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Unser Student," rief Ilse, „er ist Ew. Hoheit

aufrichtig ergeben, er iſt ein Landsmann und fühlt großen Kummer über die Sache."

Der Prinz überlegte. „Wollen Sie mir Ihren Diener für einige Stunden dieſes Abends erlauben, ſobald Sie ſeiner nicht mehr bedürfen?"

Alſe rief Gabriel, der am Tiſche beſchäftigt war, in das Zimmer und ſagte zu ihm: „Thun Sie, was Se. Hoheit aufträgt." Der Prinz trat an das Fenſter und ſprach leiſe mit dem Diener.

„Verlaſſen ſich Ew. Hoheit ganz auf mich," ſagte Gabriel und ging zu ſeinen Taſſen zurück.

Der Prinz trat zu Frau Alſe, welche unbeweglich da ſaß und auf das Buch ſtarrte. „Ich habe die Köpfe angeſehen," ſagte er ruhiger, als er noch heut Abend geweſen war, „und ich habe gefunden, was ich ſuchte. Ich danke Ihnen."

Alſe erhob ſich und kehrte mit ihm zur Geſellſchaft zurück.

Die Gäſte hatten ſich entfernt und Alſe ſaß allein in ihrem Zimmer. Was hatte ſie gethan! Vertraute eines Mannes bei blutigem Beginnen, geheime Berathering bei geſetzloſer That! Sie, ein Weib, war Verbündete eines Fremden, ſie, die Gattin des Mannes, der jetzt ein Wächter des Geſetzes ſein ſollte, war Helferin bei einem Verbrechen geworden. Welcher finſtere Geiſt hatte ihr die Sinne bethört, als ſie vertraulich der Rede des Andern antwortete und flüſternd mit ihm verhandelte, was ſie dem eigenen Mann nicht zu geſtehen wagte?

Nein, der ſie verlockt hatte, ein Fremder war er nicht. Seit ihrer Kindheit hatte ſie mit innigem Antheil von ihm gehört, er war der künftige Gebieter ihrer Heimath, einſt Herr über Leben und Tod auf dem Felſen, von dem ſie hinabgeſtiegen war in die Fremde. Seit er zuerſt vor ſie trat, ſo rührend in ſeiner freudeloſen Jugend, in der weiden Hilfloſigkeit ſeines Standes, hatte ſie zärtlich um ihn geſorgt, und was er ihr erwieſen hatte ſeit demſelben Tage, war ein liebenswerthes, lauteres Gemüth. Jetzt faßte ſie bebende Angſt auch um ihn. Sie hatte ihn in ſein Schickſal getrieben, ſie trug die Schuld eines Beginnens, das ſeinem Stande für ungeheuer galt. Wenn ihm zum Unheil wurde, was ſie gerathen, wenn der Gegner den armen ſchwachen Jüngling bis zum Tode traf, wie wollte ſie das ertragen in ihrem Gewiſſen?

Sie ſprang auf und wieder rang ſie die Hände. Der Gatte rief ihren Namen, ſie fuhr zuſammen, denn ſie fühlte ſich in einer Schuld gegen ihn. Und wieder frug ſie bange: „Welcher böſe Geiſt hat mich verwirrt? Bin ich nicht mehr, die ich war? Wehe mir, ich habe mich nicht gehalten, wie einer Chriſtin geziemt, nicht als eine beſcheidene Frau, die den Schrein ihrer Seele öffnen ſoll nur vor Einem. Dennoch aber," rief ſie ihr Haupt erhebend, „wenn er wieder vor mir ſtände und noch einmal früge, ob er als Mann handeln ſoll, oder als ein Schwächling, ich würde ihm wieder daſſelbe ſagen und immer wieder. Der Herr ſchütze mich!"

Als Krüger in das Schlafzimmer trat, den Prinzen auszukleiden, gab ihm dieser in kurzem Ton Aufträge, welche den Lakaien höchlich befremdeten. Da er aber dadurch seine vertraute Stellung befestigt sah, versprach er Gehorsam und Schweigen. Er leichte die Lampen und ging auf seinen Posten. Nach einer Stunde führte er den Studenten, welcher von Gabriel abgeliefert wurde, durch eine Seitenthür in das Schlafzimmer des Prinzen. Dort fand eine leise Unterredung statt, deren Folge war, daß der Student in großer Aufregung aus dem Hause eilte und dem harrenden Gabriel den Auftrag gab, zu früher Morgenstunde eine Droschke an die nächste Straßenecke zu bestellen.

In dem Saale eines abgelegenen Kaffeehauses vor der Stadt war beim ersten Morgenlicht eine ernste Gesellschaft versammelt, die Blüthe der Corps und Verbindungen, erprobte Gesellen von verwegenem Aussehen, für jedes Studentenherz ein gewaltiger Anblick; heut sollten nach einander mehre von den vielen Blutverträgen jenes Abends ausgeführt werden. Das erste Geschäft sollte der Studentenehre des Erbprinzen gelten. Die Kämpfer waren ausgezogen und in ihre Fechtertracht gekleidet; Jeder stand mit seinem Secundanten und Zeugen in einer Ecke des Saales, der Doctor — es war der alte Teutone von der Geige — hatte in einem Winkel seinen Apparat ausgebreitet und sah mit grimmigem Behagen auf die bevorstehende Arbeit, welche ihm neue lehrreiche Kuren versprach. Aber die Armi-

nen waren aufsätzig, noch einmal traten ihre Secundanten vor den Unparteiischen und erhoben Beschwerde, daß der Prinz nicht gegenwärtig sei, um wenigstens durch seine Anwesenheit den Vertreter zu bestätigen. Sie forderten deshalb, daß die bevorstehende Affaire nicht für ihn gerechnet werde, sondern als persönlicher Kampf der beiden Studenten, welche mit einander in mehrfache zarte Beziehungen getreten waren. Da die Markomannen kein gutes Gewissen hatten, denn sie hatten bei den Verhandlungen diesen Punkt zweideutig zu umgehen gewußt, machten sie jetzt den Vorschlag, daß der Prinz nachträglich mit dem Arminen oder dessen Secundanten am dritten Ort zusammenkommen solle, damit zwischen beiden die gebräuchliche Versöhnung stattfinde.

Noch wurde darum gehandelt, mit Erbitterung, aber in kurzen Worten, wie der Zwang dieser Stunde gebot, da pochte der Fuchs, welcher die Wache an der Treppe hatte, — es war ein junger Armine — zweimal an die Thür. Alle standen unbeweglich. Nur die Secundanten rafften die Schläger zusammen und warfen sie in eine finstere Kammer, und unser Student, der als Zeuge seinem Stammgenossen noch seidene Stränge über die Pulsadern der Hand legte, sprang schnell an die Thür und öffnete. Eine kleine Gestalt im Mantel und runden Hut trat herein, es war der Erbprinz. Er nahm den Hut ab, sein Gesicht sah etwas bleicher aus als gewöhnlich, aber er begann mit ruhiger

Haltung: „Ich bin heimlich hergekommen; ich bitte die Anweſenden mir zu erlauben, daß ich mir ſelbſt Genugthuung hole, und ich bitte Sie Nachſicht mit mir zu haben, wenn ich mich in dem Brauch ungeübt zeige, denn es iſt das erſte Mal, daß ich mich verſuche."

Es entſtand eine Stille, ſo tief, daß man das leiſe Schwirren des Rappiers hörte, welches in eine Ecke geſchleudert war, alle Anweſenden empfanden, daß dies ein wackeres Thun war. Nur Beppo, der Markomanne, ſtand beſtürzt und begann: „Schon deine Gegenwart genügt, die letzten Schwierigkeiten zu beſeitigen, ich beſtehe darauf, daß nicht umgeworfen wird, was beſchloſſen iſt," und leiſer fügte er hinzu: „Ich beſchwöre Ew. Hoheit, nicht das Unnöthige zu thun, es ladet uns allen eine Verantwortung auf, die wir nicht übernehmen dürfen."

Der Prinz erwiederte feſt: „Du haſt dein Verſprechen erfüllt, ich werde dir für den Willen ebenſo dankbar ſein, als für die That. Aber ich bin entſchloſſen." Und er zog ſeinen Rock aus und ſagte: „Legt mir die Binden an."

Der Secundant des Arminen wandte ſich zum Unparteiiſchen. „Ich bitte, den Gegner zur Eile zu mahnen, wir ſind nicht hier, um Artigkeiten zu wechſeln; will ſich der Prinz ſelbſt Genugthuung holen, wir ſind bereit." Die Markomannen rüſteten den Prinzen, und man darf den tapfern Geſellen das Zeugniß nicht verſagen, ſie thaten es mit ſo inniger Ehrerbietung und ängſtlicher Sorgfalt, als ob ſie in der That Krieger

des Volksſtammes wären, deſſen Namen ſie trugen, und ihr junges Königskind zum tödtlichen Einzelkampfe ſtellen ſollten.

Der Prinz trat auf den Kreideſtrich, ſeinem Secundanten, einem harten Balafré, zitterte die Waffe in der Hand, als er ſich neben ihm auslegte. „Gebunden — Los!“ Die Klingen ſauſten in der Luft. Der Prinz hielt ſich nicht ſchlecht, eine lange Gewöhnung, ſich vorſichtig zu beherrſchen, kam ihm zu gut, er vermied, gefährliche Blößen zu geben, und ſein Secundant zog ſich eine herbe Warnung des Unparteiiſchen zu, weil er ohne Rückſicht auf ſeine eigenen Glieder im Bereich des feindlichen Stahles lag. Der Armine war an Kraft und Kunſt weit überlegen, aber er geſtand ſpäter ſeinen nächſten Freunden, es ſei ihm doch ſtörend geweſen, das Fürſtenkind leibhaftig im Bereich ſeines Schlägers zu ſehen. Nach dem vierten Gange ſtrömte das Blut von Ulfs breiter Backe auf das Hemd. Sein Secundant forderte Fortſetzung des Kampfes, der Unparteiiſche erklärte den Streit für beendet. Der Prinz ſtand ſtill auf ſeinem Platz, jetzt entfiel der Schläger ſeiner Hand, und ein leiſes Zittern bewegte die Finger, aber ſein Mund lächelte, und es war ein guter Ausdruck in den frohen Zügen. Ein Knabe hatte durch die ernſte Viertelſtunde das Selbſtgefühl eines Mannes gewonnen. Bevor der Prinz ſich zu ſeinem Gegner wandte, fiel er dem Markomannen um den Hals und ſagte: „Jetzt kann ich dir von Herzen danken.“ Der Unparteiiſche

führte ihn zum Gegner, der unwillig vor dem Doctor stand, und doch auch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das ihm weh genug that, und beide reichten einander die Hände. Nun traten auch die Arminen grüßend zu dem Prinzen, während der Unparteiiſche in den Saal rief: „Zweiter Fall.“

Aber der Prinz, der ſeinen Mantel wieder umgethan hatte, ging zu dem Leiter des Zweikampfes und begann: „Ich kann nicht fortgehen ohne eine große Bitte auszuſprechen. Ich bin unglücklicher Weiſe die Veranlaſſung des peinlichen Vorfalles geweſen, welcher jetzt die Studentenſchaft entzweit, ich weiß wohl, daß ich gar kein Recht habe, hier einen Wunſch zu äußern, aber es wäre mir eine freudige Erinnerung für immer, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Verſöhnung und Friede beſchloſſen würde.“

Von ſeinen Markemannen hätte er in dieſem Augenblick das Schwerſte fordern dürfen, aber auch die Andern ſtanden unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Erlebniſſes. Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, ſogar der Unparteiiſche rief mit lauter Stimme: „Der Prinz hat ein gutes Wort geſprochen.“ Die düſtern Blicke Einzelner wurden nicht beachtet, die Secundanten und Senioren beriethen in der Mitte des Saales, das Reſultat war, daß die ſchwebenden Forderungen zunächſt zwiſchen den Anweſenden ausgeglichen und eine allgemeine Verſöhnung eingeleitet wurde.

Der Prinz verließ, von den Markomannen umdrängt, das Haus und sprang in den Wagen, Krüger öffnete ihm die Thür des Schlafzimmers. Der Kammerherr war über die lange Ruhe seines jungen Herrn grade an diesem Morgen sehr verwundert; als er nach der Meldung des Kammerlakaien zum Frühstück eintrat, fand er seinen Prinzen behaglich am Tisch sitzen. Nachdem Krüger hinausgegangen war, begann der Prinz: „Das Duell ist abgemacht, Weirega, ich habe mich selbst geschlagen.“ Der Kammerherr stand erschrocken auf. „Ich sage Ihnen das, weil es Ihnen doch kein Geheimniß bleiben würde. Ich hoffe, der Streit unter den Studenten wird damit abgemacht sein. Sprechen Sie mir nichts dagegen und regen Sie sich selbst nicht auf, ich habe gethan, was ich für Recht hielt, oder doch für das kleinste Unrecht, und ich bin freier als ich seit langer Zeit war.“

Die Häupter der Markomannen hatten von den übrigen Anwesenden das Wort erbeten, daß die einzelnen Vorgänge dieses Morgens nicht verbreitet werden sollten, und man muß annehmen, daß Jedermann sein Wort gehalten habe. Dennoch flog durch Universität und Stadt blitzschnell die Kunde, daß der Prinz selbst durch wackeres Verhalten die Händel ausgeglichen habe. Und der Kammerherr erkannte aus freien Andeutungen der Markomannen und aus den freundlichen Grüßen, welche sein junger Herr auf der Straße erhielt, noch mehr aber aus der veränderten Haltung des Prinzen

ſelbſt, daß das heimliche Duell doch eine gute Seite gehabt hatte, und das verſöhnte ihn ein wenig mit dem ärgerlichen Ereigniß.

Als der Prinz einige Zeit darauf das Haus des Rectors betrat, wurde er in das Arbeitszimmer geführt und Werner begrüßte ihn lächelnd. „Ich war genöthigt, meiner Regierung über die letzten Vorfälle zu berichten und, gemäß der übereinſtimmenden Ausſage der vorgeladenen Studenten, beizufügen, daß Ew. Hoheit Dazwiſchentreten weſentlich dazu beigetragen hat, den Frieden wieder herzuſtellen. Mir iſt der Auftrag geworden, Ihnen dafür warme Anerkennung der akademiſchen Behörde auszuſprechen. Perſönlich erlaube ich mir dem Wunſch Worte zu geben, daß Alles, was Ew. Hoheit in dieſen Tagen erlebt, Ihnen immer eine angenehme und fruchtbare Erinnerung ſein möge."

Als der Prinz ſich vor Frau Ilſe verneigte, ſagte er leiſe: „Es iſt Alles gut gegangen, ich danke." Ilſe ſah ſtolz auf ihren jungen Herrn, und doch war die bange Unſicherheit der letzten Tage nicht ganz von ihr genommen, und ſie war dem Prinzen gegenüber ſtiller als gewöhnlich.

5.

Alles gehört.

Der Frühling flog luſtig durch das Land. Die Blüthenſträucher und die Beete der Gärten prangten olz in den Farben ihrer Verbindung, in dieſem Jahre angen wirklich Staare in den Kaſten des Herrn Hahn, nd auf der Waldwieſe vor dem Garten des Herrn ummel freuten ſich Hahnenfuß und wilder Lauch der uchten Wärme. Den akademiſchen Bürgern wurde eine behagliche Zeit, die Händel des Winters waren gethan, die Pedelle zogen um zehn Uhr das Nachtmiſol an, und die Vorleſungen der Herren Profeſſoren liefen gemüthlich nebeneinander hin wie Mühlräder i hohem Stande des Waſſers.

Auch der Rector genoß die Ruhe, und ſie war ihm zu önnen, denn Ilſe ſah beſorgt, daß ſeine Wange hagrer ar als ſonſt, und daß am Abend zuweilen eine Ermüung über ihn kam, die er früher nicht gekannt. „Er ſollte uf einige Monate ſein Arbeitszimmer verlaſſen,“ rieth r Arzt, „das würde ihm wieder für Jahre die Spanung geben, jedem Gelehrten thut zwei, drei Mal im Le- n ſolche Erfriſchung Noth, eine Reiſe wär die beſte Cur.“

Felix lachte dazu, aber die Hausfrau bewahrte den Rath in treuem Gemüth und suchte unterdeß den Gatten so oft als möglich von seinen Büchern in das Freie zu entführen. Auch heut zog sie ihn am Arm durch Wald und grüne Wiesen. Sie wies ihm Schmetterlinge, die über den Feldblumen flatterten, und Vögelschwärme, welche in der warmen Luft dahinzogen. „Jetzt ist die Zeit deiner Unruhe, von der du mir einst erzählt hast, fühlst du nichts davon?"

„Ja," sagte der Professor, „und wenn du mit mir ziehen willst, so machen wir wenigstens in Gedanken eine gemeinsame Reise in die Ferne."

„Du willst mich mitnehmen?" rief Else erfreut. „Ich bin wie ein Murmelthier, ich kenne nur die Höhle, aus welcher mein Herr mich geholt, und den Deckel des Kastens, in dem er mich füttert. Darf ich wünschen, so fordere ich mir Eisberge, welche hoch über die Wolken ragen, und Abgründe, die steil ins Unermeßliche fallen. Aber aus den Bergen steige ich hinab zu Oelbaum und Orange, seit Jahren habe ich von den Menschen gehört, welche dort gelebt haben, euch allen lacht das Herz, so oft ihr von dem blauen Meer und der Herrlichkeit alter Städte redet. Das möchte ich sehen, deine Worte dazu hören und die Freude fühlen, die du beim Wiedersehn von allem hast, was dir dort lieb geworden ist."

„Gut," versetzte der Professor, „also die Alpen, dann bis Neapel. Ich habe nur zuerst einige Wochen in Florenz für den Tacitus zu arbeiten."

„Hui," dachte Alice, „da iſt der Codex wieder.

Sie ſaßen unter der großen Eiche nieder, einem Rieſen des Mittelalters, der das neue Baumgeſchlecht im Stadtwald überragte, wie die Kuppel Sanct Peters die Dächer und Thürme der heiligen Stadt. Und unter dem hohen Laubgewölbe, zu dem Alice gern die Schritte lenkte, machten ſie luſtige Reiſepläne zu Pinien und Cactushecken.

Als ſie aus dem Gehölz in die nahe Richtung traten, ſahen ſie unter den Wieſenblumen die Livree eines Lakaien, ſie erkannten den Prinzen mit ſeinem Begleiter, neben ihnen einen Wirth aus dem nächſten Dorfe. Die Herren traten grüßend heran. „Hier wird ein Anſchlag gegen einige Stunden Ihrer Muße gemacht," rief der Kammerherr dem Profeſſor zu, und der Prinz begann: „Ich habe den Wunſch, einige Herren und Damen von der Univerſität ins Freie zu bitten, da ich hier doch nicht die Freude haben kann, ſie in eigenem Hauſe zu ſehen. Es ſoll keine große Geſellſchaft ſein, und ſo ländlich als möglich. Wir haben an dieſen Platz gedacht, weil die gnädige Frau ihn öfter gerühmt hat. Und ich werde Ihnen dankbar ſein, wenn Sie mir noch mit gutem Rath aushelfen wollen, wie die Sache am beſten einzurichten iſt."

„Wenn Ew. Hoheit den Frauen eine Freude machen will, ſo laden Sie auch die Kinder ein. Iſt es zugleich ein Kinderfeſt, ſo ſind Hoheit ſicher, daß es Allen eine gute Erinnerung hinterläßt."

Das wurde angenommen. Es erschienen zierliche Einladungen, durch welche Rector und Decane und die Herren Professoren, mit denen der Prinz persönlich bekannt war, nebst ihren Familien für ein Fest im Freien geworben wurden. Der Gedanke fand bei Großen und Kleinen Beifall, und unter den Bekannten der Frau Professorin regte sich frohe Erwartung.

Auch Laura hatte eine Einladung erhalten, und ihre Freude war groß. Als sich aber am Abend ergab, daß der Doctor nicht eingeladen war, wurde sie unwillig.

„Mir fällt nicht ein, seinen Anwalt zu machen," sagte sie zu Ilse, „doch er ist genau in meiner Lage: wenn man mich um deinetwillen eingeladen hat, so mußte man deines Mannes wegen auch ihn auffordern. Daß man dies versäumt hat, ist eine Taktlosigkeit oder etwas Schlimmeres. Und da er nicht gebeten ist, bin ich entschlossen, auch nicht zu gehen. Denn Fritz Hahn mag sonst sein wie er will, eine Nichtachtung hat er von diesen vornehmen Leuten nicht verdient."

Vergebens suchte ihr Ilse auseinander zu setzen, daß der Doctor dem Prinzen, von dem doch die Einladung ausgehe, keinen Besuch gemacht. Laura blieb eigensinnig und versetzte: „Du bist ein beredter Vertheidiger deines Prinzen und in den Gebräuchen vornehmer Leute besser bewandert, als ich dir zugetraut hätte. Ich aber werde zum Feste schulkrank, darauf verlaß dich. Wenn nicht anging, den Trüben zu laden, so geht es bei mir auch nicht an. Sage aber dem Doctor nichts davon, damit

Fritzchen sich nicht etwa einbildet, ich thäte es ihm zu Liebe, es ist nicht Freundschaft für ihn, sondern Bosheit gegen die Herrn."

An einem Sonntag fuhr zuerst ein großer Fourgon mit Krüger und einem Koch in die Nähe der großen Eiche, Equipagen des Prinzen holten die Herren und Damen, ein Omnibus mit Guirlanden und Kränzen verziert lud die Kinder der Familien zusammen. Auf der Wiese war ein Zelt errichtet, seitwärts durch Gebüsch versteckt eine Bretterhütte mit improvisirtem Kochheerd; eine Musikbande saß versteckt im Walde und empfing die ankommenden Familien. Der Prinz und sein Kammerherr begrüßten an der Waldecke und geleiteten zum Mittelpunkt des grünen Festraums, wo ein ungeheures Werkstück höchster Bäckerkunst den Leuchtthurm bildete, in dessen Nähe man sich vor Anker legte. Bald verrieth Geklirr der Tassen, daß man sich der unvermeidlichen Vorbereitung zu gemüthvoller deutscher Fröhlichkeit hingab. Im Anfang waren die Geladenen feierlich, das Ungewöhnliche des arrangirten Festes verursachte Erwägung. Als aber Raschke seine Rockschöße faßte und sich im Grase lagerte, als die andern Herren ihm folgten und dargebotene Cigarren anzündeten, bekam die Wiese ein theokritisches Aussehen. Da saß der Rector auf dem Rasen, die Beine wie ein Türke zusammen geschlagen, daneben der Consistorialrath auf einem Stuhle und etwas entfernt auf einem abgeschlagenen Baumstamm der immer noch

feindliche Struvelius, mit seinem starrenden Haar und der schweigsamen Weise, dem kummervollen Geist der alten Weide ähnlich. Abseits von ihnen aber thronte auf einem alten Ameisenhaufen, über den er sein Taschentuch gebreitet hatte, Magister Knips, er hielt seinen runden Hut ehrerbietig unter dem Arm und stand auf, so oft der Prinz in seine Nähe trat. Unterdeß war der Prinz bemüht, die Damen zu unterhalten, seit den letzten Vorfällen des Winters war er ohnedies Liebling der Frauen, heut eroberte er vollends durch verlegene Anmuth die Herzen der Mütter und Töchter. Er sprach verbindlich mit jeder Einzelnen, winkte den Lakaien, wo es fehlte, war um alles besorgt und lachte über sich selbst, wenn er nicht Bescheid wußte. Ilse und er arbeiteten im stillen Einverständniß einander in die Hände, der Frauenwelt Liebenswürdiges zu erweisen, Ilse, gehoben von dem Gedanken, daß ihr Prinz den Leuten so gut gefalle, und der Prinz im Herzen selig über die kleine gemeinsame Arbeit, die er mit der Frau Rectorin besorgte.

Noch nie hatte er sich ihr so vertraulich nahe gefühlt, als heut. Er sah nur sie, er dachte nur an sie. Im Geschwirr der Redenden, unter den Klängen der Musik lauschte er auf jedes Wort aus ihrem Munde. So oft er zu ihr trat, empfand er das warme Leben der schönen Frau wie einen wonnigen Zauber. Sie faßte nach einem Baumblatt, ihr Spitzenärmel streifte sein Gesicht, und von der Berührung des feinen Ge-

wobei röthete ſich ihm die Wange. Ihre Hand ruhte einen Augenblick auf der ſeinen, als ſie ihm einen bunten Käfer darbot, und er fühlte den flüchtigen Druck wie einen Schlag im Herzen. „Der Käfer weiß Ew. Hoheit Zukunft. Sie dürfen ihn fragen: Liebes Marienvögelein, wie lange werd' ich luſtig ſein? ein Jahr, zwei Jahr und ſo fort, bis er entfliegt.“ Der Prinz begann den Spruch, aber er war noch nicht bis zum erſten Jahr gekommen, als der Käfer davonflog. „Das gilt nicht Ihnen,“ tröſtete Ilſe lachend, „der Kleine war noch böſe auf mich.“ „Lieber will ich das Unglück tragen,“ verſetzte leiſe der Prinz, „als daß es Ihnen naht.“ Da nun Ilſe, betroffen durch den innigen Klang ſeiner Worte, ſich zu den Frauen wendete, hob er verſtohlen das Tuch auf, welches ihr von der Schulter geglitten war, und drückte es hinter dem Baum an ſeine Lippen.

Lauter wurde die junge Welt, als aus der Hütte hinter dem Buſch zwei Männer heraustraten mit rothem Rock und Trommel und die Jugend zu einem Vogelſchießen einluden. Der Kammerherr nahm die Aufſicht über die Knaben, Ilſe über die Mädchen, Jäger und Lakai halfen bei den Armbrüſten, die Bolzen knallten ohne Aufhören gegen den Leib der aufgerichteten Vögel, denn das Treffen war bequem gemacht, und wer nicht grade ſchoß, konnte Preiſe bewundern, welche auf zwei Tiſchen ausgeſtellt waren. Es ging Alles ſchnell, wie bei einem Hoffeſt ſchicklich iſt, die Lakaien durchwander-

ten unaufhörlich die Geſellſchaft mit jeder denkbaren Erfriſchung, die Splitter der Vögel fielen wie Hagel, und der Prinz vertheilte die Preiſe an die Kinder, die ihn umdrängten. Bertha Raſchke wurde Schützenkönigin, ein kleiner Conſiſtorialrath ihr Mitregent. Jauchzend zogen die Kinder mit ihren Geſchenken hinter den Trommlern her bis zu einer langen Tafel, wo ihnen eine Mahlzeit bereitet war. Sie mußten nieder ſitzen, in der Mitte König und Königin. Jäger und Lakaien trugen die Gänge eines langen Soupers auf. Der Kammerherr hätte nichts Beſſeres erfinden können, die Eltern zu verbinden, auch die Väter traten hinter die Stühle und freuten ſich innig, wie die Kleinen aus den Kryſtallgläſern unſchädlichen Wein tranken und ſelig aus roſigen Geſichtern die gemalten Teller und ſilbernen Aufſätze der Tafel anſtaunten. Bald wurden ſie luſtig, zuletzt erhob ſich ſogar der kleine Conſiſtorialrath und brachte die Geſundheit des Prinzen aus, alle Kinder ſchrieen Hoch, die Trommler trommelten, die Muſik fiel ein und die Eltern umſtanden dankend den Feſtgeber. Ilſe aber brachte eine Schärpe getragen, welche die Frauen von Feldblumen geflechten hatten, und bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm die Schärpe anzulegen. Er ſtand unter den frohen Menſchen ſelbſt gehoben durch die harmloſe Freude, welche die Andern erfüllte, und durch die achtungsvolle Neigung, welche ihn aus allen Augen anſah. Mit ſtummem Dank blickte er zu Ilſe herüber und ohne

Veranlaſſung wurden ihm die Augen feucht. Und wieder ſchrieen die Kinder ihr Hoch und die Tremmler wirbelten.

Da ſprengte ein Reiter in fremder Livree aus dem Walde heran, der Kammerherr trat beſtürzt zu dem Prinzen und überreichte ihm einen Brief mit ſchwarzem Siegel. Der Prinz eilte in das Zelt, der Kammerherr folgte ihm.

Der junge Herr hatte bei Feldblumen kein Glück. Die Feſtfreude war dahin, die Geſellſchaft ſtand theilnehmend und unſicher in Gruppen um das Zelt. Endlich trat der Kammerherr heraus; während er ſich an den Rector wandte und die Anweſenden ihn umdrängten, ſah Ilſe den Prinzen an ihrer Seite, tiefe Trauer im Angeſicht. „Ich bitte Sie mich bei den Damen zu entſchuldigen, wenn ich mich ſogleich entferne. Der Gemahl meiner Schweſter iſt nach kurzer Krankheit geſtorben, und meine arme Schweſter iſt ſehr unglücklich geworden.“ Der Schmerz zuckte in ſeinem Geſicht, als er fortfuhr: „Ich ſelbſt habe meinen Schwager wenig gekannt, aber er war gegen meine Schweſter ſehr gut, und ſie fühlte ſich bei ihm glücklicher als je in ihrem Leben. Sie ſchreibt mir in Verzweiflung, und das Unglück iſt für ſie ganz unſäglich. Wie die Verhältniſſe ſind, wird ſie an ihrem jetzigen Wohnort nicht bleiben dürfen, ich ſehe voraus, daß ſie wieder zu uns zurückkehren muß. Das iſt unſer bitteres Schickſal, nirgend ruhig bleiben, immer wieder gewaltſam herausgeriſſen

werden. Und ich weiß, mich wird ein ähnliches Unglück treffen. Ich fühle mich jetzt hier wohl, Ihnen darf ich das gestehen, auch mir macht dieser Todesfall Vieles unsicher, ich ahne, er wird auch mich von hier fortziehen. Ich reise morgen auf einige Tage zu meiner Schwester, denken Sie mit Theilnahme meiner." Er verneigte sich und trat in das Zelt zurück, in den nächsten Minuten rollte sein Wagen der Stadt zu.

Mie eilte zu ihrem Gatten, dem vom Kammerherrn die Bitte ausgesprochen war, bei der Gesellschaft seine Stelle zu vertreten. Man beschloß sogleich aufzubrechen. Die Kinder wurden in die Wagen gesetzt, die Erwachsenen kehrten in ernstem Gespräch zur Stadt zurück.

Unterdeß saß die schulkranke Laura in ihrem Stübchen und stöberte unter den alten Liederdrucken. Nach jener Begegnung im Dorfgarten war sie mit Schrecken zu der Erkenntniß gekommen, daß die Tage ängstlicher Sorge um den Doctor ihren Schatz sehr vermindert hatten, wohl ein Dutzend — und nicht der schlechtesten — war leidenschaftlich hinübergeschleudert, die Schnüre, an welchen sie das Sammlerherz drüben festhielt, drohten dünn zu werden. Deshalb war das Trinklied für längere Zeit die letzte Spende geblieben. Heut aber, wo Fritz eine Behandlung erfahren hatte, welche ihr mehr Kummer machte als ihm selbst, mußte sie auf einen kleinen Trost für ihn denken.

Ein schwerer Tritt auf der Treppe störte die Wahl. Laura hatte kaum Zeit ihren Schatz in die geheime

Schublade zu werfen, als ſchon die ſchwere Hand des Herrn Hummel auf die Klinke drückte. Das war ein ſeltener Beſuch und Laura empfing ihn mit der Ahnung, daß er auch heut nicht ohne ernſte Veranlaſſung erfolge. Herr Hummel trat dicht vor ſeine Tochter und betrachtete ſie ſorgfältig, als wäre ſie eine neue pariſer Erfindung. „Du haſt alſo Kopfſchmerz und konnteſt die Einladung nicht annehmen? Das bin ich an meiner Tochter nicht gewöhnt. Bei deiner Mutter kann ich nicht verhindern, daß ihr Gefühl zuweilen in das Gehirn ſteigt, von deinem Kopf fordere ich, daß er unter allen Umſtänden frei bleibe. Weshalb biſt du alſo der Einladung nicht gefolgt?“

„Es wäre mir ein unerträglicher Zwang geweſen,“ ſagte Laura.

„Ich verſtehe,“ verſetzte Herr Hummel. „Ich bin nicht ſehr für Fürſten, ich bin auch nicht gegen ſie. Ich kann nicht finden, daß ſie einen größeren Kopf haben als andere Leute, und ich bin deshalb veranlaßt, ſie als einfache Kunden der bürgerlichen Geſellſchaft zu betrachten, welche nicht immer Numero eins weder ſind noch tragen. Jedoch, wenn dich ein Prinz mit andern anſtändigen Perſonen zu einem ehrbaren Sommervergnügen einladet, und du dich weigerſt, ſo frage ich als Vater nach dem Grund, und zwiſchen dir und mir ſoll jetzt von Kopfſchmerz keine Rede ſein.“

Laura, erkannte an dem unwirſchen Blick des Vaters, daß er noch Anderes im Schilde führe. „Wenn du die

Wahrheit wiſſen willſt, ich mache dir kein Geheimniß daraus. Ich bin nicht meiner ſelbſt wegen eingeladen, denn was liegt den Leuten an mir, ſondern als Tischinventarium unſerer Hausgenoſſen."

„Das wußteſt du doch auch, als die Einladung ankam, und damals fuhrſt du vor Freude in die Höhe."

„Mir iſt der Gedanke erſt nachher gekommen."

„Als du erfuhrſt, daß der Doctor von drüben nicht geladen war," ſagte Hummel. „Deine Mutter iſt eine ſehr brave Frau, vor der ich alle Hochachtung habe, aber ihr begegnet zuweilen, daß man ihr ein Geheimniß abſchrauben kann. Wenn du alſo etwas ſpintiſirſt, was weder die Welt noch dein Vater erfahren ſoll, ſo wird es klug ſein, das Niemandem anzuvertrauen, weder in unſerm Hauſe noch in einem andern."

„Gut alſo," rief Laura entſchloſſen, „wenn du es gemerkt haſt, ſo höre es noch einmal von mir. Ich bin ein Bürgerkind wie Fritz Hahn drüben, er iſt öfter als ich mit den Herren vom Hofe zuſammengetroffen; daß man auf ihn keine Rückſicht nahm, hat mir klar gemacht, daß man meinesgleichen als eine überflüſſige Zugabe betrachtet."

„Alſo der drüben iſt deinesgleichen?" frug Herr Hummel, „das grade war es, was ich dir ausreden wollte. Ich möchte nicht, daß du deine Gefühle nach den Wettergläſern von dort drüben einrichteſt. Ich möchte nicht, daß Hahn junior auf den Gedanken käme, einmal einen Schwibbogen über die Gaſſe zu bauen, und in Schlaf-

ihen von einem Haus in das andere zu wandeln. r Gedanke gefällt mir nicht. Ich will dir nur einen und anführen, der mit meinem alten Zorn gar nichts thun hat. Er iſt ſeines Vaters Sohn, und er hat e rechte Courage für das Leben. Wer aushalten n, Jahr für Jahr in dem Strohneſt zu ſitzen und cher aufzuklappen, der wäre, wenn ich mich als Mäd- betrachte, nicht mein Mann. Es iſt möglich, daß ſehr gelehrt iſt und grade die Dinge weiß, um die andere Menſchen wenig kümmern, ich habe aber nicht gehört, daß er ſich dadurch etwas Ordentliches ient hat. Deshalb, wenn geſchehen könnte, was nicht ehen wird, ſo lange das Grundſtück drüben ein Hüh- of iſt, wenn ich Heinrich Hummel zugeben wollte, mein einziges Kind vor der weißen Muſe Strümpfe t, ſo wäre dies für mein Kind ſelbſt ein Unglück. n du biſt meine Tochter. Du biſt innerlich eben ehr ein Dickkopf wie ich von außen, und wenn du r ſolche ſchwachherzige Leute geräthſt, wirſt du ſie nerlich unterbuttern, und du ſelbſt wirſt darüber lücklich werden. Deshalb alſo bin ich der Meinung, dein Kopfſchmerz eine Narrheit war, und ich wünſche wieder von Leiden dieſer Art zu hören. Guten Tag, ulein Hummel.“ Er ſchritt zur Thür hinaus und mmte auf der Treppe: „Blühe, liebes Veilchen, das elbſt erzog.“

Laura ſaß am Schreibtiſch und ſtützte das ſchwere pt mit beiden Händen. Das war ein fürchterlicher

Auftritt, die Reden des gewaltthätigen Vaters riſſen ihr die Seele wund. Aber in ſeiner höhnenden Betrachtung des Nachbarſohnes war doch eine Wahrheit, die ihr ſelbſt ſchon wie eine feindliche Spinne über die bunten Blätter ihrer Theilnahme gekrochen war. Er mußte hinaus in die Welt. Unten die Freunde dachten daran in die Ferne zu ziehen, ach, ſie ſelbſt war ein armer Vogel, der vergebens aufflatterte, weil die Feſſel am Fuß zurückhielt. Er aber konnte ſich löſen. Sie verlor ihn aus der Nähe, ſie verlor ihn vielleicht für immer, aber das durfte ſie nicht hindern, ihm die Wahrheit zu ſagen. Haſtig fuhr ſie unter die alten Druckblätter, mit Mühe fand ſie ein Reiſelied, welches allerdings nicht recht auf den Doctor paßte, inſofern es die Gefühle eines recht lüderlichen Landſtreichers ausſprach. Das Lied war ſchlimm, aber es gab nichts Beſſeres, unſre Vorfahren fanden, ſofern ſie ſich nicht grade der Wegelagerei befleißigten, geringes Vergnügen auf der Landſtraße. Der Brief mußte das Beſte thun. Sie ſchrieb alſo: „Die Sommervögel fliegen, auch die ſehnſüchtigen Träume der Menſchen ſuchen die Ferne. Zürnen Sie nicht, wenn der Abſender Sie bittet, etwas von der Stimmung dieſes loſen Liedes in Ihr eigenes Leben aufzunehmen. Für Sie iſt die Heimath zu enge, Ihr Werth wird hier nicht erkannt, wie Sie verdienen. Sie ſelbſt entbehren in dem ſtillen Hauſe der Eltern die Erfahrungen, welche der Mann gewinnt, wenn er ſich durch eigene Tüchtigkeit ein neues Leben formt. Wohl weiß ich, daß Ihre

höchſte Aufgabe immer ſein wird, durch Schriftwerke Ihre Wiſſenſchaft zu fördern. Das vermögen Sie überall zu thun. Aber Sie ſollten doch nicht verſchmähen, auch im perſönlichen Verkehr auf Jüngere lehrend zu wirken und ſich ſelbſt an den Kämpfen Ihrer Zeit thätig zu betheiligen. Auf, Herr Doctor, auch Ihnen ſingt hier der unbekannte Vogel ſein Wanderlied. Mit Schmerz werden die Zurückbleibenden Sie miſſen."

Zu derſelben Stunde ſaß Gabriel in ſeiner Kammer und bürſtete die letzten Stäubchen von dem Feſtgewand, das er über den Stuhl gebreitet hatte, zu ſeinen Füßen leckte ſich der rothe Hund die Pfote und ließ zuweilen leiſes Geknurr hören, das faſt wie ein Seufzer klang. Gabriel betrachtete unzufrieden den Hund. „Schöner biſt du im letzten Winter nicht geworden und beſſer auch nicht. Dein tückiſches Daſein iſt nur auf deine Schüſſel und die Beine der Vorübergehenden gerichtet. Ich wüßte nicht, daß einmal ein Hund der Menſchheit ſo verhaßt geweſen wäre, wie du, und kein Hund hat dieſen Haß ſo verdient. Deine einzige Freude iſt zu verachten, was wohlanſtändig iſt. Denn was iſt dir der liebſte Feſttag? wenn es geregnet hat und die Pfützen auf dem Wege ſtehen und ein Sonnenblick die Leute verführt in den Wald zu ſpazieren. Dann lauerſt du auf der Steintreppe, und kommt ein junges Mädchen vor deine Augen in recht hellem Sommerkleide, dann ſpringſt du mit einem Satz vor ihr in die Pfütze wie ein Froſch, daß ihr Kleid bis an den Hals beſpritzt wird, und ich eine

Treiche holen muß, worin die Persen nach Hause fährt. Was hat dir gestern der fliegende Cigarrenhändler gethan? Sein Kasten stand auf einer Bank am Garten des Herrn Hummel, und das Geschäft versprach gut zu werden wegen der Mücken im Thale, aber da wurdest du Bösewicht hämisch. Der Cigarrenmann tritt zwei Schritt von seinem Kasten zu einem Bekannten, du springst gegen das Butterbrot, das auf dem Kasten liegt, dabei mit allen vier Beinen auf das Glas; die Glasscheiben brechen, die Splitter mischen sich mit den Cigarren, du trampelst Glas und Stinkaderes zu einem Brei und fährst in das Haus zurück. Du hast es durchgesetzt, Scheusal, dein Herr hat den Cigarrenmann angefahren, als dieser gegen dich klagte, und der Mann hat seinen Kram aufgepackt und ist mit einem Fluch von unserm Hause weggezogen. Auf welchen Nachtwegen bist du seitdem dahingefahren? Kein Auge hat dich gesehen." Er beugte sich zu dem Hunde nieder. „Also zieomal ist dir's wirklich ins Fleisch gegangen, es ist mir lieb zu merken, daß du nicht nur Andern schaden kannst, sondern auch dir selbst." Gabriel sah nach der Pfote und zog einen Glassplitter heraus. Der Hund blickte ihn winselnd an.

„Wenn ich nur wüßte," fuhr Gabriel kopfschüttelnd fort, „was der Hund an mir findet. Sind es die Knöchel oder weiß er einen schlechten Streich von mir, der ihm Spaß macht? Er haßt alle Welt, knurrt auch gegen seinen Hauswirth, nur zu mir kommt er auf Besuch und benimmt sich wie ein guter Kamerad. Und noch verrückter ist er zu meinem Rector. Ich glaube nicht, daß Magnificenz viel von dem Leben Speihahns weiß. So oft dieser Unhold aber meinen Professor sieht, zuckt er ihn aus seinem Haargebüsch schlau an und thut sein Aeußerstes, er wedelt mit der Quaste. Und wenn der Herr nach der Universität geht, läuft er hinter ihm her wie ein Lamm hinter seiner Mutter. Wie kommt er dazu, seine schwarze Seele grade auf meinen Gelehrten zu richten? Was will er von unserer Wissenschaft? Sie glauben doch nicht an dich, Junker Speiteufel." Er sah sich mißtrauisch um und fuhr schnell in seinen Rock. Im Sonntagsstaat trat er vor die Hausthür. Bei Hahns war Niemand zu Hause, denn Dorchens Gesicht sah aus dem Fenster der Putzstube. Sie lächelte und nickte, Gabriel faßte ein Herz und schritt in den feinelichen Hausflur. Die Zimmerthür öffnete sich, Dorchen kniete auf der Schwelle und Gabriel begann die Thür in der Hand feierlich: „Wenn ich an diesem schönen Tag das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen auszugehen, so würde er mir noch angenehmer."

Dorchen erwiderte, an der Schürze zupfend: „Ich muß als Hausunke hier sitzen, aber das darf ja Sie nicht hindern."

„Es fehlt mir dann die Heiterkeit," versetzte Gabriel mit einer Verbeugung, „denn ich muß doch immer an Sie denken, und da ich Sie jetzt selbst vor mir habe, ist mir das viel lieber, als das bloße Denken im

Freien. Wenn Sie mich also ein wenig hier dulden wollen —"

„Treten Sie doch näher, Herr Gabriel."

„Nur auf die Thürschwelle," sagte Gabriel eintretend und hielt die offene Thür in der Hand. „Ich wollte Ihnen nur bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich die Nummer, von welcher Sie neulich geträumt haben, bei keinem Collecteur finden konnte, ich habe jedoch eine andere genommen, und ich habe sie von einem kleinen Betteljungen ziehen lassen, weil das Glück bringt. Es würde mich erfreuen, wenn Sie diese Nummer mit mir zusammen spielen wollten. Es ist viel, denn es ist ein ganzes Achtel."

„Aber das wird ja keine gute Vorbedeutung, Gabriel," erwiederte Dorchen in artiger Verlegenheit.

„Warum nicht, Fräulein? es war ein richtiger Betteljunge."

„Nein, ich meine, wenn zwei zusammenspielen, die einander lieb haben."

„Liebes Dorchen," rief Gabriel näher tretend und faßte nach ihrer Hand.

Ein dumpfes Gegurgel unterbrach das Gespräch. Dorchen fuhr erschrocken von ihm fort. „Das war wie ein Geist," rief sie.

„Dies ist unmöglich," tröstete Gabriel, „erstens bei Tage, zweitens in einem neuen Hause und drittens ist es mit Geistern überhaupt soso. Es war nur auf der Straße."

„Mir iſt ein rechter Troſt, daß Sie hier ſind,“ rief das furchtſame Dorchen. „Allein ſein in einem großen Hauſe iſt immer ſchreckhaft.“

„Und zu zweien in einem kleinen iſt immer luſtig,“ rief Gabriel unternehmend, „ach, Dorchen, wenn wir daran denken dürften.“

Wieder hörte man leiſes Gekrächz. „Es iſt doch etwas hier,“ rief Dorchen, „ich fürchte mich.“ Sie ſprang von ihm weg in die Mitte der Stube. Gabriel ergriff eine Elle und ſuchte unter den Bänken. „Alſo du biſt's wieder,“ rief er zornig und fuhr mit der Elle unter das Sopha. In einem Satz und Schrei ſprang Speihahn hervor und auf den nächſten Stuhl, vom Stuhle auf den Pfeilertiſch, worauf die Stutzuhr ſtand, er ſchleuderte die Uhr herunter, ſtürzte mit einem unförmlichen Sprunge nach und fuhr durch den Thürritz ins Freie.

Es war die Stutzuhr, es war das Hochzeitsgeſchenk, Herr Hahn zog ſie jeden Abend auf, bevor er zu Bett ging; ſie hatte zwei Alabaſterſäulen mit vergoldeten Krönchen, das Uebrige war von amerikaniſchem Holz und ſtellte einen Triumphbogen vor. Jetzt lag das Kleinod in Trümmern, die Säulen gebrochen, das Holz zerborſten, das Zifferblatt zerſplittert, in dem offenen Werke wirbelte ein einziges Rad mit fürchterlicher Schnelligkeit, alles Uebrige war regungslos und todt. Dorchen ſtand entſetzt vor den Scherben und rang die Hände. „Das Scheuſal,“ ſeufzte Gabriel, bemühte ſich vergebens

um das verwüſtete Kunſtwerk, und ſuchte mit nicht beſſerem Erfolg ſein armes Mädchen zu tröſten, welche vor den Schrecken der nächſten Stunde zitterte.

„Mir hat geahnt, daß heut etwas paſſiren würde,“ rief Herr Hahn nach der Heimkehr, „ich hatte geſtern zum erſten Mal vergeſſen, die Uhr aufzuziehen. Aber jetzt iſt meine Geduld zu Ende und es ſoll ein Krieg mit dem drüben werden auf Leben und Tod.“ Drohend trat er auf das ſchluchzende Mädchen zu. „Bezeuge die Wahrheit,“ rief er, „das Gericht wird dein Zeugniß fordern, ſuche deine Rettung nicht in Heuchelei und Lüge. War er es, oder warſt du es?“ Dorchen berichtete noch einmal dramatiſch die ganze Miſſethat Speihahns, ſie rückte an dem Sopha, als könnte ſie den Hund leibhaftig hervorhelen, ſie gab die geöffnete Thür weinend zu und erklärte Gabriels Anweſenheit aus einer Anfrage, die er gethan. „Unglückliche,“ rief der zornige Hausherr, „ich ſehe deine Verlegenheit, du warſt es ſelbſt, dein Gewiſſen peinigt dich. Wie kannſt du beweiſen, daß er unter dem Sopha war? Von deiner Seele fordere ich handgreiflichen Beweis.“

„Hier iſt er,“ rief Dorchen, immer noch ſchluchzend und wies in tragiſcher Stellung mit der Hand auf den Boden.

Und ein Beweis war unter dem Sopha unverkennbar, obgleich nicht gut handgreiflich, der Hund hatte zurückgelaſſen, was ſeinen Namen ſo ſicher beſtätigte, als hätte er ſein Petſchaft auf den Boden gerückt.

Jetzt gab auch Frau Hahn zornig den Befehl, welcher einer Hausfrau vor solchem Greuel ziemte.

„Unterstehet euch nicht," rief Herr Hahn wieder, „hinweg mit Lappen und Federn, dies bleibt."

„Aber Andreas," rief seine Frau.

„Dies bleibt, sage ich, es muß recognoscirt und vidimirt werden. Holt sogleich Rothe und seine Frau, und wen ihr von sicheren Zeugen auf der Straße findet."

Die Zeugen kamen und umstanden empört die Stätte des Verbrechens. Herr Hahn aber eilte an seinen Schreibtisch und schrieb einen kräftigen Brief an Herrn Hummel, worin er die Unthat berichtete, die Zeugen nannte, und drohend Schadenersatz forderte. Diesen Brief trug Rothe mit einem Brett, worauf die Trümmer der Uhr lagen, zu Herrn Hummel hinüber.

Hummel las bedächtig den Brief und warf ihn auf den Tisch. „Ich lasse Ihrem Herrn zu dem neuen Sommervergnügen gratuliren," sagte er kalt. „Tragen Sie diesen Präsentirteller sogleich wieder zurück, ich habe auf solchen Unsinn keine Antwort. Man mag thun, was man nicht lassen kann."

Am nächsten Tage erhob wieder eine gerichtliche Klage ihr Medusenhaupt zwischen den beiden Häusern. Diesmal war auch Frau Hahn tief empört, und als sie am nächsten Tage Laura auf der Straße begegnete, wandte sie ihr gutmüthiges Gesicht zur Seite, die Tochter der Feinde nicht zu grüßen.

Laura aber erhielt die Antwort des Doctors auf

ihren Brief. Ein hübſches Gedicht rühmte das Glück des Elternhauſes und als beſte Freude des Nachbars Töchterlein, welche der Dichter im Garten unter ihren Blumen ſah, ſo oft er über den hohen Zaun blickte. Dann las ſie folgende Worte: „Die Mahnung, welche ſo herzlich aus Ihren Zeilen ſpricht, hat auch in mir geklungen. Ich weiß, was meinem Leben fehlt. Meine Wiſſenſchaft macht mir überhaupt unmöglich, in größeren Kreiſen Anerkennung zu finden, welche die Freunde eines Gelehrten ihm zuweilen eifriger fordern, als er ſelbſt; ſie erſchwert mir auch eine akademiſche Laufbahn, für welche ich jetzt auf einen zufälligen Ruf aus der Fremde angewieſen bin. Mit dieſen Erwägungen werde ich leicht fertig. Aber die Beſchaffenheit meiner Arbeiten nimmt mir auch alle Hoffnung, daß jemals äußere Erfolge das Hinderniß bewältigen werden, welches ſich gegen die geheimen Wünſche meiner Seele aufgethürmt hat. Ich habe Stunden, wo ſelbſt der große Gedanke ſeine Heilkraft verliert, daß Entbehren und Entſagen eine unerläßliche Bedingung für das Prieſteramt iſt, welches ich zu verwalten habe.“

„Armer Fritz!“ rief Laura, „ärmer noch ich ſelbſt. Sein Prieſteramt! — Weshalb muß er entbehren, weil er Sanscrit treibt? Nicht Muth fehlt dieſen Gelehrten, wie der Vater ſchmäht, aber die Leidenſchaft. Sie ſind ſelbſt ſtaubles und blutlos wie die alten Götter, von denen ſie ſchreiben. Das kniſtert einmal in ihrem Leben und giebt einen Funken, und man hofft auf eine

mächtige Feuerflamme, aber ſogleich wieder iſt Alles gedämpft und durch kluge Erkenntniß zerdrückt.“ Sie ſprang auf. „Ha, könnte ich den Fritz beim Haar packen und hineinwerfen in das wildeſte Getümmel, wo er ſich blutig durchſchlägt, dem Vater trotzt und etwas Großes auf's Spiel ſetzt, um zu gewinnen, was er, wie er leiſe klagt, für ſich begehrt. Fluch dieſer ſtillen, klaren, gelehrten Luft, ſie macht langweilig die in ihr athmen! Ihre ſtärkſte Regung iſt ein ſchmerzliches Achſelzucken über uns andere Sterbliche oder über ſich ſelbſt.“ So zürnte die leidenſchaftliche Laura in ihrer Dachſtube, und wieder wurde ihr Papier von bittern Thränen befeuchtet, als ſie in dem heroiſchen Vers Beruhigung ſuchte und die fremden Götter des Doctors ermahnte gegen die Tücke Speihahns zu Felde zu ziehen.

Leuchtender Indra und ihr, glanzvolle Gewalten des Aethers,
Welche dem Erdengeſchlecht jemals ſegnend genaht,
Eilt zur Rettung herbei, denn arg umdrängt uns das Unheil.
Schwarze Geſtalten der Nacht füllen den friedlichen Hof.
Scheiden vom Kinde den Vater; und breit auf der Schwelle gelagert,
Knurret bethörenden Fluch tückiſch der dienſtliche Mops.

Der Friede blieb geſtört, nicht nur den Nachbarn der Parkſtraße, auch dem jungen Herrn, an deſſen Feſt die Verwirrung eingebrochen war. Der Prinz wurde einige Wochen in der Fremde aufgehalten, nach ſeiner Rückkehr lebte er in der ſtillen Zurückgezogenheit, welche ihm durch die Trauer auferlegt war. Die Vorträge

auf seinem Zimmer wurden wieder aufgenommen, aber sein Platz an Ilse's Theetisch blieb leer.

Am Tage der akademischen Preisvertheilung brachte die Studentenschaft ihrem Rector einen großen Fackelzug. Durch die alten Straßen wogte der flammende Schein, die Fanfare tönte, kräftiger Männergesang brauste dahin, Giebel und Erker leuchteten in buntem Glanz, die Präsiden schwenkten lustig ihre Waffen, die Fackelträger spritzten die Funken gegen das andrängende Volk der Straßen. Der Zug wand sich in die Gasse am Thal, er hielt vor dem Hause des Herrn Hummel, wieder Musik und Gesang, eine Deputation betrat feierlich die Hausschwelle. Hummel sah stolz auf den langen Strom rothen Lichtes, welcher heranfluthete und sich an der Masse seines Bauches brach. Die ganze Ehre galt nur seinem Hause, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß Dampf und Lohe sich gleich vertheilten und das feindliche Dachgesims verklärten.

Oben beim Rector waren einige der nächsten Freunde versammelt, er empfing in seinem Zimmer die Führer der Studentenschaft zu Rede und Gegenrede. Während die Anwesenden nahe traten, die feierlichen Worte anzuhören, öffnete sich leise die Thür von Ilse's Zimmer; der Prinz trat ein. Ilse eilte ihm entgegen, er aber begann ohne Gruß: „Ich komme heut Ihnen Lebewohl zu sagen. Was ich ahnte, ist eingetroffen, ich habe den Befehl erhalten, zu meinem Vater zurückzukehren. Morgen werde ich mit meinem Begleiter

n dem Herrn Rector und Ihnen förmlichen Abschied
hnen, ich wollte Sie vorher auf einen Augenblick
hen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, habe ich keine
orte für das, was mich vertrieb. Ich danke Ihnen
r alle Freundlichkeit. Ich bitte Sie, mich nicht zu
rgessen. Sie sind es, die mir diese Stadt lieb gemacht
t. Sie machen mir schwer von hier zu scheiden."
sprach die Worte so leise, daß sie nur wie ein Hauch
Alies Ohr drangen, und er wartete ihre Antwort
ht ab, sondern verließ das Zimmer so schnell wie er
getreten war.

Draußen auf dem freien Platz an der Parkwiese
rfen die Studenten ihre Fackeln zu einem großen Hau-
, hoch fuhr die rothe Lohe in die Luft, der Dampf
llte sich bleigrau um die Wipfel der Bäume, er rollte
den Häusern entlang, drang durch die geöffneten
nster und beengte den Athem. Niedriger wurde die
mme, aus den verkohlten Bränden stieg dünner Rauch.
war ein schnelles lustiges Roth, ein flüchtiges Feuer,
gloммen, zerweht, nur Rauch und Asche blieben zu-
k. Aber Alie stand noch immer am Fenster und sah
urig auf die leere Stelle.

6.

Vor dem Drama.

„Er war ein Tyrann," rief Laura, „und sie hatte Recht, ihm nicht zu gehorchen."

„Er that in harter Weise seine Pflicht, und sie ebenso die ihre," versetzte Ilse.

„Er war ein anerkennziger engherziger Bursch, der zuletzt gedemüthigt wurde, sie aber eine edle Heldin, die alles wegwarf, was ihr auf Erden lieb war, um mit großem Herzen die höchste Pflicht zu üben," rief Laura.

„Er hat gehandelt in dem Zwange seines Charakters, wie sie nach dem ihren. Sie war stärker als er und ging siegreich in den Tod, ihn zerbrach das Gewicht seines Thuns, da er lebte," entgegnete Ilse.

Die Characteere, über welche die Frauen sprachen, waren Antigone und Kreon.

Der Professor hatte an einem Herbstabend die Tragödien des Sophokles auf den Tisch seiner Frau gelegt. „Es ist Zeit, daß du die schönste Dichterkraft des Alterthums in ihren Werken verstehen lernst." Er las vor und erklärte. In den stillen Frieden des deutschen Hau-

ſes ſchwebten die hohen Gebilde der attiſchen Bühne. Alſe hörte Fluch und herzerſchütternde Klage um ſich her, ſie ſah ein dunkles Verhängniß einbrechen über Menſchen von höchſtem Adel der Empfindung und ehernem Willen, ſie fühlte den Sturm der Leidenſchaft durch gewaltige Seelen toben, und hörte zwiſchen dem Schrei der Rache und Verzweiflung weich die Accorde rührenden Gefühls in unwiderſtehlichem Zauber ertönen.

Wohl war für Alſe die Zeit gekommen, wo ſie Geſtalt und Schickſal ſtarker Menſchen mit vollem Verſtändniß in ſich aufzunehmen vermochte.

Nicht immer liegt das Sonnenlicht auf dem Pfade des Menſchen, in täuſchender Nebelnacht ſucht er ſeine Richtung nicht mit dem Auge allein, er lauſcht dann auch auf geheime Stimmen in ſeiner Bruſt. Aus dem Kampf entgegengeſetzter Pflichten, aus dem Drange der Leidenſchaft rettet den Menſchen nicht zumeiſt der kluge Gedanke, nicht würdiges Lehrwort, ihn befreit oder wirft in die Tiefe ein kurzer Entſchluß, der wie eine Naturnothwendigkeit aus dem Innern bricht, und doch hervorgebracht wird durch den Zwang des ganzen frühern Lebens, durch alles, was der Menſch weiß und glaubt, gedacht, gelitten und gethan hat. Was in der finſtern Stunde treibt zum guten Ziel oder in das Verderben, das nennen die Leute Charakter, und wie der Wanderer den Weg ſucht durch Hinderniſſe und Schrecken, das nennt der Zuſchauer vor der Bühne dramatiſche Bewegung.

Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern

der Nacht dahingegangen ist und ernsthaft auf die geheime Mahnung seines Innern gelauscht hat, nur der versteht völlig, wie Andern zu Muthe war, die in ähnlicher Lage den Ausweg aus beengendem Irrsal suchten und sich Heil oder Verderben fanden.

Auch um Ilses Haupt waren in einzelnen Stunden flüchtige Schreckbilder dahingefahren, auch sie hatte gebangt, ob sie auf rechtem Wege war.

Die siebente Tragödie des Griechen war gelesen, die kühnste Darstellung herber Leidenschaft und blutiger Rache. Ilse saß noch stumm und erschrocken über den fürchterlichen Ausbruch des Hasses aus dem Herzen der Elektra. Da begann der Vater, um ihr befreiende Gedanken herbeizurufen: „Jetzt hast du alles gehört, was uns von Kunst und Gewalt eines wundervollen Dichtergeistes geblieben ist. Du aber sollst mir berichten, welcher unter seinen Charakteren dich am meisten gefesselt hat."

„Meinst du, wo mich die Gewalt seiner Poesie am meisten ergriffen hat, so ist mir immer die neueste Gestalt die größte gewesen, und heut ist es das ungeheure Bild der Elektra. Frägst du aber, welche Gestalt mir am meisten wohlgethan hat, — "

„Die sanfte Jomene," unterbrach lächelnd der Professor. Ilse schüttelte das Haupt. „Nein, der mir am besten gefällt, ist der wackere Sohn des Achill. Erst will er dem listigen Anschlag des Genossen nachgeben und einem Unglücklichen Gewalt anthun, aber nach längerem Kampf

ſiegt die edle Natur. Er erkennt, daß er ein Unrecht begehen will, und ermannt ſich."

Der Profeſſor machte das Buch zu und ſah ſeine Frau erſtaunt an. „Denn ſieh," fuhr Ilſe fort, „grade in den größten Geſtalten deines Griechen iſt eine Starrheit, die mich erſchreckt. Allen fehlt etwas, um Menſchen zu ſein wie wir, ſie zweifeln nicht wie wir, ſie ringen nicht, ob ſie recht thun, ihre Größe iſt, unverrückt etwas Fürchterliches zu wollen, oder den harten Nacken gegen ein furchtbares Schickſal zu ſtemmen. Wir aber fordern von dem ſtarken Menſchen, daß er zwar gewaltig thut, was er nach ſeinem Weſen thun muß, Gutes oder Arges, aber unſern vollen menſchlichen Antheil gewinnt er doch nur dann, wenn wir die Sicherheit haben, daß es in ſeinem Innern grade ſo arbeitet, wie vielleicht in uns ſelbſt."

„Wie vielleicht in uns ſelbſt?" frug der Profeſſor ernſt und legte das Buch weg. „Woher kommt dir dieſe Erkenntniß? Ilſe, haſt du ein Geheimniß vor deinem Mann?"

Ilſe erhob ſich und ſah betroffen nach ihm hinüber.

Doch der Profeſſor fuhr heiter fort: „Ich will dir erſt ſagen, weshalb ich frage und was ich von dir wiſſen möchte. Als ich dich heimführte aus Hof und Flur, da warſt du trotz deinem innigen deutſchen Empfinden nach mancher Rückſicht eine Geſtalt, wie wir uns Nauſikaa und Frau Penelope behaglich in ihrer

Umgebung ausmalen. Unbefangen nahmst du die Bilder der Welt in dich auf, du standest sicher und stark in festumgrenztem Kreis von Rechten und Pflichten; mit kindlichem Vertrauen holtest du von der Sitte deines Kreises und aus heiligen Sprüchen die Richtschnur für Urtheil und Handeln. Deine Liebe zu mir, die Berührung mit anders geformten Seelen, der Einblick in ein neues Gebiet des Wissens erweckten in deinem Innern leidenschaftliche Klänge, die Unsicherheit kam und der Zweifel, neue Gedanken arbeiteten heftig gegen alte Vorstellungen, die Forderungen deines gegenwärtigen Lebens gegen den Inhalt deiner Mädchenjahre. Du warst durch Monate unglücklicher als ich wußte. Jetzt aber bist du in einer Zeit, wo ich mich deiner fröhlichen Ruhe und deines Gedeihens freute, zu einem Verständniß des Menschen vorgedrungen, das mich überrascht. Oft habe ich in den letzten Abenden mit heimlicher Freude gesehen, wie warm deine Theilnahme und wie mild dein Urtheil die Charaktere des Dramas begriff. Ich hatte erwartet, daß das Herbe und Ungeheure ihres Schicksals dich zuweilen abstoßen würde, und daß du befangen sein würdest in Zuneigung und Abneigung, du aber hast dein Mitgefühl den dunklen Gestalten gegönnt wie den hellen, als wenn deine Seele selbst unter der Ahnung gezuckt hätte, daß sich im eigenen Leben Gutes in Böses verkehren kann und Segen in Fluch, und als wenn du in dir selbst erfahren hättest, daß der Mensch nicht nur dem äußern Sittengesetz zu folgen hat, wie

erhaben ſein Urſprung ſei, ſondern daß in Stunden der Noth noch ein anderes Gebot dazu kommen müſſe, welches aus der Tiefe der Menſchenbruſt heraufgeholt wird. Solche Einſicht aber wird dem Menſchen wohl nur in Stunden der eigenen Gefahr. Es iſt unwahrſcheinlich, daß du dazu gekommen biſt ohne Erfahrungen, die mir fremd geblieben ſind. Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen, ich weiß, wie ſicher ich deiner bin, aber iſt dir's Recht, ſo gieb mir Auskunft, wie iſt dir die feine Empfindung für die geheimen Kämpfe ſolcher Menſchen aufgegangen, welche ein tragiſches Schickſal fortreißt?"

Ilſe faßte ihn an der Hand und zog ihn in ihr Zimmer. „Auf dieſer Stelle war's," rief ſie. „Ein Fremder frug mich, ob er ſich tödtlicher Gefahr ausſetzen ſolle um ſeiner Ehre willen, oder ob er einen Anderen der Gefahr preisgeben dürfe. Ich hatte ihm ein Recht zu ſolcher Frage gegeben, denn ich hatte ihm früher zu ihm mit größerer Offenheit über ſein Leben geſprochen, als für eine vorſichtige Frau klug war. Ich ſtand und rang gegen die Frage, die er mir ſtellte, aber ich konnte die Antwort nicht verweigern, und, Felix, alles geſagt, ich wollte auch nicht. Ich gab einen Rath, der ihm ein blutiges Ende hätte bereiten können, ich gab den Rath heimlich, und ich war verſtrickt in ein Verhängniß, aus dem ich mich nicht zu löſen wußte. Ich ſah mich um nach dir, ich durfte dir nichts ſagen, du wäreſt entweder untreu gegen deine Amtspflicht geworden, oder du

hätteſt das Ehrgefühl eines Andern für immer ſchädigen müſſen; ich frug unſere heilige Lehre, ſie rief mir nur zu, daß mein Rath ſündhaft ſei. Ich war unglücklich, Felix, daß ich in dieſe Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir verſagen mußteſt und unſere Lehre mich nicht heraushob. Aber ich habe in dieſer Sache gerathen, wie mir um's Herz war. Es iſt nicht mein Verdienſt, daß alles beſſer geworden iſt, als ich ängſtlich gefergt. Seitdem weiß ich, Felix, was Gewiſſenskampf iſt. Und du kennſt das einzige Geheimniß, das ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, ſo urtheile mild, denn, bei allem was mir heilig iſt, ich konnte nicht anders."

„Und der Prinz?" frug der Gatte leiſe.

„Er iſt ein gutes freundliches Herz, ein unerzogener Mann, ich aber bin dein Weib. Ihm gegenüber war kein Zweifel und kein Kampf."

„Ich weiß genug, du ernſthaftes, ehrbares Weib," ſagte der Profeſſor, „ich kann jetzt dir gegenüber meine Bücher zuſammenpacken. Wenig gilt die Lehre, und ſei ſie noch ſo gut, gegen das Leben. Ein thörigtes Studentenduell, in dem du unſichtbarer Beirath warſt, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgeſetzt hätten. Sei gutes Muths, Frau Ilſe von Bielſtein, wie uns auch das Schickſal noch zauſen mag, ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirſt du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu ſor-

gen. Denn was auch uns Menſchen auf Erden ſtöre und aufrege, wer ſein eigenes Weſen einmal ſoweit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimſchrift anderer Seelen zu leſen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Verſuchungen der Welt."

Was der deutſche Gelehrte ſagte, der jetzt ſein Weib ſo ſicher in die Arme ſchloß, war nicht übel, nur ſchade, daß wir deshalb noch keine Sicherheit haben die Geheimniſſe anderer Seelen zu durchſchauen, weil wir etwas von der Arbeit unſerer eigenen belauſcht haben; und ſchade, daß die größte Kenntniß fremder Seelenſchrift nicht Schutzwehr wird gegen den Sturm der eigenen Leidenſchaften.

Der Kammerherr, welcher als Hofmarſchall des Erbprinzen fungirte, hatte beim Fürſten Vortrag über Angelegenheiten des Dienſtes. Es galt unter Anderem den Kammerlakaien Krüger von der Buttermaſchine in die Ehren, und was nicht weniger wichtig war, in den vollen Gehalt eines erbprinzlichen Kammerdieners zu befördern. Wider Erwarten war der Fürſt bereit auf die Vorſchläge einzugehen, und der Kammerherr wollte bereits, der gnädigen Laune des Herrn froh, ſeinen Rückzug nehmen, als der Fürſt ihm den Abgang durch die gütige Bemerkung hemmte: „Ihre Schweſter Malwine ſah leidend aus; ſie tanzt doch nicht zu viel? Hüten Sie ihre zarte Geſundheit, nichts iſt für ſolche Conſtitution ſchädlicher als eine frühe Heirath. Ich wün-

ſche ihr freundliches Geſicht noch lange am Hofe zu ſehen."

Nun war aber Fräulin Malwine mit einem Officier des Fürſten in der Stille verlobt, der Hof und die Stadt wußten es, die Verlobten aber waren arm, und zu ihrer Verbindung eine Erlaubniß des Fürſten nöthig. Um dieſe zu erhalten, wurde eine günſtige Stunde abgewartet. Deshalb erſchrak der Kammerherr über die Worte ſeines Herrn, er fand darin eine geheime Drohung, und während er für die huldvolle Theilnahme dankte, war auf ſeinem Geſicht deutlich die Betroffenheit zu leſen.

Nachdem der Fürſt durch dieſen kurzen Ruck am Wirbel ſein Inſtrument geſtimmt hatte, fuhr er gleichgültig fort: „Haben Sie eine Viertelſtunde Zeit, ſo begleiten Sie mich in das Antikencabinet." Der Kammerherr verneigte ſich.

Durch Corridor und Säle ging es in einen entfernten Theil des Schloſſes, wo im oberſten Stock eine große Sammlung von alten Münzen, geſchnittenen Steinen und andern kleinen Ueberreſten aus griechiſcher und römiſcher Zeit aufgeſtellt waren. Mehre Generationen regierender Herren hatten dazu beigetragen, den größten Theil hatte der Fürſt ſelbſt von ſeinen Reiſen heimgebracht, er ſelbſt hatte in früheren Jahren an Aufſtellung der Sachen Antheil genommen, und große Summen auf Ankauf verwandt. Allmählig war dieſe Liebhaberei geſchwunden, ſeit Jahren hatte die Feder-

bürste des Conservators den Staub nur für einzelne Fremde abgewehrt, welche zufällig in die fast unbekannte Sammlung geriethen.

Deshalb folgte heut der Kammerherr seinem Herrn mit der Empfindung, daß dieser ungewöhnliche Einfall irgend etwas bedeute, und obgleich er den sonnigen Höhen des Erdenlebens nahe stand, neigte er sich doch zu der trüben Auffassung, daß das Bevorstehende nichts Gutes sein werde. Der Fürst nickte der tiefen Verbeugung des vernachlässigten Aufsehers zu, durchschritt prüfend die lange Zimmerreihe, ließ sich einzelne Behältnisse aufschließen, nahm das geschriebene Verzeichniß zur Hand und betrachtete angelegentlich die Goldmünzen Alexander des Großen und seiner Nachfolger und eine Sammlung alter Glasgefäße und angeschliffener Glasscherben, an denen die kunstvolle Arbeit der alten Glaser auffallend war. Endlich frug er nach dem Fremdenbuch, in welches die Besucher ihre Namen einzeichneten. Nachdem er den Mann durch einen Auftrag entfernt hatte, begann er zu seinem Begleiter: „Die Sammlung wird weniger gesehen, als sie verdient, ich habe längst daran gedacht, sie durch eine bessere Aufstellung und einen guten Katalog bekannt und für die Gelehrten nützlich zu machen. Sie ist eine von den kleinen Freuden meines Lebens gewesen, ich habe Manches dabei gelernt, und Widriges auf Stunden vergessen. Wissen Sie Jemand, der geeignet wäre die Leitung dieser großen und dankenswerthen Arbeit zu übernehmen?“

Der Kammerherr besann sich, aber ihm fiel Niemand bei.

„Am liebsten ein Fremder," fuhr der Fürst fort. „Das giebt ein vorübergehendes und ungezwungenes Verhältniß, er müßte natürlich als Gelehrter und als Mensch die besten Garantien geben."

Der Kammerherr nannte einen und den andern Sachverständigen aus anderen Residenzen; der Fürst sah ihn mit scharfem Blick an und schüttelte das Haupt. „Denken Sie darüber nach," ermahnte er, „vielleicht fällt Ihnen doch Jemand ein."

Die Besichtigung ging fort, bei einem antiken Gefäß erinnerte sich der Fürst mit Interesse, wie er dazu gekommen war. Eine Römerin, eine schöne, große Gestalt, war plötzlich an ihn getreten und hatte ihm das Stück angeboten, mit so vornehmer Haltung, daß er, wie er lächelnd äußerte, von der ungewöhnlichen Weise der Frau und ihrer sonoren Stimme überrascht, mehr gezahlt hatte, als sie forderte. Dem Kammerherrn fiel noch Niemand ein.

Auf dem Rückwege nach seinen Zimmern blieb der Fürst in einem der einsamen Säle stehen und frug den Kammerherrn: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß die Scarletti schlechte Toilette macht?" Der Kammerherr verneinte, denn die Tänzerin galt dafür in Gunst zu stehen.

„Sie trug gestern Abend an der Brust einen unförmlichen Blumenstrauß. Wem von unsrer Jugend galt diese ungeschickte Aufmerksamkeit?"

Wieder erſchrak der Kammerherr, jetzt wußte er, daß ein Hagelwetter gegen ſeine Saaten zog. „Da Sie heut in der Stimmung ſind, nichts zu wiſſen," fuhr der Fürſt in ſcharfem Tone fort, „ſo bemerke ich Ihnen, daß ich ungern ſehe, wenn der Erbprinz mit den Damen vom Theater irgend welche Verbindung unterhält. Er iſt nicht alt genug, um ſolche Verhältniſſe mit den nöthigen Reſerven durchzumachen, und die Eitelkeit der Donnen trägt jede Gunſt renommirend zur Schau."

Der Kammerherr betheuerte bei ſeiner Ehre, daß er von dieſer Artigkeit des Erbprinzen nichts gewußt und daß, auch wenn die Annahme ſeines gnädigſten Herrn begründet ſei, nichts als ein flüchtiger Einfall des Prinzen dieſe Scene veranlaßt habe. „Ew. Hoheit werden überzeugt ſein, daß ich zu ſo etwas nicht die Hand biete."

„Ich will aber auch nicht, daß Sie die Augen ſchließen," fuhr der Fürſt bitter fort, „Sie haben in der Loge hinter dem Erbprinzen geſtanden, und Sie müſſen die kokette Adoration geſehen haben, welche ihm die Perſon darbrachte. Die Sendung iſt wahrſcheinlich durch den neuen Kammerdiener befördert. Machen Sie dieſem bemerkbar, daß man in meinem Dienſt nicht auf zwei Schultern trägt. Von Ihnen aber verlange ich," fuhr er ruhiger fort, „daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit verdoppeln. Die Geſundheit des Erbprinzen verlangt immer noch Schonung. Ich will nicht, daß er ſich durch

ſolche Verhältniſſe phyſiſch ruinire. Er iſt müßig und weich. Was beſchäftigt ihn wohl jetzt?"

„Er beſucht regelmäßig die kleinen Abende der Frau Prinzeſſin."

„Und am Tage?" ſetzte der Fürſt das Examen fort.

„Wie Ew. Hoheit bekannt, liebt er Muſik, er ſpielt mit dem Concertmeiſter zu vier Händen."

„Was lieſt er?"

Der Kammerherr nannte einige franzöſiſche Bücher. „Darf ich mir einen unterthänigen Vorſchlag erlauben? Es würde Sr. Hoheit gewiß nach jeder Richtung nützlich ſein, wenn Derſelbe die Freude hätte etwas zu ſchaffen und einzurichten, vielleicht durch eine Parkanlage oder einen Bau. Ich wage anzuführen, daß ſich eine ähnliche Thätigkeit junger Herren an andern Höfen als vortheilhaft bewährt hat. Vielleicht würde eines von Ew. Hoheit Schlöſſern für ſolche Beſchäftigung geeignet ſein."

„Und der Erbprinz und Herr von Weidegg würden eigenen Hofhalt einrichten, und mehre Monate des Jahres fern vom Hofe ihre Villeggiatura halten," erwiederte der Fürſt.

„Ich betheure, daß ich dabei nicht an mich gedacht habe," erwiederte der Kammerherr gekränkt.

„Ich verdenke es Ihnen nicht," verſetzte der Fürſt mit zermalmender Leutſeligkeit. „Die Rückſicht auf meine Kaſſe verbietet mir Ihrem Vorſchlag beizuſtimmen,

aber ich will für die Zukunft daran denken. Daß der Prinz aus ſeinem Univerſitätsjahr kein Intereſſe mitgebracht hat, iſt mir unlieb. Hat ihm denn dieſe Zeit auch kein perſönliches Verhältniß zurückgelaſſen, das eine Bereicherung ſeines Lebens wäre?"

„Im Kreiſe des Profeſſor Werner hat er ſich ſehr wohl gefühlt," erwiederte zögernd der gute Kammerherr.

„Ich hoffe, er bewahrt ſeinem Lehrer eine dankbare Erinnerung."

„Er ſpricht mit großer Theilnahme von ihm und ſeinem Hauſe," entgegnete der Kammerherr.

„Es iſt gut," ſchloß der Fürſt. „Die Beſchäftigung durch einen Bau werde ich mir überlegen, und Sie vergeſſen nicht, ein wenig für meine Sammlungen zu ſorgen."

Dieſe neue Aufforderung brach die Kraft des Kammerherrn, noch ſchwieg er einige Augenblicke im inneren Kampf, während der Fürſt weiter ſchritt, das Haupt auf ihn zugeneigt wie Jemand, der etwas Entſcheidendes hören will.

„Für die Antiken wüßte ich allerdings keinen beſſern vorzuſchlagen, als den Profeſſor Werner ſelbſt," ſprach endlich der Kammerherr.

Der Fürſt blieb wieder ſtehen. „Sie halten ihn für geeignet?"

„Ueber ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung ſteht mir natürlich kein Urtheil zu," verſetzte der Kammerherr vorſichtig.

Geärgert durch diesen feigen Versuch des Rückzuges frug der Fürst nachdrücklich: „Würde er einen solchen Auftrag annehmen?“

„Er hat dort eine angesehene Stellung und ist glücklich verheirathet, er würde sicher seine Häuslichkeit nicht für längere Zeit verlassen.“

„Vielleicht ließe sich das einrichten,“ entgegnete der Fürst. „Also Werner? Er hat mir bei flüchtiger Begegnung einen guten Eindruck gemacht. Erinnern Sie mich doch heut Abend daran, daß wegen Bielstein etwas im Archiv nachzusehen ist.“

So bemühte sich ein Vater für das Gedeihen seines Sohnes.

Der Kammerherr erinnerte am Abend, daß wegen Bielstein etwas im Archiv nachzusehen sei, und der Fürst war dafür dankbar. Am nächsten Morgen wurde durch das Kabinet dem Archiv und einzelnen Zweigen der Hof- und Staatsverwaltung Befehl, alle auf Schloß Bielstein und Kloster Rossau bezüglichen Acten von einem gewissen Alter hervorzusuchen und einzusenden. Dieser Befehl veranlaßte ein starkes Aufrühren von Staub, fünf große Ledersäcke wurden mit Urkunden und alten Papieren angefüllt. Das Gesammelte wurde an den Professor gesandt; in einem Briefe sprach der Fürst seinen Dank für die Aufmerksamkeit aus, welche der Professor dem Erbprinzen erwiesen. Einer früheren Unterredung gedenkend, übersende er ihm zur Einsicht, was bei oberflächlichem Suchen über die Vergan-

genheit eines Ortes aufzufinden geweſen, an dem er Intereſſe nehme.

Dieſe Sendung bewegte zwei Forſchern das Haupt zu ſchwerem Sinnen. Schon damals als unſer Student die unſichere Nachricht über eine erhaltene Kiſte in den Frieden des Hauſes geſchleudert hatte, waren die Freunde wieder zu der Aufzeichnung des ſeligen Bachhuber zurückgekehrt und hatten jedes Wort derſelben noch einmal ſorgfältig erwogen: — „An einer hohlen und trockenen Stelle, loco cavo et sicco.“ — Das Wort Stelle, locus, gab viel zu denken, es war darüber durchaus zu keiner Klarheit zu kommen. — „Des Hauſes Bielſtein, domus Bielsteyn!“ — Hier war der Ausdruck Haus, domus, ſehr merkwürdig. Bedeutete er, daß der Codex in dem Wohnhauſe ſelbſt verſteckt lag, oder war das Wort Haus in der veralteten Bedeutung Ritterſitz, Gut, gebraucht? Der Doctor verfocht das Wohnhaus, der Profeſſor den Ritterſitz. Darauf aber kam ſehr viel an. Denn wenn domus nur das Gut bedeutete, ſo konnte die Handſchrift auch in irgend einer andern Stelle auf dem Gutsgrund verborgen ſein. — „Habe ich das Alles niedergelegt, haec omnia deposui!“ — Sehr tröſtlich war das Wort Alles, omnia, denn es gab Sicherheit, daß der ſelige Bachhuber den Codex nicht zurückgelaſſen hatte. Aber das Niederlegen war um ſo zweifelhafter. Bezeichnete das Wort, daß der Codex nur in Bielſtein deponirt, alſo den Bewohnern gewiſſermaßen übergeben und anvertraut war, oder hatte

Schreiber den Ausdruck gewählt, weil er das Einsenken, Verrammen, in die Tiefe Bergen andeuten wollte? Uns Laien im lateinischen Stil liegt freilich die Auffassung nahe, daß Bachhuber überhaupt froh war eine lateinische Vocabel zu besitzen, durch welche er das Verstecken seines Schatzes andeuten konnte. Dagegen aber sträubte sich die Empfindung der Gelehrten.

Zuletzt vereinigten sich die Freunde in der Ansicht, daß die Hauemauern trotz jener Nachricht einer fortgesetzten Beachtung werth seien. Die hohlen Stellen, welche der Doctor verzeichnet hatte, wurden gemustert, der Wandschrank in Ilse's Schlafstube schien eine nicht verächtliche Möglichkeit darzubieten. Der Professor beschloß in den nächsten Ferien wenigstens darüber Sicherheit zu erhalten. Zwar gestatteten die Geschäfte des Rectorats auch diesmal nur einen kurzen Besuch auf dem Gute, indeß vertraute der Professor auf seine sociale Stellung, welche ihm Ilse's Zimmer und den Wandschrank öffneten.

Es war ein schöner Augusttag, der Vater ritt auf den Feldern umher, Ilse saß mit Clara in häuslicher Berathung, als sich in der Küche ein Aufstand erhob und die Mamsell außer sich in das Wohnzimmer stürzte: „Es spukt wieder!" Und in der That erschütterte ein lautes Pochen und Schlagen das Haus, die Mägde liefen im Flur zusammen, der Lärm kam aus dem menschenleeren Dachstock. Ilse eilte hinauf und traf, als sie die Thür ihres Zimmers aufriß, ihren Gatten in Hemds-

ärmeln, wie er mit allerlei Werkzeug des Gutsböttchers im Wandschrank arbeitete. Lachend empfing er sie und rief zur Beruhigung hinab, daß er die Bretter am Wandschrank festschlage. Das war richtig, aber er hatte sie vorher ausgebrochen. Die Handschrift lag nicht dahinter, nichts war zu sehen als ein mäßiger leerer Raum mit einigen Kalkbrocken. Nur ein Unerklärliches hatte sich gefunden, das doch gewissermaßen an den Codex erinnerte, ein kleiner blauer Tuchlappen. Wie der in die Mauer gekommen, war räthselhaft. Spätere Prüfung ergab, daß er nicht mit Indigo gefärbt, also wahrscheinlich schon vor Einführung dieser Farbe entstanden war. Ob ihn eine Maus in hausmütterlicher Sorge dort niedergelegt und deponirt hatte, zum Schmuck ihres Wochenbettes und zugleich als eßbaren Vorrath für verzweifelte Fälle, konnte nicht ermittelt werden, da gegenwärtig diesem Gesindel jede Ueberlieferung aus der Vergangenheit zu fehlen scheint, und die Thäterin selbst wahrscheinlich schon vor einigen hundert Jahren von einer Ahnfrau unserer Katzen gefressen war.

Diese Entdeckung hätte eigentlich den Freunden die Zuversicht steigern sollen. Denn es gab jetzt bereits zwei Stellen, an welchen der Schatz zuverlässig nicht war. Aber in der Natur des Menschen ist viel Unlogisches. Auch der Doctor neigte sich jetzt der Auffassung des Professors zu, daß die Handschrift vielleicht gar nicht in dem Hause selbst stecke, ja daß sie wohl gar schon einmal aus ihrem Lager entfernt sei.

So ſtand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürſten eintraf. Die Freunde ſaßen viele Stunden vor den Koffern und prüften ſorglich die Akten. Für die Geſchichte der Landſchaft fand ſich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Profeſſor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gebefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielſtein der Fürſtlichen Regierung überſandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieſer anzeigte, daß er bei ſchwebenden gefährlichen Zeitläufen ſich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in ſeinem Verſchluß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürſtlichen Luſtſchloß Solitude abzuliefern.

Zuverläſſig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung ſeine verblichene Schnörkelſchrift unter ſpäten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier iſt die Kiſte des Studenten,“ rief der Profeſſor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Aktenſtück hin.

„Merkwürdig,“ ſagte der Doctor, „es iſt unmöglich, daß dies Zuſammentreffen zufällig iſt.“

„Die Kiſte des Studenten war kein Nebelbild,“ rief der Profeſſor ſeiner Frau in ihr Zimmer. „Hier iſt die Beſtätigung.“

„Wo ſteht die Kiſte?“ frug Alſe neugierig.

„Das grade iſt es, was wir noch nicht wiſſen,“ verſetzte der Profeſſor lachend. „Hier iſt eine neue

Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abſpringend, aber ſie kann auf kurzem Wege zu dem verſchwundenen Pergament leiten.“ Die Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Aktenbündel zurück. „Alte Bücher,“ rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdſchloß, das Gut kam erſt ein Menſchenalter vor Abfaſſung dieſes Briefes in den Beſitz dieſes Fürſtengeſchlechtes, es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt bei ihren kurzen Jagdbeſuchen dort Bücher aufgeſammelt haben.“

„Alte Bücher,“ rief auch der Profeſſor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint ſein, aber unmöglich iſt nicht, daß die Truhen wenigſtens Einzelnes von dem alten Kloſtergut enthielten. Alſe, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?“

Alſe wußte nichts von einem ſolchen Schloſſe.

„Es trifft ſich gut, daß der Fürſt ſelbſt uns eine Veranlaſſung giebt, darüber Näheres zu erkunden.“

„Ach ihr armen Männer,“ klagte Alſe in der Thür, „jetzt ſeid ihr viel ſchlechter dran als früher; ſo lange der Schatz noch in unſerm Hauſe lag, hielt wenigſtens der Vater gute Wache, jetzt iſt er in einem Kaſten in die weite Welt gefahren, und ſogar von dem Hauſe, in welches er getragen ſein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen.“

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deshalb doch verdächtig,“ tröſtete der Gatte.

Der Profeſſor ſandte den Inhalt der Kiſte an das fürſtliche Kabinet zurück, ſprach in einem Briefe an den

Fürſten ſeinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unſichere Spur ihm den Wunſch nahe lege, die Erlaubniß zu perſönlichen Nachforſchungen zu erhalten.

Dieſer Brief hatte für beide Theile die erſehnte Folge. Der Fürſt erhielt die Genugthuung, welche für irdiſche Hoheit werthvoll iſt, daß er eine Gunſt zu gewähren ſchien, während er ſelbſt eine ſuchte.

Der Profeſſor aber war freudig überraſcht, als umgehend ein Kabinetſchreiben des Fürſten eintraf, in welchem dem Profeſſor jede Förderung bei ſeinen Unterſuchungen verheißen und daran ein Vorſchlag geknüpft wurde. Der Fürſt wünſche die Prüfung ſeines Antikencabinets durch eine wiſſenſchaftliche Autorität, und der Fürſt würde Niemandem lieber dieſe Thätigkeit anvertrauen, als dem Profeſſor. Er wiſſe wohl, wie werthvoll für Andere die Thätigkeit des Gelehrten ſei, er hoffte aber, die Sammlung würde auch ihm wichtig genug erſcheinen, um einige Wochen darauf zu wenden.

Zugleich ſchrieb der Kammerherr im Auftrage ſeines gnädigſten Herrn. Der Fürſt werde ſich freuen, den Profeſſor für die Zeit ſeines Beſuches in der Reſidenz gaſtlich aufzunehmen. Ein Gartenpavillon, der im erſten Frühjahr wohl bewohnbar ſei, werde ihm zur Dispoſition geſtellt. Das Quartier ſei geräumig genug, um außerdem noch ſeine Familie aufzunehmen, und es ſei ihm befohlen hervorzuheben, daß der Profeſſor mit Gemahlin und Dienerſchaft darin vollkommen Raum finde, da der Fürſt nicht wünſche, daß der Gelehrte ſeine

bequeme Häuslichkeit unterdeß ganz entbehre. Die ersten Wochen des Frühjahrs dürften für beide Theile die bequemste Zeit sein. Er, der Kammerherr, freue sich darauf, seiner Landsmännin in der Residenz die Honneurs zu machen.

Der Professor eilte mit beflügeltem Schritt zu seiner Frau und legte den Brief in ihren Schooß. „Hier lies, was unsere Reise in die Ferne gefährdet, es beansprucht einen Theil der besten Reisezeit. Aber ich muß diese Einladung annehmen, denn jede Aussicht, auch die entfernteste, der Handschrift habhaft zu werden, zwingt mich, Alles einzusetzen, was der Mensch einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willst du mit mir auf die Jagd ausziehen? Du siehst, die artigen Leute haben für Alles gesorgt."

„Ich ein Gast unseres Landesherrn!" rief Ilse, in den Brief sehend, „nie hätte ich mir solche Ehre träumen lassen. Was wird der Vater dazu sagen! — Das ist für dich eine sehr ehrenvolle Einladung," fuhr sie ernst fort, „und du mußt sie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, ist es doch am besten, ich bleibe hier."

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erste Mal."

„So schicke mich unterdeß zum Vater," sagte Ilse.

„Ist das nicht dasselbe?" frug der Professor.

„Was soll ich unter den fremden Menschen?" fuhr Ilse ängstlich fort.

„Thorheit," rief der Professor, „hast du einen Grund nicht mitzugehen?" und er sah ihr unruhig in das Angesicht.

„Nicht daß ich einen sagen könnte," erwiederte Alse.

„Dann also entschließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrscheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gasthof einer fremden Stadt sehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rücksicht befreit diese Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweisen einer Entschädigung. Wir bleiben dort, so lange ich unumgänglich nöthig bin, dann geht's doch nach dem Süden, so weit wir kommen. Es ist zuletzt nur Aufschub der Reise von wenigen Wochen."

Als die zustimmende Antwort des Professors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarschalls dem Fürsten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon so bequem als möglich eingerichtet wird. Servirt wird im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Professor angiebt."

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe gestellt werden?" frug der Hofmarschall.

„Das ist selbstverständlich," sagte der Fürst, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hoftafel eingeladen."

„Aber die Frau Professorin?" frug der Hofmarschall.

„Ah," sagte der Fürst, „die Frau, es ist wahr, sie kommt mit."

„Alſo," fuhr der Hofmarſchall fort, „zwei Couverts Pavillon, zwei Vegenpläße, ein Lakai ohne Livree."

„Das genügt," entſchied der Fürſt, „das Weitere ſich finden. Wenn die Frau Profeſſorin unſern nen einen Beſuch macht, ſo werden dieſe, wie ich ehme, die Artigkeit erwiedern. Im Uebrigen wollen der Prinzeſſin nicht vorgreifen."

„Was ſoll das mit der Fremden?" frug der Hof- ſchall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie nen ja die Leute."

„Wie man ſich in fremder Stadt kennen lernt," ezte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?"

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürſten ge- ieben. Der Profeſſor iſt ein angeſehener Gelehrter Ruf und durchaus Gentleman."

„Aber was ſoll die Frau hier?"

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Er war wohl t ohne die Frau zu haben," verſetzte er vorſichtig.

„Und doch lag dem Fürſten an ihr."

„Iſt Ihnen das aufgefallen?" frug der Kammer- r, „ich habe nichts davon bemerkt."

„Er that als ob ſie ihm ſehr gleichgültig ſei. Und iſt gewiſſermaßen ein Landeskind."

„Sie wiſſen, daß der Fürſt der letzte wäre, welcher Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es iſt kein und zur Sorge."

„In jedem Fall muß die Prinzeſſin ſogleich ihre

Position nehmen. Diese Frau Professorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit."

„Ich glaube, sie ist ebenfalls eine Frau von Charakter," versetzte der Kammerherr.

Der Professor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilse traf die Vorbereitungen zur Reise mit einem feierlichen Ernst, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie sollte jetzt mit ihrem Gatten in die Nähe des Fürsten kommen, den sie aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel schwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater gesprochen hatte, und daß sie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie suchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zusammen, aber sein Wesen blieb ihr undeutlich, und sie frug sich ängstlich, wie wird er sein gegen Felix und mich? Ist er ein Kreon, oder ein Odysseus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und sie setzte sich aus diesen Gestalten ein Bild zusammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reise unentbehrlich waren, zusammen suchte, stand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Professor sich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handschrift zu suchen, und doch war ihm diese Einladung des Hofes nicht recht. Der schnelle Aufbruch aus wohlbefestigtem Leben ängstigte ihn und er sah zuweilen prüfend auf Frau Ilse.

Laura saß am letzten Abend neben Ilse und lehnte

ſich weinend an ihre Schulter. „Mir iſt, als ſtünde mir Großes bevor,“ ſagte Alſe, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlaſſe ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trotzkopf mich zuweilen geängſtigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beſte Berather bleiben, auch wenn ihr euch wenig ſeht.“

„Ich verliere ihn zugleich mit dir,“ rief Laura unter Thränen, „Alles entſchwindet, was meinem Leben Freude geweſen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, ſind die Blüthen mit der Wurzel ausgeriſſen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entſagung, und der arme Fritz, der ohnedies mit ſtiller Reſignation umherläuft, wird jetzt ganz in ſeiner Einſiedelei verkommen.“

Sogar Gabriel, der die Reiſenden nach der Reſidenz begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des Vaters erwarten ſollte, war in dieſen Tagen aufgeregt und verſchwand öfter während der Dunkelſtunde im Hauſe des Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein ſchönes Kunſtblatt nach Hauſe, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Ausſehen durch aufgeklebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterſchrift: Prachthahn aus Madagascar. Gabriel ſchrieb dazu mit ſauberer ſteifer Handſchrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod“ und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüſter hören, und ein Taſchentuch ſehen, welches über zwei betrübte Augen gewiſcht wurde.

„Es soll keine Anspielung sein auf den Namen dieses Hauses," sagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppenfenster seine Strahlen auf zwei traurige Gesichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geschrieben habe. Denn Scheiden muß sein, aber es ist schwer." Der ehrliche Junge fuhr nach seinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taschentuch weg, — sie hatte das ihre vergessen — und weinte sehr hinein. „Es ist nicht auf lange," sagte Gabriel in seinem Schmerze tröstend. „Kleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich."

„Immer," rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht."

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, sprechen wir weiter, wie es mit uns werden soll, und ich hoffe, es soll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, soll mein Andenken sein."

„Lassen Sie mir's," bat Dorchen schluchzend. „Ich will's Ihnen nur sagen, ich habe Wolle gekauft und ich stricke eine Brieftasche. Die sollen Sie tragen, und wenn ich Ihnen schreibe, thun Sie meine Briefe hinein."

Gabriel sah trotz seinem Kummer sehr glücklich aus und der Mond blickte spöttisch herab auf die Küsse und Gelübde, welche gewechselt wurden.

Viertes Buch.

1.

Der Park.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürstlichen Schlosses umgaben. Er sah gleichgültig auf die Farbenpracht der ersten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchsichtiger Schleier um die Aeste schwebte, heut war er noch schweigsamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm seine Weise pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenstaub auf seinen Hut streuten, klapperte er mit der Lorgnette. „Wer pfeift dort?" frug er endlich, aus seiner Apathie erwachend. Der Kammerherr sagte ihm, daß es eine Amsel sei. Der Prinz suchte den schwarzen Vogel mit den Gläsern und frug dabei nachlässig: „Was tragen die Leute vor uns?"

„Es sind Stühle für den Pavillon," versetzte der Kammerherr, „er wird dem Professor Werner eingerichtet. Das Haus ist jetzt selten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigste Herr zuweilen selbst auf einige Tage."

„Ich erinnere mich nie darin gewesen zu sein.“

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?“

„Wir können vorbeigehen.“

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür stand der Hofmarschall, welcher grade zum Rechten sehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehn. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegenem Zopfstil, um Thür und Fenster muschelartige Arabesken und dicke Guirlanden von steinernen Blumen, welche von kleinen wasserrüchtigen Engeln an Bändern gehalten wurden, die Bänder waren wie aus Elephantenleder geschnitzt, die Genien sahen aus, als wären sie aus schwarzem Sumpf gekrochen und eben erst in der Sonne getrocknet. Unter dem jungen Laub stand der finstere Bau wie eine große Rumpelkammer, in welcher alle gewelkten Blumen, die der Garten je getragen, und alle Moosbärte, die der Gärtner je von den Bäumen gekratzt, für spätere Geschlechter aufbewahrt werden.

„Es ist ein plumpes Haus,“ sagte der Prinz.

„Grade das düstere Aussehen hat dem gnädigsten Herrn immer wohlgefallen,“ versetzte der Hofmarschall. „Wollen Ew. Hoheit nicht das Innere ansehen?“ Langsam ging der Prinz die Stufen hinauf und durchschritt die Zimmerreihe. Noch war der Modergeruch in den langverschlossenen Räumen nicht durch das Räucherwerk gebändigt, in allen Kaminen flammten die Scheite, aber die Wärme, welche sie verbreiteten, kämpfte noch gegen

die feuchte Luft. Die Einrichtung der Zimmer war durchaus regelrecht und vollständig. Schwere Portieren und Vorhänge mit großen Quasten und geschweifte Meublen mit vieler Vergoldung und weißen Kappen zur Schonung der seidenen Ueberzüge, Spiegel mit breiten Barokrahmen, um die Kamine Laubgewinde aus grauem Marmor, darüber geschnörkelte Vasen und Nippesfiguren aus gemaltem Porcellan. Im Boudoir stand auf einer Marmorconsole unter Glasglocke eine große Uhr, über dem Zifferblatt saß eine nackte vergoldete Nymphe aus ihrer Urne Wasser, welches zu gelbem Eis gefroren war. Alles war reich staffirt, aber die ganze Einrichtung, Meubel, Porcellan, Wände sahen aus, als hätte nie ein Auge mit Freude darauf geruht, nie eine sorgliche Hausfrau sich des Besitzes gefreut. Die Uhr war einst ein Geburtstagsgeschenk für den regierenden Herrn von einem gleichgültigen Verwandten gewesen, sie war flüchtig betrachtet beim Kauf und eben so freudelos beim Empfange, die Uhr war jetzt mit einer Nummer eingetragen worden in die große Liste, sie hatte sich in den ersten Jahren bemüht, durch Ticken ihr Zimmer behaglich zu machen, die Glasglocke hatte immer den Schall gedämpft, die Uhr hatte endlich die unnützen Versuche aufgegeben und beharrte darauf, die zwölfte Stunde zu zeigen. Jetzt, wo der Kastellan sie von Neuem aufgezogen, tickte sie noch müde und abgespannt, aber man sah ihr den Wunsch an, auch diese Anstrengung zu beenden. Es waren vornehme Allerweltssachen, sie hatten

zuerst in den großen Gesellschaftsräumen gestanden, welche bei Hoffesten geöffnet werden, sie hatten aufgehört, modern zu sein und waren in Seitenzimmer gebracht worden. Jetzt war ihre Bestimmung, im Verzeichniß fortgeführt zu werden von einer Generation auf die andere und alljährlich einmal gezählt, ob sie noch vorhanden waren. So lebten sie ein unsterbliches Dasein, geschont und nicht gebraucht, bewahrt und nicht beachtet, und dabei sollten sie immer höher hinauf gefördert werden aus den Cavalierstuben in die Zimmer der Unterbeamten, zuletzt nach langer Ruhe auf den Boden.

„Es ist feucht und kalt hier," sagte der Prinz an den Wänden umherblickend, und beeilte sich wieder in's Freie zu kommen.

„Wie gefällt Ew. Hoheit die Einrichtung?" frug der Hofmarschall.

„Sie geht an," versetzte der Prinz, „bis auf die Bilder."

„Einige sind freilich etwas frei," gab der Marschall zu.

„Meinem Vater wird lieb sein, wenn Sie diese bei Seite stellen. Wann wird Herr Professor Werner erwartet?"

„Heut gegen Abend," versetzte der Kammerherr. „Haben Hoheit vielleicht den Wunsch, den Gast nach seiner Ankunft zu empfangen oder selbst zu begrüßen?"

„Fragen Sie deshalb an," erwiederte der Prinz.

Als der Prinz mit seinem Begleiter die Treppe zu

ſeinen Zimmern im Schloſſe hinaufſtieg, begann der Kammerherr: „Die Frau Profeſſorin hat ſich früher einmal über die Blumen gefreut, welche Ew. Hoheit ihr ſandten, darf ich dem Hofgärtner den Auftrag geben, die Zimmer damit zu verſehen?“

„Thun Sie, was Ihnen paſſend dünkt,“ verſetzte der Erbprinz kalt. Er trat in ſeine Wohnung, ſah hinter ſich, ob er allein war, und ging mit ſchnellen Schritten zu dem Fenſter, von welchem er über den geſcherenen Raſenplatz und die blühenden Bosquets auf den Pavillon ſehen konnte. Er ſtarrte lange zum Fenſter hinaus, dann nahm er ein Buch vom Tiſch und ſetzte ſich in die Sophaecke, zu leſen, aber er legte das Buch wieder auf den Tiſch, ging haſtig auf und ab und ſah auf ſeine Uhr.

Die Hoftafel war vorüber. Die Damen warfen einen halben Blick hinter ſich, ob ihr Hintergrund der Abſchiedsverbeugung günſtig ſei, die Herren faßten die Hüte unter den Arm, der Hofmarſchall trat in die Nähe der Thür und hielt mit gefälligem Anſtand ſeinen Stock unter dem Goldknopf, ſichere Anzeichen, daß die höchſten Herrſchaften an den Aufbruch dachten. Die Prinzeß, welche noch in Trauer war, kreuzte den Weg des Bruders: „Wann kommen ſie? Ich bin neugierig,“ frug ſie leiſe.

„Sie ſind vielleicht ſchon da,“ antwortete dieſer vor ſich niederſehend.

„Ich fahre heut zum erſten Mal in's Theater.“

fuhr die Prinzessin fort, „kannst du, so komm in die Loge."

Der Prinz nickte. Dem Marschall kam eine Meldung, er trug sie dem Fürsten. „Dein Lehrer, Professor Werner, ist angekommen," sagte der Fürst laut zum Sohne, „du wirst den Wunsch haben, ihn zu begrüßen." Er neigte sich gegen den Hof, die jungen Herrschaften schwebten hinter ihm aus dem Saale.

Der Kammerherr eilte dem Pavillon zu, ruhiger folgte der Hofmarschall. Eine fürstliche Equipage hatte die Reisenden von der letzten Station abgeholt, die Bäume des Parkes, die Anlagen und die erleuchteten Fenster des Residenzschlosses flogen an den Reisenden vorüber. Der Pavillon war nicht mehr ein unförmlicher Bau, wie heut am Tage vor dem rücksichtslosen Strahl der Sonne und den gleichgültigen Augen der Hofherren. Der Mond beschien die Front, er übermalte mit schimmerndem Firniß die Mauern, versilberte die Backen der Engel und die dicken Tulpenblätter ihrer Guirlande, und hob von der hellen Wandfläche die Schatten der vorspringenden Gesimse kräftig ab. Aus der geöffneten Thür drang Kerzenglanz, Lakaien in reich galonirter Livree hielten die schweren Armleuchter. Der Haushofmeister, ein freundlicher Mann in Frack und Kniehosen, stand im Hausflur und begrüßte die Ankommenden mit verbindlichen Worten. Hinter den Lakaien stieg Ilse am Arm des Grafen über den Teppich der Stufen, und als der

Diener die Portiere zurückschlug und die Zimmerreihe im Kerzenglanz strahlte, unterdrückte sie mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens. Der Hausheimeister führte durch die Zimmer und erklärte kurz ihre Bedeutung. Ilse erkannte mit schnellem Blick, wie stattlich und bequem auch die Nebenräume waren. Bewundernd stand sie vor der Blumenfülle, die in Vasen und Schalen aufgestellt war, sie dachte, ob ihr kleiner Prinz diese zarte Aufmerksamkeit gehabt, und war einen Augenblick enttäuscht, als der Beamte erklärte, der Herr Kammerherr habe dies gesandt. Während ihr ein artiges Mädchen vorgeführt wurde, das ausschließlich für ihren Dienst bestimmt war, stand Gabriel noch im Vorzimmer und überlegte, wohin er sich und sein Rüstzeug tragen solle, damit die Stiefeln des Herrn Professors morgen früh dem Glanz des Hauses keine Schande machten, bis auch ihn einer der Valaien in seine höhere Behausung einführte und kameradschaftlich auf die Taverne einer Restauration aufmerksam machte, die für ruhige Stunden vorzüglich gelegen sei.

Noch ging Ilse wie betäubt von der Herrlichkeit durch die Gemächer und prüfte grade den Verschluß der Fenster, um frische Luft einzulassen, denn der starke Geruch der Hyacinthen bedrohte mit Kopfschmerz, da kam der Kammerherr und hinter ihm der Hofmarschall, auch ein artiger Herr von sehr feinem Wesen, und beide sprachen ihre Freude aus, den Professor und seine Gemahlin hier zu begrüßen, sie erbeten sich zu jedem guten

Dienst und erklärten an den Fenstern die Lage des Pavillons. Plötzlich riß der Lakai die Flügelthüren auf: „Des Erbprinzen Hoheit.“

Der junge Herr trat langsam über die Schwelle, er verneigte sich stumm vor Ilse und bot dem Professor die Hand: „Mein Vater trug mir auf, Ihnen seine Freude auszusprechen, daß Sie seinen Wunsch erfüllt haben,“ und zu Ilse gewandt, fuhr er fort: „Möchte Ihnen die Wohnung so bequem sein, daß Sie Ihr Quartier an der Waldwiese nicht zu sehr vermissen.“

Ilse sah mit inniger Freude auf ihren Prinzen; er war, wie ihr schien, noch ein wenig gewachsen, seine Haltung war immer gerückt, aber die Wangen waren doch etwas gerötheter, es ging ihm nicht schlecht, das war wohl zu sehen. Auch der kleine Bart war stärker und stand ihm gut.

Sie erwiederte: „Ich wage mich noch kaum umzudrehen, es ist wie in einem Feenschloß, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Geist aus der Wand springen wird und fragen: befehlen Sie vielleicht, durch die Luft zu fahren? vier Schwäne halten mit einem goldenen Wagen am Fenster; man braucht auch keinen Stuhl, um hinein zu steigen, denn die Fenster reichen ja bis auf den Fußboden. — Die Parkstraße sendet ihre Huldigungen, und für die Sendung, welche mir der Herr Kammerherr unter die letzten Christbäumchen machte, sage ich Ew. Hoheit noch von Herzen Dank.“

Der Professor trat zum Prinzen, nannte ihm die

Namen einiger Collegen, welche ſich ihm zu geneigtem Andenken empfehlen ließen, und bat, dem Fürſten ſeinen Dank für die gaſtliche Aufnahme auszuſprechen, bis ihm ſelbſt die Ehre werde, ſich dem hohen Herrn vorzuſtellen. Alles kräuſelte ſich in runden und zierlichen Schnörkeln, die Lampen und ſilbernen Armleuchter glänzten, die Hyacinthen ſendeten aus allen Glöckchen ſüßen Wohlgeruch, die geſchloſſenen Vorhänge gaben den Zimmern ein trauliches Ausſehen, und an der gemalten Decke hielt ein fliegender Amor ein rothes Mohnbüſchel über die Häupter der Gäſte.

„Heut überlaſſen wir Sie der Ruhe, Sie müſſen ermüdet ſein," ſchloß der Prinz den Beſuch, und der Kammerherr verſprach morgen bei guter Stunde dem Profeſſor mitzutheilen, wann der Fürſt ihn empfangen werde. Kaum hatten die Herren ſich entfernt, als ein Diener meldete, daß das Diner im Nebenzimmer ſervirt ſei. „Jetzt zum Abend?" wandte Alſe ſchüchtern ein.

„Das hilft nichts," verſetzte der Profeſſor, „du haſt den erſten Schritt gethan, erweiſe auch ferner deine Tapferkeit." Er bot ihr in dieſer ritterlichen Luft den Arm, der Mann mit den Treſſen führte in das Nebenzimmer und rückte die Stühle des reichgeſchmückten Tiſches. Die Gänge wollten kein Ende nehmen, trotz Alſe's Proteſt ſchnurrte das volle Diner ab, und ſie ſagte endlich: „Ich laſſe mir Alles gefallen, dieſen Geiſtern gegenüber hilft kein Sträuben, wer in einem Fürſtenſchloſſe lebt, muß auch ſeine Dreiſtigkeit haben."

Als die Mahlzeit endlich abgetragen und Ilse auch ihrer Sorge um Gabriel enthoben war, begann sie sogleich sich geschäftig einzurichten. Während sie auspackte und in Schränke und Schubkästen legen ließ, sagte sie heimlich zum Gatten: „Das ist ein sehr schöner Willkommen, Felix, und ich habe jetzt ein rechtes Vertrauen, daß alles gut gehen wird.“

„Hast du denn je daran gezweifelt?“ frug der Professor.

Ilse antwortete: „Ich habe eine heimliche Angst gehabt bis zu dieser Stunde, weiß selbst nicht warum, jetzt aber ist sie verschwunden, denn die Menschen sind hier alle freundlich und sehen gutherzig aus.“

Der Prinz ging durch die Anlagen dem Schlosse zu. Hinter ihm unterhielten sich die beiden Cavaliere.

„Das ist ja eine exquisite Erscheinung,“ sagte der Hofmarschall, „eine Schönheit ersten Ranges, darin ist Race.“

„Es ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Frau,“ versetzte der Kammerherr laut.

„Das haben Sie mir schon einmal gesagt,“ erwiderte der Hofmarschall, „ich gratulire Ihnen nachträglich zu dieser Bekanntschaft von der Universität.“

„Wie gefällt Ihnen der Professor?“ frug ablenkend der Kammerherr.

„Er scheint ein gescheuter Mann,“ versetzte der Hofmarschall gleichgültig. „Nun, es ist lange her, daß der Pavillon keine solche Schönheit bewahrt hat.“

Der Prinz wandte ſich um, er ſah beim Schein des großen Kandelabers am Schloſſe, daß die Herren einen ſchnellen Blick mit einander austauſchten.

Der Wagen des Prinzen hielt an der Treppe, er ſtieg ein ohne Wort und Gruß für ſeine Begleiter und fuhr in die Oper. Dort trat er in den Salon der fürſtlichen Loge.

„Wie gefallen ſich die Fremden in ihrem Pavillon?“ frug der Fürſt freundlich.

„Sie ſind mit Allem zufrieden,“ verſetzte der Erbprinz, „aber die Räume ſind feucht, und ſie werden für längern Aufenthalt ungeſund ſein.“

„Sie waren das doch bis jetzt nicht, ſoviel ich mich erinnere,“ verſetzte der Fürſt kalt, „ich hoffe, auch du wirſt dich davon überzeugen.“ Und zu dem Kammerherrn gewandt befahl er: „Morgen nach dem Frühſtück wünſche ich Herrn Werner zu ſprechen.“

Der Erbprinz ging in die Loge ſeiner Schweſter und ſetzte ſich ſtumm an ihre Seite.

„Wo ſind die Plätze der Fremden?“ frug die Prinzeſſin.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der Prinz. Die Prinzeſſin ſah fragend hinter ſich. „Gegenüber, die Fremdenloge,“ erklärte der Kammerherr, „aber ſie haben heut wohl noch mit ihrer Einrichtung zu thun.“

„Was iſt dir, Benno?“ frug die Schweſter nach dem erſten Akt, „du huſteſt.“

„Ich habe mich ein wenig erkältet, es geht vorüber.“

Nach dem Theater zog sich der Prinz in sein Schlafzimmer zurück und klagte gegen Krüger über Kopfschmerz und rauhen Hals. Als er allein war, öffnete er das Fenster und sah über die Anlagen nach dem Pavillon, dessen Lichter wie Sterne durch die Nacht schimmerten. Der Prinz horchte, ob er einen Ton von drüben erlauschen könne. Ihm war warm, denn er nahm seine Halsbinde ab und stand lange unbeweglich am Fenster, bis die kühle Nachtluft sein Zimmer durchzogen hatte und drüben das letzte Licht erloschen war. Dann schloß er leise die Flügel und ging zu Bett.

Vorsichtig war das nicht, denn der Prinz, dessen Gesundheit ohnedies leicht zerstört wurde, fühlte sich am nächsten Morgen stark erkältet, der Leibarzt ward eilig gerufen, der Prinz mußte das Bett hüten.

Als dem Fürsten die Erkrankung des Erbprinzen gemeldet wurde, gerieth er in sehr üble Laune. „Grade jetzt!“ rief er, „er hat alles Unglück eines kränklichen Menschen.“ Noch als der Professor gemeldet wurde, war die Weise, in welcher der Fürst die Meldung annahm, so kalt und wegwerfend, daß der Kammerherr um die nächste Stunde des Professors besorgt wurde. Indeß übten die lange Gewöhnung sich huldreich darzustellen und die sichere Haltung des Professors besänftigenden Einfluß, nach wenigen einleitenden Worten versetzte der Fürst die Unterhaltung nach Italien, es fand sich, daß der Professor in Briefwechsel mit einem vornehmen Römer von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit stand,

den der Fürſt zu ſeinen näheren Bekannten zählte, und daß er in Italien auch in den Kreiſen gelebt, welche dem Fürſten bei ſeiner letzten Reiſe wohlgethan hatten. Dadurch wurde der Profeſſor dem Fürſten allmälig in ganz anderes Licht geſtellt, er hatte ihn als ein gleichgültiges Werkzeug herzugeholt und ſah jetzt in ihm einen Mann, der perſönliche Beachtung zu fordern hatte, weil er mit Andern bekannt war, deren Stellung der Fürſt reſpectirte. Darauf frug der Fürſt, wie es mit der verlorenen Handſchrift ſtehe und beobachtete lächelnd den leidenſchaftlichen Eifer des Profeſſors, als dieſer ihm von der neuen Spur berichtete, die er in den Akten gefunden. „Es wird gut ſein, wenn Sie mir in einem Memorial den ganzen Stand der Angelegenheit auseinanderſetzen, das kommt meinem Gedächtniß am beſten zu Hülfe; fügen Sie bei, welche Förderung Sie von mir oder meinen Beamten irgend wünſchen.“ Der Profeſſor war dafür ſehr dankbar.

„Ich laſſe mir nicht nehmen, Sie ſelbſt in das Antikenkabinet zu führen,“ fuhr der Fürſt fort, „ich will dabei erfahren, wie ein Gelehrter, der volles Sachverſtändniß hat, die ſtillen Freuden eines übel unterrichteten Sammlers anſieht.“

Die Thüren flogen auseinander, der Gelehrte betrat an der Seite des Fürſten die weiten Säle. „Wir gehn zuerſt flüchtig durch die Zimmer, damit ich Ihnen kurz Inhalt und Anordnung verführe,“ ſagte der Fürſt. Er berichtete, der Profeſſor blickte auf eine Fülle von

hübſchen und lehrreichen Ueberreſten des Alterthums, auf Vieles, was ihm ganz neu war. Bald überließ der Erklärer den Gelehrten ſeinem eigenen Auge. Und jetzt gab dieſer die Erläuterung; hier eine Inſchrift, die wahrſcheinlich noch Niemand abgeſchrieben hatte, dort ein Thongefäß mit ſehr intereſſantem Bilde, dort eine Statuette, merkwürdige Variation eines berühmten antiken Bildwerks, hier die unbekannte Münze eines römiſchen Geſchlechts mit einem Familienwappen, dort wieder eine lange Reihe von Amuletten mit räthſelhaften Zeichen. Es war dem Fürſten Freude, Unſcheinbares als bedeutend zu erkennen und jeden Augenblick über Werth und Namen neue Aufſchlüſſe zu erhalten, der Profeſſor aber hatte den Takt lange Erklärungen zu vermeiden. Er ſelbſt blickte mit friſcher Freude auf die Sammlung. Grade war für ihn eine Zeit gekommen, wo er nicht durch größere Arbeiten beſchäftigt, eine heitere Empfänglichkeit für Eindrücke mitbrachte, und bei jedem Schritt empfand, wie reizvoll die neuen Anſchauungen waren, welche er erhielt. Denn ſehr Vieles ſtand hier, was zu näherer Unterſuchung lockte. Von dem ſchönen Behagen, welches er darüber fühlte, ging etwas auf den Fürſten über. Seine Fragen und die Antworten des Profeſſors nahmen kein Ende, bei vielen Stücken freute den Fürſten zu erzählen, wie er dazu gekommen, und der Profeſſor wußte ihn immer mit kleinen Geſchichten ähnlicher Funde zu neuem Berichte zu veranlaſſen. So vergingen einige Stunden, ohne daß der Fürſt Ermüdung merkte,

und er war höchlich erſtaunt, als ihm die Meldung wurde, daß die Stunde des Diners nahe ſei. „Das iſt nicht möglich,“ rief er, „Sie verſtehen die ſchwerſte aller Künſte, die Zeit vergeſſen zu machen. Ich erwarte Sie bei Tafel, morgen ſehen Sie, ungeſtört durch mein Dazwiſchenreden, die Sammlung noch einmal an, dann gönnen Sie mir auch darüber ſchriftlichen Bericht, was die Aufſtellung zu wünſchen läßt, und wie zu machen iſt, daß das Beachtungswerthe auch der Wiſſenſchaft zu gute kommt.“

Bei Tafel — es war Niemand anweſend als einige Cavaliere, denen der Profeſſor nach dem Rath des Kammerherrn ſchon am Morgen ſeinen Beſuch gemacht — wurde die Unterhaltung fortgeſetzt. Der Fürſt erzählte viel von Italien und verfehlte nicht im leiſen Anſchlag auch die perſönlichen Beziehungen des Profeſſors zu Bekannten des Fürſten durchklingen zu laſſen, damit ſein Hof über den Mann, der ihm gefiel, unterrichtet werde. Es war eine hübſche rollende Unterhaltung, und ehe der Fürſt die Geſellſchaft verließ, wandte er ſich noch einmal zum Profeſſor und ſagte: „Ich wünſche lebhaft, daß Sie ſich bei uns wohl fühlen, ich hoffe auf mehr als einen Tag, der für mich ſo anmuthig wird, als der heutige.“

Auch dem Profeſſor war der Tag eine rechte Erfriſchung geweſen, und in gehobener Stimmung ſagte er beim Herausgehen zu dem Oberſthofmeiſter: „Des Fürſten Hoheit verſteht gut, Wohlthuendes zu ſagen.“

Der Oberſthofmeiſter neigte artig das weiße Haupt: „Das iſt Beruf der Fürſten.“

„Wohl,“ fuhr der Profeſſor freudig fort, „aber ſo warmes Eingehen auf Einzelnheiten bei einem ziemlich entlegenen Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung war mehr, als ich vorausgeſetzt habe.“ Der Oberſthofmeiſter machte eine höfliche Bewegung, welche andeuten ſollte, daß er nicht geſonnen ſei, zu widerſprechen, ließ ſich einen altfränkiſchen kleinen Mantel umhängen, neigte ſich ſchweigend gegen die Herren, welche in ähnlicher Thätigkeit begriffen waren, und ſtieg in ſeinen Wagen.

Der Fürſt war an Geiſt und Bildung der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen überlegen. Er hatte viel von der Elaſticität ſeiner Jugend in das höhere Mannesalter gerettet, ſein körperliches Befinden war vortrefflich und er pflegte ſeine Geſundheit ſorgfältig, er durfte ſich im Nothfall noch Anſtrengungen zumuthen, welche einem jüngeren Mann hart geweſen wären. Als junger Herr hatte er ſich den Wallungen der damals modiſchen Poeſie mit offener Empfindung hingegeben, höher und freier fühlen als andere Menſchen war ihm eine willkommene Lehre geweſen. Er hatte damals in Briefwechſel mit namhaften Gelehrten und Künſtlern geſtanden, erzählte gern, wie er einem hervorragenden Geiſt da und dort näher getreten war, und eine berühmte Sängerin

bewahrte noch in alten Tagen ein beſonders koſtbares Armband, das er ihr einſt auf der Bühne in leidenſchaftlichem Enthuſiasmus ſelbſt um den Arm gelegt hatte. Aber ſeine Jugend- und Manneszeit war in eine ſchwache kränkliche Periode unſerer Entwickelung gefallen. In den Jahren, wo ein fremder Eroberer die deutſchen Fürſten behandelt hatte, wie die große Mehrzahl derſelben verdiente, hatte auch er, noch ein Jüngling, ſich vor dem Fremden gebeugt und den Sinkenden zu rechter Zeit verlaſſen, um ſich die Ausſicht auf ſein Land zu retten. Seitdem hatte er über verkümmerte Menſchen geherrſcht, denn er hatte ſein Gebiet in einer Zeit großer Erſchöpfung übernommen, er hatte wenig darin gefunden, was er zu ehren und zu ſcheuen gezwungen war, ſelten ein Recht, das von feſten Männern gegen ihn geltend gemacht wurde, keine öffentliche Meinung, welche ſtark genug war, ſeinen Uebergriffen die geſchloſſene Fauſt eines einmüthigen Entſchluſſes entgegen zu halten. Sein Land wurde durch die Beamten regiert, die Beamtenſtellen immer wieder vermehrt, über jeden verlorenen Schlüſſel einer Dorfkirche wurde ein Aktenbündel angelegt, er ließ dies weitläufige Formenweſen, in dem die Bevölkerung wie erſtarrt dahinlebte, ruhig gewähren, und ſorgte nur dafür, daß die Beamten, wo einmal ſein perſönliches Intereſſe in das Spiel kam, gefügige Diener waren, welche ihm Geld ſchafften und ein begangenes Unrecht ihres Herrn behend der Oeffentlichkeit entzogen.

Er ſelbſt war, wo er mit ſeinem Volk in Verbindung trat, leutſelig und von beſter Laune, machte den Bittenden leicht, ihm zu nahen, hörte gefällig alle Klagen und ſchob theilnehmend die Schuld auf die Beamten. Er war nicht unpopulär; zuweilen murrten Unzufriedene über die hohen Steuern und über koſtſpielige Ausgaben ihres Fürſten, hier und da drang eine Anekdote aus ſeinem Privatleben in die Oeffentlichkeit, aber die neue Zeit, welche ſich auch in ſeinem Lande regte, kämpfte nur ſchwach in unbehülflichen Anläufen gegen das Syſtem ſeiner Regierung. Und obgleich er als Regent keine Neigung zeigte, Uebelſtände aus eigenem Willen zu beſſern, erſchien er den Fernſtehenden doch als ein humaner, perſönlich gutherziger Mann. Er hatte für Jeden einen freundlichen Gruß, ein gnädiges Wort bereit, er wußte viel von den Privatverhältniſſen ſeiner Unterthanen und erwies den Einzelnen bei Gelegenheit ſeine perſönliche Theilnahme; er liebte die Kinder, denn er blieb bisweilen auf der Straße vor hübſchen Knaben und Mädchen ſtehen und frug nach ihren Eltern, veranſtaltete alljährlich den Schulkindern ſeiner Reſidenz ein Feſt, erſchien ſelbſt dabei, lachte und freute ſich über ihre Spiele.

Sein Hof war in vieler Beziehung ein Muſter von Ordnung und gefälligem Schein. Auch gegen ſeine Umgebung blieb er der vornehme Mann, und erreichte, was für einen Fürſten das Schwerſte iſt, daß die, welche ihn täglich umkreiſten, faſt immer ein

Gefühl ſeiner Ueberlegenheit hatten. Er war nie Militär geweſen, er enthielt ſich nicht ſarkaſtiſcher Bemerkungen über die kriegeriſchen Paſſionen anderer Friedensfürſten, und ſein Hof blieb lange Zeit frei von der militäriſchen Umgebung, welche an Nachbarhöfen den Dienſt der alten Chargen in den Hintergrund drängte und Uebelſtände der früheren Hofordnung mit neuen vertauſchte, welche nicht geringer waren. Allmälig freilich machte auch er der Mode einige Zugeſtändniſſe, auch ſeine Adjutanten wurden einflußreiche Mitglieder des Hofhaltes. Der Dienſt bei ihm galt nicht für bequem, und er war trotz ſeiner Ruhe von den Herren ſeines Hofhaltes gefürchtet. Denn es gab Stunden, wo, wie es ſchien, ſein gehaltenes Weſen nicht nur mit Härte verſetzt war, ſondern mit einer ganz fremdartigen Zuthat, in ſolchen Augenblicken fiel ein cyniſcher Scherz oder ein brüskes herausforderndes Urtheil von ſeinen Lippen und er verlor jede Rückſicht auf Stimmung und Anſprüche ſeiner Umgebung. Aber Cavaliere und Adjutanten ertrugen die geheimen Dornen ihrer Stellung ohne die laute Kritik, welche ſonſt wohl von der Umgebung ſouveräner Herren ausgeht. Denn der Fürſt verſtand es, ſie vor Fremden zu heben. Er hielt ſtreng auf Etikette, auch zu ihren Gunſten, vertrat geſchickt ihr Intereſſe bei den Courtoiſiegeſchenken, bei Orden und Brillanten, welche fremde Herrſchaften ſeinem Hofe zu machen verbunden waren; er muthete ihnen nie zu, was gegen die Würde ihres Amtes war. Und er wußte

Fremden gegenüber ſich und ſeinen Hofſtaat ſtets würdig zu behaupten.

Seine Gemahlin war früh geſtorben, der bleichen zarten Dame bewahrten die Bewohner der Reſidenz immer noch ein dankbares Andenken. Man erzählte, daß die Ehe keine glückliche geweſen ſei, doch die Trauer des Fürſten nach dem Verluſt war heftig und dauernd, er ſprach noch immer mit großer Zärtlichkeit von der Geſchiedenen, und heftete ſelbſt alljährlich am Todestage einen Kranz an ihr Grabgewölbe.

Er hatte zwei Kinder. Das älteſte, die Prinzeſſin, war nach dem Tode des Gemahls an den Hof zurückgekehrt, und der Fürſt behandelte ſie vor den Augen des Hofes und des Volkes mit beſonderer Rückſicht. Dem Hofprediger hatte er ihretwegen ſein ganzes Herz aufgeſchloſſen. „Ich ſähe ſie gern aufs Neue vermählt, ſie hat das Recht, Anſprüche an das Leben zu machen, das Herz iſt warm, die Natur kräftig, und meinen Erfahrungen nach hat ein langer Wittwenſtand für eine Fürſtin viele Uebelſtände. Aber ich fürchte, ſie wird widerſtreben. Ich bin gegen dies Kind vielleicht immer ein ſchwacher Vater geweſen. Sie wiſſen, hochwürdiger Herr, wie ſehr ſie immer mein Liebling war.“ Darauf hatte der fromme Herr mit gefalteten Händen ausgerufen: „Ich weiß es, und ich weiß, wie warm das Herz der durchlauchtigſten Prinzeſſin an ihrem geliebten Vater hängt.“ Auch das Volk merkte, daß der Fürſt ein guter Vater war. An jedem Geburtstage der Tochter wurde

großes Hoffeſt befohlen, und als der Fürſt einſt in dieſer Zeit auf Reiſen geweſen war, erſchien er doch wider Erwarten am Abend des Geburtstages in der Loge der Prinzeſſin, küßte noch in Reiſekleidern die hohe Dame vor allem Volk auf die Stirn und ſagte, daß er ſeine Rückkehr beeilt habe, um ihr zum Feſte ſeinen Glückwunſch zu bringen. Auch ſonſt verſäumte er keine Gelegenheit, ihr kleine Artigkeiten zu erweiſen, die bei jedem Vater den Eindruck liebenswürdiger Ritterlichkeit machen, beim regierenden Herrn doppelt werthvoll ſind. Vor jedem Ball ſandte er ſelbſt der Tochter einen Blumenſtrauß, und jedesmal ließ er ſich denſelben vorher durch den Hofgärtner in das Schloß bringen, um ihn anzuſehen. Er hatte gern, wenn diſtinguirte Reiſende auch vor den Gemächern der Prinzeſſin ihre Ankunft meldeten, und achtete genau darauf, ob ſie ſich während ihrer Tournee durch den Saal auch gut unterhielt. Die Nebenſterne irdiſcher Hoheit haben bei ihrem Umkreiſen in der Geſellſchaft auf die Bewegungen der Hauptſonne geheime Rückſicht zu nehmen, die Prinzeſſin vergaß wohl einmal vor einem intereſſanten Gaſt dieſe Rückſicht, dann verzögerte er um ihretwillen ſeinen Aufbruch, ſah lächelnd nach ihr hin und hatte einen beauem ſtehenden Cavalier noch etwas Scherzhaftes zu fragen. Der Hof wußte freilich, daß in ſolchen Augenblicken die Schmerze herber Natur waren, und man beeiferte ſich dann gar nicht in ſeiner Nähe zu ſtehen. Denn trotz der großen Mühe, welche ſich der Fürſt gab, ſein Verhältniß zur Prinzeſſin

gut darzustellen, behauptete man doch, daß er sie in der Stille mit Abneigung betrachte. Wohl ist einem Fürsten möglich, seiner täglichen Umgebung in wichtigen Dingen uneurchdringlich zu bleiben, aber es ist fast unmöglich, sie dauernd zu täuschen.

Anders war die Stellung des Vaters zum Sohn. Dieser war als ein kränklicher schüchterner Knabe durch die herrische Weise, in welcher der Vater seine Erziehung überwachte, noch unsicherer geworden. Der Knabe hatte kein Talent gehabt, sich wirkungsvoll darzustellen, noch jetzt wurde ihm schwer, in der Unterredung mit Fremden seine Schüchternheit zu überwinden. Wenn ihm die Liste der Eingeladenen überreicht wurde, und er überlegte, was er mit den Einzelnen sprechen solle, so fielen ihm selten gescheute Fragen ein, und was er dann etwa vorbrachte, kam noch so ungeschickt heraus, daß man deutlich merkte, er hatte den Kram einstudirt. Selbst dem Hofe gegenüber war der Prinz schweigsam und theilnahmlos, Damen und Herren waren deshalb geneigt anzunehmen, daß er ein wenig bête sei. Der Vater behandelte ihn mit Nichtachtung, und dem Sohne gegenüber klang seine Stimme zuweilen kurz und hart, als wenn es sich nicht der Mühe lohne, die Geringschätzung zu verbergen.

Darin aber that man dem Fürsten Unrecht. Ein regierender Herr sieht in dem Sohn leicht den jüngern Rivalen. Der Sohn wird sein Nachfolger, er ist dazu da, schon in der nächsten Generation seinen

Vater vor aller Welt zu widerlegen, ſeine Einrichtungen umzuſtoßen, die Unzufriedenen und Gegner zu verſöhnen. Es iſt unvermeidlich, daß ihm einmal, wenn er Herr geworden, der Blick auf Vielem haftet, was unter der früheren Regierung nicht gut geweſen iſt, daß ihm Alles zugetragen wird, was ſein Vater im Geheimen gefehlt und geſündigt hat. Das war auch für den Fürſten Grund genug, den Erbprinzen fremd und kalt zu behandeln. Jetzt war er ein Nichts, ein machtloſer Sclave, der jeden Thaler nur durch die Gnade des Vaters erhielt, einſt ſollte er Alles ſein. Aber der Sohn war in ſeinen Augen unbedeutend, wie willenlos bewegte er ſich in vorgeſchriebenem Gleiſe, er hatte nie getrotzt, war mit Allem zufrieden, hatte ſich ſchweigend und ehrerbietig jedem Befehle gefügt, es war nicht anzunehmen, daß er in Wahrheit ſelbſt regieren würde, er konnte den Vater ſchwerlich in Schatten ſtellen. So kam zu der ruhigen Nichtachtung, welche in der Seele des Vaters lebte, allmälig ein kühles, faſt mitleidiges Wohlwollen. Die furchtſame Unterwürfigkeit des Prinzen war dem Fürſten ſehr bequem, es wurde ihm behaglich, das ſchwache Rohr, welches die Zukunft ſeiner Familie tragen ſollte, für das Leben mit den Stützen zu verſehen, welche der Fürſt zu geben verſtand. Ihm gegenüber gab er ſich wie er war, was er etwa für ihn that, geſchah mit der Empfindung, daß er nicht ſich, ſondern einem Andern Gutes erwies.

Und grade jetzt, wo der Fürſt ſich bemüht hatte,

dem Erbprinzen eine Freude zu machen, wurde dieser krank!

Ilse ging mit Gabriel durch die Zimmer und versuchte die Einrichtung nach ihres Herzens Wunsch zu stimmen, sie rückte über den Tischen, prüfte den Zug an den Vorhängen und betrachtete mißtrauisch die Malerei der Porzellanvasen. „Kaufen Sie in der Stadt einen Lampenschleier, den hängen wir über die große Uhr."

„Es ist ohnedies noch eine andere da, welche sich nicht weigert, zu gehen," versetzte Gabriel. „Auch hört man die Uhr vom Schlosse, aber sie schlägt so traurig, daß man die Geduld darüber verliert. Mich wundert, daß in dieser schönen Einrichtung Eines fehlt, und das ist eine Uhr mit dem Kukuk. Der würde sehr passen, er macht Leben, wenn er seine Thür öffnet und tiefe Complimente schneidet, ist es ganz wie bei Hofe. Denn höflich sind sie hier, wenn auch das Gemüth hinterlistig ist. Dem Lakaien traue ich nicht, er frägt mich zu sehr aus. Wie wär's, wenn man den abschaffte? Ich bin doch allein im Stande, mit dem Mädchen diese Wirthschaft zu besorgen. Gekocht kann nicht werden, es ist gar keine Küche da, man muß wegen jedem Topf warmen Wassers hinübergehen unter die Weißjacken, die im Keller wie Geister durcheinander wirthschaften."

„Da hilft nun nichts," entschied Ilse, „wir müssen uns in die Ordnung gewöhnen. Hoffahrt will Noth leiden, Geheimnisse haben wir nicht und ich weiß, Sie werden vorsichtig sein."

„Die Gärtner haben auch einen Tiſch und Stühle vor das Haus geſtellt und Blumen darum," ſagte Gabriel, „darf ich die Arbeit hinunter tragen? Die Sonne ſcheint warm."

Ilſe trat vor das Haus, neben der Thür war ein Raum durch aufgeſtellte Topfgewächſe abgegrenzt, ein traulicher Platz im warmen Mittagslicht, man überſah aus dem grünen Verſteck die Wege und den geſchorenen Raſenteppich bis zu den Mauern des Schloſſes. Ilſe ſaß auf dem Gartenſtuhl nieder, hielt ihre Stickerei in den Händen und blickte hinüber auf den großen Steinpallaſt, der ſich mit ſeinem Thurm und neuen Seitengebäuden einige hundert Schritt von ihr erhob. Dort wohnten die Großen der Erde, denen ſie plötzlich ſo nahe gekommen war. Sie zählte die Reihe der Fenſter und dachte, daß viel mehr als hundert Stuben und Säle darin ſein müßten, alle ſtattlich und vornehm eingerichtet, und ſie überlegte, wie viel Menſchen wohl dazu gehörten, ein ſolches Gebäude zu füllen, damit es nicht leer und öde ausſehe. Der Tritt eines Mannes ſtörte ihre Gedanken. Ein Herr in geſetzten Jahren ging auf dem Kiesweg, er näherte ſich, es war der Fürſt. Ilſe ſtand erſchrocken auf, der Fürſt trat langſam auf ſie zu. „Madame Werner?" frug er, ſeinen Hut berührend. Ilſe verneigte ſich tief, ihr pochte das Herz, unvorbereitet ſtand ſie dem Manne gegenüber, der ihr in der ganzen Mädchenzeit als der höchſte Menſch auf Erden gegolten hatte. Wenn ſie ihn einmal geſehen, war es

immer nur in vornehmem Vorüberſchreiten geweſen, und doch hatten ihre Gedanken ſeit den Jahren, wo ſie ihn mit Krone und Scepter eines Kartenkönigs ſchmückte, in ſcheuer Ehrfurcht an ihm gehangen. Oft, wenn ſie den Erbprinzen anſah, hatte ſie verſucht, ſich vorzuſtellen, wie ſein Vater ſein müſſe; was ſie etwa über ihn gehört, hatte nicht geholfen, ihr die Bangigkeit zu vermindern.

Der Fürſt ſah mit Wohlgefallen auf das ſchöne Weib vor ihm, welches in ſtummer Betroffenheit den ſchmeichelhafteſten Gruß entgegenbrachte. „Sie ſind mir nicht fremd," begann er, „und Sie haben Urſache, mit den Jahren zufrieden zu ſein, welche ſeit meiner Fahrt über den Hof Ihres Vaters vergangen ſind. Verſuchen Sie jetzt, wie ſich's bei uns lebt. Auch wir freuen uns des Frühlings, und ich ſehe, die Sonne blickt freundlich auf den Platz, wo Sie ſich anſiedeln." Er ſetzte ſich auf einen Gartenſtuhl, indem er auf einen andern wies. „Laſſen Sie ſich in Ihrer Arbeit nicht ſtören, ich bin ein Spaziergänger, der einen Ihrer Stühle erbittet, wenige Minuten zu raſten."

„Die Arbeit lag in müßiger Hand," antwortete Alſe, „ich ſah hinüber nach dem Schloß und überdachte, wie groß der Haushalt ſein muß, der ſo viel Raum fordert."

„Es iſt ein alter Bau," bemerkte der Fürſt, „manches Jahrhundert hat gearbeitet, ihn zu vergrößern, und doch will nach der Meinung meiner Beamten der Raum

immer noch nicht reichen. Man breitet ſich leicht anſpruchsvoll aus. Aber grade dann erfreut es wieder einmal, ſich ganz in's Enge zu ziehen, ich ſelbſt habe ſonſt dieſen Pavillon bewohnt, allein, mit wenigen zuverläſſigen Dienern. Solche Einſamkeit that wohl."

„Das kann ich mir denken," verſetzte Alſe theilnehmend. „Uns kleinen Leuten aber iſt neu, ein ſo großes Weſen ſo prächtig eingefaßt zu ſehen. Schloß und Hofhalt ſtehen unter den blühenden Bäumen, wie ein großer Edelſtein im Golde. Mir iſt's von Herzen lieb, daß ich Ew. Hoheit Haus und Leben jetzt ſo in der Nähe erblicke, man hat doch einen Anhalt und weiß, wie man ſich die Umgebung des gnädigſten Landesherrn denken ſoll."

„Sie betrachten ſich alſo noch als Kind des Landes," ſagte der Fürſt lächelnd.

„Das iſt natürlich," antwortete Alſe. „Von kleinauf habe ich von Ew. Hoheit als unſerm Oberherrn gehört, ſo oft ich in die Zeitung ſah, fand ich Ew. Hoheit Namen unter den Befehlen, überall habe ich Ew. Hoheit Bild geſehen, und ſeit ich in die Kirche ging, habe ich für Ew. Hoheit Glück- und Geſundheit gebetet. Das giebt ein Verhältniß, es iſt freilich einſeitig, denn Ew. Hoheit können ſich nicht um uns Alle kümmern, wir aber denken und ſorgen viel um den Landesherrn."

„Und beſprechen ihn auch zuweilen unzufrieden," verſetzte der Fürſt in guter Laune.

„Wie's grade kommt, gnädigſter Fürſt," verſetzte

Ilſe ehrlich, „man ſpricht auch von ſeinen Nachbarn nicht immer das Beſte. Zuletzt in Ernſt und Noth kommt doch das gute Herz zum Vorſchein. Eben ſo iſt es mit dem Landesherrn, Jeder macht ſich von ihm ein Bild nach ſeinem Wiſſen und Meinen, hofft auf ihn und zürnt mit ihm, zuletzt denkt er doch daran, daß ſein Fürſt und er zu einander gehören.“

„Es wäre zu wünſchen, daß ſo billiger Sinn ſich an jedem Unterthan erwieſe,“ entgegnete der Fürſt. „Aber die Treue wankt, die perſönliche Zuneigung ſchwindet.“

„Viele wiſſen auch zu wenig von ihrem Landesherrn,“ entſchuldigte Ilſe, „wie ſoll man ihm gut werden, wenn man wenig von ihm ſieht? Denn das Sehen thut viel; wir um Roſſau haben ſelten die Ehre, unſern Fürſten mit Augen zu erblicken.“

„Die Geſinnung jener Gegend wird mir als unzuverläſſig geſchildert,“ verſetzte der Fürſt.

„Wir ſitzen im Winkel, aber wir haben auch unſer Herz. Ew. Hoheit erinnern ſich kaum noch an die Mädchen von Roſſau, welche Ew. Hoheit vor ſiebzehn Jahren an der Ehrenpforte empfingen. Es waren ihrer zwanzig, mehr hatte die kleine Stadt nicht aufgebracht. Sie trugen aber alle die Landesfarben an Mieder und Rock, die Kleider mußten ſie ſich natürlich ſelbſt kaufen. Eine der Mädchen war blutarm, ſie war aber hübſch und ſollte nicht wegbleiben, da nähte ſie wochenlang vorher in der Nacht, ſich das Geld zum

Kleide zu ſchaffen. Noch in ihrer letzten Krankheit, denn ſie iſt jung geſtorben, bat ſie, man möchte ihr im Sarge daſſelbe Kleid anziehen, denn der Tag war ihre größte Freude und Ehre geweſen. Ew. Hoheit aber konnten ſich damals gar nicht aufhalten, fuhren ſchnell durch die Ehrenpforte und haben vielleicht die Mädchen nicht einmal geſehen."

Während Ilſe ſprach, warf ſie verſtohlen Semmelkrumen zur Seite. Der Fürſt ſah auf ihre Hand. Ilſe entſchuldigte ſich. „Der Fink ruft ſeinem gnädigſten Landesherrn zu: „Gieb, gieb." Die kleinen Broteſſer hier ſind gut gezähmt."

„Sie werden wahrſcheinlich von der Dienerſchaft gefüttert," ſagte der Fürſt.

„Die Thiere zu lieben iſt auch unſere Landesart," rief Ilſe, „und zahme Vögel ſtehen einem Herrenſchloß gut, denn hier ſoll Alles ein fröhliches Zutrauen haben."

Dem Fürſten fiel der Handſchuh zur Erde, die loyale Ilſe bückte ſich eilig darnach, der Herr ſah einen Augenblick ſinnend auf Ilſes Kopf und Büſte. Er ſtand langſam auf. „Ich hoffe, Madame, daß auch Sie unter die Fröhlichen gehören, welche gutes Vertrauen zu dem Beſitze dieſes Grundſtücks haben. Als Hauswirth, der ſich nach dem Befinden ſeiner neuen Miether erkundigt hat, wünſche ich Ihnen, daß Sie hier auch ſelbſt etwas von dem Behagen empfinden mögen, welches Sie Andern mitzutheilen wiſſen." Er grüßte

artig zu Alices ehrfurchtsvoller Verneigung und ging dem Schlosse zu.

Dort erwartete ihn der Kammerherr, über das Befinden des Erbprinzen zu berichten: „Se. Hoheit ist leider noch genöthigt, das Bett zu hüten.“

„Er soll sich ruhig pflegen,“ versetzte der Fürst gnädig, „und das Zimmer ja nicht zu früh verlassen.“

2.

Im Pavillon.

Die prächtigen Irisfarben, womit Ilſe in den erſten Tagen ihren neuen Aufenthalt geſchmückt hatte, verblichen allmälig. Wie an Stelle des Haushofmeiſters und der empfangenden Lakaien jetzt ein einzelner Diener in dunklem Rock neben Gabriel trat, ſo kleidete ſich auch alles Andere, was Ilſe umgab, Wohnung und Menſchen, in die beſcheidenen Farben gewöhnlicher Erdentage. Das war in der Ordnung und Ilſe ſagte das ſelbſt ihrem Gatten. Nur Eines war ihr nicht recht, daß ſie von ihrem Felix jetzt mehr getrennt war, als in der Stadt. Den Morgen und einen Theil des Nachmittags arbeitete er im Antikenkabinet, viele Stunden auch für ſeine eigenen Zwecke im Archiv und unter den Akten des Marſchallamtes, deren einſames Zimmer ihm bereitwillig geöffnet wurde; kam er nach Hauſe, ſo hatte er zuweilen Eile, ſich zur fürſtlichen Tafel umzukleiden, und Ilſe ſpeiſte allein. Wie gewandt der fremde Diener die große Zahl der Schüſſeln auftrug, ihr war die einſame Mahlzeit ungewohnt und traurig. Nur die Mehrzahl der Abende verging ihr in neuer Unterhaltung,

dann hielt ein fürſtlicher Wagen vor dem Pavillon und entführte ſie mit ihrem Gatten in das Theater. Als ſie zum erſten Mal die geſchloſſene Loge nahe der Bühne betrat, freute ſie ſich des bequemen Platzes, der ihr erlaubte, ungeſtört durch das Publikum der Vorſtellung zu folgen. Wenn ſie ſich in ihrer Loge zurücklehnte, ſah ſie nichts von dem Zuſchauerraum, nur den Sitz des Fürſten gegenüber. Das Theater war ſehr ſtattlich, Dekorationen und Koſtüme viel reicher, als ſie in der Univerſitätsſtadt geſehen hatte, bei der Oper einige gute Sänger. Hingeriſſen von der Aufführung merkte ſie nicht, wie neugierig das Publikum nach ihr hinſah, daß auch der Fürſt ſein Augenglas oft auf ſie richtete. Bald kam ſie zu der Anſicht, daß das Theater noch das beſte Vergnügen der Reſidenz ſei, und der Gatte hielt darauf, daß ſie dieſe Zerſtreuung nicht entbehrte, obgleich er ſelbſt vielleicht vorgezogen hätte, über ſeinen Büchern zu bleiben oder ein Aktenbündel des Archivs zu durchſuchen. In den Zwiſchenakten ſah Ilſe dann neugierig hinunter auf die Menſchen, die ihr alle fremd waren, und ſagte zu Felix: „Hier iſt doch die einzige Gelegenheit, wo ich noch Frauen in meiner Nähe habe.“

Denn in den Tagesſtunden fühlte ſie die Einſamkeit. Der Vater hatte einen Geſchäftsfreund in der Stadt, ſie war gleich am erſten Tage hingegangen, aber in der Familie des kleinen Kaufmanns fand ſie Niemand, der ihr zuſagte; ſie war nach Anweiſung des Kammerherrn mit Felix bei den Damen des Hofes um-

hergefahren ihren Beſuch zu machen, in den meiſten Häuſern war Niemand zu Hauſe geweſen und ſie hatte Karten abgegeben. Spärlich kamen die Gegenbeſuche, und es traf ſich immer, daß Ilſe, wenn ſie einmal in die Stadt oder den Schloßgarten gegangen war, bei der Heimkehr die Karte einer Dame auf dem Tiſch fand. Das war ihr gar nicht lieb, denn ſie wollte doch wiſſen, wie ſich mit den Frauen hier umgehen ließ. Zwar einige Herren des Hofes ſtellten ſich in den Morgenſtunden ein, der Kammerherr und der Hofmarſchall, aber auch die Beſuche des Kammerherrn wurden kürzer, er ſah gedrückt aus, und ſprach faſt nur von der anhaltenden Unpäßlichkeit des Erbprinzen.

Sehr begierig war Ilſe, die Prinzeſſin kennen zu lernen. Am zweiten Tage nach der Ankunft brachte der Kammerherr die Kunde, daß Ihre Hoheit Herrn und Madame Werner zu feſtgeſetzter Stunde ſehen wolle. Ilſe ſtand neben dem Gatten unter Seide und Vergoldung eines fürſtlichen Zimmers, die Thür flog auf, eine junge Dame in Halbtrauer ſchwebte herein. Ilſe erkannte auf den erſten Blick die Schweſter des Erbprinzen, eine feine zierliche Geſtalt, dieſelben Augen, nur kecker und glänzender, um den feinen Mund ein reizendes Lächeln. Die Prinzeſſin neigte gegen ſie ernſt das kleine Haupt, ſprach einige artige Worte zu ihr und wandte ſich dann zu Felix, mit dem ſie ſogleich in lebhaftes Geſpräch kam. Ilſe ſah mit Bewunderung auf die leichten Bewegungen, auf den Tact, mit welchem

die Prinzeß Freundliches zu ſagen wußte, ſie merkte bald, daß aus der ſchönen Hülle ein lebhafter Geiſt hervorblickte, den Antworten des Gatten folgten blitzſchnell geſcheute Einfälle der erlauchten Dame. Zum Schluß wandte ſich die Prinzeſſin wieder an Ilſe und ſagte, wie ſehr ihr Bruder bedaure, daß ſeine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, ſie hier zu ſehen. Worte und Ton waren ſehr gütig, und doch lag etwas von Stolz und fürſtlicher Würde darin, was Ilſe weh that. Als der Profeſſor bei der Rückfahrt mit Wärme von der liebenswürdigen Dame ſprach und ausrief: „Das iſt ein ungewöhnlich klarer Geiſt, wie ihr Ausſehen iſt auch ihre innere Arbeit von elfenhafter Anmuth," da ſchwieg Ilſe ſtill, ſie fühlte, daß der Gatte Recht hatte, aber ihr war, als hätte die Prinzeſſin ſie ausgeſchloſſen von der Annäherung, welche ſie ihrem Felix geſtattete.

In dieſer Stimmung war ihr eine Aufmerkſamkeit überraſchend und werthvoll. Seit jener Unterredung mit dem Fürſten überbrachte ihr der Hofgärtner jeden Morgen zu derſelben Stunde eine Schüſſel der prächtigſten Blumen im Auftrage des hohen Herrn. Dabei blieb es nicht, wenige Tage darauf kam der Fürſt wieder heran, als Ilſe vor der Thür ſaß. Er frug, ob ein leiſer Windzug nicht rathſam mache, in das Haus zu treten; ſie geleitete ihn in die Zimmer, er ſaß dort nieder, forſchte angelegentlich, wie ſie ſich unterhalte, ob ſie Bekannte in der Stadt gefunden, und war ſo gütig um ihr Wohlbefinden bemüht, daß Ilſe dem Gatten nach ſeiner Heim-

kehr sagte: „Wie trügerisch ist doch die Ansicht, die man sich über fremde Menschen bildet. Als ich hierher kam, dachte ich mir den Herrn als einen recht hinterhaltigen Mann, und er ist so freundlich und sieht aus wie ein recht guter Hausvater. Nun — Strenge mag bei der großen Wirthschaft hier wohl manchmal nöthig sein."

Das kurze Ansprechen des Fürsten wiederholte sich. Beim nächsten Mal traf er den Professor neben seiner Gattin. Diesmal war der Fürst ernster als sonst. „Wie waren Sie mit dem Erbprinzen zufrieden?" frug er den Professor.

„Die Vortragenden rühmten seinen Fleiß, unter den Studenten hatte er Popularität gewonnen, man sah ihn allgemein mit Bedauern scheiden."

Der Fürst horchte auf das Wort Popularität. „Wie hat der Prinz verstanden sich diese zu erwerben?"

„Er hat Redlichkeit und entschiedenen Willen bewiesen, man hatte Zutrauen zu seinem Charakter."

Der Fürst sah prüfend auf den Professor und erkannte aus der ruhigen Haltung, daß dies nicht unwahre Höflichkeit war.

„Die Zuneigung der Studenten hat sich auch beim Abgange des jungen Herrn durch ein feierliches Ständchen bewiesen," fiel Ilse ein.

„Ich weiß," versetzte der Fürst, „ich nahm an, daß Weidegg dabei etwas reichlich das Seine gethan habe."

„Es war freier Wille und warme Empfindung der Studentenschaft," versicherte der Gelehrte.

Der Fürst schwieg.

„Auch uns Frauen ist der junge Herr lieb geworden," setzte Alse das Lob fort, „und in unserm Hause sahen wir traurig den Stuhl leer, auf dem Se. Hoheit an unsern Theeabenden gesessen hatte."

Immer noch schwieg der Fürst, endlich begann er in herbem Ton: „Was Sie mir sagen, überrascht mich. Ich darf Sie als Lehrer des Prinzen betrachten und zu Ihnen offener sprechen als gegen meine Umgebung. Der Prinz ist eine schwache Natur, und ich habe kein Vertrauen zu seiner Zukunft."

„Bei uns machte er den Eindruck, daß hinter schüchterner Zurückhaltung doch Anlage zu einem wackern und charakterfesten Wesen vorhanden sei," versetzte der Professor ehrerbietig.

Alse dachte, daß jetzt der Augenblick sei, dem Prinzen etwas Gutes durchzusetzen. „Wenn ich wagen darf, vor Ew. Hoheit auszusprechen, was auch mein Gatte denkt, der Prinz wünschte sich nähere Kenntniß der Landwirthschaft; da ich auch vom Lande bin, so werden Ew. Hoheit mir verzeihen, wenn ich diese Schule unserem theuren jungen Herrn am liebsten gönnen würde."

„Auf dem Gut Ihres Vaters?" frug der Fürst kurz. „Wo es auch sei," versetzte Alse arglos.

„Mir selbst hat er nie etwas von solchen Wünschen gesagt," schloß der Fürst sich erhebend. „In jedem Falle bin ich Ihnen für den Antheil dankbar, den Sie an seiner Zukunft nehmen."

Er entfernte ſich mit gehaltenem Gruß zu den Geſchäften des Tages. Der Tag wurde hart für Alle, welche mit ihm zu thun hatten. Er ritt mit ſeinem Adjutanten weit hinaus in eine hügelige Waldlandſchaft, wo ſeine Soldaten nach einem Nachtmarſch Felddienſt übten. Sonſt kümmerte er ſich wenig um militäriſche Einzelheiten, heut hetzte er die Leute und ſeine Adjutanten durch plötzliche Aenderungen der Dispoſition weit umher. Als die Soldaten ermattet heimzogen, beſichtigte er noch ein entferntes Geſtüt und eine Waldpflanzung, und ſtrich ſtundenlang auf rauhen Bergwegen einher. Niemand machte es ihm zu Dank, nur Tadel und bittere Bemerkungen fielen von ſeinen Lippen. Am Abend war Hofconcert, todtmüde ſtand der Adjutant im Saale und zählte die Minuten bis zu ſeinem Rückzuge. Da forderte ihn der Fürſt, als er den Hof entließ, noch in ſein Arbeitszimmer. Hier ſetzte ſich der Fürſt auf einen Lehnſeſſel in die Nähe des Kamins und ſah in die Flamme, legte zuweilen ein Scheit an, hielt den ſilbernen Griff des Feuerhakens in der Hand, und ſchlug nach längern Pauſen mit dem eiſernen Haken an die metallene Einfaſſung des Feuerrahmens. Unterdeß ſtand der Adjutant einige Schritt hinter ihm, eine Stunde, zwei Stunden, einer Ohnmacht nah, erſt mitten in der Nacht erhob ſich der Fürſt und ſagte: „Sie werden müde ſein, ich will Sie nicht länger aufhalten.“ Er ſprach das mit ſanftem Tone, aber in ſeinen Augen glitzerte ein unheimlicher Schein, und der

Adjutant gestand später seinen nächsten Freunden, er werde den Blick nicht vergessen, so lange er lebe.

„Zum dritten Mal hat der Fürst den Pavillon besucht," berichtete der Kammerherr dem Erbprinzen, welcher mit verhülltem Hals in seinem Zimmer saß. Der Erbprinz sah auf das Buch nieder, das er vor sich hingelegt hatte. „Fühlen sich die Gäste wohl in ihrer Umgebung?"

„Von Frau Professorin möchte ich das nicht behaupten, ich fürchte, sie geräth hier in eine schwierige Lage. Die auffallende Auszeichnung, welche des Fürsten Hoheit ihr zu Theil werden läßt, und gewisse alte Erinnerungen, welche sich an den Pavillon knüpfen —"

Der Prinz stand auf und sah den Kammerherrn so finster an, daß dieser verstummte.

„Der Fürst war heut sehr ungnädig," fuhr der Kammerherr gedrückt fort. „Als ich über Ew. Hoheit Befinden berichtete, fand ich eine Aufnahme, welche nicht ermuthigend war."

Der Erbprinz trat an das Fenster. „Die Luft ist mild, Weidegg, ich will versuchen, morgen auszugehen."

Der Kammerherr war sehr unsicher, welche Aufnahme dieser Entschluß des Erbprinzen finden werde, er entfernte sich schweigend.

Als der Prinz allein war, riß er den Shawl von seiner Brust und warf ihn in eine Ecke. „Thor, der ich war, ich wollte sie vor dem Geschwätz bewahren und habe Schlimmeres herbeigeführt. Ich selbst sitze hier in

der Kartause und der Fürst macht ihr an meiner Statt seine Besuche. Es war ein feiges Mittel. Vermag ich nicht abzuwenden, was über die Arme heraufzieht, so will auch ich meine Rolle in dem Stück spielen, das hier beginnt."

Als der Prinz am nächsten Morgen bei seinem Vater eintrat, begann dieser mit ruhiger Kälte: „Ich höre von Fremden, daß du dir Einblick in eine Landwirthschaft erbeten hast. Der Wunsch ist verständig. Ich will daran denken, wie du Gelegenheit erhältst, diese Kenntnisse irgendwo auf dem Lande zu erwerben. Das wird auch für deine Gesundheit vortheilhaft sein und deiner Neigung zu poetischem Stillleben entsprechen."

„Ich werde thun, was mein lieber Vater mir befiehlt," antwortete der Erbprinz und verließ das Zimmer.

Der Fürst sah ihm nach und murmelte: „Kein anderer Laut in seiner Kehle als feige Ergebung, stets dieselbe unterwürfige Geduld. Nicht zuckte keine Miene, keine Wimper, als ich das Unwillkommene befahl. Ist möglich, daß dieser schlaffe Knabe in der Verstellung ein Meister ist, der mich und uns Alle hintergeht?"

*

Wenn Ilse trotz der Auszeichnung, welche der Fürst ihr zu Theil werden ließ, doch etwas von den dunklen Schatten ahnte, welche über dem Pavillon lagen, weit anders war die Stimmung ihres Gatten. Er lebte bereits mitten in kleinen reizvollen Untersuchungen, zu denen ihm das Antikenkabinet Veranlassung gab, und

die Poesie seines ernsten Geistes arbeitete geschäftig, ihm den Aufenthalt in der Residenz mit glänzendem Schein zu umziehen. Er war ein Jäger, der reine Bergluft athmend mit leichtem Schritt auf seinem Jagdgrund schreitet, während um ihn der Sonnenstrahl Moosgrund und Haidekraut vergoldet. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen, wo in den Bereich seiner Hand kam, was er seit Jahren geträumt hatte. Zwar die neue Spur der Handschrift blieb undeutlich. Was aus jenen Truhen geworden war, die in dem alten Briefe erwähnt wurden, war noch nicht zu ermitteln. In der Bibliothek des Fürsten, in einer Bücherſammlung der Stadt fanden sich unter Handschriften noch andere Bücher, welche aus der Habe des Klosters Reissau eingereiht sein konnten. Er hatte die Bekanntschaft mit dem Oberjägermeister erneuert, auch dieser wußte keinen Raum zu nennen, wo altes Jagdgeräth aufbewahrt werde. Er durchlief alte Verzeichnisse des Marschallamtes, nirgend waren die Kisten zu erkennen. Aber befremdlicher blieb, daß der Name eines fürstlichen Schlosses Solitude auch in der Residenz ganz unbekannt war, kein Druckwerk, kein altes Papier enthielt den Namen. Wenn auch durch einen Brand in der Hofkanzlei viele Acten vernichtet waren, aus dem Erhaltenen mußte sich doch eine Kunde auffinden lassen. Doch das Schloß war, wie aus einer alten Sage, verschwunden und versunken; auch außerhalb des fürstlichen Gebietes, in angrenzender Landschaft haftete nirgend dieser Name. Offenbar war er wenig

bekannt und bald mit einem andern vertauscht werden. Wie seltsam aber auch dieser Umstand war, durch die Nachricht des Studenten hatte jener alte Brief des Beamten eine Bedeutung gewonnen, die dem Studenten guten Erfolg wahrscheinlich machte. Denn erst vor wenig Jahren hatte Jemand, der von dem Werth solcher Nachrichten nichts wußte, die Kiste von Nessau gesehen, sie war nicht mehr ein täuschendes Bild aus ferner Vergangenheit, jeden Tag konnte ein glücklicher Zufall darauf führen. Vorläufig nur ein Zufall. Aber wenn der Professor auf das Schieferdach des fürstlichen Schlosses blickte und die großen Treppen hinaufstieg, kam ihm immer die frohe Ahnung, daß er jetzt seinem Funde nahe sei. Mit Hülfe des Kastellans hatte er bereits den ganzen Schloßboden durchsucht, er war unter den mächtigen Balkenlagen des alten Baues herumgeklettert wie ein Marder, und hatte alte Dachkammern geöffnet, deren Schlüsselbart vielleicht seit einem Menschenalter nicht im Schlosse gedreht war. Er hatte nichts gefunden. Aber es gab noch andere Häuser des Fürsten in der Stadt und Umgegend, und sein Entschluß stand fest, in der Stille eines nach dem andern zu durchsuchen.

In dieser Zeit treibender Unruhe, wo die Phantasie stets neue Aussichten öffnete, war ihm der Verkehr mit gefälligen Menschen sehr erfreulich. Er selbst innerlich angeregt, zeigte sich als guter Gesellschafter und beobachtete mit heiterem Antheil das Treiben seiner Umgebung. Der Fürst zeichnete ihn auffallend

aus, die Cavaliere waren zuvorkommend, er schritt sicher und ohne Ansprüche neben ihnen dahin.

Der Kammerherr berichtete dem Professor, wie gut er der Prinzessin gefallen habe, und Felix freute sich, daß an einem Vormittage auch sie mit ihrer Hofdame das Antikenkabinet besuchte und um seine Führung bat. Als die Prinzessin sich dankend entfernte, bat sie ihn noch, ihr Bücher anzuweisen, aus denen sie sich selbst ein wenig über den Theil des antiken Lebens unterrichten könne, dessen Trümmer er ihr gewiesen, sie erzählte ihm von einer antiken Vase, die sie besitze, und forderte ihn auf, diese bei ihr anzusehn.

Jetzt stand der Gelehrte neben der Prinzessin vor der aufgestellten Vase. Er erklärte ihr den Inhalt des Bildes und erzählte Einiges über altgriechische Töpferarbeit. Die Prinzessin führte ihn in ein anderes Zimmer und wies ihm werthvolle Handzeichnungen; „damit Sie Alles sehen, was ich von Kunstsachen besitze.“ Während er diese ansah, begann sie plötzlich: „Sie haben jetzt etwas von uns kennen gelernt, wie sind Sie mit uns zufrieden?“

„Man ist mir sehr freundlich entgegengekommen,“ erwiederte der Professor, „das thut dem Selbstgefühl wohl, mir macht Freude ein Tagesleben zu sehn, das von dem meines Kreises abweicht, und Menschen, welche anders geformt sind.“

„Und worin finden Sie uns anders geformt?“ frug die Prinzessin angelegentlich.

„Die Gewöhnung, sich in jedem Augenblick schicklich

darzuſtellen und unter Andern ſeine Stellung zu behaupten, giebt den Perſonen eine leichte Zuverſicht, welche ſehr wohlthuend wirkt."

„Das wäre ein Vorzug, den wir mit jedem erträglichen Schauſpieler theilen," verſetzte die Prinzeſſin.

„In jedem Fall iſt es Vortheil, immer dieſelbe Rolle zu ſpielen."

„Sie meinen, es iſt deshalb keine Kunſt, wenn wir Virtuoſität erwerben und unſere Sache beſſer machen," fiel die Prinzeſſin lächelnd ein, „aber darin liegt auch eine Gefahr, wir werden von klein ſo ſehr daran gewöhnt, uns angemeſſen zu erweiſen, daß unſere Aufrichtigkeit zuweilen in Gefahr kommt, wir beobachten die Wirkung unſerer Worte, und wir denken leicht mehr an die gute Wirkung als den wahrhaften Inhalt der Reden. Ich ſelbſt, während ich mit Ihnen ſpreche, bemerke mit Vergnügen, wie ich Ihnen gefalle, ich bin auch nichts weiter als eine arme Prinzeſſin. Aber wenn Ihnen an uns die Virtuoſität im Präſentiren der eigenen Perſon gefällt, uns zieht ebenſoſehr ein Weſen an, das ſicher in ſich ruht, ohne auf äußere Darſtellung zu achten, und wir finden vielleicht Mängel in der Form, einen kräftigen Ausdruck und dergleichen grade intereſſant, immer vorausgeſetzt, daß man uns nicht verletzt, denn darin ſind wir empfindlich. Denn wer uns auf die Dauer gefallen will, der thut gut, unſere Anſprüche jeden Augenblick zu ſchonen. Ich will nicht, daß Sie mich ſo behandeln," unterbrach ſie ſich, „aber ich denke dabei doch an Sie. Geſtern hörte

ich, wie Sie dem Fürsten gradezu widersprachen. Bitte, schonen Sie unsere Schwäche, ich möchte, daß Sie sich recht lange bei uns gefielen."

Der Professor verneigte sich. „Wenn ich im Widerspruch wärmer wurde als nöthig war, so bin ich einer Versuchung unterlegen, welche Männern meines Berufes gefährlich wird. Disputiren ist die Schwäche der Gelehrten."

„Gut, wir rechnen mit unseren Eigenheiten gegen einander ab. Sie aber sind in der glücklichen Lage, stets frischweg anzugreifen, wir immer in der entgegengesetzten, uns vertheidigen. Die große Sorge, welche uns von Jugend auf jeden Augenblick am Kleide zieht, ist die, daß wir uns nichts vergeben. Bei Ihnen streitet man sich wahrscheinlich selten um den Vorrang, ich fürchte, auch Ihnen ist sehr gleichgültig, welche Stufe Sie in unserer Rangordnung einnehmen, uns ist dergleichen große Angelegenheit, nicht nur unserm Hofstaat, noch mehr uns selbst. Viele von uns sind Tage lang unglücklich, weil sie nicht bei Tafel den Platz erhalten, den sie beanspruchen. Mancher Besuch unterbleibt deshalb, alte Verbindungen werden abgebrochen, und es giebt allerlei unfreundliches Gezänk hinter der Scene. Treten wir einmal klugen Leuten von Ihrer Art gegenüber, dann lachen wir wohl selbst über die Schwäche, aber wenige sind frei davon. Auch ich habe schon um meinen Platz bei der Tafel gefochten und mir Feinde gemacht," setzte sie mit muthwilliger Offenheit hinzu.

„Niemand mag sich in jedem Augenblick von den Anschauungen seiner Umgebung frei erhalten," versetzte artig der Professor. „Vor hundert Jahren war im Leben des Bürgers derselbe peinliche Eifer um Rang und gesellige Bevorzugung. Bei uns ist das anders geworden, seit unser Leben einen stärkern geistigen Inhalt erhielt. In Zukunft wird man auch bei Hof über dergleichen als veralteten Trödelkram lächeln."

Die Prinzeß hob drohend den kleinen Finger. „Herr Werner, das sprach wieder der Gelehrte, verbindlich war das nicht. Wir bewegen uns nicht so sehr im Nachtrabe der Mode und guten Lebensart, daß wir hinter den Menschen zurückgeblieben sind, von denen wir uns gesellschaftlich abschließen."

„Vielleicht grade deshalb," sagte der Professor, „weil man sich abschließt. Der wärmste Herzschlag unserer Nation war von je in der Mitte zwischen oben und unten, von da aus verbreiten sich Bildung und neue Ideen allmälig zu den Fürsten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und Schwächen einer Zeitbildung steigen in der Regel ein halbes Menschenalter, nachdem die Gebildeten in der Mitte des Volkes darunter gelitten haben, auf die Throne, sie erlangen dort erst Geltung, wenn sie im Volke durch neue Zeitrichtung bereits überwunden sind. Auch deshalb wird es zuweilen schwer, daß sich Fürst und Volk in ernsten Dingen verstehen."

„O wie haben Sie recht," rief die Prinzessin und trat näher an ihn. „Das ist Verhängniß der Fürsten,

unser aller Unglück, daß die tüchtigste Bildung unserer Zeit selten freundlich auf uns wirkt. Die frische Luft fehlt der Atmosphäre, in der wir leben, wir alle sind weich und stubenkrank. Was uns nahe tritt, muß sich unsern Vorurtheilen anbequemen, und wir gewöhnen uns, die Menschen nur nach der künstlichen Ordnung zu schätzen, die wir selbst für sie erdacht. Haben Sie früher einmal mit einem unserer großen Herren in Verbindung gestanden?"

„Nein," versetzte der Professor.

„Haben Sie auch niemals, was Sie geschrieben, einem hohen Herren übersandt?"

„Ich hatte dazu keine Veranlassung," versetzte der Professor.

„Dann sind Sie sogar unbekannt mit der Scala von Huldbezeigungen, welche wir den Herren Gelehrten gegenüber feststellen. Jetzt mache ich die schöne Belehrung über Thonvasen quitt, die ich von Ihnen erhalten, auch ich gebe Ihnen Unterricht. Setzen Sie sich mir gegenüber, Sie sind jetzt mein Scholar." Die Prinzeß lehnte sich in dem Sessel zurück und zog ihr Gesicht in ernste Falten. „Wir nehmen an, Sie sind fromm und gut und schauen ehrerbietig nach dem Stiele des Reichsapfels hin, den wir in der Hand halten. Ihre erste Sendung kommt, ein ansehnliches Buch: der Titel wird aufgeschlagen: Ueber antike Thonvasen. — Hm hm, wer ist der Mann? Man erkundigt sich ein wenig, es ist gut, wenn bereits gedruckte

Notizen über Sie zu haben ſind. Darauf anerkennende Antwort aus dem Kabinet, kurze Variation nach dem Formular Numero 1. Ihre zweite Sendung erſcheint, ein hübſcher Einband, ein angenehmer Eindruck, deshalb wärmere Anerkennung in verbindlichen Ausdrücken nach Formular 2. Dritte Sendung, wieder dick, der Goldſchnitt iſt untadelhaft, das Kabinet nimmt das Buch in die Hand und erwägt. Iſt der Verfaſſer eine kleine Leuchte, ſo tritt er in das Stadium der Buſennadel, iſt er höherer Beachtung werth, durch bekannten Namen, oder was uns ſicherer iſt, durch einen Titel, ſo gelangt er in den Geſichtskreis des Ordens. Ein Orden hat Klaſſen, welche an Fraude genau nach ihrem Titel ausgetheilt werden. Aber wer beharrlich iſt und nicht nachläßt, immer auf's neue zu verpflichten, der hüpft allmälig wie der Laubfroſch in Jahreszwiſchenräumen nach der Höhe."

„Ehrerbietigen Dank für die Belehrung," erwiederte der Profeſſor, „es ſei mir geſtattet, in dieſem Fall das Kabinet in Schutz zu nehmen. Was ſollen die erlauchten Herren zuletzt auf gleichgültige Sendungen anders thun, zumal wenn ſie in Menge einlaufen?"

„Es war nur ein zutrauliches Beiſpiel," ſagte die Prinzeſſin, „wie hübſch wir die Stufen zu unſerer Gnade nach allen Richtungen gezimmert haben. Uebrigens ſind wir bei dem, was wir den Männern ſchenken, nicht nur artig, ſondern auch ökonomiſch für uns ſelbſt beſorgt. Wer

nicht bunte Bänder zu verschenken hat, fühlt sich sehr genirt. Aber," fuhr sie in verändertem Ton fort, „in derselben Weise ist ein großer Theil unserer Thätigkeit auf eiteln Schein und leere Form gerichtet; und weil Hunderte so schwach und abhängig sind, daß sie sich dadurch anziehen lassen, meinen wir Millionen an uns fesseln zu können."

„Manch kleiner Vortheil wird damit erreicht," versetzte der Professor, „nur ein Irrthum ist in der Rechnung; wer die Menschen durch ihre Schwächen, Eitelkeit und Hoffahrt an sich bindet, der erwirbt den besten Theil ihres Lebens doch nicht; in ruhigen Zeiten ist diese beflissene Attraction unnöthig, in der Gefahr erweist sie nur die Stärke eines Strohseils."

Die Prinzeß nickte eifrig mit dem Haupt. „Man weiß das auch recht gut," sagte sie vertraulich, „und man fühlt sich gar nicht wohl und sicher, trotz dem massenhaften Ausstreuen von Huld. Was ich zu Ihnen sage, würde meinen erlauchten Verwandten wie Hochverrath klingen, nur weil ich es ausspreche, nicht weil ich so denke. Halten Sie mich nicht für einen weißen Raben, es giebt Klügere als ich, die in der Stille eben so urtheilen, aber wir finden uns aus den Barrieren nicht heraus, und wir klammern uns daran, obgleich wir wissen, daß die Stütze schwach ist. Denn wie der Kolibri die Schlange, so betrachten wir das Antlitz, welches uns die neue Zeit entgegenhält, mit Schauder und hilfloser Erwartung." Sie erhob sich. „Doch ich bin ein Weib

und habe kein Recht, über dieſe großen Verhältniſſe mitzuſprechen. Wenn mir einmal bange wird, gebrauche ich das Vorrecht der Frauen, zu klagen, das habe ich Ihnen gegenüber reichlich gethan. Denn mir liegt ernſtlich daran, Ihnen zu gefallen, Herr Werner. Ich wünſche, daß auch Sie mich als ein Weib betrachten, welches Beſſeres verdient, als gefällige Worte und höfliche Richtigkeiten. Gönnen Sie mir recht oft die Freude, an Ihrem Urtheil das meine zu berichtigen."

Sie hielt dem Gelehrten mit herzlichem Vertrauen die Hand entgegen. Werner beugte ſich tief herab und verließ das Zimmer. Die Prinzeß ſah ihm fröhlich nach.

Der Profeſſor trat warm von dem Geſpräch in den Pavillon und erzählte ſeiner Frau den ganzen Verlauf. „Ich habe nicht für möglich gehalten," rief er, „daß in Frauen dieſes Kreiſes ein ſo freies und hochſinniges Verſtändniß ihrer Stellung zu finden ſei. Das Schönſte war die heitere Unbefangenheit ihres Weſens, ein Liebreiz, der ſich jeden Augenblick in Accent und Bewegung ausſprach. Die kleine Dame hat mich bezaubert. Ich will ihr ſogleich das Buch zurecht machen, das ſie ſich gewünſcht hat." Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſtrich gedruckte Stellen an und ſchrieb Bemerkungen auf kleine Zettel, die er hineinlegte.

Ilſe ſaß am Fenſter und ſah mit großen Augen auf den Gatten. Es war kein Wunder, daß die Prinzeß ihm gefiel, Ilſe ſelbſt hatte mit dem Scharfſinn

einer Frau erkannt, wie fein ſie zu gewinnen wußte. Hier war eine Seele, die ſich unter dem Zwang ihres Hofes nach dem Verkehr mit einem freigebildeten Mann ſehnte, hier war ein kräftiger Geiſt, der ſich über die Vorurtheile ſeines Ranges erhob, gewandt, leicht beflügelt, mit ſchnellem Verſtändniß. Jetzt hatte dieſe Frau einen Mann gefunden, zu dem ſie aufſehen mußte, und ſie legte mit ihrer kleinen Hand die Feſſeln um ſeine Bruſt.

Es wurde dunkel im Zimmer, noch ſaß Felix, machte Zeichen und ſchrieb. Die Strahlen der Abendſonne lagen auf ſeinem Haupt, um Alle ſchwebten die dunklen Schatten des fremden Raumes. Im Rücken des Gatten erhob ſie ſich von ihrem Stuhl.

„Er iſt gut gegen mich," klang es in ihr, „er liebt mich, wie man an Jemandem hängt, den man ſich gezogen und zum Vertrauten gemacht hat. Er iſt nicht wie andere Männer, daß er meine Rechte hinwerfen wird an eine Fremde, er iſt arglos wie ein Kind und merkt nichts von der Gefahr, die ihm und mir droht. Hüte dich, Alie, daß du den Nachtwandler nicht weckſt."

„Ich Thörin! welches Recht habe ich zu klagen, wenn auch einer Andern ſeine reiche Seele zu Gute kommt? Bleibt nicht genug von dem Schatz ſeines Lebens noch für mich? Nein," rief ſie, und ſchlang die Hände um den Hals des Gatten, „du gehörſt mir und ganz will ich dich haben."

Der Profeſſor ſah auf, ſein erſtaunter Blick brachte

Ilſe zur Beſinnung. „Verzeih,“ ſagte ſie tonlos, „ich war in Gedanken.“

„Was haſt du, Ilſe?“ frug er gutherzig. „Deine Wange iſt heiß, biſt du krank?“

„Es wird vorübergehen, habe Geduld mit mir.“

Der Profeſſor verließ ſein Buch und beſchäftigte ſich ängſtlich mit ſeiner Frau. „Oeffne das Fenſter,“ bat ſie leiſe, „die Luft in dem verſchloſſenen Raume legt ſich ſchwer auf die Bruſt.“

Er war ſo herzlich um ſie bemüht, daß ſie wieder heiter auf ihn ſah: „Es war eine thörichte Schwäche, Felix, ſie iſt vorüber.“

3.

Zwei neue Gäste.

Der Professor stand mit dem Kammerherrn im Arbeitszimmer des Fürsten. Dieser hielt das Memorial in der Hand, welches Werner über das Antikencabinet verfaßt hatte. „Erst hierdurch erhalte ich ein Urtheil über den Umfang des Katalogs, welchen Sie für nöthig halten. Ich bin bereit, auf Ihre Vorschläge einzugehen, wenn Sie sich verpflichten wollen, die oberste Leitung der neuen Aufstellung und des Katalogs zu übernehmen. Können Sie uns diesen Dienst nicht erweisen, so bleibt alles wie bisher, denn nur das große Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und der Wunsch, Sie in meiner Nähe zu behalten, würde mich veranlassen, die nöthigen Opfer zu bringen. Sie sehen, ich mache das Unternehmen von dem Grade der Zuneigung abhängig, welchen Sie selbst für diese Arbeit hegen."

Der Professor entgegnete, daß seine Anwesenheit für die erste Einrichtung wünschenswerth sein möge, und daß er bereit sei, einige Wochen darauf zu wenden. Später werde genügen, wenn er ab und zu die Fortschritte der Arbeiten prüfe.

„Damit bin ich vorläufig zufrieden," ſagte der Fürſt mit kurzem Bedacht, „unſer Vertrag iſt alſo geſchloſſen. Ferner aber ſehe ich, daß es darauf ankommt, einen Arbeiter zu gewinnen, welcher unter Ihrer Leitung das Detail bewältigt. Der Conſervator iſt dafür nicht brauchbar?"

Der Profeſſor verneinte dies.

„Und können Sie mir einen ſolchen Gehilfen vorſchlagen?"

Der Profeſſor muſterte in Gedanken die älteren Mitglieder ſeines Kränzchens.

Diesmal fiel dem Kammerherrn ſogleich der geeignete Mann ein. „Würde nicht Magiſter Knips für dieſe Arbeit paſſen?"

„In der That," ſagte der Profeſſor, „Fleiß, Kenntniſſe, ſeine ganze Perſönlichkeit machen ihn vortrefflich geeignet. Ich glaube, daß er auf der Stelle zu haben wäre. Auch für ſeine Zuverläſſigkeit gegenüber den Werthſtücken könnte ich bürgen. Aber ich darf dieſe Verantwortung doch nicht übernehmen, ohne Ew. Hoheit mitzutheilen, daß er einmal in ſeinem Leben durch Mangel an Vorſicht in einen widerwärtigen Handel verwickelt wurde, der nicht mir, aber mehren ſeiner Bekannten das Vertrauen zu ihm verringert hat."

Darauf erzählte der Profeſſor ſchonend für alle Betheiligten die Geſchichte von dem gefälſchten Pergamentblatt des Tacitus.

Der Fürſt hörte mit Intereſſe zu und erwog.

„Ueber den Beſtand der Sammlungen erlauben die alten Verzeichniſſe augenblickliche Controlle. Sie halten den Magiſter für unſchuldig an jenem Betruge?“

„Ich halte ihn dafür,“ ſagte der Gelehrte.

„Dann erſuche ich Sie, dem Mann zu ſchreiben.“

Wenige Tage darauf betrat Magiſter Knips die Reſidenz. Er trug Reiſetaſche und Hutſchachtel in eine anſpruchsloſe Herberge, hüllte ſeinen Leib auf der Stelle in die Gewänder, welche er ſelbſt gegen ſeine Mutter Lohndienertracht nannte, und ſuchte den Pavillon des Profeſſors auf. Gabriel ſah die Geſtalt von Weitem durch blühendes Geſträuch heranziehen, den Kopf auf der Schulter, den Hut in der Hand. Denn Knips erachtete für anſtändig, im Bann des fürſtlichen Schloſſes das Haupt entblößt zu tragen, und durchſchritt wie eine wandelnde Verbeugung den vornehmen Geſichtskreis. Auch der Profeſſor konnte ein Lächeln nicht bergen, als er den höfiſch zugerichteten Magiſter, glatt und duftend, mit zwei tiefen Verbeugungen vor ſich ſah. „Der Kammerherr hat Sie für dieſe Thätigkeit vorgeſchlagen, ich habe nicht widerſprochen. Denn unter der Vorausſetzung, daß ſie Ihnen in entſprechender Weiſe honorirt wird, bietet ſie Gelegenheit zu einer großen Anſtrengung, welche Sie vielleicht für immer aus kleiner Tagesarbeit heraushebt, und welche bei pflichtgetreuer Ausführung nicht nur Einzelne von uns, ſondern die ganze Wiſſenſchaft zu lebhaftem Dank verpflichten wird. Ihre Leiſtung hier mag deshalb für Ihr ſpäteres Leben

entscheidend sein. Denken Sie jede Stunde daran, Herr Magister, daß Sie Gewissenhaftigkeit und Treue nicht nur der Wissenschaft, auch dem Eigenthum des Fürsten zu beweisen haben, welcher Sie vertrauend hierher rief."

„Hochwohlgeborner und hochverehrter Herr Professor," erwiederte Knips, „als ich Dero Brief durchgelesen hatte, war mir nicht zweifelhaft, daß Dero gütiges Wohlwollen mir Gelegenheit geben wollte, einen neuen Menschen anzuziehen. Deshalb, an die Pforte eines unbekannten Lebens tretend, flehe ich tief bewegt vor Anderem um die Fortdauer von Dero guter Meinung, welche ich in treuestem Gehorsam verdienen zu können vertraue."

„Gut also," schloß der Professor, „melden Sie sich bei dem Kammerherrn."

Schon am Tage darauf saß Knips vor einer Reihe antiker Lampen, den Frack durch Ueberziehärmel geschützt, die Feder am Ohr, von Büchern der fürstlichen Bibliothek umgeben. Er schlug nach, verglich, schrieb auf und war rüstig in seiner Arbeit, als wenn er sein Lebtag Commis in einem Nippesgeschäft des alten Roms gewesen wäre. Der Kammerherr meldete vor der Tafel heiter dem Prinzen: „Magister Knips ist da," und der Prinz wiederholte zur Schwester: „Der weise Knips ist da." „Ah, der Magister," sagte der Fürst ebenfalls mit Laune.

In derselben Woche wurde der Fürst von dem Kammerherrn in die Sammlungen begleitet, damit Knips gelegentlich unter die Augen des Herrn gestellt werde.

Der Fürſt ſah neugierig auf den tiefgekrümmten Mann, dem der Angſtſchweiß ausbrach, und der jetzt völlig einer Maus glich, welche durch ſtarke Bezauberung verhindert wird, in ihrem Loche zu verſchwinden. Der Fürſt erkannte ſogleich, was er ſubalterne Natur nannte, und das bleiche breitgerückte Antlitz, das zurückgezogene Kinn und die wehmüthige Miene ſchienen ihn zu ergötzen. Im Begriff weiter zu gehen, wies er auf den Bücherwall, aus welchem Knips emporgeſchoſſen war: „Sie haben ſich ſchnell heimiſch gemacht, ich hoffe, daß Sie bei uns fanden, was Ihnen an Büchern unentbehrlich iſt.“

„Maßloſen Wünſchen entſagend,“ jammerte Knips in hohem Ton, „habe ich aus Allerhöchſtdero Bibliothek vieles Brauchbare zu entleihen mir in tiefſter Unterthänigkeit geſtattet, Fehlendes aber mit Beihülfe verehrter Gönner aus den Bücherſammlungen meiner Vaterſtadt herbeizuſchaffen gewagt.“

Der Fürſt ging mit kurzem Kopfnicken weiter, Magiſter Knips blieb in der Stellung demüthiger Hingabe ſtehen, bis der Fürſt das Zimmer verlaſſen hatte, dann ſank er auf den Stuhl zurück und ſchrieb ohne links und rechts zu ſehen, an dem angefangenen Worte weiter. So oft der Fürſt das Zimmer betrat und verließ, ſchnellte er auf und fiel zurück, durch Ehrfurcht in einen Automaten verwandelt.

„Sind Sie mit ihm zufrieden?“ frug der Fürſt den Profeſſor.

„Noch über Erwarten,“ antwortete dieſer.

Der Kammerherr, froh ſeiner Empfehlung, erinnerte den Fürſten, daß derſelbe Magiſter ſich auch als vortrefflichen Wappenmaler erwieſen habe und merkwürdige Kenntniſſe in Brauch und Feſtordnung der alten Höfe beſitze. Als der Fürſt den Saal verließ, ſtreifte ſein Auge vornehm über das geſenkte Haupt des Kleinen, aber Knips konnte mit dem Erfolge dieſer Vorſtellung zufrieden ſein, er war ſehr ehrerbietig und ſehr bequem für fernere Verwendung befunden.

Ihm wurde ſogleich Gelegenheit, ſeine Brauchbarkeit in einem außerordentlichen Fall zu beweiſen. Die Ordnung des Hofes war in allen Stücken muſterhaft, nicht am wenigſten, wenn der Fürſt eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen hatte. Ein vertrauter Kabinetsrath zog vor jedem Geburtstag, bei welchem der Fürſt durch ſein Herz zu einem Geſchenk verpflichtet war, nicht weniger vor Volksfeſten, welche die Stiftung eines ſilbernen Bechers oder andern Beweis fürſtlicher Theilnahme nothwendig machten, den Tag des Feſtes nebſt der für das Geſchenk ausgeſetzten Summe aus ſeinem Verzeichniß und ſandte die Anzeige dem Kammerherrn. Denn dieſer war mit dem ehrenvollen, aber ſchwierigen Amte bekleidet, etwas Paſſendes zu wählen und anzukaufen. Bei Geburtstagen der fürſtlichen Familie hatte der Kammerherr aber nur Vorſchläge zu machen, der Fürſt entſchied ſelbſt über Geſchenke und Preiſe. Jetzt nahte der Geburtstag der Prinzeſſin. Der Cavalier machte deshalb ihrer Kammerfrau einen Beſuch und erkundigte ſich un-

ter der Hand, was die Prinzessin sich wohl wünsche. Auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege wurde allerlei festgestellt, der Kammerherr fügte aus eignem Antriebe moderne Kleinigkeiten bei, darunter Verlegeblätter zu bunten Anfangsbuchstaben, welche grade damals in Album und Briefbogen gemalt wurden, denn er wußte, daß die Prinzessin dergleichen gewünscht hatte. Der Fürst wählte aus der Liste und blieb zuletzt an den Verlegeblättern hängen. „Diese Pariser Fabrikzeichnungen werden der Prinzessin schwerlich gefallen. Können Sie nicht gemalte Buchstaben alter Pergamente von einem Zeichner copiren lassen? Wer hat mir doch Ihren Magister Knips gerühmt? Er soll kleine Handzeichnungen sehr zierlich anfertigen."

Der Kammerherr freute sich ehrerbietig des hohen Einfalls und suchte den Magister auf; Knips versprach, alle Buchstaben des Alphabets nach alten Handschriften zu malen, der Kammerherr besorgte unterdeß die Kapsel. Als die Arbeit des Magisters dem Fürsten vorgelegt wurde, war dieser in der That überrascht. „Das sind ja schöne alte Miniaturen," rief er, „wie kommen Sie dazu?" Jeder Buchstabe stand auf altem Pergament so gemalt, daß, wer flüchtig zusah, nicht erkennen mochte, ob die Arbeit alt oder neu war.

Lange sah der Fürst auf die Blätter. „Dies ist ein staunenswerthes Talent; sorgen Sie dafür, daß der Mann nach dem Werth seiner Leistung entschädigt wird." Knips gerieth in ehrfurchtsvolles Entzücken, als ihm der

Kammerherr die Zufriedenheit des Fürſten in glänzendem Gepräge zu erkennen gab. Dabei aber blieb es nicht. Denn kurz darauf beſuchte der Fürſt das Antikenkabinet in einer Stunde, wo Knips darin arbeitete. Der Fürſt hielt wieder vor dem Magiſter an. „Ich habe mich über die Bilder gefreut," ſagte er, „Sie beſitzen eine ſeltene Virtuoſität, Auge und Urtheil durch den Schein des Alterthums zu täuſchen."

„Allerhöchſte Gnade möge verzeihen, wenn die Nachahmung wegen Kürze der Zeit nur unvollkommen ausfiel," erwiederte der gebeugte Knips.

„Ich bin ſehr damit zufrieden," entgegnete der Fürſt und muſterte ſcharf Antlitz und Haltung des kleinen Mannes. Er fing an, dem Magiſter ein Intereſſe zu gönnen. „Es kann Ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, dieſe Kunſt in lohnender Weiſe auszuüben."

„Allerhöchſter fürſtlicher Huld blieb vorbehalten, die geringe Fertigkeit für mich werthvoll zu machen," verſetzte Knips, „bis jetzt habe ich ſolche Nachbildung nur zu meinem eigenen Vergnügen geübt, oder hie und da als Scherz, um einmal Andere zu necken."

Der Fürſt lächelte und entfernte ſich mit einer wohlwollenden Bewegung des Hauptes. Magiſter Knips war ſehr brauchbar befunden.

Die Prinzeſſin ſaß an ihrem Schreibtiſch, die Feder flog in der kleinen Hand, ſie blickte zuweilen in ein Buch von gelehrtem Ausſehen und ſchrieb Stellen ab, welche

ihr durch Striche bezeichnet waren. Tritte im Vorzimmer störten die Arbeit, der Erbprinz trat ein, neben ihm ein Officier in fremder Uniform. „Setzt euch, Kinder," rief die Prinzeß. „Lege deinen Sarras ab, Victor, und komm zu mir. Du bist ein hübscher Junge geworden, man sieht dir's an, daß du dich unter fremden Leuten behauptet hast."

„Man schlägt sich durch," versetzte Victor achselzuckend, und stellte den Säbel vorsichtig in die Nähe, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

„Sei ruhig," tröstete die Prinzeß, „wir sind jetzt sicher, er hat Geschäfte."

„Wenn er es gesagt hat, wollen wir uns nicht darauf verlassen," versetzte Victor. „Du bist ernster geworden, Sidy, auch das Zimmer ist verändert, Bücher und wieder Bücher," er schlug einen Titel auf. „Archäologie der Kunst. Sprich, was thust du mit dem Zeug?"

„Man schlägt sich durch," wiederholte Sidy achselzuckend.

„Sidy beschützt die Wissenschaft," erklärte der Erbprinz. „Wir haben jetzt gelehrte Theeabende, sie läßt Stücke lesen mit vertheilten Rollen. Nimm dich in Acht, du wirst auch daran müssen."

„Ich lese nur Bösewichter," versetzte Victor, „und allenfalls Verliebte."

„Das Beiwerk ist mein Theil," sagte der Erbprinz, „das Beste, was an mich kommt, ist ein gutmüthiger Vater, der zuletzt seinen Segen giebt."

„Er hat keinen andern Ton in ſeiner Kehle," entſchuldigte die Prinzeß, „als ruhigen Biedersinn, er proteſtirt, wenn er mehr als vier Verſe hintereinander vortragen ſoll, dabei entſteht noch jedesmal eine Pauſe, in der er ſich die Perquette zurecht rückt."

„Sein eigentlicher Beruf iſt Paſtor," ſpottete Victor, „er würde ſeiner Gemeinde den Genuß kurzer Predigten und eines tugendhaften Wandels verſchaffen."

„Höre, wenn er darin beſſer ſein ſollte als du, ſo wäre das noch kein Verdienſt. Victor, du ſtehſt bei uns in dem Ruf, immer noch ſehr unartige Streiche zu machen, und uns wird die Bekanntſchaft mit deinen Thorheiten nicht erlaſſen."

„Verleumdung," rief Victor. „Ich bin bei meinem Regiment übel angeſehen wegen allzu ſtrengen Grundſätzen."

„Dann bewahre uns der Himmel vor einem Einbruch deiner Kameraden. Mir iſt recht, daß du deinen Urlaub in dieſer Galeere zubringen willſt, aber ich wundere mich darüber. Du biſt frei, dir ſteht die Welt offen."

„Ja, frei, wie eine Tehle, die aus dem Neſt geworfen iſt," verſetzte Victor, „man hat doch Stunden, wo einem einfällt, daß die Garniſon nicht alle Reize einer Heimath hat."

„Und die ſuchſt du bei uns?" frug die Prinzeſſin. „Armer Vetter! — Aber du warſt unterdeß in Cam-

pagne, ich gratulire. Wir hören, du haſt dich brav gehalten.“

„Ich hatte ein gutes Pferd,“ lachte Victor.

„Und du haſt die große Tour bei den Verwandten gemacht?“

„Ich habe die Myſterien dreier Höfe durchgeleſen,“ verſetzte Victor. „Zuerſt bei der Couſine, unſchuldiger Schäferhof und reizendes Stillleben. Der Hofmarſchall trägt eine Stickerei in der Taſche, an der er unter den Damen arbeitet. Die Hofdame kommt mit ihrem Bologneſer zum Diner und läßt ihn von der Küche füttern. Jede Woche werden zweimal Leute aus der Stadt auf Thee und Backwerk geladen. Wenn die Familie den Thee allein nimmt, wird um Haſelnüſſe geſpielt. Ich glaube, ſie werden im Herbſt vom ganzen Hofe geſammelt. Dann ging's zum Großonkel an den Hof der ſechsfüßigen Grenadiere, ich war der kleinſte unter der Geſellſchaft, den einen Tag waren alle als Generale coſtümirt, den Tag darauf alle als Nimrods in Jagdröcken und Gamaſchen; heut wird exercirt, morgen gejagt. Pulver iſt der größte Conſum des Hofes; auch das Ballet trägt, wie man ſagt, unter dem Flor Uniformen. Endlich kam der große Hof der Tante Luiſe. Alle in weißen Köpfen mit Puder, hat Jemand jüngeres Haar, ſo ſucht er es ſo ſchnell als möglich los zu werden. Abends tugendhafte Familienunterhaltung, wer mediſirt, erhält am nächſten Morgen von der Fürſtin eine Aufforderung zu Beiträgen für milde Stiftungen.

Prinzeß Minna frug mich, ob ich auch fleißig zur Kirche gehe, und als ich ihr sagte, daß ich wenigstens mit unserm Feldprediger regelmäßig Whist spiele, fiel ich in Verachtung; sie tanzte den ersten Contretanz mit ihrem Bruder, ich bekam erst den zweiten. Die Abendgesellschaft genau nach ihren Würden aus den vier Schachteln geholt, jede in gesonderter Aufstellung. Saal der wirklichen Geheimen, der Kammerherrn, des Kleinviehes vom Hofe, und außerdem eine Vorhölle für unvermeidliches Bürgervolk, worin Banquiers und Künstler der höchsten Beachtung harren."

„Dies steife Wesen macht uns vor aller Welt lächerlich," rief der Erbprinz.

Die Prinzeß und Victor lachten über den plötzlichen Eifer. „Seit wann ist Benne roth?" frug Victor.

„Ich höre dies von ihm zum ersten Male," sagte die Prinzeß.

„Ein Fürst soll nur Gentlemen in seine Gesellschaft laden, wer darin ist, steht dem Andern gleich," belehrte der Erbprinz.

Wieder lachten die Andern. „Wir danken für den weisen Spruch, Professor Benben," rief Siddy.

„In diesem Zimmer war's, wo wir dich als Eule anzogen, Benben, und wo du seufzend unter Siddy's Mantel saßest, als der Fürst uns überraschte."

„Und wo du Strafe erhieltest," versetzte Benne, „weil du mich armen Kerl so verunstaltet."

„Mach's ihm noch einmal," rief Siddy.

„Wie du befiehlſt.“ Victor nahm ein buntes Seidentuch, formte zwei Zipfel durch Knoten zu Ohrbüſchchen und verhüllte den Kopf des Erbprinzen, der ſich das Manöver ruhig gefallen ließ. Sein ernſthaftes Geſicht mit den dunklen Augenbrauen blickte abenteuerlich aus der Hülle heraus. „Jetzt fehlt der Federrock,“ rief Sidy, „den denken wir uns dazu. Ich bin die Wachtel und Victor macht den Hahn. Ich kenne noch die Melodie, die wir uns als Kinder erdacht haben.“

Sie flog zum Flügel und fuhr über die Taſten, der Erbprinz drehte den Theaterzettel, welchen er in der Taſche trug, zu einer ſpitzen Düte und ſtöhnte hinein: „Uhü, Uhü, Frau Wachtel, ich freiſe Sie.“

Die Wachtel ſang: „Pikwerwit, alter Uhu, 's macht ſich nit.“ Und der Hahn krähte: „Kikeriki, allerliebſte Wachtel, ich liebe Sie.“

„Das iſt nie wahr geweſen, Victor,“ ſagte die Prinzeſſin unter dem Spiele.

„Wer weiß,“ entgegnete er, „Kikeriki.“

Das Concert war im beſten Gange, Victor ſprang auf den Teppich, ſchlug mit den Händen und krähte, der Erbprinz blies auf ſeinem Stuhle unermüdlich die Klagelaute des Uhu, Sidy bewegte ihr Köpfchen nach dem Takte, ſang ihr Pikwerwit und rief dazwiſchen: „Ihr ſeid lächerliche kleine Jungen.“ Da klopfte es leiſe, ſchnell fuhren Alle auf, der Säbel flog an ſeinen Riemen, die Wachtel war im Nu in eine vornehme Dame verwandelt.

„Des Fürſten Hoheit läßt erſuchen, Höchſtdenſelben allein zu erwarten," meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich wußte, daß er uns ſtören würde," rief Victor aufbrechend.

„Hinweg ihr Kinder," rief Prinzeß Sidonie. „Noch einmal, mich freut's Vetter, daß du wieder da biſt, wir drei wollen zuſammenhalten. Benno iſt brav und mein einziger Troſt. Vermeide, ſo oft der Fürſt zugegen iſt, dich mit mir zu beſchäftigen, ich nehme dir nicht übel, wenn du dich gar nicht um mich kümmerſt. Der Spion, welcher mir geſetzt wurde, iſt jetzt mein Fräulein, die Leſſau, jedes Wort, das du in ihrer Gegenwart ſprichſt, wird zugetragen. Die Herren kennſt du, luſtiger ſind ſie nicht geworden."

„Da iſt Benno's Kammerherr heraufgekommen," frug Victor, „der Fürſt ſprach heut lange mit ihm."

„Er iſt gutmüthig, aber ſchwach," bemerkte der Erbprinz, „und hängt ganz von ſeiner Stelle ab. Verlaß iſt nicht auf ihn."

„Sei diesmal hübſch artig, Victor," fuhr die Prinzeſſin fort, „ſei ein guter Chineſe, trage deinen Zopf regelrecht, und benimm dich genau nach den Privilegien des Knopfes, den du auf deiner Mütze führſt. Jetzt macht fort, dort hinaus, die Treppe meiner Kammerfrau hinab."

Prinzeß Sidonie eilte dem Fürſten an die Thür des Empfangzimmers entgegen. Die Fürſt durchſchritt die Räume bis in ihre Arbeitsſtube. Er warf einen Blick

in das aufgeschlagene Buch. „Wer hat diese Zeichen gemacht?“

„Herr Werner hat mir die wichtigsten Stellen angestrichen,“ versetzte die Prinzessin.

„Es ist mir lieb, daß du diese Gelegenheit benützest, dich durch einen ausgezeichneten Gelehrten fördern zu lassen. Er ist, wenn man von dem doctrinären Wesen absieht, welches an diesen Meistern der Bücher hängt, ein bedeutender Mensch. Ich habe den Wunsch, ihm für seine opfervolle Thätigkeit den Aufenthalt so angenehm zu machen, als die Verhältnisse erlauben, und ich ersuche, daß du dabei das Deine thust.“

Die Prinzeß verneigte sich stumm, die Finger ihrer Hand schlossen sich krampfhaft zusammen.

„Da es unmöglich ist, ihn und seine Frau dem Hofe näher zu stellen, so wünsche ich, daß du die Fremden einmal zu deinen kleinen Theeabenden einladest.“

„Mein gnädigster Vater wolle mir verzeihen, wenn ich nicht sehe, wie dies geschehen kann. Die Abendgesellschaft hat bis jetzt immer nur aus meinen Damen und den ersten Mitgliedern des Hofes bestanden.“

„So ändere das,“ sagte der Fürst kalt, „es bleibt dir unbenommen, noch einen oder den andern von unsern Beamten mit ihren Frauen herbeizuziehen.“

„Verzeihung, mein Vater, da dies bis jetzt niemals geschah, würde Jedermann bemerken, daß die Aenderung nur durch die beiden Fremden veranlaßt ist. Es muß üble Nachrede verursachen, wenn ein zufälliger Be-

ſuch umzuwerfen vermag, was an dieſem Hofe bis zu dieſem Tage für erlaubt gehalten wurde."

„Die Rückſicht auf unartiges Geſchwätz ſoll dich nicht abhalten," verſetzte der Fürſt gereizt.

„Mein gnädigſter Vater möge huldvoll die Rückſichten würdigen, welche mich verhindern etwas dergleichen zu thun. Es würde doch mir, der Frau, nicht ziemen, mich über Sitte und Brauch wegzuſetzen, welche mein Fürſt und Vater für ſich ſelbſt bindend erachtet. Du haſt geruht, Herrn Werner bei kleiner Hoftafel den Zutritt zu geſtatten, ihn würde auch ich, ohne ungewöhnlichen Anſtoß zu erregen, an meinem Theetiſch ſehn dürfen. Die Frau dagegen iſt von meinem gnädigſten Vater niemals mit dem Hofe in Verbindung gebracht. Es würde der Tochter ſchlecht anſtehen, zu wagen, was der Vater ſelbſt nicht gethan."

„Dieſer Grund iſt ein ſchlechter Deckmantel für böſen Willen," erwiederte der Fürſt, „dich hindert nichts, den Hof ganz wegzulaſſen."

„Ich kann keine Abendgeſellſchaft, und ſei ſie noch ſo klein, ohne meine Hofdamen laden," erwiederte die Prinzeſſin hartnäckig, „ich darf von meinen Damen nicht fordern, an ſo rückſichtsloſe zuſammengeladener Geſellſchaft Theil zu nehmen."

„Ich werde dafür ſorgen, daß Fräulein von Voſſau erſcheint," verſetzte der Fürſt in bitterem Tone, „ich beſtehe darauf, daß du im Uebrigen nach meinem Willen thuſt."

„Verzeihung, mein gnädigster Vater," versetzte die Prinzessin in großer Aufregung, „wenn ich in diesem Fall nicht gehorche."

„Du wagst mir zu trotzen?" rief der Fürst in einem plötzlichen Ausbruch von Zorn und kam der Prinzessin näher, die Prinzeß erblich und trat wie zur Abwehr hinter einen Stuhl.

„Ich bin hier die einzige Dame unseres Hauses," rief sie, „und ich habe in dieser hohen Stellung Rücksichten zu nehmen, von denen mich nicht der Herr dieses Hofes, nicht mein eigner Vater entbinden kann. Führen Ew. Hoheit eine neue Hofordnung ein, ich werde mich willig fügen, was aber Ew. Hoheit heut von mir verlangen, ist keine neue Ordnung, es ist Unordnung, demüthigend für mich und uns Alle."

„Freche, übermüthige Thörin," rief der Fürst, seiner nicht mehr mächtig, „meinst du meinen Befehlen entwachsen zu sein, weil ich dich einmal aus meiner Hand ließ? Ich habe dich wieder hergezogen, um dich festzuhalten, du bist in meiner Gewalt, keine Sclavin ist es mehr. In diesen Mauern gilt kein Wille, als der meine, und wenn du dich nicht beugst, ich weiß verstockten Sinn zu brechen." Er trat drohend auf sie zu. Die Prinzeß wich an die Wand ihres Zimmer zurück. „Ich weiß, daß ich eine Gefangene bin," rief auch sie mit flammenden Blicken, „ich wußte, seit ich hierher zurückkehrte, daß ich in meinen Kerker trat, ich weiß, daß kein Schrei der Angst aus diesen Mauern dringt, und daß eine Sclavin

mehr Schutz findet unter den Menschen, als das Kind eines Fürsten gegen den eigenen Vater. Aber in diesem Zimmer habe ich eine Helferin, zu der ich oft flehend aufsehe, und wenn Ew. Hoheit mir jede Möglichkeit nehmen, bei Lebenden Hülfe zu suchen, ich rufe mir zum Schutz gegen Sie die Todten." Sie riß die Schnur eines Vorhangs, das lebensgroße Bild einer Dame wurde sichtbar, in dem sanften Antlitz ein rührender Zug von Trauer. Die Prinzessin wies auf das Bild und sah starr nach dem Fürsten: „Wagen Ew. Hoheit die Tochter vor den Augen ihrer Mutter zu beschimpfen."

Der Fürst fuhr zurück, ein rauher Ton drang aus seiner Brust, er wandte sich ab und winkte mit der Hand. „Verhülle das Bild," sprach er tonlos. — „Rege dich und mich nicht unnöthig auf," begann er mit veränderter Ton, „willst du meinen Wunsch nicht erfüllen, es sei, ich bestehe nicht darauf." Er nahm seinen Hut vom Tisch und fuhr in sanfter Stimme fort: „Du bist bei der Bürgerschaft beliebt, das Wetter ist sommerwarm und verspricht Dauer. Ich werde an deinem Geburtstage den Beamten und der Stadt ein Tagesconcert im Park veranstalten; die Liste der Einladungen werde ich dir durch den Oberstjägermeister zuschicken. Am Abend ist Gallatafel und Festoper." Der Fürst schritt durch die Thür ohne die Tochter anzusehen, die Prinzessin folgte ihm bis an das Vorzimmer, wo die Dienerschaft stand. Die Prinzessin machte bei der Thür

eine tiefe Verbeugung, der Fürſt winkte ihr freundlich mit der Hand. Dann flog die Prinzeſſin in ihr Zimmer zurück, warf ſich vor dem Bild auf den Boden und rang die Hände.

Die Prinzen gingen durch den Park, die Spaziergänger grüßten und ſahen ihnen nach. Ehrbar und altbärtig rückte der Erbprinz ſeinen großen Hut, Victor fuhr leicht an die Huſarenmütze und nickte zuweilen einem hübſchen Geſichte vertraulich zu. „Alles alte Bekannte," begann er, „es freut einen doch, daß man hier zu Hauſe iſt."

„Du biſt immer ein Liebling der Leute geweſen," ſagte der Erbprinz.

„Ich habe ſie amüſirt und geärgert," verſetzte Victor lachend. „Ich fühle wie Herkules den mütterlichen Boden unter mir und bin zu jeder Miſſethat aufgelegt. Benno, ſieh nicht ſo gelangweilt aus, das leide ich nicht."

„Wenn du nur alle Tage zu derſelben Stunde mit mir ſpazieren gingſt, würdeſt du auch ſo ausſehen," verſetzte Benno und blieb vor einem leeren Waſſerbaſſin ſtehen, worin vier kleine Bären ſaßen und nach dem Publicum ſchauten, das ihnen Brod hinabwarf. Der Erbprinz nahm aus den Händen des Wärters, der mit abgezogener Mütze zu ihm trat, einige Brodſtücke und warf ſie gleichgültig den Bären zu. „Und wenn du auf höchſten Befehl dich alle Tage als populären Freund des Volkes zeigen und die

dummen Bären füttern müßteſt, ſo würdeſt du die Bären auch langweilig finden."

„Bah," rief Victor, „es ſteht ja nur bei dir, dieſe Mondkälber unterhaltend zu machen." Er ſprang mit einem Satz in den gemauerten Raum unter die Thiere, packte den erſten Bär wie einen Hammel, der zur Wollſchur getragen wird, und warf ihn auf den zweiten, ebenſo den dritten auf den vierten. Ein greuliches Gebrumm und Ohrfeigen der Bären begann, ſie balgten heftig miteinander, das Publicum jauchzte vor Vergnügen. „Ihre Hand, Kamerad," rief der Prinz einem Zuſchauer, welcher mit lauten Aeußerungen des Beifalls dem Unfug zuſah. „Helfen Sie heraus." Der Angerufene, es war Freund Gabriel, hielt beide Hände herunter. „Hier, Excellenz, ſchnell, daß die Beſtier nicht in die Uniformhoſe beißen." Er zog den Prinzen, der ſich mit ſeinen Füßen an die Mauer ſtemmte, kräftig herauf. Victor ſprang leichtfüßig auf den Mauerrand und gab ſeinem Beiſtand einen Schlag auf die Schulter. „Dank, Kamerad, wenn Sie einmal im Loch ſitzen, halte ich Ihnen auch die Hand entgegen." Das Volk ſchrie Bravo, es gab ein ehrerbietiges Gelächter, während unten das Fauchen, Kratzen und Beißen nicht aufhörte.

„Man muß Leben in die Verhältniſſe bringen," ſagte Victor, „wenn mich dein Vater nicht wegjagt, ſoll es in acht Tagen an eurem Hofe zugehen, wie hier in der Bärengrube."

„Und ich hab's unterdeß weggekriegt," versetzte Benno bekümmert, „einer sagte zum andern, wenn der doch auch so viel Courage hätte, und damit meinte er mich."

„Sei ruhig, du bist der Weise; vor einsichtsvollen Leuten setze ich deine Tugend in's helle Licht. Zunächst erbitte ich dein Vertrauen. Welcher Dame vom Theater gönnst du deine Aufmerksamkeit, damit ich dir nicht in den Weg komme? Ich wünsche meine Aussichten bei dir nicht zu ruiniren."

„Man will an mir dergleichen durchaus nicht leiden," versetzte Benno.

„Nicht leiden?" frug Victor erstaunt. „Was ist das wieder für eine Tyrannei? Ist hier guter Ton geworden, tugendhaft zu sein? Dann gönne mir wenigstens eine Mittheilung, welche andere Dame aus politischen Gründen von mir nur aus der Ferne bewundert werden darf."

„Ich glaube, daß du freie Wahl hast," versetzte Prinz Benno gedrückt.

„Heil mir, daß ich nicht Erbprinz bin. Was aber hat den Fürsten veranlaßt mich so gnädig hierher einzuladen?"

„Wir wissen es nicht, auch Siddy war überrascht."

„Und ich Narr glaubte, sie hätte die Hand im Spiele gehabt."

„Hätte sie etwas dafür versucht, so wäre dir sicher keine Einladung geworden."

„Daß er mich nicht gern ſieht, iſt klar, es war ein kühler Empfang.“

„Vielleicht will er dich verheirathen.“

„Mit wem?“ frug Victor ſchnell.

„Er hat dich doch veranlaßt, bei den Verwandten herumzureiſen,“ verſetzte der Erbprinz vorſichtig.

„Er? durchaus nicht. Ich wurde aus einer Hand in die andere ſpedirt und überall wie ein netter Junge behandelt. Das Ganze war offenbar eine Verabredung.“

Vielleicht ſteckt eine unſerer großen Eheſtifterinnen dahinter,“ ſagte der Erbprinz.

„Bei mir nicht, verlaß dich darauf. Ich bin bei ſämmtlichen geheimen Müttern unſeres Vaterlandes, welche die allerhöchſten Familiengefühle unter Aufſicht genommen haben, ſehr ſchlecht angeſchrieben, die rühren meinetwegen keinen Finger.“

„Wenn's alſo der Vater nicht war und Niemand anders, ſo hat's der Oberhofmeiſter gethan.“

„Sei geſegnet für dieſen Verdacht,“ rief Victor. „Wenn er mich hierher haben wollte, dann ſteht Alles gut.“

„Haſt du ihn geſprochen?“

„Ich war bei ihm, er ließ ſich ſogleich vom Feldzug erzählen und ſprach in ſeiner Art freundlich, nicht mehr als ſonſt.“

„Dann war er es, verlaß dich darauf.“

„Aber warum?“ frug Victor, „was ſoll ich hier?“

„Das mußt du mich nicht fragen, um mich kümmert er sich wenig.“

„Warum lenkst du bei jedem Seitenweg vom Pavillon ab,“ frug Victor, „habt ihr dort Fußangeln aufgestellt? Wetter, welch prachtvolles Gesicht! Sieh du Tuckmäuser. Also ihr seid tugendhaft geworden?“

Der Erbprinz erröthete vor Zorn. „Die Dame dort oben hat Anspruch auf die rücksichtsvollste Behandlung,“ sagte er finster.

„Das ist also die schöne Fremde,“ rief Victor. „Sie lebt. Wenn sie nur einen Blick herunterwerfen wollte, damit man mehr als das Profil sähe. Wir gehn hinauf, du führst mich ein.“

„In keinem Fall,“ versetzte der Erbprinz, „wenigstens jetzt nicht.“

Victor sah ihn verwundert an. „Du weigerst dich mich dieser Dame vorzustellen? Ich brauche dich nicht.“ Er machte sich von ihm los.

„Du bist toll,“ rief der Erbprinz ihn zurückhaltend.

„Ich war nie mehr bei Sinnen,“ entgegnete Victor. Er eilte einem Baum zu, der seine niedrigen Aeste in der Nähe des Fensters emporstreckte und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze in die Höhe. Sie sah auf, erkannte den Erbprinzen und einen aufsteigenden Offizier und trat vom Fenster zurück. Victor brach eine Scheibe ab und berührte die Scheiben. Man hörte im Hause schellen, das Fenster wurde geöffnet, Gabriel sah

heraus. „Immer in der Luft, Excellenz?“ rief er, „was befehlen Dieselben?“

„Richten Sie Ihrer Herrin meine ehrerbietige Bitte aus, sie in dringender Angelegenheit nur einen Augenblick zu sprechen.“

Sie erschien mit ernstem Gesicht am Fenster, hinter ihr der Diener; der junge Herr hielt sich mit einer Hand fest und grüßte mit der andern grüßend an seine Mütze. „Ich erbitte Ihre Vergebung, gnädige Frau, daß ich diesen ungewöhnlichen Weg wähle, mich Ihnen vorzustellen, mein Vetter dort unten hat mich wider meinen Willen hier heraufgeschickt.“

„Wenn Sie hinunterfallen, mein Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung auf den Erdboden mit, daß das Klettern unnütz war, die Thür des Hauses steht offen.“

Sie trat zurück, Victor verneigte sich weiter. „Die Dame ist ganz meiner Meinung,“ rief er strafend dem Erbprinzen zu, „daß du sehr Unrecht gethan hast, mich von der Thür abzusperren.“

„Es giebt nach dieser Eventerie keinen Ausweg, als daß wir sogleich hinaufgehen und um Entschuldigung bitten,“ versetzte der Erbprinz gerührt.

„Das war ja grade, was ich wollte,“ rief Victor, „man muß den Menschen nur verständig zureden.“

Der Erbprinz trat mit seinem Vetter ein, Sie empfing die Prinzen mit stummer Verbeugung.

„Dies ist derselbe Mann,“ begann der Erbprinz, „von dem ich Ihnen, gnädige Frau, bereits erzählt habe,

er hieß schon als Knabe bei denen, welche sein Wesen kannten, Junker Entschieden."

„Ew. Hoheit hätte es doch nicht thun sollen," versetzte Ilse traurig, „ich bin hier fremd und einer Mißdeutung mehr ausgesetzt als Andere." Sie wandte sich an den Erbprinzen. „Es ist das erste Mal, daß ich Ew. Hoheit seit Ihrer Geburt sehe."

„Ich bin in Gefahr, wieder aus Ihrer Nähe verbannt zu werden," versetzte der Erbprinz, „und Sie haben das gewollt."

Ilse sah ihn befremdet an.

„Sie haben meinem Vater den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, die ich einst mit Ihnen hatte," fuhr der Erbprinz bekümmert fort. „Sie haben dadurch den Fürsten veranlaßt zu beschließen, daß ich von hier auf das Land verlegt werde."

„Ich möchte um Alles nicht, daß Ew. Hoheit von mir glaubten, ich habe ein Vertrauen verrathen. Waren die harmlosen Worte, die ich zu Ihrem Herrn Vater gesprochen, gegen Ew. Hoheit Wunsch, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur sagen, daß sie aus der wärmsten Empfindung für Ew. Hoheit hervorgegangen sind."

Der Erbprinz verneigte sich schweigend.

„Diese Herren ist nur aus Uebelnamen zusammengesetzt," rief Vater. „Alle drei sind wir gekränkt, jeder durch die beiden andern; am tiefsten ich, denn mich hat mein unglaublicher Leichtsinn in die Gefahr gesetzt, gänzlich

aus Ihrer Gnade zu fallen, bevor ich sie zu gewinnen Gelegenheit hatte. Dennoch bitte ich um die Erlaubniß, mich Ihnen wieder vorzustellen in besserer Beleuchtung als mir das Baumlaub dort draußen zukommen ließ."

Die Prinzen empfahlen sich, im Freien sagte Victor: „Ich wollte nur wissen, was die Frau Professorin zu bedeuten hat, ich merke jetzt, daß es für mich in keinem Fall rathsam ist, meine Ehrerbietung geräuschvoll zu Füßen zu legen. Sei mir nicht böse, Benne, ich bin kein Spielverderber, kannst du mich brauchen, so befiehl über mich."

Der Erbprinz blieb stehen und sah seinen Vetter so schmerzlich an, daß auch dieser ernsthaft wurde. „Willst du mir einen Dienst erweisen, für den ich dir dankbar sein werde, weil ich sehe, so bitt' ihn, daß die Bewohner jenes Hauses unsere Wagen so schnell als möglich verlassen. Es bringt kein Glück uns nahe zu sein."

„Sag's ihnen doch gerade heraus, dir werden sie mehr glauben als mir."

„Welchen Grund soll ich angeben?" frug der Erbprinz. „Es giebt nur einen, und ich bin der letzte, der ihn aussprechen darf."

„Die Frau sieht wenigstens aus, als wüßte sie recht gut sich selbst zu berathen," tröstete Victor. „Ernstere Sorge habe ich um dich, ich sehe, du bist in Gefahr diesmal mit dem Fürsten zu sehr einer Meinung zu sein. Wirst du nicht wenigstens Einwürfe wagen, wenn er dich fortschicken will?"

„Mit welchem Recht?" frug der Erbprinz. „Er

ist mein Vater, Victor, und mein Herr. Ich bin der erste seiner Unterthanen, mir ziemt es, der gehorsamste zu sein. So lange er mir nichts befiehlt, was gegen mein Gewissen ist, bin ich verbunden ihm auf der Stelle zu gehorchen. Das ist die Richtschnur, die ich für mein Thun gezogen habe. Aus innerer Ueberzeugung."

„Gesetzt aber," warf Victor entgegen, „ein Vater wollte seinen Sohn entfernen, um Andern Unheil zu brauen, denen der Sohn Antheil gönnt?"

„Ich meine, der Sohn müßte doch gehen," versetzte der Erbprinz, „wie schwer es ihm auch wird; denn ihm ziemt nicht einmal einen Verdacht gegen den Vater in seiner Seele zu dulden."

„Mehr Sohn als Prinz," rief Victor, „und wir sind am Ende, tugendhafter Benno. Ah, Bergan, wohin?"

Der angeredete Hofmarschall versetzte bedrängt: „Nach dem Pavillon, mein Prinz."

„Haben Sie Näheres über den Schrecken gehört, frug Victor geheimnißvoll, „den man im Schlosse des Großenkels gehabt hat? über eine Frau oder vielmehr Erscheinung, die in Wirklichkeit ein Geist war, der als Gespenst auftrat, mit einem Getöse, welches als Gepolter anfing und mit einem Trauermarsch endete, wobei die Thüren zitterten und die Kronleuchter klirrten wie ein Schellengeläut? Nichts gehört?"

„Nicht das Geringste, welche Erscheinung? wann? und wie?"

„Ich weiß durchaus nichts," versetzte Victor.

„Kommt Ihnen etwas zu Ohren, so bitte ich um Nachricht.“ Das versprach der Hofmarschall und eilte verwärts.

Der Hofmarschall war in seinem Dienst untadelhaft, er kannte alle Tafelgeräthe und Gläser persönlich, überschlug gewissenhaft die Rechnungen, sorgte für einen guten Weinkeller und verstand gründlich die Repräsentation seiner Charge. Außerdem war er ein wackerer Ehrenmann, fromm, mit reichem Kinderlegen beglückt, aber er war nicht, was man einen großen Geist nennt. Diese letzte Eigenschaft machte ihn bisweilen zu einem werthvollen Kämpfer des Hoflagers, denn er verfocht mit der Sicherheit eines Fanatikers den gebräuchlichen Brauch seines Hofes gegen unberechtigte Ansprüche fremder Gäste, und wurde dem Fürsten recht einmal als Sturmbock benutzt, um eine Mauer anzurennen, welche ein Anderer vorsichtig umging. Heut trat der Hofmarschall bei Nie ein, im Herzen unwillig über den Auftrag, den er geschickt auszuführen beflissen war. Er traf die Frau Professorin in ungünstiger Stimmung. Die Dreistigkeit Victors, der geheime Vorwurf in den Worten des Erbprinzen hatten sie unzufrieden mit sich selbst gemacht, und mißtrauisch gegen die unklaren Verhältnisse, von welchen sie umgeben war. Der Hofmarschall rührte lange die Bowle um, aus welcher er einzuschenken hatte, er brachte die Unterhaltung auf Nie's Heimath und ihren Vater, den er nach seiner Annahme einmal bei einer Thierschau gesehen hatte. „Ein schönes Gut, wie man

herr, sehr respectabler Charakter." Ilse, über jedes Lob ihrer Lieben erfreut, ging arglos auf dies Gespräch ein und erzählte von Gütern und Nachbarn in ihrer Gegend. Endlich begann der Hofmarschall: „Herr Bauer ist jeder Auszeichnung würdig; verzeihen Sie mir deshalb eine Frage: Hat Ihr Vater denn niemals den Wunsch gehabt, geadelt zu werden?"

„Nein," versetzte Ilse und sah den Hofmarschall groß an, „wie sollte er zu diesem Wunsch kommen?"

„Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die günstigen Zeichen, welche eine solche Erhebung für die Carriere Ihrer Geschwister haben würde, sie liegen auf der Hand. Es ist leicht zu begreifen, daß bescheidenes Selbstgefühl einen Mann verhindern kann, sich um diesen Vorzug zu bewerben. Ich bin aber überzeugt, daß des Fürsten Hoheit auch im eigenen Interesse eine solche Verleihung gern sehen würde. Denn die Stellung Ihres Herrn Vaters zu meinem gnädigsten Herrn würde dadurch sehr viel günstiger."

„Es ist eine recht günstige Stellung," sagte Ilse.

„Ich darf wohl bei den persönlichen Beziehungen, in welche Sie zu unsern hohen Herrschaften getreten sind, darüber offen sprechen," fuhr der Hofmarschall sicherer fort. „Für des Fürsten Hoheit, und für uns alle würde werthvoll sein, wenn Höchstderselbe bei gelegentlicher Anwesenheit in jener Gegend ein Haus fände, in welchem eine gastliche Aufnahme möglich wäre."

Erstaunt unterbrach ihn Ilse: „Ich bitte, Herr

von Bergau, mir das näher auseinanderzusetzen, ich verstehe von diesen Dingen gar nichts. Der Fürst hat doch schon einige Mal unser Haus mit seiner Anwesenheit beehrt."

Der Hofmarschall zuckte die Achseln. „Man hat in der Noth das freundliche Anerbieten Ihres Herrn Vaters angenommen, es musste immer ein kurzes, wie gelegentliches Absteigen bleiben, denn wenn auch Ihr Vater selbst in seiner amtlichen Stellung für diese Ehre nicht ganz ungeeignet war, so fehlte doch die Hausfrau, welche die Honneurs des Hauses machen konnte."

„Ich vertrat diese Stelle, so gut ich vermochte," sagte Ilse.

Der Hofmarschall verneigte sich. „Es hat Erwägungen gekostet, wie das Frühstück einzurichten wäre, ohne die Frauen des Hauses zu beleidigen, und es war sehr willkommen, daß Herr Bauer ganz davon absah, für die Frauen eine Theilnahme daran zu verlangen. Gestatten Sie mir endlich noch die Bemerkung, eine Standeserhöhung Ihres Vaters würde sogar für Sie selbst werthvoll sein. Denn Ihr Herr Gemahl ist als Gelehrter von ausgezeichneten Verdiensten ebenfalls in der Lage, daß ein ausgesprochener Wunsch desselben ihm Rang und Stand verschaffen könnte, welche ihm bei Hofe erleichtern. Unter diesen Voraussetzungen aber würde sich auch für Sie ein Zutritt bei Hofe, wenn auch mit Beschränkungen durchsetzen lassen. Dem Fürsten und der Prinzessin wäre durch unsere Heberufung Gelegenheit gegeben,

Ihnen bisweilen im Schlosse bei Gegenwart der Chargen Zutritt zu gestatten, zu größerem Hofball und Hofconcert waren Einladungen möglich."

Ilse stand auf. „Es ist genug, Herr Hofmarschall, jetzt verstehe ich. Was mein Vater thut, wenn ihm angeboten wird, wovon Sie sprechen, glaube ich zu wissen, er wird lachen und das Angebotene zurückweisen, und er wird sagen, wenn unser bürgerliches Haus unserm Landesherrn nicht gut genug ist darin einzukehren, so verzichten wir auf die Ehre. Ich aber habe im Zurückweisen nicht die Ruhe, welche ich meinem Vater zutraue, und ich sage Ihnen, mein Herr, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich als Frau der höchsten Weisheit nicht für vollberechtigt gelte, ich würde keinen Fuß hierher gesetzt haben."

Mit Mühe bezwang Ilse den Zorn, welcher in ihr arbeitete. Der Hofmarschall war bestürzt und versuchte sich in zudeckender Rede, aber mit Frau Ilse war nicht mehr zu verhandeln, sie blieb stehen und zwang ihn dadurch zum Aufbruch.

Der Professor fand seine Frau im dunklen Zimmer vor sich hinbrütend. „Willst du einen Adelsbrief haben?" rief sie aufspringend. „er wird auf der Stelle für dich ausgefertigt und für den Vater auch, damit wir alle den Vorzug erhalten, volle Menschen zu werden, mit denen die Leute im Schloß verkehren können, ohne sich gedemüthigt zu fühlen. Es wird ihnen unbenommen, daß sie uns nur wie gelegentlich sehen können. Ich weiß

jetzt, weshalb ich allein speise, und weshalb der Fürst in Bielstein nicht unsere Wohnstube betrat. Uns thut ein neuer Name noth, damit wir die Bildung und den Anstand erhalten, welche uns würdig machen, zu Hofe zu gehen. Uns noch nicht einmal, vielleicht unsere Kinder. Kannst du das anhören, ohne vor Scham zu erröthen, daß wir hier sind? Sie füttern uns wie fremde Thiere, die sie sich aus Neugierde anschaffen und wohl wieder aus dem Pferch hinausjagen."

„Holla, Ilse," rief Felix, „du verwendest mehr Pathos als nöthig ist. Was kümmern uns die Vorurtheile der Menschen hier? Wir sind hergekommen, weil sie etwas von uns begehrten, wir etwas bei ihnen suchten. Hat der Fürst nicht alles gethan, uns den Aufenthalt in der Weise angenehm zu machen, wie wir sie gewohnt sind? Wenn die Leute hier durch den Brauch, in dem sie erzogen sind, und durch die Sitte ihres Kreises veranlaßt werden, den Verkehr mit uns durch bestimmte Formen abzugrenzen, was kümmert das uns? Wollen wir ihre Vertrauten werden und mit ihnen zusammenleben, wie mit unsern Freunden daheim? Solches Aufschließen unserer Seelen haben sie sich doch noch nicht verdient. Als wir herkamen, traten wir in ein einfaches Contractverhältniß, wir übernahmen auch die Verpflichtung, uns in ihre Lebensordnung zu fügen."

„Und wir behielten die Freiheit, von hier zu gehen, sobald uns diese Ordnung nicht mehr gefällt."

„Ganz recht," ersetzte der Professor, „sobald wir

einen ausreichenden Grund haben, sie unerträglich zu finden. Ich meine, das ist nicht der Fall. Man verlangt von uns nichts Unwürdiges, ja man zeigt uns beflissene Aufmerksamkeit, was kümmert uns der Theil ihres Lebens, den sie uns nicht geben, und den wir zu begehren weder Recht, noch Veranlassung haben."

„Täusche uns beide nicht," rief Mie. „Wenn in unserer Stadt Jemand zu dir sagte, du darfst nur meine Schuhe ansehen, aber den Blick nicht bis zu meinem Gesicht erheben, du darfst nur im Freien mit mir zusammen kommen, aber nicht in meinem Hause, ich kann nur stehend bei dir essen, aber an deinem Tisch niedersitzen verbietet mir meine Würde, was würdest du, der du so stolz in deinem Kreise stehst, einem solchen Thoren antworten?"

„Ich würde nach dem Grund seiner Befangenheit fragen, vielleicht ihn bedauern, vielleicht mich von ihm wegwenden."

„So thu's hier," rief Mie. „Denn wir sind gelassene Gäste, vor denen die Hausleute die Thür zusperren."

„Ich wiederhole dir, wir sind nicht Gäste, welche gelaten wurden, mit den Menschen hier gesellig zu verkehren. Ich bin zur Arbeit hergerufen, und ich habe diesen Ruf angenommen, weil ich für meine Wissenschaft so Vieles suche, daß ich weit andere Uebelstände ertragen müßte, als etwa unbequeme Gewohnheiten des Hofes. Dies wichtige Interesse darf ich nicht aufs

Spiel setzen durch ein Auflehnen gegen gesellige Ansprüche, die mir nicht gefallen. Grade, weil ich ohne besondere Ehrfurcht auf diese Tyrannin sehe, darf sie mir nicht die Laune."

„So thut aber doch nur macht zornig, daß Menschen, an deren Leben man Antheil nimmt, an so greulich veraltetem Trödel hangen," rief Alix immer noch erbittert.

„Das alles ist es?" fragte Felix. „Wir sorgen auch um das Seelenheil der Anspruchsvollen selbst? Das läßt sich eher hören. Nun, an jedem Privilegium hängt ein alter Fluch, der die Meisten trifft, welche daran Theil haben. Das mag auch von den Vorrechten des Hofes gelten. Das Leben unserer Fürsten ist in den Kann bestimmter Kreise eingeschlossen, Anschauung und Vorurtheil einer Umgebung, die sie sich nicht frei wählen dürfen, umgiebt sie vom ersten Tage ihres Lebens bis zum letzten. Daß sie nicht stärker und freier sind, rührt zum großen Theil von der engen Atmosphäre, in welche sie durch die Etikette gebannt sind. Das ist ein Unglück nicht nur für sie selbst, ist für uns alle ein Leiden, daß unsere Fürsten so häufig die bürgerliche Gesellschaft mit den Augen eines Kammerjunkers betrachten. Diesen Uebelstand mag man als Mitlebender schmerzlich fühlen. Und ich meine allerdings, der Kampf, welcher in unserm Vaterlande auf verschiedenen Gebieten entbrannt ist, wird nicht eher mit einem guten Frieden enden, als bis die Gegnern beseitigt sind, welche die alte Heterodoxie der Erziehung

unserer Fürsten bereitet. Auch scheint mir in der That, daß diese starre Trennung schon an vielen Stellen durchlöchert ist, die Zeit mag kommen, wo das Unverständige darin ein Stoff für gute Laune und Satire wird. Denn die Etikette der Höfe ist zuletzt ein Ueberrest aus vergangener Zeit, wie unsere Zunftverfassung und ähnlicher veralteter Brauch. Darin hast du Recht. Wer sich aber persönlich so sehr reizen läßt, wie du in dieser Stunde, der setzt sich dem Argwohn aus, daß er nur deshalb zürnt, weil er sich selbst den Zutritt zu abgeschlossenen Kreisen begehrt."

Alice sah schweigend vor sich nieder. „Dir und mir," fuhr der Professor fort, „ziemt bei zufälliger persönlicher Berührung mit solchen Anschauungen nur Eines: kühle Nichtachtung. Wir wünschen im Interesse unserer Fürsten die Schranken beseitigt, welche ihnen den Verkehr mit ihrem Volke einengen, aber wir haben durchaus nicht Wunsch und Drang, uns an die Stelle derer zu setzen, auf welche die Gebieter unseres Landes jetzt ausschließlich angewiesen sind. Denn im Vertrauen, wir alle, deren Leben in angestrengter geschäftlicher Thätigkeit verläuft, wir würden in der Regel schlechte Gesellschafter der Fürsten sein, uns fehlt nicht nur die zierliche Sicherheit der Form, die sich eher gewinnen ließe, auch die wohlthuende Gefügigkeit im Tagesverkehr, die Stärkeren werden leicht durch Unabhängigkeit verletzen, die Schwachen durch haltlose Unterwürfigkeit verächtlich werden. Nur die Freiheit der Wahl

fordern wir für die Regierenden. Ein Gefühl müssen wir aber ohne Ueberhebung bewahren, daß alle, die sich gesellig von unserm Kreisen scheiden, mehr verlieren als wir. Was die Herzen erwärmt, den Geist erhellt, muß man aus dem Volke holen. Wer sich das schwer macht, der entbehrt."

Ilse trat zu ihm und legte ihre Hand in die seine.

„Deshalb, Frau Ilse," fuhr der Gatte heiter fort, „laß dir ruhig für diese wenigen Wochen gefallen, was um dich vorgeht. Käme dir einmal die Aufforderung, in Wirklichkeit Gast für die Geselligkeit eines Hofes zu werden, dann magst du vorher über deine Ansprüche in Verhandlung treten, und wenn du in solchem Falle ablehnst, dann thust du's mit Raben."

„Sprichst du so aus sicherer Ruhe deiner Seele," frug Ilse, und sah den Gatten forschend an, „oder weil dir jetzt sehr viel daran liegt, hier zu bleiben?"

„Mir liegt alles an meiner Handschrift," versetzte der Professor, „im Uebrigen entbehre ich die Ruhe weniger als du. Denn du hast seit deiner Jugend und vollends im letzten Jahr mit warmer Empfindung um Personen dieses Fürstenschlosses gebangt, du hast dich in einzelnen Stunden ihnen vertraulich nahe gefühlt und deshalb bist du jetzt mehr verletzt als nöthig wäre."

Ilse nickte bestätigend mit dem Haupt.

„Halt' aus, Ilse," fuhr der Gatte herzlich fort, „denke daran, daß du frei bist und jeden Tag raben fliegen

kannſt. Aber mir wäre lieb, wenn du mich nicht allein ließeſt."

„Iſt dir das lieb, Felix?" frug Alice weich.

„Thörin!" rief der Profeſſor. „Heut laſſen wir das Theater und nehmen unſere Reiſeabende auf. Ich habe mitgebracht, was dir die Grillen vertreiben ſoll." Er trug die Lampe auf den Tiſch, ſchlug ein kleines Buch auf und begann: „Es war an einem Pfingſttag, Nebel, der König von allen Thieren, hielt Hof" und ſo fort.

Frau Alice ſaß, die Arbeit in der Hand, neben dem Gatten, wie jetzt fiel das Licht der Lampe auf das Antlitz des Geliebten, ſie ſuchte ſprechend darin zu leſen, ob er noch gegen ſie fühle, wie ehemals; bis endlich die Freveltaten des Fuchſes auch ihr die Lippen zum Lachen zogen und ſie ihm das Buch aus der Hand nahm, um weiter zu leſen mit ruhigem Athem, behaglich, wie in der Heimath.

„Wie geht es der kranken Frau von Bergau?" frug am andern Morgen die Prinzeß ihr Hoffräulein, die kleine Gretlinde Thurn.

„Schlecht, Hoheit, ſie hat ſich ſehr alterirt über die plötzliche Abreiſe ihres Gatten, und ihre Entbindung wird jede Stunde erwartet."

„Bergau iſt verreiſt? warum jetzt?" frug die Prinzeß erſtaunt.

„Der Fürſt hat ihm den Einkauf von Porzellan in einer fremden Stadt befohlen."

Die Prinzessin sah bedeutsam auf die Vertraute. „Verzeihen Hoheit, daß ich es auszusprechen wage," fuhr das Hoffräulein fort, „wir alle sind empört. Bergau hat gestern, wie man vernimmt, eine Scene mit der fremden Dame im Pavillon gehabt, denn früh hat er von des Fürsten Hoheit den Befehl erhalten unter Ausdrücken, welche jede Einwendung unmöglich machten."

„Was hat's denn im Pavillon gegeben?" frug die Prinzessin.

„Das weiß man nicht," versetzte das erzürnte Fräulein. „Aus den Andeutungen Bergau's muß man schließen, daß die Fremde Ansprüche erhoben hat, Zutritt bei Hofe gefordert und mit ihrer Abreise gedroht. — Die Anmaßung der Fremden ist unleidlich, wir alle bitten, daß Hoheit die Gnade haben, unsere Rechte zu vertreten."

„Gute Linda, ich bin für euch ein gefährlicher Bundesgenosse," versetzte die Prinzessin traurig.

Der Geburtstag der Prinzessin wurde von Hof und Stadt gefeiert. Viele Leute trugen Festkleider, lange Züge gratulirender bewegten sich nach dem Vorzimmer des Fürstenkindes, zwei Diener hatten vollauf zu thun, Listen und Federn darzubieten, damit die Ankommenden ihre Namen einzeichneten. Die Prinzeß empfing am Morgen den Hofstaat, sie erschien zum ersten Mal in hellen Farben und sah schöner aus als je. In dem geöffneten Seitenzimmer standen die Tische, welche mit Ge-

ſchenken bedeckt waren, viel wurde von den Damen die prachtvolle Robe bewundert, welche der Fürſt ſeiner Tochter verſchrieben hatte, und von den Weiſen des Hofes kaum weniger die ſchöne Arbeit an den Miniaturen des Magiſters.

Um drei Uhr begann das Concert im Schloßgarten, Herren und Frauen des Adels, der Beamten und Bürgerſchaft traten in den abgegrenzten Raum, die Damen der Prinzeſſin begrüßten und ordneten die Frauenwelt durch leiſe Winke zu einem großen Kreis, hinter welchen die Herren als dunkle Einfaſſung traten, auf der einen Seite die Familien des Hofes, auf der andern die Stadt. Die Gäſte fügten ſich mit Lebendigkeit dem Zwange der mathematiſchen Linie, nur auf der Stadtſeite gab's kleine Unordnung. Der neue Stadtrath Gottlieb, ein anſehnlicher Fleiſchermeiſter, ſchob Frau und Tochter nach hinten und ſtellte ſich breitbeinig in die Vorderreihe, und es bedurfte einer Aufforderung des Hoffräuleins, um die Zurückgeſtellten hervorzuziehen. „Ich zahle die Steuern," ſagte der gebürtige Gottlieb mit verlegenem Trotz zu ſeiner Umgebung, aber er begegnete auch bei ſeinen Nachbarn einem verurtheilenden Lächeln.

Als Ilſe neben dem Gatten in die fremde Geſellſchaft trat, fühlte ſie ſich durch die kalten neugierigen Blicke erſchreckt, welche von allen Seiten gegen ſie ſtachen. Der Kammerherr führte ſie zu der erſten Hofdame, und die Baroneß machte nach kühler Begrü-

sung eine gehaltene Handbewegung, durch welche Sie an das Ende der Hofseite gegenüber dem Eingange gestellt wurde. Pünktlich erschienen unter Vortritt der Marschälle die Herrschaften, am Arme des Fürsten strahlend und lächelnd die Prinzeß, hinter ihr die Prinzen. Die Kleider der Damen rauschten wie Zweige bei dem ehrfürchtigen Niedertauchen, hinter ihnen beugte auch der Männerkreis seine Häupter in feierlichem Schwunge. Die Prinzeß machte die tiefe Cercleverneigung, ein Meisterstück höchster Hoftechnik, nur begann ihren Rundgang. Frau Sonne schien warm wie im Sommer, Alles freute sich des schönen Tages und des frohen Geburtstagekindes; die Prinzeß war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und erwies heut ihr Talent, sich edel darzustellen, in der gehobenen Stimmung, welche, wie man sagt, von der Ausübung schöner Kunst unzertrennlich ist. Vor ihr bewegte sich die Hofdame, zog Einzelne noch durch einen Wink zur Vorstellung und nannte die Namen, welche der Prinzeß etwa fremd waren. Die Prinzessin hatte für Jeden ein herzliches Wort oder doch ein Kopfnicken und süßes Lächeln, welche das Gefühl gaben, daß man wohl beachtet sei. Der Fürst aber stand heut unter seinen Bürgern mit aller Behaglichkeit eines guten Hausvaters.

„Eine große Zahl alter Fremde und Nachbarn," sagte er dem Oberbürgermeister. „Ich wußte, daß dies ganz nach dem Herzen meines Kindes sein würde. Denn es ist für sie nach schwerer Prüfungszeit wieder das erste

Mal, daß sie mit Vielen zusammentrifft, welche freundlichen Antheil an ihrem Leben nehmen."

Aber keine von allen geladenen Frauen sah mit solcher Spannung auf den Cercle der Prinzessin, als Ilse. Sie vergaß ihren Zorn über Standesvorurtheile, sie vergaß auch das Mißbehagen, welches ihr die eigene Einsamkeit unter den fremden Frauen bereitete, und blickte unverwandt auf die junge Fürstin. Etwas von dem Reiz, den die Huld der vornehmen Dame für die Anwesenden hatte, empfand doch auch Ilse. Diese Leichtigkeit, in wenig Minuten so Vielen etwas Wohlthuendes von dem eigenen Wesen zu geben, war ihr ganz neu. Unruhig schaute sie nach ihrem Felix zurück, auch er beobachtete mit Freude die graziösen Bewegungen der Prinzessin. Sie kam näher, Ilse vernahm ihre Fragen und die Antworten der Glücklichen, denen sie nähere Beachtung zu Theil werden ließ, Ilse sah auch, daß das Auge der Prinzessin flüchtig bis zu ihr hinabstreifte und daß sein Ausdruck ernster wurde. Die Prinzeß hatte sich bei einem alten Fräulein, das vor Ilse stand, verweilt und angelegentlich nach dem Befinden der kranken Mutter erkundigt, jetzt schritt sie langsam an Ilse vorüber, neigte fast unmerklich das Haupt und sagte leise: „Ich höre, Sie wollen uns verlassen."

Die unerwartete Frage und Kälte in Ton und Angesicht regten den Stolz der Professerin auf, unter dem Strahl ihrer großen Augen hob sich auch die Ge-

ſtalt der Prinzeſſin, beide wechſelten einen feindſeligen Blick, als Ilſe antwortete: „Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung, wenn ich bei meinem Gatten bleibe.“ Die Prinzeß ſah auf den Profeſſor, wieder flog ein fröhliches Lachen über ihr Geſicht, ſie ſetzte ihre Wanderung fort. Auch Ilſe wandte ſich ſchnell zu ihrem Mann, er ſchaute durchaus harmlos und vergnügt in die Welt, er hatte von der kleinen Scene gar nichts gemerkt.

Wohl aber der Fürſt. Denn er ſchritt quer durch den Raum auf Ilſe zu und begann: „Unter alten Bekannten begrüßen wir auch die neuen. Doch für mich und den Erbprinzen paßt der Ausdruck nicht. Denn wir ſind der Gaſtlichkeit Ihres Hauſes oft zu Dank verpflichtet geweſen, und es iſt uns beſonders werthvoll, daß wir Ihnen heut den Kreis zeigen, in welchem wir heimiſch ſind. Ich bedaure, daß Ihr Herr Vater nicht unter uns iſt, ich hege warme Achtung vor ſeiner gediegenen Tüchtigkeit, und ich weiß ſeine Verdienſte um die Landſchaft ſehr wohl zu ſchätzen. Er hat bei der landwirthſchaftlichen Ausſtellung einen Preis erhalten, richten Sie ihm meine Glückwünſche aus. Ich hoffe, ſein Beiſpiel wird für mein Land nicht verloren ſein.“

Der Fürſt verſtand gut zu machen, was ſein Hof an Ilſe verſah. Eine Profeſſorfrau hat ſtarke Bedenken gegen Hofbrauch und vornehme Anſprüche. Aber wenn denen, die ſie liebt, in feierlicher Verſammlung ein wohlverdientes Lob aus erlauchtem Munde zu Theil wird,

das freut sie doch trotz alledem. Nach der verletzenden Frage der Tochter war die glänzende Auszeichnung durch den Vater eine schöne Genugthuung. Asie sah den Fürsten mit einem Blick inniger Dankbarkeit an, und dieser wandte sich jetzt freundlich zu ihrem Felix, und blieb lange vor ihm stehen. Als er endlich zu Andern trat, hatte die ungewöhnliche Beachtung, welche er den Fremden vor seinem versammelten Volke gönnte, die landesüblichen Folgen; auch die Herren des Hofes schoben sich heran und erwiesen Asie und dem Professor von der Seite ihre Aufmerksamkeit. Asie sah jetzt ruhiger im den Kreis und bemerkte, wie der Erbprinz langsam durch die Reihen ging und Herren und Damen nach einer geheimen systematischen Reihenfolge aufsuchte, dabei wohl auf dem Wege anhielt und sein Augenglas bewegte, als ob er etwas überlege; während Prinz Victor als Komet eine durchaus unregelmäßige Bahn wandelte, deren Punkte sich nur bestimmen ließen, wenn man die hübschesten Gesichter heraussuchte. Er hatte lange mit der Tochter des Staatsrath Gottlieb gesprochen und das Fräulein zu einem Lachen gebracht, über das sie selbst so erschrak, daß sie roth wurde und ihr Taschentuch vor den Mund hielt; als er plötzlich neben Asie stand. „Eine solche Blumenausstellung ist lustig," begann er nachlässig wie zu einem guten Kameraden. „Man muß freilich auch manchen stachligen Cactus in Kauf nehmen."

„Für die Herrschaften, welche mit so Vielen zu

ſprechen haben, mag ſie doch ermüdend ſein," ſagte Ilſe.

„Glauben Sie das ja nicht," verſetzte Victor. „Es iſt ſüß, ſo viel Leute vor ſich zu ſehen, welche nicht mucken dürfen, wenn man's ihnen nicht erlaubt; für dieſen Genuß erträgt fürſtliches Blut noch größere Strapazen. Kennen Sie das Spiel: Dreh dich nicht um, der Plumpſack geht um? Dies hier iſt eine Variation, welche zum Vergnügen hoher Herrſchaften eingerichtet wurde. Nur daß die Klapſe nicht auf dem Rücken, ſondern vorn applicirt werden."

Der Kreis gerieth in Bewegung, der Fürſt bot der Prinzeſſin den Arm und führte ſie in ein großes buntverziertes Zelt, die Gäſte folgten, eine Schaar Lakaien bot Erfriſchungen. Darauf nahmen die Damen hinter den hohen Herrſchaften Platz, die Herren ſtanden in der Runde. Das Concert begann mit majeſtätiſchem Paukenſchlag und ging nach kurzem Verlauf, unter raſenden Einfällen ſämmtlicher Geigen, zu Ende. Jetzt aber begrüßte die Prinzeſſin auch die Herren, dieſe allerdings mit minderer Regelmäßigkeit. Ilſe ward von Fräulein von Leſſau in ein Geſpräch verflochten, die Prinzeß aber trat zu Felix Werner und that eifrige Fragen, der Profeſſor wurde warm und erklärte, die Prinzeſſin frug immer mehr, lachte und antwortete. Der dienſtthuende Obermarſchall blickte verſtohlen nach der Uhr, es war höchſte Zeit für die Damen des Hofes, ſich zum Diner umzukleiden, der Fürſt aber winkte ihm

zu, ſah zufrieden nach der Prinzeſſin und ſagte in beſter Laune zu ſeinem Sohn: „Heut regiert ſie, wir warten gern.“

„Meine liebe Hoheit vergißt uns alle über den Fremden,“ flüſterte Fräulein von Thurn bekümmert dem Prinzen Victor zu.

„Beruhigen Sie deshalb Ihr treues Herz, Dame Gotlinde,“ tröſtete der Prinz. „Unſre Herrin Bradamante hat ihre ſiegreichen Waffen ein langes Jahr nicht gebraucht; ſie würde heut ihre Kraft verſuchen, und wenn ſie einen Rabikopf vor ſich hätte.“

Am nächſten Morgen ſaß die Prinzeſſin unter ihren Hofdamen, der vergangene Tag wurde beſprochen wie Brauch iſt, die Prinzeſſin bewundert, über Abweſende ein wenig geurtheilt, und über Toilette und Haltung einiger Stadtmütter Erſtaunen ausgedrückt.

„Aber mit der Stadtkämmerin haben Hoheit nicht geſprochen,“ rief Gotlinde Thurn, „die arme Frau hat das als Zurückſetzung empfunden und nach dem Concert geweint.“

„Wo ſtand ſie?“ frug die Prinzeß.

„Nahe bei der Fremden,“ antwortete die Thurn.

„Ah, deshalb,“ rief die Prinzeß. „Wie ſieht ſie denn aus?“

„Ein rundes Fraucben mit braunen Augen und rothen Backen. Mein Bruder wohnt in ihrem Hauſe, daher kenne ich ſie. Sie verſteht ausgezeichnete Thekuchen zu backen.“

„Mach's gut, Linda," ſagte die Prinzeß, „ſage ihr etwas Freundliches von mir."

„Darf ich ihr erzählen, daß Hoheit von ihrem guten Kirſchſafte gehört haben und gern einige Flaſchen davon erhalten würden? Das macht ſie überglücklich!"

Die Prinzeſſin nickte. „Die Tochter des Staatrath Gottlieb wird eine Schönheit," lobte die Baronin Hallſtein.

„Prinz Victor hat alle Andern über ihr vergeſſen," rief die Koſſau gekränkt.

„Wünſchen Sie ſich Glück, liebe Betty," verſetzte die Prinzeſſin ſcharf, „wenn Sie von meinem Vetter vergeſſen werden. Die Aufmerkſamkeiten des Prinzen ſind in der Regel beunruhigend für die Damen, denen er ſie zu Theil werden läßt."

„Aber dankbar ſind wir alle," rief die Hallſtein, eine Dame von Muth und Charakter, „daß Ew. Hoheit gegenüber der Frau vom Pavillon den Hof vertreten haben. Die kühle Abfertigung hat allgemein gefreut."

„Meinſt du, Wally?" ſagte die Prinzeß nachdenkend. „Die Frau iſt ſtolz und hat mir getrotzt. Aber ich hatte ſie zuerſt verletzt und an einem Tage, wo ich im Vortheil war."

4.

Neckereien.

Das Jahr ließ sich nach jeder Richtung leichtfertig an. Die Schnepfen waren häuslich eingerichtet, bevor die Jäger ihre Wasserstiefeln angelegt hatten, und die Märzbecher hatten wirklich im März geblüht. Der Mond lachte zwischen dem ersten und letzten Viertel jeden Abend mit schief gezogenem Mund, an den Höfen begannen Prinzessinnen mit Professoren nach verlorenen Handschriften zu suchen, und in den Städten zeigten die Bürger eine ungewöhnliche Neigung zu Maitrank und zu gewagten Unternehmungen. Auch ruhige Köpfe erfaßte der Tummel, Stroh und Papier wurden mächtig. Alle Welt trug nicht nur Hüte, auch Mützen von Stroh, alle Welt betheiligte sich an Papiergeschäften und neuen Aktien. Das Haus Hahn kam obenauf. Die Bestellungen der kleinen Kaufleute liefen so massenhaft ein, daß sie gar nicht mehr ausgeführt werden konnten, in allen Winkeln des Hauses saßen Mädchen und nähten Strohbänder zusammen, der Schwefelgeruch wurde auf der Straße und in den Nachbargärten unerträglich. Herr Hummel saß des Abends auf seinem umgestürzten Kahn,

wie Napoleon auf Helena als ein überwundener Standpunkt und aufgegebener Mann. Mit zorniger Verachtung ſchaute er auf den Taumel der Menſchheit. Wiederholt forderten ihn ſeine Bekannten auf, die große Bewegung auf ſich wirken zu laſſen, Mitglied zu werden von irgend einer Geſellſchaft, eine Bank zu gründen, Kohlen zu graben, Eiſen zu ſchmelzen. Er wies alle dieſe Zumuthungen kurz von ſich ab. Wenn er in ſeine thatloſen Werkſtätten ging, welche ſich faſt nur durch den Kampf gegen Motten erhielten, und ſein Buchhalter eine Vermuthung über die nächſten Pariſer Hutformen wagte, ſo lachte er wild und entgegnete: „Ich verbitte mir jede Muthmaßung über die Deckel, welche die Leute brauchen werden, wenn dieſer Schwindel aufhört. Wollen Sie aber durchaus die nächſte Mode wiſſen, ſo will ich ſie Ihnen andeuten. Pechlappen werden die Leute tragen. Ich wundere mich, daß Sie noch an Ihrem Pulte ſitzen. Warum machen Sie es nicht wie andere Ihrer Collegen, welche jetzt überall in den Weinhäuſern liegen?“

„Herr Hummel, das erlauben mir meine Mittel nicht,“ verſetzte der gedrückte Mann.

„Ihre Mittel,“ rief Hummel, „wer frägt jetzt darnach? Schwefelhölzer ſind ſo gut wie baar Geld, die Eckenſteher machen Wechſelgeſchäfte und ſchenken einander ihre Bruſtbilder. Warum leben Sie nicht wie der Buchhalter Knips von drüben? Als ich meiner Frau beim Italiener eine Apfelſine kaufte, ſah ich ihn in der

Hinterſtube ſitzen, mit einer Flaſche Champagner in Eis. Warum ſetzen Sie ſich nicht auch in's Eis in dieſer hitzigen Zeit? Es iſt Alles ein greulicher Schwindel geworden, ein Sodom und Gomorrha, das Strohfeuer brennt, aber es wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Herr Hummel ſchloß ſein Comtoir und ſchritt im Zwielicht nach dem Stadtpark, wo er wie ein Geiſt an der Grenze ſeines Grundſtücks auf- und abwandelte. Aus ſeinen Betrachtungen wurde er durch ein wildes Geklaff des rothen Hundes geweckt, welcher an eine umſchattete Bank des Parks ſtürzte und wüthend in die Stiefeln und Beinkleider eines Mannes biß. Hummel trat näher, ein Männlein und ein Fräulein flogen auseinander. Hummel war Weltmann genug ſich nichts merken zu laſſen, aber er zog ſich eilig in ſeinen Garten zurück und ſetzte dort ſeine Wanderung im Sturmſchritt fort. „Ich hab's gewußt, ich hab's geſagt, ich habe gewarnt. Der arme Teufel." Dabei trat er zornig auf den eignen Buchsbaum und vergaß die Stunde des Abendeſſens, ſo daß ſeine Frau zweimal in den Garten rufen mußte. Auch als er bei Tiſche ſaß, finſter und mit einem Wetter geladen, äußerte er eine ſo tiefe Menſchenverachtung, daß die Frauen bald verſtummten. Laura machte noch einen Verſuch, das Geſpräch auf die Frau Bürgermeiſterin zu bringen, welcher Hummel große Verehrung bewies, ſo oft ſie vorbei ging, aber er brach in die entſetzlichen Worte aus: „Sie iſt auch nichts Beſſeres als ein Weib."

„Ich iſt's genug, Hummel," rief ſeine Frau, „dieſes Benehmen iſt ſehr unerfreulich, und ich muß dich erſuchen deine üble Laune nicht ſo weit zu treiben, daß ſie dich des Urtheils über weiblichen Werth beraubt. Ich kann Vieles verzeihen, aber niemals einen Frevel am Adel menſchlicher Natur."

„Bleib mir vom Leibe mit deinem menſchlichen Adel," verſetzte Hummel, ſtand vom Tiſche auf, rückte heftig den Stuhl an ſeinen Platz und ſtürmte in die Nebenſtub, wo er im Halbdunkel wieder zornig auf und abſchritt; denn Gabriel lag ihm ſehr im Sinn. Allerdings war die geſellſchaftliche Stellung dieſes Mannes keine hervorragende, er war nicht Verwandter, nicht Hausbeſitzer, nicht einmal Bürger. Deshalb erwog Herr Hummel, daß eine Einmiſchung in die geheimen Gefühle deſſelben ihm ſelbſt ſchwerlich anſtehe. Aber zu dieſer Erkenntniß drang er nicht ohne Kampfe durch. Und er vermochte die Stimme, welche in einem Winkel ſeines Herzens zu Gunſten Gabriels brummte, durchaus nicht zum Schweigen zu bringen.

Unterdeß ſaßen die Frauen an dem verſtörten Tiſch. Laura ſah finſter vor ſich nieder, ihr waren ſolche Scenen nicht neu, und ſie wurden ihr immer ſchmerzlicher. Die Mutter aber war über den unverhohlenen Zorn gegen die Frauenwelt ſehr beſtürzt und verſank unter den Wogen ſturmbewegter Gedanken. Sie kam endlich zu der Überzeugung, daß Hummel eiferſüchtig ſei. Das war ſehr ächerlich, und es gab durchaus keine erträg-

liche Veranlaſſung zu ſolcher Leidenſchaft. Aber die Einfälle der Männer waren von je unberechenbar. Der Mime war den Tag vorher auf ihren Wunſch erſchienen, er war ſehr unterhaltend geweſen, Braten und Wein hatten ihm vortrefflich geſchmeckt und er hatte ihr beim Abſchiede mit kühnem dramatiſchem Blick die Hand geküßt. War es möglich, daß dieſer Blick das Unheil angerichtet hatte? Jetzt ging auch Frau Hummel auf und ab, ſah im Vorbeigehen nach dem Spiegel und beſchloß als tapfere Hausfrau ihrem Mann noch heut Abend ſeine Thorheit vorzuhalten. „Geh hinauf, Laura," ſagte ſie leiſe zu ihrer Tochter, „ich habe mit deinem Vater allein zu ſprechen."

Laura nahm ſchweigend den Leuchter und trug ihn auf ihren Geheimtiſch, ſie ſtellte ſich an das Fenſter und ſah nach dem Nachbarhauſe hinüber, wo die Lampe des Doctors durch die Verhänge ſchimmerte. Sie rang die Hände und rief: „Fort, fort von hier, das iſt die einzige Rettung für mich und ihn."

Unterdeß hatte Frau Hummel das Nachtmahl abräumen laſſen, ſie ſammelte noch einmal Muth zu der bevorſtehenden ſchweren Stunde und trat endlich an die Thür des Nebenzimmers, in welchem Herr Hummel noch immer umherte. „Heinrich," begann ſie feierlich, „biſt du jetzt im Stande, den Fall, welcher dir alle Haltung geraubt hat, ruhig zu betrachten?"

„Nein," rief Hummel, und warf einen Stiefel an die Thür.

„Ich kenne die Veranlaſſung deines Zorne," fuhr Frau Hummel fort und blickte verſchämt vor ſich nieder. „Darüber bedarf es keiner Erklärung. Es iſt möglich, daß er ſich zuweilen mit Blicken und kleinen Bemerkungen mehr herauswagt als nöthig wäre, aber er iſt doch ein talentvoller und liebenswürdiger Mann, und man muß ſeinem Beruf etwas zu gute halten."

„Er iſt ein elender Laffe," rief Herr Hummel und ſchleuderte den zweiten Stiefel von ſich.

„Das iſt nicht wahr," rief Frau Hummel eifrig. „Aber wenn es wäre, Heinrich, ſelbſt wenn du ihm jede Unwürdigkeit zutrauen könnteſt, vergiß nicht, daß in dem Herzen des Weibes Stolz und Pflichtgefühl wohnen und daß dein Verdacht eine Beleidigung gegen dieſe ſchützenden Genien wird."

„Sie iſt eine kokette einfältige Gans," rief Hummel und riß ſeine Schlafſchuhe unter dem Bett hervor.

Frau Hummel fuhr entſetzt zurück. „Dieſe Behandlung hat dein Weib nicht verdient. Du trittſt mit Füßen, was dir heilig ſein ſollte. Komm zu dir, ich beſchwöre dich, deine Eiferſucht bringt dich dem Wahnſinn nahe."

„Ich eiferſüchtig auf ſolche Perſon?" rief Hummel verächtlich und klopfte heftig die Aſche ſeiner Pfeife aus. „Dann müßte ich in der That verrückt ſein. Laß mich mit all dem Unſinn in Ruhe."

Frau Hummel ergriff ihr Taſchentuch und begann zu ſchluchzen. „Er war mir manchmal eine Erheiterung,

er erzählte Geschichten, wie ich sie in meinem Leben nie wieder hören werde, aber wenn er dich so aufregt, daß alle Vernunft deiner Seele schwindet, und du deine Frau durch die unwürdigsten Vögelnamen beschimpfst — ich habe manches Opfer gebracht in unserer Ehe, auch er soll noch am Altar des häuslichen Friedens fallen. Nimm ihn hin, er soll nie wieder eingeladen werden."

„Wer ist Er?" frug Hummel.

„Wer sonst als unser Komiker?"

„Wer ist sie?

Frau Hummel sah ihn mit einem Blick an, der unzweifelhaft machte, daß sie selbst die Dame war.

„Ist es möglich?" rief Hummel erstaunt. „So schwimmen wir Aepfel? Warum willst du deinen Theaterhanswurst am häuslichen Altar schlachten? Setze ihm lieber etwas Geschlachtetes vor, das wird für alle Theile bequemer sein. Sei ruhig, Philippine. Du bist manchmal undeutlich in deinen Reden und du machst zu viel Geklatsch, du hast deine Theatergespinste im Kopfe und du hast deine Launen und confusen Einfälle, aber im Uebrigen bist du meine brave Frau, auf die ich nichts kommen lasse, weder vor Andern, noch in meinen Gedanken. Und jetzt fahre mir nicht mehr vor dem Lichte herum, denn ich habe mich entschlossen und ich will ihm einen Brief schreiben."

Während Frau Hummel sich betäubt auf das Sopha setzte, und überlegte, ob sie durch das Lob ihres

Gatten gekränkt oder beruhigt sein dürfe, und ob sie sich selbst närrisch getäuscht, oder ob Heinrichs Wahnsinn nur die neue furchtbare Form der Verhemmie angenommen habe, schrieb Herr Hummel wie folgt:

„Mein guter Gabriel, gestern, den 17. hujus, Abends 7¾ Uhr, sah ich auf der Bank Numero 4 der Waldwiese die Dorothee von drüben und Knips junior zusammensitzen. Da Speihahn attakirte, flohen sie auseinander. Dies zur Warnung und weitern Beschlußfassung. Ich bin bereit, nach Ihrer Ordre zu verfahren. Streh, Gabriel! Ihr affectionirter H. Hummel."

Zu gleicher Stunde mit diesem Schreiben flog ein Brief Lauras an Ilse in den Pavillon. Recht kummervoll schrieb die treue Seele. Die kleinen Händel des Hauses und der Nachbarschaft kränkten sie mehr als nöthig war, von dem Doctor sah sie wenig, und was ihr den bittersten Schmerz machte, sie hatte das letzte Lied ausgegeben, sie wußte dem Doctor nichts mehr zu senden und wollte die Correspondenz ohne Beilage fortsetzen. Verwundert las Ilse einen Satz, dessen Sinn ihr nicht recht verständlich war. „Ich habe mir bei Fräulein Jeannette Erlaubniß ausgewirkt, einzelne Lehrstunden in ihrer Anstalt zu geben, ich will nicht länger ein unnützer Protessor sein. Seit ich dich aus meiner Nähe verloren, ist es um mich kalt und öde, mein einziger Trost bleibt, daß ich wenigstens vorbereitet bin, auch in die Fremde zu fliegen und dort die Körnchen ein-

zuſammeln, welche ich zur Friſtung meines Lebens brauche.“

„Wo iſt mein Mann?“ frug Ilſe ihr Mädchen.

„Der Herr Profeſſor iſt zu Ihrer Hoheit der Frau Prinzeſſin gegangen.“

„Rufen Sie Gabriel.“

„Er hat eine traurige Nachricht erhalten, er ſitzt auf ſeiner Stube.“

Gleich darauf trat der Diener mit verſtörtem Weſen ein. „Was iſt geſchehen, Gabriel?“ frug Ilſe erſchrocken.

„Es iſt nur in meinen eigenen Sachen,“ verſetzte Gabriel mit bebender Stimme, „es iſt keine gute Nachricht, welche mir dies Papier zugetragen hat.“ Er griff in den Rock und holte Hummels zerknitterten Brief hervor, wandte ſich ab und legte den Kopf auf das Holz des Fenſters.

„Armer Gabriel,“ rief Ilſe. „Aber noch iſt eine Erklärung möglich, welche das Mädchen rechtfertigt.“

„Ich danke Ihnen für den guten Glauben, Frau Profeſſorin,“ verſetzte Gabriel feierlich, „aber dieſer Brief meldet mein Unglück. Der ihn geſchrieben hat, iſt zuverläſſig wie Gold. Ich wußte Alles, bevor ich ihn erhielt. Sie hat mir auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet, ſie hat mir die Briefſtaſche nicht geſchickt, und geſtern gegen Abend, als ich draußen umherging und grade an ſie dachte, flog neben mir eine Lerche in die Höhe und ſang mir ein Lied, das mir Gewißheit gab.“

„Das iſt Thorheit, Gabriel, Sie dürfen nicht dadurch Ihr Urtheil beſtimmen laſſen, weil Ihnen zufällig bei einem Vogel trübe Gedanken kommen.“

„Es war deutlich, Frau Profeſſorin,“ verſetzte Gabriel traurig. „Grade als die Lerche aufflog und ich an die Dorothee dachte, fielen mir Worte ein, die ich als Kind gehört hatte und ſeit der Zeit nicht wieder. Es iſt kein Aberglaube dabei und ich kann Ihnen den Spruch erzählen: Lerche, liebe Lerche, hoch über dem Rauch, was haſt du mir Neues zu ſagen? Dieſer Gedanke kam mir, und darauf vernahm ich ſo deutlich, als wenn mir Jemand die Antwort ins Ohr ſpräche: Zwei Verliebte ſeh' ich am Haſelſtrauch, den dritten hör' ich klagen, zwei treten über den Stein in das geweihte Haus, der dritte ſitzt allein und wiſcht ſich die Augen aus.“ Gabriel fuhr nach ſeinem Taſchentuch. „Das war eine ſichere Vorbedeutung, die Dorothee verleugnet mich.“

„Gabriel, ich fürchte, ſie war immer ein Flattergeiſt,“ rief Alſe.

„Sie hat ſelbſt ein Herz wie ein Vogel,“ entſchuldigte Gabriel, „ſie iſt keine ernſte Perſon und hat die Art, Alle freundlich anzulachen. Das wußte ich. Aber, daß ſie fröhlich und ſorglos war und angenehm ſcherzte, hat ſie mir lieb gemacht. Es war ein Unglück für mich und ſie, daß ich von ihr weggehen mußte, grade, da ſie ihr Gemüth auf mich richtete und die Andern abhielt, welche hübſch gegen ſie thaten. Denn ich weiß, der

Buchhalter hatte ſchon lange ein Auge auf ſie, er hatte ihr Ausſicht gemacht, ſie zu heirathen, und das war eine beſſere Verſorgung, als ich ihr geben konnte."

„Hier muß etwas geſchehen," rief Ilſe. „Wollen Sie nach der Stadt zurück und ſelbſt zum Rechten ſehen? Mein Mann wird Ihnen ſogleich die Erlaubniß geben. Vielleicht iſt es doch nicht ſo ſchlimm."

„Für mich iſt es ſo ſchlimm, als es ſein kann, Frau Profeſſorin. Wollen Sie die Güte haben und für die Dorothee ſorgen, daß ſie nicht unglücklich wird, ſo danke ich Ihnen von Herzen. Ich will ſie nie wieder ſehen. Ja, Frau Profeſſorin, hat man Jemanden lieb, ſoll man ihn nicht allein laſſen, wenn er in Verſuchung iſt."

Ilſe verſuchte zu tröſten, aber ſie fühlte die Worte Gabriels tief in ihrem Herzen. „Der Dritte ſitzt allein," klagte es in ihr fort.

Sie ſtand wieder allein im Saal und ſah ſcheu auf die fremden Wände. Aller Schmerz, der je in dieſem Raume eine Menſchenſeele bewegt hatte, Eiferſucht und verletzter Stolz, fieberhafte Erwartung und hoffnungsloſes Sehnen, Trauer um zerſtörtes Glück und Grauen vor der Zukunft, Schrei der Angſt und Stöhnen eines gequälten Gewiſſens, herbe Mißtöne aus ferner Vergangenheit, längſt verhallt, zerfloſſen, verweht, ſie ſandten heut einen undeutlichen zitternden Nachklang in das argloſe Herz des Weibes. „Es iſt unheimlich hier, und wenn ich in Worte faſſen will, was mich

ängstigt, so versagen sie. Ich bin keine Gefangene, und doch umgiebt mich die Luft eines Kerkers. Der Kammerherr ließ sich seit Tagen nicht sehen, und der Prinz, der sonst zu mir sprach wie zu einer Freundin, kommt selten, nur auf Minuten, und dann ist es schlimmer, als ob er nicht da wäre. Er ist gedrückt wie ich, und sieht mich an, als fühlte er dieselbe namenlose Angst. Und sein Vater? Wenn er vor mich tritt, ist er ein freundlicher Herr, dem man gut sein könnte, und sobald er mir den Rücken wendet, verzerren sich vor meiner Seele die Züge seines Antlitzes. Es thut nicht wohl, den Großen der Erde nahe zu sein, sie neigen sich einem zu, öffnen ihre Seele wie gute Freunde, und kaum fühlt man die Erhebung, daß das Höchste einem so großes Anrecht gewährt, dann ziehen sich die neckenden Geister plötzlich wieder in ihr unsichtbares Reich zurück, und man kümmert sich, denkt an sie und regt sich auf. Solch Leben nimmt den Frieden."

„Felix sagt, man soll nicht sorgen um diese Sorglosen. Wie kann man Antheil und Sorge meiden, wenn ihrer Seele Wohlfahrt ein Segen für Alle ist?"

„Ist es nur darum, Ilse," frug sie, „daß die Gedanken ruhelos fliegen? Oder ist es Stolz, bald verletzt und bald wieder geschmeichelt, ist es Angst um Geliebtes, das sie mir in der Stille entreißen wollen?"

„Weshalb bangt mir um dich, mein Felix? Warum zage ich, weil er hier ein Weib gefunden hat, das seinem

Geiſte ebenbürtig iſt? Bin ich es nicht auch? An ſeinem Licht bin ich heraufgewachſen, ich bin nicht mehr die unwiſſende Landfrau, die er ſich einſt von den Heerden geholt hat. Fehlt mir auch der lockende Reiz der vornehmen Dame, was kann ſie ihm mehr geben als ich? Er iſt kein Knabe und er weiß, daß ich jede Stunde nur für ihn lebe. Ich verachte euch, ihr kläglichen Bilder, wie habt ihr Zugang zu meiner Seele gefunden? Ich bin keine Gefangene dieſer Wände, und wenn ich hier weile, wo ihr Macht habt über die Menſchen, ich bleibe um ſeinetwillen. Man ſoll nicht verlaſſen, den man liebt, das Wort iſt auch für mich geſprochen. Aber meines Vaters Kind ſitzt nicht kläglich in der Kammer und wiſcht ſich die Augen, wenn der Geliebte auch einmal mit einer Prinzeſſin unter dem Haſelſtrauch ſitzt."

Gabriel ſchlich in einem abgelegenen Theil der Anlagen dahin, da fühlte er einen Schlag auf der Schulter, Prinz Victor ſtand hinter ihm. „Freund Gabriel?" „Zu Befehl, Hoheit." „Wo gedient?" „Blaue Huſaren." „Gut," nickte der Prinz, „wir ſind von derſelben Waffe. Ich höre, Sie ſind ein zuverläſſiger Burſch. Wo fehlt's Ihnen?" Er zog ſeine Börſe heraus. „Wir theilen, nehmen Sie, was Sie brauchen."

Gabriel ſchüttelte den Kopf.

„Dann ſind die Weiber ſchuld," rief der Prinz, „das iſt ſchlimmer. Iſt ſie ſtolz?" Gabriel verneinte. „Iſt ſie ungetreu?" Der arme Burſch wandte ſich ab.

„Bei den Eltern bin ich leider ein ſchlechter Fürſprecher," ſagte der Prinz theilnehmend, „das Geſchlecht der Väter gönnt mir wenig Zutrauen. Wenn's aber gilt, einem Mädchen in's Gewiſſen zu reden, dann rufen Sie mich."

„Ich danke für den guten Willen, Hoheit, mir iſt nicht zu helfen. Das muß hinunter gearbeitet werden." Er wandte ſich wieder ab."

„Pfui, Kamerad, haben Sie den Soldatenſpruch vergeſſen: Alle gern haben, Eine lieben, ſich um Keine grämen? Wird ja einmal das Herz ſchwer, ſo muß man nicht allein umherlaufen, wie Sie thun. In Ermangelung eines andern Gefährten nehmen Sie vorläufig mit mir vorlieb."

„Das iſt zu viel Ehre," ſagte der arme Gabriel, nach der Mütze greifend.

Der Prinz hatte ihn während dieſer Reden von dem offenen Wege abgeführt in ein dichtes Gebüſch, er ſetzte ſich jetzt auf die Wurzel eines alten Baumes und wies mit einer Handbewegung Gabriel an den nächſten Stamm.

„Hier liegen wir im Verſteck, Sie ſehen dort hinaus, ich hier auf den Weg, daß uns Niemand überraſcht. Wie gefällt Ihnen Ihr Quartier? Haben Sie gute Bekannte gefunden?"

„Ich meine, es iſt klug, hier Niemandem zu trauen," antwortete Gabriel vorſichtig.

„Nun," verſetzte der Prinz, „ich bin nicht von hier,

ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit mir eine Ausnahme machen. Nehmen Sie an, wir säßen im Felde, an demselben Feuer und tränken aus einer Feldflasche. Sie haben Recht, es ist hier nicht Alles so sicher wie es aussieht. Das nächtliche Rumoren im Schlosse gefällt mir auch nicht. Sie haben davon gehört?" Gabriel bestätigte lebhaft. „In solchem alten Schloß," fuhr der Prinz behaglich fort, „sind manche Thüren, die Wenige kennen, vielleicht auch Gänge in der Wand. Ob's Geister sind oder etwas Anderes, wer weiß es. Das schleicht daher und kommt auf einmal hervor, wo man nicht dran denkt, und wenn man grade sein Nachthemd angezogen hat, öffnet sich eine geheime Thür, oder eine Diele des Fußbodens steigt in die Höhe, und eine verdammte Erscheinung schwebt herauf, räumt ab, was auf den Tischen ist, und ehe man sich besinnt, ist's wieder verschwunden."

„Wer's leidet, Hoheit," versetzte Gabriel tapfer.

„Ja, wer sich zur Wehr setzen könnte," lachte der Prinz, „es streckt die Hand aus und man ist unbeweglich, es hält dem Schlafenden einen Schwamm vor die Nase und er erwacht nicht."

Gabriel horchte hoch auf.

„Die Leute erzählen, auch in Ihrem Pavillon soll's nicht geheuer sein," fuhr der Prinz fort. „Es wäre doch gut, wenn ein sicherer Mann einmal in der Stille Alles durchsuchte. Findet man einen Zugang, der nicht in Ordnung ist, so sperrt man ihn mit einer Schraube

oder mit einem Riegel zu. Es ist freilich unsicher, ob man etwas findet. Denn dergleichen Teufelswerk ist schlau angebracht."

Er winkte bedeutsam zu Gabriel, der gespannt auf ihn starrte.

„Das ist nur ein Gedanke von mir," sagte der Prinz, „wenn aber ein Soldat in fremdem Quartier liegt, so sieht er sich nach einer Sicherheit um für die Zeit, wo seine Leute schlafen."

„Ich verstehe Alles," versetzte Gabriel leise.

„Man muß Andern nicht unnöthige Angst machen," fuhr der Prinz fort. „Aber in der Stille thut man seine Pflicht als braver Junge. Ich sehe, das sind Sie." Der Prinz erhob sich von seiner Baumwurzel. „Können Sie mich einmal brauchen, oder hätten Sie mir etwas zu sagen, was Niemand sonst zu wissen braucht, ich habe einen Burschen, den mit dem großen Schnauzbart, einen guten stillen Menschen, machen Sie seine Bekanntschaft. Im Uebrigen pflegen Sie sich hier. Da lungert ja bei Ihnen noch ein Lakai herum, ist ein Gang zu thun, so kann der ihn abmachen. Es ist gut für eine Herrschaft, wenn in fremdem Hause immer ein zuverlässiger Mann zur Hand ist. Guten Tag, Kamerad. Hoffe, ich habe Sie auf andere Gedanken gebracht."

Er entfernte sich, Gabriel blieb in tiefem Nachdenken zurück. Die Neckerei des Prinzen hatte den treuen Mann aus seinem Schmerz aufgerüttelt, er wirthschaftete jetzt den ganzen Tag geschäftig im Hause, nur des

Abends, wenn ſeine Herrſchaft im Theater war, ſah man ihn zuweilen neben dem Diener des Prinzen in geräuſchloſer Unterhaltung auf einer Gartenbank.

An die Wände des Pavillons heftete der Geiſt trüber Ahnung ſeine grauen Schleier, im Fürſtenſchloß aber wirthſchaftete unterdeß ein unſichtbarer Kobold anderer Art, Große und Kleine verſtörend.

Der Stall war in Beſtürzung. Das liebſte Reitpferd des Fürſten war ein weißer Isenacker. Als der Reitknecht am Morgen zu dem Pferde trat, fand er ihm auf der Bruſt ein großes ſchwarzes Herz gemalt. Die ſchändende Farbe ließ ſich nicht abwaſchen, wahrſcheinlich hatte der Böſewicht eine Tinctur, welche für das Haupthaar der Menſchen erſonnen war, zu dieſem Frevel angewendet. Die Sachverſtändigen erklärten, nur die Zeit könne den Schaden heilen. Es war unvermeidlich, dem Fürſten Anzeige zu machen, der Herr gerieth in heftigen Zorn, ſtrengſte Unterſuchung wurde angeſtellt. Die Nachtwache des Stalles hatte Niemand geſehen, kein fremder Fuß hatte den Raum betreten, nur der Reitknecht des Prinzen, ein ſchnauzbärtiger Kunde aus fremdem Volk, hatte zugleich mit der übrigen Stallbedienung ein Pferd ſeines Prinzen beſorgt, welches dieſer vor Kurzem von einem Verwandten zum Geſchenk erhalten. Der Mann wurde verhört, er ſprach wenig deutſch, war nach der Ausſage des übrigen Perſonals harmlos und einfältig, es war durchaus nichts auf ihn zu bringen. Zuletzt wurde der Stallknecht, welcher die

Wache gehabt hatte, aus dem Dienſt gejagt. Er verſchwand aus der Hauptſtadt und wäre ſehr in's Elend gekommen, wenn nicht Prinz Victor den armen Teufel in ſeiner Garniſon untergebracht hätte.

Das Ballet gerieth in Aufruhr. In dem neuen Ballo tragico „der Nix" hatte die Prima Ballerina Giuſeppa Scarletti eine glänzende Rolle, in der ſie grünſeidene Höschen mit reichem Silberbeſatz tragen ſollte. Als ſie vor der erſten Aufführung dies Garderobenſtück, welches für die Rolle bedeutſam war, anlegen wollte, war die Helferin ſo ungeſchickt, ihr daſſelbe verkehrt, die Rückſeite nach vorn, zu reichen. Die Dame ſprach kräftig ihre Ungeduld aus, die Garderobiere drehte das Stück um, wieder war die Rückſeite vorn. Das Kunſtwerk wurde näherer Betrachtung unterworfen, man fand mit Entſetzen, daß es wie eine geſchloſſene Muſchel aus zwei Hohlſeiten zuſammengeſetzt war. Die Scarletti gerieth in Furie, dann in Thränen und nervöſe Zufälle, der Regiſſeur, der Intendant wurden gerufen, die Künſtlerin erklärte, nach dieſer Schmach und Aufregung nicht tanzen zu können. Erſt als Prinz Victor, den ſie hochſchätzte, ſelbſt in die Garderobe kam, ihr ſeine tiefe Entrüſtung auszuſprechen, und erſt als der Fürſt ihr ſagen ließ, daß die Kränkung aufs Strengſte beſtraft werden ſolle, gewann ſie den Muth zurück, welchen die ſchwierige Rolle nöthig machte. Unterdeß hatte auch die elfenhafte Schnelligkeit des Theaterſchneiders den Schaden ihres Kleides gebeſſert. Sie tanzte ſuperb,

aber mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, der ihr ſehr gut ſtand. Schon war der Intendant froh, daß das Unglück ſo vorübergegangen war, ſchon wurde in der letzten Decoration die ganze Tiefe der Bühne erſchloſſen, da zeigten ſich plötzlich in der Nixengrotte unter bengaliſchem Feuer die ausgetauſchten Beinkleider, ſie hingen friedlich an zwei Zacken eines ſilbernen Felſens, als wären ſie von einem Waſſergeiſt zum Trocknen aufgehängt. Darauf unruhige Bewegung, lautes Gelächter im Publikum, der Vorhang mußte fallen, bevor das bengaliſche Feuer niedergebrannt war. Alles ſchnob Rache, aber der Miſſethäter war wieder nicht zu ermitteln.

Der Dienerſchaft ſträubte ſich das Haar. Man wußte, daß in ſchweren Zeiten des fürſtlichen Hauſes eine ſchwarze Dame durch Corridor und Säle ſchritt und daß dieſe Erſcheinung der hohen Familie ein Unglück bedeute. Der Glaube war allgemein, ſelbſt der Hofmarſchall theilte ihn, ſeinem eigenen Großvater war die ſchwarze Frau erſchienen, als dieſer einſt in einſamer Nacht auf die Rückkehr ſeines gnädigſten Herrn wartete. An einem Abend hatte ſich der Hof entfernt und der Hofmarſchall ſchritt, den Lakaien mit der Leuchte vor ſich, durch die leeren Säle, dem Flügel zu, in welchem der Prinz Vicer logirt war, um nach Verabredung bei dieſem eine ſtille Cigarre zu rauchen. Plötzlich fuhr der Lakai zurück und wies zitternd in eine Ecke. Dort ſtand die ſchwarze Geſtalt, das Haupt mit dem Schleier verhüllt, ſie erhob drohend die Hand und verſchwand durch

eine Tapetenthür. Dem Lakaien fiel die Leuchte aus der Hand, der Hofmarschall tappte im Finstern bis zum Vorzimmer des Prinzen und sank dort auf das Sopha. Als der Prinz aus seiner Garderobe eintrat, fand er die Hofcharge in einem Zustand der höchsten Alteration, selbst ein Glas Punschessenz, welches er ihm eigenhändig eingoß, vermochte den Gebeugten nicht aufzurichten. Die Kunde, daß die schwarze Dame erschienen sei, flog durch alle Räume des Schlosses, die bange Erwartung eines Unheils beschäftigte den Hofstaat und die Dienerschaft. Die Lakaien liefen des Abends im Schnellschritt durch die Corridore und erschraken vor dem Wiederhall ihrer eigenen Tritte, die Hofdamen wollten ihre Zimmer gar nicht mehr ohne Begleitung verlassen. Auch der Fürst erfuhr davon, er zog die Augen finster zusammen und sah bei der Tafel verächtlich nach dem Hofmarschall hinüber.

Sogar die Hofdamen blieben nicht verschont. Fräulein von Lossau, welche in dem Damenschloß, einem Flügel des Palais, über den Zimmern der Prinzessin wohnte, kam zur Nacht in der glücklichsten Stimmung nach ihrer Wohnung. Prinz Victor hatte sie auffallend ausgezeichnet, er war sehr drollig gewesen und hatte ihr dabei einige Mal Gefühl gezeigt, das bei ihm selten durchbrach. Sie ließ sich von ihrem Mädchen entkleiden, und legte sich unter anmuthigen Gedanken auf ihrem Lager zurecht, Alles wurde still, sie sank in den ersten Schlummer, das Bild des Prinzen gaukelte im Con-

tretanz vor ihr. Da, horch, ein leises Geräusch, es knisterte, Etwas strich langsam unter ihrem Bett dahin. Sie fuhr in die Höhe, der unheimliche Ton hörte auf; schon war sie im Begriff, sich selbst zu belügen, daß Alles nur eine Einbildung des Schlafes sei, da knisterte und fuhr es wieder unter dem Bett, es stieß an ihre Schlafschuhe, es kam rasselnd hervor, sie hörte ein furchtbares Stöhnen und sah beim matten Schein der Nachtlampe, daß sich eine Kugel langsam hinter dem Stuhle heranschob und vor dem Bette Halt machte. Halb bewußtlos vor Entsetzen fuhr sie aus dem Bett, berührte mit dem nackten Fuß einen fremden Gegenstand, fühlte an der Stelle einen scharfen Schmerz und sank mit einem Schrei zurück. Jetzt erhob sie im Bett gellenden Hilferuf, bis ihr Mädchen herbeistürzte und zitternd das Licht anzündete, das Fräulein wies immer noch schreiend in eine Ecke, wo die stachlige Gespensterkugel jetzt in ruhiger Furchtbarkeit verweilte und sich allmälig als ein großer Igel darstellte, der noch träumerisch von seinem Winterschlaf mit einer Thräne an der Nase dasaß. Das Fräulein wurde vor Schrecken krank. Als der Arzt am frühen Morgen zu ihr eilte, fand er Lakaien und Kammermädchen in geschlossenem Haufen vor ihrer Thür versammelt. An der Thür war ein weißes Schild von Pappe befestigt, darauf mit großen Buchstaben zu lesen: Bettina von Lessau, fürstliche Hofspionin. Wieder wurde strengste Untersuchung befohlen, und wieder wurde der Missethäter nicht ermittelt.

Aber der neckende Geist, welcher ſich unter dem Schieferdache des Schloſſes einquartiert hatte, trieb nicht nur mit Hof und Dienerſchaft ſeinen Poſſen, er wagte auch den Profeſſor in gelehrter Arbeit zu ſtören.

Ilſe ſaß allein und betrachtete zerſtreut die Bilder zu Reinecke Fuchs, als der Valet die Thür aufriß: „Des Fürſten Hoheit.“

Der Fürſt ſah über das aufgeſchlagene Bild des Buches: „Das alſo iſt die Kanne, mit welcher Sie unſere Zuſtände betrachten. Die Satire der Blätter iſt bitter, aber ſie enthalten eine unvergängliche Wahrheit.“

Ilſe ſchloß erröthend das Buch. „Die unartigen Thiere ſind rohe Egoiſten, das iſt bei Menſchen doch anders.“

„Meinen Sie?“ frug der Fürſt. „Wer darüber Erfahrungen gemacht hat, wird nicht ſo wohlwollend urtheilen. Die zweibeinigen Thiere, welche ihre Zwecke in der Nähe des Herrſchers verfolgen, ſind in der Mehrzahl ebenſo rückſichtslos in ihrem Egoismus und ebenſo geneigt, ihre Anhänglichkeit zu betheuern. Es iſt nicht leicht, ihre Anſprüche zu bändigen.“

„Neben einzelnen Argen bilden doch Beſſere die Mehrzahl, bei denen das Tüchtige überwiegt,“ wandte Ilſe mit bittender Stimme ein.

Der Fürſt neigte artig das Haupt. „Wer Alle überſehen ſoll, muß die Beſchränktheit jedes Einzelnen lebhaft empfinden, denn er muß wiſſen, wo und wie weit er ihm vertrauen darf. Solche Beobachtung frem-

der Natur, welche ſtets bemüht iſt, das Weſen von dem Schein zu trennen, die Brauchbarkeit fremder Natur zu ſondiren und dem Beobachter ein überlegenes Urtheil zu bewahren, ſchärft den Blick für die Mängel Anderer. Es iſt möglich, daß wir bisweilen in der Stille zu ſtreng urtheilen, während Sie, eine Frau mit warmem Gemüth, in die liebenswerthere Schwäche verfallen und das Menſchenweſt allzu günſtig betrachten."

„Dann iſt mein Loos doch glücklicher," rief Ilſe und ſah den Fürſten mit ehrlichem Kummer an.

„Es iſt ſchöner und beglückender," ſagte dieſer mit Empfindung, „ſich ohne Zwang ſeinem Gefühl hinzugeben, arglos mit den Wenigen verkehren, welche man ſich frei erwählt, Unholdes durch eine leichte Wendung zu vermeiden, den Geliebten ein fröhliches Herz zwanglos zu öffnen. Wer aber in der kalten Luft der Geſchäfte zu leben verurtheilt iſt, im Kampf gegen zahlloſe Intereſſen, welche einander feindlich kreuzen, der vermag dieſe Exiſtenz nur zu ertragen, wenn er ſein Tagesleben mit einer Ordnung umgiebt, welche ihm wenigſtens eine gehäufte Laſt des Unwillkommenen fern hält und die Füchſe und Wölfe zwingt, ihre harten Köpfe zu beugen. Solche Ordnung des Hofes und der Regierung iſt kein vollkommenes Werk, oft wird darüber geklagt, vielleicht wurde Ihnen ſelbſt Gelegenheit zu bemerken, daß Brauch und Etikette eines Hofes nicht ohne Härte ſind. Dennoch ſind ſie nothwendig. Denn ſie erleichtern uns den Rückzug und erhalten uns in einer

gewiſſen Iſolirung, dadurch aber helfen ſie uns die innere Freiheit bewahren.“ Alſe ſah vor ſich nieder.

„Doch glauben Sie mir,“ fuhr der Fürſt fort, „auch wir bleiben Menſchen, wir möchten uns gern der Stunde warm hingeben, und mit Solchen, die uns werth geworden, zwanglos zuſammenleben. Wir müſſen uns oft reſigniren, und wir erleben Augenblicke, wo ſolche Entſagung ſehr ſchwer wird.“

„Aber innerhalb der hohen Familie fallen dieſe Rückſichten doch weg,“ rief Alſe. „Der Vater und ſeine Kinder, die Geſchwiſter untereinander, dieſe heiligen Verhältniſſe dürfen niemals geſtört werden.“

Die Miene des Fürſten verfinſterte ſich. „Auch ſie leiden in der exponirten Stellung. Man lebt nicht zuſammen, man ſieht ſich weniger allein, und häufig von Andern beobachtet. Jeder kommt zum Andern aus ſeinem beſonderen Kreiſe von Intereſſen, aus einer Umgebung, die ihn beeinflußt, und die ihm vielleicht das Zutrauen zu ſeinen nächſten Verwandten mindert. Mein Sohn iſt Ihnen bekannt. Er hat alle Anlage zu einem gutherzigen offenen Menſchen, Sie werden bemerkt haben, wie argwöhniſch und verſteckt er geworden iſt.“

Alſe vergaß kluge Gedanken und fühlte ſich wieder ein wenig ſtolz als Vertraute.

„Verzeihung,“ rief ſie, „das habe ich nie gefunden, er iſt nur ſchüchtern und zuweilen ein wenig ungelenk.“

Der Fürſt lächelte. „Sie haben neulich eine An-

ſicht darüber ausgeſprochen, was ſeiner Zukunft vortheilhaft ſein würde. Er ſoll einmal die Geſchäftsführung großer Familiengüter überſehen, ihm wäre allerdings gut, wenn er die Arbeit des Landwirths aus eigener Anſchauung kennen lernte. Er fühlt ſich ohnedies am Hofe nicht wohl.“ Ilſe nickte mit dem Kopfe. „Auch das haben Sie ſchon bemerkt?“ frug der Fürſt heiter.

Ich will meinem Prinzen doch Gutes rathen, dachte Ilſe, wenn es ihm auch nicht ganz bequem iſt. „Dann wage ich zu ſagen,“ rief ſie, „daß jetzt grade die beſte Zeit gekommen iſt. Denn, gnädigſter Herr, er muß doch die Frühjahrsbeſtellung lernen, und die iſt in vollem Gange, er kommt nur noch zur Gerſte zurecht, da darf man nicht aufſchieben.“

Dem Fürſten gefiel dieſer Eifer ſehr. „Nicht ſo leicht iſt der Ort gefunden,“ ſagte er.

„Wenn Ew. Hoheit hier in der Nähe eine Domäne haben, wobei ein Schlößchen iſt.“

„Dann könnte er recht oft nach der Stadt kommen,“ verſetzte der Fürſt mit rauher Stimme.

„Das taugt nicht,“ fuhr Ilſe eifrig fort. „Er muß zuerſt die Arbeit der Leute gründlich kennen und dazu regelmäßig auf dem Felde ſein.“

„Einen beſſern Rathgeber konnte ich nicht finden,“ ſagte der Fürſt in vortrefflicher Laune. „In der Nähe fehlt die Gelegenheit. Ich habe an das Gut Ihres Vaters gedacht.“

Ilſe ſtand überraſcht auf. „Aber unſer Hausweſen

iſt gar nicht eingerichtet, einen ſolchen Herrn aufzunehmen," verſetzte ſie mit Zurückhaltung. „Nein, gnädigſter Herr, die bürgerliche Ordnung unſerer Familie würde nicht für die Anſprüche eines jungen Fürſten paſſen. Ich ſchweige von andern Bedenken, die mir früher unbekannt waren, und die mir erſt hier auf die Seele gefallen ſind. Deshalb, wenn ich nach meinem Gefühl ſprechen darf, bin ich der Meinung, daß dies aus vielen Gründen nicht gut angeht."

„Es war nur ein Gedanke," verſetzte der Fürſt in der glücklichſten Stimmung. „Der Zweck würde ſich vielleicht erreichen laſſen, ohne Herrn Bauer unbillig zu beengen. Meine Abſicht war," fuhr er mit ritterlicher Artigkeit fort, „Ihnen und Ihrem Vater einen offenkundigen Beweis meiner Achtung zu geben, ich habe dazu beſondere Veranlaſſung." Er ſah Ilſe bedeutſam an, ſie dachte an den Geburtstag der Prinzeſſin.

„Ich weiß warum," ſagte ſie leiſe.

Der Fürſt rückte ſeinen Stuhl näher. „Ihr Vater hat eine große Familie?" frug er. „Ich erinnere mich dunkel, einige rothbäckige Knaben geſehen zu haben."

„Das waren die Brüder," lachte Ilſe, „es ſind prächtige Jungen, gnädiger Herr, wenn ich als Schweſter loben darf. Sie werden einmal Ew. Hoheit Freude machen. Noch ſind ſie etwas ungeleckt, aber brav und geſcheut. Mein Franz hat mir erſt geſtern geſchrieben, ich möchte Ew. Hoheit von ihm grüßen. Das kleine Kerlchen denkt, dergleichen geht nur ſo. Nun ich will

doch, weil es die Gelegenheit giebt, den Gruß an meinen lieben gnädigen Herrn ausgerichtet haben, es ist ein dummer Kindergruß, aber er kommt aus gutem Herzen.“ Sie nestelte an ihrer Tasche und brachte einen Brief hervor, der mit schönen Buchstaben bemalt war. „Sehen Ew. Hoheit, so hübsch schreibt das Kind. Ach, aber ich darf den Brief nicht zeigen, denn Hoheit werden darin wieder eine Bestätigung finden, daß die Menschen immer egoistische Wünsche im Hintergrund haben, wenn sie an ihren Fürsten denken. Der unglückliche Junge hat auch einen Wunsch.“

„Da haben wir's,“ sagte der Fürst.

Ilse wies ihm den Brief, der Fürst faßte gnädig das Papier mit ihr an und seine Hand lag auf der ihren. „Er ist so unverschämt, Ew. Hoheit um einen großen Lederball zum Ausblasen zu bitten. Der Ball ist bereits gekauft.“

Sie sprang auf und trug einen riesigen bunten Ball herzu. „Den schicke ich noch heut, und ich schreibe ihm dazu, daß es sich gar nicht zieme, einen so großen Herrn um etwas anzubetteln. Er ist schon neun Jahre, aber er ist noch sehr kindisch. Ew. Hoheit müssen ihm das zu Gute halten.“

Ergriffen von der unbefangenen Herzlichkeit sagte der Fürst: „Schreiben Sie ihm zugleich, daß ich ihm sagen lasse, er soll sich den heiteren Sinn und das loyale Gemüth seiner ältesten Schwester durch die Gefahren des Lebens retten. Auch ich fühle, wie sehr Ihr We-

ſen denen zum Segen iſt, welche das Glück haben in Ihrer Nähe zu athmen. In einem Treiben, welches mit aufreibenden Eindrücken angefüllt iſt, wo Haß und Argwohn mehr von dem Frieden der Seele nehmen, als die Stunden der Ruhe zurückgeben können, habe ich mir doch Empfänglichkeit bewahrt für die unſchuldige Friſche eines Gemüthes wie das Ihre iſt. Ich freue mich Ihrer von Herzen."

Wieder legte er ſeine Hand leiſe auf die ihre, Ilſe ſah beſchämt durch das Lob ihres lieben Landesherrn vor ſich nieder.

Da nahte ein eiliger Schritt, der Fürſt erhob ſich, der Profeſſor trat ein. Er verneigte ſich vor dem Fürſten und ſah überraſcht auf ſeine Frau. „Du biſt nicht unwohl?" rief er fröhlich. „Verzeihung, gnädigſter Herr, ich kam in Sorge um meine Frau. Ein fremder Knabe zog die Klingel am Antikenkabinet und brachte die Botſchaft, der Fremde möge ſogleich nach ſeiner Frau ſehen, ſie ſei erkrankt. Gut, daß es eine Verwechslung war."

„Ich bin dem Irrthum dankbar," verſetzte der Fürſt, „da er mir Gelegenheit giebt Ihnen ſelbſt zu ſagen, was ich vor Madame Werner niederlegen wollte: der Stall hat Befehl Ihnen zu jeder Stunde einen Wagen bereit zu halten, wenn Sie bei Ihren geheimnißvollen Nachforſchungen eine Reiſe in die Umgegend wünſchen." Er empfahl ſich gnädig.

Der Fürſt öffnete das Fenſter ſeines Arbeitzimmers, die Luft war ſchwül, lange hatte die Sonne über der

freyen Erde geglänzt, jetzt war sie verschwunden, schwere Wolken wälzten sich wie unförmliche Wasserschläuche über der Stadt und dem Schloß. Der Fürst holte tief Athem, aber die Gewitterluft preßte den Dampf aus den Essen des Schlosses herab an sein Fenster und der Rauch fuhr wie ein grauer Nebel um sein Haupt. Er riß die Thür der Gallerie auf, welche zu seinen Audienzzimmern führte, und schritt hastig über den Teppich. An den Wänden hing eine Reihe Oelbilder, Köpfe schöner Frauen, denen der Fürst einmal Beachtung geschenkt hatte. Sein Blick irrte von der einen zur andern, am Ende der Reihe war noch ein leerer Platz, er blieb davor stehen und seine Phantasie malte ein Bild hin mit blonden Haaren und einem treuherzigen bürgerlichen Licht in den Augen, rührend wie keines der andern Gesichter.

„So spät," klang es in ihm. „Es ist die letzte Stelle, und es ist das stärkste Gefühl. Thoren, die uns sagen, daß die Jahre gleichgültig machen. Wenn sie mir begegnet wäre am anderen Ende," er sah die Gallerie hinab, „bei dem Beginn meines Lebens, als ich noch vor einem Rosenstrauch sehnsüchtig an die Wangen des Mädchens dachte und durch den Gesang einer Grasmücke empfindsam gerührt wurde, hätte damals ein solches Weib mir schützend erhalten, was ich für immer verlor."

„Unnütze Frage, die um Vergangenes sorgt. Festhalten muß ich für die Gegenwart, was in den Bereich meiner Hand gekommen ist. Der schwache Jüngling ist

ihr gleichgültig, aber ſie ſelbſt fühlt ſich hier unheimiſch, und wenn ſie ſich mir entwindet, ich bin ohnmächtig ſie zurück zu halten. Ich bleibe allein, täglich dieſelben gelangweilten Geſichter, deren Gedanken man kennt, bevor ſie ausgeſprochen werden, denen man anſieht, bevor ſie den Mund öffnen, was ſie für ſich wollen und wie ſie ſich vorbereiten eine Empfindung zu lügen. Was ſie von Witz und Willen haben, das arbeitet in der Stille gegen mich; was ich von ihnen erhalte, iſt nur der künſtliche Schein des Lebens. Es iſt traurig ein Meiſter zu ſein, vor dem ſich lebendige Seelen in Maſchinen verwandeln, Jahr aus Jahr ein die Klappen am Kopf zu öffnen und das Räderwerk zu betrachten. Ich ſelbſt habe es ihnen eingeſetzt," lächelte er, „aber mich langweilt meine Arbeit."

„Ich weiß," murmelte er, „daß unter dieſen künſtlichen Uhren der Zweifel kommt, ob meine unſelige Kunſt ſie zu Lügen der Menſchennatur gemacht hat, oder ob ich ſelbſt nur ein Automat bin, welcher aufgezogen nickt und gedankenlos dieſelben gnädigen Worte wiederholt. Ich weiß, es giebt Stunden, wo ich über mich ſelbſt die Achſeln zucke, wenn ich als Pantalon oder Bramarbas auf der Bühne ſtelzire, ich merke den Draht, der meine Gelenke bewegt, ich fühle ein Gelüſt, meinen eigenen Kopf in den Schraubſtock zu ſtellen und zu beſſern, was in mir ſchadhaft wurde, und ich ſehe einen großen Kaſten geöffnet, in den man mich wirft, wenn meine Rolle ausgeſpielt iſt."

„O," ſtöhnte er aus tiefer Bruſt, „ich weiß, daß ich wirklich bin, wenn nicht bei Tage, doch bei Nacht. Keinen von meiner Umgebung quälen die einſamen Stunden wie mich, ihnen pocht's nicht fieberheiß an die Schläfe, wenn ſie ſich in den Winkel legen, nachdem ihr Tagewerk abgeſchnurrt iſt."

„We habe ich Freude zwiſchen den Lebertapeten dieſer Räume oder unter den alten Schildereien der Mutter Natur? Lachen ohne Freude, Zorn über Nichtigkeiten, Alles kalt, gleichgültig, ſeelenlos."

„Nur in den ſeltenen Augenblicken, wo ich bei ihr bin, fühle ich mich wie ein anderer Menſch, dann empfinde ich, daß flüſſiges Blut in meinen Adern reut. Wenn ſie in ihrer ehrlichen Einfalt von dem Vielen ſpricht, was ſie liebt und worüber ſie ſich freuen kann, die Frau mit dem Kinderherzen, dann werde auch ich wieder jung wie ſie. Sie erzählte von ihrem Bruder Krauskopf. Ich ſehe den Knaben vor mir, ein praller Burſch, mit den Augen ſeiner Schweſter, ich ſehe wie der kleine Dummkopf in ſein Butterbrod beißt, und mir iſt das ſo beweglich, als läſe ich eine rührende Geſchichte. Ich möchte den Jungen zu mir heraufheben, als wenn ich ſein guter Vetter wäre."

„Sie ſelbſt iſt wahr und gradſinnig, es iſt ein klares Gemüth und hinter ruhiger Milde birgt ſich die ſtarke Leidenſchaft. Wie ſie auffuhr gegen meinen Boten, den armen Widder Bellyn, der ihr den Adelsbrief in der Taſche zutragen ſollte! Sie iſt ein Weib, mit

der zu leben der Mühe werth ist und für die ein Mann viel thun kann, sie zu erwerben."

„Doch was vermag ich ihr gegenüber? Was ich ihr geben kann, das gilt ihr wenig, was ich ihr nehmen muß, wie wird sie das überwinden?" Er sah scheu auf die leere Stelle der Wand. „Dort sollte einst ein anderes Bild hängen," rief er, „warum hängt es nicht da? Warum liegt die Erinnerung an eine Verschwundene seit alter Zeit in meinem Hirn wie ein Stein, dessen Druck ich fühle bei Tage unter den Menschen, und bei Nacht, wenn ich das müde Haupt mit meinen Händen presse? Das Weib von damals schlief in demselben Zimmer vor vielen, vielen Jahren, wo jetzt die Fremde ruht, und sie wachte nicht auf, als es klug gewesen wäre. Und da sie erwachte und zur Besinnung kam, zersprang in ihrem schwachen Geist eine Feder und sie schwand dahin, wo die Leiber fortleben ohne vernünftige Seelen."

Ein Fieberschauer fuhr ihm durch den Leib, er schüttelte sich und sprang mit einem Satz aus der Gallerie, blickte scheu hinter sich und schlug die Thür zu.

„Die rohe Leidenschaft ist verglüht," fuhr er nach einer Weile fort, „man wird bedächtiger mit den Jahren. Festhalten will ich sie, wie es auch sei. Es ist nicht mehr die sengende Gluth der Jugend, es ist das Herz eines gereiften Mannes, das ich ihr entgegentrage. Mit fester Geduld will ich erwarten, was die Zeit mir bereitet, langsam wird diese Frucht in der warmen

Sonne reifen, ich harre aus. Aber feſthalten will ich ſie. Auch der Mann bei ihr wird aufmerkſam, es war ein ungeſchickter Vorwand, den er log, auch er entringt ſich meiner Hand. Ich muß ſie halten, und für dieſe Kinderherzen giebt es nur ein kindiſches Mittel."

Die Schelle tönte, der Diener trat ein und erhielt einen Auftrag.

Magiſter Knips ſtand vor dem Fürſten, ſeine Wangen waren geröthet, in ſeinen Zügen arbeitete heftige Erregung.

„Haben Sie das Memorial geleſen, welches Profeſſor Werner über die Handſchrift abgefaßt hat?" frug der Fürſt herablaſſend. „Was iſt Ihre Anſicht darüber?"

„Es iſt eine ungeheure ſtaunenswerthe Nachricht, Allerdurchlauchtigſter, allergnädigſter Fürſt und Herr. Wohl darf ich ſagen, daß ich dieſe Entdeckung in allen Gliedern fühle. Wenn es gelänge die Handſchrift zu finden, der Ruhm wäre unvergänglich, er würde bei jeder Ausgabe, worin von Handſchriften die Rede iſt, bis an das letzte Ende der Welt im Vorwort erneuert werden, er müßte den Gelehrten, welchem dieſer größte irdiſche Glücksfall zu Theil wird, auf einmal hoch herausheben über ſeine Mitmenſchen. Auch der erhabene Fürſt, dem nach Titel 22 §. 127 eines hohen Landesgeſetzes unzweifelhaft das nächſte Recht an dem gefundenen Schatze zuſteht, Höchſterſelbe würde als Protector

einer neuen Aera unſerer Kenntniß des betreffenden Römers von den Zungen aller Völker gefeiert werden.“

Der Fürſt hörte zufrieden dieſen Enthuſiasmus des Magiſters, der in der Begeiſterung ſeine demüthige Haltung vergaß und pathetiſch den Arm nach der Richtung ausſtreckte, wo er die Strahlenkrone über dem Haupte des Fürſten ſchweben ſah.

„Dies Alles würde geſchehen, wenn man den Schatz fände,“ ſagte der Fürſt, „noch iſt er nicht gefunden.“

Knips ſank zuſammen. „Allerdings iſt der Gedanke vermeſſen, daß ein ſolches Glück einem Lebenden beſchieden ſei, dennoch wäre Frevel an der Möglichkeit zu zweifeln.“

„Dem Profeſſor Werner ſcheint viel an dem Funde gelegen,“ warf der Fürſt gleichgültig ein.

„Derſelbe müßte nicht ein Gelehrter von gediegenem Urtheil ſein, wenn er nicht die Wichtigkeit dieſes Gewinnſtes ebenſo tief empfände, als Höchſtdero allerunterthänigſter Diener und Knecht.“

Der Fürſt unterbrach den Redenden. „Herr von Weidegg hat Ihnen den Antrag geſtellt in meinem Dienſt zu bleiben. Sie haben angenommen?“

„Mit den Gefühlen eines geretteten Menſchen,“ rief Knips, „welcher Dank und Segenswünſche in unbegrenzter Verehrung zu Ew. Hoheit Füßen niederzulegen wagt.“

„Haben Sie ſich bereits verpflichtet?“

„In feierlichſter Weiſe.“

„Gut,“ ſagte der Fürſt und hielt mit einer Handbewegung den Strom ehrfurchtsvoller Betheurung in den Lippen des Magiſters zurück.

„Man hat mir gerühmt, Herr Magiſter, daß Sie beſonderes Glück haben, dergleichen Seltenheiten aufzufinden. Glück,“ wiederholte der Fürſt, „oder was daſſelbe iſt, Geſchick. Halten Sie im Ernſt für glaublich, daß die undeutlichen Spuren zu dem verlorenen Schatz führen?“

„Wer darf noch behaupten, daß ein ſolcher Fund unmöglich iſt?“ rief der Magiſter. „Ja wäre mir erlaubt in tiefſter Ehrfurcht meine Anſicht auszuſprechen, welche wie ein Freudenſchrei aus meinem Innern bricht, es iſt ſogar — ich darf nicht ſagen wahrſcheinlich — aber es iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Zufall darauf führt. Jedoch wenn ich mir geſtatten darf, eine ehrfurchtsvolle Erfahrung in Worte zu faſſen, welche vielleicht nur Aberglaube iſt, wenn ſich die Handſchrift findet, ſo findet ſie ſich nicht da, wo man ſie erwartet, ſondern irgendwo anders. So oft mir bis jetzt in meinem beſcheidenen Daſein das Glück eines Fundes zu Theil geworden iſt — ich erwähne nur den italieniſchen Homer von 1488 — ſo war dies immer gegen alles Vermuthen; und was Allerhöchſte Huld meine Geſchicklichkeit nannte, das iſt, wenn ich das Geheimniß meines Glückes zu offenbaren mich unterfange, im letzten Grunde nichts als der Umſtand, daß ich häufig da ge-

ſucht habe, wo nach gemeiner menſchlicher Vermuthung ein Schatz zu liegen keine Veranlaſſung hatte.“

„Die Ausſicht, welche Sie eröffnen, iſt jedenfalls für einen Ungeduldigen nicht tröſtlich,“ verſetzte der Fürſt, „denn das kann lange währen.“

„Generationen mögen ſchwinden,“ rief Knips, „aber die Gegenwart und Zukunft wird ſuchen, bis der Codex gefunden iſt.“

„Das iſt mir ein ſchlechter Troſt,“ lächelte der Fürſt, „und ich geſtehe, Herr Magiſter, Sie täuſchen durch dieſe Worte die heitere Erwartung, welche ich hegte, daß Ihre Spürkraft und Geſchicklichkeit mir recht bald das Vergnügen machen würde, das Buch in den Händen des Profeſſors zu ſehen, das Buch ſelbſt oder doch einen handgreiflichen Beweis ſeiner Exiſtenz. Ich bin Laie in all dieſen Sachen, und ich habe durchaus kein Urtheil über die Wichtigkeit, welche Sie der Entdeckung beilegen. Mir iſt es zur Zeit nur um einen Scherz zu thun, oder, ich wiederhole die Worte, welche Sie mir neulich vor den Miniaturen ſagten, um eine Neckerei.“

Ausdruck und Haltung des Magiſters veränderten ſich allmählig wie unter der Beſchwörung eines Zauberers, er ſank zuſammen, legte das Haupt auf die Achſel und ſah in ängſtlicher Spannung auf den Fürſten.

„Kurz geſagt, ich wünſche, daß Herr Werner recht bald auf eine ſichere Spur der Handſchrift geleitet

werde, wenn es nicht möglich ist die Handschrift selbst herbeizuschaffen."

Knips schwieg und starrte auf den Sprechenden.

„Ich ersuche Sie," fuhr der Fürst nachdrücklich fort, „Ihr bereits bewährtes Talent für diesen Zweck in Thätigkeit zu setzen. Ihre Hilfe dabei müßte allerdings mein Geheimniß bleiben, denn ich möchte Herrn Werner gönnen, daß er selbst das Vergnügen empfindet einen Fund zu machen. So ist ja wohl der Ausdruck."

„Es muß eine große Handschrift sein," stöhnte Knips.

„Ich fürchte," versetzte der Fürst nachlässig, „sie ist längst in Stücke zerrissen. Nicht unmöglich, daß sich einige zerstreute Blätter irgendwo erhalten haben."

Der Magister stand wie vom Donner gerührt. „Es ist schwer, den Herrn Professor zu befriedigen."

„Um so größer wird Ihr Verdienst sein, Verdienst und Lohn."

Knips blieb zusammengesunken stehen und schwieg.

„Ist Ihre Zuversicht geschwunden, Herr Magister?" spottete der Fürst. „Es ist doch nicht das erste Mal, daß Ihnen ein solcher Fund gelingt." Er trat dem kleinen Mann näher. „Ich weiß etwas von früheren Proben Ihrer Kunstfertigkeit, und ich bin über den Umfang Ihres Talentes durchaus nicht mehr in Zweifel."

Knips fuhr zusammen, aber er fand noch keine Worte.

„Im Uebrigen bin ich mit Ihrer Thätigkeit zufrieden,"

fuhr der Fürſt mit veränderter Stimme fort, „ich zweifle nicht, daß Sie nach mehrfacher Richtung verſtehen werden, ſich den Beamten meines Hofes nützlich zu machen und dadurch Ihre eigne Zukunft wohl zu berathen.“

„Hohe Ehre,“ jammerte Knips, und zog ſein Taſchentuch.

„Was die verlorene Handſchrift betrifft,“ fuhr der Fürſt fort, „ſo wird der Aufenthalt des Herrn Werner, wie ich fürchte, nur vorübergehend ſein. Ihnen würde die Aufgabe zufallen, die Nachforſchungen in unſerem Lande fortzuſetzen.“

Knips erhob ſein Haupt und ein Strahl von Freude fuhr über ſein verſtörtes Geſicht.

„Hat die Handſchrift in der That ſo großen Werth, wie die Herren Gelehrten meinen, ſo würde, im Fall nach der Abreiſe des Profeſſors noch etwas zu entdecken bliebe, für Sie bei uns grade die Thätigkeit gefunden ſein, welche Ihnen beſonders zuſagt.“

„Dieſe Ausſicht iſt die höchſte und gnädigſte, welche meinem Leben zu Theil werden kann,“ erwiderte Knips muthiger.

„Gut,“ ſagte der Fürſt, „verdienen Sie ſich jetzt dieſes Anrecht und verſuchen Sie zunächſt, was Ihre Geſchicklichkeit vermag.“

„Ich werde mir Mühe geben, Ew. Hoheit zu dienen,“ verſetzte der Magiſter, die Augen auf den Boden geheftet.

Knips verließ das Kabinet. Der kleine Mann,

welcher jetzt die Treppe hinabschlich, sah anders aus, als jener glückselige Magister, der vor wenig Minuten hinaufgestiegen war. Das bleiche Gesicht war nach vorn gebeugt und sein Auge irrte scheu über die Mienen der Diener, welche ihn neugierig betrachteten. Er griff mechanisch nach seinem Hut, und er, der Magister, setzte ihn noch im Fürstenschlosse auf sein Haupt. Er trat hinaus auf den Platz, der Sturm fegte durch die Straßen, trieb Staub in Wirbeln um ihn her und jagte ihm die Rockschöße vorwärts. „Er treibt," murmelte Knips, „er treibt, wie kann ich widerstehen? Soll ich zurückkehren in die kalte Kammer zu meinen Correcturen, soll ich mein Lebtag von der Professorengnade abhängen und den stolzen Tröpfen Bücklinge machen, immer in Sorge, daß ein Zufall diesen Gelehrten verräth, wie auch ich einmal ihr Meister war und sie höhnte?"

„Hier aber ein gutes Leben, und Gelegenheit, unter Unwissenden der Klügste zu sein und ihnen unentbehrlich zu werden. Ich bin es schon jetzt, der Fürst hat sich zu mir gestellt wie ein Kamerad zum andern, und er kann, wenn ich seinen Willen thue, sich so wenig von mir scheiden, wie das Pergament von der Schrift."

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. „Ich selbst finde den Codex," fuhr er zuversichtlicher fort. „Jacobi Knipsii sollertia inventum. Ich kenne das große Geheimniß, und ich will suchen Tag für Tag,

wo nur ein Kellerwurm kriecht und eine Spinne ihr Gewebe anhängt. Bei mir ſteht es dann, ob ich den Profeſſor zum Gehilfen nehme bei der Herausgabe oder einen Andern. Vielleicht nehme ich ihn, und er ſoll mir dankbar ſein. Denn er findet ſchwerlich den Schatz, er iſt viel zu vornehm, um zu hacken und zu ſpioniren, wo die Truhen verſteckt ſind.“

Der Magiſter beflügelte ſeine Schritte, hinter ihm pfiff der Wind in ſcharfen Tönen, riß vertrocknete Zweige des letzten Jahres vom Baum und warf ſie an den Hut des kleinen Mannes. Schneller kreiſten die Staubwirbel um ſeinen Leib, ſie bargen das ſchwarze Feſtkleid in fahlem Grau, glitten fort mit dem Schreitenden und hüllten ihn ein, daß ihm das Grün der Bäume und die Geſtalten der Menſchen entſchwanden, und er in einer Wolke dahinlief, bedeckt mit Erdenſtaub und todten Blättern. Er aber hob wieder ſein Taſchentuch, ſeufzte und wiſchte den Schweiß von ſeinen Schläfen.

Druck von A. W. Hayn in Wien

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1864.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Viertes Buch.

(Fortſetzung.)

5.

Hummels Triumph.

Es wurde schwül in der Natur und unter den geschäftigen Menschen. Der Barometer fiel plötzlich, Gewitter und Hagelschauer fuhren über das Land; das Vertrauen schwand, die Aktien wurden werthloses Papier, dem Uebermuth folgte Jammer, auf den Straßen stand Wasser, die Strohhüte verschwanden wie vom Sturm zerweht.

Wer in dieser wechselvollen Zeit die Gemüthlichkeit des H[illegible] Hummel beobachten wollte, der mußte die Nachmittagsstunde vor drei Uhr wählen, wo er seine Gartenthür öffnete und sich an den Zaun setzte. In dieser Stunde gab er wohlwollenden Gedanken Audienz, er hörte auf den Schlag der Stadtuhr und regulirte die eigene, las etwas im Tageblatt, zählte die regelmäßigen Spaziergänger, welche alltäglich zu derselben Stunde in den Wald und wieder zur Stadt zogen, und hielt darauf, die Bekannten anzureden und ihren Gruß zu empfangen. Diese Bekannten waren meist Hausbesitzer, starke Köpfe, auch Mitglieder der Stadtverordneten und des Raths.

Heut ſaß er an der geöffneten Pforte, ſah ſtolz nach dem Haus gegenüber, in welchem eine innere Bewegung erkennbar war, prüfte die Vorübergehenden und empfing würdig die Grüße und kurzen Anreden der Stadt. Der erſte Bekannte war Herr Wenzel, Rentier und ſein Gevatter, der ſeit vielen Jahren jeden Tag des Sommers und Winters denſelben Weg durch die Parkwieſe machte, um in Transſpiration zu kommen. Es war das einzige feſte Geſchäft ſeines Lebens, und er ſprach deshalb auch von wenig Anderem. „Guten Tag, Hummel.“ — „Guten Tag, Wenzel.“ — „Iſt's geglückt?“ frug Herr Hummel. — „Es hat lange gedauert, aber es iſt geworden,“ ſagte der Rentier. „Ich darf nicht ſtehen bleiben, ich wollte nur fragen, wie geht's mit dem drüben?“

„Wie ſo?“ frug Hummel ärgerlich.

„Du weißt nicht, daß ſein Buchhalter verſchwunden iſt?“

„Warum nicht gar!“ rief Hummel.

„Sie ſagen, er hat Börſengeſchäfte gemacht und iſt nach Amerika entwiſcht. Aber ich muß fort, es zieht längs den Häuſern. Guten Tag.“ Der Rentier entfernte ſich eilig.

Herr Hummel blieb in großem Erſtaunen zurück. „Guten Tag, Herr Hummel,“ weckte die Stimme des Stadtraths. „Ein warmer Tag, achtzehn Grad im Schatten. Sie haben doch gehört?“ er machte mit dem Stockknopf eine Bewegung nach dem Nachbarhauſe.

„Nichts," rief Hummel, „man lebt an dieſem Orte wie verrathen und verkauft. Feuersbrunſt, Seuche und Ankunft hoher Perſonen, es iſt ein reiner Zufall, wenn man davon erfährt. Wie iſt's mit dem entlaufenen Buchhalter?"

„Es ſcheint, daß Ihr Nachbar dem Manne zu viel Vertrauen geſchenkt hat, dieſer ſoll auf den Namen ſeines Principals in der Stille tolle Aktiengeſchäfte gewagt haben und dieſe Nacht geflohen ſein. Man ſpricht von vierzigtauſend."

„Dann iſt Hahn ruinirt," ſagte Hummel. „Unrettbar. Es ſollte mich nicht wundern. Dieſer Mann iſt immer ein Phantaſt geweſen."

„Vielleicht iſt's nicht ſo arg," tröſtete der Stadtrath ſich losmachend.

Herr Hummel blieb mit ſeinen Gedanken allein. „Natürlich," ſagte er zu ſich ſelbſt, „das mußte ſo kommen. Immer oben hinaus, Häuſer, Fenſter, Gartenſpielerei, keine Ruhe, der Mann iſt aus wie ein Licht."

Er vergaß die Vorübergehenden, bewegte ſich in ſeinem Hauptgange auf und ab und ſah zuweilen verwundert auf die feindlichen Mauern.

„Aus wie ein Licht," wiederholte er mit dem Behagen eines tragiſchen Schauſpielers, welcher den ſchrecklichſten Ausdruck für ein Kraftwort ſeiner Rolle zu finden bemüht iſt. Ein halbes Menſchenalter hatte er ſich über den Mann dort drüben geärgert; ehe er noch den erſten Anſatz zu dem Bäuchlein erhielt, das er jetzt

ſtattlich trug, hatte er dieſes Mannes Hausweſen und Geſchäft gehaßt. Dies Gefühl war ſeine tägliche Unterhaltung geweſen, es gehörte zu ſeinem Tagesbedarf wie ſein Stiefelknecht und der grüne Kahn. Jetzt kam die Stunde, wo das Schickſal dem drüben heimzahlte, daß er Herrn Hummel durch ſein Daſein gekränkt hatte. Hummel ſah auf das Haus und zuckte die Achſeln, der Mann, der ihm dieſes unförmliche Ding vor die Augen geſetzt, war jetzt in Gefahr, ſelbſt hinausgeſchleudert zu werden; er ſah auf den Tempel und die Muſe, dieſes Spielwerk eines armen Teufels wurde nächſtens von irgend einem Fremden niedergeriſſen. Hummel trat in die Wohnſtube, auch dort wandelte er auf und ab und erzählte ſeinen Frauen in kurzen Sätzen das Unglück, er beobachtete von der Seite, daß Frau Philippine erſchrocken auf das Sopha eilte, ſich zurechtſetzte und häufig die Hände zuſammenſchlug, daß Laura in das Nebenzimmer ſtürzte und ein lautes Weinen nicht bändigen konnte, und er wiederholte mit ſchauderhaftem Behagen die greulichen Worte: „Er iſt aus wie ein Licht.“

Eben ſo trieb er's in ſeiner Fabrik, er ging langſam in der Niederlage auf und ab, ſah majeſtätiſch auf einen Haufen Haſenhaare, nahm einen der feinſten Hüte aus der Papierkapſel, hielt ihn gegen das Fenſter, gab ihm mit der Bürſte einen Strich und brummte wieder: „Auch er geht zu Ende.“ Sein Buchhalter kam heut das erſte Mal in ſeinem Leben zu ſpät an das Pult, er

hatte auf dem Wege von dem Unglück vernommen, berichtete aufgeregt ſeinem Prinzipal und wiederholte zuletzt ſchadenfroh die Unglücksworte: „Mit dem geht's zu Ende.“ Da ſah ihn Hummel mit durchbohrendem Blick an, und ſchnaubte, daß dem Mann das furchtſame Schreiberherz tief hinabſank: „Sie wollen wohl auch Procuriſt werden, wie der Ausgekratzte? Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihres Vertrauens, ich kann ſolche Banditenwirthſchaft nicht brauchen, ich bin mein eigener Procuriſt, Herr, und ich verbitte mir jede Art von Geheimnißkrämerei hinter meinem Rücken.“

„Aber Herr Hummel, ich habe ja keine Geheimnißkrämerei getrieben.“

„Das danke Ihnen der Teufel,“ dröhnte Hummel in ſeinem wildeſten Baß; „es iſt kein Verlaß mehr auf Erden, nichts iſt feſt, die heiligſten Verhältniſſe werden gewiſſenlos ruinirt, auf ſeine Freunde durfte man ſchon lange nicht mehr vertrauen, jetzt gehen ſogar die Feinde durch die Lappen. Heut legen Sie ſich ruhig als Deutſcher ſchlafen, morgen wachen Sie als Franzoſe auf, und wenn Sie nach Ihrem germaniſchen Kaffee ſeufzen, bringt Ihnen die Wirthin eine Schüſſel Pariſer Spinat an's Bett. Es ſollte mir lieb ſein, von Ihnen zu erfahren, auf welcher Stelle dieſes Erdbodens wir uns jetzt befinden.“

„In der Thalgaſſe, Herr Hummel.“

„Das ſprach aus Ihnen der letzte Reſt des guten Genius, den Sie noch auf Lager haben. Sehen Sie

durch das Fenſter, was ſteht dort?“ Er wies auf das Nachbarhaus.

„Parkſtraße, Herr Hummel.“

„Wirklich?“ frug Hummel ironiſch. „Seit der grauen Vorzeit, wo Ihre Voreltern hier auf den Bäumen ſaßen und Buchekern knabberten, hieß dieſe Gegend die Thalgaſſe. In dieſes Thal habe ich den Grund meines Hauſes gelegt und einen Zettel eingemauert für ſpätere Ausgrabungen: Heinrich Hummel, Nummer 1. Jetzt haben die Umtriebe jenes verbrannten Strohmanns auch dieſe Wahrheit umgeworfen. Trotz meinem Proteſt beim Rath ſind wir polizeilich in Parkarbeiter umgeſchrieben. Kaum iſt das geſchehen, ſo ſchreibt ſich auch der Buchhalter des Mannes in einen Amerikaner um. Glauben Sie, daß Knips junior, dieſer Molch, ſeine Unthat gewagt hätte, wenn ihm nicht der eigene Prinzipal mit gutem Beiſpiel vorangegangen wäre? Da haben Sie die Folgen elender Neuerungen. Zwanzig Jahre habe ich an Ihnen herumgeſtrichen, aber ich glaube, ſogar Sie ſind jetzt im Stande, Ihren Stuhl umzuwerfen und ſich in ein anderes Geſchäft umzuſchreiben. Pfui, Herr, ſchämen Sie ſich Ihres Jahrhunderts.“

Für die Familie Hahn war es ein Trauertag. Der Hausherr war am Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf ſein Comtoir in der Stadt gegangen und hatte vergebens ſeinen Buchhalter erwartet. Als er endlich in die Wohnung des jungen Mannes ſandte, brachte der Markthelfer die Nachricht zurück, daß derſelbe verreiſt

ſei und auf ſeinem Tiſch einen Brief an Herrn Hahn zurückgelaſſen habe. Hahn las den Brief und brach an ſeinem Pult in jähem Schreck zuſammen. Er hatte ſeinem Geſchäft ſtets als treuer Arbeiter vorgeſtanden, mit geringen Mitteln hatte er begonnen, durch eigene Kraft war er zum wohlhabenden Manne geworden; aber er hatte in Geldgeſchäften ſeinem gewandten Commis mehr überlaſſen, als vorſichtig war. Der Mann war unter ſeinen Augen aufgewachſen, hatte durch geſchmeidigen Dienſteifer allmälig ſein volles Vertrauen gewonnen und war vor Kurzem mit dem Recht verſehen worden, den Namen der Firma unter geſchäftliche Verpflichtungen zu ſetzen. Der neue Procuriſt war den Verſuchungen einer aufgeregten Zeit unterlegen, er hatte hinter dem Rücken ſeines Prinzipals wilde Speculationen gewagt. In dem Briefe legte er ein offenes Geſtändniß ab. Für ſeine Flucht hatte er eine kleine Summe veruntreut, ſeine Verluſte aber hatte Herr Hahn am nächſten Tage mit ungefähr zwanzig tauſend Thalern zu decken. Der Blitzſtrahl fuhr aus heiterm Himmel in das friedliche Leben eines Bürgerhauſes. Herr Hahn ſandte nach ſeinem Sohn, der Doctor eilte zur Polizei, zum Rechtsanwalt, zu Geſchäftsfreunden, und immer wieder nach dem Comtoir zurück, den Vater zu tröſten, der wie gelähmt vor ſeinem Pulte ſaß und der Zukunft faſſungslos entgegenſah.

Der Mittag kam, wo Herr Hahn ſeiner Frau das Unglück mittheilen mußte, und der Jammer erhob ſich

in den Wänden des Hauses. Frau Hahn ging verstört durch die Zimmer, vor dem Herde schrie Dorothee und rang die Hände. In den Stunden des Nachmittags eilte der Doctor wieder zu Bekannten und zu Geldleuten, aber während dieser Woche eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Andern mißtraute, war das Geld verschwunden, der Doctor fand nichts als Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die Flucht des Buchhalters machte auch zuverlässige Freunde argwöhnisch gegen den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht auf der Firma lasteten, selbst auf das Haus war mit den größten Opfern keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefahr wurde mit jeder Stunde drohender, die Angst größer. Gegen Abend kehrte der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das Haus seiner Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres Antlitz gezeigt und tapfer getröstet, aber in seinem Haupt hämmerte unablässig der Gedanke, daß dieses Unglück auch ihn vollends von der Geliebten scheide. Jetzt saß er müde und allein in der dunklen Wohnstube und sah nach den erleuchteten Fenstern des Nachbars hinüber.

Er wußte wohl, daß ein Freund seinem Vater in dieser Noth nicht fehlen würde. Aber der Professor war fern, auch war die Hilfe, welche dieser zu leisten vermochte, unzureichend, sie kam im besten Fall zu spät. Nur noch wenige Stunden, und die Entscheidung trat ein. Was dazwischen lag, eine Zeit der Ruhe für Jedermann, wurde dem Vater eine unendliche Qual,

wo er hundertfach das Bittere des nächsten Tages durchmachen sollte mit starrem Auge und fieberhaftem Pulsschlag, und dem Sohn bangte um die Wirkung, welche die furchtbare Spannung auf den reizbaren Vater haben mußte.

Da schwebte es leise in das dunkle Zimmer, eine helle Gestalt stand neben dem Doctor, Laura faßte seine Hand und hielt sie mit beiden Händen fest. Sie beugte sich zu ihm herab und blickte in das kummervolle Antlitz. „Ich habe drüben die Noth dieser Stunden durchgefühlt, ich kann die Einsamkeit nicht länger ertragen," sagte sie leise. „Ist keine Hilfe?"

„Ich fürchte, keine."

Sie berührte ihm mit der Hand das lockige Haar. „Sie haben das Loos erwählt, gering zu achten, was sich Andere so ängstlich begehren. Das Licht der Sonne, welche Ihr Haupt verklärt, soll niemals durch die Qualen dieser Erde getrübt werden. Seien Sie stolz, Fritz, nie dürfen Sie es mehr sein als in diesen Stunden, denn Ihnen kann solches Unglück nichts nehmen, was einer Klage werth ist."

„Mein armer Vater," rief Fritz.

„Ihr Vater ist doch glücklich," fuhr Laura fort, „denn er hat sich einen Sohn erzogen, dem kaum ein Opfer ist, zu entbehren, was anderen Menschen das beste Glück erscheint. Für wen haben Ihre lieben Eltern gesammelt als für Sie? Heut dürfen Sie ihnen zeigen, wie frei und groß Sie stehen über diesen Sorgen um todtes Metall."

„Wenn ich auch für mein Leben das Unglück dieſes Tages empfinde," ſagte der Doctor, „ſo war es nur um einer Andern willen."

„Iſt es Ihnen ein Troſt, mein Freund," rief Laura in ausbrechendem Gefühle, „ſo will ich Ihnen heut ſagen, daß ich treu zu Ihnen halte, was auch geſchehen möge."

„Liebe Laura!" rief der Doctor, ſie aber ſang ihm weich wie ein Vogel in das Ohr: „Mir iſt's recht, Fritz, daß Sie mir gut ſind." Fritz legte ſeine Wange zärtlich auf ihre Hand. „Ich mühe mich, Ihrer nicht unwerth zu ſein," fuhr Laura fort. „Was ich armes Mädchen vermag, verſuche ich im Geheim ſchon lange, um mich frei zu machen von dem kleinen Tand, der an unſerm Leben hängt. Ich habe mir Alles überlegt, wie man haushalten kann mit ſehr wenig, ich verwende nichts mehr auf unnütze Kleider und ſolchen Kram. Ich bin eifrig, auch etwas zu verdienen. Ich gebe Stunden, Fritz, und man iſt mit mir zufrieden. Der Menſch braucht ſehr wenig zum Leben, dahinter bin ich gekommen, ich habe in meiner Stube keine größere Freude als den Gedanken, mich unabhängig zu machen. Das wollte ich Ihnen heut ſchnell ſagen. Und noch Eines, Fritz, wenn ich Sie auch nicht ſehe, ich denke immer an Sie und ich ſorge um Sie."

Fritz ſtreckte die Arme nach ihr aus, aber ſie entzog ſich ihm, noch einmal winkte ſie an der Thür, dann flog ſie über die Straße zurück in ihre Dachſtube.

Dort ſtand ſie im Dunkeln mit pochendem Herzen, von außen fiel ein matter Lichtſtrahl durch die Scheiben und beleuchtete das Schäferpaar am Tintenfaß, daß es verklärt in der Luft ſchwebte. Heut dachte Laura nicht an ihr Geheimbuch, ſie ſah hinüber nach dem Fenſter, wo der Geliebte ſaß, und wieder ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Aber ſie faßte ſich mit kurzem Entſchluß, holte in der Küche Licht und einen Topf mit Waſſer, ſuchte Spitzenärmel und Kragen zuſammen und weichte ſie in einer Schüſſel ein, auch dieſen Plunder konnte ſie ſich allein zurecht machen. Es war wieder eine kleine Erſparniß, es konnte doch einmal dem Fritz zu gute kommen.

Herr Hummel ſchloß ſein Comtoir und ſetzte ſeine Wanderungen fort. Die Thür zu Laura's Stube öffnete ſich, die Tochter fuhr zuſammen, als ſie den Vater auf die Schwelle treten ſah, feierlich wie einen Boten der Vehme. Hummel bewegte ſich auf ſeine Tochter zu und ſah ihr ſcharf in die verweinten Augen. „Alſo wegen dem drüben?“ Laura barg das Geſicht in den Händen, wieder bewältigte ſie der Schmerz.

„Da haſt du deine Glöckchen,“ brummte er leiſe. „Da haſt du deine Taſchentücher und deine Inder. Es iſt dort drüben aus.“ Er klopfte ihr mit der großen Hand auf die Schulter. „Höre auf, wir haben ihn nicht umgebracht, eure Schnupftücher beweiſen gar nichts.“

Es wurde dunkel, Hummel ging auf der Straße

zwischen den beiden Häusern auf und ab, sah das feindliche Haus von der Parkseite an, wo es ihm weniger geläufig war, und sein breites Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln. Endlich entdeckte er einen Bekannten, der aus dem Nachbarhause eilte, und ging mit starken Schritten hinter ihm her. „Wie stehts?“ frug er, den Arm des Andern fassend, „kann er sich halten?“

Der Geschäftsfreund zuckte die Achseln, „es wird kein Geheimniß bleiben,“ und berichtete über Lage und Gefahr des Gegners.

„Wird er Deckung schaffen?“

Der Andere zuckte wieder die Achseln. „Bis Morgen schwerlich. Geld ist jetzt unter Brüdern nicht zu haben. Natürlich ist der Mann mehr werth, das Geschäft gut, das Haus unverschuldet.“

„Das Haus ist keine zwanzigtausend werth,“ unterbrach ihn Hummel.

„Gleichviel, bei gesundem Stande des Geldmarkts würde er den Schlag ohne Gefahr aushalten. Jetzt fürchte ich das Schlimmste.“

„Ich hab's ja gesagt, er ist aus wie ein Licht,“ murrte Hummel und drehte sich kurz ab nach seinem Hause.

Im Zimmer des Doctors saßen Vater und Sohn über Briefen und Rechnungen, an den Wänden glänzten im Lampenlicht die goldenen Titel der Bücher und der sauberen Mappen, in denen der Doctor seine Schätze

barg, emſiger Sammelfleiß hatte ſie aus hundert Winkeln zuſammengeholt und hier in ſtattlicher Ordnung verbunden, jetzt ſollten auch ſie auseinander flattern in alle Welt. Muthvoll redete der Sohn in die Seele des verzweifelten Vaters. „Iſt das Unglück nicht zu wenden, das wie ein Orkan über uns einbrach, wir ertragen es mannhaft, deine Ehre vermagſt du zu wahren. Der größte Schmerz, den ich empfinde, iſt doch nur, daß ich dir jetzt ſo wenig nützen kann, und daß der Rath jedes Geſchäftsmannes mehr Werth hat, als die Hilfe des eigenen Sohnes.“

Der Vater legte das Haupt auf den Tiſch, kraftlos und betäubt.

Da ging die Thür auf, aus dem dunklen Vorſaal trat mit ſchweren Schritten eine fremde Geſtalt in das Zimmer. Der Doctor ſprang auf und ſtarrte auf die harten Züge eines wohlbekannten Geſichtes, Herr Hahn aber ſtieß einen Schrei aus und fuhr von dem Sopha, um das Zimmer zu verlaſſen. „Herr Hummel,“ rief der Doctor erſchrocken.

„Natürlich,“ erſetzte Hummel, „ich bin's, wer ſollte es auch ſonſt ſein?“ Er legte ein Packet auf den Tiſch. „Hier ſind zwanzigtauſend Thaler in ehrlichen Stadtobligationen und hier iſt eine Empfangsbeſcheinigung, die Sie beide unterſchreiben. Morgen laſſen Sie mir dafür eine Hypothek ausſtellen auf Ihr Haus, die Papiere werden mir in Natura zurückgezahlt, denn ich will nicht zu Schaden kommen, der Cours iſt zu ſchlecht.

Die Hypothek ſoll für mich auf zehn Jahr unkündbar ſein, damit Sie nicht glauben, ich will Ihnen Ihr Haus nehmen, Sie können zurückzahlen, wann Sie wollen, das Ganze oder in Theilen. Ich kenne Ihr Geſchäft, auf Ihr Stroh iſt jetzt kein Geld zu erhalten, aber in zehn Jahren kann der Schade überwunden ſein. Ich mache nur eine Bedingung, daß kein Menſch von dieſem Darlehn erfährt, am wenigſten Ihre Frau, und meine Frau und Tochter. Dazu habe ich meine guten Gründe. Sehen Sie mich doch nicht an, wie die Katze den Kaiſer," fuhr er zum Doctor gewendet fort. „Setzen Sie ſich hin, zählen Sie die Papiere und die Nummern. Machen Sie keine Worte, ich bin kein Mann von Gefühl, und Redensarten können mir nichts nützen. Ich denke auch an meine Sicherheit. Das Haus iſt ſchwerlich zwanzigtauſend Thaler werth, aber es genügt mir. Wenn Sie's wegtragen wollen, werde ich's ſehen. Sie haben geſorgt, daß es mir nahe genug vor den Augen ſteht. Zählen Sie und unterſchreiben Sie, Herr Doctor," befahl er, und drückte den Sohn auf einen Stuhl.

„Herr Hummel," begann Hahn etwas undeutlich, denn in ſeiner Gemüthsbewegung wurden ihm die Worte ſchwer, „dieſe Stunde vergeſſe ich Ihnen nicht bis zu meinem Ende." Er wollte auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, aber es kam ihm heiß aus den Augen und er arbeitete ſtark mit ſeinem Taſchentuche.

„Setzen auch Sie ſich nieder," ſagte Hummel, und

drückte ihn auf das Sopha. „Gelehrtheit und kaltes Blut sind immer die Hauptsache, sie sind besser als chinesisches Zeug. Ich sage Ihnen heut weiter nichts und Sie sagen mir auch kein Wort über diese Angelegenheit. Morgen wird Alles vor Notar und Gericht glatt gemacht, dann quartaliter pünktlich die Zinsen gezahlt, und im Uebrigen bleibt es zwischen uns beim Alten. Denn sehen Sie, wir sind nicht blos Menschen, wir sind auch Geschäftsleute. Als Mensch weiß ich ganz genau, was für gute Seiten Sie haben, auch wenn Sie mich verklagen. Unsere Häuser aber und unsere Geschäfte stimmen nicht. Wir sind zwanzig Jahr Gegner gewesen mit Haar und Stroh, mit unsern Liebhabereien und unserm Gitterzaun. Das soll so bleiben. Ihre Mäuse sind mir nicht recht, und meine Hunde sind Ihnen nicht recht, obgleich ich jetzt glaube, daß es dieser Schurke von Buchhalter auch hinter Ihrem Rücken gethan hat. Es ist dieselbe Geschichte wie bei den Wechseln, heimliche Vergiftung mit Auskratzen. Was also nicht stimmt, das braucht nicht zu stimmen. Wenn Sie mich borstig nennen und einen groben Filz, ich will greb gegen Sie sein, und ich will Sie für einen Strohkopf halten, so oft mir der Aerger über Sie kommt. Demungeachtet kann daneben das ruhige Geschäft gehen, welches wir jetzt miteinander machen. Und wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern, so werden Sie auch da sein, so weit Sie vermögen. Dies weiß ich und ich

habe es immer gewußt, und deshalb bin ich heut gekommen."

Hahn ſah mit einem Blicke warmer Dankbarkeit zu ihm auf und griff wieder nach ſeinem Tuch.

Hummel legte ihm die ſchwere Hand auf den Kopf, wie einem kleinen Kinde, und ſagte leiſe: „Sie ſind ein Phantaſt, Hahn. — Der Doctor iſt fertig, jetzt unterſchreiben Sie, und laſſen Sie ſich beide das Unglück nicht übermäßig zu Herzen gehen. So," fuhr er fort, und beſtreute das Papier ſorgfältig, „morgen um neun Uhr ſchicke ich Ihnen meinen Anwalt auf's Comtoir. Bleiben Sie hier, die Treppe hat ſchlechtes Licht, aber ich finde mich ſchon zurecht. Gute Nacht."

Er trat auf die Straße und ſah ſich geringſchätzig nach den feindlichen Mauern um. „Keine Hypothek?" brummte er. „H. Hummel, erſte und letzte, zwanzigtauſend." In der Familienſtube gönnte er ſeinen Frauen einige beruhigende Worte. „Ich habe mich erkundigt, die Leute werden ſich halten. Ich verbitte mir alſo jedes weitere Geſeufz. Wenn ihr wieder einmal der elenden Mode zu Gefallen einen Strohhut braucht, ſo könnt ihr das Geld eher zu den Hähnen tragen als zu Andern, ich gebe meine Erlaubniß."

Einige Tage darauf trat Fritz Hahn in das kleine Comtoir des Herrn Hummel. Dieſer ſcheuchte den Buchhalter durch einen Wink mit dem Finger hinaus und begann kühl von ſeinem Lehnſtuhl: „Was bringen Sie mir, Herr Doctor?"

„Mein Vater fühlt die Verpflichtung, dem großen Vertrauen, das Sie ihm bewiesen, dadurch zu entsprechen, daß er Ihnen Einblick in den Stand seines Geschäftes giebt und Sie bittet, ihn in einzelnen Verwicklungen zu unterstützen. Er ist der Meinung, daß er, bis diese Erschütterung überwunden ist, nichts Wichtiges ohne Ihre Beistimmung thun darf."

Hummel lachte hell auf. „Ich soll einen Rath geben, und Ihrem Geschäft? Sie bringen mich in eine Lage, welche ganz unnatürlich ist und gegen welche ich protestire."

Der Doctor legte ihm schweigend die Uebersicht über Activa und Passiva vor die Augen.

„Sie sind ein feiner Kunde," rief Hummel, immer noch erstaunt. „Aber für einen alten Fuchs ist dieses Tellereisen nicht schlau genug." Dabei blickte er doch auf Credit und Debet, und nahm einen Bleistift in die Hand. „Hier finde ich unter den Activis auch funfzehnhundert Thaler für Bücher, welche verkauft werden sollen, ich habe nicht gewußt, daß Ihr Vater auch diese Liebhaberei hat."

„Es sind meine Bücher, Herr Hummel, ich habe in diesen Jahren weit mehr Geld dafür ausgegeben, als meinen Arbeiten unbedingt nothwendig ist. Ich bin entschlossen, zu verkaufen, was ich entbehren kann; ein Antiquar hat sich bereits erboten, diese Summe in zwei Raten zu zahlen."

„Handwerkszeug darf kein Executor pfänden," sagte

Hummel, und machte einen dicken Strich durch den Posten. „Ich glaube zwar, daß es unleserliche Schmöcker sind, aber die Welt hat viele dunkle Winkel, und da Sie einmal eine Vorliebe dafür haben, als Kauz unter Ihren Mitmenschen zu sitzen, so sollen Sie in Ihrem Loch bleiben.“ Er betrachtete den Doctor mit einem ironischen Blinzen. „Haben Sie mir nichts weiter zu sagen? Ich meine nicht über das Geschäft Ihres Vaters, das mich gar nichts angeht, sondern über ein anderes Geschäft, das Sie selbst zu betreiben scheinen, wobei Sie den Wunsch haben, sich mit meiner Tochter Laura zu associiren.“

Der Doctor erröthete. „Ich hätte einen andern Tag für diese Erklärung gewählt, welche Sie jetzt von mir fordern. Aber auch ich habe den heißen Wunsch, mich darüber mit Ihnen zu verständigen. Ich habe mich lange mit der stillen Hoffnung getragen, daß es der Zeit gelingen könnte, Ihre Abneigung gegen mich zu vermindern.“

„Der Zeit?“ unterbrach ihn Hummel, „das ist mir lächerlich.“

„Jetzt bin ich durch die hochherzige Hilfe, welche Sie meinem Vater geleistet, Ihnen gegenüber in eine Stellung gekommen, welche für mich so schmerzvoll ist, daß ich Sie anflehen muß, mir Ihr Mitgefühl nicht zu versagen. Ich werde bei angestrengter Thätigkeit und glücklichen Zufällen erst nach Jahren in der Lage sein, eine Frau ernähren zu können.“

„Brotlose Künste,“ unterbrach Herr Hummel brummend.

„Ich liebe Ihre Tochter, und ich kann dies Gefühl nicht opfern. Aber ich habe die Aussicht verloren, ihr eine Zukunft zu bieten, welche den Ansprüchen, die sie zu machen berechtigt ist, einigermaßen entspricht, und die rettende Hilfe, welche Sie meinem Vater gebracht, macht auch mich so abhängig von Ihnen, daß ich meiden muß, was Ihnen Unwillen erregen könnte. Deshalb sehe ich für mich in eine öde Zukunft."

„Ganz, wie ich erwartet habe," versetzte Hummel, „miserabel."

Der Doctor trat zurück, aber er legte gleich darauf seine Hand auf den Aermel des Nachbarn. „Diese Sprache nutzt Ihnen nichts mehr, Herr Hummel," sagte er lächelnd.

„Edel, aber miserabel," wiederholte Hummel mit Genuß. „Schämen Sie sich, Herr, Sie wollen ein Liebhaber sein? Sie wollen sich unterstehen, meiner Tochter Laura zu gefallen, und Sie sind ein solcher schwachherziger Hase mit Seitensprüngen? Wollen Sie Ihre Gefühle nach meiner Hypothek regulieren? Wenn Sie verliebt sind, so fordere ich von Ihnen, daß Sie sich benehmen wie ein springender Löwe, jaloux und mordsüchtig. Pfui, Herr, Sie sind mir ein schöner Adonis, oder wie dieser Nicodemus sonst heißt."

„Herr Hummel, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter," rief der Doctor.

„Ich verweigere sie Ihnen," rief Hummel, „Sie verstehen meine Worte falsch. Mir fällt nicht ein,

auch noch mein Kind in diese Masse zu werfen. Aber daß ich meine Tochter Ihnen nicht geben will, darf Sie gar nicht irre machen. Ihre verdammte Schuldigkeit ist, wie das Wetter hinterher zu sein. Sie müssen mich angreifen und in mein Haus dringen, wogegen ich mir allerdings vorbehalte, Sie hinaus zu weisen. Aber ich habe es immer gesagt, Ihnen fehlt die Courage."

„Herr Hummel," versetzte der Doctor mit Haltung, „ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie jetzt nicht mehr ausfällig gegen mich sein dürfen."

„Warum nicht?" frug Hummel. Der Doctor wies auf die Papiere. „Was hier geschehen, macht mir schwer, wieder grob zu werden, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, einen Wehrlosen anzugreifen."

„Diese Ansprüche sind mir nur lächerlich," erwiederte Hummel. „Weil ich Ihnen mein Geld gegeben habe, soll ich aufhören, Sie zu behandeln wie Sie verdienen? Weil Sie vielleicht nicht ganz abgeneigt wären, meine Tochter zu heirathen, soll ich Sie mit einer Sammtbürste streicheln? Hat man je solchen Unsinn gehört!"

„Sie irren," fuhr der Doctor artig fort, „wenn Sie meinen, daß ich ganz außer Stande bin, Ihre Sprache zu reden. Ich gebe mir deshalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune versteht so zu verletzen, daß selbst die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat,"

verſetzte Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachſucht.“

„Darauf will ich Ihnen eben ſo ehrlich ſagen,“ fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine ſchwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben laſten würde, die Sie uns auferlegten. Ich ſah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an ſein Unglück ſchloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte.“

„Nur weiter,“ rief Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, giebt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieſes Geſpräch beſtärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom erſten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müſſen, Ihnen ſo ſchnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Poſten für meine Bücher geſtrichen, ich werde Sie doch verkaufen.“

„Unſinn,“ rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unſerer Schuld iſt; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigſtens will Ihnen nicht in dieſer Weiſe verpflichtet ſein.“

„Sie wollen es doch in einer andern Weiſe, die Ihnen mehr zuſagt.“

„Ja,“ verſetzte der Doctor, „da Sie das größte

Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, ſo verächtlich zurückweiſen, ſo werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde verſuchen, ſie zu ſprechen, ſo oft ich kann, mich ihr ſo werth zu machen, als ich im Stande bin. Sie ſelbſt haben mir dieſen Weg gezeigt, Sie werden ſich gefallen laſſen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden ſein ſollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rückſicht nehmen."

„Endlich," rief Hummel, „es kommt zum Vorſchein. Ich ſehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit ſind. Deshalb laſſen Sie uns ruhig dieſe Angelegenheit beſprechen. Sie ſind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünſche. Ich habe Sie von meinem Hauſe fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat ſich doch ein verdammtes Gefühl entſponnen. Deshalb bin ich der Meinung, dies Geſchäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Beſcheidenheit thun, ich ſehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unſern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf dieſen Vorſchlag gehe ich nicht ein," verſetzte der Doctor. „Ich beſtehe nicht darauf, daß Sie mir in dieſer Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie ſelbſt ſich gegen mich ſo

verhalten, wie gegen einen Gast Ihres Hauses schicklich ist, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weise zu mir sprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigsten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, sondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf diese Bedingung nicht eingehen, so komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," versetzte Herr Hummel kopfschüttelnd, „denn sehen Sie, ich schätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deshalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig sein kann, ich versichere Sie, es wird mir sauer werden. Unterdeß nehmen Sie diese Papiere mit sich. Ihr Vater hat sich die Lehre gekauft, daß er seine Geldgeschäfte selbst besorgt. Im Uebrigen steht die Sache nicht schlecht und er wird sich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht so hastig," versetzte Hummel.

„Es thut mir leid," sagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht ersparen."

„Nur aus angeborener Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ sie sich kräftig schütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden sich das Zeug doch wieder anschaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handschrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beſchloſſen, daß du Tobias heißen ſollteſt, haben ſie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln ſchlechte Dienſte geleiſtet. Denn wer dieſen Namen führt, wird vom Schickſal genöthigt zu erleben, was niemals günſtiger benamten Menſchen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem erſten Beſitzer deines Namens durch unwürdiges Beſchmeißen anthat? Wer hat eine ſo elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieſer nicht faſten, die Gebetſchnüre halten und mit einem mörderiſchen Geiſt kämpfen, grade in den Stunden, in welchen ſonſt jedem Sterblichen geiſtiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, ſeliger Bachhuber, hat ſich das Unglück des Namens gräulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deshalb entſtand, weil dem Schweden ein Gelüſt nach deinem Codex ankam, ſoll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geſchichtsforſchung auch noch dieſen geheimen Beweggrund an's Licht ziehn

wird. Aber unläugbar biſt du ſelbſt in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja ſogar an deinem Schatz, den du verſteckteſt und gleichſam deponirteſt, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böſer Geiſt würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Profeſſor quälte die Blindheit und ängſtigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelaſſen, ihm wurde der Eifer geſteigert. Denn er ſuchte keineswegs kopflos, er wußte ſehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche ſich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in ſeinen Kräften ſtand; ſeine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Inventarien des Fürſten gründlich durchſucht ſeien. Dieſe Gewißheit wenigſtens vermochte er beſſer zu erlangen als jeder Andere, und er that damit ſeine Pflicht gegen den Fürſten und ſeine Wiſſenſchaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der erſten Zeit ſteigerte ſich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuſcht, ſtörte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder ſaß er oft in ſich geſunken, ja, er ſprach täglich von dem Schatze und Ilſe konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, ſelbſt ihr Troſt verletzten ihn, denn ihm war ſehr ärgerlich, daß ſie ſeinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handſchrift ausſehn würde, dick, großes Quadrat, ſehr alte Buch-

ſtaben, vielleicht aus dem ſechſten Jahrhundert, verblichen, manche Blätter halb zerſtört, er verbarg ſich durchaus nicht, daß die Roheit der Zeit, des Waſſers und der Ratten arges Spiel damit getrieben hatte.

Heut trat der Profeſſor mit gerötheten Wangen in das Arbeitszimmer der Prinzeſſin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem kleinen Actenbündel des Marſchallamtes, das mir unbegreiflicherweiſe bis jetzt entgangen iſt, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Beamte von Bielſtein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verſchwundenen Schloſſe ſandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Vermerk, daß ſie Manuſcripte des Kloſters von Noſſau, außerdem alte Armbruſte, Bolzen u. ſ. w. enthalten. Es waren alſo zwei Truhen, und Handſchriften des Kloſters lagen darin.“ Die Prinzeſſin ſah neugierig auf das Blatt, welches er vor ſie hinlegte.

„Es war Zeit, daß dieſe Nachricht kam,“ fuhr der Profeſſor fröhlich fort, „denn ich geſtehe Ew. Hoheit, das Phantom verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies iſt eine werthvolle Beſtätigung, daß ich auf richtigem Wege bin.“

„Ja,“ rief die Prinzeſſin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte. Wäre er durch Beſchwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider iſt dieſer Weg Geiſter zu

zwingen veraltet, und die geheime Kunſt, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, iſt ſchwer zu erlernen."

„Auch ich bin jetzt wenig beſſer als ein unglücklicher Geiſterbanner," antwortete der Profeſſor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollte, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweiſe. Man freut ſich und wird getäuſcht wie ein Kind. Es iſt ein Glück, daß das Schickſal uns Bücherſchreiber ſelten durch ſolche Gaukeleien neckt; was wir etwa für Andere gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweiſe von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernſt der Arbeit, welche ich nicht ſehe," rief die Prinzeſſin, „Ihre Güte hat mir wenigſtens ein kleines Guckfenſter geöffnet, durch welches ich in die Werkſtatt der ſchaffenden Geiſter blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer ſtillen Gemeinde gehört, einen unwiderſtehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, ſolcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu ſein."

„Wir ſind kühne Eroberer am Schreibtiſch," antwortete der Profeſſor, „aber dem Eroberer und ſeiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwiſchen innerer Freiheit und äußerer Unbehilflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht überſehen und unſere Einſeitigkeit ſchwer ertragen. Denn,

Hoheit, die Gelehrten ſind ſelbſt wie die Bücher, welche ſie ſchreiben. In der Mehrzahl ſtehen wir ſchlecht gerüſtet in dem Wirrwarr der Geſchäfte, zuweilen hilflos in der vielgeſtaltigen Thätigkeit unſerer Zeit. Wir ſind treue Freunde ſolcher Stunden, in denen der Menſch neue Kraft ſucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit ſelbſt ſind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an ſich ſelbſt?" frug die Prinzeſſin ſchnell.

„Nein," verſetzte der Profeſſor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenoſſen zuſammengeſetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieſer Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen iſt, bei denen nicht mein Wiſſen oder meine ſittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das iſt mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzeſſin, und lehnte ſich gravitätiſch auf dem Seſſel zurück. „Meine Phantaſie war im beſten Fluge, ich ſaß als Gebieterin der Welt da, bereit, meine Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Miniſter."

„Das Zutrauen thut mir wohl," verſetzte der Profeſſor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehilfen der Herrſchaft zu ſuchen, ſo würde ich dieſe Würde nur dann mit gutem Gewiſſen annehmen, wenn Ew. Hoheit Inſaſſen vorher alle in

der Preſſe des Buchbinders zurechtgeſchnitten wären, wenn ſie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich beſagt, was jeder für einen Inhalt hat."

Die Prinzeſſin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie ſprang auf und trat vor ihn. „Immer ſind Sie wahrhaft und klar, und doch das Haupt."

„Dank für die Beurtheilung," verſetzte der Profeſſor fröhlich. „Selbſt Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geiſt, der in einem Buche ſteckt. Sie rühmen mich ſo eſſen, als ob ich die Worte nicht verſtände, die man über mich ſpricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recenſion vorzutragen."

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören," rief die Prinzeſſin, „denn Sie würden trotz der Harmloſigkeit, die Sie an ſich haben, am Ende ſo viel aus mir herausleſen, als wenn auch ich Goldſchnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir iſt ernſt zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, ſeit Sie bei uns ſind, geht mir ein beſſeres Verſtändniß für den Werth des Lebens auf. Sie wiſſen nicht, welcher Gewinn für mich iſt, einen Geiſt zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben ſeiner Umgebung, nur ſeiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menſchen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, ſie alle denken und ſorgen behaglich um ſich ſelbſt und ſchließen be-

queme Verträge zwiſchen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbſtloſigkeit und eine unabläſſige Hingabe des eigenen Daſeins an die höchſte Arbeit des Menſchen. Dies iſt etwas Großes und Gewaltiges, daß mich die Bewunderung weich macht, wenn ich Sie anſehe. Ich fühle den Werth ſolches Daſeins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, ſo begeiſtert, den Himmel im Herzen. Das iſt meine Recenſion über Sie, Herr Gelehrter, ſie iſt vielleicht nicht gut geſchrieben, aber ſie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten ſtrahlte, als er dem Fürſtenkinde in das begeiſterte Antlitz ſah, aber er ſchwieg. Es war eine lange Pauſe. Die Prinzeſſin wandte ſich ab, und neigte ſich über die Bücher. Endlich begann ſie mit leiſer Stimme: „Sie geben zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlaſſen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu ſein, ich habe in der Kunſtgeſchichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verſtändlich war."

Der Profeſſor nahm das aufgeſchlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies iſt die Theorie einer andern Kunſt, es iſt nicht das rechte Buch." Die Prinzeſſin las: „Blancmanger zu machen." Sie ſchlug den Titel auf. „Geiſtreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erſtaunt wandte ſie das Buch um, es war derſelbe

einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?“ rief sie ärgerlich und schelte ihrer Kammerfrau. „Es ist Niemand hier gewesen,“ betheuerte diese, „als vorhin die Prinzen.“

„Ja dann,“ rief die Prinzessin kleinlaut, „da ist nichts zu hoffen. Wir stehen jetzt unter der Herrschaft eines schadenfrohen Kobolds und müssen warten, ob unser Buch sich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück.“

Als der Professor entlassen war, kam die Kammerfrau erschrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübseligem Zustande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat emsig darüber studirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm.“

Zu derselben Stunde stand der Kammerherr vor dem Fürsten. „Ihre Freunde von der Universität haben sich bei uns eingelebt; ich setze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unsere Stadt lieb zu erhalten.“

„Professor Werner scheint sehr befriedigt,“ versetzte der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schwester Malwine die Bekanntschaft der Frau Professorin gemacht?“

„Leider ist meine Schwester genöthigt, unsere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen.“

„Das ist schade,“ versetzte der Fürst, „sie mag Ursache haben, diesen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen,

daß dem Erbprinzen eine praktiſche Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beſchäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Neſſau die Möglichkeit eines zeitweiſen Aufenthalts zu ſchaffen. Die alte Oberförſterei iſt dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entſchloſſen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdſchloß zu verwandeln. Der Erbprinz ſoll dieſen Bau an Ort und Stelle ganz in ſeinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Koſtenanſchlag wünſche ich mitzuſprechen. Unterdeß wird der Erbprinz ſich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförſterei für mich reſervirt ſind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anſpruch nehmen wird, ſo mag er ſeine Muße benützen, in der Wirthſchaft des Herrn Bauer einen Einblick in unſern Landbau zu erwerben. Er ſoll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr iſt bereits vorgeſchritten und macht ſchnellen Aufbruch wünſchenswerth. Es iſt Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüſten Sie ſich zur Reiſe. Ich hoffe, daß dieſe Dispoſition einen Wunſch erfüllt, den Sie wohl längſt gehegt haben. Die ſchöne Landſchaft und der ſtille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfriſchung ſein."

Der Kammerherr verbeugte ſich erſchrocken vor ſeinem Herrn, der ſo gnädig die Verbannung vom Hofe ausſprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es iſt Exil," rief er außer ſich.

„Treffen Sie ſchnell Ihre Anſtalten," verſetzte der Erbprinz ruhig, ich bin vorbereitet, noch in dieſer Stunde fortzugehn."

Der Erbprinz ging zu ſeinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlſt, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, dieſen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältſt, ſo ſage ich mir, du verſtehſt beſſer als ich, was meiner Zukunft dient. Aber," fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier ſcheiden, ohne eine Bitte auszuſprechen, die mir ſehr am Herzen liegt."

„Sprich, Benno," ſagte der Fürſt gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Profeſſor und ſeine Frau ſo ſchnell als möglich aus der Nähe des Hofes."

„Was ſoll das?" frug der Fürſt rauh.

„Der Aufenthalt hier iſt für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche ſie gekommen iſt, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück iſt mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unſerer Gegend den Frieden ihrer Tage zu ſtören droht."

„Und weshalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir ſo theuer iſt?" frug der Fürſt.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau ſei," verſetzte der Erbprinz entſchloſſen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was

du Ehrbarkeit nennſt," ſagte der Fürſt bitter, „dann wird dieſe Tugend leicht verloren."

„Es iſt nicht die Wohnung allein," fuhr der Erbprinz fort. „Die Damen des Hofes haben ſich ganz zurückgehalten, die Fremden werden viel beſprochen, Geſchwätz und Verläumdung ſind thätig, ihr ſchuldloſes Leben falſch darzuſtellen."

„Ich höre mit Erſtaunen," verſetzte der Fürſt, „wie lebhaft deine Sorge für die fremde Frau iſt, du ſelbſt haſt ihr doch, wenn ich recht vernahm, während dieſer Wochen nur wenig von chevalereſker Aufmerkſamkeit gegönnt."

„Ich habe es nicht gethan," rief der Erbprinz, „weil ich mich verpflichtet fühlte, wenigſtens für meine Perſon zu vermeiden, was ihr ſchaden konnte. Ich ſah die ſpöttiſchen Blicke unſerer Herren, als die Fremden ankamen, ich hörte geringſchätzige Worte über die neue Schönheit, die in jenem Hauſe eingeſchloſſen ſei, und mir drehte ſich vor Schaam und Zorn das Herz um. Deshalb habe ich mich mit Schmerzen bezwungen, ich habe vor meiner Umgebung Gleichgültigkeit geheuchelt und habe ihr ſelbſt eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es iſt mir ſchwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichſten Stunden meiner akademiſchen Zeit in ihrem Kreiſe verlebt."

Der Fürſt hatte ſich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das alſo war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergeſſen, daß

du in den Jahren ſanfter Regung ſtehſt, und geneigt biſt, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr ſchwärmeriſches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut iſt. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben ſo weicher Empfindung keine Dauer.“ Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich läugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieſer Fremden in deinem Intereſſe anders anſah. Für einen Prinzen von deinem Naturell iſt vielleicht nichts ſo bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Anſprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir ſind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder mit anſpruchsvollen Intriguantinnen gefährlich, du haſt dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebſt, mit dir ſpielt und dich ſelbſtſüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon grade, was du für deine nächſte Zukunft brauchteſt. Aus Grundſätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht verſage, haſt du vermieden, dieſe idylliſchen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du ſelbſt haſt nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir ſcheint deshalb, du haſt das Recht verloren, in dieſer Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen.“

„Vater,“ rief der Erbprinz, und rang erſchreckt die Hände, „daß du mir dies ſagſt, iſt unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns

in geheimer Abſicht geſchehen ſei, ich habe dieſen Verdacht niedergekämpft und mich darum geſcholten. Jetzt aber ſtehe ich entſetzt vor dem Gedanken, daß ich ſelbſt die Schuld an dem Unglück guter Menſchen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen, entlaß ſie ſo ſchnell als möglich, oder du machſt deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," verſetzte der Fürſt, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein ſchweigſames Weſen geſtatteſt. Du biſt entweder ein überſpannter Träumer oder du biſt mit einem Talent für Diplomatie verſehn, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hauſe Bielſtein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürſt höhnend.

„Nein," verſetzte der Erbprinz leiſe.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürſt fort. „Die Fremden ſind hergerufen für eine gewiſſe Zeit, der Mann ſteht nicht in meinem Dienſt, ich bin weder in der Lage, ſie fort zu ſchicken, denn ſie haben mir keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch ſie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du ſelbſt haſt durch die gnädige Aufmerkſamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Beſuch, dem Hofe die Meinung

erregt, daß du ihr ein beſonderes perſönliches Intereſſe zuwendeſt."

„Iſt der Hof ſo befliſſen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, ſchicklich erſcheint?" frug der Fürſt.

„Mir wird wenig von dem geſagt, was unſere Umgebung ſpricht, ſei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es iſt unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beſchäftigt und in Harniſch bringt. Denn man wagt ſogar zu behaupten, daß ſich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerkſamkeit beweiſt; und man hält bereits für beſonders achtungswerth und charakterfeſt, ihr Artigkeiten zu verſagen. Dich wie ſie bedroht die Verläumdung. Vergieb mir, mein Vater, daß ich es grade heraus ſage, du ſelbſt haſt durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deshalb liegt dir ob, ſie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn ſein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreiſe gehört; auch du wirſt lernen ſolche Sittenſtrenge gering zu achten," verſetzte der Fürſt. „Es iſt eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtſames Weſen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater geſtattet iſt."

Dem Erbprinzen röthete ſich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau ſo

warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unschuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war selig in ihrer Nähe und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen sah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an sie gedacht, in diesem schmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachsen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den sie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich solche Leidenschaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bittersten Stunden des sehnsüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, scheue dies Vertrauen. Hast du bisher für mein Wohl gesorgt, heut ist die Stunde, wo du mir den höchsten Beweis deiner Treue geben kannst. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt."

Das Antlitz des Fürsten hatte sich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erschrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Poesien das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Wasser hinuntertrinkt, in welches seine Dame ein Thränchen geweint hat."

„Ja, ich ſuche deine ritterliche Hülfe, mein Fürſt und Herr," rief der Erbprinz außer ſich, „ich beſchwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienſt für mich und für ſie, als Prinz unſeres erlauchten Hauſes und als Mitglied derſelben Genoſſenſchaft, deren Deviſe wir beide tragen. Verſage nicht deinen Beiſtand in ihrer Gefahr."

„Wir ſtehen nicht im Ordenſaal," verſetzte der Fürſt kalt, „und die Phraſe klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreiſt haſt du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermeſſene Rede zürnt und der Fürſt dich ungnädig entläßt."

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des Vaters und die Ungnade meines Herrn ſind ein Unglück, welches ich tief fühle; aber noch furchtbarer iſt mir der Gedanke, daß hier am Hofe ein Unrecht gegen eine Unſchuldige verübt wird, ein Unrecht, an welchem auch ich Theil haben ſoll. Wie ſchwer dein Zorn mich treffe, ich ſage dir doch, du ſelbſt haſt die Frau der Mißdeutung ausgeſetzt, und ſo lange ich dir gegenüberſtehe, werde ich dir das ſagen und nicht ablaſſen mit der Bitte, entferne ſie von hier, um ihrer Ehre und um unſerer Ehre willen."

„Da deine Worte endlos um daſſelbe leere Phantom flattern," verſetzte der Fürſt, „ſo iſt es Zeit, dieſer Unterredung ein Ende zu machen. Du wirſt auf der Stelle abreiſen, du wirſt der Zeit überlaſſen, ob ſie

mich vergeſſen läßt, was ich heut von dir erfahren. Bis dahin magſt du in der Einſamkeit darüber nachſinnen, daß du ein Thor warſt, als du den Vormund Fremder ſpielen wollteſt, welche vollſtändig in der Lage ſind, für ihr eigenes Heil zu ſorgen."

Der Erbprinz verneigte ſich. „Hat mein durchlauchtigſter Herr noch einen Befehl für mich?" frug er mit zuckenden Lippen.

Finſter entgegnete der Fürſt: „Dir bleibt nur noch übrig, daß du ſelbſt die Fremden gegen deinen Vater aufregſt."

„Ew. Hoheit wiſſen, daß mir dergleichen nicht geziemen würde."

Der Fürſt winkte mit der Hand, der Sohn ſchied mit ſtummer Verbeugung.

Der Prinz rief nach ſeinem Wagen, und eilte zu ſeiner Schweſter. Die Prinzeß ſah ängſtlich in ſein verſtörtes Geſicht. „Du ſelbſt fort?" rief ſie.

„Lebe wohl," ſagte er, ihr die Hand reichend, „ich gehe auf's Land, uns noch ein neues Schloß zu bauen, wenn wir einmal die Scene wechſeln wollen."

„Wann kehrſt du zurück, Benno?"

Der Erbprinz zuckte die Achſeln. „Sobald der Fürſt befiehlt. Ich habe jetzt den Auftrag, ein wenig Baumeiſter und Landwirth zu werden, auch dies iſt eine nützliche Thätigkeit. Lebe wohl, Sidonie. Sollte der Zufall dich einmal mit Frau Werner zuſammenführen, ſo würde ich dir verbunden ſein, wenn du nicht auf

das Geſchwätz des Hofes achten, ſondern daran denken wollteſt, daß ſie eine wackere Frau iſt, und daß ich ihr von früher großen Dank ſchuldig bin.“

„Biſt du unzufrieden mit mir, mein Bruder?“ frug die Prinzeſſin ängſtlich.

„Mache gut, Sidy, was du noch gut machen kannſt, lebe wohl.“

Prinz Victor begleitete ihn zum Wagen. Der Erbprinz faßte ihn an der Hand und ſah bedeutungsvoll nach dem Pavillon hinüber, Victor nickte. „Es iſt mein eigener Vortheil,“ ſagte er. „Ehe ich nach der Garniſon gehe, beſuche ich dich im Lande des Farrenkrauts, ich erwarte, dich als Bruder Klauſner zu finden mit langem Bart und einer Mütze von Baumrinde. Lebe wohl, Ritter Toggenburg, und lerne dort, daß die beſte Philoſophie auf Erden iſt, jeden Tag für verloren zu halten, an dem man keinen dummen Streich gemacht hat. Beſorgt man dies Geſchäft nicht ſelbſt, ſo übernehmen Andere die Mühe. Es iſt immer luſtiger, Hammer zu ſein, als Ambos.“

Der Fürſt war heut während der Hoftafel ſo finſter und ſchweigſam, daß es den meiſten Anweſenden auffiel, nur kurze Bemerkungen fielen von ſeinem Munde, zuweilen ein herber Scherz, dem man anmerkte, daß die Seele des Fürſten nach Faſſung rang, der Hof verſtand, daß dieſe unheimliche Stimmung mit der Abreiſe des Erbprinzen zuſammenhing, und jeder hütete ſich, den Verſtörten zu reizen. Der Profeſſor allein genoß den

Vorzug, dem Fürſten ein Lächeln abzunöthigen, als er gutlaunig von dem verzauberten Schloß Solitude erzählte. Nach der Tafel ſprach der Fürſt neben dem Profeſſor mit einem Adjutanten, der Profeſſor wandte ſich an den Oberſthofmeiſter, und obgleich er die unzugängliche Artigkeit des Mannes ſonſt mied, that er heut doch eine gleichgültige Perſonenfrage. Der Oberſthofmeiſter antwortete verbindlich, daß der nahe Hofmarſchall ſicher die beſte Auskunft geben könne, und veränderte ſeinen Platz. Gleich darauf trat der Fürſt, quer durch die Geſellſchaft ſchreitend, an den Oberſthofmeiſter, zog ſich mit dieſem in eine Fenſternische zurück und begann: „Sie haben mich auf meiner erſten Reiſe nach Italien begleitet und, wenn mir recht iſt, ein wenig meine Liebhaberei für Alterthümer getheilt. Unſere Sammlung wird neu geordnet, an einem Katalog fleißig gearbeitet.“

Der Oberſthofmeiſter ſprach ſeine Anerkennung der fürſtlichen Liberalität aus.

„Profeſſor Werner iſt ſehr thätig,“ fuhr der Fürſt fort, „es iſt erfreulich, wie gut er zu orientiren verſteht.“ Der Oberſthofmeiſter blieb ſtumm.

„Sie erinnern ſich, Excellenz, wie beluſtigend uns in Italien die Sammler waren, welche den Fremden durch Lohndiener in ihre Kabinette zogen, und um eine erloſchene Inſchrift endlos geſticulirten. Wie die meiſten Menſchen an einer fixen Idee leiden, ſo auch unſer Gaſt. Er argwöhnt, daß in einem Hauſe unſeres

Fürſtenthums eine alte Handſchrift verborgen liege, deshalb hat er die Tochter des Hausbeſitzers geheirathet, und da er trotzdem ſeinen Schatz nicht gefunden, ſucht er jetzt in der Stille dies Nebelbild auf alten Böden der Reſidenz. Hat er nie gegen Sie darüber geſprochen?"

„Ich habe noch keine Veranlaſſung gehabt, ſein Vertrauen zu ſuchen," erwiederte der Oberſthofmeiſter.

„Da haben Sie etwas verloren," fuhr der Fürſt fort, „er ſpricht in ſeiner Weiſe gut und gern darüber; es wird Sie unterhalten, einmal dieſe Art von Narrheit näher zu betrachten. Kommen Sie nachher mit ihm in mein Arbeitszimmer."

Der Oberſthofmeiſter verneigte ſich und meldete beim Aufbruch dem Profeſſor, daß der Fürſt ihn noch zu ſprechen wünſche.

Die Herren traten bei dem Fürſten ein, dieſem eine erheiternde Unterhaltung zu ſchaffen.

„Ich habe Seiner Excellenz erzählt," begann der Fürſt, „daß Sie bei uns noch ein beſonderes Intereſſe als Jagdliebhaber verfolgen. Wie ſteht's mit der Handſchrift?"

Der Profeſſor berichtete über ſeine neue Entdeckung und die beiden Truhen. „Der nächſte Jagdgrund, worauf ich hoffe, ſind die Böden und Kammern im Sommerſchloß der Frau Prinzeſſin; weigern auch dieſe eine Beute, ſo weiß ich mir kaum noch eine unduchſuchte Stätte."

„Es ſoll mich freuen, wenn Sie recht bald zum

Ziele kommen," ſagte der Fürſt, und blickte zu dem Oberſthofmeiſter hinüber. „Ich nehme an, daß es auch für Ihr eigenes Leben von Wichtigkeit ſein würde, dieſe Handſchrift zu finden. Sie werden ſich ja wohl dazu verſtehen, dieſelbe durch den Druck bekannt zu machen."

„Es wäre die größte Aufgabe, die mir werden könnte," verſetzte der Profeſſor, „vorausgeſetzt daß Ew. Hoheit Huld mir dies Werk anvertrauen wollten."

„Sie ſollen die Arbeit übernehmen und kein Anderer," erwiederte der Fürſt lächelnd, „ſo weit ich ein Recht habe, darüber zu beſtimmen. Alſo das unſichtbare Buch würde für Ihre Wiſſenſchaft in Wahrheit große Bedeutung haben?"

„Die größte Bedeutung. Aber der Inhalt wäre für jeden Gebildeten von hohem Werth, ich meine, er würde auch Ew. Hoheit feſſeln," ſagte der Profeſſor arglos und freudig, „denn der Römer Tacitus iſt in gewiſſem Sinne ein Hofſchriftſteller, Mittelpunkt ſeiner Erzählung ſind die Charactere der Kaiſer, welche in dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Geſchicke der alten Welt beſtimmt haben. Es iſt freilich im Ganzen ein trübes Bild."

„Er iſt ein Schriftſteller der Oppoſition?" ſagte der Fürſt.

„Er iſt der große Berichterſtatter über eine eigenthümliche Verbildung der Charaktere, welche bei den Herren der antiken Welt eintrat, wir verdanken ihm eine Reihe von pſychologiſchen Schilderungen der

Krankheit, welche ſich damals auf dem Throne entwickelte."

„Das iſt mir neu," verſetzte der Fürſt, ſich auf ſeinem Stuhle bewegend.

„Ew. Hoheit würden, ich bin überzeugt, mit dem größten Antheil die verſchiedenen Formen dieſer Seelenkrankheit betrachten, und Höchſtdieſelben würden in andern Zeiträumen der Vergangenheit, ja in früheren Zuſtänden unſeres eigenen Volkes viele bedeutſame Seitenbilder finden."

„Sie nehmen alſo eine beſondere Krankheit an, welche nur die Regenten befällt?" frug der Fürſt, „die Mediciner werden Ihnen für dieſe Entdeckung beſondern Dank wiſſen."

„In der That," rief der Profeſſor eifrig, „iſt die furchtbare Bedeutung dieſer Erſcheinung noch viel zu wenig gewürdigt, keine andere hat auf das Schickſal der Nationen ſo unermeßlichen Einfluß geübt. Was Peſt und Krieg verdarben, iſt wenig gegen die verhängnißvolle Verwüſtung der Völker, welche durch dies beſondere Leiden der Herrſcher angerichtet wurde. Denn dieſe Krankheit, welche noch lange nach Tacitus unter den römiſchen Imperatoren wüthete, iſt kein Leiden, welches auf das alte Rom beſchränkt war, ſie iſt zuverläſſig ſo alt, wie die Despotien des Menſchengeſchlechts, ſie befiel auch ſpäter in den chriſtlichen Staaten zahlreiche Herrſcher, ſie brachte in jeder Zeit anders geformte, groteske Geſtalten hervor, ſie war durch Jahrtauſende

der Wurm, welcher, in der Hirnſchale eingeſchloſſen, das Mark des Hauptes verzehrte, das Urtheil vernichtete, die ſittlichen Empfindungen zerfraß, bis zuletzt nichts übrig blieb, als der hohle Schein des Lebens. Zuweilen wurde es Wahnſinn, den auch der Arzt nachweiſen kann, aber in zahlreichen anderen Fällen hörte die bürgerliche Zurechnungsfähigkeit nicht auf und der geheime Schaden barg ſich ſorgfältig. Es gab Perioden, wo nur einzelne feſtgefügte Seelen ſich völlige Geſundheit bewahrten, und wieder andere Jahrhunderte, wo ein friſcher Luftzug aus dem Volke die Häupter, welche das Diadem trugen, frei erhielt. Ich bin überzeugt, wer den Beruf hat, die Zuſtände ſpäterer Zeit genau zu unterſuchen, wird im Grunde denſelben Verlauf der Krankheit ſelbſt noch in den mildern Formen unſerer Bildung erkennen. Meinem Leben liegen dieſe Beobachtungen fern, auch zeigt der römiſche Staat allerdings die abenteuerlichſten Formen der Krankheit, denn dort ſind die größten Verhältniſſe und eine ſo mächtige Entfaltung der Menſchennatur in Tugend und Verkehrtheit, wie ſeitdem ſelten in der Geſchichte.“

„Den Herren Gelehrten aber macht es beſondere Freude, dieſe Leiden früherer Herrſcher an's Licht zu ſtellen,“ frug der Fürſt.

„Sie ſind gewiß lehrreich für alle Zeiten,“ fuhr der Profeſſor ſicher fort, „denn ſie prägen durch furchtbare Beiſpiele die Wahrheit ein, daß der Mann, je

höher er ſteht, um ſo ſtärkere Schranken nöthig hat, welche die Willkür ſeines Weſens bändigen. Ew. Hoheit freies Urtheil und reiche Erfahrung werden ſchärfer als Jemand aus meinem Lebenskreiſe beobachten, daß dieſe Krankheitserſcheinungen ſich ſtets da zeigen, wo der Regierende weniger zu ſcheuen und zu ehren hat, als ein anderer Sterblicher. Was den Menſchen in gewöhnlicher Lage geſund erhält, iſt doch nur, daß ihm eine ſtrenge und unabläſſige Controlle ſeines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird, ſeine Freunde, das Geſetz, die Intereſſen Anderer umgeben ihn von allen Seiten, ſie fordern gebieteriſch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche Andere ihr Gedeihen ſichern. Zu jeder Zeit iſt die Gewalt dieſer Feſſeln bei dem Regenten minder ſtark; was ihn einengt, vermag er leichter niederzuwerfen, eine ungnädige Handbewegung ſcheucht den Warnenden für immer von ſeiner Seite, vom Morgen bis zum Abend iſt er mit Perſonen umgeben, welche ihm bequem ſind, ihn mahnt kein Freund an ſeine Pflicht, ihn ſtraft kein Geſetz. Hundert Beiſpiele lehren, daß frühere Herrſcher ſelbſt bei großen äußeren Erfolgen an innerer Verwüſtung litten, wo nicht eine ſtarke öffentliche Meinung und kräftige Theilnahme des Volkes am Staat ſie unabläſſig zwang, ſich ſelbſt zu behüten. Es liegt nahe, an die rieſengroße Kraft eines Feldherrn und Eroberers zu denken, den die Erfolge und Siege des eigenen Lebens ins Wüſte und Maßloſe getrieben haben, es war ein furchtbarer Phantaſt gewor-

den, Lügner gegen ſich ſelbſt, Lügner gegen die Welt, bevor er geſtürzt wurde, und lange bevor er ſtarb. Doch dergleichen zu unterſuchen, iſt, wie geſagt, nicht mein Beruf."

„Nein," ſagte der Fürſt tonlos.

„Die entfernte Zeit," begann der Oberſthofmeiſter, „welche Sie im Auge haben, war aber nicht nur für die Regenten, auch für die Völker eine traurige Epoche. Wenn mir recht iſt, war das Gefühl des Abſterbens allgemein, auch bewunderte Schriftſteller taugten nicht viel, mir wenigſtens ſind ſolche Männer wie Apulejus und Lucian als eitle und kläglich gemeine Menſchen erſchienen."

Der Profeſſor ſah überraſcht auf den Hofmann.

„In meiner Jugend las man dergleichen häufiger," fuhr dieſer fort. „Ich verdenke den Beſſeren jener Zeit nicht, wenn ſie ſich mit Widerwillen von ſolchem Treiben abwandten und ſich in das engſte Privatleben oder in die thebaniſche Wüſte zurückzogen. Deshalb, wenn Sie von einer Krankheit der römiſchen Imperateren ſprechen, möchte ich entgegnen, daß ſie nur Folge einer ungeheuren Erkrankung der Völker iſt, obgleich ich ſehr wohl einſehe, daß ſich während dieſem Verderb der Einzelnen ein großer Fortſchritt des Menſchengeſchlechts vollzogen hat, die Befreiung der Völker aus abſchließendem Volksthum zu einer Cultureinheit, und der neue Idealismus, welcher durch das Chriſtenthum auf die Erde kam."

„Zuverläſſig iſt die Form des Staates und die Form der Bildung, welche die einzelnen Kaiſer verfau-

den, entſcheidend für ihr Leben geweſen. Jedermann iſt in dieſem Sinne Kind ſeiner Zeit, und wenn es gilt, das Maaß ihrer Schuld zu beſtimmen, dann wird vorſichtiges Abwägen ziemen. Aber was ich die Ehre hatte, Sr. Hoheit als beſondern Vorzug des Tacitus anzuführen, iſt auch nur die Meiſterſchaft, mit welcher er die eigenthümlichen Symptome und den Verlauf des Cäſarenwahnſinns ſchildert."

„Sie waren alle wahnſinnig," unterbrach der Fürſt mit heiſerer Stimme.

„Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Profeſſor arglos. „Auguſtus wurde auf dem Throne ein beſſerer Mann, und faſt hundert Jahre nach der Zeit, in welcher Tacitus ſchrieb, haben gute und maßvolle Herrſcher gelebt. Etwas von dem Fluch, welchen übel beſchränkte Macht auf die Seelen ausübte, mag an der Mehrheit der römiſchen Kaiſer erkennbar ſein. In den Beſſeren aber lag er wie eine Kränklichkeit, welche nur ſelten bemerkbar, immer wieder durch Tüchtigkeit oder gute Natur gebändigt wurde. Eine Anzahl freilich verdarb durchaus, und in ihnen entwickelte ſich die Krankheit nach einer beſtimmten Stufenfolge, deren innere Geſetzlichkeit wir wohl begreifen."

„Sie wiſſen alſo auch, wie den Leuten zu Muthe war," fuhr der Fürſt auf, den Profeſſor ſcheu anblickend.

Der Oberſthofmeiſter trat in eine Fenſterniſche.

„Der Verlauf der Krankheit iſt im Allgemeinen nicht ſchwer zu verfolgen," verſetzte der Profeſſor erfüllt von ſeinem Gegenſtande. „Die Uebernahme der Regie-

rung wirkt zunächſt erhebend. Der höchſte Erdenberuf ſteigert auch beſchränkte Menſchen wie den Claudius, verdorbene Buben wie den Caligula, Nero und Domitian während der erſten Wochen zu einem gewiſſen pathetiſchen Adel. Lebhaft iſt das Beſtreben zu gefallen, befliſſen die Arbeit ſich durch Gnade feſtzuſetzen; die Scheu vor einflußreichen Perſönlichkeiten oder vor dem Widerſtreben der Maſſe zwingt zur Vorſicht. Die Herrſchaft aber hat den Menſchen zum Sclaven gemacht, und der Sclavenſinn trägt eine Verehrung entgegen, welche den Kaiſer äußerlich über andere Menſchen hinausſtellt, er iſt von den Göttern beſonders begnadigt, ja ſeine Seele ein Ausfluß der göttlichen Kraft. In dieſer Adoration Aller und der Sicherheit der Herrſchaft wuchert bald der Egoismus. Die zufälligen Forderungen eines ungebändigten Willens werden rückſichtslos, die Seele verliert allmälig das Urtheil über Böſe und Gut, der perſönliche Wunſch erſcheint dem Regierenden ſofort als Bedürfniß des Staates, jede Laune des Augenblicks heiſcht Befriedigung. Das Mißtrauen gegen Unabhängige führt zu kopfloſem Argwohn, wer ſich nicht fügt, wird als Feind beſeitigt, wer ſich geſchmeidig anzupaſſen verſteht, iſt ſicher, eine Herrſchaft über den Herrſcher auszuüben. Die Familienbande reißen, die nächſten Verwandten werden als geheime Feinde umlauert, der gleißende Schein eines herzlichen Vertrauens wird bewahrt, plötzlich durchbricht eine Miſſethat den Schleier, mit welchem Heuchelei ein innerlich hohles Verhältniß umzogen hat."

Der Fürſt rückte mühſam ſeinen Seſſel von dem Kaminfeuer in das Dunkel.

Der Profeſſor fuhr eifrig fort: „Die Idee des römiſchen Staates verliert ſich zuletzt ganz aus den Seelen, ja ſie wird als feindſelig gehaßt, nur perſönliche Anhänglichkeit wird gefordert, treue Hingabe an den Staat erſcheint als Verbrechen. Dieſe Hilfloſigkeit und das Schwinden des Urtheils über die Tüchtigkeit, ja über die wirkliche Ergebenheit der Menſchen bezeichnen einen Fortſchritt der Krankheit, durch welchen bereits die Zurechnungsfähigkeit beeinträchtigt wird. In dieſer Zeit werden die Bildungselemente immer beſchränkter und einſeitiger, das Wollen immer eitler und kleinlicher. Ein kindiſches Weſen wird ſichtbar, Freude an elendem Tand und eitlen Poſſen, daneben eine bubenhafte Tücke, welche zwecklos verdirbt, es wird Genuß, nicht nur zu quälen, auch die Qualen Anderer zu ſchauen, unwiderſtehlich wird das Gelüſt, Imponirendes in das Gemeine herab zu ziehen, ja auch Gleichgültiges zu zerſtören. Sehr merkwürdig iſt, wie mit dieſer Abnahme der Denkkraft eine unruhige und zerſtörende Sinnlichkeit überhand nimmt. Ihre dunkle Gewalt wird übermächtig, während ſonſt die Würde des höhern Alters auch dem Schwachen Haltung giebt, verletzt hier das widerliche Bild bejahrter Wüſtlinge, wie Tiberius und Claudius. In einer ſchamloſen und raffinirten Hingabe wird die letzte Lebenskraft zerſtört.“

„Das iſt ſehr merkwürdig,“ wiederholte mechaniſch der Fürſt.

Der Profeſſor ſchloß: „So vollendet ſich der Verderb in vier Stufen, zuerſt rieſiger Egoismus, dann Argwohn und Heuchelei, dann knabenhafte Unvernunft, das letzte thut widerwärtige Ausſchweifung.“

Der Fürſt erhob ſich langſam von ſeinem Seſſel, er ſtrauchelte, der Oberſthofmeiſter trat ängſtlich näher, aber der Fürſt preßte die Hand auf die Lehne und wandte ſich langſam dem Profeſſor zu; ohne ihn anzuſehen ſagte er langſam: „Ich danke den Herren für eine vergnügte Stunde.“ Man hörte den Worten die Anſtrengung an, welche ſie ihm koſteten. Im Hinausgehen frug der Profeſſor leiſe den Oberſthofmeiſter: „Ich habe den Fürſten gewiß durch die gedehnte Erörterung gelangweilt.“

Der Oberſthofmeiſter ſah erſtaunt in das freundliche Antlitz des Gelehrten: „Ich zweifle nicht, der Fürſt wird Ihnen ſehr bald beweiſen, daß er aufmerkſam zugehört hat.“

Als ſie auf der Treppe waren, klang ein heiſerer Mißton aus der Ferne, der alte Herr fuhr zuſammen und lehnte ſich an die Wand.

Der Profeſſor lauſchte, Alles war ſtill. „Das war wie der Schrei eines wilden Thiere,“ ſagte er.

„Es klang von der Straße,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter.

7.

Der Hummeln Cäsarenwahnsinn.

Herr Hahn fuhr an seinem Gartenzaun dahin. Seine Seele war mit Dankbarkeit gefüllt; da diese aber verhindert wurde, durch das gewöhnliche Ventil freundlicher Rede auszuströmen, drang sie ihm in diejenige Kammer seines Hauptes, in welcher er die Pläne für Verschönerung des Gartens aufbewahrte. Der hochherzige Gegner von drüben feierte nächstens seinen Geburtstag, das hatte Herr Hahn auf weitem Umwege entdeckt. An diesem Tage durfte ihm vielleicht ein heimliches Zeichen der Achtung vor Augen gestellt werden. Der größte Schatz im Garten des Herrn Hahn waren seine Topfrosen, Bäumchen und Sträuche von jeder Größe und Farbe, prachtvolle Rosen, welche fast das ganze Jahr blühten und von den Vorübergehenden sehr bewundert wurden. Er trug sie eigenhändig im Garten hin und her und benutzte sie zum Ausputz verschiedener Gruppen. Diese Rosen beschloß er in stiller Huldigung zu widmen. Längst hatte er in der Mitte des feindlichen Gartens ein wüstes Rondel bedauert, das den ganzen Sommer thatlos dalag, als Lagerplatz für den rothen

Hund oder eine umherſchweifende Katze. Wenn Herr Hummel an ſeinem Feſttage in den Garten trat, ſollte das runde Beet in eine blühende Roſengruppe verwandelt ſein.

Dieſer Gedanke verſchaffte Herrn Hahn viele glückliche Stunden und erhob ihn ein wenig aus der Tiefe ſeines Kummers. Er trug alſo die Roſen in einen verſteckten Winkel, ſtellte ſie vor ſich nach Größe und Farbe in Reihe und Glied, und ſchrieb mit Kreide Nummern auf die Töpfe. Bei dem Hauſe des Parkwärters, welches jetzt als äußerſter Vorpoſten der Stadt am Fluſſe ſtand, ſchwamm ein kleiner Kahn, dieſen entlieh Herr Hahn in vertraulichſter Weiſe für einige Nachtſtunden. Vor dem erſten Morgengrau des feindlichen Geburtstages ſchlüpfte er aus ſeinem Hauſe, trug die Töpfe über den Parkweg in den Kahn und fuhr mit ſeiner Ladung bis zu der kleinen Treppe, welche aus dem Waſſer in den Garten des Herrn Hummel führte. Er ſchlich mit ſeinen geliebten Roſen an das runde Beet, ordnete ſie geräuſchlos nach der Nummer, topfte jede einzelne aus und verwandelte die öde Stätte in ein prachtvolles Roſengebüſch. Als die Sperlinge in der Dachrinne ihre erſten Schimpfreden auf ihn hinabſchrieen, hatte er die Erde des Beetes wieder mit kleinem Rechen geebnet. Noch einen vergnügten Blick warf er auf ſein Werk, einen zweiten auf die dämmrige Hauswand, hinter welcher Herr Hummel der Ueberraſchung des Morgens entgegenſchlummerte,

dann ſchlich er mit Grabeiſen und leeren Scherben wieder in ſeinen Kahn, ruderte bis zum Hauſe des Parkwärters und barg ſich und ſein Gartengeräth auf dem eigenen Grunde, bevor das erſte Sonnenlicht ſeinen Schornſtein roſig anmalte.

Herr Hummel trat zur gewöhnlichen Stunde in die Wohnſtube, empfing in guter Laune den Glückwunſch ſeiner Frauen, blickte gnädig auf den Feſtkuchen, welchen Frau Philippine neben ſeinen Kaffee geſtellt, und auf die Reiſetaſche, welche ihm Laura geſtickt, nahm ſeine Zeitung zur Hand und weihte ſich durch Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten der Menſchheit für die Geſchäfte ſeines eigenen Lebens. Alles ließ ſich gut an, er nahm in der Fabrik und im Comtoir die Gratulationen auf wie ein Lamm, er ſtreichelte den knurrenden Hund und ſchrieb Geſchäftsbriefe voll Hochachtung an ſeine Kunden.

Als er gegen Mittag zu ſeinen Frauen zurückkehrte, trat auch der Doctor von drüben in das Zimmer und brachte ſeinen Glückwunſch dar. Auf der ſonnigen Stirn des Hausherrn lagerte ſich eine dunkle Wolke und es wetterleuchtete unter ſeinen ambroſiſchen Brauen. „Sieh da, auch Saul unter den Propheten! Wollen Sie einen verlorenen Eſel nach dem Hauſe Ihres Vaters holen? Damit können wir nicht aufwarten. Oder wollen Sie uns einen Vortrag halten über die Sprache der Orangutangs im Kokoslande?“

„Meine Vorträge ſind Ihnen noch nicht läſtig ge-

worden," verſetzte der Doctor. „Ich komme nicht dazu, weil Ihre gaſtliche Zuvorkommenheit ſelbſt die Mühe übernimmt, die Anweſenden durch Ergüſſe Ihrer guten Laune zu unterhalten. Ich habe Ihnen bereits meinen Wunſch ausgedrückt, niemals Zielpunkt derſelben zu ſein."

„So vertheidigen Sie ſich doch, wenn Sie können," rief Herr Hummel.

„Nur die Rückſicht auf das Behagen der Anweſenden hindert mich," verſetzte der Doctor, „Ihnen in Ihren vier Wänden die Antwort zu geben, welche Sie zu wünſchen ſcheinen."

„Es würde mir leid thun, wenn Sie durch meine vier Wände in Nachtheil geſetzt würden," verſetzte Hummel. „Ich mache Ihnen den Vorſchlag, ſtellen Sie ſich mit mir auf gleichen Fuß, bleiben Sie bei ſich drüben und ſtecken Sie den Kopf zum Fenſter hinaus, ich werde daſſelbe thun, wir können dann über die Straße einander anſingen, wie zwei Canarienvögel."

„Jetzt aber bin ich hier," ſagte der Doctor mit einer Verbeugung, „und erhebe den Anſpruch, dies Stück Geburtstagskuchen in Frieden und unter freundlichen Geſichtern zu verzehren."

„Dann erſuche ich Sie, ohne übergroßen Schmerz auf mein Geſicht zu verzichten," verſetzte Hummel. Er öffnete die Thür nach dem Garten und ſchritt unzufrieden die Stufen hinab. Schon von Weitem ſah er die junge Roſengruppe im Tageslichte unſchuldig lächeln.

Er umkreiſte die Stätte, ſchüttelte den Kopf und lud ſeine Frauen in den Garten. „Wer von euch hat dieſen Einfall gehabt?“ frug er. Die Frauen bezeugten ſo lebhaft ihre Ueberraſchung, daß er von ihrer Unſchuld überzeugt wurde; er rief den alten Schließer, den Buchhalter, alle bewieſen völlige Unwiſſenheit. Die Miene des Herrn Hummel wurde finſter. „Was heißt das? Hier iſt eingeſchlichen worden, während wir ſchliefen, nächtlicher Gartenbau iſt nicht nach meinem Geſchmack; wer darf ſich unterſtehen, mein Grundſtück ohne Erlaubniß zu betreten? Wer hat dieſe Naturproducte eingeführt?“

Er ging unruhig die Waſſerſeite entlang, neben ihm ſchlich Speihahn. Der Hund kroch die Waſſertreppe hinab, roch an einem braunen Holz, welches auf der letzten Stufe lag, ſtieg wieder zur Höhe, wandte ſich gegen das Haus des Herrn Hahn und machte knurrend einen höhniſchen Katzenbuckel. Es war ſo deutlich, als hätte er die freundlichen Worte geſprochen: „Wünſche wohl zu ſpeiſen.“

„Richtig,“ rief Hummel, „der Einbrecher hat den Griff des Steuerruders zurückgelaſſen. Der braune Griff gehört zu dem Kahn des Parkwärters. Tragen Sie ihn hinüber, Klaus, ich fordere Antwort, wer gewagt hat, dieſen Kahn hier anzulegen.“ Der Schließer eilte mit dem Holze fort und brachte verlegen die Antwort, Herr Hahn habe ſich in der Nacht den Kahn ausgebeten.

„Wenn es Ahnungen giebt," rief Hummel zornig, „ſo war dies eine. Nächtliche Schleicherei Ihres Vaters verbitte ich mir unter allen Umſtänden," fuhr er den Doctor an.

„Ich weiß nichts davon," entgegnete der Doctor. „Hat dies mein Vater gethan, ſo erſuche ich Sie, auch wenn Ihnen an den Roſen nichts liegt, ſich doch die gute Meinung gefallen zu laſſen."

„Ich proteſtire gegen jede Roſe, welche auf meinen Weg geſtreut werden ſoll," rief Hummel. „Zuerſt hatten wir giftige Klößchen aus übler Meinung, und jetzt Roſenblätter aus guter. Ihr Vater ſollte an etwas Anderes denken, als an ſolche Poſſen. Noch iſt der Grund und Boden mein, und dies Scharren der Hähne gedenke ich zu verhindern." Er fuhr wild unter die Roſen, packte Stämmchen und Aeſte, riß ſie aus dem Boden und warf ſie in einen wüſten Haufen.

Der Doctor wandte ſich finſter ab, Laura aber eilte zu dem Vater und ſah ihm zornig in das harte Geſicht. „Was du herausreißeſt," rief ſie, „ich ſetze es mit meinen Händen wieder ein, daß du's nur weißt." Sie lief in eine Ecke des Gartens, trug Töpfe herzu, kniete am Boden und preßte die Stöcke mit ihren kleinen Erdballen wieder in die Gefäße, eben ſo heftig, als der Vater ausrodete. „Ich will ſie pflegen," rief ſie dem Doctor zu, „ſagen Sie Ihrem lieben Vater, daß nicht Alle in unſerm Hauſe ſeine Freundlichkeit mißachten."

„Thu, was du nicht laſſen kannſt," verſetzte Herr

Hummel ruhiger. „Klaus, was ſtehen Sie da und glotzen auf ihren Hinterbeinen wie eine Schildkröte? Helfen Sie Fräulein Hummel bei ihrer freundlichen Erdarbeit. Dann tragen Sie die ganze Einbeſcheerung wieder hinüber zu dem jugendlichen Blumenzüchter. Eine Empfehlung, und er hätte im Dunkeln die Gärten verwechſelt. Die Roſen möchte er ſelber begießen, bis wir jungen Mädchen mit einander zum Tanze gingen. Dann würde ich ihn um das Grünzeug zu einem Kranze bitten.“ Er drehte der Geſellſchaft den Rücken und ging mit ſtarken Schritten nach ſeinem Comtoir. Laura kauerte am Boden und arbeitete an den gemißhandelten Roſen mit gerötheten Antlitz und düſterer Entſchloſſenheit. Der Doctor half ſchweigend. Er hatte ſeinen Vater wohl hinter dem Zaune geſehen und wußte, wie tief der Arme den neuen Trotz des Gegners empfinden werde. Laura hörte nicht auf, bis alle Blumen ſo gut als möglich in den Töpfen geborgen waren, dann tauchte ſie die Hände in das vorbeifließende Waſſer, und ihre Thränen miſchten ſich mit der Fluth. Sie zog den Doctor nach dem Zimmer. Dort rang ſie außer ſich die Hände. „Das Leben iſt ſchrecklich, wir gehen beide unter in dem kleinlichen Hader. Es giebt nur eine Rettung für Sie und für mich, ſind Sie ein Mann, ſo finden Sie, was uns löſt von dieſem Jammer.“ Sie ſtürzte aus dem Zimmer, die Mutter winkte heftig dem Doctor, zurück zu bleiben, als dieſer folgen wollte.

„Sie ist außer sich," rief Fritz, „was meinen ihre Worte? was fordert sie von mir?"

Die Mutter setzte sich verlegen auf ihren Sorgenstuhl, räusperte sich und zupfte an ihren Aermeln. „Ich muß Ihnen etwas vertrauen, Herr Doctor," begann sie zögernd, „was für uns beide sehr schmerzlich ist, und doch weiß ich mir keinen Rath, und alle Vorstellungen, die ich meinem unglücklichen Kinde mache, sind vergebens. Um Ihnen nichts zu verschweigen, es ist eine große Verirrung, und ich hätte nie erwartet, daß so etwas möglich wäre." Sie hielt an und suchte Kraft in ihrem Taschentuch. Fritz sah ängstlich auf die verstörte Frau Hummel, ein Geheimniß Lauras, das er seit Wochen geahnt, sollte jetzt vernichtend auf seine Hoffnungen fallen.

„Ich will Ihnen ja Alles gestehen, lieber Herr Doctor," fuhr die Mutter mit vielem Seufzen fort, „Laura schätzt Sie unendlich, und der Gedanke, Ihre Frau zu werden, ist ihr, ich darf es im Vertrauen sagen, nicht fremdartig und auch nicht grade unangenehm. Aber sie hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was fürchterlich ist und was ich mich schäme über meine Lippen zu bringen."

„Sprechen Sie es aus," rief der Doctor in Verzweiflung.

„Laura will von Ihnen entführt werden."

Fritz saß starr.

„Es ist unmenschlich, daß ich als Mutter diesen

Wunsch gegen Sie aussprechen muß, aber ich weiß mir keinen Rath mehr."

„Aber wozu?" frug der Doctor, immer noch betäubt.

„Das grade ist das Schmerzlichste von Allem, und das soll sie Ihnen selbst bekennen. Wie sie auf den Gedanken gekommen ist, durch Poesien oder durch Zeitungslectüre aus der großen Welt, ich weiß es nicht. Aber in ihrer Stimmung, welche immer aufgeregt und tragisch ist, kann ich ihr keinen Widerstand leisten. Ich fürchte mich, meinem Mann darüber eine Mittheilung zu machen, ich beschwöre Sie, thun Sie das Ihrige mein Kind zu beruhigen. Sie ist von Gefühlen zerrissen und ich vermag den innern Kampf dieser jungfräulichen Brust nicht mehr widerstrebend anzusehen."

„Ich bitte um Erlaubniß," versetzte der Doctor, „darüber sogleich mit Laura zu sprechen." Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte er die Treppe zu Lauras Zimmer hinauf. Er pochte. Als ihm keine Antwort wurde, riß er die Thür auf. Laura saß an ihrem Schreibtisch und schluchzte recht herzlich.

„Liebe, süße Laura," rief der Doctor an ihrer Seite, „ich habe mit Ihrer Mutter gesprochen, lassen Sie mich Alles wissen."

Laura fuhr auf. „Jede warme Empfindung wird mit Hohn beworfen, jede Stunde, in der ich Sie sehe, wird mir durch die Feindseligkeit des Vaters verbittert. Dem ärmsten Mädchen geht das Herz auf, wenn sie

die Stimme des geliebten Mannes hört, ich aber muß fragen, ist das die Seligkeit der Liebe? Wenn ich Sie nicht sehe, bangt mir nach Ihnen, und wenn Sie zu uns kommen, fühle ich mich gequält, und lausche ängstlich auf jedes Wort des Vaters. Sie selbst sehe ich freudenlos und niedergeschlagen. Fritz, Ihre Liebe zu mir macht Sie unglücklich!“

„Geduld, Laura,“ sagte der Doctor, „halten wir aus. Mein Vertrauen zu dem Herzen des Vaters ist besser als das Ihre. Allmälig wird er sich mit meinem Anblick versöhnen.“

„Nachdem uns beiden der Muth gebrochen ist, eine große Neigung durch zahllose kleine Widerwärtigkeiten zerdrückt ist. Ich kann Ihre Frau nicht werden, Fritz, auf diesem Wege, zwischen den Händeln unsrer feindlichen Häuser, mich verdirbt die enge Straße und der alte Haß. Oft habe ich hier gesessen und mich abgehärmt, daß ich kein Mann bin, der herauskann, sich selbst sein Glück zu suchen. Hören Sie ein Geheimniß, Fritz,“ rief sie vor ihn tretend, und rang wieder die Hände, „ich werde hier hochmüthig, boshaft und schlecht.“

„Davon habe ich noch wenig gemerkt,“ erwiderte Fritz erstaunt.

„Ich verberge es Ihnen,“ rief Laura, „aber ich kämpfe täglich mit unreinen Gedanken, ich bin gleichgültig gegen die Liebe der Eltern; wenn der Vater mich auf den Kopf drückt, so schreit der Teufel in mir, er

könnte's auch laſſen; wenn die Mutter mich in ihrer Weiſe zur Geduld ermahnt, ſo iſt mir ihre Rede in der Stille ärgerlich, weil ſie vielleicht ſchönere Worte gebraucht, als nöthig wäre. Den Hund haſſe ich ſo, daß ich ihn manchmal ohne jede Veranlaſſung knuffe. Das Geſpräch am Sonntagtiſch, die Geſchichten des alten Schauſpielers, der ewige kleine Klatſch der Straße erſcheinen mir unerträglich. Ich fühle, daß ich ein garſtiges Kind bin, und ich habe manchmal auf dieſer Stelle über mich geweint und mich ſelbſt gehaßt. Aber die ſchlechten Anwandlungen kehren wieder und werden mächtiger. Das wird hier nicht beſſer, wo wir beide im Banne leben, als zwei verwöhnte Kinder. Wir verſinken, Fritz, in dieſer Umgebung! Auch die liebende Sorge der Eltern hört auf zu beglücken. Was die Frau Baſe über den und über die klagt, und daß man ſich nicht naſſe Füße macht, wollene Strümpfe und des Sonntags Kuchen mit Zuckerguß. Das alle Jahre, das ganze Leben hindurch!" Sie riß ihr Memoirenbuch auf und hielt ihm ein Bündel Gedichte und Briefe entgegen. „Hier ſind Ihre Briefe, durch dieſe habe ich Sie liebgewonnen, denn hier ſind Sie, wie ich Sie verehre. So will ich Sie immer haben. Wenn ich Sie dann wiederfinde zwiſchen Ihrem und unſerm Hauſe, wie Sie die Schelte des Vaters ertragen müſſen, wie Sie ſich ängſtlich mühen, es allen Theilen recht zu machen, und wenn ich merke, daß Sie bei jedem rauhen Lüftchen doppelte Shawls tragen, ſo wird mir heiß und bange

auch um Sie, und ich ſehe Sie als einen recht verwöhnten Stubengelehrten vor mir, und mich als eine kleine dicke Frau mit einer großen Haube in einem nichtsſagenden Geſicht, welche bei der Kaffeetaſſe ſitzt und ſich über die täglichen Spaziergänger aufhält, und dieſer Gedanke ſchnürt mir das Herz zuſammen."

Fritz erkannte ſeine Briefe. Längſt war ihm zweifellos, daß Laura die ſtille Vertraute geweſen, aber als er jetzt auf die Geliebte blickte, welche den geheimnißvollen Briefwechſel in die Höhe hielt, da dachte er nicht mehr der Laune, welche ihm ſoeben wehe gethan hatte, er fühlte nur ihre Treue und die Poeſie des zarten Verhältniſſes. „Liebe, liebe Laura," rief er ſie umſchlingend, „unruhig pochendes Herz. Wo iſt der fröhliche Uebermuth hin, der dir damals die Hand führte, als du dem armen Sammler das Seil um den Nacken legteſt? Wir ſind zwei Seelen, mit denen ich innig verkehrte, zu einer geworden, du aber zerlegſt mich und dich ſelbſt jetzt klagend in Alltagsmenſchen und in höher berechtigte Naturen. Was hat dir dein fröhliches Vertrauen genommen?"

„Unſere Noth, Fritz, und der Schmerz, ohne Freude Sie zu ſehen, ohne Erhebung Ihre Stimme zu hören. Sie ſind bei mir und Sie ſind mir oft ferner, als in jenen Tagen, wo ich Sie gar nicht ſah oder nur in Geſellſchaft der Freunde." Sie löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Liebſt du mich, und biſt du der Mann, der dies geſchrieben, ſo wage, mich aus dieſer Enge

hinauszuziehen. Fange mit mir ein neues Leben an, ich will mit dir arbeiten und entbehren, du ſollſt ſehen, daß ich Kraft habe, ich will Tag und Nacht darauf denken, wie ich den Tagesbedarf verdiene, damit du ungeſtört durch die kleine Noth in deiner Wiſſenſchaft weilen kannſt. Sei friſch und keck, wirf die ewigen Bedenken von dir, wage einmal zu thun, was Andere mit Achſelzucken betrachten."

„Wenn ich es thäte," antwortete Fritz ernſt, „für mich iſt das Wagniß gering. Für dich ſteht auf dem Spiel, woran du jetzt nicht denkſt. Wie magſt du wähnen, daß ein gewagter Entſchluß dir heilſam ſei, wenn er einen neuen Mißklang in deine Seele wirft und dich für dein ganzes Leben mit einer Schuld gegen Andere belaſtet?"

„Wenn ich ein Unrecht auf mich nehme," rief Laura finſter, „ich thue es nicht nur für mich. Ich fühle, daß es ein Unrecht iſt, ach ſehr. Aber ich wage es für unſere Liebe. Niemals wird mein Vater mit gutem Willen Ihre Hand in meine legen. Er weiß, wie ich an Ihnen hänge, und iſt nicht ſo hart, mein Unglück zu wollen, aber er vermag ſeine Abneigung nicht zu bekämpfen. Heut hat er ſich zu der Anſicht gezwungen, daß Sie der Mann ſind, dem ich angehöre, morgen kommt ihm wieder die gallige Empfindung, wie ſehr ihm das verhaßt iſt. Wagen Sie ihm zu trotzen, und Sie werden ihm ſelbſt einen Gefallen thun, beweiſen Sie feſten Willen, er wird zürnen, aber er wird ſich dem Muthi-

gen leichter verſöhnen. Er liebt mich," ſagte ſie leiſe, „aber er iſt fürchterlich hart gegen Andere."

„Iſt er das immer?" frug der Doctor, „nun ſo kennt die Tochter doch nicht den ganzen Werth ihres Vaters. Ich würde in dieſer Stunde ein Unrecht gegen ihn und dich begehen, wenn ich dir verſchwiege, was nach ſeinem Willen für dich Geheimniß bleiben ſoll. Höre denn, als mein armer Vater in Verzweiflung neben mir ſaß, da trat dein Vater in unſer Haus und gab uns in einer großartigen Weiſe die Mittel, um den drohenden Sturz abzuhalten. Weißt du nicht, daß ſein Schmollen und Zanken oft Ausdruck eines rauhen Humors iſt?"

Lauras Augen hingen an ſeinem Mund, als wollte ſie die Worte von ſeinen Lippen ſtehlen. „Das hat der Vater gethan?" rief ſie außer ſich, hob die Arme zum Himmel und warf ſich an ihrem Memoirentiſch nieder. Fritz wollte ſie aufheben. „Laß mich," bat ſie leidenſchaftlich, „es wird vorübergehn, ich bin glücklich, laß mich jetzt allein, Geliebter."

Der Doctor ſchloß leiſe die Thür und ging herab zur Mutter, welche immer noch in Kummer verſunken auf dem Sopha ſaß und alle aufregenden Scenen der Entführung in mütterlicher Angſt durchkoſtete. „Ich bitte Sie, Laura jetzt nicht durch Vorſtellungen zu ängſtigen," ſagte er, „ſie ſelbſt wird die Ruhe wiederfinden, vertrauen wir ihrem wackeren Herzen." Mit dieſen klugen Worten ſuchte der Doctor ſich ſelbſt zu tröſten.

Unterdeß lag Laura auf den Seſſel geſtützt und

bat dem Vater in Gedanken immer wieder ab, wo ſie ihm Unrecht gethan. Seit Jahren trug ſie den Schmerz mit ſich herum, der für das Herz eines Kindes am bitterſten iſt, heut war der Druck von der Seele genommen. Endlich ſprang ſie auf, zog ihr Tagebuch hervor, riß ein Blatt und wieder eines heraus, ballte die Blätter zuſammen und errichtete in dem Ofen ein kleines Opferfeuer, ſie ſah zu, bis die letzten Funken am ſchwarzen Zunder hin und herliefen, dann ſchloß ſie die Ofenthür und eilte aus dem Zimmer.

Herr Hummel ſaß in ſeinem Waarenlager vor einem Bataillon neuer Hüte mit breiter Krempe und runder Kappe, welche zur Muſterung vor ſein Feldherrnauge geſtellt waren, und er ſprach ſtrafend zu ſeinem Buchhalter: „Es iſt das reine Barbierbecken. Der Menſch verliert ſeine Hoheit. Allerdings, bei dieſen Deckeln wird verdient, Niemand merkt die Katzenhaare, die darin ſind; aber ſie rauben dem Kopf des deutſchen Bürgers den letzten Reſt von freier Luft, den er bis jetzt in ſeinem Cylinder heimlich mit ſich herumtrug. In meiner Jugend erkannte man einen Bürger an drei Stücken: auf dem Leibe trug er einen Rock von blauem Tuch, auf dem Kopfe einen ſchwarzen Hut, und in der Taſche einen großen Hausſchlüſſel, mit deſſen Bart er bei nächtlichem Ueberfall die Naſen der Meuchelmörder abdrehte. Jetzt ſchießt er in grauer Joppe auf ſein Bockbier los, die Hausthüren öffnet man mit kleinen Korkziehern, und die letzten Cylinder werden nächſtens

für die Kunſtſammlungen als Rarität aufgekauft. Sie können nur gleich eine Partie von unſerm Fabrikat für die Alterthumsforſcher zurückſtellen."

Dies behagliche Gebrumm wurde durch Laura unterbrochen, welche heftig eintrat, den Vater mit flehendem Blick bei der Hand faßte und aus dem Waarenlager in ſein kleines Comtoir zog. Herr Hummel unterwarf ſich dieſer Führung geduldig wie Tobi, den der Engel aus den brennbaren Stoffen des Thales entführte. Als Laura mit dem Vater allein war, fiel ſie ihm um den Hals, küßte und ſtreichelte ihm die Wange und brachte lange nichts heraus, als: „mein guter edler Vater." Herr Hummel ließ ſich dieſe ſtürmiſchen Liebkoſungen eine Weile gefallen. „Jetzt iſt's genug mit dem Edelmuth. Was willſt du? Dieſe Einleitung iſt zu großartig für einen neuen Sonnenſchirm oder ein Concertbillet."

„Vater," rief Laura, „ich weiß Alles, was du an unſern Nachbarn gethan haſt, ich bitte dich um Verzeihung, ich Unglückliche habe dein Herz verkannt und in vielen Stunden gegen deine Härte gegrollt." Sie küßte ihm unter Thränen die Hände.

„Hat dieſer Tuckmäuſer von drüben geſchwatzt?" frug Hummel.

„Er mußte mir's ſagen, und es war eine ſelige Stunde für mich. Jetzt will ich dir Alles bekennen, in Scham und Reue. Vergieb mir," ſie ſank an ihm nieder. „Vater, ich bin krank geworden in dieſen Jahren,

ich habe dich für liebloſ gehalten, das ewige Gejumm und die Feindſchaft mit den Nachbarn haben mich ſehr unglücklich gemacht, und mir iſt das Leben hier oft zur Qual geworden."

Herr Hummel ſetzte ſich ernſthaft zurecht, doch ein wenig betroffen über das Bekenntniß ſeines Kindes, und ihm war dunkel, als hätte er in Widerhaarigkeit allerdings etwas zu viel geleiſtet. „Jetzt iſt's genug," ſagte er. „Das iſt Alles aufgeregtes Zeug und Phantasma. Wenn ich mich durch dieſe Jahre geärgert habe, mir iſt es nicht ſchlecht bekommen, und ich denke, den drüben auch nicht. Was iſt das für eine unpaſſende Schwermuth, daß du jetzt darüber Lamento erregſt."

„Habe Nachſicht mit mir," bat Laura. „Es iſt mir in die Seele gekommen als unwiderſtehliche Sehnſucht, einmal hinaus zu ſpringen aus dieſer engen Straße. Vater, ich möchte mit einem Satze hinein in die Welt."

„Nicht übel," ſagte Herr Hummel, „ich möchte auch einen Satz machen, wenn ich nur wüßte, wo dieſe luſtige Welt zu finden iſt."

„Vater, du haſt mir oft erzählt, daß du als Wanderburſch aus der kleinen Stadt zogſt, wie leicht dir damals im Herzen war, und daß du durch das Wandern zu einem Mann geworden biſt."

„Das iſt richtig," verſetzte Hummel, „es war ein ſchöner Morgen und es waren acht Groſchen in der Taſche. Mir war zu Muthe wie einem geflügelten Spitz."

„Vater, ich möchte auch wandern.“

„Du?“ frug Hummel. „Mein Käpzel habe ich aufgehoben, es hat nur noch wenig Haare, aber du kannſt dir die Stiefeln darüber binden, dann ſieht man's nicht.“

„Gut, Vater, auch ich will ausziehen und ſingen, ich gehe unter fremde Leute und ſuche, die mir gefallen, ich fange dort an, mein Neſt zu bauen, ich prüfe meine Kraft und ſchlage mich durch auf meine eigene Fauſt.“

„Zieh die Hoſen an,“ ſagte Hummel, „du kannſt doch nicht allein auf die Wanderſchaft gehen.“

„Ich will mir auch Jemanden mitnehmen,“ antwortete Laura leiſe.

„Unſer Mädchen Suſanne? ſie kann dir die Laterne tragen. Die Wege in dieſer Welt ſind zuweilen kothig.“

„Nein, Vater, ich meine den Doctor.“ Sie erhob ſich zu ſeinem Ohr und flüſterte hinein: „Ich will mich vom Doctor entführen laſſen.“

„Pfui Spinne,“ rief Hummel verwundert, „du vom Doctor? Wenn du den Doctor entführteſt, dann wäre noch eher Verſtand darin.“

„Das will ich auch,“ verſetzte Laura.

„Alſo Gegenſeitigkeit,“ ſagte Hummel. „Höre, die Sache wird ernſt, laß deine Umarmungen unterwegs, halt die Hände an den Leib, und mache ein Geſicht, wie einer Bürgerstochter geziemt, und nicht wie eine Komödiantin.“ Er drückte ſie auf ein Stühlchen in der

Fensternische. „Jetzt rede deutlich. Also du willst den Doctor entführen. Ich frage, womit? Denn dein Taschengeld reicht nicht weit und dort drüben ist auch nicht viel für solche Sonntagsvergnügen übrig. Ich frage, warum? Willst du ihn vorher heirathen, so würde dir die Entführung sehr verdacht werden, denn ich habe noch nicht gehört, daß eine Frau ihren angetrauten Mann gewaltsam entführt hat. Willst du ihn nicht heirathen, so giebt es etwas, was du von deiner Mutter her kennen mußt, und was man Sittsamkeit nennt. Also heraus."

„Ich will ihn zum Manne," sagte Laura leise.

„Ah, so pfeift die Drossel. Und war dein Doctor bereit, dich vor einer anständigen Hochzeit zu bewahren und mit dir weg zu laufen?"

„Nein, er sprach wie du, und erinnerte mich, daß ich dir den Schmerz nicht machen dürfe."

„Er ist in einzelnen Stunden menschlich," versetzte Hummel, „ich bin ihm für die gute Meinung verbunden. Endlich frage ich, wohin willst du ihn entführen?"

„Nach Bielstein, Vater, auf das Gut. Dort ist die Kirche, in der Ilse getraut wurde."

„Ich verstehe," sagte Hummel, „unsere sind zu geräumig, und was nachher? wollt ihr auf dem Gute in Taglohn arbeiten?"

„Vater, wenn wir reisen dürften," flehte Laura.

„Warum nicht," versetzte Hummel ironisch, „etwa nach Amerika als Collegen des Knips junior. Du bist

toll wie ein Märzhaſe. Die rechtmäßige und einzige Tochter von H. Hummel will mit dem Nachbarſohn, der ebenfalls in ſeiner Art rechtmäßig und einzig iſt, ins Schlaraffenland laufen, von Vater und Mutter, aus einem maſſiven Hauſe und einem blühenden Geſchäft. Daß dieſe Stunde in meinem Kalender ſtehen würde, hätte ich niemals gedacht.“ Er ging bekümmert auf und ab. „Jetzt alſo höre deinen Vater. Wärſt du ein Junge, ich hätte dich geſtenzt und getritzt nach meiner Art, welche die Leute eine grobe Art nennen; du aber biſt ein Mädchen geworden, die Mutter hat dich nach ihren Grundſätzen gebildet. Jetzt ſehe ich mit Schrecken, daß wir dir zu viel Willen gelaſſen haben, und daß du recht unglücklich werden könnteſt für dein ganzes Leben. Du haſt dir den Doctor in den Kopf geſetzt, du hätteſt eben ſo gut auf einen lüderlichen tragiſchen Helden oder auf einen Prinzen verfallen können, und mir wird greulich, wenn ich daran denke.“

„Ich bin aber nicht darauf verfallen,“ verſetzte Laura Kleinlaut, „denn ich bin meines Vaters Tochter.“

Hummel packte ihre Haarflechten und betrachtete ſie kritiſch. „Dickkopf,“ ſagte er, „aber die Miſchung iſt anders, es iſt etwas von höherer Weiblichkeit dabei, Phantaſie mit mimiſchen Einfällen. Jetzt iſt das Unglück da. Und hier iſt ein kräftiger Bürſtenſtrich nöthig.“ Dieſe Worte wiederholte er einige Mal und ſetzte ſich nachdenkend auf ſeinen Stuhl. „Alſo du willſt meine Einwilligung zu einer kleinen Entführung? Ich gebe ſie

dir. Unter einer Bedingung. Die Sache bleibt zwischen uns beiden, du thuſt nichts ohne meinen Willen, auch deine Mutter darf nicht wiſſen, daß du mit mir davon geſprochen. Du ſollſt in die Welt kutſchiren, aber wie ich haben will. Im Uebrigen danke ich dir für dies Angebinde, das du mir zu meinem Geburtstage machſt. Du biſt ein ſchönes Veilchen, das ich mir gezogen habe. Hat man je gehört, daß ein ſolches Gewächs ſich ſelbſt beim Kopfe packt und aus dem Boden reißt?"

Laura umſchlang ihn wieder und weinte. „Setze dein Pumpwerk nicht in Bewegung," rief Herr Hummel ungerührt, „das kann uns beiden nichts mehr helfen. Glückliche Reiſe, Fräulein Hummel."

Laura aber ging nicht, ſondern blieb an ſeinem Halſe hängen. Der Vater küßte ſie auf die Stirn. „Mach' dich fort, ich muß mir überlegen, mit welcher Bürſte ich dich glatt ſtreiche."

Laura verließ das Zimmer, Herr Hummel ſaß lange allein an ſeinem Pulte und hielt ſeinen Kopf mit beiden Händen. Endlich begann er wieder leiſe den alten Deſſauer zu pfeifen, für den eintretenden Buchhalter ein Zeichen, daß weiche Gefühle in ihm überhand nahmen. „Springen Sie hinüber zu dem Doctor, ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſogleich hierher zu bemühen."

Der Doctor trat in das Comtoir. Herr Hummel griff in ſein Pult und brachte ein kleines Papier hervor. „Hier gebe ich Ihnen das Geſchenk zurück, das

Sie mir einmal gemacht haben.“ Der Doctor öffnete, zwei kleine Handschuhe lagen darin.

„Sie können die Handschuhe meiner Tochter an dem Tage geben, wo Sie mit ihr getraut werden, und können ihr sagen, sie kämen von ihrem Vater, dem sie entlaufen wäre.“ Er wandte sich ab, trat an das Fenster und trommelte auf den Scheiben.

„Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, Herr Hummel, daß ich diese Handschuhe nicht zurücknehme. Am wenigsten thue ich es zu diesem Zweck. Wenn mir der glückliche Tag heraufsteigt, wo ich Laura heimführen darf, so wird es nur so geschehen, daß Sie selbst die Hand der Tochter in die meine legen. Ich bitte, lieber Herr Hummel, heben Sie die Handschuhe bis zu diesem Tage auf.“

„Sehr verbunden,“ versetzte Hummel, „Sie sind ein erbärmlicher Don Juan. Ich bin verpflichtet,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, „Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie nahe genug angeht: meine Tochter Laura wünscht Sie zu entführen.“

„Was jetzt in Laura stürmt,“ antwortete der Doctor, „und ihr diesen wilden Gedanken eingegeben hat, ist wohl auch Ihnen kein Geheimniß. Sie fühlt sich gedrückt durch das schwierige Verhältniß, in welchem wir beide zu einander stehen. Ich hoffe, die Aufregung wird vorübergehen.“

„Darf ich mir die bescheidene Frage erlauben,“ frug Hummel, „ob Sie die Absicht haben, sich auf ihren Plan einzulassen?“

„Ich werde es nicht thun," versetzte der Doctor.

„Warum nicht?" frug Hummel kalt, „ich für meinen Theil habe nichts dagegen."

„Das ist für mich ein Grund mehr, Ihnen gegenüber keine Unbesonnenheit zu begehen und keine zuzugeben."

„Ich könnte mein Geld dem Spital vermachen," sagte Herr Hummel.

„Auf diese Bemerkung habe ich nur eine Antwort," versetzte der Doctor, „Sie selbst glauben nicht, daß diese Rücksicht mein Thun bestimmt."

„Leider," versetzte Hummel, „ihr seid beide unpraktisches Volk. Sie hoffen also, daß ich Ihnen zuletzt auch ohne Entführung meinen Segen gebe."

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Doctor, „wie Sie sich auch gegen mich stellen, ich vertraue, daß die Güte Ihres Herzens grösser sein wird als Ihre Abneigung."

„Verlassen Sie sich nicht auf meine Nachgiebigkeit, Herr Doctor, ich glaube nicht, daß ich Ihnen jemals den Hochzeitsschmaus ausrichten werde. Mein Kind giebt sich mit Vertrauen in Ihre Hand, greifen Sie zu."

„Nein, Herr Hummel," versetzte der Doctor, „ich thue es dennoch nicht."

„Ist meine Tochter im Preis gesunken, weil sie so bereit ist Ihre Frau zu werden?" frug Herr Hummel bitter und seine Stimme klang rauh. „Das arme Mädchen hat in der gelehrten Bekanntschaft allerlei

Ideen bekommen, die zu dem einfachen Leben ihres Vaters nicht passen."

„Das ist ungerecht gegen uns alle, auch gegen die abwesenden Freunde," rief der Doctor unwillig. „Was Laura jetzt stört, ist nur ein wenig Schwärmerei, noch hängt etwas von der kindlichen Poesie der ersten Mädchenjahre in ihr. Wer sie liebt, der mag ihrer lauteren Seele in Allem vertrauen. Nur in Einem muß er ihr gegenüber festes Urtheil behaupten, er wird hier und da milde Kritik ihrer poetischen Einfälle ausüben müssen. Ich aber wäre der Liebe ihres reinen Herzens nicht werth, wenn ich eine übereilte Handlung zugeben wollte, die ihr später Schmerzen bereiten muß. Laura soll nichts thun, was ihrer selbst unwürdig ist."

„Dies also ist indisch?" versetzte Herr Hummel, „es ist ein Funke von gesundem Menschenverstand in Ihren Botocuden und Braminen. Wissen Ihre gelehrten Bücher auch eine Entschuldigung dafür, daß die Tochter sich im Hause ihrer Eltern nicht wohl fühlt?"

„Daran sind Sie allein schuld, Herr Hummel," versetzte der Doctor.

„Hoho," rief Herr Hummel, „auch dieses noch."

„Verzeihen Sie mir eine offene Rede," fuhr der Doctor fort. „Laura's Vater hat die Art, bei aller Liebe für die Seinen ein wenig zu sehr den Tyrannen des Hauses zu spielen. Laura ist von kleinauf gewöhnt mit furchtsamer Scheu auf Ihre kräftige Natur zu blicken, deshalb fehlt ihr die unbefangene Auffassung Ihres

Weſens und die Freude an Ihrer närriſchen Laune, welche wohl Fernſtehende empfanden. Hätten Sie Laura's Entzücken geſehen, als ich ihr bekannte, was Sie an meinem Vater gethan, Sie würden niemals an ihrem Herzen zweifeln. Jetzt iſt ihr die Angſt um unſere Zukunft übermächtig geworden. Seien Sie aber überzeugt, wenn Laura ihrer Phantaſie nachgeben und ſich von dem elterlichen Hauſe löſen dürfte, das nächſte Gefühl würde ihr nagende Reue und Sehnſucht nach den Eltern ſein. Auch deshalb handelt der Mann, welchem ſie jetzt ein Opfer bringen will, nicht nur ehrlich, ſondern auch klug, wenn er ſich dagegen auflehnt."

Herr Hummel ſah grimmig auf den Doctor. „Da ſteht der alte Petz an einen Pfahl gebunden, die jungen Hündlein zauſen ihm das Fell und die Hähne krähen über ſeinem Haupt. Laſſen Sie ſich warnen durch mein Schickſal. Vermeiden Sie unter allen Umſtänden weibliche Nachkommenſchaft." Er ſchlug mit der Fauſt auf die Handſchuh, packte ſie wieder ein, ſtrich das Papier glatt und verſchloß das Päckchen in ſeinen Schreibtiſch. „So ſperre ich mein Rabenkind wieder ein; im Uebrigen bleibe ich Ihr ergebener Diener. Alſo Ihre alten Inder ſagen Ihnen, daß ich ein drolliger Kauz bin und für fremde Leute ein luſtiger Bonvivant. Iſt das Ihre Meinung von meinen natürlichen Gaben?"

„Nun," verſetzte der Doctor mit einer Verbeugung, „ganz ſo harmlos ſind Sie nicht. Gegen mich waren Sie immer ausgezeichnet grob."

„Ich zanke mich mit Niemand lieber, als mit Ihnen," warf Herr Hummel anerkennend dazwiſchen.

Der Doctor verneigte ſich wieder. „Wenn Sie mit andern Menſchen ſpielen, wie mit Kätzchen, ſo laſſen ſich die Andern ſolche Behandlung nur darum gefallen, weil ſie im Grunde hinter Ihrem unwirſchen Weſen die gute Meinung merken. Ich grade kann Ihnen das ſagen, weil ich zu den wenigen Menſchen gehöre, denen Sie wirkliche Abneigung gönnen. Und da Sie nebenbei hartnäckig ſind, ſo weiß ich ſehr wohl, daß ich noch manchen Strauß mit Ihnen ausfechten muß, und ich bin gar nicht ſicher, wie es zuletzt noch zwiſchen uns werden ſoll. Das hindert mich übrigens nicht, die verbiſſene Liebenswürdigkeit Ihrer Natur anzuerkennen."

„Ich verbitte mir jede weitere Beleuchtung meiner Innerlichkeit," rief Herr Hummel. „Sie haben eine nichtswürdige Weiſe, Ihre Mitmenſchen mikroſkopiſch zu behandeln. Ich proteſtire dagegen, daß Sie mich wie einen Floh im Schattenſpiel an die Wand malen. Was Ihre Thätigkeit als Liebhaber meiner Tochter betrifft, ſo bin ich damit zufrieden. Sie wollen mein Kind nicht in der Art haben, wie ſie zu haben iſt? Ich danke Ihnen für Ihre Bedenken. Wir ſind darin ganz einer Meinung, und Sie ſollen ſie jetzt gar nicht haben." Der Doctor wollte ihn unterbrechen, Hummel winkte mit der Hand. „Jede weitere Rede iſt unnütz. Sie verzichten auf die Tochter, aber Sie haben die Achtung des Vaters gerettet, und Sie haben außerdem das Gefühl,

zu Laura's Beſtem zu handeln. Da Sie ein ſo groſſer Biedermann ſind, werden Sie ſich damit beruhigen. Sie wollen ſich dem Cölibat ergeben, ich würde Sie beneiden, wenn mich nicht die Rückſicht auf Madame Hummel daran hinderte."

„Das hilft Ihnen nichts, Herr Hummel," verſetzte der Doctor „ich bin durchaus nicht geſonnen, auf Laura's Hand zu verzichten."

„Ich verſtehe," erwiederte Herr Hummel, „Sie wollen fortfahren, mein Kind über die Straße anzuſchwärmen. Dies ſtille Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht mehr lange geſtatten, denn ich bin allerdings der Meinung, daß Laura auf einige Zeit aus meinem Hauſe gehen ſoll. Und da Sie ſich ſtatt der Tochter die Hochachtung des Vaters erwählt haben, ſo wollen wir dieſen Punkt in gutem Einvernehmen beſprechen. Denn in Einem irren Sie, wenn Sie meinen, daß meine Tochter Laura ihre Phantaſieen auf gutes Zureden unterdrückt. Haben Sie nicht auch mir zuweilen in's Gewiſſen geredet? Es war wirklich für Ihre Jahre alles Mögliche, und es hat Ihnen bei mir gar nichts genützt. Gerade ſo iſt's mit dieſem hartnäckigen Kinde. Deswegen bin ich als Vater der Meinung, daß wir wenigſtens in etwas dem Unſinn meines Wurms nachgeben. Ueberlegen Sie, wie weit Sie uns gefällig ſein können. Sie will zu der Profeſſorin. Nach dieſer Reſidenz, wo mein Miether kein Hausweſen hat, ſoll ſie nicht, aber nach Bielſtein iſt ſie mehrmals eingeladen."

Der Doctor antwortete: „Ich habe dringende Veranlassung in den nächsten Tagen meinen Freund aufzusuchen, gern werde ich den Umweg über Bielstein wählen, wenn Sie mir gestatten, für diese Fahrt Laura's Reisebegleiter zu sein. Ein Geheimniß aus der Reise mache ich nicht, am wenigsten meinen Eltern."

„Diese Entführung ist so ruppig," versetzte Hummel, „daß ich als Mädchen mich schämen würde, dabei mitzuspielen. Aber man darf von Ihnen nicht viel verlangen. Ich will nicht zu Hause sein, wenn diese Abfahrt vor sich geht, das werden Sie natürlich finden. Ueber die nächste Zukunft meines Kindes habe ich bereits meinen Plan gemacht. Für die Reise übergebe ich Ihnen mein Kind mit Vertrauen."

„Herr Hummel," rief der Doctor unruhig, „ich erbitte größeres Vertrauen. Wie haben Sie über Laura's nächste Zukunft bestimmt?"

„Da Sie sich entschlossen haben mich hochzuachten, so ersuche ich Sie mit der vertraulichen Andeutung zufrieden zu sein, daß ich gar nicht gesonnen bin, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Sie behalten meine Werthschätzung, und ich behalte meine Tochter. Unser Vertrag ist geschlossen."

„Der Vertrag ist mir aber durchaus nicht recht, Herr Hummel," rief der Doctor.

„Schweigen Sie. Wenn Sie in Folge dieses Vergleiches Ihre Theatercarriere wieder aufnehmen, so gebe ich Ihnen nur den Rath, spielen Sie niemals Lieb-

haberrollen. Die Zuſchauer laufen Ihnen zu allen Thüren hinaus. Alſo ich behandle die Leute wie Kätzchen? Dann wird alſo auch Ihr Vater, der behandelte Kater von heut früh wiſſen, daß ich nur mit ihm geſpielt habe. Sie können ihm darüber eine Andeutung machen. Meine Frau hat heut zum Geburtstag einige Hähne gerupft; ſollte dieſer Braten Ihnen nicht peinliche Gefühle erregen, ſo wird mich freuen, Sie zu Mittag bei mir zu ſehen. Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, mit meiner Tochter allein zu ſprechen, denn der Hausmime iſt eingeladen, er beſorgt die Unterhaltung. Sie können ſtill ſitzen. Guten Morgen, Herr Doctor."

Wieder ſtreckte ihm der Doctor die Hand entgegen, Herr Hummel ſchüttelte ſie eine Weile und brummte dazu. Als er wieder allein in ſeinem Comtoir ſaß, klang auf's Neue die Melodie des alten Deſſauers in dem engen Raume, und jetzt friſch und herzhaft. Nicht lange, und die zweite der beiden Arien, über deren Töne Herr Hummel unbeſchränkt verfügte, brach aus ſeinem Innern, er ließ auch das liebe Veilchen blühen. Endlich miſchte er gar die Trommelſchläge des Deſſauers und das Veilchen zu einem künſtleriſchen Mus. Der Buchhalter, welcher wußte, daß dieſes Potpourri einen Zuſtand höchſter Frühlingswärme bezeichnete, ſteckte ehrerbietig lächelnd ſeinen Kopf in das Comtoir.

„Sie mögen heut auch zu Tiſche kommen," befahl Herr Hummel gnädig.

8.

Alte Bekannte.

Seit jener Unterredung über römische Kaiser hatte sich der Fürst durch einige Tage seinem Hofe entzogen. Er war krank. Seine nervöse Aufregung war, wie der Leibarzt erklärte, die gewöhnliche Folge einer Verkältung. Nur wenige Bevorzugte erhielten in diesen Tagen Zutritt — unter ihnen auch Magister Knips — sie hatten keine Veranlassung, sich ihrer vertrauten Stellung zu freuen, denn mit dem hohen Kranken war schweres Auskommen.

Heut saß der Fürst in seinem Arbeitszimmer, vor ihm stand ein älterer Beamter mit schlauem Gesicht, welcher die Tagesereignisse der Residenz berichtete, Urtheile, die an öffentlichen Orten über den Fürsten und das hohe Haus gefummt hatten, kleine scandalöse Anekdoten aus Familien, aber auch Beobachtungen, welche im Palais gemacht waren, wohin die Prinzessin am letzten Tage ausgefahren sei und wen sie bei sich gesehen habe. „Prinz Victor war von drei bis vier Uhr bei der Baronin Hallstein, die er jetzt täglich besucht, am Abend mit Officieren seines früheren Regiments zu-

ſammen, er iſt erſt gegen Morgen zurückgekehrt. Der Diener hatte Befehl, ihn nicht zu erwarten."

„Wie war's im Pavillon?" frug der Fürſt.

„Nach dem Bericht des Lakaien kein Beſuch aus der Stadt, auch keine Briefe, Alles wie gewöhnlich. Als die Fremden am Nachmittag vor der Thür ſaßen, ſprach die Frau von einer Reiſe in die Schweiz, der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede ſein könne, bevor er nicht hier zu glücklichem Ende gekommen ſei. Darauf verſtimmtes Schweigen. Am Abend waren Beide im Theater."

Der Fürſt nickte und verabſchiedete den Beamten. Als er allein ſaß, rückte er ſeinen Stuhl an die Wand und lauſchte auf den Ton eines Glöckchens, welcher kaum hörbar aus der Tiefe heraufzitterte; ſchnell öffnete er die Thür einer Wandniſche und nahm die Papiere heraus, welche ein vertrauter Secretär durch eine Röhre in der Wand aus dem Unterſtock heraufbefördert hatte. Es waren Schreiben von verſchiedenen Händen, er durchflog ſchnell den Inhalt, behielt endlich ein Bündel Kinderbriefe in der Hand. Wieder lächelte er. „Alſo der große Ball zum Aufblaſen hat bereits ein Loch." Die Miene wurde ernſt. „Ein ächter Bauer, ihm fehlt jede Empfindung für die Ehre, die Stulpſtiefeln eines Prinzen auf ſeinen Beeten zu ſehen." Er nahm einen andern Brief. „Der Erbprinz an ſeine Schweſter. Es iſt der erſte Brief des frommen Johannes aus Patmos, nichtsſagend, als wäre er für mich geſchrieben. Das

mag wohl auch ſein. Der Inhalt iſt dürftig und kalt, aber der ihn geſchrieben, iſt ein Gentleman. Er drückt den Wunſch aus, auch die Schweſter möge die ſchöne Zeit auf dem Lande verleben. Wir ſind darin einer Meinung," ſetzte er in guter Laune hinzu, „Blumen pflücken und mit Gelehrten über die Tugend römiſcher Damen ſprechen. Dieſer Wunſch ſoll allen Theilen erfüllt werden." Er legte die Briefe in die Niſche zurück und drückte mit dem Fuß eine Feder am Boden, leiſe rauſchte es in der Wand, die Sendung ſchwebte hinab.

Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſchritt durch das Zimmer. „Meine Gedanken fahren ruhelos um dieſen Mann. Ich habe ihn zuvorkommend aufgenommen, ich habe ſogar ſeine verrückten Hoffnungen mit größter Aufmerkſamkeit behandelt, und mir begegnet, daß ein unpraktiſcher Träumer mich blasphemirt. Weshalb dieſer tückiſche Angriff auf mich? Er that ihn mit dem boshaften Scharfſinn eines Kranken, der beſſer erkennt als die Geſunden, wo es einem Andern fehlt. Was er ſchwatzte, war halb leere Reflexion und halb blöde Schlauheit eines Thieren, der auch den Wurm in der Hirnſchale mit ſich herumträgt. Gleichviel, wir kennen einander, wie der Augur den Genoſſen. Zwiſchen uns iſt ein Familienhaß aufgebrannt, wie nur Verwandte gegeneinander fühlen, ein dauerhafter treuherziger Haß, der ſich hinter Lächeln und artigem Beugen des Kopfes verbirgt. Streich um Streich, mein römiſcher Vetter,

du ſuchſt eine Handſchrift, die bei mir verborgen liegt, ich aber etwas Anderes, das du mir vorenthältſt."

Er ſank in den Seſſel zurück und ſah ſcheu nach der Thür. Dann fuhr er mit der Hand in einen Stoß Bücher und zog eine Ueberſetzung des Tacitus heraus. Mit dem Finger tippte er auf das Buch. „Der dies ſchrieb, war auch krank. Er ſpionirt unabläſſig um die Seelen ſeiner Herren; ihre Bilder füllen ihm die Phantaſie ſo ſehr, daß ihm das römiſche Volk und die Millionen anderer Menſchen unbedeutend geworden ſind, er beargwöhnt jeden Schritt ſeiner Gebieter und er vermöchte ſie doch nicht zu entbehren, wie ſeine Zeit ſie nicht entbehren konnte. Er ſtarrt auf ſie wie auf Sonnen, über deren Verfinſterung er grübelt, und die auch ihm, dem kleinen Planeten, ſein Licht geben. Schon zweifelt er an einer vernünftigen Ordnung der Welt, das iſt jedem Menſchenhirn der Anfang vom Ende. Aber er hat noch Witz genug, einzuſehen, daß ſeine Herren erkrankt ſind durch die Erbärmlichkeit von ſeinesgleichen, und ſeine beſte Politik iſt die des alten Oberſthofmeiſters, mit ſtummer Verbeugung zu ertragen."

Er ſchlug die Blätter auf. „Nur Einer, den er in ſein Buch geſperrt hat," begann er wieder, „war ein Mann, von dem zu leſen beweglich iſt. Das war die finſtere Majeſtät des Tiberius. Der kannte das Geſindel und verachtete es, bis die elenden Sclaven zuletzt auch ihn unter die Irren ſteckten. Weißt du, Profeſſor Tacitus, weshalb der große Kaiſer zu einem ſchwachen

Narren wurde? Niemand weiß es, Niemand auf Erden, als ich und meinesgleichen. Er wurde wahnsinnig, weil er nicht aufhören konnte, ein fühlender Mensch zu sein. Viele verachtete er und Viele haßte er, und doch konnte er das kindliche Gefühl nicht missen, zu lieben und zu vertrauen. An diesem Zipfel seines irdischen Lebens faßte ihn ein gemeiner Bursch, der ihm einmal persönliche Aufopferung gezeigt, und zog den starken Geist zu sich herab in den Schmutz. Eine armselige Schwäche des Herzens hat den harten Politiker des kaiserlichen Roms zum Thoren gemacht. Uns Alle verderben die weichen Gefühle, welche in einsamer Stunde aufsteigen, untilgbar ist dies Verlangen nach reinem Herzen und treuem Gemüth, unsterblich die Sehnsucht nach den idealen Zuständen des Menschen, welche der Dichter schildert und der Pedant glaubt."

Er las mit halblauter Stimme eine Stelle: „So schreibt der römische Kaiser seinem Senat: Die Götter und Göttinnen sollen mich ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle, wenn ich weiß, was ich euch, versammelte Väter, schreiben soll, oder wie ich es schreiben soll, oder was ich euch in diesem Augenblick durchaus nicht schreiben darf."

Er schlug auf das Buch. „Der hat's gefühlt. Den Brief könnte noch mancher Andere schreiben und er könnte weinen, daß er so schreiben muß." Er seufzte tief, der Kopf sank ihm in die Hände und auf den Tisch.

An der Thür regte sich's leise, der Fürst fuhr in die Höhe. Der Kammerdiener meldete: „Hofmarschall von Bergau."

Der Hofmarschall trat ein. „Die Frau Prinzessin frägt an, zu welcher Stunde sie Ew. Hoheit Lebewohl sagen darf."

„Lebewohl?" frug der Fürst sich besinnend. „Weshalb?"

„Ew. Hoheit haben anzuordnen geruht, daß die Frau Prinzessin heut auf einige Tage nach ihrem Sommerschloß abreist."

„In der That," versetzte der Fürst. „Mir ist heut recht wohl, lieber Bergau, ich wünsche mit der Prinzessin beim Frühstück zusammen zu treffen. Ist auch Ihnen angenehm, daß Sie dort den Dienst leiten?" frug er freundlich.

„Ich bin meinem gnädigsten Herrn dafür sehr dankbar," versetzte aufrichtig der Hofmarschall.

„Welche Dame hat die Prinzessin zur Begleitung gewählt?"

„Da Hoheit die Wahl freigestellt haben, ist Fräulein Gotlinde bestimmt."

„Ich bin damit einverstanden," sagte der Fürst gnädig. „Lassen Sie die gute Gotlinde zum Frühstück laden und stellen Sie sich selbst dabei ein, damit ich Sie alle vor der Abreise noch einmal um mich sehe. Noch Eins. Herr Werner wird Ihnen nachfolgen, er wünscht für seine gelehrten Zwecke Geräth und Räume

des Schloſſes zu durchſuchen. Seien Sie ihm in jeder Weiſe behilflich und laſſen Sie es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen. Ich habe dabei einen vertraulichen Auftrag für Sie."

Der Hofmarſchall machte eine klägliche Miene, welche deutlich proteſtirte.

„Ich wünſche dieſen bedeutenden Mann ganz für uns zu gewinnen," fuhr der Fürſt fort. „Sondiren Sie, welche äußere Stellung oder Auszeichnung ihm willkommen wäre. Ich bemerke, daß mir viel daran liegt, ihn feſtzuhalten."

Der Hofmarſchall antwortete bekümmert: „Ew. Hoheit betheure ich, daß ich das hohe Vertrauen ehrfurchtsvoll zu ſchätzen weiß, und doch conſternirt mich dieſer Auftrag. Denn er ſetzt mich wieder in Gefahr, den Unwillen meines gnädigen Herrn zu erregen. Mir wurde hinreichende Gelegenheit, zu bemerken, daß bei dieſen Leuten auf ein dankbares Entgegenkommen nicht zu rechnen iſt."

„Sie müſſen nichts bieten, nur aus ihm einen Wunſch herauslocken," verſetzte der Fürſt trocken.

„Wenn dieſer Wunſch aber in das Maßloſe hinausſchweifen ſollte?" frug der Hofmarſchall unſicher.

„So hüten Sie ſich, zu widerſprechen, überlaſſen Sie mir die Entſcheidung, ob ich ihn für maßlos halte. Senden Sie mir ſofort Nachricht." Der Fürſt winkte Entlaſſung, beobachtete ſcharf Verbeugung und Abtritt des Hofmarſchalls und ſah ihm kopfſchüttelnd nach. „Er

iſt noch nicht alt, und ſchon trifft ihn der Fluch, er wird grotesk. Hier iſt auch ein Räthſel menſchlicher Natur für euch, ihr Gelehrten, daß Jemand, der alle Stunden Miene und Haltung beherrſchen muß, der im täglichen Verkehr mit Anſpruchsvollen Takt und gute Form ſehr nöthig hat, daß grade der in alten Tagen leicht dem Schickſal verfällt, dieſen beſten Erwerb ſeines Lebens zu verlieren, haltlos zu ſchwatzen und durch ungebändigten Egoismus läſtig zu werden. Du weißt die Antwort darauf, Kaiſer Tiberius, weshalb der Dienſt bei dir, dem klugen Mann, deine Diener allmälig zu Karrikaturen ihres eigenen Weſens gemacht hat. Nun, ſie haben ſich an dir gerächt, es iſt alles in der Ordnung. In dem Gefüge der Welt iſt eine verzweifelte Vernunft; Jammer, o Jammer, daß wir beide geringe Veranlaſſung haben, uns darüber zu freuen.“ Er ſtöhnte und wieder verbarg er das Haupt in den Händen.

Kurz darauf hielt Alie im Pavillon neue Briefe aus der Heimath in der Hand. „Wie kann vierblättriger Klee aus gut geſchloſſenem Briefe verloren gehen?“ frug ſie den Gatten. „Luiſe hat an ihrem Geburtstage einige Kleeblätter gefunden und in dem verletzten Briefe dir geſchickt, damit du Glück haben ſollteſt. Das Kind kommt in die Jahre, wo ſolches Spiel Freude macht. Der getrocknete Klee lag nicht in ihrem Briefe, und da ſie flüchtig iſt, ſchalt ich ſie darum in meiner

Antwort. Heut betheuert ſie, ihn ganz zuletzt in das Couvert geſteckt zu haben.“

„Er mag dir ſelbſt beim Aufbrechen des Briefes herausgefallen ſein,“ tröſtete der Profeſſor.

„Der Vater iſt nicht mit uns zufrieden,“ fuhr Ilſe bekümmert fort, „ihm iſt nicht recht, daß der Prinz in ſeine Nähe gekommen iſt, er fürchtet Störungen für die Wirthſchaft und das Geſchwätz der Leute. Worüber wollen die Leute ſchwatzen? Clara iſt doch noch ein halbes Kind, und der Prinz wohnt ja gar nicht auf unſerm Gute.“

„Alles iſt grau auf der Erde,“ klagte ſie, „das Licht der lieben Sonne fehlt überall. Auch hier die Verſtörung, der Fürſt krank, unſer Prinz verſchwunden, wie vom Sturm weggefegt. Wie konnte der Prinz abreiſen, ohne guten Tag, guten Weg zu ſagen? Darüber kann ich mich nicht beruhigen. Denn das haben wir nicht um ihn verdient und nicht um ſeinen geſchmeidigen Kammerherrn. Ich fürchte, er geht nicht gern auf das Land, und er zürnt mir, Felix, weil ich einige Worte darüber geſagt. Wenn er unzufrieden iſt, ſo wird er ganz ſchweigſam und gleichgiltig ſein, darauf kenne ich ihn, und darüber wird ſich wieder mein Vater ärgern. Das kann nicht gut thun, und mir liegt die Sache ſchwer auf dem Herzen.“

„Läßt dir dieſer Kummer noch Raum für die Geſchäfte anderer Leute,“ begann der Profeſſor fröhlich, „ſo gönne auch mir einigen Antheil. Ich meine, das ein-

ſame Schloß gefunden zu haben, das ich ſo lange ſuchte, aus dieſer Chronik ſehe ich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Landſitz, nach welchem die Prinzeſſin abreiſt, mitten im Walde lag. Ich höre, in den entlegenen Mauern wird viel alter Hausrath aufbewahrt. Mir iſt zu Muth wie in meiner Kindheit am Vorabend meines Geburtstages. Ich habe dem Schickſal einen großen Wunſchzettel geſchrieben, und wenn ich an die Stunde denke, wo die Einbeſcheerung mir werden kann, fühle ich dieſelbe pochende Erwartung, die dem Knaben den Schlaf verſcheuchte. Es iſt ja kindiſch, Ilſe," fuhr er fort, ſeiner Frau die Hand reichend. „Ich weiß es, habe auch du Nachſicht mit mir, ich habe dich oft mit meinen Träumen gelangweilt, das wird jetzt ein Ende nehmen. Denn dort endet zwar nicht die Hoffnung, den Schatz einmal zu finden, wohl aber iſt dort die letzte Stätte, wo ich ihn zu ſuchen Veranlaſſung habe."

„Wie aber, Felix, wenn du das Buch wieder nicht findeſt?" frug Ilſe traurig und hielt ſeine Hand feſt.

Die Stirne des Profeſſors zog ſich finſter zuſammen, er wandte ſich kurz ab und ſagte rauh: „Dann ſuche ich weiter. — Wäre doch Fritz gekommen."

„Sollte er denn kommen?" frug Ilſe verwundert.

„Ich habe ihn darum erſucht," verſetzte der Gatte. „Er antwortete, daß die Geſchäfte ſeines Vaters und ſein Verhältniß mit Laura ihn noch zurückhalten. Auch

für ihn ſcheint ſich eine Kriſis vorzubereiten. Er erhebt gegen das Verzeichniß, das ich hier fand, Bedenken, die ich für unbegründet halte."

„O wäre er doch bei uns," rief Alſe, „ich ſehne mich nach einem befreundeten Geſicht wie ein Reiſender, der Tage lang durch öde Wildniß fährt."

Der Profeſſor wies zum Fenſter hinaus. „Dieſe Wildniß ſieht doch menſchlich genug aus, und ein Beſuch, den du dir forderſt, fährt bereits vor das Haus."

Alſe hörte das Rollen fremder Räder, welche unſichere Gleiſe in den fürſtlichen Kies zogen. Ein Wagen hielt vor dem Pavillon, der ländliche Kutſcher klaſchte mit der Peitſche. Die Diener eilten vor die Thür, Gabriel knöpfte an der Lederdecke des Wagens, eine kleine Dame fuhr heraus, gab dem Lakaien ein Packet und Gabriel eine Schachtel, und rief dem Kutſcher zu, wegen des Anſpannens nachzufragen. Eilig ſtieg ſie die Treppe herauf und verſchlang auf dem Wege die Malerei und die Gipsſchnörkel mit ihren Augen.

„Das iſt große Freude, Frau Oberamtmann," rief Alſe erfreut an der Stubenthür. Der Profeſſor eilte der Fremden entgegen und bot ihr den Arm.

„Meine theure Alſe," rief die kleine Dame, „verehrter Herr Profeſſor, da bin ich! Denn Rollmaus hat für ſeine Geſchwiſterkinder die Aufſicht über ein Gut in der Nähe erhalten, und da er in dieſe Gegend reiſen mußte um zum Rechten zu ſehen und nur kurze Zeit verweilen wird, ſo dachte ich wegen der Annehm-

lichkeit des Wiederſehens Ihnen beiden einen Beſuch zu machen. Der Vater grüßt und die Geſchwiſter, von denen Clara ſich jetzt ausbildet wie Ihr jüngerer Zwilling.“

„Herein, herein,“ rief Alſe, „Sie ſelbſt ſind der beſte Gruß aus der Heimath.“

Die Rollmaus blieb an der Thür ſtehen. „Ich bitte nur einen Augenblick,“ rief ſie auf die Schachtel zeigend.

„Sie kommen zu alten Freunden.“

„Ich bitte dennoch, damit ich dieſem decolletirten Hauſe keine Schande mache.“

Die Frau Oberamtmann wurde in ein Nebenzimmer geführt, die Schachtel geöffnet und nachdem die gute Haube aufgeſetzt und weiße Randverzierungen um Hals und Arme geſteckt waren, flatterte die gelehrte Frau mit Alſe in die Wohnſtube. „Prachtvoll,“ rief ſie und ſah bewundernd nach der Decke, wo der Liebesgott ihr ſein Mohnbüſchel entgegenſtreckte. „Man erkennt an dem Flitzbogen auf der Stelle, daß es ein Cupido iſt, welchen man ſogar öfter auf Pfefferkuchenbildern ſieht, wo er zwiſchen zwei brennenden Herzen ſteht. Verehrter Herr Profeſſor, das Glück uns wieder zu ſehen und in ſolcher Umgebung, iſt wirklich ſehr groß. Ich habe mich lange auf dieſe Stunde gefreut, wobei ich Ihnen zugleich meinen Dank ſage für die letzten überſandten Werke, in denen ich bis zur Reformation vorgedrungen bin. Rollmaus wäre gern mitgekommen,

aber die Brennerei macht ihm zu thun wegen der alten Blase, welche dort herausgenommen werden muß."

Bei dieser Begrüßung fuhren die Augen der Frau Oberamtmann neugierig in alle Winkel der Stube. „Wer hätte gedacht, liebe Ilse, daß Sie und der Herr Professor mit unseren fürstlichen Personen in ein freundschaftliches Verhältniß kommen würden? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich bereits beim Herfahren nach dem fürstlichen Hof umgesehen habe, welcher aber wahrscheinlich auf der andern Seite liegt, da ich hier nur Gartengewächse erblicke."

„Es ist keine Wirthschaft bei dem Schloß," erklärte Ilse, „nur der Stall ist geblieben und die große Küche."

„Man spricht von sechs Köchen," rief die Rollmaus, „welche alle vorzugsweise Mundköche sind, obgleich ich nicht weiß, für welchen andern Theil des menschlichen Körpers sonst noch gekocht werden soll. Aber die Originalitäten bei einem Hofe sind überhaupt sehr groß, wozu auch die Silberwäscherinnen gehören, von denen ich wirklich nicht glaube, daß sie ihre Pflicht thun; wenigstens ist das kleine Courant in unserm Lande sehr schmutzig und es wäre ein großes Scheuerfest dafür nothwendig. Man sagt, daß der junge Prinz jetzt auf die Oberförsterei kommt; unser Oberförster ist in voller Occupation, er flucht über die Einquartirung und hat sich neue Uniform bestellt." Sie wurde ernsthaft, fiel in Gedanken und es entstand eine Pause, aus welcher sie

ſich dadurch zog, daß ſie ihre Naſenſpitze faßte, Ilſe gutmüthig anſah und dieſer die Hand drückte. „Es ſcheint Regenwetter zu kommen," fuhr ſie kleinlaut fort, „und die Landwirthe klagen, daß der Käfer im Frühjahr den Raps gefreſſen hat. Hier freilich iſt's wie im Paradieſe, obgleich ich hoffe, daß keine wilden Thiere herumſpazieren, und jetzt auch keine Zeit iſt, wo man Aepfel mit Vergnügen vom Baume brechen kann. Dagegen hat ſich hier in der Reſidenz etwas aufgethan, was ſehr merkwürdig ſein ſoll. Denn wie ich mit Rollmans nach dem Gute kam, erzählte der Inſpector von einer Wahrſagerin, welche den Leuten dieſer Stadt wunderbare Dinge prophezeit. Wiſſen Sie etwas Sicheres über ihre Qualität?"

„Wir haben wenig Bekannte," antwortete Ilſe, „Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Blättern."

„Mir wäre wirklich lieb zu hören, was an der Perſon iſt. Denn ich habe in der letzten Zeit das Studium der Phrenologie angefangen, und ich höre, lieber Herr Profeſſor, daß auch dieſe Forſchung von mehren Seiten angefochten wird. Ich ſelbſt bin darüber unſicher. Ich habe den Kopf von Rollmans unterſucht, und bin erſchrocken, wie ſehr an ſeinen Ohren der Zerſtörungstrieb entwickelt iſt, während er doch bei jedem Taſſenhenkel, den die Mädchen abbrechen, unzufrieden wird. Wiewohl ich wieder, lieber Herr Profeſſor, auf Ihrer Stirn das Denkvermögen beſtätigt finde. Die Buckel ſind ſehr groß, womit ich nicht ſa-

gen will, daß ſie Ihnen ſchlecht ſtehen. Um aber wieder auf die Wahrſagerin zu kommen, ſo hat ſie dem Inſpector geſagt, daß er verheirathet war, daß ſeine Frau geſtorben iſt und daß er zwei Kinder hat, und daß er noch eine Frau nehmen wird, welche ihm wieder einen Nachwuchs von Zweien importiren wird. Und das iſt Alles richtig, denn er geht bereits auf Freiersfüßen. Nun frage ich Sie, woher kann die Perſon das wiſſen?“

„Vielleicht kennt ſie den Inſpector,“ verſetzte der Profeſſor unter ſeinen Papieren aufräumend. „Ich rathe nicht ihrer Kunſt zu vertrauen und ich kann Ihnen auch das Studium der Phrenologie nicht empfehlen. Jetzt aber laſſen Sie uns wiſſen, wie lange Sie bei uns bleiben, ich bin genöthigt, in das Muſeum zu gehen, und will Sie bei meiner Rückkehr wiederfinden.“

„Ich kann einige Stunden bleiben,“ tröſtete die Rollmaus, „ich habe drei Meilen zu fahren, aber die Wege hier ſind beſſer als bei uns. Obgleich jetzt auch über unſerer Chauſſee gebaut wird, die Wegebauer karren ſchon bei der Stadt Roſſau, denken Sie, liebe Alſe, die ſteinerne Brücke zwiſchen der Stadt und Ihrem Gute iſt bereits abgebrochen, ſie haben aber eine Nothbrücke gezimmert. Alſo auf einige Stunden bitte ich Sie, mit mir in Ermangelung eines Beſſeren vorlieb zu nehmen.“

Der Profeſſor entfernte ſich, die Frauen ſprachen

vertraulich über die Familien der Heimath, wobei die Rollmaus sich wissenschaftlicher Untersuchungen nicht ganz begab, denn sie fuhr mitten in der Unterhaltung mit dem Finger an Ilses Backe und bat um Erlaubniß, ihren Scheitel zu befühlen, worauf sie erfreut sagte: „Es ist viel Aufrichtigkeit da, wie ich immer vorausgesetzt habe.“ Dabei sah sie Ilse bedeutungsvoll an. Sie war redselig und herzlich, aber sie verrieth eine Befangenheit, welche Ilse auf die ungewohnte Umgebung schob.

Nachdem die Frau Oberamtmann die Wohnung bewundert hatte, die Bilder beurtheilt und den Stoff der Möbelüberzüge befühlt, wies Ilse auf das Sonnenlicht, welches aus den Regenwolken brach und machte den Vorschlag, durch die Parkanlagen zu gehen. Erfreut stimmte die Frau Oberamtmann bei, sie wandelte mit festem Landschritt neben ihrer Führerin, und Ilse hatte viel zu thun, die Fragen der aufgeregten Dame zu beantworten. Dabei kamen sie in einen Theil der Anlagen, welcher in dieser Stunde den eleganten Leuten der Residenz zur Promenade diente. „Welche Ueberraschung,“ rief die Rollmaus plötzlich, und faßte Ilses Arm. „Hochfürstliches Costüm.“ Bei einer Biegung des Weges wurde der Hut eines Lakaien sichtbar, die Prinzessin, begleitet von Fräulein Gotlinde und dem Prinzen Victor, kam grade auf sie zu. Unter ehrfurchtsvollen Grüßen der Spaziergänger näherten sich die Herrschaften, auch Ilse trat zur Seite und verneigte sich. Die Prinzessin blieb stehen.

„Wir ſind im Begriff, Sie aufzuſuchen," begann ſie freundlich, „mein Bruder war zu ſchneller Abreiſe veranlaßt, er wird Ihrem Vater ſagen, wie leid ihm that, daß er Ihre Grüße nicht in das väterliche Haus mitnehmen konnte." Ihre Augen ſtreiften über die Frau Oberamtmann, welche ſich mit beiden Händen auf ihren Schirm ſtützte und den Kopf verbeugte, um keine Silbe von den Lippen der erlauchten Dame zu verlieren. Ilſe nannte den Namen: „Eine treue Nachbarin aus der Gegend von Roſſau, welche für einige Tage hier in der Nähe weilt." Die Rollmaus tauchte tief herab, und ſagte faſt bewußtlos vor Schreck: „Es iſt nur drei Meilen von hier, in Krötendorf, obwohl mit gnädigſter Erlaubniß nicht mehr Kröten daſelbſt wohnen, als an andern anſtändigen Orten."

„Sie ſind auf dem Spaziergange," ſprach die Prinzeſſin zu Ilſe, „wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?" Sie winkte Ilſe neben ſich und ſetzte zwiſchen ihr und dem Hoffräulein den Weg fort, Prinz Victor blieb zurück und geſellte ſich zur Frau Oberamtmann.

„Alſo die Kröten werden auf Ihrem Gute nicht gemäſtet?" begann der Prinz die Unterhaltung.

„Nein, mein Gnädiger," verſetzte die Rollmaus, verlegen an ihrem Schirme neſtelnd. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie durch eine richtige Titulatur coordiniren ſoll."

„Prinz Victor," erwiederte der junge Herr nachläſſig.

„Ich bitte um Verzeihung, daß mir dieſer ehren-

volle Name noch keine Befriedigung gewährt. Darf ich noch um die sonstige Titulatur bitten, welche bei Pfarrern durch Hochehrwürden ausgedrückt wird? Denn bei fürstlichen Personen anzustoßen, ist nicht erfreulich, und mir sind diese Adressen nicht geläufig."

„Nennen Hochwohlgeboren mich Hoheit, so wird uns beiden unser Recht geschehen."

„Ganz wie Sie befehlen," rief die Rollmaus erfreut.

„Sie sind näher mit der Frau Professorin bekannt?"

„Seit ihrer Kindheit," erklärte die Frau Oberamtmann, „ich war ihrer seligen Mutter befreundet, und ich darf wohl sagen, ich habe Freude und Trauer mit unserer lieben Alse getheilt, Prinz Victor Hoheit kann ihr treues Herz unmöglich so gut kennen als unsereiner. Zuletzt ist sie durch die gelehrte Bekanntschaft in andere Atmosphäre gekommen, aber schon vor der Verlobung, als die Fackeln brannten und ihre Geschwister Fichtenäste trugen, war mir deutlich, daß daraus eine Partie werden mußte."

„Gut," sagte der Prinz, „wie lange bleiben Sie in unserer Nähe?"

„Nur bis Ende der Woche, denn die Wirthschaft geht bei Rollmaus jeder Residenz vor, was auch gar nicht zu verwundern ist, da er nicht die Neigung zur Wissenschaft hat, welche mich beseelt. Wozu in der Stadt bessere Gelegenheit ist, obgleich man auch auf dem Lande seine Beobachtungen macht, an Köpfen und andern Naturgegenständen."

„Das Wetter iſt unſicher, Ihr Wagen iſt doch von allen Seiten geſchloſſen?“ unterbrach ſie der Prinz.

„Es iſt eine Britſchka mit ledernem Verdeck,“ verſetzte die Rollmaus. „Wogegen ich offenherzig geſtehen will, daß es mir bei dieſem Beſuche ein ganz unerwartetes Vergnügen iſt, Hoheit hier neben mir zu ſehen, denn ich habe ſchon von Ihnen allerlei gehört.“

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein,“ verſetzte der Prinz, „wenn Sie mir ganz freundſchaftlich ſagen, was Sie gehört haben. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß mein Ruf noch lange nicht ſo arg iſt, als er ſein könnte.“

„Es mag Jemand noch ſo edel ſein, er entgeht der Nachrede nicht,“ rief die Rollmaus eifrig. „Man ſpricht von Streichen. Ich fürchte, Hoheit werden mir verübeln, wenn ich dieſe Nichtswürdigkeiten in den Mund nehme.“

„Sprechen Sie nur etwas,“ verſetzte der Prinz, „was es auch ſei.“

„Man behauptet, daß Hoheit debuſchiren, daß Hoheit als ein luſtiger Vogel leben und noch Anderes, was ich zu wiederholen mich genire.“

„Nur heraus,“ ermunterte der Prinz.

„Daß Hoheit andere Leute zum Narren haben.“

„Das thut weh,“ verſetzte der Prinz. „Iſt Ihr Kutſcher ein beherzter Mann?“

„Er iſt nur etwas grob, ſogar gegen Rollmaus, der ihm Vieles nachſieht.“

„Glauben Sie mir, Frau Oberamtmann,“ fuhr der Prinz fort, „es iſt ein trauriges Geſchäft, Prinz zu ſein.

Unruhe vom Morgen bis zum Abend. Jeder will haben und Keiner bringt etwas, außer Rechnungen. Darüber geht die Heiterkeit verloren, man wird trübsinnig und schleicht durch die Büsche. Meine liebste Erholung ist am Abend ein friedliches Gespräch mit meiner guten alten Amme und Erzieherin, der verwittweten Cliquot, und eine kleine Patience, die ich mit meinen vier königlichen Freunden lege. Zuletzt zählt man die guten Werke zusammen, die man den Tag zu Stande gebracht hat, seufzt, daß ihrer so wenig sind, und sucht seinen Stiefelknecht. Wir sind Opfer unseres Standes. Wenn ich die Frau Professorin um etwas beneide, so ist es ihr Diener Gabriel, ein zuverlässiger Mensch, den ich auch Ihrem Wohlwollen empfehle."

„Ich kenne ihn bereits," versetzte die Rollmaus. „Wobei ich bekennen muß, daß die Selbstbiographie, welche Sie von sich geben, mit Allem übereinstimmt, was ich bei Hoheit an dem Organismus des Kopfes entdecke, soweit nicht der Hut die Aussicht benimmt, was freilich sehr der Fall ist."

„Ich wäre meiner Hirnschale dankbar," brummte der Prinz, „wenn sie bei Jedermann meinen Worten so leicht Glauben verschaffen wollte."

„Es wird mir, so lange ich lebe, sowohl Plaisir als Souvenir sein," fuhr die Rollmaus mit einem schreitenden Knixe fort, „daß mir der Zufall diesen intimen Commers mit Ew. Hoheit verschafft hat. Die Erinnerung daran will ich mir, wenn ich dies sagen

darf, durch Ew. Hoheit Bild veriren, von dem ich hoffe, daß es in den Handlungen zu haben sein wird. Man stellt sich davor, wenn man sich grade im Singularis befindet, wie jetzt mein Sohn Karl vor seiner Grammatik, und denkt an die vergangenen Stunden."

Prinz Victor sah die Rollmaus mit einem Blicke innigen Wohlwollens an. „Ich werde nie dulden, daß Sie mein Portrait kaufen, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen ein Exemplar als Andenken zu übersenden. Es ist leider nicht so getroffen, wie ich wünsche. Der Maler hat mich stärker aufgefaßt, auch mit dem Anzug bin ich nicht ganz zufrieden, er sieht einem geistlichen Talar gar zu ähnlich. Indeß bitte ich, den Ueberfluß freundlich hinweg zu denken. Hält Oberamtmann Rollmaus auf gute Pferde? Zieht er die Fohlen selbst?"

„Immer, Hoheit, er ist deswegen bei den Nachbarn berühmt."

Der Prinz wandte sich in einem ganz neuen Interesse zu der kleinen Dame. „Könnte man vielleicht mit ihm ein Geschäft machen? Ich suche einige dauerhafte Reitpferde. Wie ist er beim Handel?" frug er treuherzig.

„Er ist ein sehr guter Wirth," versetzte die Rollmaus zögernd und sah den Prinzen mit heimlichem Bedauern an. „In Pferden gilt er seinen Bekannten für sehr erfahren, und — und wenn ich es sagen darf, für frottirt."

„Was heißt das?" frug der Prinz.

„Ich bitte um Vergebung," rief die Rollmans ängstlich, „es würde für mich als Gattin nicht wohlanständig sein, wenn ich das unangenehme Wort gerieben verwenden wollte."

Der Prinz zog die Lippen zu einem leisen Hauch zusammen, welcher fast wie ein resignirtes Pfeifen klang. „Also er ist Hochwohlgeboren sehr unähnlich. Dann wird schwerlich etwas zu machen sein. Hat Frau Professorin nicht Lust, Sie auf einige Tage im Dorf der Kröten zu besuchen?"

„Es wäre uns die größte Freude," rief die Rollmans, „aber das Haus steht leer und ist nicht eingerichtet, wir müssen uns behelfen, auch die Küche ist kalt."

„Also nur für den äußersten Nothfall," sagte der Prinz.

Unterdeß schritt Alse an der Seite der Prinzessin durch die Gruppen der grüßenden Städter, ihr war das Herz nicht so leicht, als ihrer Frau Oberamtmann. Die Prinzessin sprach gütig zu ihr, aber über Gleichgültiges, wandte sich auch wohl nach der andern Seite zu ihrem Hoffräulein. Es war offenbar nicht der Wunsch, sich mit Alse zu unterhalten, was die Aufforderung veranlaßt hatte, es war eine Schaustellung der Huld vor den Leuten, das empfand Alse deutlich, sie fühlte Absicht heraus, frug sich in der Stille, weshalb das nöthig sei, und ihr Stolz bäumte gegen eine Huld auf, die nicht vom Herzen kam. In dem belebtesten Theil der Promenade wurde Alse noch eine Weile von der Prin-

zessin festgehalten. „Ich verlasse heut die Residenz," sagte die Prinzessin, „und gehe für Tage oder Wochen auf das Land, vielleicht wird mir das Vergnügen, Sie dort zu sehen." Auch Prinz Victor rückte verbindlich an seinem Hut und sagte nichts als die Worte: „Die Luft wird schwül."

Ilse grübelte über dem kleinen Vorfall, als sie mit ihrer Begleiterin dem Pavillon zuging, sie antwortete zerstreut den begeisterten Reden der Frau Oberamtmann und sah nur mit halbem Blick auf die Spaziergänger, von denen jetzt viele auch vor ihr den Hut zogen.

Gabriel hatte der Frau Oberamtmann zu Ehren für Kaffee gesorgt und in dem abgeschlossenen Raume vor der Thür den Tisch gedeckt. Dort saßen die Frauen nieder, die Rollmaus sah entzückt auf blühende Azaleen, rühmte den Kuchen der Residenz und noch weit mehr die hohen Herrschaften, und plauderte in ihrer besten Laune fort, während Ilse ernsthaft vor sich niedersah. „Einige Fürstlichkeiten habe ich gesehen, jetzt hätte ich noch Lust zur Wahrsagerin. Es ist merkwürdig, liebe Ilse, daß meine schätzbare Verbindung mit dem Herrn Professor immer nach dem Ahnungsvermögen hinarbeitet. Als ich ihn zuerst sah, kam das Gespräch auf meine Jette, welche jetzt als Schenkwirthin recht dick wird, und heut wieder auf die Wahrsagerin. Es ist wirklich kein Vorwitz, wenn ich den Wunsch habe, diese Person zu befragen. Mir liegt nichts daran, meine Zukunft zu erfahren, da ich ohnedies genau weiß, wie

Alles geſchehen wird. Denn wir leben gewiſſermaßen in natürlichen Verhältniſſen; zuerſt kommen die Kinder, dann wachſen ſie groß, man wird älter und wenn man nicht ſtirbt, bleibt man noch eine Weile am Leben. Das iſt mir nie ſcrupulös geweſen, und ich wüßte nicht, was mir die Perſon darin Neues entdecken könnte. Es müßte denn ein Unglück ſein, das uns paſſiren ſoll, und das will ich gar nicht prophezeit haben. Mir iſt es vielmehr nur um die Belehrung, ob eine ſolche Perſon mehr weiß, als wir andern. Denn in unſerer Zeit wird auch das Ahnungsvermögen bezweifelt, und mir ſelbſt hat nie etwas geahnt, außer einmal bei Zahnſchmerz, wo mir träumte, daß ich eine Pfeife rauchte, was denn auch geſchah und garſtige Wirkungen hatte, welche aber nicht wunderbar genannt werden können."

„Vielleicht weiß die Wahrſagerin zuweilen mehr als Andere," verſetzte Ilſe zerſtreut, „weil ſie irgendwo die Kenntniß fremder Verhältniſſe erworben hat."

„Ich habe mir ſchon etwas ausgedacht," rief die Oberamtmann, „ich würde ſie nur wegen der ſilbernen Suppenkelle fragen, welche auf eine unerklärliche Weiſe aus unſerer Küche verſchwunden iſt."

„Was will die Frau daran wenden, wenn ich's ihr ſage?" frug eine hohle Stimme. Die Rollmaus fuhr in die Höhe. An der Hausecke ſtand ein großes Weib hinter den Topfgewächſen, von den Schultern hing ihr ein verſchleiſſener Mantel, das Haupt war mit einem dunklen Tuche verhüllt, hinter welchem zwei blitzende

Augen nach den Frauen ſtachen. Die Rollmaus faßte Ilſes Arm und rief erſchreckt: „Das iſt die Wahrſagerin ſelbſt, liebe Ilſe, ich erbitte Ihren Rath, ſoll ich ſie fragen?“

Das Weib trat vorſichtig hinter dem Strauchwerk hervor, ſtellte ſich vor Ilſe und lüftete das Kopftuch. Ilſe erhob ſich und ſah unruhig auf die ſcharfen Züge eines verfallenen Geſichts. „Die Zigeunerin,“ rief ſie zurücktretend.

„Eine Keſſelflickerfrau,“ rief die Rollmaus unwillig, „dieſes Ahnungsvermögen kenne ich, es hängt mit Hühnermauſen zuſammen und mit noch ſchlimmeren Dingen. Erſt ſtehlen ſie und verſtecken und dann verkünden ſie, wo das Geſtohlene liegt.“

Die Fremde achtete nicht auf den Angriff der Frau Oberamtmann. „Ihr habt meine Leute gehetzt wie die Füchſe im Wald, der Froſt hat ſie getödtet, eure Wächter haben ſie gefangen, die noch leben, liegen zwiſchen Mauern und klirren mit der Kette. Ich ziehe allein durch das Land. Denke nicht daran, was in jener Nacht die Männer gethan, denke nur an das, was ich dir vorausgeſagt. Iſt es nicht eingetroffen? Du ſiehſt auf das ſteinerne Haus dort drüben, und du ſiehſt, wie er langſam auf dem Riesweg herankommt bis in die Stube, in welcher der nackte Knabe an der Decke hängt.“

Ilſes Antlitz zog ſich zuſammen. „Ich verſtehe den Sinn eurer Rede nicht, nur Eines höre ich, daß Ihr hier Beſcheid wißt.“

„Manches Jahr ſind meine Füße durch den Schnee gegangen," fuhr die Zigeunerin fort, „ſeit ich zum letzten Mal durch die Pforte dieſer ſchwarzen Thiere getreten bin." Sie wies auf die beiden Engel mit Tulpengewinden. „Jetzt hat die Krankheit auch mich geſchlagen." Sie ſtreckte ihre Hand aus. „Gieb, junge Frau, einer Kranken von der Landſtraße, die einſt denſelben Weg gegangen iſt, den du jetzt ſchreiteſt."

Alices Wange röthete ſich, ſie ſah ſtarr auf die Bettlerin und ſchüttelte verneinend das Haupt. „Nicht Gelt will ich von dir," fuhr die Zigeunerin fort. „Bitte für mich bei dem Geiſte dieſes Hauſes, wenn er dir einmal erſcheint. Ich bin müde und ſuche ein Lager für mein Haupt. Sag' ihm, die Fremde, der er das Zeichen umgehangen hat," ſie wies auf ihren Hals, „bittet um ſeine Hilfe."

Alice ſtand unbeweglich, ihre Wangen glühten und ihr Auge ſah zornig auf das Weib.

„Was wendeſt du daran, dein Silber wieder zu finden?" frug zur Rollmaus gewandt die Bettlerin in verändertem Ton.

„Ihr alſo ſeid die Wahrſagerin?" fuhr die Rollmaus entrüſtet auf ſie ein, „nicht einen Kreuzer wende ich an euch. Wer euren Kopf unterſucht, würde einen ſchönen Organismus darauf finden. Solche kauderwelſche Worte habe ich ſchon oft gehört. Macht euch fort, bevor die Polizei kommt. Eine von eurem Volk hat meiner Großmagd prophezeit, ſie würde einen Guts-

beſitzer heirathen, und ich mußte das Mädchen abſchaffen, welche ſonſt brauchbar war, weil ſie anfing, gegen Rollmaus ſelbſt zu ſcharmuziren, obgleich dieſer nur darüber lachte. Geht, wir wollen nichts mit euch zu thun haben."

„Denke an meine Bitte," rief die Fremde Alſe zu, „ich komme wieder."

Die Zigeunerin wandte ſich ab und verſchwand hinter dem Hauſe.

„Es ſind Bälger," rief die Oberamtmann in tiefem Aerger, „glauben Sie nichts von Allem, was ſie ſagen. Dieſe hier ſprach noch ärgern Unſinn als die andern. Ich glaube gar, liebe Alſe, Sie laſſen ſich zu Herzen gehen, was dieſer Bettelkanz parlirte."

„Sie kennt dies Haus, ſie wußte wohl, was ſie ſprach," verſetzte Alſe tonlos.

„Natürlich," rief die Rollmaus, „ſie ſchweifen umher und gucken durch alle Ritze, ſie haben ein gutes Gedächtniß für anderer Leute Geſchäfte, nur an ihre eigene Dieberei wollen ſie nicht erinnert ſein. Dieſes Object hier habe ich ſehr im Verdacht wegen meiner Suppenkelle. Wenn das die berühmte Wahrſagerin ſein ſollte, dann iſt mir alle Forſchung verleidet. Ach, und ich ſehe, Ihnen auch."

„Ich kenne das Weib," verſetzte Alſe, „ſie gehört zu der Bande, die unſere Kinder beſtahl und den Arm meines Felix verwundete. Jetzt tritt die unheimliche Geſtalt wie ein Geſpenſt vor meine Seele und ihre dunklen Worte erregen mir Grauen. Sie drohte, wieder

zu kommen, mich faßt die Angſt, daß dieſes Weib noch einmal an mich heranſchleicht. Hinweg von hier."

Ilſe eilte in das Haus, die Oberamtmann folgte und rieth wohlwollend: „Kommt ſie wieder, ſo wird ſie weggejagt. Für dieſes Ahnungsvermögen giebt es kein beſſeres Mittel, als Arreſt bei Waſſer und Brot."

Ilſe ſtand im Wohnzimmer, auch dort ſah ſie ſich ſcheu um. „Der ihr das Kreuz umhing, war der Herr dieſes Schloſſes; und als ſie damals am Hofthor die wüſten Worte zu mir ſprach, meinte ſie nicht meinen Felix."

„Acht Groſchen meinte ſie und nichts weiter," tröſtete die Rollmaus.

„Wie darf ſie wagen, mein Leben mit dem ihren zu vergleichen? Wie weiß ſie, ob der Herr dieſes Hauſes auf meine Worte hört?"

Die Oberamtmann mühte ſich vergebens, durch verſtändige Betrachtungen über die Nichtswürdigkeit weiblicher Vagabonden zu beruhigen. Ilſe ſah mit gefalteten Händen vor ſich hin, die Troſtſprüche der wackern Freundin verhallten vor ihrem Ohr.

Im Hauſe ſprachen fremde Stimmen, Gabriel öffnete die Thür und meldete den Hausmeiſter. Der alte Mann trat aufgeregt ein und bat, die Störung zu entſchuldigen. „Mein gnädigſter Herr befahl mir anzufragen, ob vielleicht eine fremde Landſtreicherin hier bettelte. Sie hat ſich in das Schloß geſchlichen, Zugang zu der Frau Prinzeſſin geſucht und dieſe erſchreckt,

als Hochdieſelbe abreiſen wollte. Seine Hoheit laſſen vor der Fremden warnen, ſie iſt eine gefährliche Perſon.“

„Sie war hier,“ verſetzte Alſe, „und ſprach wilde Reden, ſie ließ merken, daß ſie im Hauſe bekannt ſei.“

Der Hausmeiſter ſah bekümmert aus, als er fortfuhr: „Es iſt lange her, da hatte die hochſelige Fürſtin ſich einmal eines Zigeunermädchens erbarmt, dem die Mutter an der Landſtraße geſtorben war. Sie ließ das Geſchöpf unterrichten, und weil es drellig war und ſich gut anließ, wurde es zuletzt ins Schloß genommen und zu kleinen Dienſten gebraucht, aber es hat den Herrſchaften ſchlecht gelohnt. In einer Zeit, wo die hohe Familie ſchweres Unglück traf, fiel die Perſon in die Gewohnheit ihrer Kinderzeit zurück, ſie ſtahl und wurde unſichtbar. Heut will ein Diener in dem fremden Weibe das Mädchen wiedererkannt haben. Das hat der Kammerdiener Sr. Hoheit zugetragen, und der gnädige Herr, welcher ohnedies leidend iſt, hat ſich darüber aufgeregt. Bereits ſuchen die Landreiter auf allen Straßen nach der Fremden.“

Der Alte empfahl ſich, Alſe ſah ihm finſter nach, aber ſie ſagte doch ruhiger zur Oberamtmann: „Daher alſo die Sprache der Landſtreicherin, welche anders klang, als ſonſt bei bettelndem Volk, und daher ihr Wunſch, die Verzeihung des Fürſten zu erhalten.“

Jetzt aber ſaß die Rollmaus gedrückt und kleinlaut. „Ach, liebe Alſe, wenn die Hexe wirklich hier unter den fürſtlichen Perſonen gelebt hat, dann mag ſie

Vielerlei wiſſen, was in dieſem Hauſe geſchehen iſt, denn die Leute ſprechen nichts Gutes davon, und ſie ſagen, daß in früherer Zeit hier fürſtliche Amoretten gewohnt haben. Das Haus kann ja nichts dafür, und wir andern auch nicht, es iſt nur deshalb, weil der Erbprinz jetzt zu Ihrem Vater kommt und Sie ihn ſchon von der Univerſität kennen. Darüber ſchütteln die Menſchen ihre Köpfe, es iſt dummes Geſchwätz."

„Was für Geſchwätz?" rief Alſe mit rauher Stimme, und faßte die Hand der Oberamtmann.

„Man redet, Sie ſeien die Urſache, daß der Prinz in unſere Gegend kommt. Wir würden uns alle ſehr freuen, wenn Sie vor Ihrer Reiſe noch den Vater beſuchten, wie verabredet war, aber ich glaube wirklich, ſo lange der Prinz dort iſt, wäre beſſer, wenn Sie hier blieben oder auch wo anders. Es iſt nur zur Vorſicht," fügte ſie beruhigend zu, „und Sie müſſen ſich das nicht zu Herzen nehmen."

Alſe ſtand abgewandt, lautlos, unbeweglich, die Oberamtmann fuhr in tröſtender Rede fort, aber Alſe vernahm kaum noch ihre Worte.

Man lehrt nicht umſonſt junge Prinzen landwirthſchaftliche Maſchinen drehen und ſich duelliren, Frau Alſe; das Lehrgeld wird dir bezahlt, doppelt, in neuem Gepräge, wie Hofbrauch iſt.

Es war eine lange bangſame Stille im Zimmer. Alſe ſah wild umher, dann nahm ſie einen Rohrſtuhl, ſetzte ſich der Oberamtmann gegenüber, ihre Finger flo-

gen über einer Handarbeit. „Sprechen wir nicht mehr von solchen Verleumdungen," sagte sie. „Was macht Ihr Sohn Karl? Sind Sie mit seinem Fleiß zufrieden? Und wie geht's mit dem Clavier? Es ist immer gut, wenn er etwas Musik versteht."

Die Oberamtmann kam über den Tänzen, welche ihr Sohn Karl spielte, wieder zu guter Laune, sie schwatzte fort, Alse hörte schweigend zu und zählte über den Stichen, welche sie mit bunten Wollfäden machte.

Der Professor kehrte zurück, kurz darauf fuhr der Kutscher vor. Frau Rellmann verschwand in die Nebenstube, ihren Kopfputz in die Schachtel zu packen, dann nahm sie wortreichen Abschied von ihrem lieben Herrn Professor. Die letzten Worte Alses waren: „Es mag lange dauern, bis wir uns wiedersehen, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, auch wenn ich fern bin."

„Was meinten deine feierlichen Worte beim Abschied der Nachbarin?" frug der Professor verwundert.

„Sie meinen, daß wir hier in einem Hause sind, in welchem einer ehrlichen Frau vor den Wänden graut," rief Alse mit flammendem Blick, „und sie meinen, daß ich fort will von hier und daß es für dich Zeit ist, dein Weib wegzuführen aus einem ungesunden Leben."

Sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, was ihr die Rellmann geklagt, die Bettlerin zugeraunt.

„Ich bin verstrickt, Felix," rief sie, „durch meine eigene Schuld, ich klage dir's. Wie ich mich gehalten gegen den jungen Prinzen, mein Gott weiß, ich habe

keinen Gedanken gehabt, der deinem Weibe Unehre macht, aber ich bin unvorsichtig gewesen und ich büße dafür schrecklich, schrecklich! Jetzt verstehe ich, was mich wie eine Ahnung gequält hat in den letzten Wochen. Liebst du mich, so führe mich schnell fort von hier, denn der Boden brennt unter meinem Fuße."

Auch den Professor packte ein scharfes Weh, als er sein Weib in Schmerzen ringen sah, die so bitter sind, daß sie die stärkste Seele einer Frau betäuben, die edelste Kraft für Stunden zerbrechen. „Mir ist widerwärtig und demüthigend wie dir, dem Häßlichen in das nackte Angesicht zu sehen, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, um dich von diesem Leide zu lösen. Laß uns ruhig erwägen, wie das geschehen kann. Nicht in solcher Leidenschaft darfst du, was dir ziemt, beschließen, denn dir fehlt jetzt die Freiheit, das Rechte zu wählen. An welchem alten Hause, das ein Miether bezieht, das ein Gastwirth öffnet, hängen nicht peinliche Erinnerungen? Müßiges Geschwätz vermag selbst der nicht von seinem Haupte zu bannen, der in gewohnter Umgebung gleichförmig hinlebt. Wende den Blick ab von dem Gemeinen. Um seinetwillen aufzubrechen wie Flüchtlinge, ziemt nicht dir und nicht mir. Was haben wir gethan, Ilse, daß wir unser Selbstgefühl verlieren? Gegen die feindselige Arbeit des thörichten Zufalls giebt es nur eine Weisheit, sicher vorwärts gehen und wenig darum sorgen. Dann verhallt und verklingt der Mißton von selbst im Geräusch der Straße.

Wer ſich davon ſtören läßt, der vergrößert ihn durch ſeine eigenen Schmerzen. Geſetzt, wir brechen plötzlich auf aus dieſem Hauſe. Du würdeſt in die Fremde das Gefühl tragen, daß du als Beſiegte von hier gehſt, und unaufhörlich würde dich die Sorge verfolgen, daß ein mißtönendes Gemurmel hinter uns nicht zum Schweigen gebracht iſt."

„Du ſprichſt ſehr kalt und verſtändig," rief Ilſe in innerer Empörung, „trotz deiner Worte fühlſt du wenig die Kränkung deines Weibes."

„Wäreſt du in der Faſſung, die ich ſonſt an dir ehre, du würdeſt ſo ungerechte Klage nicht über deine Lippen bringen," verſetzte der Gatte finſter. „Wenn ich dich in Gefahr ſähe, ich würde noch dieſe Stunde mit dir fortziehen; habe ich erſt nöthig, darüber gegen dich ein Wort zu verlieren? Aber ſelbſt gegen das Geſchwätz der Schwachen iſt dir dieſer Aufenthalt hier vorläufig der beſte Schutz, denn der Prinz iſt fern, du aber weilſt zurückgezogen bei deinem Gatten."

„Ich weiß, woher dieſe Gleichgiltigkeit kommt," murmelte Ilſe.

„Du weißt, was mich hier feſſelt," rief der Profeſſor, „und wärſt du mir, was du ſein ſollteſt, Verbündete bei meinen Hoffnungen, und hätteſt du daſſelbe Gefühl für den Werth des Gutes, das ich ſuche, du würdeſt gleich mir empfinden, daß ich keinen ablenkenden Schritt thun darf, wenn ich nicht erkenne, daß er nöthig iſt. — Ertrage dieſen Aufenthalt, liebe Ilſe, wie unbe-

haglich er dir heut erſcheint," fuhr er herzlich fort, „er hat am längſten gedauert. Ich bin eingeladen, in dem Landſchloß der Prinzeſſin zu ſuchen, dort wird ſich, wie ich ahne, finden, was uns von hier frei macht."

„Gehe nicht," rief Alſe vor ihn tretend, „laß mich nicht allein in dieſer fürchterlichen Unſicherheit, in einer Angſt, die mich ſchaudern macht vor mir ſelbſt und vor jedem fremden Laut, den ich in dieſen Räumen höre."

„Angſt," rief der Profeſſor unwillig, „eine Angſt vor Geſpenſtern. Selten iſt das Leben in der Fremde ſo leicht und bequem, als uns dieſer Aufenthalt. Mißklänge giebt es überall, und nur unſer iſt die Schuld, wenn wir ſie übermäßig empfinden."

„Gehe nicht," rief Alſe von Neuem. „Ja, es ſind Geſpenſter, die mich verfolgen, ſie hängen bei Tag und Nacht über meinem Haupte. Gehe nicht, Felix," rief ſie, die Hand erhebend, „dich lockt nicht die Handſchrift allein, auch das Weib, das dich dort erwartet. Das weiß ich ſeit den erſten Tagen in dieſer Stadt, ich ſehe, wie der Zauber ihrer flüchtigen Seele dich umgarnt. Ich habe die Furcht bis heut in mir niedergekämpft mit dem Vertrauen, das ich zu meinem geliebten Manne haben muß. Gehſt du jetzt, Felix, wo ich mich an dich klammern möchte, wo ich jeden Augenblick bei deiner Stimme Troſt ſuche, ſo kommt mir der Zweifel an dir und der furchtbare Gedanke, daß meine Noth dir gleichgültig iſt, weil du ſelbſt kalt gegen mich wurdeſt."

„Wohin biſt du gerathen, Ilſe!“ rief der Gelehrte erſchrocken, „iſt mein Weib, das ſo ſpricht? wann habe ich dir je meine Empfindungen verhüllt? Und vermagſt du nicht in meiner Seele zu leſen, wie in einem aufgeſchlagenen Buch? Das alſo war es, was ſo ſchwer auf dir lag! Grade das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ ſagte er treuherzig und bekümmert.

„Nein, nein,“ rief Ilſe außer ſich, „ich habe Unrecht, ich weiß es, achte nicht auf meine Worte, ich vertraue dir, ich halte mich an dich, o Felix, ich müßte verzweifeln, wenn dieſer Halt mir bräche.“ Sie warf ſich an ſeinen Hals und ſchluchzte. Der Gatte umſchlang ſie, auch ihm wurden die Augen naß bei dem Jammer ſeines Weibes. „Bleibe bei mir, mein Felix,“ fuhr Ilſe weinend fort, „nur jetzt laß mich nicht allein, ich bin immer noch ein kindiſches einfältiges Herz, habe Geduld mit mir. Ich bin hier krank, ich weiß nicht, woher das kommt; ich liege an deinem Herzen, und ich zittere davor, daß du mir fremd werden könnteſt, ich weiß, daß du mein biſt, und ich ringe dabei mit der ängſtlichen Ahnung, daß ich dich hier verlieren werde. Wenn du zur Thür hinausgehſt, iſt mir als müßte ich einen Abſchied von dir nehmen auf immer und wenn du zurückkehrſt, ſehe ich dich zweifelnd an, als wärſt du mir in wenig Stunden verwandelt. Ich bin unglücklich, Felix, und das Unglück macht mißtrauiſch, ich bin ſchwach und klein geworden, und ich ſcheue mich, dir es zu ſagen, weil ich fürchte, daß du mich deshalb gering

achten könnteſt. Bleibe hier, Geliebter, gehe nicht zu der Prinzeſſin, nur morgen nicht.“

Der Gatte faßte ihr Haupt und ſah ihr in die verweinten Augen. „Wenn morgen nicht,“ ſagte er herzlich, „dann doch übermorgen, oder an anderem Tage. Erſparen kann ich uns die kurze Reiſe nicht, ſie aufgeben wäre ein Unrecht, das wir beide nicht auf uns laden dürfen. Je länger ich zögere, Alſe, um ſo länger ſehe ich dich feſtgehalten in dieſen Wänden. Iſt nicht klug, ſchnell zu thun, was uns frei macht, auch in deinem Sinne?“

Alſe löſte ſich aus ſeiner Umarmung. „Du ſprichſt verſtändig in einer Stunde, wo ich einen andern Ton aus deiner Bruſt höre,“ ſagte ſie ruhig. „Ich weiß, Felix, du willſt mir nicht wehe thun, und ich hoffe, du biſt auch in dieſer Rede wahr gegen mich und verbirgſt mir nichts. Aber ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, ſeit ich dich kenne. Du denkſt anders als ich und du fühlſt anders in manchen Dingen, der einzelne Menſch und ſein Leiden gilt dir wenig gegen die großen Gedanken, die du mit dir herumträgſt, du ſtehſt auf der Höhe in klarer Luft und haſt keinen Antheil an der Angſt und Noth im Thale zu deinen Füßen. Klar iſt die Luft, aber kalt, und mich friert dabei.“

„Das iſt die Art des Mannes,“ ſagte der Profeſſor, tiefer bewegt durch den gehaltenen Schmerz ſeines Weibes, als durch ihre laute Klage.

„Nein," antwortete Alfe vor ſich hinſtarrend, „das iſt die Art des Gelehrten."

In der Nacht, als der Gelehrte längſt im Schlummer lag, da erhob ſich das Weib an ſeiner Seite vom Lager und ſpähte durch die Dämmerung auf das Antlitz des geliebten Mannes. Sie ſtand auf und ergriff die Nachtlampe, daß der gelbe Schein auf ſein ruhiges Antlitz fiel, und große Thränen ſanken aus ihren Augen auf ſein Haupt. Dann ſetzte ſie ſich vor ihn, rang die Hände und bändigte mit Anſtrengung das Weinen und den Krampf, welche ihr den Leib erſchütterten.

9.

Im Thurm der Prinzessin.

Als die Prinzessin von ihrem drängenden Vater in die Heimath zurückgerufen wurde, hatte das erlauchte Haus, dessen Namen sie jetzt trug, nicht nur darauf bestanden, daß sie fortan einige Monate des Jahres an dem Wohnsitz ihres verstorbenen Gemahls zubringe, auch daß ihr in der Residenz des Vaters ein gesonderter Hofhalt eingerichtet werde. Darüber war ein Vertrag geschlossen, welcher allerdings den Zweck hatte, der jungen Fürstin eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren. Um den Wortlaut des Vertrags zu erfüllen, wurde der Prinzessin ein fürstliches Schloß auf dem Lande als Wohnsitz überwiesen, da in der Residenz selbst kein geeignetes Gebäude vorhanden war. Das Schloß lag eine halbe Tagereise von der Stadt, am Fuße belaubter Hügel, zwischen Wäldern und Dorffluren, im Sommer ein anmuthiger Ruhesitz; die Prinzessin hatte dort bereits einige Monate ihres Trauerjahrs zugebracht.

Es war ein warmer Tag, an welchem der Professor nach dem Schlosse fuhr. Die Luft war durch das Gewitter der Nacht nicht abgekühlt, der strömende Regen-

guß hatte Furchen in die glatte Kunſtſtraße geriſſen, zwiſchen den Ackerbeeten ſtand das Waſſer, an dem üppigen Grün des Raſens, an den Blättern der Wegpflanzen hingen die Tropfen, eine feuchte Brutwärme lag über der Erde, der Waſſerdunſt färbte die entfernten Höhen mit dunklem Blau. Am Himmel zogen die Wolken flüchtig dahin, bald verhüllten ſie neckend die Sonne und warfen ihre Schatten über die ſproſſende Flur, bald öffneten ſie den Lichtſtrahlen ein Thor, dann flog ein feuriger Glanz über Baumgipfel, Dächer und den fruchtbaren Grund. Schneller Schatten und heller Schein am Himmel und auf der Erde, erſt deckte das Wolkenheer mit grauen Gewändern den gradlinigen Weg, welchen der Gelehrte fuhr, wieder lag die Straße vor ihm als ein goldener Pfad, der zum erſehnten Ziele führt.

Grelles Licht und dunkler Schatten flogen auch durch die Seele des Gelehrten. „Die Schrift wird gefunden; ſie bleibt uns verborgen," rief es in ihm und ſein Auge umwölkte ſich. „Wenn ſie nicht gefunden wird? Viele werden dann mit Verwunderung leſen, wie täuſchend der Schein war, wie nahe die Möglichkeit; mancher wird bedauernd auf eine Hoffnung verzichten, die ihm über den Worten des Kloſterbruders aufgeht; doch den Schmerz der Entſagung wird Keiner fühlen wie ich. Ein Gedanke, der durch Jahre die Phantaſie unterhalten, die Augen auf einen Punkt gerichtet hat, iſt mir übermächtig geworden. Mit tauſend Eindrücken aus alter und neuer Zeit ſpielt des Mannes freier

Geist, er bändigt ihre Gewalt durch abwägenden Verstand und Kraft des Willens. Mir aber ist ein kleines Bild aus verlöschenen Zügen des alten Buches so tief in die Seele gedrungen, daß die Hoffnung zu erwerben das Blut in den Adern hüpfen macht, und die Furcht zu verlieren die Spannung der Muskeln lähmt. Allzugroß ist der Eifer, das weiß ich, er hat mich hart gemacht gegen die kindliche Angst meines Weibes, auch ich bin nicht stärker geworden, seit ich auf dem unsicheren Pfad eines Wildschützen dahinfahre. Jeder hüte sich, daß ihm seine Träume nicht die Herrenrechte des Geistes verringern, auch der Traum guter Stunden, wo die Seele sich arglos einer großen Empfindung hingiebt, mag abwenden von dem geraden Wege der nächsten Pflicht."

Das goldene Licht flog über sein Antlitz. „Wenn sie aber gefunden wird. Es ist nur ein kleiner Theil unseres Wissens aus alter Zeit, der in ihr verborgen liegt. Und doch würde gerade dieser Fund eine verdämmerte Landschaft mit hellem Glanze füllen, und einige Jahrzehnte des alten Lebens würden für unser Auge in festen Umrissen sichtbar werden, als ob sie in nächster Vergangenheit lägen. Der Fund könnte hundert Räthsel lösen und tausend neue anregen, jedes spätere Geschlecht dürfte der größeren Habe sich freuen und mit besserer Kraft neuen Aufschluß begehren. Auch ihr wünsche ich die Freude eines Fundes, welche dort im Schlosse so warmherzig meine Sorge theilt, auch ihr wäre eine große

Erinnerung für immer, daß ſie wohlthuenden Antheil gehabt an der erſten Arbeit des Suchenden."

Höher ſtiegen die Berge, farbiger wurden ihre Maſſen. Die Linien der Vorhügel ſchieden ſich von der nebligen Ferne, zwiſchen dem ſchwarzen Wald öffneten ſich blaue Mündungen der Thäler. Der Wagen rollte in einen wohlgehegten Forſt, gedrängte Föhren und Fichten ſchloſſen eine Weile die Ausſicht; als die Straße wieder ins Freie führte durch Raſenflächen und Baumgruppen, lag das Schloß gerade vor den Augen des Gelehrten. Ein mächtiger alter Thurm mit Zinnen gekrönt, ragte aus niedrigem Gehölz, über ihm ſtand die Sonne des Nachmittags und malte lange Regenſtreifen in den Dunſt der Luft. Das braune Mauerwerk hob ſich in der einſamen Landſchaft wie der letzte Pfeiler eines zertrümmerten Rieſenbaues, nur an der hellen Steinfaſſung der wohlgefügten Fenſter erkannte man, daß es wohnliche Räume enthielt. An den Thurm gelehnt, ſtieg das kleine Schloß herauf, mit ſteilem Dach und ſpitzbogigen Fenſtern, in ſeiner mäßigen Größe ein ſeltſamer Genoſſe des gewaltigen Thurmbaues. Aber trotz dem Mißverhältniß der verbundenen Theile war das Ganze ein ſtattlicher Ueberreſt des Mittelalters, man erkannte wohl, daß ſeine Mauern vielen Geſchlechtern zu Schutz und Wehr gedient hatten.

Wilder Wein ſandte ſeine Ranken bis auf das Dach des Hauſes und um die Fenſter des Thurmes, welcher in ſieben Stockwerken aufſtieg, durch ſtarke Strebe-

pfeiler geſtützt. In der Höhe wuchs Quendel und Gras aus den Fugen des verwitterten Steins, aber die Grashalme, welche noch vor wenig Tagen den Grund bedeckt hatten, waren ausgeriſſen, Hofraum und Thüren hatten ſich für die neuen Bewohner feſtlich geſchmückt, Blumentreppen und Topfgewächſe waren reichlich aufgeſtellt. Nur an einer Ecke war die ſchnelle Arbeit nicht beendet, der grünliche Schimmer am Boden und ein Schwarm ſchwarzer Vögel, der um die Zinne des Thurmes flatterte, gaben Zeugniß, daß der Bau leer von Menſchen in einſamer Landſchaft geſtanden hatte.

Der Profeſſor ſprang aus dem Wagen, der Marſchall winkte ihm von der Rampe Grüße zu und führte ihn ſelbſt in das einfache Gaſtzimmer. Kurz darauf leitete er ihn durch einen gewölbten Gang des Schloſſes in den Thurm. Die Prinzeſſin ſtand, von einem Spaziergang zurückgekehrt, den Sommerhut in der Hand, am Eingang des Thurmes. „Willkommen in meiner Solitude,“ rief ſie dem Gelehrten entgegen, „glücklich ſei die Stunde, in welcher dies alte Haus Ihnen die Thüren öffnet. Hier ſtehen Sie an der Pforte meines Reiches, ich habe mich faſt in jedem Stückwerk des Thurmes angeſiedelt, er iſt unſer Frauenzwinger. Wenn dieſe feſte Eichenthür verſchloſſen wird, können wir Frauen ein Amazonenreich gründen und die ganze Männerwelt, ſo weit ſie hier ſichtbar wird, gefahrlos mit Tannenzapfen bewerfen. Denn dies iſt die Frucht,

welche hier am besten gedeiht. Kommen Sie, Herr Werner, ich führe Sie der Stätte zu, auf welcher Ihre Gedanken jetzt mehr verweilen, als bei uns Kindern der Gegenwart."

Eine steinerne Wendeltreppe verband die Stockwerke des Thurms, jedes enthielt Zimmer und Kabinette, nur das höchste war Bodenraum. Die Prinzessin wies geheimnißvoll die Treppe hinauf. „Dort oben unter der Plattform ist Alles vollgestopft mit altem Hausrath. Ich konnte schon gestern der Neugierde nicht widerstehen, einmal in die Kammern zu blicken, es liegt in wirrem Haufen durcheinander, wir werden Arbeit haben."

Der Professor sah freudig auf das wohlerhaltene Steinwerk der bogigen Thüren und auf die kunstvolle Arbeit des alten Schlossers. Es war in neuer Zeit wenig gethan, um den alten Schmuck der Wände ansehnlich zu machen und kleine Schäden zu bessern; aber wer Antheil nahm an Meißel und Schnitzmesser der alten Bauherren, der erkannte überall mit Behagen, daß der Thurm leicht zu einem Prachtstück alten Stils geformt werden konnte. Der Diener öffnete die Thür zu den Zimmern der Prinzessin. Auch diese waren einfach hergerichtet, die zerschlagene Glasmalerei der kleinen Fenster war durch bunte Scheiben kunstlos ausgebessert, nur Bruchstücke der alten Bilder hafteten in dem Blei.

„Hier ist noch viel zu thun," erklärte die Prin-

zeſſin, „das ſoll in den nächſten Jahren allmälig geſchehen.“

Im Vorzimmer klirrten die Schlüſſel des Kaſtellans, der Profeſſor wandte ſich nach der Thür. „Einen Augenblick Geduld,“ rief die Prinzeſſin, ſie flog in ein Nebenzimmer und kehrte in einem grauen Mantel mit Kappe zurück, der ſie faltig umhüllte, nur das feine Antlitz war ſichtbar, die großen ſtrahlenden Augen und der lächelnde Mund. „Das iſt die Gnomentracht, in der ich den ſtaubigen Geiſtern des Bodens zu nahen wage.“

Sie ſtiegen zu dem höchſten Stockwerk hinauf. Während der Kaſtellan am Gebund den Schlüſſel ſuchte, befühlte der Profeſſor das Holz der Thür und bemerkte mechaniſch: „wieder ſchöne Schloſſerarbeit.“ Aber ſein Auge fuhr unruhig an den Umriſſen der Thür umher.

„Ich hoffe,“ ſagte die Prinzeſſin leiſe.

„Alles ſieht hoffnungsvoll aus,“ verſetzte der Gelehrte.

Die dicke Thür ächzte in ihren Angeln. Ein großer Raum öffnete ſich dem ſuchenden Blick. Durch enge Mauerluken fiel ein ſcharfes Licht auf die geheimnißvolle Stätte, in dem gradlinigen Luftſtrom wirbelten die Atome des Staubes, davor und dahinter dämmrige Dunkelheit. Hochgethürmt, ineinander geſchoben lag hier alter Hausrath; rieſige Schränke mit ausgebrochenen Thüren, plumpe Tiſche mit Kugeln am Ende der Beine, Stühle mit gradliniger Lehne und Lederpolſtern, aus

denen das Roßhaar quoll; dazwiſchen Bruchſtücke alter Waffen, Hellebarden, zerfreſſene Schienen, verroſtete Helme. Undeutlich ragten die Formen durcheinander, Stuhlbeine, Holzplatten mit eingelegter Arbeit, eine Rundung von altem Eiſen. Es war ein trödelhaftes Gewirr künſtlicher Gebilde aus mehren Jahrhunderten. Die Hand berührte den Tiſch, an welchem ein Zeitgenoſſe Luthers getrunken hatte, der Fuß ſtieß an einen Schrein, dem Kroaten und Schweden die Thür ausgeſchlagen, auf dem weißlackirten Seſſel mit dem zerfreſſenen Sammetpolſter hatte einſt ein Hoffräulein geſeſſen im Reifrock mit gepudertem Haar, jetzt ruhten ſie zuſammengeſchichtet in wüſtem Haufen, die abgethanen Hülſen früherer Geſchlechter, halb zerſtört und ganz vergeſſen, leere Puppengehäuſe, aus denen die Schmetterlinge geflogen waren. Alles lag mit graulicher Leichendecke überzogen, mit dem letzten Schutt des geſchwundenen Lebens. Zu Pulver zerrieben kräuſelte ſich in der Luft, was einſt Form und Körper war, feindlich ballte der Staub ſeine Wolken gegen die Eintretenden, welche kamen, an ſeinem Beſitzthum zu rühren, das er mit dicken Lagen überzog; er hing ſich an Haare und Kleider des neuen Lebens und quoll langſam durch die geöffnete Thür hinab den Räumen zu, wo bunte Farbe und glänzender Schmuck die Menſchen umgab, um auch dort den endloſen Kampf der Vergangenheit gegen das Neue zu führen, den ſtillen Kampf, der ſich täglich erneut im

Großen wie im Kleinen, der Neues alt macht und Altes auflöst, um zuletzt die Keime jungen Lebens hilfreich zu nähren.

Der Professor sah wie ein Falk zwischen Tisch und Stuhlbeinen in den dämmerigen Hintergrund. „Hier ist vor Kurzem geräumt worden," sagte er, „über die vordern Möbeln ist gefegt."

„Ich habe gestern versucht, ein wenig zu säubern," sagte der Kastellan, „weil Ihre Hoheit den Wunsch aussprach, hier einzutreten, aber wir sind nicht weit gekommen."

„Haben Sie das Geräth des Raumes früher einmal durchsucht?" frug der Professor.

„Nein," versetzte der Mann, „ich bin erst im vorigen Jahre durch des Fürsten Hoheit hierher versetzt."

„Besteht ein Verzeichniß der Sachen?"

Der Mann verneinte.

„Wissen Sie, daß Kisten oder Truhen hier stehen?"

„Ich meine dergleichen bemerkt zu haben," antwortete der Kastellan.

„Holen Sie die Arbeiter, das Geräth hinauszuschaffen," befahl die Prinzessin. „Heut wird jedes Stück dieses Bodens betrachtet."

Der Kastellan eilte hinab, der Professor suchte wieder durch die aufgethürmten Massen zu spähen, aber das grelle Licht in der Höhe blendete die Augen. Er sah auf das Fürstenkind; sie stand im hellen Gewande

an der Thür wie die Fee des Schloſſes, welche in die Wohnung der altbärtigen Hausgeiſter geſtiegen iſt, ihre Huldigungen entgegen zu nehmen.

„Es wird eine lange Arbeit und Ew. Hoheit werden ſich an dem Umherſchleppen der ſtaubigen Möbel nicht erfreuen.“

„Ich bleibe bei Ihnen,“ rief die Prinzeſſin, „iſt der Antheil, den ich an dem Funde haben kann, auch winzig klein, ich will ihm doch nicht entſagen.“

Beide ſchwiegen, der Gelehrte rückte ungeduldig über den Stühlen. In der Staubwolke flatterten Motten auf und eine braune Mauerſchwalbe flog aus dem Neſt, das ſie an der Fenſterluke gebaut hatte. Alles war ſtill, nur ein leiſes Klopfen klang regelmäßig wie der Pendelſchlag der Uhr in dem wüſten Raum.

„Das iſt die Todtenuhr,“ flüſterte die Prinzeſſin.

„Der Holzwurm thut ſeine Arbeit im Dienſt der Natur, er löſt was abgelebt iſt, in ſeine Elemente.“

Es wurde ſtill im Holz. Nach einer Weile tickte der Wurm wieder, darauf ein zweiter, ſie hämmerten und nagten emſig: dahin, dahin, hinab! Ueber dem Haupt der Suchenden aber krachzten die Dohlen und aus der Tiefe zog leiſe der Geſang einer Nachtigall in die Arbeit der Todtengräber.

Die Arbeiter kamen, ſie trugen ein Stück des Geräthes nach dem andern auf Vorraum und Treppe. Dichter wirbelte der mißfarbige Staub, die Prinzeſſin flüchtete ſich in den Vorſaal, der Profeſſor aber verließ

nicht seinen Posten. Er griff selbst zu, hob und rückte in der vordersten Reihe. Er trat einen Augenblick an die Thür, Athem zu holen, lachend empfing ihn die Prinzessin. „Sie sind verwandelt, als hätten auch Sie in der Kammer dieser Auferstehung geharrt. Und mir geht es, wie ich merke, nicht besser."

„Ich sehe eine Truhe," meldete der Professor und eilte zurück. Noch ein wirrer Knäuel von Stuhlbeinen und Lehnen wurde abgehoben, dann faßten die Arbeiter einen kleinen Kasten, welcher im Dunkeln stand. „Setzt hin," rief der Kastellan und fuhr schnell mit dem großen Borstbesen darüber. Das Gefäß wurde an das Licht getragen, es war eine Truhe von Nienholz mit gewölbtem Deckel, die Oelfarbe des Anstrichs an vielen Stellen geschwunden, an den Ecken eiserne Beschläge, ein rostiges Schloß, das den Schließhaken fest hielt, aber locker im Holze hing. Auf dem Deckel der Kiste war verstäubt und abgerieben eine 2 in schwarzer Farbe sichtbar. Der Professor ließ die Kiste zu den Füßen der Prinzessin niedersetzen. Er wies auf die Ziffer. „Dies ist wahrscheinlich eine der Truhen, die der Beamte von Nossau nach dem Schloß Solitude geschickt hat," sagte er mit erkünstelter Ruhe, aber seine Stimme bebte. Die Prinzessin kauerte neben ihm nieder und versuchte den Deckel zu heben, das Schloß löste sich aus dem Holz, die Kiste ging auf.

Oben lag ein dickes Buch in Pergament gebunden. Schnell wie der Löwe nach seiner Beute fuhr der

Professor darnach, aber er legte es sogleich wieder hin. Es war ein altes Meßbuch, auf Pergament geschrieben, die Deckel schadhaft und zerrissen, die Lagen des Pergaments hingen locker am Bande. Er griff wieder in die Kiste, ein zerrissenes Jagdnetz füllte den übrigen Raum, außerdem einige schadhafte Armbrüste, ein Bündel Bolzen, kleines Eisenwerk. Er erhob sich, seine Wange war entfärbt, aber sein Auge glühte. „Das ist die zweite Nummer, wo ist die erste?" rief er. Er sprang in den Raum zurück, die Prinzessin folgte. „Vorwärts, ihr Männer," befahl er, „holt die andere Truhe." Die Männer hoben und räumten. „Dort steht noch etwas," rief einer der Arbeiter; der Professor eilte vor ihm zur Stelle, hob und zog, es war nur ein leerer Kasten.

Die Arbeit ging fort. Auch den Hofmarschall hatte die Neugierde herbeigetrieben, er musterte eifrig die alten Möbel, und ließ zusammenstellen, was nach seiner Ansicht noch ausgebessert und im Schlosse aufgestellt werden mochte. Die Treppe füllte sich mit Hausrath, auch ein Zimmer der Dienerinnen wurde geöffnet und mit alten Sachen besetzt. Eine Stunde war verronnen, der Raum wurde leerer, die Sonne stand tief, ihre Strahlen malten das Bild der Mauerluke hoch an die entgegenstehende Wand, die andere Kiste fand sich nicht. „Schafft Alles hinaus," rief der Professer, „das letzte Holz." Ein Haufen alter Spieße, zerschlagene Gläser und Thonkrüge wurden aus dem Winkel hervorgeholt,

abgefallene Tischbeine, geſplitterte Fourniere, in der Ecke noch ein großer Zinnkrug, der Raum war leer. Auf dem Boden lagen zernagte Holzſtückchen, an denen der Todtenwurm ſein Werk bereits gethan.

Der Profeſſor trat wieder in die Thür. „Dieſe Kammer iſt ausgeräumt," ſagte er mit künſtlicher Ruhe dem Kaſtellan. „Oeffnen Sie den Nebenraum."

„Ich glaube nicht, daß ſich darin etwas findet," verſetzte der ermüdete Mann. „Dort liegen wohl nur alte Bretter und Oefen, die früher im Schloſſe geſtanden haben."

„Hinein," mahnte der Profeſſor.

Der Kaſtellan öffnete zögernd die Thür, eine zweite Kammer, noch größer, noch weniger einladend, bot ſich dem Blick, rußige Kacheln, Ziegeln und Schieferplatten lagen berghoch am Eingange, darüber hölzernes Rüſtzeug, das wahrſcheinlich bei der letzten Reparatur des Schloſſes gebraucht war.

„Mir iſt lieb, daß ich dies ſehe," rief der Hofmarſchall, „ſolche Belaſtung des Oberſtocks iſt ungehörig. Dies Zeug muß ganz aus dem Thurm geſchafft werden." Der Profeſſor war auf einen Berg von Schieferplatten geſtiegen und ſuchte in der Finſterniß nach der andern Truhe, aber das Chaos war wieder zu groß.

„Ich laſſe ſogleich aufräumen," tröſtete der Hofmarſchall, „aber das mag längere Zeit dauern, wir kommen heut ſchwerlich zu Ende."

Der Professor sah bittend auf die Prinzessin. „Nehmen Sie mehr Leute," rief sie.

„Auch darüber vergeht die letzte Tageszeit," versetzte der Hofmarschall verständig. „Wir sehen, wie weit wir kommen. In jedem Fall soll der Herr Professor morgen bei guter Zeit den Zugang gebahnt finden."

„Unterdeß schütteln wir den ersten Staub von unsren Gewändern," sagte die Prinzessin, „und treten in meinem Bibliothekzimmer ab; es liegt grade unter uns, Sie können von dort die Arbeit der räumenden Leute überwachen. Die Truhe schaffen wir zu meinen Büchern. Ich nehme sie mit mir, und ich erwarte Sie." Zwei Männer trugen die gefundene Nummer 2 in die Bibliothek, widerwillig ging der Professor nach seiner Stube, sich umzukleiden.

Die Prinzessin schritt, den Gelehrten erwartend, über den Teppich, auf welchen die alte Truhe gestellt war. Nicht mit freiem Herzen sah sie dieser Zusammenkunft entgegen, sie barg in ihrer Seele einen Wunsch und einen Auftrag. Ihr Abschied vom Fürsten war diesmal freundlicher gewesen als seit Jahren; der Herr hatte sie vor dem Aufbruch in ein Seitenzimmer geführt und zu ihr über Werner gesprochen. „Du weißt, daß man dem ehrlichen Bergau nicht allzuviel überlassen darf, mir wäre lieb, wenn auch du etwas dazu thätest, den Gelehrten in unserer Nähe zu halten. Ich habe mich in dieser kurzen Zeit an ihn gewöhnt,

und würde die anregenden Stunden ungern miſſen. Aber ich denke nicht an mich allein. Ich werde älter, deinem Bruder wäre gerade ein ſolcher Mann für ſein ganzes Leben von höchſtem Werth, ein Mann in voller Kraft, der gegenüber unſrem zerſtreuenden Treiben immer geſammelt und ſicher in ſeinen Intereſſen ſteht. Das Verſtändniß dafür wünſche ich euch beiden erhalten und geſteigert, auch dir, Sidonie. Ich habe mit beſonderer Genugthuung geſehen, wie warm die Empfindung iſt, mit welcher du die Studien unſerer gelehrten Männer begleitest. Deine Seele wird durch das Zwitſchern der artigen Vögel, welche uns umgeben, nicht hinreichend unterhalten, grade dir mag einige Nachhilfe von kundiger Seite eine edlere Auffaſſung der Welt öffnen. Suche dieſen Mann zu gewinnen, jede Art von läſtiger Verpflichtung ſoll ihm erſpart bleiben, was jetzt etwa ſeine Stellung unſicher macht, hebt ſich von ſelbſt, ſobald er bei uns eingebürgert iſt. Ich fordere nicht, daß du mit ihm ſprichſt, ich wünſche es nur; und ich möchte dir den Glauben beibringen, daß ich dabei auch an deine Zukunft denke."

Ohne Zweifel war das der Fall.

Die Prinzeſſin hatte die Worte des Vaters mit der ſtillen Kritik gehört, welche dieſe beiden Blutsverwandten gegenſeitig auszuüben gewöhnt waren. Aber der Ton, den die feine Zunge des Fürſten in ihre Seele ſandte, klang diesmal ſo voll in ihr wieder, daß ſie ihre Bereitwilligkeit ausſprach, mit Herrn Werner zu reden.

„Wenn du etwas dergleichen unternimmſt," hatte der Fürſt zuletzt geſagt, „ſo thue es nicht halb. Benütze den milden Einfluß, den du etwa auf ihr ausüben kannſt; laß zu feſtem Wort und Verſprechen werden, was der Gelehrte uns zu bewilligen geneigt iſt."

Jetzt dachte die Prinzeſſin unruhig dieſer Worte. Ach, ſie hätte dem werthen Mann gern denſelben Wunſch aus eignem Herzen an das ſeine gelegt, und ſie empfand ein Mißbehagen darüber, daß ihr geheimer Gedanke auch Wille eines Andern war.

Der Profeſſor trat in die Bibliothek der Prinzeſſin, er ſah flüchtig auf die Gipsabgüſſe und Bücher, welche friſch ausgepackt und ungeordnet umherſtanden. „Schwer trägt ſich die Erwartung," ſagte er, „wenn ſie ſo heftig aufgeregt iſt. Man könnte lachen über den höhniſchen Zufall, der uns einen Bruder entgegen getragen, an welchem nichts liegt, und den andern vorenthält, der unermeßlich wichtig wäre."

Die Prinzeſſin wies mit der Hand nach der Thür, draußen auf der Treppe klang der Tritt tragender Leute. „Nur noch kleine Geduld, iſt's nicht mehr heut, dann morgen in der Frühe."

„Morgen," rief der Profeſſor, „dazwiſchen liegt eine Nacht. Unterdeß pocht unabläſſig der Wurm, arbeiten die Kräfte der Zerſtörung. Zahllos ſind die Möglichkeiten, welche uns von einer Hoffnung ſcheiden, ſicher iſt nur der Erwerb, den wir in der Hand halten. Er betrachtete die Truhe. „Sie iſt weit kleiner, als ich

wahnte, wie zufällig lag das Meßbuch darin, noch iſt nicht einmal ganz ſicher, woher ſie ſtammt, und noch iſt ſehr zweifelhaft, was in der andern Kiſte verborgen liegt.“

Die Prinzeſſin öffnete den Deckel. „Unterdeß halten wir uns an das Wenige, das wir gefunden.“ Sie hob den Pergamentband heraus und legte ihn in die Hand des Gelehrten. Einzelne Blätter glitten abwärts, der Profeſſor griff darnach, ſein Auge zog ſich zuſammen, er ſprang an das Fenſter. „Zwei Blätter, welche nicht hineingehören.“ Er las. „Ein Stück der Handſchrift iſt gefunden,“ rief er. Er hielt der Prinzeſſin die Blätter hin, ſeine Hand zitterte, und die Erſchütterung arbeitete ſo heftig in ſeinem Antlitz, daß er ſich abwandte. Er eilte an den Tiſch und ſuchte in dem Meßbuch, Seite für Seite ſchlug er heftig um vom Anfang bis zum Ende. Die Prinzeſſin hielt die Blätter erwartungsvoll in der Hand, ſie trat zu ihm; als er das Haupt erhob, ſah er zwei große Augen in zärtlichem Mitgefühl auf ſich geheftet. Wieder ergriff er die beiden Blätter. „Was ich hier halte,“ rief er, „iſt zugleich werthvoll und troſtlos, man möchte weinen, daß es nicht mehr iſt, es iſt ein Bruchſtück aus dem ſechſten Buch der Annalen des Tacitus, das wir bereits einmal in anderer Handſchrift beſitzen. Dies waren zwei Blätter einer Pergamentlage, zwiſchen denen mehre verloren ſind. Die Schrift iſt wohlerhalten, beſſer als ich gedacht hatte, ſie iſt den Zügen nach im zwölften Jahr-

hundert von einem Deutſchen geſchrieben.“ Er ſuchte im Licht der Abendſonne ſchnell nach dem Inhalt. Die Prinzeſſin blickte über ſeine Schulter neugierig auf die dicken Buchſtaben der Mönchshand. „Es iſt richtig,“ fuhr er ruhiger fort, „der Fund iſt von hohem Intereſſe. Es wird lehrreich ſein, dieſe Handſchrift mit der einzigen vorhandenen zu vergleichen.“ Er ſah wieder nach. „Ob es eine Abſchrift iſt,“ murmelte er, „vielleicht weiſen beide auf gemeinſame Quelle. Alſo auch die Handſchrift, welche wir ſuchen, muß zerriſſen ſein, dieſe Blätter ſind herausgefallen und vielleicht während des Einpackens in ein falſches Buch geſchoben. Noch iſt Manches räthſelhaft, aber die Thatſache ſcheint mir feſt zu ſtehen, wir halten hier einen Ueberreſt der Handſchrift von Roſſau, und dieſer Fund darf eine Bürgſchaft ſein, daß auch das Uebrige nahe. Wie viel?“ fuhr er finſter auf, „und in welchem Zuſtande?“ Wieder hörte er unruhig auf den Tritt der Männer, welche die Kammer räumten. Er ſtürmte aus dem Zimmer die Treppe hinan, aber er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück. „Das geht langſam,“ ſagte er, „noch iſt nichts zu ſehen.“

„Ich weiß gar nicht, ob ich wünſchen darf, daß es ſchnell gehe,“ rief die Prinzeſſin munter, aber ihr Auge ſtrafte den lachenden Mund Lügen. „Wiſſen Sie auch, daß ich uneigennützig bin, wenn ich Ihnen helfe, die Handſchrift zu finden? So lange Sie ſuchen, gehören Sie uns. Haben Sie den Schatz gehoben, dann ziehen

Sie ſich in Ihr unſichtbares Reich zurück, und uns bleibt das Nachſehen. Ich habe Luſt, die übrigen Kammern des Hauſes vor Ihnen zu verſchließen und nur Jahr um Jahr eine zu öffnen, bis Sie ſich ganz zu uns gewöhnt haben."

„Das wäre grauſam nicht nur gegen mich," verſetzte der Profeſſor.

Die Prinzeſſin trat ihm gegenüber. „Ich ſpreche nicht eitle Worte," ſprach ſie ſchnell in verändertem Tone. „Der Fürſt wünſcht, daß Sie ſich bei uns anſiedeln. Bergau hat Auftrag, über Aeußerlichkeiten, welche Ihren Entſchluß nicht beſtimmen werden, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn ich dieſelbe Bitte ausſpreche, ſo folge ich meinem eigenen Herzen."

„Sehr unerwartet tritt dieſe Forderung an mich," antwortete der Gelehrte erſtaunt. „Mein Brauch iſt, dergleichen ſtill und in verſchiedenen Stimmungen zu erwägen, ich bitte Ew. Hoheit, in dieſer Stunde keine Antwort zu fordern."

„Ich kann ſie Ihnen nicht erſparen," rief die Prinzeſſin. „Denn ich möchte in meiner Weiſe ſelbſt um Sie werben. Sie ſollen Amt und Thätigkeit ſich hier ſo frei wählen, als unſere Verhältniſſe geſtatten, man will Sie in aller Weiſe auszeichnen und jeden Wunſch, deſſen Befriedigung in der Macht des Fürſten ſteht, erfüllen."

„Ich bin Univerſitätslehrer," verſetzte der Profeſſor, „ich bin es mit Freude, nicht ohne Erfolg. Mein

ganzes Weſen, der Gang meiner Bildung weiſen mich auf dieſen Beruf. Die Rechte und Pflichten, welche mein Leben umſchließen, halten mich mit feſten Banden. Ich habe Schüler, ich ſtehe mitten in dem Werk, das ich in ihre Seelen ſchreibe."

„Sie werden nirgend Schüler finden, die Ihnen treuer ergeben ſind und wärmer an Ihnen hängen, als meinen Bruder und mich."

„Ich bin kein Lehrer, der auf die Dauer einen Fürſten zu fördern vermag, ich bin gewöhnt an die ſtrenge Methode meiner Wiſſenſchaft und die ſtille Arbeit unter meinen Büchern."

„Der letzte Theil Ihrer Thätigkeit wenigſtens geht hier der Welt nicht verloren. Grade hier ſollen Sie Muße finden, vielleicht mehr, als unter Ihren Studenten."

„Das neue Leben würde mir neue Pflichten bringen," verſetzte der Profeſſor, „und als Mann müßte ich ſie mir fordern. Es würde mir auch Zerſtreuung bieten, an welche ich nicht gewöhnt bin. Sie laden ſich einen Mann, den Sie für feſt halten, wohl, er ſteht feſt in ſeinem Kreiſe, es beſteht keine Bürgſchaft dafür, daß er Ihnen in anderm Leben ebenſo erſcheinen werde. Vertrauen Sie nicht, daß ich Ruhe und Sammlung, wie ſie der Arbeiter bedarf, mir in veränderter Stellung bewahrte, und mein Mißbehagen über innere Störungen würde auch meiner Umgebung fühlbar ſein. Schmeichelnd tönt der neue Ruf mir in das Ohr. Aber ſelbſt, wenn ich

hier für mein Haus und meine Privatverhältniſſe Alles hoffen dürfte, was dem Leben Behagen giebt, ich müßte doch da verharren, wo ich meiner Perſönlichkeit nach am beſten nütze. Ich habe heut die Ueberzeugung nicht, daß mir dies hier gelingen würde."

Die Prinzeſſin ſah betrübt vor ſich hin. Immer noch klangen von draußen die Tritte der Männer, welche die Handſchrift von aufgehäuftem Schutt befreiten.

„Und doch," fuhr der Profeſſor fort, „wenn uns das Glück wird, die Handſchrift zu finden, ſo werden viele Tage, vielleicht viele Jahre meines Lebens durch eine neue Aufgabe in Anſpruch genommen, welche ſo groß iſt, daß ich dann meine Amtsthatigkeit als eine Laſt empfinden dürfte. Dann hätte ich das Recht zu fragen, in welcher Umgebung ich für dieſes Werk am beſten gefördert werde. Für dieſen Fall würde mir auch das Recht zu Theil, die Academie für längere Zeit zu verlaſſen. Finde ich nicht, ſo wird mir doch ſehr ſchwer werden, von hier zu ſcheiden, meine Seele wird noch lange ruhelos um dieſe Stätte ſchweben."

„So laſſe ich Sie nicht frei," rief die Prinzeſſin, „ich höre nur die Worte, Pflicht und Pergament. Gilt Ihnen denn gar nichts die Neigung, welche wir Ihnen entgegentragen? Vergeſſen Sie in dieſem Augenblick, daß ich eine Frau bin, und betrachten Sie mich als einen warmherzigen Knaben, der hingebend zu Ihnen aufſieht, und der nicht ganz unwerth iſt, daß Sie an ſeiner Seele Antheil nehmen."

Der Professor sah auf den Schüler, der vor ihm stand und kein Weib sein wollte. Die Fürstin hatte nie verführerischer ausgesehen, er blickte auf die gerötheten Wangen, auf die Augen, welche so herzlich an seinem Antlitz hingen, und auf die rothen Lippen, die von innerer Bewegung zuckten. „Meine Schüler sehen sonst anders aus," sagte er leise, „und sie sind gewöhnt, strengere Kritik auch an ihrem Lehrer zu üben."

„Ertragen Sie einmal," rief die Prinzessin, „daß Sie in einem empfänglichen Gemüth reine Bewunderung finden. Ich habe Ihnen früher gesagt, wie werthvoll mir ist, Sie zu kennen, ich bin keine Kaiserin, welche ein Reich regiert, und ich will Ihre Kraft nicht verwenden für meine Geschäfte. Aber ich würde für ein hohes Glück halten, Ihrem Geiste nahe zu sein, die edlen Worte aus Ihrem Munde zu hören. Ich fühle die Sehnsucht, das Leben mit den klaren Augen eines Mannes anzusehen. Sie haben mir leicht, wie spielend, Räthsel gelöst, die mich quälten, und Fragen beantwortet, mit denen ich seit Jahren rang. Herr Werner, Sie haben sich mir gütig zugeneigt; wenn Sie von hier gehen, werde ich da, wo ich jetzt am liebsten weile, mich vereinsamt finden. Wäre ich ein Mann, ich zöge Ihrer Lehre nach, ich bin hier gefesselt, und ich winke Sie zu mir."

Hingerissen lauschte der Gelehrte auf die weiche Stimme, welche so innig zu überreden wußte.

„Ich bitte nicht für mich allein," fuhr die Prinzessin

näher tretend fort, „auch mein Bruder bedarf eines Freundes. Ihm wird einſt die Aufgabe, für Viele zu ſorgen. Was Sie an ſeinem Geiſte thun, das gereicht Andern zum Heil. Wenn ich aus der Gegenwart mich träume in die Zukunft unſeres Hauſes, dieſes Landes, ſo fühle ich ſtolz, daß wir Geſchwiſter eine Ahnung von dem haben, was unſere Zeit von ihren Fürſten fordert, und ich fühle den Ehrgeiz, daß wir beide uns vor Andern würdig dieſes hohen Berufes erweiſen. Ich hoffe in meiner Heimath ein neues Leben entfaltet, den Bruder und mich umgeben von den beſten Geiſtern unſeres Volkes; was ein guter Fürſt zu ſpenden vermag, reiche Einfaſſung eines wohlbefeſtigten Lebens, das ſehe ich tüchtiger Geiſteskraft zugetheilt. So leben wir verſtändig und ernſthaft, wie unſere Zeit verlangt, mit einander, es ſoll kein luſtiger Hof werden in altem Stil, aber es ſoll ein herzlicher Verkehr ſein zwiſchen dem Fürſten und dem Geiſt der Nation. Das wird uns freier und beſſer machen, es mag auch dem Ganzen zu gut kommen, es kann noch ſpäteren Zeiten eine frohe Erinnerung ſein. Wenn ich mir ſolche Zukunft denke, dann, Herr Werner, ſehe ich Sie als lieben Gefährten unſeres Lebens, und der Gedanke macht mich ſtolz und glücklich."

Die Sonne ſank, ihr letzter Strahl fiel glühend auf die Fürſtin und das Haupt des Mannes. Süß tönte das Lied der Nachtigall im Fliederbuſch, der Gelehrte ſtand ſchweigend der ſchönen Frau gegenüber,

welche ihm das Leben ſo roſig malte; ihm pochte das Herz und ſeine Kraft ward klein. Wieder ſah er nahe vor ſich zwei ſtrahlende Augen und noch einmal tönten die bittenden Worte: „Bleiben Sie bei uns“ ihm mit hinreißendem Zauber in das Ohr.

Da rauſchte es leiſe an der Prinzeſſin nieder, die Blätter der Handſchrift, welche ſie berührt hatte, fielen auf den Boden. Der Profeſſor bückte ſich darnach und ſchnellte in die Höhe. „Ew. Hoheit ſehen mit fröhlichem Blick in die Zukunft,“ begann er weich, „mein Auge iſt gewöhnt, die einzelnen Zeilen in der Schrift vergangener Zeit zu leſen. Hier liegt meine nächſte Aufgabe, um dieſe Blätter flattern meine Träume. Ich bin nur ein Mann der Schreibſtube, und ich werde weniger, wenn ich mehr zu ſein fordere. Ich weiß, daß ich Vieles entbehre, in dieſer Stunde, wo das leichtbeſchwingte Leben ſo ſchön vor mir glänzt, fühle ich dies tiefer als je. Aber mein beſtes Glück muß ſein, daß ich aus ſtillen Wänden in andere Seele ſenke, was dort zur Blüthe und Frucht wird. Und meine größte Belohnung muß ſein, daß ein Anderer in guten Stunden, wo er ſich der eigenen Tüchtigkeit bewußt wird, mit flüchtiger Erinnerung auch des entfernten Lehrers denkt, ſeines Lehrers, der nur einer war unter Tauſenden, die ihn gebildet haben, nur ein einzelner Säemann auf den unabſehbaren Feldern unſerer Wiſſenſchaft.“

So ſprach der Gelehrte. Aber als er mit mühſam erkämpfter Haltung ſagte, was wahrhaft und ehrlich

war, da dachte er nicht allein an die Wahrheit, und nicht allein an den Schatz, den er ſuchte, ſondern an den größern, den er verlaſſen, um mit der ſchönen Fee des Thurmſchloſſes auf die Jagd zu ziehen. Er hörte die flehenden Worte: „Geh nicht, Felix,“ und ſie waren ihm eine Mahnung zu guter Stunde. „Wenn ich zu ihr kehre, wird ſie wohl mit mir zufrieden ſein,“ ſann der Argloſe. Es wurde ihm erſpart, ſie darum zu fragen.

Unten rollte ſchnell ein Wagen heran, der meldende Diener nahte dem Zimmer. „So ſtarr Ihr Wille, ſo feſt Ihr Sinn,“ rief die Prinzeſſin leidenſchaftlich. „Aber auch ich bin eine hartnäckige Mahnerin; ich ſetze meine Werbung fort, Herr Werner. Krieg zwiſchen uns beiden. Auf Wiederſehen zum Abend.“ Sie eilte die Stufen hinab. Das Abendlicht ſchwand hinter einer finſtern Wolkenwand, der Waſſerdampf ſchwebte in langen Streifen über die Wieſen und hing ſich an die Wipfel der Bäume, und um die Mauern des Thurmes flogen krächzend die Dohlen. Oben knarrte die Thür der Kammer, der Kaſtellan raſſelte mit den Schlüſſeln, während der Gelehrte liebevoll auf die Blätter ſah, welche er in der Hand hielt.

10.

Ilſes Flucht.

Ilſe war am Morgen dieſes Tages von dem Abſchiedsgruß des Gatten erwacht, ſie ſaß an ihrem Lager und horchte auf die rollenden Räder. „Das war eine bangſame Nacht," ſagte ſie, „nach den Thränen und der Angſt kamen die Träume. Ich hing über einem Abgrund, tief unten im Nebel rauſchte ein Waſſerſturz, Felix hielt mich von oben an einem Tuch, ſeine Kraft ließ nach, ich fühlte das an dem Tuche, aber ich hatte im Traume keine Sorge, es war mir lieb, daß Felix mich losließ und nicht mit mir hinabſank. Schwebe in Frieden abwärts, mein Traum, zu deiner Pforte von Elfenbein, du warſt ein guter Traum, denn ſonſt habt ihr einen Hang zum Schlechten, und manchmal muß man ſich euer ſchämen."

„Er fährt dahin und ich bin allein. Nein, mein Felix, du weilſt bei mir, auch wenn ich deine Stimme nicht höre. Ich war geſtern heftig gegen dich, das thut mir ſehr leid. Ich trage dich doch in mir herum, ganz nach deiner Lehre vom Geiſt des Menſchen, der in den Andern übergeht. Das Stück Felix, welches ich in mir

bewahre, wollen wir heut in Ehren halten und still ausdauern in dem häßlichen Hause."

Sie öffnete die Verhänge. „Es wird wieder ein trüber Tag, die Finken sitzen schon am Fenster und schreien nach der säumigen Frau, die heut das Frühstück ihrer Kleinen verschlief. Draußen blüht es, und die großen Blätter des Rhabarbers blähen sich vor Behagen in der feuchten Luft. Dem Vater aber muß des Regens zu viel werden, die Saat leidet. Nicht Jedem kann es der liebe Gott zugleich recht machen, begehrlich sind wir Alle."

„In der Heimath schwatzen Sie über mich. Die Nachbarin sagte nicht das Aergste, was sie wußte. Dergleichen bin ich nicht gewohnt. Als ich das Weib meines Felix wurde, da meinte ich entheben zu sein über jede Niedrigkeit der Erde, jetzt aber fühle ich die Stiche in meiner Seele."

Sie hielt die Hand über die Augen. „Keine Thräne heut?" rief sie aufspringend. „Wenn die Gedanken mir wild umherziehen, ich will mir selbst beweisen, daß auch ich etwas von einem Gelehrten habe, ich will ruhig auf mein eigenes Herz sehen, und sein Pochen stillen durch kluges Nachdenken. Als er zuerst zu uns kam und der schöne Inhalt seiner Rede mich aufregte, da verfolgte mich sein Bild in meine Kammer; ich nahm ein Buch, aber ich wußte nicht, was ich las, ich ergriff eine Rechnung, aber ich konnte nicht mehr zusammenzählen, ich merkte, daß es wild in mir werden

wollte. Und es war doch Unrecht, ſo an einen Mann zu denken, der mir derzeit noch ein Fremder war. Da ging ich mit meiner Angſt in die Kinderſtube, räumte allen Geſchwiſtern ihre Sachen auf und ſah nach, ob die Knaben etwas zerriſſen hatten. Ich war damals ein ſehr hausbackenes Ding. Ach, ich bin's immer geblieben; ich hoffe, heut ſoll es mir helfen. Ich ſuche den leichten Kram zuſammen. Denn mir iſt doch, als wäre mir die Reiſe nahe, dafür iſt gut, wenn alles gerüſtet iſt.“ Sie öffnete Schrank und Kommode, zog ihren Koffer hervor und packte ein.

„Wohin?“ frug ſie leiſe, „in die Weite? Wie lange iſt's her, da hatte ich große Flügel wie eine Schwalbe und flog mit meinen Gedanken froh in die Fremde, und jetzt ſind dem armen Schwälbchen die Flügel gelähmt, ich ſitze allein auf meinem Zweig, ich möchte mich tief verſtecken in die Blätter und ich fürchte mich vor dem Flattern und Schwatzen der Nachbarn.“ Sie ſtützte das Haupt müde in die Hand. „Wo ſoll ich hin?“ ſeufzte ſie, „zum Vater ſoll ich nicht, wie ſoll ich jetzt Berge und alte Säulen mit Freude ſchauen? wie kann man ein Herz haben für die Bilder der Natur und für das Treiben vergangener Völker, wenn das eigene Leben nicht Ordnung iſt?“

„Man ſoll ſich immer betrachten als das Kind des ganzen Menſchengeſchlechts, ſagt mein Felix, und das Haupt frei halten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Geſtorbener und Lebender mit uns verbunden

ſind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab, von denen, die waren und um mich ſind, was mir durch die Seele ſtürmt und was ſtets aufs Neue quälend in mir aufſteigt? wer löſt mich von der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und von einer heißen Angſt um das Kommende? Ach, es iſt eine Lehre für die großen Stunden des Menſchen, wo er ruhig um ſich ſchaut, aber die Lehre iſt zu hoch für den armen Gequälten."

Sie nahm die kleine Bibel von dem Schrank, welche ihr der gute Pfarrer auf dem Stein beim Abſchied geſchenkt hatte, und zog ſie aus ihrer Kapſel. „Ich habe lange verſäumt, in dir zu leſen, liebes Buch, denn wenn ich deine Blätter aufſchlage, ſo fühle ich mich wie ein doppeltes Weſen, die alte Alſe wird lebendig, die einſt deinen Worten ohne Grübeln vertraute, und dazwiſchen ſehe ich wieder mit den Augen meines Mannes prüfend auf manche Blätter, und ich frage, ob auch noch jeder Ausſpruch, den ich hier finde, mein Gedanke ſein darf. Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unſicherheit nicht ſchützt. Auch wenn ich die Hände zuſammenlege und bitte, wie ich als Kind gelernt, ſo weiß ich, daß ich um nichts bitten darf, als um die Kraft, ſelbſt zu überwinden, was mir den Muth beſchwert."

Der Gärtner trat in das Zimmer, heut wie jeden Morgen, und bot einen Korb Blumen, welche der Herr des Schloſſes ihr ſandte. Alſe fuhr auf und wies nach

dem Tiſch. „Setzen Sie hin,“ ſagte ſie kalt, ohne den Korb zu berühren. Sonſt hatte ſie dem Mann oft ihre Freude gezeigt an dem ſchönen Blüthenſchmuck, den er gezogen, und der Gärtner, dem immer weh that, daß die vornehmen Herrſchaften über das Seltenſte wegſahen, hatte ſich an den warmen Antheil der fremden Frau ſo gewöhnt, daß er jeden Morgen ſelbſt die Blumen brachte und ihr die neuen Lieblinge des Glashauſes nannte. Das Beſte, was er hatte, ſchnitt er für ſie ab. „Die Andern merken es doch nicht,“ ſagte er, „und ſie behält auch die lateiniſchen Namen.“

Heut ſetzte er gekränkt den Blumenkorb hin. „Es ſind neue Pantoffelblumen dabei,“ begann er vorwurfsvoll, „es iſt mein Sortiment, Sie ſehen dieſe Arten nicht wieder.“ Alſe füllte das Leid des Gärtners, ſie trat mit Ueberwindung an den Tiſch und ſagte: „Wohl ſind ſie ſehr ſchön. Aber die Blumen, lieber Herr, verlangen auch ein leichtes Herz, und das fehlt mir jetzt. Ich verdiene heut Ihre Freundlichkeit ſchlecht, ſeien Sie mir darum nicht böſe.“

„Wenn Sie nur auf die grangefleckten achten wollen,“ rief der Gärtner in Künſtlerbegeiſterung, „dieſe ſind mein Stolz und ſonſt nirgend in der Welt zu haben.“

Alſe rühmte die grauen. „Manches Jahr habe ich mich gemüht,“ fuhr der Gärtner fort, „ich habe alles gethan, um guten Samen zu erhalten, immer kam Gewöhnliches. Als ich faſt den Muth verloren hatte,

blühten in einem Jahre alle die neuen Arten. Nicht meine Kunst that es," fügte er ehrlich hinzu, „es ist ein Geheimniß der Natur, sie hat mir das Glück gegeben und meine Sorgen abgethan ganz auf einmal."

„Sie hatten sich doch darum bemüht und wacker das Ihre gethan," antwortete Ilse, „handelt man so, dann mag man auch dem guten Geiste des Lebens vertrauen."

Der Gärtner ging beruhigt von dannen, Ilse sah auf die Blumen. „Auch er, der euch zu mir sandte, ist mir zur Angst geworden. Und doch war er der Einzige hier, der mir gleichmäßige Freundlichkeit und eine gute Haltung gezeigt hat. Felix hat recht, es ist für uns kein Grund, seinetwegen unruhig zu sein. Wer weiß, ob er große Schuld hat an den häßlichen Reden, die um dieses Haus fliegen. Ich darf ihm nicht Unrecht thun. Aber wenn ich seine Blumen betrachte, ist mir jetzt, als läge eine Natter darin, denn ich weiß nicht, ist seine Seele lauter oder unrein, ich verstehe seine Art nicht, und das macht unsicher und argwöhnisch." Sie stieß den Korb weg und wandte sich ab.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung übergeben war, kam betrübt in das Zimmer und bat, ihr bis morgen Urlaub zu geben, weil ihre Mutter auf einem Dorf in der Nähe schwer erkrankt sei. Ilse erkundigte sich gütig nach der Krankheit, gab ihr mit Wünschen und gutem Rath die erbetene Freiheit. Das Mädchen schlich verstört aus der Thür, Ilse sah ihr

traurig nach, „auch ihr iſt das Herz ſchwer. Es trifft ſich gut, daß Felix nicht zu Hauſe iſt, da kann ich mir allein helfen. Es wird ein ſtiller Tag werden, nach dem Sturm von geſtern iſt mir das recht.“

Wieder klopfte es, der Kaſtellan vom Schloſſe brachte die Briefe, welche ihm der Poſtbote auch für den Pavillon abgab. Es waren auch heut Briefe der Geſchwiſter, welche den regelmäßigen Verkehr zwiſchen dem Stein und ſeiner entfernten Tochter unterhielten. Ueber das ernſte Geſicht von Frau Alſe flog ein Strahl der Freude.

„Das iſt ein guter Morgengruß,“ ſagte ſie, „ich will heut meiner Bande ausführlich antworten, wer weiß, ob in den nächſten Wochen Zeit dafür iſt.“ Sie eilte an den Schreibtiſch, las, lachte und ſchrieb, die Angſt war von ihr genommen, ſie plauderte als frohes Kind in den Redensarten und Gedanken der Kinderſtube. Darüber verrannen die Stunden, Gabriel trug das Mittagsmahl auf und ab. Als er ſie am Nachmittag wieder über die Briefe geneigt fand, blieb er hinter ihr ſtehen und kämpfte mit ſich, ob er ſie anreden ſollte, aber da Alſe ſo tief in ihre Arbeit verſenkt war, nickte er vor ſich hin und ſchloß die Thür.

Zuletzt ſchrieb Alſe an den Vater. Wieder wurde ihr das Haupt ſchwer, und aus der Tiefe ſtieg die Angſt und legte ſich brennend um ihre Bruſt. Sie ſprang vom Schreibtiſch auf und ging heftig durch das Zimmer. Da, als ſie dem Fenſter nahe kam, ſah ſie, daß der

Herr des Schloſſes langſam auf dem Kieswege dem Pavillon zuſchritt.

Ilſe trat ſchnell zurück. Nicht ungewohnt waren ihr die kurzen Beſuche des Fürſten, heut aber blickte ſie ſcheu auf die Wände, das Blut ſchoß ihr zu dem Herzen, ſie preßte die Hände auf die Bruſt und rang nach Faſſung.

Die Thür flog auf. „Ich komme zu hören," begann der Fürſt, „wie Sie die Einſamkeit dieſer Stunden ertragen. Auch mein Haus iſt geräumt, die Kinder ſind von mir gezogen, es iſt leer unter dem Schiefer des großen Baues."

„Ich habe die Muße benützt mit entfernten Freunden zu verkehren," antwortete Ilſe. Sie wollte heut die Namen der Kinder vor dem Fürſten nicht nennen.

„Gehört zu dieſen Freunden auch das kleine Volk, welches in der Ferne auf dem Steine umherſpringt?" frug der Fürſt lächelnd, „haben die Kinder vom Gute wieder ihre Wünſche an's Herz gelegt?" Er ergriff einen Stuhl und lud Ilſe zum Sitzen ein.

Seine Haltung gab auch ihr größere Ruhe, er ſah in dieſem Augenblick aus wie ein kluger und wohlwollender Mann.

„Ja, Hoheit," verſetzte Ilſe. „Diesmal aber war meine jüngere Schweſter Luiſe die eifrigſte, Briefſtellerin."

„Verſpricht ſie Ihnen ähnlich zu werden?" frug der Fürſt freundlich.

„Sie iſt jetzt zwölf Jahr," verſetzte Alſe gehalten, „ſie hat Gefühle über Alles, und ihre Phantaſie fliegt um jeden Strohhalm. Es ſieht faſt aus, als ob ſie die Dichterin der Kinderſtube ſein wollte. Ich weiß nicht, wie dieſer phantaſtiſche Sinn in unſere Wirthſchaft gekommen iſt. Sie erzählt mir in ihrem Brief eine ganze lange Geſchichte, die ihr ſelbſt begegnet ſei, und die doch nichts iſt als ein kleines Mährchen, das ſie irgendwo geleſen hat. Denn ſeit ich in der Stadt bin, ſind mehr Mährchenbücher auf den Stein gekommen, als in meiner Jugend."

„Wahrſcheinlich iſt es nur kindliche Eitelkeit," ſagte der Fürſt freundlich, „welche ſie antreibt eine Erfindung für Wahrheit auszugeben."

„So iſt es auch," antwortete Alſe lebhafter. „Sie will ſich im Walde verirrt haben, und als ſie einſam unter den Pilzen ſaß, kamen die kleinen Thiere unſeres Hofes, die ſie ſonſt füttert, die weiße Maus im Käfig, das Kätzchen und der Schäferhund, ſetzten ſich um ſie und liefen vor ihr her, bis ſie ſich aus dem Walde fand. Die Katze neben der Maus, Hoheit, das war dumm! Dieſe Geſchichte erzählt ſie dreiſt als Wirklichkeit und fordert mich noch auf ſie rührend zu finden. Das wurde doch zu arg, ich habe ihr aber auch meine Meinung geſagt."

Der Fürſt lachte, er lachte von Herzen. Es war ein ſeltener Klang, der an den Wänden des dunklen Zimmers dahinzog, und verwundert ſchaute der Liebes-

gott oben auf den luſtigen Mann herab. „Darf ich fragen, welche Kritik dem poetiſchen Gemüth zuertheilt wurde?“ frug der Fürſt. „In dem Mährchen iſt doch eine poetiſche Idee, daß Freundlichkeit, welche man Andern erwieſen, zur rechten Stunde wieder vergolten wird. Das iſt leider nur Dichtereinfall, die Wirklichkeit kennt ſolche Dankbarkeit ſelten.“

„Man ſoll auch im Leben nicht auf fremde Hilfe vertrauen,“ verſetzte Ilſe feſt. „Und man ſoll Freundlichkeit Andern nicht erweiſen, damit ſie vergolten wird. Es iſt ja beſondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo wieder herzlich zu uns zurückklingt, aber man ſoll nicht darauf vertrauen; ein verirrtes Kind ſoll tapfer ſeine fünf Sinne zuſammennehmen, damit es den Weg zur Heimath ſelbſt findet. Vor Allem aber ſoll man nicht poetiſche Einfälle für ein erlebtes Ereigniß ausgeben. Darüber gab's wieder Schelte, denn, Ew. Hoheit, Mädchen in dieſen Jahren muß man immer zu richtiger Beſinnung zwingen, ſie verlieren ſich leicht in Träumerei.“

Der Fürſt lachte wieder. Wo weilen die klugen Thiere, Frau Ilſe, welche dir freundlichen Rath geben in deiner Noth?

„Sie waren zu ſtreng,“ fuhr der Fürſt fort. „Auch uns Erwachſenen täuſcht die Hexe Phantaſie ewig das Urtheil; man ängſtigt ſich ohne Grund, und man hofft und vertraut ohne Berechtigung. Wer immer vermöchte, das unbefangene Urtheil über die eigene Lage zu be-

wahren, der wäre so frei, daß er das Leben schwerlich noch ertrüge."

„Die Phantasie verwirrt uns," antwortete Alse umherblickend, „aber sie warnt uns auch."

„Was ist alle Wärme der Empfindung, jede Hingabe an andere Menschen?" fuhr der Fürst traurig fort, „nichts als ein feiner Selbstbetrug. Wenn ich jetzt mir mit der frohen Empfindung schmeichle, daß es mir gelang, einen Antheil auch an Ihrem Herzen für mich zu gewinnen, zuletzt ist auch das nur eine Täuschung; aber es ist ein Traum, den ich mir sorgfältig erhalte, denn er thut mir wohl. Mit einem Genuß, den ich lange entbehrt, höre ich auf die ehrlichen Worte Ihrer Stimme, und mich peinigt der Gedanke, daß ich dies anmuthige Behagen je wieder missen soll. Es hat für mich höheren Werth, als Sie wohl meinen."

„Ew. Hoheit sprechen zu mir, wie zu einem recht guten Freunde," versetzte Alse sich hoch aufrichtend, „und wenn ich den Ausdruck, womit Sie mir dies Gütige sagen, zu Herzen nehme, so muß ich glauben, daß Ihnen ganz so zu Muthe ist, wie Sie reden. Mir aber stört jetzt dieselbe Phantasie, welche Sie tadeln und loben, auch das Vertrauen, welches ich gern zu Ew. Hoheit haben möchte. Und ich will darüber nicht schweigen, denn mir thut weh, nach solchem lieben Wort etwas gegen Sie auf dem Herzen zu behalten." Sie stand schnell auf. „Mir stört meinen Frieden, daß ich in einem Hause wohne, welches der Fuß anderer Frauen meidet."

Der Fürſt blickte überraſcht auf die Frau, welche mit feſter Haltung die innere Unruhe beherrſchte. „Die Zigeunerin," murmelte er.

„Ew. Hoheit wiſſen ſo gut, welche Dienſte die Phantaſie thut," fuhr Alſe ſchmerzlich fort. „Mich hat ſie gequält, und mir wird ſchwer in dieſem Raum an die Achtung zu glauben, deren Ew. Hoheit mich verſichern."

„Was hat man Ihnen zugetragen?" frug der Fürſt mit ſcharfem Ton.

„Was Ew. Hoheit aus meinem Munde zu hören nicht verlangen dürfen," verſetzte Alſe ſtolz. „Es iſt möglich, daß ein Herr vom Hofe über dergleichen gleichgültiger denkt. Das ſage ich mir ſelbſt. Mir aber hat Unglück gebracht, daß ich hier bin. Es iſt ein Fleck auf einem ſaubern Gewande, mein Auge haftet ſtarr darauf, ich waſche ihn weg mit meiner Hand, und doch liegt er immer wieder vor mir, denn es iſt ein Schatten, der von außen darüber fällt."

Der Fürſt ſah finſter vor ſich hin. „Ich benütze die Ausreden nicht, welche Sie ſelbſt dem Herrn eines Hofes in den Mund legen, denn ich fühle in dieſem Augenblicke tief und leidenſchaftlich wie Sie, daß man Ihnen ein Unrecht gethan. Ich habe nur eine Entſchuldigung," fuhr er in gehobener Empfindung fort, „Sie kamen her, mir fremd, und wenig ahnte ich, welchen Schatz man in meiner Nähe barg. Seitdem haben Sie bei kurzem Gruß und Kommen für mich eine Be-

deutung gewonnen, der ich mich widerſtandslos hingebe. Selten erlaubt mir das Schickſal unverhüllt zu ſagen, was ich empfinde. Ich ſcheue mich, die hochtrabenden Worte eines Jünglings zu gebrauchen, denn ich will Sie nicht beunruhigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen Sie weniger ſtark fühle, weil ich meine Bewegung zu verbergen weiß."

Alſe ſtand in der Mitte des Zimmers, ein flammendes Roth fuhr ihr über die Wangen. „Ich bitte Ew. Hoheit kein Wort weiter zu ſprechen, denn mir ziemt nicht das zu hören."

Der Fürſt lächelte bitter. „Schon habe ich Sie verletzt, und Sie machen mir ſchnell deutlich, daß eine Täuſchung war, wenn ich auf Ihre Neigung hoffte. Und doch bin ich Ihnen gegenüber ſo arm, daß ich Sie bitte, Ihr Mitgefühl einer Leidenſchaft nicht zu verſagen, die ſo heiß in mir glüht, daß ſie mir in dieſer Stunde die Herrſchaft über mich ſelbſt genommen hat."

Alſe flüſterte vor ſich hin: „Hinweg von hier."

„Entſagen Sie dieſem Gedanken," rief der Fürſt außer ſich. „Ich kann Ihren Anblick, den Klang Ihrer Stimme nicht entbehren. Wie ſpärlich er mich erfreut, er iſt das Glück meiner Tage, in einem Leben ohne Freude und Liebe das einzige große Gefühl. Daß ich Sie mir nahe weiß, hält mich aufrecht im Kampfe gegen Gedanken, die mich in düſteren Stunden betäuben. Wie der andächtige Wanderer auf das Glöcklein des Eremiten lauſcht, ſo horche ich auf den leiſen Ton, der aus Ihrem Le-

ben in das meine klingt. Laſſen Sie ſich die Hingabe des einſamen Mannes gefallen," fuhr er ruhiger fort. „Ich gelobe, Ihr Zartgefühl nie mehr zu kränken, ich gelobe, mich mit dem Anrecht an Ihr Leben zu begnügen, das Sie mir in freier Wahl geben."

„Mich aber reut jedes Wort, das ich zu Ew. Hoheit geſprochen, und mich reut jede Stunde, in der ich ehrfürchtig Ihrer gedacht," rief Alſe in aufloderndem Zorn. „Ich war ein armes gläubiges Kind," fuhr ſie außer ſich fort, „und ich habe für meinen Fürſten die Hände gefaltet, ehe mein Auge ihn geſehen, jetzt, da ich ihn kenne, graut mir vor ihm, und ich raffe mein Kleid zuſammen und ſpreche: Hebe dich weg von mir."

Der Fürſt fiel in einen Stuhl. „Es iſt ein alter Fluch, der aus dieſen Wänden in mein Ohr brauſt, es iſt nicht Ihre Seele, die mich von ſich ſtößt. Von Ihren Lippen ſoll nur das Wort der Liebe und des Erbarmens kommen. Nicht der Verſucher bin ich, ſelbſt ein Wanderer in der Wüſte, nichts um mich, als öder Sand und ſtarrer Fels. Und ich höre verſchmachtend ein Kinderlachen, ich ſehe die blondgelockte Schaar bei mir vorüberziehen, ich ſehe zwei Augen mit warmem Gruß auf mich gehefte, und eine Hand, die dem Müden mit der gefüllten Schaale zuwinkt, und wie ein Nebelbild iſt alles verſchwunden, ich bleibe allein und ich verderbe." Er ſchlug die Hände vor die Augen. Alſe erwiederte kein Wort, ſie ſtand abgewandt und blickte durch das Fenſter nach den Wolken, welche flüchtig am Himmel zogen.

Es war ſtill im Zimmer. Keines regte ſich und Keines ſprach. Langſam erhob ſich der Fürſt, er trat vor Ilſe, wie verglaſt waren ſeine Augen, und ſeine Bewegungen mühſam und gezwungen. „Hat Sie verletzt, was ich in überſtrömendem Eifer ſprach, ſo vergeſſen Sie es. Ich habe Ihnen gezeigt, daß auch ich noch nicht frei von der Schwäche lebe, vergeblich auf einen verwandten Herzſchlag zu hoffen. Denken Sie nur daran, daß ich ein Irrender bin, der bei Ihnen Troſt geſucht hat, es war eine demüthige Frage, können Sie keine Antwort geben, ſo zürnen Sie doch dem armen Bittenden nicht.“ Ein langer Blick fiel auf ſie, heiße Leidenſchaft, tödtlich verletzter Stolz und etwas anderes, das der Frau Entſetzen erregte, lag in ſeinem Auge, feſt und ſtarr ſah auch ſie ihm in das Antlitz, er hob warnend den Finger und ſchritt zur Thür hinaus.

Sie lauſchte auf die Tritte des Schreitenden, ſie merkte jede Treppenſtufe, die er hinabſtieg, als ſich die Hausthür hinter ihm ſchloß, riß ſie an der Klingel.

Gabriel, der im Vorzimmer geſtanden, trat ſchnell herein. „Ich will fort von hier,“ rief Ilſe.

„Wohin, Frau Profeſſorin?“ frug der erſchrockene Diener.

Wohin? brauſte es in Ilſes Ohr.

„Zu meinem Mann,“ rief ſie, aber als ſie die eigenen Worte hörte, fuhr ſie zuſammen, auch er war in einem Hauſe des Fürſten, er war bei der Tochter

des argen Mannes, er ſelbſt nicht ſicher dort, ſein Weib nicht ſicher bei ihm. Wohin? wirbelte ihr im Hirn. Beim Vater auf dem Stein war der Sohn des argen Mannes; ſie dürfe nicht hinkommen, hatte die Nachbarin geſagt. Sie ſenkte betäubt das Haupt, das Gefühl der Hilfloſigkeit legte ſich zentnerſchwer auf ſie. Aber ſie erhob ſich wieder und trat nahe zu Gabriel. „Ich will dies Haus verlaſſen," ſagte ſie, „ich will dieſe Stadt verlaſſen, noch heut, auf der Stelle." Der Diener rang die Hände. „Ich wußte, daß es ſo kommen würde," rief er.

„Sie wußten es," frug Alſe finſter, „und ich nicht und mein Gatte nicht? Lag denn auf der Straße für Jedermann ſichtbar, was ihm und mir Geheimniß war?"

„Ich merkte, daß es hier ſehr unheimlich iſt," antwortete Gabriel, „und daß Niemand dem vornehmen Herrn traut, welcher dort hinausging. Wie durfte ich Ihnen ſagen, was nur mein einfältiger Gedanke war?"

„Es iſt nicht gut, wenn man ſich zu wenig um die Reden der Leute kümmert," verſetzte Alſe. „Ich will an einen Ort, wo ich eine Frau finde, Gabriel. Schaffen Sie mir ſogleich einen Wagen und begleiten Sie mich zur Frau Oberamtmann. Wir laſſen Alles hier, Sie kehren in dies Haus zurück, damit Sie zur Stelle ſind, wenn mein Mann eintrifft."

„Woher ſoll ich den Wagen nehmen?" frug Gabriel zögernd.

„Aus der Stadt, und nicht aus dem Marſtall.“

Gabriel ſtand und überlegte, endlich ſagte er kurz: „Ich gehe, Frau Profeſſorin, haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zuſieht, wenn Sie ſich zur Reiſe bereiten.“

„Niemand darf es wiſſen,“ rief Alſe heftig. Gabriel eilte hinaus, Alſe verriegelte die Thür und flog in das Nebenzimmer. Dort ſuchte ſie das Unentbehrliche für die Reiſe zuſammen, Hut und Hülle. Sie ſchloß alle Behälter und packte die Schlüſſel in ein Bund. „Wenn Felix kommt, ſoll er nicht ſagen, daß ich kopflos entlaufen ſei.“ Sie ging auch an ſeinen Arbeitstiſch und verſiegelte die Briefe in einem Packet. „Damit kein neugieriges Auge auf euch blickt,“ ſagte ſie. Als ſie die Briefe der Kinder und ihre eigenen Antworten zuſammenſchloß, überfiel ſie ein Schauer und ſie barg das Bündel ſchnell unter den übrigen Schriften. Sie war fertig, Gabriel kehrte noch nicht zurück, er ſäumte lange. Mit feſtem Schritt ging ſie durch die Zimmer. „Fremder ſeid ihr mir geworden, je länger ich hier weilte. Die Pracht des erſten Abends, wo iſt ſie geblieben? Es war ein kalter Glanz, feindſelig meinem Leben, könnte ich jede Erinnerung an euch aus der Seele reißen, es wäre mir lieb.“ Sie ſetzte ſich auf die Stelle, wo ſie in der Nacht über den ſchlafenden Gatten geblickt. „Das war der letzte traurige Blick auf ſein liebes Haupt, wann ſehe ich es wieder? Ich gehe von dir, mein Felix, wer uns das geſagt hätte, als wir nebeneinander

vor dem Altare ſtanden. Ich laſſe dich zurück unter argdenkenden Menſchen, dich, auch dich in Gefahr, und ich gehe allein in die Fremde, Rettung für mich zu ſuchen, weit weg von dir. Wer uns das geſagt noch vor wenig Tagen, ich hätte ihn einen Lügner geſcholten in ſein Angeſicht. Ich gehe, mein Felix, um mich zu retten für dich, denke daran," bat ſie vor dem Lager, „und zürne mir nicht. Um Kleineres ginge ich nicht." Sie ſank an den Kiſſen nieder und rang die Hände in thränenloſem Schmerz. Lange lag ſie ſo, endlich pochte es an der äußern Thür, ſie ſprang auf und öffnete, aber ſie fuhr zurück, als ſie in das bleiche Antlitz des treuen Dieners ſah.

„Ich habe keinen Wagen beſtellt," ſagte Gabriel, „denn es würde nichts nützen."

„Was heißt das?" frug Alſe finſter.

„Der Wagen, welcher hier vorfährt, würde die Frau Profeſſorin nicht dahin bringen, wo Sie wollen, nur dahin, wo Andere wollen."

„So gehen wir ſelbſt und nehmen in der Stadt ein Fuhrwerk, wie es auch ſei."

„Wohin wir gehen," verſetzte Gabriel, „werden wir beobachtet, wenn ich einen Wagen rufe, wird er wieder abbeſtellt."

„Sie ſind ſelbſt erſchrocken, Gabriel, und Sie ſehen Gefahren, wo keine ſind," verſetzte Alſe unwillig.

„Wenn auch ein ehrlicher Mann Sie zu der Frau Oberamtmann fährt," fuhr Gabriel fort, „ſo iſt doch

zweifelhaft, ob Sie auf dem Gute ankommen. Sehen Sie den Mann dort unten am Schloſſe, er geht langſam wie ein Spaziergänger, aber er verwendet kein Auge von dieſem Hauſe. Das iſt einer von unſern Wächtern, und er iſt nicht der einzige."

„Wer hat Ihnen das geſagt?" frug Ilſe.

„Ich habe einen guten Freund hier, der zum Schloſſe gehört," verſetzte Gabriel zögernd, „zürnen Sie nicht, Frau Profeſſorin, daß ich bei ihm anfrug, denn er kennt alle Schliche. Es iſt ja möglich, ſagte mir dieſer, daß es glückt. Denn man kann die Leute in der Stadt doch nicht zu Räubern oder Betrügern machen, aber es iſt unſicher und gefährlich."

Ilſe ergriff ihren Hut und Mantel.

„Ich gehe, Gabriel," ſagte ſie ruhig. „Wollen Sie mich auf meinem Gange begleiten?"

„Liebe Frau Profeſſorin, wohin Sie wollen," rief Gabriel. „Hören Sie aber erſt auf meinen Vorſchlag. Der Bekannte meint, das Sicherſte iſt, wenn der Herr Oberamtmann Sie ſelbſt abzuholen kommt, und zwar am Abend. Die Abende ſind finſter, und Sie können dann vielleicht aus dem Hauſe gehen, ohne daß der Lakai oder ein Anderer es bemerkt."

„Eine Gefangene!" rief Ilſe. — „Wer iſt Ihr Bekannter?" frug ſie Gabriel ſcharf anſehend.

„Er iſt ſicher wie Gold," betheuerte Gabriel, „und ich werde es der Frau Profeſſorin ſpäter gern erzählen, nur heut bitte ich mich nicht zu fragen, denn er hat

wegen ſeiner eigenen Sicherheit gefordert, daß kein Menſch von ihm erfahre.“

„Ihrer Treue vertraue ich,“ verſetzte Ilſe kalt, „aber Sie ſelbſt können getäuſcht werden. Fremdem Rath folge ich nicht.“

„Er hat mir ein Pferd angeboten,“ rief Gabriel, „es ſteht bereits vor der Thür. Wenn Sie mir eine Zeile an den Herrn Oberamtmann mitgeben, ich reite ſelbſt und bringe den Wagen bei guter Zeit.“

Ilſe ſah finſter auf den Diener. „Darüber vergehen viele Stunden, ich will nicht allein hier bleiben. Ich gehe zu Fuß auf der Landſtraße zu meinen Freunden.“

„Sehen doch Frau Profeſſorin nach dem Himmel, ein Wetter zieht herauf.“

„Es iſt mir recht,“ rief Ilſe, „ich gehe nicht zum erſten Mal durch den Regen. Wollen Sie mich nicht begleiten, ſo erwarten Sie hier meinen Mann und ſagen ihm, ich wäre hinausgegangen auf meine Heimath zu, wenn ich bei guten Leuten bin, werde ich ihm ſchreiben.“

Gabriel rang die Hände, Ilſe knüpfte Hut und Mantel um.

Da erhob ſich unten im Hausflur ein lauter Wortwechſel, Gabriel riß die Thür auf, eine fremde Baßſtimme zürnte heftig gegen den Lakaien: „Ich aber ſage Ihnen, Lerkey, oder was für eine Pflanze Sie ſonſt ſind, ich bin nicht der Mann, der ſich die Thür vor der Naſe zuſchlagen läßt; ſie iſt zu Hauſe.“

Alſe warf Hut und Mantel von ſich, ſprang an die Treppe und rief hinunter: „Herr Hummel!“

„Gehorſamſter Diener, Frau Profeſſorin,“ rief Hummel herauf. „Ich komme ſogleich, ich will nur erſt dieſem Majordomus meine Hochachtung ausſprechen. Sie ſind ein Intrigant, Herr, und ein Subject, dem ich diejenige Behandlung wünſche, welche es verdient; dreijährige Haſel und ſtramm angezogen. Ich komme, Frau Profeſſorin.“ Er ſtieg ſchwerfällig die Treppe herauf, Alſe flog ihm entgegen, führte ihn an der Hand in ihr Zimmer, und ſo übermächtig wurde ihr jetzt die Erſchütterung, daß ſie ihr Haupt auf ſeine Schulter legte und weinte.

Herr Hummel hielt ſtill und ſah theilnehmend auf Frau Alſe.

„Alſo das iſt Hofbrauch?“ frug er leiſe, „und in dieſem Tone wird hier Converſation gemacht?“

„Mein Gatte iſt verreiſt, ich will hinweg, Herr Hummel, helfen Sie mir ins Freie.“

„Das iſt ganz mein Fall,“ verſetzte Hummel, „ich bin ohnedies mitten in einem Entführungsgeſchäft; ich komme in dieſe Stadt, um Ihnen wegen meiner Tochter Laura eine Bitte vorzutragen und bei ſchwarzen Herren hierſelbſt Einiges in Ordnung zu bringen. Wohin wollen Sie reiſen?“

„Zu guten Freunden, welche mich in das Haus meines Vaters bringen.“

„Dies iſt der rechte Weg,“ verſetzte Hummel. „In

verzweifeltem Fall, wenn alles in der Welt wankt, ſelt das Kind zum Vater zurück. Dieſe Treue bleibt, ſie iſt zwanzig Jahr alt, bever die des Mannes anfängt. Da Ihr Herr Vater nicht verhanden iſt, ſo erlauben Sie, daß ein Anderer, der auch weiß, was Sorge um ein Kind heißt, bei Ihnen die Stelle des Vaters vertritt."

Ilſe hielt ſich an ihm feſt, Hummel drückte ihr in ſeiner Weiſe zart die Hand, es war doch ein kräftiger Druck.

„Jetzt Ruhe und kaltes Blut. Es kann keine geringe Sache ſein, welche Sie ſo ſtark bewegt. Ich verlaſſe Sie nicht eher, bis ich Sie gut aufgehoben weiß." Er ſah auf Gabriel, der ihm ein Zeichen machte. „Sie alſo kümmern ſich um gar nichts. Setzen Sie ſich ruhig hin und erlauben Sie, daß ich mich mit Gabriel beſpreche. Ich ſerge Ihnen für Alles, und ich ſtehe für Alles."

Ilſe blickte ihn dankbar an und ſetzte ſich gehorſam nieder. Hummel winkte Gabriel in das Nebenzimmer. „Was iſt hier vorgefallen?" frug er.

„Der Herr iſt auf einige Tage verreiſt, unterdeß iſt man unartig gegen die Frau Profeſſorin geworden, hier gehen große Schlechtigkeiten vor, man will ſie nicht abreiſen laſſen."

„Meine Miether nicht abreiſen laſſen?" rief Herr Hummel, „lächerlich! Ich habe einen Reiſepaß bis Paris in der Taſche, wir ſpringen über dieſes Land hinweg wie Heupferde. Ich hole ſogleich eine Fuhre." Gabriel ſchüttelte den Kopf. Die Vertrauten handelten eine

Weile mit einander. Herr Hummel kam zurück und ſagte mit größerem Ernſt zu Alſe: „Jetzt bitte ich, ſetzen Sie ſich an den Schreibtiſch, und verfaſſen Sie einige Zeilen an den Herrn Oberamtmann; an den Mann und nicht an die Frau, ſonſt giebts Confuſion; er ſoll ſogleich nach Empfang dieſes Schreibens mit einem geſchloſſenen Wagen hierher kommen, er ſoll in der Vorſtadt beim ſchwarzen Bär mit dem Wagen halten, er ſoll ſeinen Wagen nicht verlaſſen, es wäre ein großer Freundesdienſt. Weiter nichts. Dieſen Brief ſchafft Gabriel an die Adreſſe. Wie er ihn beſorgt, iſt ganz ſeine Sache und kümmert uns nicht, will er fliegen, wie dieſer zweideutige Genius an der Decke, welcher ſeinen Paletot vergeſſen hat, ſo wird das um ſo beſſer ſein. Alſo der Brief iſt fertig, verzeihen Sie, wenn ich ihn leſe. Alles richtig und genau. Schnell fort, Gabriel. Wenn Sie beim Schleſſe vorüber ſind, dann Carriere, bis dahin benehmen Sie ſich als ruhiger Menſchenfreund, ich erlaube Ihnen, meinen Deſſauer zu pfeifen, wenn Sie das im Stande ſind. Sollte man Sie fragen, ſo beſorgen Sie für mich Geſchäfte.“

Gabriel eilte zur Thür hinaus. Hummel rückte ſich einen Stuhl vor Frau Alſe und ſah auf ſeine Uhr. „Sie werden fünf Stunden auf den Wagen warten, wenn Alles gut geht. Unterdeß müſſen Sie mich bei ſich ertragen, ich verlaſſe dieſes Haus nicht ohne Sie. Laſſen Sie ſich den Aufſchub nicht leid ſein, mir iſt er lieb, denn ich habe mit Ihnen als mit einer braven

Frau, vor welcher ich mit wahrem Respect den Hut abnehme, auch über meine Angelegenheiten zu sprechen, welche mir sehr auf dem Herzen liegen. Wir haben Zeit genug dafür. Ich habe auch dem Herrn Professor einige Papiere mitgebracht, es kommt wenig darauf an, sie werden aber hier auf den Tisch gelegt, damit wir als Geschäftsleute einander gegenüber sitzen. Dann aber werde ich mich freuen, wenn Sie dem Judas im Bedientenzimmer meinetwegen einen Auftrag geben. Haben Sie jedoch die Güte, vorher Alles wegzuräumen, was daran erinnert, daß Sie von mir entführt sein wollen."

Alle sah ihn unsicher an. „Was darf ich dem Mann sagen, Herr Hummel?"

„Sie sind eine so gute Hausfrau," versetzte Hummel verbindlich, „daß ich Ihnen durchaus überlassen kann, was Sie mir vorsetzen wollen. Ich bin den ganzen Tag gereist." Er machte eine kleine Handbewegung nach seiner Weste.

Alle sprang auf, sie mußte trotz ihrer Angst lächeln über das sorgliche Wesen des Hauswirths. „Verzeihen Sie mir, Herr Hummel."

„Das ist die rechte Stimmung," versetzte Hummel, „es giebt kein besseres Mittel gegen das Tragische, als einen gedeckten Tisch. Ich bitte deshalb nicht um einen Teller, sondern um zwei, es würde mir nicht munden, wenn Sie zusehen wollten. Glauben Sie mir, Frau Professerin, die edelsten Gefühle sind unzuverlässig, wenn nicht ein ehrliches Butterbrod gleichsam als Stempel

darauf gedrückt worden iſt. Das macht ruhig und feſt. Und Sie werden heut dieſe Tugenden noch nöthig haben."

Alſe ſchellte. „Erſcheint das Beſteck," fuhr Hummel fort, „ſo nennen Sie ihm meinen Namen und Firma. Ich reiſe überhaupt nicht incognito, und ich wünſche hier gar nicht myſteriös betrachtet zu werden."

Der Lakai erſchien, Alſe gab ihm Auftrag, in der Reſtauration das Nöthige zu holen, und frug, wie er dazu gekommen ſei, ihre Anweſenheit vor ihrem lieben Hauswirth zu verleugnen.

Der Mann ſtotterte eine Entſchuldigung und entfernte ſich eilig.

„Als ich in dies Haus kam, wußte ich bereits, daß hier nicht alles in Ordnung war. Ich frug im Schloſſe nach Ihnen und erhielt keine genügende Auskunft, ich frug hinter dem Schloſſe einen Mann, welcher umherſtrich, nach Ihrer Behauſung. Er ſah mich an wie ein Kreuzſchnabel. Sie wären verreiſt, behauptete er, und verſuchte, meine Geheimniſſe auszupumpen. Darüber gab es eine kurze Unterhaltung, wobei Kreuzſchnabel ſeine Bosheit kund gab, weil ich ihn wegen Unbekanntſchaft mit ſeinem gewöhnlichen Titel einen Spion nannte. Der Wachtpoſten trat dazu, und ich ſah, die Herren Confratres hatten Luſt, mich feſtzuhalten. Da kam ein junger Herr des Weges, frug die Andern nach dem Grund des Lärms, und ſagte, er wüßte, daß Sie zu Hauſe wären. Er begleitete mich bis vor dieſes Haus,

frug höflich nach meinem Namen, nannte mir auch den seinen, Lieutenant Baumläufer, und rieth, ich sollte mich ja nicht abschrecken lassen, das Dienervolk sei unverschämt, Sie aber würden sich freuen, einen alten Freund zu sehen. Er muß auch Ihnen bekannt sein."

Der Lakai deckte den Tisch. So oft er Herrn Hummel die Teller bot, sah ihn dieser mit vernichtendem Blick an, und beeiferte sich nicht, ihm sein Amt leicht zu machen. Dagegen bot er Frau Ilse ritterlich die Speisen und ermahnte sie durch ein bedeutungsvolles Räuspern, sich vorzusehen. Während der Diener abräumte, begann Hummel sich zurecht rückend: „Jetzt erlaube ich mir, von unsern Geschäften zu sprechen, es wird ein langer Vortrag, haben Sie Geduld."

Es war Abend geworden, Finsterniß lag über dem unheimlichen Hause, das Wetter zog herauf, die Fenster klirrten im Winde und der Regen rauschte. Ilse saß wie im Traum. Zwischen dem heftigen Sturm des vergangenen Tages und der bangen Erwartung einer wilden Nacht lagerte sich vor ihr die behagliche Prosa der Parkstraße, furchtlos, sicher, mit sich und der Welt zufrieden, so weit diese Welt nicht grade ärgerlich wurde. Aber sie fühlte, wie wohlthuend dieser Gegensatz war, sie vergaß zuweilen ihre eigene Lage und hörte mit inniger Theilnahme auf den Bericht des Vaters. „Ich spreche mit einer Tochter," sagte Herr Hummel, „die zu ihrem Vater zurückgeht, ihr sage ich, was ich Niemandem sonst erzähle, mir ist's hart, zu ertragen, daß mein

Kind mich verlaſſen will.“ Er ſprach über das Kind, welches ſie beide liebten, und jeder von ihnen hatte Freude an dem andern. So verrannen einige Stunden.

Der Lakai kam wieder und frug reſpectvoll die Frau Profeſſorin, ob ſie Gabriel weggeſchickt.

„Er iſt in meinem Auftrage ausgegangen,“ brummte Herr Hummel gegen den Fragenden, „er beſorgt für mich Geſchäfte von Geldeswerth, mit denen ich Ihre Ehrlichkeit nicht beläſtigen wollte. Wenn ſich noch Jemand aus der Stadt nach mir erkundigt, ſo bitte ich Sie zu befehlen, Frau Profeſſorin, daß dieſer Mann nicht auch mich verläugnet.“

Er ſah wieder nach ſeiner Uhr. „Vier Stunden,“ ſagte er. „War das Pferd gut, und hat Gabriel ſich nicht in der Finſterniß verirrt, ſo können wir ihn jeden Augenblick erwarten. Iſt's ihm nicht geglückt, ſo ſeien Sie immer ohne Sorgen, ich führe Sie doch aus dem Hauſe.“ Unten ſchellte es, die Hausthür wurde geöffnet, Gabriel trat ein. Die Freude lachte aus ſeinem Geſicht. „Punkt zehn Uhr hält der Wagen vor der Herberge,“ ſagte er vorſichtig, „ich bin ſchnell vorausgeritten.“

Ilſe ſprang auf, wieder flog der Schreck des Tages, die Sorge um die Zukunft durch ihr Haupt. „Bleiben Sie ſitzen,“ mahnte Hummel wieder, „ſtarkes Umhergehen iſt verdächtig, ich halte unterdeß mit Gabriel hier daneben noch einmal Rath.“ Dieſe Berathung währte lange Zeit, endlich kam Herr Hummel zurück und ſagte ſehr ernſthaft: „Jetzt, Frau Profeſſorin, machen Sie ſich

bereit; wir haben eine Viertelſtunde zu gehen, laſſen Sie ſich unſer Thun ruhig gefallen, es iſt alles ſorgfältig bedacht.“

Herr Hummel ſchellte, Gabriel, der zu dem Späher im Unterſtock zurückgekehrt war, trat ein wie gewöhnlich, er zog Schlüſſel und einen Schraubenzieher aus der Taſche. „Ich habe die kleine Hintertreppe ſchon in den erſten Wochen verſchloſſen und die Thür mit einer großen Schraube geſperrt, die Leute wiſſen nicht, daß ich die Schlüſſel habe.“ Er ging in einen Nebenraum der Hinterſtube und öffnete den Zugang zu einer verborgenen Treppe. Herr Hummel ſchlich ihm nach. „Ich will wiſſen, wo ich wieder eingelaſſen werden ſoll,“ ſagte er zurückkehrend zu Frau Ilſe. „Wenn ich Sie hinausgeführt habe, muß hier Jemand als Ihr Geiſt umherpoltern, ſonſt dürfte die ganze Mühe vergeblich ſein. Gabriel führt Sie die Hintertreppe hinab, während ich zur Vorderthür hinausgehe und den Lakaien unterhalte. Ich treffe Sie eine kurze Strecke von dieſem Hauſe, im Gebüſch, Gabriel führt Sie zu mir; ich werde mich zurechtfinden.“ Ilſe faßte ängſtlich ſeine Hand. „Ich hoffe, Alles ſoll gut gehen,“ ſagte Herr Hummel bedächtig. „Sorgen Sie für einen Mantel, der Sie ſo unkenntlich macht als möglich.“

Ilſe flog an den Schreibtiſch und ſchrieb mit fliegender Eil die Worte: „Lebe wohl, Geliebter, ich gehe zum Vater.“ Noch einmal überkam ſie der Schmerz,

ſie rang die Hände und weinte. Hummel ſtand achtungsvoll zur Seite, endlich legte er die Hand auf ihre Schulter: „Die Zeit verrinnt.“ Alle ſprang auf, ſchloß den Zettel in ein Couvert, reichte ihn Gabriel und verhüllte ſchnell ihr Haupt. „Jetzt vorwärts,“ mahnte Herr Hummel mit leiſem Gebrumm, „zu beiden Thüren hinaus. Ich gehe zuerſt. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Profeſſorin,“ rief er laut durch die offene Thür zurück, „wünſche wohl zu ruhen.“ Wuchtig ſchritt er die Treppe hinab, der Lakai ſtand auf den letzten Stufen. „Kommen Sie einmal her, Jüngling,“ rief Hummel, „ich wünſche Sie nach Ihrem Tode ausgeſtopft und vor dem Rathhauſe aufgeſtellt als ein Muſterbild von Wahrheitsliebe für ſpätere Zeiten. Wenn ich wiederkomme, und verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde mir wieder das Vergnügen machen, Ihnen meine Hochachtung auszuſprechen, dann will ich dem Herrn Profeſſor die ganze Erbärmlichkeit Ihres Daſeins enthüllen. Ich habe große Luſt, Ihre Nichtsnutzigkeit im hieſigen Tageblatte bekannt zu machen, damit Sie zur Vogelſcheuche werden für Jedermann.“

Der Diener hörte mit geſenkten Augen zu und verneigte ſich ſpöttiſch. „Gute Nacht, Höfling,“ rief Herr Hummel hinausgehend, und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Herr Hummel wandelte im Geſchäftsſchritt vom Hauſe abwärts zur linken Seite, wo ein Pfad in das Dickicht führte; dort verbarg er ſeine Geſtalt dem trüben

Licht der Laternen. Der Regen strömte und der Wind rauschte in den Gipfeln. Herr Hummel sah sich vorsichtig um, als er in die dichte Finsterniß des Platzes trat, an welchem einst Gabriel und der Prinz von den Gespenstern des Schlosses zu einander gesprochen. Ein leises Rascheln im Gebüsch, eine hohe Gestalt trat zu ihm und faßte seinen Arm. „Gut," sagte Herr Hummel leise, „vorläufig gerettet. Schnell zurück, Gabriel, und erwarten Sie mich zur Zeit. Wir aber suchen dunkle Wege und meiden die Laternen, im Hellen verbergen Sie Ihr Gesicht unter dem Schleier." Alfe schritt am Arm ihres Hauswirthes hinein in die Nacht, gedeckt durch den großen Schirm, welchen Herr Hummel über sie hielt.

Im Rücken der Flüchtigen schlugen die Thurmglocken die zehnte Abendstunde, als sich die Umrisse der letzten Herberge vor dem Thor von dem düstern Himmel abhoben. „Nicht früher, nicht später," sagte Herr Hummel, und hemmte den Schritt der eilenden Begleiterin. In demselben Augenblick kam ihnen ein Wagen langsam aus der Finsterniß entgegen. Alfes Arm zuckte. „Ruhig," bat Herr Hummel, „sehen Sie nach, ob das Ihre Freunde sind."

„Ich erkenne die Bläße," flüsterte Alfe athemlos. Herr Hummel trat an den verdeckten Kutscherſitz, auf welchem zwei Männer saßen, und frug mit schnell erfundener Parole: „Kröten?"

„Torf," antwortete eine feste Stimme. Der Ober-

amtmann ſprang zu Alſe herab, in dem Wagen rührte ſich's, ein Zipfel der Lederdecke wurde geöffnet, eine kleine Hand fuhr heraus. Hummel ergriff und ſchüttelte ſie. „Als Zugabe angenehm," ſagte er. Ohne ein Wort zu ſprechen knöpfte der Oberamtmann die Lederdecke auf. „Meine liebe Freundin," rief von innen eine zitternde Frauenſtimme. Alſe wandte ſich zu Herrn Hummel. „Keine Worte," ſagte dieſer, „gute Fahrt." Alſe wurde hineingeſchoben, die Frau Oberamtmann faßte Alſes Arm und hielt ihn kräftig feſt. Während Oberamtmann Rollmaus das Leder wieder zuknöpfte, begrüßte ihn Herr Hummel. „Ich freue mich," ſagte er. „Für Austauſch der Namen iſt die Gelegenheit nicht günſtig. Auch iſt unſere Klaſſe in der Naturgeſchichte nicht dieſelbe, aber die Pünktlichkeit zu rechter Stunde war gegenſeitig und der gute Wille." Der Oberamtmann ſchwang ſich wieder auf den Kutſcherſitz und ergriff die Zügel. Er wendete den Wagen, Herr Hummel klopfte noch einmal an das naſſe Leder, gemächlich trabten die Pferde in's Freie, dann hörte Herr Hummel einen kurzen Zuruf, in geſtrecktem Lauf ging es in die Finſterniß hinein.

Hummel ſah dem Wagen nach, bis dieſer durch den dichten Regenſchleier verdeckt war, er warf noch einen prüfenden Blick auf die leere Straße, und eilte wieder der Stadtgegend zu, in welcher das Schloß lag. Durch die entlegenen Theile der Anlagen ſuchte er den Pavillon; an derſelben Stelle, wo Gabriel die Herrin ihm übergeben hatte, tauchte er in den tiefen Schatten der

Bäume und tappte vorsichtig durch das naſſe Gebüſch bis an die Hinterſeite des Hauſes. Er fühlte ſich an der Wand entlang. „Setzen Sie ſich auf die Schwelle,“ flüſterte Gabriel, „ich ziehe Ihre Stiefel aus.“

„Kann dieſe Hofteilette mir nicht erſpart werden?“ ſummte Hummel, „Strumpfhoſen ſind gegen meine Natur.“

„Alles iſt umſonſt, wenn man Sie auf der Treppe hört.“

Hummel ſchlich hinter Gabriel die Treppe hinauf in finſtere Stuben. „Hier ſind die Zimmer der Frau Profeſſorin. Sie müſſen im Dunkeln auf und ab gehen und zuweilen mit den Stühlen rücken, bis ich Sie rufe. Es iſt jetzt noch ein anderer Aufpaſſer gekommen, ſie ſprechen unten mit einander, ich fürchte, ſie haben einen Argwohn, daß wir etwas im Schilde führen, ſie ſehen mich ſehr von der Seite an. Der Lakai trägt jeden Tag die Lampen aus den Wohnzimmern, daran darf nichts geändert werden, er ſchöpft Verdacht, wenn er nicht hört, daß Jemand in den Nebenſtuben umhergeht. Iſt Alles zur Ruhe, dann verläßt der Lakai das Haus, dann können wir mit einander ſprechen.“

„Es iſt gegen mein Gewiſſen, Gabriel,“ brummte Hummel, „in einem fremden Hauſe ohne Erlaubniß des Eigenthümers oder des Miethers zu verweilen.“

„Still,“ mahnte Gabriel ängſtlich, „ich höre den Mann auf der Treppe, ſchließen Sie hinter mir die Thür.“

Herr Hummel ſtand allein im Finſtern, er ſetzte ſeine Stiefeln neben den Lehnſtuhl, umkreiſte beide und gab ihnen zuweilen einen Ruck. „Immer zart," dachte er, denn es iſt der Tritt einer Profeſſorsfrau. Die Anforderungen, die in dieſen Zeiten an einen Hausbeſitzer gemacht werden, überſteigen alle Gedanken. Entführung aus fremden Häuſern und Damenrollen in nächtlicher Finſterniß." Draußen hörte man die Schritte der Männer, er ſtieß an ſeine Stiefeln. „Dunkelheit in fremdem Hauſe iſt mit nichten wünſchenswerth," fuhr er bei ſich fort, „ich habe immer einen Haß gegen finſtere Räume gehabt, ſeit ich einmal in ein Kellerloch fiel, dieſer Nebel iſt nur gut für Katzen und Spitzbuben. Das Jämmerlichſte aber für einen Bürger iſt, wenn man ihm ſeine Stiefeln vorenthält." Er hörte einen leiſen Tritt im Nebenzimmer, und wieder rückte er an dem Stuhl.

Endlich wurde es ſtill im Hauſe, Herr Hummel ſetzte ſich in dem Lehnſeſſel zurecht und ſah ſich müde in dem fremden Zimmer um. Von draußen fiel durch einen Riß der Vorhänge ein matter Lichtſchein an die Wand, die Quaſte eines Vorhanges, der vergoldete Knauf eines Seſſels ſchimmerten in der Dunkelheit. Jetzt zog Herr Hummel unwiderruflich die Stiefeln an und ergab ſich noch eine Weile mißfälliger Beurtheilung der Welt. Indeß, ſeine Bürgerſtunde war gekommen, und heut hatte ihn die Reiſe ermüdet. Er verſank allmälig in träumeriſches Sinnen, ſein letzter deutlicher Gedanke war, „nur in dieſer fürſtlichen

Finsterniß nicht schnarchen." Mit diesem Vorsatz schloß er die Augen und sagte den Sorgen der Welt Valet.

Im Schlafe war ihm, als höre er ein leises Geräusch, er öffnete die Augen und blickte in dem Zimmer umher. Undeutlich sah er, daß eine Wand anders aussah als sonst. Der große Spiegel, welcher in die Wandfläche gefügt war, schien verschwunden, ihm kam vor, als ob eine verhüllte Gestalt in der Wand stehe und sich bewege. Er war ein beherzter Mann, aber der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er verschanzte sich hinter dem Stuhl. „Ist dies nur ein Schattenspiel," begann er mit stockender Stimme, „so bitte ich, sich nicht stören zu lassen; ich bewundere die Kunst, aber ich trage meine Geldbörse nicht bei mir. Behaupten Sie aber ein Mensch zu sein, so fordere ich größere Deutlichkeit, ich fordere die landesüblichen Rundungen hinten und vorn. Ich selbst habe die Ehre, mich Ihnen bei dieser mangelhaften Beleuchtung vorzustellen. Hutfabrikant Heinrich Hummel, meine Legitimation ist in Ordnung, Reisepaß nach Paris." Er fuhr mit der Hand nach der Brusttasche. „Da ein anständiger Bürger verpflichtet ist, sich in diesen gefährlichen Zeiten zu schützen, so steht in meinem Paß polizeilich bemerkt, avec un pistolet. Bitte, dies freundlich zu berücksichtigen." Er zog ein Taschenpistol heraus und hielt es vor sich. Wieder sah er nach der Stelle, nichts war zu sehen. Der Spiegel stand wie vorher. Er rieb sich die Augen.

„Dummes Zeug," ſagte er, „es war am Ende nur eine verſchlafene Einbildung."

Draußen wurde die Hausthür geſchloſſen. Noch eine Weile ſtand er, argwöhniſch umherblickend, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Endlich hörte er das Klopfen Gabriels an der Thür. Er öffnete, nahm ihm ſchnell das Licht aus der Hand, trat zu dem Spiegel und beleuchtete Rahmen und Wand. „Er ſteht eiſenfeſt," ſagte er vor ſich hin, „es war nur eine Täuſchung." Aber er ergriff doch eilig ſeinen Hut und zog den Diener aus dem Zimmer. „Für heut iſt's genug," brummte er, „ich wünſche, ſchnell aus dieſem Hauſe geſchafft zu werden. Mir iſt nicht recht, daß Sie allein hier bleiben, Gabriel. Morgen früh ſuche ich Sie auf, ich habe den Tag über in der Stadt zu thun. Verſuchen Sie, zu ſchlafen, wir werden beide in unſerm Bette an dieſe Intrigue denken, und an ſie, welche noch ein ſicheres Dach ſucht zum Schutz gegen Nachtwind und Geſpenſter."

Ilſe fuhr durch die Nacht. Um ſie rauſchte der Regen, der Sturm fuhr durch die Bäume, hoch ſpritzte das Waſſer aus den Gleiſen um Pferde und Wagen. Nur zwiſchen den Geſtalten der Männer auf dem Vorderſitz ſah ſie ein Stück des Nachthimmels, der ſchwer und ſchwarz über der Flüchtigen hing. Zuweilen blinkte ein Lichtfunke aus dem Fenſter eines Hauſes, dann wieder nichts als Regen, Sturm und ſchwarze Nacht. Die Nachbarin hielt immer noch ihre Hand,

auch ſie ſchwieg ängſtlich während der unheimlichen Fahrt. Alſe fuhr hinein in die Welt, in eine lichtarme, ſturmgepeitſchte, thränenreiche Welt. Unſicherheit und bange Sorge überall, wenn ſie an den Geliebten dachte, den ſie in den Händen des Verfolgers zurückließ, wenn ſie das bekümmerte Antlitz des Vaters vor ſich ſah, und die Fluren des Gutes, wo der Jüngling weilte, deſſen Nähe ihr jetzt mit neuem Schmerz drohte. Aber ſie ſaß bedauſgerichtet. „Wenn er zurückkehrt zu der Thür, über welcher die ſchwarzen Engel ſchweben, dann wird er vergebens nach ſeinem Weibe fragen. Ich aber habe gethan, was ich mußte, der Herr meines Lebens walte über mir.“

Hinter dem Wagen klang Hufſchlag, er kam näher, wo ſich der Feldweg zum Gute ſchied von der großen Landſtraße, fuhr auf ſchäumendem Pferde ein Reiter heran, er rief denen auf dem Kutſcherſitz zu, Wagen und Reiter ſtürmten einige Augenblicke neben einander vorwärts, dann hielt der Reiter ſein Roß zurück. Der Oberamtmann warf einen Baumzweig in den Wagen. „Den hat der Reiter für Frau Alſe hergebracht, er ſei von dem Baum unter ihrem Fenſter und die Rechnung ſei bezahlt.“

11.

Der Oberſthofmeiſter.

Zu derſelben Stunde, in welcher Alſe den tröſtenden Worten ihres Hauswirths lauſchte, fuhr der Wagen des Oberſthofmeiſters an das Thurmſchloß der Prinzeſſin. Erſtaunt hörte die Prinzeſſin die Meldung des Dieners, und flog in ihr Empfangzimmer hinab. Der Profeſſor ließ die Truhe mit ihrem Inhalt in ſein Zimmer ſchaffen, und hatte ſich eben über die Handſchrift gebeugt, als der Hofmarſchall eintrat, um ſeines Auftrags ledig zu werden.

Unterdeß erwartete die Prinzeſſin den alten Herrn.

Die Charge des Oberſthofmeiſters theilte ihm den Ehrendienſt bei der Prinzeſſin zu, ſie galt für eine achtungsvolle Entfernung von der Perſon des Fürſten. An dem Flügel des Schloſſes, den die Prinzeſſin bewohnte, ſah man ſeinen Wagen jeden Morgen zu derſelben Stunde vorfahren. Sein perſönliches Verhältniß zu der jungen Herrin ſchien kühl, in Hofgeſellſchaften wurde er von ihr nur ſo weit ſchicklich war ausgezeichnet, die Bittſteller erfuhren zuweilen, daß ihre Be-

ſuche ihm mitgetheilt waren. In der Stadt galt er für einen gutherzigen Mann, er wurde wegen ſeiner Wohlthätigkeit von den Bürgern mit Achtung betrachtet und war der einzige unter den Herren des Hofes, über welchen nie ein abgeneigtes Urtheil laut wurde. Er wohnte in einem altfränkiſchen Hauſe, von Gärten umgeben, war unverheirathet, und lebte als reicher Mann, ohne nahe Verwandte, ſtill vor ſich hin. Er war, wie man annahm, ohne Einfluß, er ſtand nicht in Gunſt, und wurde deshalb von den jüngeren Cavalieren mit ritterlicher Achtung behandelt. Trotzdem war er dem Fürſten und Hofe unentbehrlich. Er war der Großwürdenträger, nothwendig für die Repräſentation, er war Rathgeber in Familienangelegenheiten, Geſandter und Begleiter bei feierlichen Staatsactionen. Denn er war von früher an den meiſten Höfen Europa's wohl bekannt, hatte Bekannte in der großen Diplomatie, er genoß die beſondere Gnade einiger Souveraine, an deren gutem Willen dem Fürſten gelegen ſein mußte, und da bei unſeren Höfen die Meinung, die man in der Fremde genießt, auch für das Urtheil des Schloſſes maßgebend zu ſein pflegt, ſo machte ihn der Briefwechſel, in dem er mit den Leitern auswärtiger Politik ſtehen ſollte, und die reiche Auswahl, welche ihm unter breiten Bändern freiſtand, für den Fürſten ſelbſt zu einer Autorität, welche ebenſo läſtig als ſchätzenswerth war, für den Hof aber zum ſtillen Rathgeber und zur letzten Zuflucht in ſchwierigen Fragen.

Jetzt öffnete dem alten Herrn der Diener mit tiefer Verbeugung die Thür zum Empfangraum der Prinzessin. Gleichgültige Fragen und Antworten wurden gewechselt, dann trat die Prinzessin in das Nebenzimmer, und forderte ihre treue Kammerfrau durch einen Wink auf, vorn Wache zu halten. Als die Unterredung vor dem Ohr eines Lauschers gesichert war, änderte sich die Haltung der Prinzessin, sie eilte auf den alten Herrn zu, faßte ihn bei der Hand und sah ihm fragend in das ernste Gesicht: „Ist etwas vorgefallen? Nichts Kleines hat Sie veranlaßt, Sich hierher in die Wildniß zu bemühen. Was haben Sie Ihrem Töchterchen zu sagen, ist es Lob oder sind es Schelte?"

„Ich erfülle nur meine Pflicht," versetzte der alte Herr, „wenn ich mich einstelle, um Ew. Hoheit Befehle entgegen zu nehmen, und nachzusehen, ob der Aufenthalt meiner gnädigsten Herrin schicklich vergerichtet ist."

„Excellenz kommen zu schelten," rief die Prinzessin zurücktretend, „kenn Sie haben kein freundliches Wort für Ihr kleines Weibchen."

Der Oberstthofmeister neigte entschuldigend das weiße Haupt. „Wenn ich Ew. Hoheit ernster erscheine als sonst, so sind es vielleicht nur die Grillen eines alten Mannes, welche sich zu ungelegener Zeit eingestellt haben. Ich bitte um Erlaubniß, mich durch Ew. Hoheit Anblick davon zu befreien. Die leidende Ge-

ſunkheit des Fürſten legt uns allen Sorge auf, ſie mahnt an die Vergänglichkeit jedes Lebens. Selbſt der guten Laune des Prinzen Victor gelang nicht, mich von trüben Gedanken zu löſen."

„Wie geht es dem Vetter?" frug die Prinzeſſin leicht.

„Er überwindet die Schwierigkeit, ein Prinz zu ſein, in ſeiner wunderlichen Weiſe," verſetzte der Oberſthofmeiſter, „aber es iſt ein tüchtiger Kern in ihm, er vermag wohl ernſte Sachen klug zu behandeln. Mich freut," ſetzte der Hofmann hinzu, „daß meine gnädigſte Herrin warm für einen Verwandten empfindet, der Höchſtderſelben treu ergeben iſt."

„Er war gegen mich ſtets nett und zuverläſſig," ſagte die Prinzeſſin ebenbin. „Jetzt aber haben Sie mich hart genug geſtraft. Was Sie mir zu ſagen haben, darf zwiſchen uns beiden nicht ſo verhandelt werden." Sie faßte einen Seſſel und ſchob ihn in die Mitte der Stube. „Hier ſitzen Sie nieder, mein würdiger Herr, und mir erlauben Sie, daß ich die Hand des Freundes faſſe, wenn er mir ſagt, was ihm um meinetwillen Sorge macht." Sie rückte ſich ein niedriges Tabouret herzu, hielt mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn, und ſah ihm ſpähend in die Augen. „Hoheit kennen das Mittel, mir zu dreiſter Bitte Muth zu machen," ſagte der Hofmann lächelnd.

„So iſt's beſſer," rief die Prinzeſſin erleichtert, „ich höre die Stimme, und ich halte die Hand, denen ich am liebſten vertraue."

„Ich aber wünsche Ew. Hoheit eine stärkere und nähere Stütze als mich selbst," begann der alte Herr ernsthaft.

Die Prinzessin fuhr in die Höhe. „Das also war's, was Excellenz zu dieser Reise bestimmte," rief sie ängstlich.

„Das war die Sorge, welche mich beschäftigte. Es ist nichts, nichts weiter als eine Ansicht," entschuldigte der Oberstthofmeister sein Haupt neigend.

„Und das soll mich ruhiger machen?" rief die Prinzessin. „Was hat mir bis jetzt die Möglichkeit geschafft zu leben, als Ew. Excellenz Ansichten."

„Da Ew. Hoheit, noch in der Wittwentrauer, zur Heimath gefordert wurden, war mir der Wunsch des Fürsten willkommen, weil ich dadurch das Recht erhielt, dies Geschäft mit Ew. Hoheit zu führen." Er wies mit seiner Handbewegung auf den Sitz, die Prinzessin eilte wieder an seine Seite. „Auch jetzt, wo ich Ew. Hoheit vor mir sehe in dem heitern Glanz der Jugend, überreich ausgestattet, Andere zu beglücken, und des besten Glückes theilhaftig zu werden, vermag ich den Gedanken nicht abzuwehren, daß Ihnen Unrecht ist, auf die Freuden des Hauses zu verzichten."

„Ich habe dies Glück genossen, und habe es verloren," rief die Prinzessin. „Jetzt bin ich vertraut mit dem Gedanken, Manchem zu entsagen. Ich suche mir dafür eine Entschädigung, welche auch Sie nicht für unwürdig halten."

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen uns von mehr als funfzig Jahren," ſagte der alte Herr, „was mir, dem unbedeutenden Manne, freiſteht, das wird der Tochter des hohen Geſchlechtes nicht ebenſo leicht geſtattet. Ich bitte meine geliebte Herrin um Erlaubniß," fuhr er mit leiſer Stimme fort, „heut an den Vorhang zu rühren, welcher ein finſteres Bild aus Ihrer frühen Jugend verhüllt. Sie waren Zeugin der Scene, welche den Fürſten von Ihrer erlauchten Mutter ſchied."

„Es iſt eine dunkle Erinnerung," flüſterte die Prinzeſſin, ängſtlich zu dem alten Herrn aufſehend, „die Mutter machte dem Fürſten Vorwürfe, es war etwas über den unſeligen Pavillon. Der Fürſt gerieth in eine Aufregung, die furchtbar war. Ich, das kleine Mädchen, lief herzu und umſchlang das Knie der Mutter, er ſchleuderte mich fort, und —" die Prinzeß verhüllte die Augen. Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung, und fuhr fort: „Die Nachwirkung dieſer Scene wurde verderblich für das Leben einer edlen Frau, aber auch für Sie ſelbſt. Damals äußerte ſich zuerſt die krankhafte Reizbarkeit des Fürſten, welche ſeitdem ſeine Stimmung verdüſtert. Von jener Stunde ſieht der Fürſt in Ihnen eine lebende Zeugin deſſen, was er ſelbſt als ſeine Krankheit und ſeine Schuld empfindet. Er hat ſich Jahre lang gemüht, Ihnen durch Güte und Aufmerkſamkeiten jenen Eindruck zu verwiſchen, er hat nie geglaubt, daß ihm das gelungen

iſt. Scham, Argwohn, Furcht haben ihm ſtets wieder das Verhältniß zu Ihnen verderben. Er will Sie nicht von ſich laſſen, weil er fürchtet, daß Ihr Vertrauen einem andern Menſchen verrathen könnte, was er ſelbſt ſich zu bergen bemüht iſt. Er hat widerwillig der erſten Werbung nachgegeben, er wird auch eine zweite ſehr unfreundlich empfangen, denn er wünſcht nicht, Ew. Hoheit wieder vermählt zu ſehen. Wohl aber freut er ſich in den Stunden, wo über ſeinem ungewöhnlichen Geiſt finſtere Wolken liegen, des Gedankens, daß Ew. Hoheit das Recht verlieren könnten, ihm in der Stille Vorwürfe zu machen. In ihm nagt, daß er die fürſtliche Würde ſeiner Gemahlin tödtlich gekränkt hat, ihn beſchäftigt jetzt der Gedanke, daß auch Ew. Hoheit über andern Verhältniſſen vergeſſen könnten, was Beruf einer Fürſtin iſt."

„Er hofft vergebens," rief die Prinzeſſin außer ſich. „Nie wird eine unwürdige Leidenſchaft mich vor ſeine Füße werfen; nicht umſonſt bin ich das Kind Ihrer Sorge geweſen."

„Was iſt unwürdig für eine Fürſtin?" frug der Oberſthofmeiſter nachdenkend. „Daß Ew. Hoheit ſich frei erhalten von den kleinen Paſſionen, welche bei der Quadrille eines Maskenballs aufflattern, davon iſt man überzeugt. Aber auch das geiſtvolle Spiel mit ſchönen und großen Intereſſen vermag einer Frau das Leben zu ſtören. Leicht hängt ſich Schwärmerei an den feinſten geiſtigen Genuß, mehr als einmal iſt ein Weib

gerade da in der größten Gefahr geweſen, wo ſie, von außen kräftig angeregt, ſich höher, freier, edler fühlte als ſonſt. Es iſt ſchwer, eine entzückende Muſik zu hören, und dem Künſtler, der ſie uns geſchaffen, warme Theilnahme zu verſagen."

Die Prinzeſſin ſah vor ſich nieder.

„Geſetzt den Fall," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „daß ein Kranker, in galliger Laune, ſo grübelte, und für ſolchen Zweck hantelte, die Geſunde würde ſich wohl hüten, ihm den Willen zu thun."

„Sie würde ſich aber auch nicht ſtören laſſen in dem, was ſie für Ehre und Reichthum ihres Lebens hält," rief die Prinzeſſin zu dem Alten aufſehend.

„Gewiß nicht," verſetzte dieſer, „wenn ſolche Güter in der That durch die ſpielende Hingabe einer Frau an Kunſt oder Wiſſenſchaft zu erwerben ſind. Am ſchwerſten wird eine Fürſtin dabei Befriedigung finden. Niemand verdenkt einer Frau aus dem Volke, wenn ſie ein großes Talent zum Lebensberuf macht, vermag ſie, als Sängerin oder Malerin ſich zu befriedigen, und Anderen zu gefallen, ſo lacht ihr alle Welt freudig entgegen. Wenn aber meine gnädigſte Prinzeſſin ihr ſchönes muſikaliſches Talent benutzen wollte, öffentliche Concerte zu geben, weshalb würden die Menſchen darüber die Achſeln zucken? Nicht, weil Ew. Hoheit Talent geringer iſt als das einer andern Künſtlerin, ſondern weil man Ihrem Leben andere Aufgaben zutheilt. Die

Nation ſtellt ihren Fürſten ſehr beſtimmte ideale Forderungen. Wenn leider den fürſtlichen Herren unſerer Zeit nicht leicht wird, dieſen Idealen zu entſprechen, für die Frauen der erlauchten Geſchlechter macht die ernſte Richtung der Gegenwart dies eher möglich als in meiner Jugend. Eine Fürſtin unſeres Volkes ſoll das edele Vorbild einer guten Hausfrau ſein, nichts mehr, nichts Anderes. Treu und wohlthuend und feſt gegen ihren Gatten, ſorgfältig in den Pflichten des Tages, warmherzig gegen Bedürftige, gütig und theilnehmend gegen Alle, denen der Vorzug wird, ihr zu nahen. Hat ſie Geiſt, ſie ſoll ſich hüten zu glänzen, hat ſie Talent für die Geſchäfte, ſie ſoll ſich wahren eine Intrigantin zu werden. Sogar die ſchöne Virtuoſität geſelliger Talente wird ſie mit größter Beſcheidenheit üben. Wohlgewogenes Gleichgewicht der weiblichen Vorzüge iſt der beſte Schmuck einer Fürſtin, ihre höchſte Ehre, daß ſie liebenswerther und beſſer iſt als die Andern, ohne daß man darüber erſtaunt, in Allem gut und tüchtig, nach keiner Richtung anſpruchsvoll. Denn ſie ſteht zu hoch um für ſich zu begehren und zu erobern."

Die Prinzeſſin ſaß neben dem Sprechenden, das Haupt auf den Arm geſtützt, ſie ſah traurig vor ſich hin.

„Meine theure Fürſtin hört dergleichen nicht zum erſten Mal aus meinem Munde. Oft habe ich um die Gefahr geſorgt, welche Ihnen ein hochfliegender Geiſt und die behende Phantaſie bereiten, das Wiegengeſchenk

einer neidiſchen Fee, welche Ew. Hoheit zu glänzend und verführeriſch machte. Denn dieſe brillante Begabung trägt die Schuld, daß Sie keine vornehme Natur ſind, wie Ihr erlauchter Bruder, der Erbprinz. Zu lebhaft iſt das Bedürfniß, ſich geltend zu machen und auf Andere zu wirken. Den Bruder durfte man mit vollem Vertrauen ſeiner guten Art überlaſſen, jedes Einreden in ſeine Seele war bei dem vielgeplagten Kinde vom Uebel. Die feine Künſtlernatur aber, welche jetzt mit ſo großen Augen auf mich ſieht, habe ich ſtets vor einer feinen Koketterie der Empfindung zu ſchützen geſucht. Ich bin jetzt ein harter Mahner an hohe Pflichten, weil ich Gefahren ahne, welche dieſe eroberungsluſtige Seele über ſich und Andere heraufbeſchwört."

„Ich höre aus liebevollen Worten einen harten Vorwurf," verſetzte die Prinzeſſin gehalten. „Ich ſoll mich vermählen, — um vornehm zu werden."

„Meiner lieben Hoheit wünſche ich, daß ſie dieſes große Ziel erreiche, als Hausfrau eines Gemahls, der Ihrer Hingabe nicht unwerth iſt. Nur auf dieſem Wege darf eine Fürſtin wahres Glück erwarten. Auch dies Glück wird nicht ohne Entſagung erworben, ich weiß es, Jedem iſt ſchwer, ſich ſelbſt zu beſchränken, wer im Purpur geboren iſt, übt dieſe Tugend zehnmal ſchwerer als ein Anderer. Verzeihung," fuhr er fort, „ich bin geſchwätzig geworden, wie uns Alten vom Hefe zuweilen begegnet."

„Nicht zu viel hat mir mein Freund geſagt, noch zu wenig," rief die Prinzeſſin bewegt. „Mir iſt der Gedanke lieb geworden, ſtill vor mich hinzuleben, umgeben von Männern, die mich das Höchſte lehren, was eine Frau zu erwerben vermag. Auch auf dieſem Wege finde ich zarte Pflichten, edle Bande, welche mich mit den Beſten vereinen, auch ein ſolches Leben iſt einer Fürſtin nicht unwerth; mehr als eine hat in früherer Zeit dies Loos gewählt, und die Nachwelt denkt ihrer mit Achtung."

„Ew. Hoheit meint nicht Königin Chriſtine von Schweden," verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Aber auch anderen war ſolche Wahl ſelten von Heil. Denn Ew. Hoheit erwäge, wenn eine Fürſtin ſich mit weiſen Männern umgiebt, ſie meint dabei immer einen Mann, der ihr der weiſeſte iſt."

Die Prinzeſſin ſchwieg und ſah vor ſich hin.

„Wir haben lange der Fürſtinnen gedacht," begann der alte Herr, „man darf auch das Schickſal der Männer beachten, welche durch zarte Bande an das Leben einer erlauchten Frau geſchloſſen werden. Geſetzt, es gelänge, einen Freund zu finden, der ohne unziemliches Fordern mit Selbſtverleugnung und Devotion ſein Leben den bewegten und wechſelvollen Tagen einer Fürſtin widmet. Viel muß er aufopfern und entbehren. Recht des Mannes iſt, daß das Weib ſich ihm hingiebt, hier ſoll ein Mann die Kraft, ja auch die Leidenſchaft ſeiner Natur in Feſſeln legen für eine Frau, welche

nicht ihm gehört, der er nur vorsichtig in einzelnen Stunden nahen darf wie der Freund dem Freunde, die ihn selbst betrachtet als eine gewiß sehr werthvolle Habe, zuerst als schönen Schmuck, zuletzt im besten Fall als nützliches Hausgeräth. Am schlechtesten steht auf diesem Posten der Künstler, der Gelehrte, ich habe immer vor solchem wandelnden Conversationslexicon eines fürstlichen Haushalts Bedauern gefühlt. Auch große Talente gleichen dann den Philosophen des alten Roms, welche mit langem Bart und dem Mantel ihrer Schule im Schweif einer vornehmen Dame durch die Straßen zogen."

Die Prinzessin stand auf und wandte sich ab.

„Besser allerdings ist die Lage des Mannes," schloß der Oberstthofmeister, „dem seine Persönlichkeit gestattet, das ganze Leben seiner hohen Freundin durch stille Arbeit zu leiten. Auch er muß nicht nur selbst das Schönste missen, er wird auch seiner Herrin beim reinsten Willen nicht immer ein Glück sein. Wer mehr sein will, als ein treuer Diener, der vermindert die Sicherheit seiner Herrin. Wird solche ritterliche Hingabe angeboten, so mag ein edles Weib zögern, sie anzunehmen, sie hervorzulocken, ziemt einer Fürstin nicht."

Der Prinzessin stürzten die Thränen aus den Augen, sie wandte sich schnell dem Alten zu. „Ich kenne ein solches Leben," rief sie, „das in unaufhörlicher Selbstverleugnung drei Frauen unseres Hauses zum Segen war. O, mein Vater, ich weiß wohl, was Sie uns gewesen sind, haben Sie Geduld mit Ihrem armen Pflege-

finde, ich ringe gegen Ihre Worte, es wird mir ſchwer, Ihnen mein Ohr zu öffnen, und doch weiß ich, Sie ſind der einzige ſichere Halt, den ich bis jetzt im Leben gehabt habe, Ihre Mahnung der einzige Zuruf, der meine Jugend vor dem Verderben bewahrte.“ Wieder faßte ſie ſeine Hand und ihr Haupt ſank an ſeine Schulter.

„Ich habe Ihre Großmutter geliebt,“ erwiederte der alte Herr mit zitternder Stimme, „es war in einer Zeit, wo dergleichen leichtherzig aufgefaßt wurde, ein reines Verhältniß, ich habe für ſie gelebt, ich habe ihr täglich entſagt; ſie war doch unglücklich, denn ſie war Gemahlin eines andern Mannes, und grade die heiligſten Pflichten wurden ihr durch mein Leben erſchwert. Ich habe Ihre Mutter als ſorglicher Diener behütet, ich habe doch nicht verhindert, daß ſie unglücklich wurde und in dem Gefühl ihres Elends ſtarb. Jetzt halte ich das dritte Geſchlecht an meinem Herzen und ich möchte, bevor ich von hier ſcheide, daß mein Leben und das Leiden der Mütter Ihnen zur Lehre ſei. Habe ich je für ſie geſorgt, ſo thue ich es jetzt, hat mein liebes Kind je aus meinen Worten das Herz eines väterlichen Freundes gefühlt, ſo ſoll ſie jetzt meinen Rath nicht gering achten, wie nüchtern er auch glänzende Träume ſtöre.“

„Ich will Ihrer Worte denken,“ rief die Prinzeſſin, „ich will mich mühen, zu entſagen, aber, Vater, mein gütiger Vater, es wird mir ſchwer.“

Der alte Herr rückte ſich ſchnell zuſammen und

unterbrach ihre Worte. „Es iſt genug," ſagte er in der Haltung ſeines Amtes, „Hoheit haben heut große Nachſicht gegen mich geübt, noch leben Andere, welche auch ihren Antheil an höchſter Huld begehren."

Es klopfte an der Thür, die Kammerfrau trat ein. „Der Diener meldet, daß Fräulein Gotlinde und die Herren im Theezimmer harren."

„Ich habe mit Sr. Excellenz noch über Geſchäfte zu ſprechen," antwortete die Prinzeſſin leiſe, „ich laſſe Gotlinde bitten, bei unſerm Gaſt meine Stelle zu vertreten."

Der Abend lag über dem Thurmſchloß, die Fledermaus flog aus ihrem Schlupfwinkel in der geräumten Kammer, ſie zog ihre Kreiſe im Hofraum des Schloſſes und ſchnalzte verwundert, daß ſie in einer leeren Behauſung erwacht war. Die Eule flog in die Thurmluke und ſuchte mit runden Augen nach der alten Stuhllehne, von der ſie ſonſt auf die dummen Mäuſe gelauert hatte, und die Todtenuhr, die der Gelehrte aus der einſamen Kammer unter die lebenden Menſchen hinabgetragen hatte, nagte und tickte auf der Treppe und in den Zimmern des Schloſſes. Der Regen ſchlug an die Mauern und der Sturmwind heulte um den Thurm. Das Weib des Gelehrten fuhr durch die Nacht, flüchtig wie ein gehetztes Wild, er aber ſchritt noch in ſeinem Zimmer auf und ab und ſermte träumend aus den gefundenen Blättern die ganze verlorene Handſchrift. Und

wieder wunderte er ſich, daß ſie ganz anders ausſah, als er ſeit Jahren gedacht hatte.

Auch um das Fürſtenſchloß in der Reſidenz heulte der Wind und große Regentropfen ſchlugen an die Fenſter, auch dort tobten die Gewalten der Natur und forderten Zugang in die feſte Burg der Menſchen. Säle und geſchmückte Zimmer füllte das Dunkel der Nacht wie ein finſterer Rauch, nur die Laternen aus den Anlagen warfen ihren bleichen Schein durch die Fenſter und machten die Oede der menſchlichen Räume noch trauriger, die Schloßuhr rief in melancholiſchem Schlage durch das Haus, daß die erſte Stunde des neuen Tages gekommen ſei. Stille, öde Stille überall, nur der bleiche Schein aus der Tiefe fiel auf die Hüllen der Kronleuchter und den goldenen Zierrath der Wände. Zuweilen kniſterte es in dem Parket des Fußbodens, und durch eine geöffnete Scheibe blies der Zugwind in die Vorhänge, welche ſchwarz um die Fenſter hingen wie Leichenſchmuck, der aufgeſteckt wird beim Begräbniß eines Hausgenoſſen. Hier und da fiel ein ſpärlicher Lichtſtrahl aus der Tiefe auf die Bilder an der Wand, dort hingen in der fremden Tracht ihrer Zeit die Ahnen des Fürſtenhauſes, und wenn bei Tage der Kaſtellan die neugierigen Fremden durch die Säle geleitete, dann nannte er ihre Namen und ſprach die Worte des Lobes über ſie, welche er eingelernt hatte. Viele Geſchlechter hatten in dieſen Räumen gehauſt, ſtattliche Männer und ſchöne Frauen hatten ſich hier im Reigen geſchwungen,

in goldenen Bechern war der Wein geflossen, gnädige Worte, festliche Rede und das leise Gemurmel der Liebe waren hier gehört worden, der Glanz jeder früheren Zeit war überboten durch reicheren Zierrath der späteren. Alles aber war verschwunden und verweht, über den bunten Farben lag die Schwärze der Nacht und des Todes, die sich einst hier verbeugt und des bunten Gewühls geladener Gäste gefreut, sie alle waren hinabgestiegen zur Tiefe, nichts war geblieben in dieser Stunde als traurige Leere und unheimliche Stille und eine einzelne Gestalt, welche geräuschlos wie ein Geist auf dem glatten Boden dahinschlich. Es war der Herr dieses Schlosses, das Haupt vorgebeugt wie im Traume, ging er bei den Bildern seiner Ahnen vorüber.

„Das scheue Reh entlief," flüsterte er, „der Panther sprang zu kurz, heulend schleicht er, das Haupt gesenkt, in seine Kluft zurück. Die große Katze konnte ihre Krallen nicht bergen. Die Jagd ist aus, es ist Zeit, den Hammer dieser Brust in Ruhe zu setzen."

„Es war nur ein Weib, ein kleines unbekanntes Menschenleben, aber die Gaunerin Phantasie hat meine Sinne an ihren Leib gebunden, ihr allein gehört, was ich von Wärme und Hingabe für das Menschenvolk übrig habe." Er blieb vor einem Bilde stehen, auf welches das trübe Licht einer gedämpften Lampe fiel. „Du Alter im Harnisch weißt, wie einem zu Muth ist, der flüchtig von Haus und Hof zieht und seinem Feind überlassen muß, was ihm lieb war. Als du aus dem

Schloſſe deiner Väter eilteſt, ein heimathloſer Flüchtling, verfolgt von der Meute fremder Söldner, da war dir elend zu Muth und du warfſt einen wilden Fluch hinter dich. Aermer fühlt ſich dein Enkel, der jetzt flüchtig durch das Erbe gleitet, das du ihm überlaſſen, dir blieb die Hoffnung im harten Herzen, ich habe heut Alles verloren, wofür zu athmen der Mühe lohnt. Sie iſt meinen Wächtern entflohen. Wohin? Auf den Stein zu ihrem Vater! Fluch der Stunde, wo ich ſelbſt durch ihre Worte getäuſcht, den Knaben in ihre Berge ſandte."

Er ſchlich weiter. „Die dritte Station auf dem Wege zum Ende," grübelte er, „iſt eitles und nichtiges Spiel und bubenhafte Tücke. So ſagte der gelehrte Pedant. Es traf ein, ich bin entſtellt zu einem kindiſchen Zerrbild meiner Natur. Kläglich iſt das Geflecht des Netzes, welches ich um ihre Glieder legte, feſter Wille vermochte es im Augenblick zu zerreißen. Er hatte Recht, knabenhaft war das Spiel. Durch einen Federbart wollte ich ihn feſthalten, und bevor noch die Kunſt des Magiſters ihre Wirkung gethan, ſtörte ich mir ſelbſt den Erfolg durch die zitternde Haſt meiner Leidenſchaft. Wenn ihm die Kunde kommt, daß ſein Weib entflohen, dann ſchnürt auch er ſeine Bücher und höhnt mich in ſicherer Ferne. Schlechter Spieler, der an die Spielbank trat mit gutem Verſatz Stück um Stück auf das grüne Tuch zu ſetzen, und der im Wahnſinn den Beutel hinwarf und durch eine Kugel Alles verlor. Fluch über ihn und mich! Er darf nicht von mir, er

darf ſie nicht ſehen. Doch was nützt ihn zu halten, wenn ich nicht ſeine Glieder in Eiſen ſchmiede oder ſeinen Leib da unten berge, wo wir alle geborgen werden, wenn die Andern Macht erhalten, ſich unſerer zu entledigen. Du lügſt, Profeſſor, wenn du mich deinen alten Kaiſern vergleichſt. Mir graut bei dem Gedanken an Dinge, die jene lachend thaten, und mein Hirn weigert ſich zu denken, was einſt ein kurzer Wink der Hand befahl."

„Eine Kugel und ein Würfel für zwei," fuhr er fort, „das iſt ein luſtiges Spiel, von meinesgleichen erfunden. Wie's trifft, der Eine fällt, der Andere ſpringt davon. Wir würfeln, Profeſſor, wer von uns beiden dem Gegner dieſen letzten Dienſt erweiſt. Und ich werde dir zunicken, du Träumer, wenn ich der Glückliche bin, der zur Ruhe gebracht wird."

„Reicht dein Witz aus, Philoſoph, dein Schickſal vorauszuſehen, wie jenem alten Sterndeuter gelang, den dein Tiberius nach der eigenen Zukunft frug? Laß uns verſuchen, wie weiſe du biſt."

Er ſtand wieder ſtill und ſah unruhig auf die dunklen Bilder. „Ihr ſchüttelt mit den Köpfen, ihr Alten an der Wand, Mancher von euch hat gethan, was Anderen leid wurde, ihr ſeid alle ehrenvoll eingeſargt mit Trauermarſchall und Leichenpferd, man hat Lieder geſungen euch zu Ehren und die Gelehrten haben lateiniſche Wehklagen geſchmiedet und geſeufzt, daß der goldene Regen aufhörte, der aus eurer Hand auf ſie her-

abfiel. Dort ſteht einer von euch," rief er, und ſah mit ſtarrem Auge in einen Winkel, „dort ſchwebt der Wehegeiſt heran, der ſchwarze Schatten, der durch dieſes Haus fährt, wenn das Unglück naht, die Schuld und die Buße. Es fährt dahin, die Narren zu ſchrecken, weſenlos, ein Spuk meiner kranken Laune. Ich ſehe, wie es die Hand hebt, es ſcheucht, und mir graut vor der Malerei meines Gehirns. Hinweg," rief er laut, „hinweg! Ich bin der Herr dieſes Hauſes!" Er lief durch die Zimmer und ſtrauchelte, der ſchwarze Schatten eilte hinter ihm. Der Fürſt ſtürzte auf den Fußboden.

Es rief laut nach Hülfe in dem öden Raum. Als der vertraute Diener aus dem Vorzimmer des Fürſten herzueilte, fand er ſeinen Herrn auf der Erde liegen. „Ich hörte einen gellenden Ruf," rief der Fürſt, ſich wild erhebend, „wer hat geſchrieen über meinem Haupt?"

Der Diener verſetzte zitternd: „Ich weiß nicht, wer es war, ich hörte den Ruf und eilte herbei."

„Ich war es wohl ſelbſt," ſagte der Fürſt tonlos, „mich überkam die Schwäche."

Am frühen Morgen rief der Profeſſor den Kaſtellan und ſtürmte die Thurmtreppe hinauf, er fuhr in der Kammer umher und rückte an Bohlen und Brettern, er fand manchen vergeſſenen Kaſten, nicht den, welchen er ſuchte. Er ließ den Kaſtellan jeden Nebenraum des Schloſſes öffnen, ſchritt durch die Böden und Keller,

nirgend eine Spur. Er ſuchte bei dem Förſter, welcher in einem Nebenhauſe wohnte, auch dieſer wußte keine Auskunft zu geben. Als der Gelehrte wieder in ſein Zimmer trat, legte er das Haupt auf ſeine Hände. Aber er ſchalt ſich und bändigte ſich. „Zu ſehr habe ich die kühle Umſicht verloren, welche Fritz die höchſte Tugend des Sammlers nennt. Gewöhne dich an den Gedanken zu entſagen und prüfe ruhig die Hoffnung, welche noch dauert. Sei auch nicht undankbar für das Wenige, das du gewonnen.“ Aber ihm wurde ſchwer, bei den gefundenen Blättern zu verweilen und er ging wieder ſinnend auf und ab. Er hörte Stimmen im Hofe, eiliges Laufen in dem Gange, endlich meldete ein Valet die Ankunft des Fürſten, und daß dieſer den Profeſſor beim Frühſtück zu ſehen wünſche.

An der Thurmſeite, welche der Morgenſonne entgegen lag, war unter blühendem Geſträuch die Tafel gedeckt. Als der Profeſſor unter das Dach trat, welches die Stelle vor Regen und Sonnenſtrahlen ſchützte, fand er neben der Dienerſchaft auch die Forſtbeamten aufgeſtellt, und außer dem Marſchall den Oberſthofmeiſter, welcher unruhiger als der Profeſſor die plötzliche Ankunft des Fürſten betrachte.

Der alte Herr näherte ſich dem Gelehrten und ſprach Gleichgültiges. „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ frug er verbindlich.

„Ich würde um Erlaubniß bitten, in der nächſten Stunde nach der Stadt abzureiſen, ich bin fertig.“

Es währte lange, bis die Herrſchaften kamen. Als der Fürſt aus der Thür trat, fiel ſein leidendes Ausſehen allen Anweſenden auf, ſeine Bewegungen waren haſtig, die Züge verſtört, die Blicke fuhren unſtät über die Geſellſchaft. Er wandte ſich zuerſt mit harter Frage an den Förſter. „Wie durften Sie das widrige Geſchrei der Dohlen am Thurme leiden? Es war Ihre Sache dort aufzuräumen.“

„Ihre Hoheit, die Frau Prinzeſſin, hatte in vorigem Sommer für die Vögel gebeten.“

„Mir iſt der Ton unerträglich,“ ſagte der Fürſt, „bringen Sie Gewehre und machen Sie ſich bereit, einige Mal darunter zu ſchießen.“

Da der Verbrauch von Jagdpulver zu den regelmäßigen Landfreuden des Hofes gehörte, und der Fürſt auch in der Umgebung des Schloſſes gern ſelbſt einmal auf einen Raubvogel oder ein anderes lockendes Ziel ſein Gewehr richtete, fand der Hof dieſen Auftrag weniger hart als der Gelehrte.

Der Fürſt wandte ſich an den Oberſthofmeiſter.

„Ich bin überraſcht, Excellenz hier zu finden,“ ſagte er, „ich wußte nicht, daß auch Sie ſich für dies Stillleben Urlaub ertheilt haben.“

„Mein gnädigſter Herr durfte überraſcht ſein, wenn ich meine Pflicht nicht gethan hätte. Es war meine Abſicht, Eurer Hoheit noch heute in der Reſidenz über das Befinden der Frau Prinzeſſin zu berichten.“

„Alſo darum,“ ſagte der Fürſt, „ich hatte vergeſſen,

daß mein Oberſthofmeiſter ſeines Wächteramtes nicht müde wird."

„Ein Amt, das man faſt ein halbes Jahrhundert im Dienſt des erlauchten Hauſes geübt hat, wird zur Gewohnheit," verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Ew. Hoheit haben den Eifer eines Dieners, der ſich gern nützlich machen möchte, ſonſt mit Nachſicht beurtheilt."

Der Fürſt wandte ſich an den Hofmarſchall und frug mit gedämpfter Stimme: „Will er bleiben?"

Der Hofmarſchall verſetzte gedrückt: „Es war kein Verſprechen, nicht einmal ein Wunſch aus ihm zu holen."

„Ich wußte es bereits," verſetzte der Fürſt rauh. Er wandte ſich zu dem Profeſſor, und zwang ſich heftig zu freundlicher Miene, als er ſagte: „ich habe von meiner Tochter gehört, welchen Verlauf Ihr Feldzug gegen Stuhlbeine genommen hat. Ich wünſche darüber noch mit Ihnen allein zu ſprechen."

Man nahm Platz. Der Fürſt ſtarrte vor ſich hin und trank einige Gläſer Wein, auch die Prinzeſſin ſaß ſchweigend, es war eine einſilbige Unterhaltung. Nur der Oberſthofmeiſter wurde geſprächig, er frug nach einer Büſte Winkelmanns und ſprach von dem lebhaften Antheil, welchen die Nation jedem ungewöhnlichen Schickſal ihrer geiſtigen Führer zuwendet.

„Es muß doch ein angenehmes Gefühl ſein," ſagte er verbindlich zum Profeſſor, „gewiſſermaßen von der

ganzen civiliſirten Welt gehütet zu werden. In hundert Fällen vergeht das Privatleben unſerer großen Gelehrten ohne beſondere Ereigniſſe und doch beſchäftigt ſich unſer Volk ſo gern mit dem Lebenslauf der Geſchiedenen. Wen ein günſtiger Zufall mit Herren Ihresgleichen in Berührung ſetzt, der mag ſich verſehen, daß er nicht unter den Händen ſpäter Biographen für alle Ewigkeit mit einem entſtellenden Strich verſehen wird. Ich geſtehe," fügte er lächelnd hinzu, „daß dieſe Scheu mich mancher intereſſanten Bekanntſchaft beraubt hat."

Der Profeſſor erwiederte ruhig: „Das Volk iſt ſich bewußt, daß es zuerſt durch die Arbeit der Studierſtuben aus dem Elend heraufgekommen iſt, bei längeren Erfolgen im politiſchen Leben wird auch die Theilnahme an den Trägern unſerer bisherigen Cultur auf ein beſcheideneres Maaß zurückgeführt werden."

„Ich habe dem Fürſten erzählt, daß Sie hier doch etwas gefunden," bemerkte die Prinzeſſin über den Tiſch.

„Da iſt nahebei ein merkwürdiger Fund in altem Hünengrabe gemacht," knüpfte der Oberſthofmeiſter an und berichtete weitläufig über Todtenurnen.

Aber der Fürſt ſelbſt wandte ſich an den Gelehrten. „Jetzt iſt doch Hoffnung, daß ſich auch das Uebrige finden wird."

„Leider weiß ich nicht mehr, wo ich ſuchen ſoll," erwiederte der Profeſſor.

„Was Sie gefunden haben," fuhr der Fürſt mit Selbſtüberwindung fort, „iſt alles unbedeutend."

Dem Profeſſor war nicht recht, daß die Rede wieder auf die Handſchrift kam, er empfand Mißbehagen von ſeinem Römer zu erzählen. „Es ſind einige Capitel aus dem ſechſten Buch der Annalen," verſetzte er mit Haltung.

„Als Ew. Hoheit in Pompeji ſtanden," fiel der Oberſthofmeiſter ein, „erregten die eingekratzten Aufſchriften der Wände Aufmerkſamkeit. In dieſen Tagen fiel mir eine hübſche Abhandlung darüber in die Hand. Es iſt ſcheint, das lebhafte Volk des alten Unteritaliens in den unbefangenen Aeußerungen ſeiner Liebe und ſeines Haſſes zu beobachten. Man fühlt ſich bei den naiven Anrufungen der kleinen Leute faſt ebenſo lebhaft in die alte Zeit verſetzt, als wenn man jetzt ein Zeitungsblatt in die Hand nimmt, das vor mehren Jahren geſchrieben wurde. Wer den Bürgern Pompejis geſagt hätte, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch wiſſen würde, wen ſie in zufälliger Verſtimmung einmal feindſelig behandelt haben, dem hätten ſie es ſchwerlich geglaubt. Wir freilich ſind vorſichtiger."

„Alſo das war der Haß kleiner Leute," verſetzte der Fürſt zerſtreut, „Tacitus weiß davon nichts, ihn kümmert der Scandal des Hofes. Wahrſcheinlich hatte er auch eine Charge."

Die Prinzeſſin ſah unruhig auf den Fürſten. „Iſt von dem Inhalt der beiden Pergamentblätter auch etwas für uns Frauen intereſſant?" frug ſie wieder ablenkend.

„Nichts Neues," verſetzte der Gelehrte, „da, wie ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu ſagen, uns dieſelbe Stelle bereits aus einer italieniſchen Handſchrift bekannt iſt. Es ſind kleine Ereigniſſe im römiſchen Senat."

„Zank der verſammelten Väter," warf der Fürſt nachläſſig ein, „es waren elende Sclaven. Iſt das Alles?"

„Am Schluß ſteht noch eine Anecdote aus den letzten Jahren des Tiberius. Der verſtörte Geiſt des Fürſten klammert ſich an die Aſtrologie; er ruft Sterndeuter zu ſich nach Capri und läßt in das Meer ſchleudern, die er in Verdacht eines Betruges hat. Auch der kluge Traſyllus wird über den verhängnißvollen Felſenpfad zu ihm geführt, er verkündet die verborgenen Geheimniſſe des kaiſerlichen Lebens. Da forſcht der Kaiſer lauernd, ob er auch wiſſe, was ihm ſelbſt der gegenwärtige Tag bringen werde. Der Philoſoph fragt die Geſtirne und ruft zitternd aus: „Bedenklich iſt meine Lage, ich ſehe mich in Todesgefahr." An dieſer Stelle bricht unſer Bruchſtück ab. Der Verfaſſer mag ſich wiederholt haben, dieſelbe Anecdote haftet an mehr als einem Fürſtenleben."

Um die Zinne des Thurms flog die Schaar der Dohlen, ſie ſchwatzten und ſchrieen und erzählten einander, daß unten der Waidmann ſtand, der ein Wild ſuchte.

Der Fürſt erhob ſich ſchnell. „Dieſem Geſchrei der ſchwarzen Vögel ſoll ein Ende gemacht werden,"

er winkte dem Büchsenspanner. Der Mann trat heran und legte ein Gewehr in die Hand des Fürsten. Der Fürst setzte den Kolben auf die Erde und wandte sich zu dem Professor, während die Prinzessin beunruhigt durch die letzten Worte des Gelehrten mit ihren Nachbarn abseits stand und um Fassung rang.

„Die Prinzessin hat mir gesagt," begann der Fürst, „daß Sie Bedenken haben, einen Wunsch zu erfüllen, der uns allen große Bedeutung gewonnen hat. Ich hoffe, daß die Hindernisse nicht unüberwindlich sein werden."

„Mir ziemt," versetzte der Professor, erfreut durch die gütigen Worte des Fürsten, „einen so ehrenvollen Antrag ruhig zu erwogen. Ich habe nicht nur auf meine Wissenschaft Rücksicht zu nehmen, auch auf Anderes."

„Worauf?" frug der Fürst.

„Auf den Wunsch einer geliebten Frau," sagte der Professor. Ein plötzliches Zucken kam über die Glieder des Fürsten.

„Und wie betrachten Sie Ihr Verhältniß zu mir?" frug der Fürst mit heiserer Stimme.

Der Gelehrte sah den Fürsten an, aus den Augen sprühte tödtlicher Haß und der glitzernde Schein des bösen Blickes, er sah die Mündung des Gewehrs gegen seine Brust gerichtet und daß der gehobene Fuß des Fürsten um den Drücker fuhr. Der Wetterstrahl zuckte, kein Raum zur Flucht, keine Zeit zur Regung; der

Gedanke des letzten Augenblicks fuhr ihm durch das Haupt. Er erblickte vor sich das verzerrte Antlitz des Kaisers Tiberius und er sagte leise: „Ich stehe auf Capri."

„Der Fürst sinkt!" schrie der Oberstthofmeister. Er warf sich mit ausgestreckten Armen gegen den Herrn und ergriff seine Hände. Der Fürst wankte, das Gewehr fiel zu Boden, er selbst wurde von den Armen der Herbeieilenden aufgefangen.

Die Prinzessin flog herzu und sah fragend dem Gelehrten in das bleiche Antlitz. „Den Fürsten überkam ein plötzlicher Schwindel," antwortete dieser ruhig.

„Der Herr wird ohnmächtig," rief der Oberstthofmeister. „Wie geht es Ihnen, Herr Werner?" Die Hände des alten Mannes zitterten.

Gebrochen hing der Fürst in den Armen seiner Begleiter, er wurde nach dem Schloß getragen.

Die Umstehenden sprachen in warmen Worten ihren Schreck über den Zufall aus, die Prinzessin eilte dem kranken Fürsten nach, ehe der Oberstthofmeister folgte, sagte er noch zum Professor, indem er ihm prüfend ins Auge sah: „Nicht zum ersten Mal erkrankt der Fürst an solchem Zufall, Ihnen kam das überraschend, Sie wußten nicht, daß der Fürst leidend ist?"

„Ich weiß es seit heut," versetzte kalt der Gelehrte.

Wenige Minuten darauf trat der Oberstthofmeister in das Zimmer des Professors, welcher sich zur Abreise bereitete.

„Ich komme, Ihre Nachſicht zu erbitten," begann der Oberſthofmeiſter. Denn ich muß Ihnen durch ein Bekenntniß läſtig werden, welches für mich peinlich iſt. Sie haben neulich in meiner Gegenwart dem Fürſten von dem Cäſarenwahnſinn römiſcher Kaiſer berichtet. Was Sie damals ſagten, war mir ſehr lehrreich."

„Ich ahne jetzt," verſetzte der Profeſſor finſter, „daß der Ort dafür ſehr wenig geeignet war."

„Mehr als Sie annehmen," verſetzte der Hofmann trocken. „Für mich war vorzugsweiſe lehrreich nicht was Sie ſagten, ſondern daß Sie es ſagten. Ich hatte nicht für möglich gehalten, daß Jemand ſo ſcharfſinnig Vergangenes combiniren, und ſo bereitwillig auf ein Urtheil über ſeine Umgebung verzichten könnte. Sie haben damals einem Kranken ſeine eigene Krankheitsgeſchichte erzählt."

„Ich habe darüber ſo eben Beobachtungen gemacht," verſetzte der Gelehrte.

„Der Fürſt iſt gemüthskrank. Es iſt jetzt nothwendig, daß Sie das wiſſen. Ich habe Ihnen noch ein zweites Bekenntniß abzulegen. Mir iſt begegnet, daß ich Sie falſch beurtheilt habe."

„Es würde mir von Werth ſein, wenn Ihr gegenwärtiges Urtheil günſtiger wäre, als das frühere," verſetzte der Profeſſor mit Haltung.

„In Ihrem Sinne, ja," fuhr der Oberſthofmeiſter fort. „Ich habe Sie in Ihren hieſigen Beziehungen längere Zeit für einen vorſichtigen Mann gehalten, der

klug ſeine Zwecke verfolgt, ich habe erfahren, daß Sie das nicht ſind, ſondern etwas Anderes."

„Ein ehrlicher Mann, Excellenz," verſetzte der Profeſſor.

„Wir haben einander nichts vorzuwerfen," entgegnete der Hofmann das Haupt neigend, „wie Sie den Fürſten, ſo habe ich Sie ſelbſt unrichtig beurtheilt. Aber mein Verſehen iſt das größere. Denn ich bin der ältere, und ich habe nicht wie Sie die Entſchuldigung eines beſonders reichen Geiſtes, welcher zuweilen erſchwert, andere Naturen unbefangen aufzufaſſen. Eine Entſchuldigung aber haben wir beide. Es iſt ſelten leicht, ſolchen gerecht zu werden, welche in andern Kreiſen aufgewachſen ſind, und in Tugenden und Schwächen fremdartige Miſchung zeigen. Befriedigung oder Verletzung des eigenen Selbſtgefühls irrt uns allen das Urtheil. Wo die gemüthlichen Neigungen abweichen, entfremdet Mißbehagen, wo kräftig Töne der eigenen Bruſt ſympathiſch wiederklingen, gefahrvet ſchnelle Annäherung. So habe ich Ihre ehrliche Unbefangenheit zu niedrig geſchätzt, ich zahle in dieſer Stunde die Buße, denn ich übergebe Ihnen ein Geheimniß in dem Vertrauen, daß Sie es mit hohem Sinn aufnehmen werden."

„Ich nehme an, daß Excellenz mir dieſe Mittheilung nicht ohne beſtimmte Veranlaſſung machen."

„Man geht damit um, Sie in unſerer Stadt feſtzuhalten," warf der Oberſthofmeiſter hin.

„Mir ſind ſeit geſtern Anträge in dieſer Richtung zugegangen.“

Der Oberſthofmeiſter fuhr fort: „Ich habe nicht nöthig, um Ihre Antwort zu ſorgen. Sie haben die Meinung kennen gelernt, welche ſich hinter artiger Hülle verbarg. Wiſſen Sie, weshalb der Fürſt Ihnen den Antrag gemacht hat?“

„Nein. Bis zu dieſem Morgen habe ich nicht gezweifelt, daß ein gewiſſes perſönliches Wohlwollen und die Anſicht, daß ich hier nützlich ſein könnte, der Beweggrund war.“

„Sie irren,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter. „Man will Sie nicht blos deshalb feſthalten, um Sie für vergängliche Privatintereſſen zu verwenden, das letzte Motiv ſind, wie ich annehme, die Grillen eines Kranken, welcher in Ihnen bald einen Gegner ſieht, bald einen Scharfſinn fürchtet, der ſchonungslos krankhafte Stimmungen vor der Welt aufdecken könnte. Sie ſollen hier feſtgebannt werden, man will Sie ſtreicheln, kratzen, beobachten, verfolgen. Sie ſind ein Gegenſtand des Intereſſes, der Scheu und Abneigung geworden.“

Der Profeſſor ſtand auf. „Was ich erlebt und was Sie mir ſagen, zwingt mich dieſe Stätte augenblicklich zu verlaſſen.“

„Ich wünſche nicht,“ ſagte der Oberſthofmeiſter, „daß Sie mit einem lauten Miſſton von hier ſcheiden, wenn dies vermieden werden kann; um Ihretwillen nicht, und wegen manchem von uns nicht.“

Der Profeſſor trat an den Tiſch, auf welchem die Pergamentblätter lagen. „Ich erbitte Ihre Geduld, wenn ich nicht ſogleich ruhige Haltung wiederfinde. Die Lage, in welche wir verſetzt ſind, iſt wie aus einem fremden Jahrhundert, ſie ſteht in furchtbarem Gegenſatz zu der heitern Sicherheit, womit wir das eigene Leben und die Seelen unſerer Zeitgenoſſen betrachten."

„Heitere Sicherheit?" frug der Oberſthofmeiſter traurig. „An Höfen wenigſtens dürfen Sie dieſe nicht ſuchen, und nirgend, wo der Einzelne aus dem Privatleben heraustritt. Heitere Sicherheit! Auch ich möchte fragen, ob wir aus einem Jahrhundert ſind. Schwerlich hat es eine Zeit gegeben, wo ſo Vieles unſicher, das Alte ſo abgelebt und das Neue ſo ſchwach war."

Der Profeſſor hob erſtaunt das Haupt bei der lauten Klage des Greiſes. Der Oberſthofmeiſter fuhr zürnend fort: „Ich höre überall von den Hoffnungen, die man im Volke hat, ich ſehe häufig ein junges burſchikoſes Vertrauen. Es iſt freilich noch weit von gereifter Kraft, aber ich verarge einem gemüthvollen Manne nicht, wenn er darauf Hoffnungen ſetzt. Ja ich darf einräumen, daß dieſer jugendliche Muth in der That die beſte Hoffnung iſt, welche wir haben. Aber ich bin ein alter Mann, ich vermag dies Neue nirgend, wo es über die Intereſſen des Privatlebens hinausſtrebt, imponirend zu finden. Ich fühle die Abnahme der Lebenskraft in der Luft, welche mich umgiebt. Meine Jugend fällt in eine Zeit, wo die beſte Bildung der Nation den Höfen

nahe ſtand; meine eigenen Verfahren haben durch ſechs Jahrhunderte an den Thorheiten und Verbrechen, aber auch an dem Stolz ihrer Zeit eifrig Theil genommen, ich bin zum Manne erwachſen in der Vorſtellung, daß Fürſten und Adel die geborenen Führer der Nation ſind. Ich ſehe mit Trauer, daß ſie auf lange, vielleicht für immer dieſe Führung verlieren. Manches, was Sie neulich erzählten, paßt genau auf die letzten Jahrzehnte, welche ich durchlebt. Es war eine ſchmerzvolle Zeit. Die dumpfe Schwäche im Leben des Volkes hat am meiſten auf den Höhen verwüſtet. Auch da hat es nicht an einzelnen ehrenwerthen und kräftigen Männern gefehlt. Welche Zeit hätte ſie ganz entbehrt? Aber, was die edelſte Blüthe der Volkskraft ſein ſollte, das iſt grade in dieſer leeren und ſchaalen Zeit am tiefſten erkrankt."

Der Profeſſor warf ein: „Iſt Grund zur Trauer, wo vielleicht der Einzelne verliert, das Ganze gewonnen hat?"

„Zuverläſſig nicht," verſetzte der Hofmann, „wenn nur der Gewinn für das Ganze ſo ſicher ſtünde. Aber mit Erſtaunen ſehe ich, daß grade die größten Angelegenheiten der Nation von allen Seiten ſchülerhaft klein betrieben werden. Vieles Werthvolle iſt verloren, Beſſeres nicht gewonnen. Die Feinheit der Empfindung, welche ſich ſonſt in allen Formen des Verkehrs ſehr wohlthuend ausdrückte, discrete Behandlung wichtiger Geſchäfte werden ſelten. Wenn dieſer Vorzug nicht ausreicht, Charaktere zu bilden, wie ſie vielleicht die Gegenwart braucht, er machte doch das Leben gefällig und

ſchön. Was einſt häufig war an den Höfen und den Geſchäften, ſicheres Gefühl der Ueberlegenheit, graziöſe Herrſchaft über Andere, das müſſen wir entbehren. Die Diplomatie hat aufgehört vornehm zu ſein. Man brüskirt, man avanturirt, nicht nur Adel der Geſinnung, ſogar der anmuthige Schein deſſelben fehlen, an den Höfen hat unſichere Kleinlichkeit, ein mürriſches, gereiztes, abſchließendes Weſen überhand genommen, in der Diplomatie Ungezogenheiten und Leichtſinn ohne Kenntniſſe und ohne männlichen Willen. Unſere Prinzen klirren als armirte Müßiggänger einher, die alte Hofzucht iſt verloren, man fühlt ſich haltlos auf der Defenſive und ſucht in thörichten Uebergriffen ſein Heil. Es iſt ſchwer ſich die Empfindung fern zu halten, daß es mit dieſem Treiben unaufhaltſam abwärts gehe."

Der Profeſſor lächelte über die Trauer des alten Herrn.

„Ich verdenke Ihnen nicht," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „wenn Sie das Unglück dieſer Verwandlung nicht ſo ſchmerzlich empfinden als ich. Es iſt nur ſchade, daß es immer noch die höchſten irdiſchen Intereſſen ſind, mit welchen in ſolcher Weiſe geſpielt wird."

„Iſt denn aber dies Unglück ſo allgemein?" verſetzte der Profeſſor.

„Unſerem vielgeſtaltigen Leben fehlt es nicht an glänzenden Ausnahmen," ſagte der Oberſthofmeiſter. „Es war uns auch in der Zeit, wo wir vor der Welt die

größten Trauerſpiele aufführten, noch vergönnt, hier und da eine heitere Novelle zu conſerviren. Kaum jemals hat es uns ganz an einem Fürſten gefehlt, welches die fünf Charaktere, welche einem guten Hofe nöthig ſind, in dauerndem Zuſammenleben vereinte, einen gnädigen Herrn, eine liebenswürdige Fürſtin, einen hochgeſinnten Staatsmann, eine geiſtreiche Hofdame und unter den Cavalieren einen überlegenen Geiſt. Aber die Stätten ſind ſelten geworden."

„Waren ſie jemals häufig?"

„Sie waren in der Zeit, aus welcher meine erſten Erinnerungen ſtammen, der Stolz unſerer Nation," verſetzte der Oberſthofmeiſter.

„Grade in jener Zeit haben wir auch Anderes gewonnen, worauf wir noch jetzt ſtolz ſind," entgegnete der Gelehrte. „Es waren kurze Jahrzehnte, in welchen die Höfe für Aſyle der freieſten Zeitbildung galten, und nur durch die ſeltſamen politiſchen Schickſale unſeres Volkes iſt dieſe Führerſchaft möglich geworden. Jetzt iſt ſie auf andere Kreiſe übergegangen, und für die vornehme Bildung Einzelner haben wir die vermehrte Tüchtigkeit Vieler eingetauſcht."

„Auch hierbei iſt ein Verluſt," rief der Oberſthofmeiſter, „daß vornehme Naturen überhaupt ſelten geworden ſind. Ich bin bereit die großen Fortſchritte anzuerkennen, welche das Bürgerthum in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Aber die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, iſt zu ſelten

verbunden mit ſicherem Selbſtgefühl, ja auch ſelten mit der feſtgegründeten Stellung, deren eine politiſche Kraft bedarf. Zu häufig iſt das Schwanken zwiſchen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügſamkeit, hoch fliegt die Begehrlichkeit, zu klein iſt der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlſtand zugenommen, wer dürfte das leugnen? Nicht in demſelben Grade das Verſtändniß für die höchſten Angelegenheiten der Nation."

„Die Lebenden kommen herauf," entgegnete der Gelehrte, „die Söhne werden ſicherer und freier ſtehen, auch auf dieſem Gebiet gehört unſere Zukunft denen, welche emſig arbeiten."

„Vieles mag verloren gehen," ſagte der Oberſthofmeiſter, „bevor die Steigerung, welche Sie erwarten, ſo groß wird, daß ſie den aufſtrebenden Antheil an der Herrſchaft verſchafft. Ich bin zu alt mich von Hoffnungen zu nähren, deshalb vermag ich Ihre lichtvolle Auffaſſung unſerer Lage mir nicht anzueignen. Ich wünſche unſerer Nation Gutes, woher es auch komme, ich weiß, ſie hat Aergeres überſtanden als das gegenwärtige Hangen zwiſchen einer niederſteigenden und einer aufſteigenden Bildung. Aber ich fühle, daß die Luft, in der ich lebe, immer ſchwüler wird, die Spannung der Gegenſätze gefährlicher. Wenn ich zurückſehe auf ein langes Leben, ſo graut mir zuweilen vor dem Siechthum, das ich geſchaut. Es war keine Zeit rieſiger Laſter, wie Ihre Kaiſerperiode, aber es war eine Zeit, in welcher nach kurzem poetiſchem Traum die Schwäche dürftiger Seelen herrſchte und

verdarb. Die Geſtalten, welche in dieſer kläglichen Zeit verkommen ſind, werden der Nachwelt nicht fürchterlich erſcheinen, aber grotesk und verächtlich. Sie, Herr Profeſſor, leben in einer neuen Periode, wo ſich ein jüngeres Geſchlecht unbehilflich müht heraufzukommen. Mir fehlt Empfänglichkeit für die neue Art und mir fehlt der Muth zu hoffen, denn mir fehlt jede Fähigkeit die Jüngern bildend zu fördern."

Er war aufgeſtanden. Der Greis und der jugendfriſche Mann, der Diplomat und der Gelehrte ſtanden einander gegenüber, der eine Sprecher für die Welt, welche ſich abwärts neigte, der andere Verkünder der Lehren, welche unabläſſig die alte Welt erneuen. Auf dem ruhigen Antlitz des Alten lag ſtille Trauer, in den geiſtvollen Zügen des Jüngern arbeitete kräftig die Empfindung, ein hoher Sinn und ein feiner Geiſt ſchaute aus den treuen Augen Beider.

„Was wir einander zu ſagen hatten," fuhr der Oberſthofmeiſter fort, „iſt geſagt. Ich habe verſucht, gut zu machen, was ich gegen Sie verſehen, möge Ihnen die geſchwätzige Offenheit, mit der ich mich Ihrem Urtheil hingab, eine kleine Genugthuung dafür ſein, daß ich zu lange gegen Sie ſchwieg. Es iſt die beſte Genugthuung, die ich einem Manne Ihrer Art zu geben weiß. Was die krankhafte Stimmung Anderer betrifft, von welcher wir ausgingen, ſo bedarf es darüber zwiſchen uns keiner Worte; beide werden wir beſonnen thun, was unſere Pflicht iſt, um die Menſchen,

welche unſerer Sorge vertraut ſind, vor Gefahr zu hüten, auch uns ſelbſt zu wahren, Herr Werner. Leben Sie wohl: Möge die Thätigkeit, welche Sie gewählt haben, Ihnen das freudige Vertrauen zu Ihrer Zeit und Ihrem Geſchlecht erhalten, bis in die Jahre, welche ich auf meinem Scheitel trage. Dies höchſte Glück des Menſchen habe ich, der unbedeutende Mann, zuweilen mit Schmerzen entbehrt, wie ſie Ihr großer Römer gefühlt hat."

„Geſtatten Excellenz auch mir Ihnen eine Bitte auszuſprechen," verſetzte der Gelehrte mit warmer Empfindung. „Noch oft mag die ungeübte Rührigkeit der Jüngern Ihnen ein bitteres Lächeln abnöthigen, und nicht immer werden die unfertigen Werke, welche wir Pioniere der Wiſſenſchaft aufwerfen, den Forderungen genügen, welche Sie auch an uns ſtellen; denken Sie, wenn Sie uns tadeln müſſen, auch nachſichtig daran, daß unſer Volk die Bürgſchaft ſchöpferiſcher Jugend ſo lange in ſich trägt, als die Ehrfurcht vor jeder geiſtigen Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß ihm nicht verloren ſind. So lange die Nation ſich ſelbſt verjüngt, vermag ſie auch ihre Fürſten und die Leiter ihrer Geſchäfte mit neuem Leben zu erfüllen. Denn wir ſind nicht Römer, ſondern warmherzige und dauerhafte Germanen."

„Nero wagt nicht mehr die Apoſtel einer neuen Lehre zu verbrennen," verſetzte der Oberhofmeiſter mit trübem Lächeln. „Darf ich dem Fürſten von Ihnen das

Freundliche ſagen, was Sie ihm ausſprechen dürfen, ohne Ihrer Würde wehe zu thun?“

„Ich bitte darum, Excellenz,“ verſetzte der Profeſſor.

Der Profeſſor eilte, ſich bei der Prinzeſſin zu beurlauben, ſie empfing ihn in Gegenwart ihres Fräuleins und des Hofmarſchalls. Wenige Worte wurden gewechſelt; während ſie die Hoffnung ausſprach ihn recht bald in der Reſidenz wiederzuſehen, wollte ihr die Sprache verſagen. Als er das Zimmer verlaſſen, flog ſie hinauf in die Bibliothek und blickte hinab auf den Wagen, in welchen die Truhe geladen wurde. Sie brach einige der Blumen ab, welche der Gärtner in ihr Zimmer geſetzt und ſchlang ſie mit einem Bande zuſammen. „Sein Auge ſah auf euch und ſeine Stimme klang in dem Raum, in dem ihr euer flüchtiges Leben verbringt. Es war ein kurzer Traum! kein Traum, ein ſchönes Bild war's aus neuer Welt.“

„Wie ſich die Frau fügt dem ſtärkern Geiſt in liebevoller Hingabe, ihr Auge auf das ſeine geheftet, das Glück habe ich geahnt. Nur einmal hat meine Hand die ſeine berührt, und doch habe ich an ſeinem Herzen gelegen, unſichtbar, körperlos, Niemand weiß es, er ſelbſt nicht, ich allein empfand die Wonne. Leichtes, luftiges Band, gewebt aus den zarteſten Fäden, die ſich von einer Menſchenſeele zur andern ziehen, du ſollſt zerreißen und verwehen, nur das Gefühl bleibt, daß die Neigung, welche zwei Fremde zu einander zog, zum Segen wurde für eines der Beiden.“

„Du, ernſter Mann, gehſt deinen Pfad, und ich den meinen, und wenn der Zufall uns zuſammenführt, dann neigen wir uns artig vor einander, und grüßen uns mit höflicher Rede. Lebe wohl, Gelehrter, ſo oft mir einer deiner Genoſſen entgegentritt, ich werde fortan wiſſen, daß er zu einer ſtillen Gemeinde gehört, in deren Vorhof auch ich demüthig mein Haupt geneigt."

Aus den Baumgipfeln, auf die das Fürſtenkind niederſah, ſangen die Vögel. Der Wagen rollte davon, ſie beugte ſich herab und hielt den Strauß in der ausgeſtreckten Hand, dann warf ſie die Blumen mit kräftigem Schwunge in den Wipfel eines Baumes, ſie hingen unter den Blättern, ein kleiner Vogel flog auf, aber er ſetzte ſich im nächſten Augenblick wieder vor den Strauß, und ſang ſein Lied fort. Die Prinzeſſin aber legte ihr Haupt an die Mauer des Thurmes.

Der Gelehrte fuhr der Stadt zu, die Truh, welche er gefunden, ſtand vor ihm. Schneller noch und ſtürmiſcher als auf der Herfahrt fuhren die wechſelnden Gedanken durch ſeine Seele, er trieb den Kutſcher zur Eile, und eine unbeſtimmte Angſt heftete ihm den Blick an die Stelle, wo die Thürme der Reſidenz aufſteigen ſollten. Dazwiſchen aber ſah er immer wieder die Geſtalt des Oberſthofmeiſters vor ſich und hörte die traurigen Worte der leiſen Stimme. „Unermeßlich groß iſt der Unterſchied zwiſchen den engen Verhältniſſen dieſes Hofes und der gewaltigen Größe des kaiſerlichen Rome, unermeßlich groß auch der Unterſchied zwiſchen dem

bekümmerten Hofherrn und der düstern Gewalt eines römischen Senators. Und doch ist etwas in dem Gefüge der Seele, die sich mir heut aufgethan, was mich mahnt an ein Bild aus längst vergangener Zeit, und was er sprach, klingt in meiner Seele wie ein schwacher Ton aus dem Herzen des Mannes, dessen Werk ich vergebens gesucht. Denn wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht sind, so deuten wir auch Zustände und Gestalten entfernter Zeit nach dem Gemüth der Menschen, welche uns lebend umgeben. Das Alte sendet unaufhörlich seine Geister in unsere Seelen und unaufhörlich legen wir uns das Alte zurecht nach dem Bedürfniß unseres warmen Herzens."

Fünftes Buch.

1.

Des Magisters Ausgang.

Professor Raschke saß auf dem Boden seiner Wohnstube. Die Farbenpracht des türkischen Schlafrocks war vermindert, treues Beharren im Dienste wissenschaftlicher Theorie hatte ihm einen Schimmer von fahlem Grau verliehen, aber er umhüllte doch würdig die Glieder seines Herrn. Der Professor hatte sich zu seinem ältesten Sohn Marcus niedergesetzt, um diesem das Studium des ersten ABC Buchs zu erleichtern; als der Kleine ermüdet bei den Bildern ausruhte, hatte der Vater, um diese Pause für sich zu nützen, ein Handexemplar des Aristoteles aus der Tasche gezogen. Er las und machte mit einem Bleistift Anmerkungen ohne zu beachten, daß sein Sohn Marcus längst das Bilderbuch weggeworfen hatte und mit den übrigen Kindern, unter denen auch der Pupus stolperte, um den Vater einen Kringeltanz aufführte. „Papa, nimm die Beine weg, wir können nicht drum herum," rief Bertha die älteste, von der man wirklich größere Klugheit hätte erwarten dürfen. Raschke zog die Beine ein, und da er seinen Sitz seitdem unbequem fand, ersuchte er die

Kinder, ihm einen Stuhl zu bringen. Sie trugen den Stuhl herzu, er ſtützte ſich mit dem Rücken dagegen. „Wir können wieder nicht herum," riefen die tanzenden Kinder. Raſchke ſah auf: „Dann alſo werde ich mich auf den Stuhl ſetzen." Das war den Kindern recht und der Höllenlärm ging weiter. „Komm her, Bertha," ſagte Raſchke, „du kannſt mir als Pult dienen," er legte das Buch auf ihre Zöpfe, las und ſchrieb. Die Kleine ſtand mäuschenſtill unter dem Buch und ſchalt die andern, weil ſie Lärm machten.

Es klopfte, der Doctor trat ein.

„Pfui, Fritz," rief Raſchke ihm entgegen, „ich kenne Sie nicht mehr, ich muß mich wirklich auf Ihr Geſicht beſinnen. Iſt das recht, Ihre Freunde ſo hintenan zu ſetzen in einer Zeit, wo ein Freundesgruß Ihnen wohl thun konnte? Laura hat mir erzählt, was Ihren lieben Vater betroffen. Ein ſchwerer Verluſt," fuhr er traurig fort, „wenn ich nicht irre, Zweimalhunderttauſend."

„Gerade eine Null zu viel," ſagte Fritz.

„Es kommt wenig darauf an," verſetzte Raſchke, „wie groß der Verluſt war, nur auf das Leid, welches er lieben Menſchen bereitet hat. Ich war bei Ihnen, Fritz, in jenen Tagen, ich habe mich ſogleich aufgemacht, es kam nur," fügte er bekümmert zu, „ein Umſtand da zwiſchen. Ich bin ſonſt gewöhnt, des Abends auf Ihre Straße zu gehen, und, es kurz zu ſagen, ich gerieth in ein falſches Haus, und kam mit Mühe für die Verleihung zurecht."

„Bedauern Sie mich nicht," verſetzte der Doctor, „freuen Sie ſich mit mir, ich bin ein glücklicher Mann, grade in dieſer Zeit habe ich gefunden, was ich zu erreichen verzweifelte, Lauras Herz und die Einwilligung des Vaters."

Raſchke klopfte dem Doctor auf die Schulter und drückte ihm erſt die eine, dann die andere Hand. „Der Vater," rief er, „er war das Hinderniß, ich kenne ihn etwas, und ich kenne auch ſeinen Hund. Wenn ich von dem Hunde auf den Mann ſchließen darf," fügte er zweifelnd hinzu, „ſo iſt er ein Original. Iſt's nicht ſo, Freund?"

Der Doctor lachte. „Es iſt alte Feindſchaft über die Straße. Meine arme Seele wird von ihm mißhandelt, wie die Pſyche im Mährchen von Frau Venus. Er läßt ſeinen Zorn an mir aus und ſtellt mir unlösbare Aufgaben. Aber hinter ſeinem Trotze merke ich doch, daß er ſich mit meiner Neigung verſöhnt. Ich ahne Frohes, in dieſen Tagen begleite ich Laura nach Bielſtein. Nur um des Freundes willen habe ich gewünſcht, dieſe Reiſe eher anzutreten. Ich werde eine Sorge nicht los. Mich beunruhigt, daß der Magiſter in der Nähe Werners iſt."

Raſchke fuhr ſich in die Haare. „Freilich," rief er.

„Ich habe dazu beſtimmte Veranlaſſung," fuhr der Doctor fort. „Der Händler, welcher den falſchen Pergamentſtreif des Struvelius in die Stadt gebracht haben ſollte, wurde von der Mutter des Magiſters zu mir gewieſen.

Ich behandelte ihn, wie natürlich war, er aber betheuerte, von jenem Pergament nichts zu wissen, und niemals ein solches Blatt durch den Magister verkauft zu haben. Der Zorn des Mannes über die unwahre Behauptung des Magisters hat mich ängstlich gemacht. Er bestätigt einen Verdacht, den ich gegen die Echtheit eines andern Schriftstücks, das mir Werner aus der Residenz mittheilte, bereits in einem Briefe geäußert. Ich kann die Zerge nicht fern halten, daß der Magister selbst der Fälscher war, und Schrecken befällt mich bei dem Gedanken, daß er jetzt seine Kunst gegen unsern Freund zu üben versucht."

„Das ist eine sehr ernste Sache," rief Raschke unruhig auf und ab gehend. „Werner vertraut dem Magister unbedingt."

Auch der Doctor wandelte auf und ab. „Denken Sie den Fall, daß sein großartiges Vertrauen Opfer einer Gemeinheit würde. Stellen Sie sich den bittern Schmerz vor, den ihm das bereiten müßte. Mit einem peinlichen Eindruck, den wir andern ohne großen Kampf verwischen, wird er lange selbstquälerisch und hart ringen."

„Sie haben ganz Recht," rief Raschke, und fuhr sich wieder in die Haare. „Ihm ist nicht eigen, moralische Häßlichkeit ohne große Aufregung zu überwinden. Sie müssen ihn auf der Stelle warnen, und zwar Aug' in Auge."

„Leider vermag ich das erst in mehren Tagen, un-

terdeß bitte ich Sie, Profeſſor Struvelius von der Ausſage des Händlers in Kenntniß zu ſetzen."

Der Doctor entfernte ſich, Raſchke vergaß den Ariſtoteles und betrachte ängſtlich die Untreue des Magiſters. Noch zürnte er mit dem kleinen Mann, als es klopfte und Struvelius mit Flaminia in der geöffneten Thür ſtand.

Raſchke begrüßte, rief ſeine Frau, bat niederzuſitzen und vergaß darüber, daß er im türkiſchen Schlafrock ſtand.

„Wir kommen mit einem Wunſch," begann Flaminia feierlich. „Er gilt unſerm Collegen Werner. Mein Mann will Ihnen mittheilen, was uns beide tief erſchüttert hat."

Raſchke fuhr von ſeinem Stuhle in die Höhe. Der Gatte, deſſen Erſchütterung nur an ſeinem geſträubten Haar ſichtbar ward, erzählte: „Mir wurde geſtern eine Einladung auf die Polizei. Als ein Bruder des Magiſter Knips nach Amerika entwich, belegte man ſeine Sachen auf Anſuchen kleiner Gläubiger mit Beſchlag, und weil er den größten Theil ſeiner Effecten in der Wohnung der Mutter bewahrte, wurde auch dort weggenommen. Darunter einige Gefäße und Mappen, welche offenbar nicht dem Entwichenen gehörten, ſondern deſſen Bruder. Eine dieſer Mappen enthielt Durchzeichnungen nach Handſchriften, viele Verſuche, alte Schrift nachzuahmen, und beſchriebene Pergamentblätter. Den Beamten hatte dies be-

fremdet, er forderte mich auf, unter der Hand davon Einsicht zu nehmen. Nähere Betrachtung ergab, daß der Magister selbst sich lange um die Fertigkeit bemüht hat Schriftzüge des Mittelalters nachzuahmen. Aus den Fragmenten aber, welche ich in der Mappe gefunden, ist unzweifelhaft, daß er noch andere Fälschungen im Verrath hat, welche zum Theil jenem Pergamentstreif genau entsprechen."

„Dies genügt, Strunelius," begann die Gattin, „jetzt laß mich sprechen. Sie mögen denken, Herr College, daß uns zunächst Werner einfiel, und daß wir uns der Angst nicht entschlugen, auch der Gatte unserer Freundin werde durch den Betrüger in eine Verlegenheit kommen. Ich forderte Strunelius auf an Professor Werner zu schreiben, er aber zog vor, die Nachricht durch Sie zu befördern. Dieser Weg schien auch mir sachgemäß."

Raschke zog, ohne ein Wort zu sagen, seinen Schlafrock aus, lief in Hemdärmeln durch das Zimmer und suchte in den Winkeln. Endlich fand er wenigstens seinen Hut, den er aufsetzte.

„Aber Raschke," rief Frau Aurelie. „Wie so?" frug er eilig. „Hier gilt kein Säumen. Bitte sehr um Verzeihung, Frau Collega," rief er seinen Aermel betrachtend und fuhr wieder in den Schlafrock, behielt aber in der Aufregung seinen Hut und setzte sich so gerüstet den Freunden gegenüber. Bertha nahm ihm auf einen Wink der Mutter leise den Hut ab. „Hier ist ein schneller Entschluß nöthig," wiederholte er.

„Man hat keinen Grund," fuhr Struvelius fort, „die Habe des Magisters seiner Mutter vorzuenthalten, indeß würde man Ihnen bereitwillig eine Durchsicht der Schriften gestatten."

„Das wünsche ich gar nicht," rief Raschke, „es würde mir den Tag verderben; Ihr Urtheil, Struvelius, genügt."

Noch ein aufgeregter Austausch der Ansichten, und der Besuch enthob sich. Wieder ging Raschke stürmisch einher, daß die Flanken seines Schlafrocks über die Stühle flogen. „Liebe Aurelie, erschrick nicht, ich bin zu einem Entschluß gekommen, ich werde morgen verreisen."

Die Professorin schlug die Hände zusammen. „Was fällt dir ein, Raschke?"

„Es ist nothwendig," sagte er. „Ich verzweifle durch einen Brief die festen Ansichten Werners zu erschüttern. Meine Pflicht ist zu versuchen, ob geflügeltes Wort und ausführliche Darstellung größere Wirkung haben. Ich muß wissen, wie der Freund zu dem Magister steht, nach Andeutungen des Doctors befürchte ich von der Thätigkeit des Falsarius das Aergste. Ich habe einige freie Tage vor mir, ich kann sie nicht besser verwenden."

„Aber, Raschke, du willst reisen?" frug seine Frau vorwurfsvoll. „Wie kannst du dich auf so etwas einlassen?"

„Du verkennst mich, Aurelie, in unserer Stadt

bin ich allerdings zuweilen unsicher, aber in der Fremde finde ich mich überall sehr gut zurecht."

„Weil du noch niemals allein in der Fremde warst," versetzte die kluge Frau.

Raschke trat vor sie und hob warnend die Hand. „Aurelie, es gilt dem Freund, auf Kleinigkeiten darf man keine Rücksicht nehmen."

„Du wirst nie hinkommen," entgegnete seine Frau mit trüben Ahnungen.

„Es ist viel leichter, auf sicherem Fahrzeug durch die halbe Welt zu fliegen, als auf zwei Beinen durch die Gasse, halbe Bekannte sind am unbequemsten."

„Und dann das Reisegeld, Raschke," warnte Frau Aurelie, leise wegen der Kinder.

„Du hast in deinem Wäschschrank eine alte schwarze Sparbüchse," versetzte Raschke schlau, „denkst du, ich weiß nichts davon?"

„Ich habe darin für einen neuen Frack gesammelt," sagte die Professorin.

„Du willst mir meinen Frack nehmen?" rief Raschke hitzig, „gut, daß ich dahinterkomme. Jetzt würde ich nach jener Residenz reisen, wenn ich auch gar keine Veranlassung hätte. Heraus mit der Büchse."

Frau Aurelie ging langsam, brachte die Sparbüchse und legte sie ihm mit stummem Vorwurf in die Hand. Der Professor zwängte das Geld sammt der Büchse in die Tasche seiner Beinkleider, schlang den Arm um seine Frau und küßte sie auf die Stirn. „Du bist

mein liebes Weib," rief er, „jetzt aber nicht geſäumt. Bringt mir den Plato und Spinoza."

Plato war die ſeidene Mütze und Spinoza der dicke Mantel des Profeſſors. Die Schätze des Hauſes hießen ſo, weil ſie von dem Honorar zweier Bücher über die beiden Philoſophen gekauft waren. Das Aufſehen, welches die Werke in der gelehrten Welt gemacht hatten, war ſehr groß, das Honorar ſehr klein geweſen. Unter den Kindern entſtand eine Bewegung, denn die ſchönen Stücke wurden im Winter zuweilen für einen Sonntagsſpaziergang herausgeholt. Der kleine Hauſe lief mit der Mutter.

„Bring ſie nur zurück, Raſchke, ich habe Angſt, etwas geht verloren."

„Wie ich dir ſage, Aurelie, auf Reiſen kannſt du mir ſicher vertrauen."

„Ich will doch eine Zeile an Werner ſchreiben, er ſoll darauf achten, daß du beides behältſt, den Brief ſtecke ich dir in die Rocktaſche, wenn du ihn nur abgeben wollteſt."

„Warum nicht?" rief Raſchke unternehmend.

Am nächſten Morgen begleitete Frau Aurelie ihren Gatten zu der Reiſegelegenheit, und achtete darauf, daß er auf den richtigen Platz kam. „Wenn du nur erſt wieder glücklich bei uns wärſt," klagte ſie. Raſchke küßte ihr ritterlich die Hand und ſetzte ſich auf ſeine Reiſetaſche. „Die Sitze haben eine merkwürdige Höhe," rief er und baumelte mit den Beinchen. Die Mit-

reisenden lachten, er sagte freundlich: „Ich bitte die Herren sehr um Entschuldigung.“

Die Laternen brannten und der Mond schien aus weißem Dunst auf die Wand des Pavillons, als der Professor zurückkehrte. Kein Lichtstrahl fiel aus den Fenstern, düster und verlassen stand das Haus, von einem bläulichen Phosphorschein überzogen. Die Thür war verschlossen, der Lakai verschwunden. Der Gelehrte zog die Glocke, endlich kam Etwas die Treppe herab, Gabriel öffnete und stieß einen Freudenruf aus, als er seinen Herrn vor sich sah. „Wie geht es meiner Frau?“ rief der Professor.

„Frau Professorin ist nicht zu Hause,“ entgegnete Gabriel scheu. Er winkte seinen Herrn in das Zimmer, dort holte er den Brief Alices hervor. Der Professor las die Zeilen und hielt sie betäubt in der Hand. Auch dies war eine Handschrift, die er gefunden, sie meldete, daß sein Weib von ihm gegangen war; jedes Wort fuhr wie ein Messerstich in seine Seele. Als er zu Gabriel aufblickte, erkannte er, daß er noch nicht Alles wußte. Der Diener erzählte, der Gelehrte stieß den Sessel von sich, seine Glieder zitterten im Fieber. „Wir verlassen sogleich dieses Haus,“ sagte er tonlos, „räumen Sie zusammen.“

Wie ein römischer Priester, der in geheimer Andacht zu seinem Gotte betet, hatte er sein Haupt verhüllt gegen die Klänge, welche von Außen in die Seele

dringen. Ohr und Auge hatte er abgeſchloſſen von den Geſtalten, welche ihn umwandelten, jetzt riß das Schickſal die Hüllen von ſeinem Haupte.

„Herr Hummel wollte nicht vor Ihrer Ankunft reiſen,“ fuhr Gabriel fort, „ihm iſt es eilig.“

„Ich gehe nach ſeinem Gaſthof, folgen Sie mir,“ ſagte der Profeſſor, „im Schloſſe melden Sie, daß ich ausgezogen ſei.“ Er wandte ſich ab und verließ das Haus. Als er bei dem Schloß vorüberkam, warf er einen wilden Blick auf die Fenſterreihe der Zimmer, welche der Fürſt bewohnte. „Noch iſt er nicht zurück, Geduld,“ murmelte er; dann ging er vor ſich hinbrütend zum Gaſthof. Er forderte Wohnung und frug nach ſeinem Hauswirth. Gleich darauf trat Herr Hummel bei ihm ein. „Gute Nachricht,“ begann dieſer in ſeinem ſanfteſten Ton, „ein Bote des Oberamtmanns trug mir ſo eben die Nachricht zu, daß Alle glücklich fortgezogen ſind. Es iſt wohl aus Vorſicht geſchehen, daß kein Brief an Sie beilag.“

„Es war wohl aus Vorſicht,“ wiederholte der Gelehrte und ſein Haupt ſank ihm ſchwer auf die Bruſt.

Herr Hummel ſetzte ſich zu ihm und ſprach ihm leiſe in's Ohr, bei den letzten Worten fuhr der Profeſſor entſetzt auf und ein Stöhnen klang durch den Raum. „Der Menſch iſt kein Uhu,“ erklärte Herr Hummel begütigend, „und es iſt eine Ungerechtigkeit von ihm zu verlangen, daß er in der Finſterniß Kopf und Schwanz einer Ratte unterſcheiden ſoll. Aber jeder

Hausbesitzer weiß auch, daß es nichtswürdige Erfindungen der Architektur giebt. Diese Andeutung widme ich nur Ihnen, sonst Niemandem. Ich habe mich vor mehren Tagen bei Ihrem Herrn Schwiegervater angemeldet. Fritzchen Hahn ist in Ihrer Abwesenheit zu einem Doctor Faustus geworden, der mein armes Kind durchaus auf seinem Höllenmantel nach Bielstein tragen will. Darf ich auch Ihre Ankunft dort verkünden?"

„Sagen Sie," versetzte der Gelehrte finster, „ich werde kommen, sobald ich hier frei bin." Er hielt Herrn Hummel fest an der Hand, als wollte er den Vertrauten seines Weibes nicht von sich lassen und geleitete ihn so hinab in den Hausflur. Dort waren neue Reisende angekommen, ein kleiner Herr im Mantel und schöner seidener Reisemütze wandte sich, ohne unter dem großen Schirm aufzusehen, an den Professor und sagte: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir ein Zimmer anweisen wollten. Ich bin hier doch am rechten Orte?" Er nannte den Namen der Stadt. Der Professor nahm dem Herrn die Reisetasche ab, faßte ihn ohne ein Wort zu sprechen unter den Arm und führte ihn schnell die Treppe hinauf. „Sehr artig," rief Raschke, „ich danke Ihnen aufrichtig, ich bin durchaus nicht ermüdet, mein einziger Wunsch ist Herrn Professor Werner zu sprechen. Können Sie das vermitteln?"

Werner öffnete sein Zimmer, nahm ihm die Mütze vom Kopf und schloß ihn in die Arme.

„Mein theurer College," rief Raſchke, „ich bin der glücklichſte Reiſende der Welt; ſonſt iſt ein Pilger auf der Landſtraße zufrieden, wenn ihm kein Unglück begegnet, ich aber habe im Wagen beſcheidene denkende Menſchen gefunden, der Conducteur hat mir beim Wagenwechſel meine Mütze nachgetragen, man hat mich gütig bis vor dieſes Haus begleitet, und jetzt, wo ich zum erſten Mal auf meinen eigenen Füßen ſtehe, finde ich mich am Arme deſſen, nach dem ich ausgefahren bin. Es iſt eine Freude zu reiſen, College, bei jeder Meile merkt man, wie gut und warmherzig das Volk iſt, in dem wir leben. Wir ſind Thoren, daß wir unſere Vorträge nicht im Wagen halten. Die Sorge unſerer Frauen iſt durchaus nicht gerechtfertigt; ſelbſt iſt der Mann."

So triumphirte Raſchke. „Wer wohnt in dieſem Zimmer," frug er, „ich oder Sie?"

„Hier oder daneben, wie Sie wollen," verſetzte Werner.

„Dann neben Ihnen, denn Freund, ich wünſche Sie ſo wenig als möglich zu entbehren."

„Sie kommen zu einem Mann, dem warmer Zuſpruch Noth thut," ſagte der Gelehrte. „Meine Frau iſt bei ihrem Vater, ich bin allein," ſetzte er mit ſtockendem Athem hinzu.

„Sie ſehen aus wie ein Wanderer, der bei ſchlechtem Wetter den Mantel um ſich zieht," rief Raſchke, „deshalb wird Sie, was ich zutrage, wenigſtens nicht aus heiterer Ruhe ſtören. Denn mein Botenamt iſt, eine

Menſchenſeele in Ihren Augen zu erniedrigen, das iſt hart für uns beide."

„Ich habe heut erlebt, was auch einen feſteren Bau aus allen Fugen treiben kann. Wenig mag noch zurück ſein, was mich erſchüttert, ich bin gefaßt zu hören."

Raſchke ſetzte ſich neben ihn und begann ſeinen Bericht, er fuhr dabei auf dem Sopha hin und her, klopfte dem Freund auf die Kniee, ſtreichelte ihm den Arm und bat um Faſſung.

Wieder war eine Hülle von dem Haupt des Suchenden gezogen, der allein mit ſeinem Gott zu reden glaubte. Der Gelehrte hielt ſtill und zuckte nicht. „Das iſt furchtbar, Freund," ſagte er am Ende. Damit brach er kurz ab, und den ganzen Abend gedachte er mit keinem Wort des Magiſters.

Am nächſten Morgen ſaßen die Profeſſoren wieder auf Werners Zimmer bei einander. Werner warf die beiden Pergamentblätter auf den Tiſch. „Dies wenigſtens hat mit dem Magiſter nichts zu thun, ich ſelbſt habe es aus altem Geröll hervorgeholt, dort liegt das Meßbuch auf der Truhe, es koſtet mich Ueberwindung den theuer erkauften Erwerb anzuſehen."

Raſchke betrachtete das Pergament. „Sehr bedeutend," rief er, „wenn dies wirklich iſt, was es ſcheint." Er eilte zu der Truhe, und durchſuchte das Meßbuch. „Wahrſcheinlich würde auch das Miſſale einen Anhalt dafür gewähren, ob es in dem Mönchskloſter von Roſſau gebraucht worden," ſagte er, „ich bedaure, daß zu dieſer

Prüfung meine Kenntniß der Kloſtergewohnheiten nicht ausreicht.“ Er öffnete den Kaſten und hob den Inhalt heraus. Von der Zerſtreuung, welche ihn ſonſt wohl ſtörte, war nichts zu bemerken, mit ſcharfen Augen ſah er umher, als ob er die dunklen Worte eines alten Philoſophen zuſammenſuche. „Sehr merkwürdig,“ rief er, „nur Eines wundert mich. Iſt die Kiſte ausgefegt worden?“

„Nein,“ verſetzte Werner auffahrend.

„Die drei Begleiter einer hundertjährigen Ruhe fehlen, Staub, Spinngewebe und Inſektenſchaalen, es müßte doch etwas im Innern des Deckels oder Bodens hängen, denn die Truhe hat Ritze, welche den Geſchlechtern der Kerbthiere Zugang verſtatten.“

Er räumte weiter und unterſuchte den Boden. „Unter dem Holzſplitter hängt etwas Papier,“ er zog einen winzigen Papierfetzen heraus und über die edlen Züge ſeines Angeſichts legte ſich ein tiefer Schatten. „Lieber Freund, machen Sie ſich gefaßt auf eine unwillkommene Beobachtung. Auf dieſem Fragment ſtehen nur ſechs gedruckte Wörter, aber es ſind Lettern unſerer Zeit, es iſt unſer Zeitungspapier, und eines der ſechs Wörter iſt ein Name, der in der Politik dieſer Tage oft genannt wird.“ Er legte das Papierſtückchen auf den Tiſch. Werner ſtarrte darauf ohne ein Wort zu ſagen, auch ſein Angeſicht verwandelte ſich, als ob ein Augenblick die Arbeit von zwanzig ſorgenvollen Jahren gethan hätte. „Die Sachen ſind von mir ausgepackt

und wieder eingelegt werden, möglich, daß das Papier dabei hineingefallen iſt."

„Möglich," wiederholte Raſchke.

Der Profeſſor ſprang auf und ſuchte in fliegender Eile ſein Handexemplar des Tacitus hervor. „Hier ſind die Lesarten der Florentiner Handſchrift, ein Vergleich mit den Pergamentblättern wird Licht geben." Er verglich einige Säße. „Es ſcheint eine genaue Copie," ſagte er, „zu genau, ungeſchickt genau." Er hielt die Handſchrift prüfend von der Seite gegen das Licht, er goß einen Tropfen Waſſer auf eine Ecke des Pergaments und wiſchte mit dem Tuch, im nächſten Augenblick ſchleuderte er Tuch und Pergament auf den Boden und ſchlug die Hände heftig vor ſein Geſicht. Raſchke ergriff die Blätter und ſah auf die geſchädigte Ecke. „Es iſt richtig," rief er traurig, „eine Schrift, welche ſechshundert Jahre auf dem Pergament geſtanden hat, läßt andere Spuren in dem Stoff zurück." Heftig ging er auf und ab, die Hände in den Rocktaſchen, fuhr ſich mit dem weißen Tuch über das Geſicht, und warf es, den Irrthum bemerkend, weit von ſich. „Ich kenne dafür nur ein Wort," rief er, „ein Wort, das der Menſch ungern über ſeine Lippen gehen läßt, und das Wort heißt: Schurkerei."

„Es war ein Bubenſtück," rief Werner mit ſtarker Stimme.

„Hier halten wir an, Freund," bat Raſchke, „wir wiſſen, daß eine Täuſchung beabſichtigt war, wir wiſſen,

daß der Verſuch vor Kurzem gemacht wurde, wenn wir den Ort des Fundes und Ihr Hierſein zuſammenhalten, ſo dürfen wir, ohne gegen Jemand ungerecht zu ſein, als Thatſache annehmen, daß das Unrecht verübt wurde, Sie zu hintergehen. Wer es verübt hat, darüber haben wir nur Argwohn, ſtarkbegründeten Argwohn, keine Sicherheit."

„Die Sicherheit ſoll uns werden," rief Werner, „bevor der Tag um viele Stunden älter wird."

„Allerdings," verſetzte Raſchke, „dieſe Sicherheit muß gewonnen werden, denn Argwohn darf in des Menſchen Haupt nicht dauern, er zerfrißt alle Bilder und Gedanken, welche ihm nahe kommen. Uns iſt aber die letzte Frage zurück: zu welchem Zweck ward das Unrecht verübt? War es der Muthwille eines Buben, dann wird der Frevel an Ehrwürdigem nicht geringer, aber die ärgſte Schändlichkeit iſt es nicht. War es überlegte Bosheit, um Sie zu ſchädigen, dann das härteſte Urtheil. Wie ſtehen Sie zum Magiſter?"

„Es war überlegte Bosheit, einen Menſchen zu ſchädigen an Leib und Seele," verſetzte der Profeſſor mit feierlichem Ernſt, „aber der Thäter war nur das Werkzeug, den Gedanken gab ein Anderer."

„Halt," rief Raſchke wieder, „nicht weiter, auch dies iſt nur Argwohn."

„Es iſt nur Argwohn," wiederholte der Profeſſor, „auch dafür ſuche ich Sicherheit. Man hat mich hingehalten, als ich den Weg nach dem Landſchloß machen

wollte von Tag zu Tag, unter kleinem Vorwand; der Magiſter fehlte vor Kurzem einen Tag bei der Arbeit, die ihm zugewieſen war, er entſchuldigte ſich mit Krankheit; als er wortreiche Entſchuldigung ausſprach, fiel mir ſein ſcheues Weſen auf. Man hatte den Wunſch, mich hier zu feſſeln, aus Gründen, für welche Sie in dem Bereich Ihrer Empfindungen kaum ein Verſtändniß finden würden. Man hoffte dieſen Zweck zu erreichen, wenn man den fanatiſchen Eifer, an dem ich erkrankt war, aufregte, ohne ihn ganz zu befriedigen. Das iſt mein Argwohn, Freund, und ich fühle mich elend, ſo elend, wie nie in meinem Leben.“ Er warf ſich auf das Sopha und verbarg wieder ſein Geſicht.

Raſchke trat zu ihm und ſprach leiſe: „Kränkt Sie ſo ſehr, Werner, daß man Sie getäuſcht?“

„Ich habe vertraut, und getäuſchtes Vertrauen thut weh, aber ich denke bei dem Jammer, den ich fühle, nicht allein an mich, auch an das Verderben eines Andern, der zu uns gehört.“

Raſchke nickte mit dem Haupt. Wieder ging er heftig durch die Stube und ſah zornig auf die Truhe.

Werner erhob ſich und ſchellte. „Ich wünſche Magiſter Knips zu ſprechen,“ ſagte er dem eintretenden Gabriel, „ich laſſe ihn erſuchen, ſich ſobald als möglich hierher zu bemühen.“

„Wie werden Sie zu ihm reden?“ frug Raſchke beſorgt vor dem Freund anhaltend.

„Ich bedarf ſelbſt ſo ſehr der Nachſicht,“ verſetzte

Werner, „daß Sie meine Heftigkeit nicht zu fürchten haben. Auch ich bin ein Kranker und ich weiß, daß ich mit Einem ſprechen ſoll, der kränker iſt als ich.“

„Nicht krank,“ rief Raſchke, „nur erſchreckt, wie ich. Sie werden ihm ſagen, was nothwendig iſt, im Uebrigen überlaſſen Sie ihn ſeinem Gewiſſen.“

„Ich werde nur ſagen, was nothwendig iſt,“ wiederholte der Profeſſor mechaniſch.

Gabriel kehrte zurück und brachte die Nachricht, der Magiſter wolle gegen Abend, wenn er das Kabinet verlaſſe, beim Profeſſor verſprechen.

„Wie nahm der Magiſter die Botſchaft auf?“ frug Raſchke.

„Er ſchien erſchrecken, als ich ihm ſagte, daß der Herr Profeſſor im Gaſthof wohnt.“

Der Profeſſor hatte ſich in die Ecke gedrückt, aber der Philoſoph ließ ihm keine Ruhe, er ſprach beharrlich von Angelegenheiten der Univerſität und zwang ihn durch häufige Fragen zur Theilnahme. Endlich äußerte er den Wunſch, ins Freie zu gehen, ungern gab der Profeſſor dem Drängenden nach.

Werner geleitete vor das Stadtthor, auch auf dem Wege antwortete er ſpärlich auf die lebhaften Reden des Freundes. Als ſie zu der Herberge kamen, wo Alſe in den Wagen des Oberamtmanns geſtiegen war, begann der Gelehrte mit rauher Stimme: „Dies iſt der Weg, auf dem mein Weib aus der Stadt entfloh, ich bin ſchon heut am frühen Morgen dieſelbe Straße gegangen, und

ich habe bei jedem Schritt gefühlt, was einem Mann die ärgste Demüthigung ist.“

„Vor ihr war Licht und hinter ihr Finsterniß,“ rief Raschke. Er redete von Frau Ilse und gedachte jetzt der Aufträge, welche ihm seine Kinder an die Tante mitgegeben hatten.

So verging der Nachmittag; wieder saß Werner vor sich hinbrütend auf seiner Stube, als Gabriel die Ankunft des Magisters meldete. Bevor Raschke in das Nebenzimmer eilte, drückte er noch einmal die Hand des Andern und sah ihn bittend an: „Ruhe, Freund.“

„Ich bin ruhig,“ versetzte dieser.

Magister Knips hatte sich dem bildenden Einfluß des Hofes nicht entzogen, sein schwarzes Kleid war von einem Schneider gefertigt, der ein fürstliches Wappen vor der Werkstatt führte, seine Haare waren frei von Federn und seine Sprache hatte neuern Ausdruck der Ehrerbietung angenommen. Jetzt sah er lauernd und trotzig aus. Werner maß den Eintretenden mit langem Blick; wenn ihm noch ein Zweifel geblieben war an der Schuld des Magisters, jetzt kannte er den Thäter. Er wandte sich einen Augenblick ab, um seinen Widerwillen zu bekämpfen. „Betrachten Sie dies,“ sagte er, und wies mit dem Finger auf die Pergamentblätter.

Knips nahm das Blatt in die Hand, und das Pergament zitterte, als er sein blödes Auge darüber neigte.

„Es ist wieder eine Fälschung,“ sagte der Professor, „die Lesarten des ersten Florentiner Codex, sogar die

Eigenthümlichkeiten ſeiner Orthographie ſind mit einer ängſtlichen Genauigkeit, welche jedem alten Abſchreiber unmöglich geweſen wäre, auf dieſe Blätter nachgezeichnet. Auch die Schrift verräth ſich als neu."

Der Magiſter legte das Blatt nieder und verſetzte unſicher: „Es ſcheint allerdings eine Nachahmung alter Schrift, wie bereits der Herr Profeſſor erkannte."

„Ich fand dieſe Arbeit," fuhr der Gelehrte fort, „im Thurm des Landſchloſſes, gepackt in jenes zerriſſene Meßbuch, in jene Truhe gelegt, unter alte Möbel verſteckt. Sie aber, Herr Magiſter, haben dies Blatt verfertigt, Sie haben es an Ort und Stelle geborgen. Das iſt nicht Alles. Sie haben ſchon vorher, um mich auf falſche Fährte zu bringen, das Verzeichniß der Truhen in alte Rechnungen geſteckt, Sie haben die Ziffern 1 und 2 für die Kiſten erfunden. Auch die Schrift dieſes Verzeichniſſes iſt von Ihnen gemacht, mich zu täuſchen."

Der Magiſter ſtand mit geſenktem Haupt und ſuchte die Antwort. Er wußte nicht, auf welche Bekenntniſſe Anderer ſich die feſte Behauptung gründete. Hatte der Kaſtellan ihn verrathen? hatte der Fürſt ſelbſt ihn preisgegeben? Ihn überkam die Angſt, aber er entgegnete verſteckt: „Ich habe es nicht gethan."

„Vergebens ſuchen Sie aufs Neue zu täuſchen," fuhr der Gelehrte fort. „Wenn ich nicht bereits Grund hätte, Ihnen ins Geſicht zu ſagen, daß Sie dies thaten, Ihr Benehmen vor dieſem Blatt wäre vollgültiger Be-

weis. Kein Laut des Befremdens, kein Wort des Abscheues gegen solchen Versuch einer Fälschung. Welcher Gelehrte kann dergleichen ansehen und stumm bleiben, wenn ihm nicht das eigene Gewissen den Mund schließt? Was habe ich Ihnen gethan, Herr Magister, daß Sie mir diesen bittern Schmerz bereiten? Geben Sie mir eine Entschuldigung für Ihr Thun. Habe ich Sie je gekränkt? Habe ich je in Ihnen finstere Leidenschaft gegen mich aufgeregt? Jeder Grund, der mir das Widerwärtige begreiflich macht, wird mir willkommen sein. Denn mit Entsetzen sehe ich auf diese Verirrung einer Menschenseele."

„Der Herr Professor haben mir niemals Grund zur Klage gegeben," versetzte Knips gedrückt.

„Und dennoch," rief der Professor, „mit ruhigem Blut, gleichgültig, in frevelhaftem Spiel das Arge gethan, das war sehr schlecht, Herr Magister."

„Vielleicht sollte es nur ein Scherz sein," seufzte der Magister, „vielleicht wurde so zu dem gesagt, der die Schrift gefertigt. Er hat nur gehandelt nach dem Befehl eines Andern, nicht in freier Wahl, und nicht mit eigenem Willen."

„Welche Macht der Erde durfte Ihnen befehlen, gegen einen Andern so überlegte Tücke zu üben?" frug der Professor traurig. „Sie selbst wußten doch sehr gut, welche Folge diese Täuschung für mich und Andere haben konnte."

Magister Knips schwieg.

„Mit mir ſind wir fertig," rief der Gelehrte, „kein Wort über den Plan, welchem dieſe Fälſchung dienen ſollte, und keinen weiteren Vorwurf über das Unrecht, das Sie gegen einen Mann geübt, der Ihrer Ehrlichkeit vertraute."

Er warf das Pergament unter den Tiſch, Knips ergriff ſchweigend ſeinen Hut, das Zimmer zu verlaſſen.

„Halt," rief der Profeſſor, „nicht von der Stelle. Was Sie gegen mich perſönlich verſucht haben, darüber darf ich ſchweigen. Nicht vorzugsweiſe dieſer Handſchrift wegen habe ich Sie herbeſchieden. Aber der Mann, den ich vor mir ſehe, auf den ich mit einem Grauen blicke, das ich ſo noch nie gefühlt, iſt noch etwas Anderes, als ein gewiſſenloſes Werkzeug im Dienſte Fremder, er iſt ein untreuer Philolog, ein Verräther an ſeiner Wiſſenſchaft, Fälſcher und Betrüger, da, wo nur die Ehrlichkeit ein Recht hat zu leben, ein Verdammter da, wo es keine Sühne und Gnade giebt."

Dem Magiſter fiel ſein Hut zur Erde.

„Sie haben den Pergamentſtreif des Struvelius geſchrieben, jener Händler hat gegen Sie ausgeſagt, Ihre Schreibübungen ſind confiscirt und in Ihrer Vaterſtadt unter den Händen der Polizei."

Immer noch ſchwieg der Magiſter, er fuhr nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Jetzt wenigſtens ſprechen Sie," rief Werner. „Geben Sie mir eine Erklärung des furchtbaren Räth-

ſels, wie Jemand, der zu uns gehört, ſich muthwillig Alles zerſtören kann, was ſeinem Leben Halt und Adel giebt. Wie vermag ein Mann von Ihren Kenntniſſen in ſo roher Weiſe gegen ſeine Wiſſenſchaft untreu zu werden?"

„Ich war arm, und mein Leben voll Plage," verſetzte Knips leiſe.

„Ja, Sie waren arm, ſeit Ihrer frühen Jugend haben Sie vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, ſchon als Kind haben Sie auf Vieles verzichtet, was Andere gedankenlos genießen. Sie haben dafür das ſtille Bewußtſein erworben, daß Sie ſich heraufrangen zu innerer Freiheit und zu demüthiger Freundſchaft mit dem großen Geiſt unſeres Lebens. Ja, Sie wuchſen zum Mann unter zahlloſen Opfern und Entſagungen, welche Andere fürchten. Sie haben dafür gelernt und gelehrt, was der höchſte Beſitz des Menſchen iſt. Vor jeder Correctur, die Sie hilfreich für Andere laſen, vor jedem Wörterverzeichniß, das Sie zu einem Claſſiker auszogen, haben Sie bei den Worten, die Sie beſſerten, bei den Zahlen, die Sie ſchrieben, das Bedürfniß gehabt, wahr zu ſein. Grade Ihre Tagesarbeit war ein unabläſſiger emſiger Kampf gegen das Falſche und Unrichtige. Doch mehr als das und ſchlimmer als das, Sie ſind kein gedankenloſer Lohnarbeiter geweſen, Sie haben ganz und voll zu uns gehört, Sie waren in der That ein Gelehrter, bei deſſen Wiſſen ſich oft Anſpruchsvollere Rath erholten, Sie bargen nicht

nur eine Maſſe einzelner Kenntniſſe in ihrem Geiſt, Sie verſtanden auch ſehr wohl, welche Gedanken aus ſolchem Wiſſen aufſteigen. Das Alles waren Sie, und doch ein Fälſcher. Ganz treue Hingabe und Selbſtverleugnung und dicht daneben frevelhafte Willkür; ein zuverläſſiger und emſiger Gehülfe und dazwiſchen ein Betrüger, dreiſt und höhnend wie ein Teufel."

„Ich war ein gequälter Mann," begann Knips, „wer anders gelebt hat, weiß nicht, wie ſchwer es iſt, immer in ſeiner Wiſſenſchaft zu dienen und fremden Füßen nachzutreten. Sie haben nie für Andere, die weniger wiſſen als Sie, gearbeitet. Sie verſtehen nicht, welches Gefühl es giebt, wenn die Anderen hochfahrend benutzen ohne Anerkennung und ohne Dank, was man ihnen von ſeinem Wiſſen gegeben hat. Ich bin nicht unempfindlich gegen Freundlichkeit. Der Herr Profeſſor war der erſte, welcher bei dem erſten Autor, den Derſelbe bei uns herausgab, in den letzten Zeilen der Einleitung meinen Namen genannt hat, weil ich Denenſelben bei der Arbeit gedient. Und doch habe ich weniger für Sie gethan als für jeden andern meiner alten Gönner. Das Exemplar, welches Sie mir damals geſchenkt, habe ich unter meine Bücher auf den Ehrenplatz geſtellt. So oft ich müde wurde von der Nachtarbeit, habe ich dieſe Zeilen geleſen. Dergleichen Freundlichkeit habe ich ſelten erfahren. Aber ich habe die Qual gefühlt mehr zu wiſſen als ich bedeute, und mir hat die Gelegenheit gefehlt mich herauszuarbeiten aus

meiner Enge. Da iſt's gekommen.“ Er ſtockte und brach ab.

„Es war Stolz,“ ſagte der Profeſſor ſchmerzlich, „es war Neid, der aus einem bedrängten Leben heraufquoll gegen Glücklichere, die vielleicht nicht mehr wußten, es war das Gelüſt nach Ueberlegenheit über Andere.“

„Das war's,“ fuhr Knips klagend fort. „Zuerſt kam der Einfall auch über ſolche zu lachen, die mich benutzen und verachten, ich dachte, wenn ich will, kann ich euch in meiner Hand haben, ihr Herren Gelehrten. Dann wurde es ein Verſuch, und es hielt mich feſt. Ich habe manche Nacht geſeſſen und darüber gearbeitet, ehe ich ſoweit kam, und manchmal habe ich's wieder weggeworfen, Herr Profeſſor, und unter meinen Büchern verſteckt. Aber es lockte mich fortzufahren, es wurde mir ein Stolz, die Kunſt zu gewinnen. Als ich ſie endlich hatte, machte mir's Spaß ſie zu gebrauchen. Es war mir weniger um den Gewinn, als um die Ueberlegenheit.“

„Es iſt leicht,“ verſetzte der Profeſſor, „Männer von unſerer Art da zu täuſchen, wo ſie gewöhnt ſind ſicher zu vertrauen. Wo der Scharfſinn verſagt, den wir bei unſerer Arbeit gewinnen, da ſind Viele von uns wie die Kinder, und wer kälter iſt und ſie hintergehen will, der mag leicht eine Weile mit ihnen ſpielen. Es war ein ſchwacher Ruhm, die Kunſt eines Satans gegen Argloſe zu üben.“

„Ich wußte, daß es ein Teufel war, mit dem ich umging. Ich wußte es vom ersten Tage, Herr Professor, aber ich konnte mich nicht gegen ihn wehren. So war es," schloß Knips und setzte sich erschöpft auf die Truhe.

„So war es, Herr Magister," rief Werner sich aufrichtend, „aber so darf es ferner nicht bleiben. Sie waren einer von uns, Sie dürfen es nicht mehr sein. Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchsten Gut, welches dem Geschlecht der Menschen vergönnt ist, an der Ehrlichkeit seiner Wissenschaft. Sie selbst wissen, daß ein Todfeind unserer Seelen wird, wer diese Ehrlichkeit gefährdet. In unserm Reiche, wo der beschränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, ist der Wille wahr zu sein, eine Voraussetzung, die Keiner entbehren darf, ohne Andere in sein Verderben zu ziehen."

„Ich war nur der Handlanger," seufzte Knips, „und wenig hat man sich um mich gekümmert. Hätten mich Andere als einen Gelehrten geachtet, es wäre nicht geschehen."

„Sie selbst haben sich dafür gehalten," rief der Professor, „und Sie hatten ein Recht dazu, Sie fühlten den Stolz Ihrer Wissenschaft und Sie kannten wohl Ihren hohen Beruf. Sie wußten sehr gut, daß auch Sie, der demüthige Magister, Theil hatten an dem Priesteramt und an dem Fürstenamt in unserm Reich. Kein Purpur ist edler und keine Herrschaft ist souveräner als die unsere,

wir führen die Seelen unſeres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unſer iſt die Pflicht über ſeinem Lernen zu wachen und über ſeinen Gedanken. Wir ſind ſeine Verkämpfer gegen die Lüge und gegen die Geſpenſter aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden jetzt die alten Tugenden der Apoſtel gefordert, gering zu achten, was vergänglich iſt, und die Wahrheit zu verkünden. Sie waren in dieſem Sinn geweiht wie jeder von uns, Ihr Leben verpflichtet Ihrem Gott. Auf Ihnen lag, wie auf uns allen, Verantwortung für die Seelen unſerer Nation. Sie haben ſich dieſes Amtes unwerth gemacht, und ich traure, ich traure, armer Mann, daß ich Sie davon ſcheiden muß."

Der Magiſter fuhr in die Höhe und ſah flehend zu dem Gelehrten auf.

Der Profeſſor redete nachdrücklich: „Mein iſt die Pflicht, dies auszuſprechen gegen Sie und gegen Andere. Was Sie damals an meinem Amtsgenoſſen gethan, was Sie noch von ähnlichen Verſuchen bereitet haben, das darf kein Geheimniß bleiben. Die Ehrlichen müſſen gewarnt werden vor der Kunſt, welche zu üben ein Dämon Sie getrieben hat. Aber in der letzten Stunde, wo Sie vor mir ſtehen, fühle auch ich, daß ich zu wenig gethan, Ihnen Hilfe gegen die Verſuchung zu geben. Ohne böſen Willen habe vielleicht auch ich zuweilen mißachtet, was werthvoll in Ihnen war für Andere, auch

ich habe wohl vergeſſen, wie ſchwer die Arbeit des Tages auf Ihnen lag. Hat meine Härte Sie je gerrückt und verbittert, ſo büße ich heut dafür. Denn als ich kurzſichtiger, irrender Menſch beförderte, was Sie heraushelfen ſollte aus äußerer Bedrängniß, da lud ich eine Mitſchuld auf mich, daß Sie hier der Verſuchung aufs Neue verfielen. Das ängſtigt mich ſchwer, Herr, Magiſter, und ich fühle wie Sie die Qualen dieſer Stunde."

Magiſter Knips ſaß erſchöpft und zuſammengekauert auf der Truhe, der Gelehrte ſtand über ihm und ſeine Worte ſanken wie Schläge auf des Magiſters Haupt. „Ich darf nicht verſchweigen, Herr Magiſter, daß Sie ein Fälſcher ſind, Sie dürfen nie wieder in unſerm Kreiſe ſich lebendig rühren, Ihre Laufbahn als Gelehrter iſt durch Ihr Verbrechen geſchloſſen, Sie ſind unſerer Wiſſenſchaft verloren, verloren für Alle, welche an ihren Arbeiten einen Antheil nahmen. Sie ſind geſchwunden für uns, auf der Stätte, wo Sie unter uns geſtanden haben, iſt nichts geblieben als ein ſchwarzer Schatten. Eine Menſchenkraft, mühſam heraufgezogen, ein Geiſt von ungewöhnlichem Scharfſinn und Inhalt iſt uns verloren und todt. Und wie über einen Todten traure ich über Sie."

Der Gelehrte weinte. Knips drückte ſein Geſicht in die Hände. Werner eilte zum Schreibtiſch. „Brauchen Sie Mittel Ihr zerſtörtes Leben in anderer Umgebung zu erhalten, hier ſind ſie. Nehmen Sie, was

Sie bedürfen.“ Er warf Geld auf den Tisch. „Versuchen Sie Ihr Haupt zu bergen, wo Ihnen Niemand aus unserer Gemeinde begegnet. Möge Ihnen jedes Gut zu Theil werden, das auf der Erde noch für Sie übrig ist. Aber fliehen Sie, Herr Magister, meiden Sie die Stellen, wo man mit Trauer Ihrer denkt, und mit dem Widerwillen, den der ehrliche Arbeiter gegen den untreuen empfindet.“

Knips erhob sich, sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, er blickte verstört umher. „Ich brauche kein Geld,“ sagte er tonlos, „ich habe genug zu meiner Reise. Ich bitte den Herrn Professor für meine Mutter zu sorgen.“

Der Gelehrte stand abgewandt und der kräftige Mann schluchzte. Magister Knips ging an die Thür, dort blieb er stehen. „Ich habe den Homer von 1488, sagen Sie meiner Mutter, daß sie Ihnen das Buch giebt. Wenn Ihnen auch der Gedanke an mich traurig ist, behalten Sie doch das Buch. Es war mir ein Schatz.“

Der Magister schloß die Thür und ging langsam aus dem Hause. Der Wind fegte durch die Straßen, er stieß an den Rücken des Magisters und beschleunigte seinen Schritt. „Er treibt,“ murmelte Knips wieder, „er treibt vorwärts.“ Auf dem freien Platz blieb er im Winde stehen und sah nach den Wolken, welche in eiligem Fluge unter dem Monde dahinfuhren, unförmliche Gebilde aus grauem Dunst schwebten und glitten über

seinem Haupte. Er dachte an die letzte Correctur, welche er in seiner Vaterstadt gelesen, und sprach griechische Worte vor sich hin, es waren Verse aus den Eumeniden des Aeschylus: „Packt an, packt an, packt an, ihr Götterhunde.“ Er ging hinauf zu dem Schlosse, und blieb vor den erleuchteten Fenstern stehen, die vier Rappen, welche den Fürsten vom Thurmschloß nach der Stadt zurückführten, flogen an ihm vorüber, er ballte die hagere Hand gegen den Wagen. Dann lief er um das Schloß herum auf die Parkseite. Dort drückte er sich unter den Fenstern des Fürsten an einen Baum, sah zum Schlosse hinauf, hob wieder die Faust gegen den Schloßherrn und seufzte. Er blickte auf den dunklen Ast, der über ihm ragte, starrte auf den Himmel und die grauen flatternden Schatten, welche unter dem Mond dahinzogen, und verzweifelte Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. „Wenn der Mond verschwindet, so soll es auch mir ein Zeichen sein.“

Er sah lange auf den Mond. Dabei zog ihm leise unter wilden Gedanken ein lateinischer Satz durch sein gequältes Hirn: „Der Mond und die Erde verhalten sich wie kleine Punkte zum Weltall, das sagt schön Ammianus Marcellinus. Ich habe die Handschriften dieses Römers verglichen, ich habe Conjecturen gemacht zu jeder Seite seines verderbenen Textes, ich habe Jahre lang über ihm gesessen. Wenn ich hier thue, um diesen unwissenden Fürsten zu ärgern, was dem Haman gethan wurde, so geht der Apparat zu meinem Römer verloren.“

Er tauchte unter dem Baume hervor, und lief in seine Wohnung. Dort raffte er seine Habe zusammen, steckte sein Handexemplar des Ammianus in die Rocktasche und eilte mit seinem Bündel dem Thor zu.

Man sagt, er sei in dasselbe Land, das vor ihm sein Bruder gesucht, tief hinein gen Westen gezogen.

Er entwich und barg sein Haupt, ein untreuer Diener und ein Opfer der Wissenschaft. Sein Lebelang hat er über geschriebenem Wort gesessen, jetzt riß ihn aus der Heimath das lebendige Wort, welches von einer andern Seele in die seine drang. Bei Tag und Nacht hatten ihn die Buchstaben der Bücher umgeben und gelehrte Schrift, die aus dem Rohr auf das weiße Blatt geflossen war, aber ihm hatte zu rechter Zeit der Segen des lebendigen Wortes gefehlt, welches aus dem Munde in das Ohr, vom Herzen zum Herzen klingt. Denn was wir als das Gemeinste gebrauchen, ist uns auch das Höchste. Geheimnißvoll ist uns noch heut, wie unsern Vorfahren, seine Gewalt. Das Geschlecht unserer Schriftzeit, geübt die Laute in ihrem Bilde zu schauen, gewöhnt, die Kräfte der Natur durch Maaß und Waage zu schätzen, denkt selten daran, wie mächtig klangvolles Wort der Menschenbrust in uns waltet. Es ist Herrin und Dienerin, es erhebt und zerstört, es macht krank und schafft Heilung. Glücklich der Lebende, dem es voll und rein in das Ohr tönt, der den weichen Laut der Liebe, den herzhaften Ruf des Freundes unablässig empfängt. Wer

den Segen der Rede entbehrt, die aus warmem Herzen quillt, der wandelt schon als Lebender unter den Andern wie ein Geist, der vom Leibe gelöst ist, wie ein Buch, das man aufschlägt, benützt, von sich abthut nach Gefallen. Der Magister hat durch geschriebenes Wort gesündigt, ihn hat der Schmerzensruf einer Menschenstimme in die dämmrige Ferne gescheucht.

2.

Vor der Entscheidung.

Die Rinder brüllten und die Glöckchen der Schafheerde läuteten, in den schossenden Halmen der grünen Saat wogte der Wind. Durch Haus und Garten schritt wieder das älteste Kind des Gutes, umgeben von den Geschwistern. Wo ist der frohe Glanz deiner Augen geblieben und dein herzliches Kinderlachen, Frau Ilse? Ernst ist das Antlitz und gemessen die Geberde, prüfend mißt dein Blick die Menschen und die Wege, auf denen du gehst, und ruhiger Befehl tönt aus deinem Munde. Die Heimath hat dir das Herz nicht leicht gemacht und nicht wiedergegeben, was du in der Fremde verloren.

Aber eifrig übt sie ihr Recht, Liebe zu fordern und zu erweisen, vertraute Bilder sendet sie in deine Seele und alte Erinnerungen weckt sie bei jedem Schritt. Die Menschen, die dich in ihrem Herzen treu gehegt, Thiere, die du gezogen, Bäume, die du gepflanzt, sie neigen sich grüßend vor dir und arbeiten geschäftig, mit heiteren Farben zu überdecken, was dir finster im Innern liegt.

Der erste Abend war schwer. Als Ilse in das Haus

trat, geleitet von den Nachbarn, eine Flüchtige, die zu verbergen ſucht, was ſie quält, da warfen bei dem Schreck des Vaters, unter den neugierigen Fragen der Geſchwiſter noch einmal Zorn und Angſt ſchwarze Schatten über ihr Haupt. Aber an der Bruſt des Vaters, unter dem Dach des feſten Hauſes, drang mit dem Gefühl der Sicherheit wieder die alte Kraft des Bodens in die Glieder der Landfrau, und ſie vermochte den Augen ihrer Lieben zu verbergen, was nicht allein ihr Geheimniß war.

Noch eine ſchwere Stunde kam. Ilſe ſaß am ſpäten Abend wie vor Jahren auf ihrem Stuhl, gegenüber dem Vater. Nach ihrem Bericht ſah der ſtarke Mann ängſtlich vor ſich hin, ſprach ein hartes Wort über ihren Gatten, und Fluch gegen einen Andern. Als er ihr ſagte, daß auch im Vaterhaus noch Gefahr drohe, als er ihr Vorſicht befahl für Schritt und Tritt, und als er erzählte, wie in ihrer Kindheit ein dunkles Gerücht gegangen, daß ſchon einmal ein Mädchen vom Steine, ein Kind des früheren Beſitzers, das Opfer vornehmer Herren geworden ſei, da rang ſie noch einmal die Hände zum Himmel. Aber der Vater hatte ihre Hände gefaßt, und ſie zu ſich in die Höhe gezogen. „Unrecht thun wir, daß wir über unſicherer Zukunft vergeſſen, wie gnadenvoll die Vorſehung dich behütet hat. Ich halte dich an der Hand, du ſtehſt auf dem Grunde deiner Heimath. Wir thun, was der Tag fordert, und ſtellen alles Andere größerer Macht anheim.

Um die Reden Fremder ſorgen wir nicht, ſchnell wechſelt das Wetter. Halte ſtill und vertraue.“

Die jüngeren Kinder plaudern ſorglos, ſie fragen nach dem ſchönen Leben in der Reſidenz, ſie wollen genau wiſſen, was die Schweſter erlebt, und vor allem, wie der Herr des Landes gegen Alſe war, er, den ſie ſich denken wie den heiligen Chriſt, als den unermüdlichen Spender von Freude und beglückender Gunſt. Aber die älteren wehren ihrer Rede, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, mit dem zarten Gefühl, das Kinder für die Lage ſolcher haben, die ſie lieben. Alſe begleitet die Schweſter Clara durch den Oberſtock, ſie richtet Zimmer ein für die Gäſte, welche erwartet werden, und ſtellt einen Rieſenſtrauß ihrer Gartenblumen in die Stube, welche Herr Hummel bewohnen ſoll. Die Brüder ziehen ſie durch den Obſtgarten in das enge Thal, ſie zeigen ihr den hohen Steg über das Waſſer, welchen der Vater weiter oben zu der Grotte gelegt hat und der eine Freude für Alſe ſein ſoll, weil er den Zugang zu ihrem Lieblingsplatz bequem macht. Alſe geht längs dem hochgeſchwollenen Bach, das Waſſer zieht gelb und trübe über die Felsblöcke, es hat den ſchmalen Wieſenſtreif an den Ufern überſchwemmt und fließt in ſtarker Strömung thalwärts auf die Stadt zu. Alſe ſucht den Platz, wo ſie einſt unter Laub und wilden Wegpflanzen verborgen lag, als ſie in den Augen ihres Felix das Bekenntniß ſeiner Liebe geleſen. Auch die heimliche Stelle iſt überfluthet, undurchſichtig rinnt der Strom

darüber hin, die Blüthendolden ſind geknickt und übergoſſen, die Erlenbüſche bis an die obern Zweige bedeckt, Rohrhalme und mißfarbiger Schaum hängen um die Blätter; nur der weiße Stamm einer Birke ragt aus der Zerſtörung hervor und um die tiefſten Aeſte wirbelt die Fluth. „Der Schwall verläuft," klagt Alſe; „in wenig Tagen taucht der Boden wieder an das Licht, und wo das Grün verdorben iſt, treibt der milde Sonnenſtrahl ein neues hervor. Wie aber ſoll es mit mir werden? Mir fehlt das Licht, ſo lange er nicht bei mir iſt, und wenn ich ihn wiederſehe, wie wird er gewandelt ſein? Wie wird er, der ernſte und eifrige, ertragen, was feindlich in mein Leben gedrungen iſt und in das ſeine?"

Der Vater bewacht ſorglich ihre Schritte, er ſpricht öfter im Hauſe ein als ſonſt; ſo oft er vom Felde zurückkehrt, erzählt er ihr von der Arbeit des Gutes, er denkt immer daran, daß ſeine Rede nicht an einen Gedanken rühre, der ihr Schmerzen macht, und die Tochter fühlt, wie zart und liebevoll die Aufmerkſamkeit des Vielbeſchäftigten um ſie waltet. Jetzt winkt er ihr ſchon von weitem zu, neben ihm ſchreitet eine unterſetzte Geſtalt mit großem Kopf und wohlhäbigem Ausſehen. „Herr Hummel," ruft Alſe freudig und eilt mit beflügeltem Fuß auf ihn zu. „Wann kommt er?" fragt ſie ihm erwartungsvoll entgegen.

„Sobald er frei iſt," verſetzt Hummel.

„Wer hält ihn noch dort?" ſagt die Frau traurig vor ſich hin.

Herr Hummel erzählt. Bei seinem Bericht glatten sich die Falten auf Alices Stirn, und sie führt den lieben Gast in die alten Mauern. Herr Hummel steht erstaunt unter dem hohen Geschlecht, das auf dem Steine wächst, er sieht bewundernd auf die Mädchen und achtungsvoll auf die Köpfe der Knaben. Heut vergißt Alice nicht, was einer guten Hausfrau gegen den willkommenen Gast ziemt. Herr Hummel aber wird fröhlich unter dem Landvolk, er freut sich über den Blumenstrauß in seiner Stube, er zwingt den drallen Buben Franz sich auf seine Knice zu setzen, und läßt ihn aus seinem Glase trinken bis zum Uebermaß. Dann geht er mit dem Landwirth und Alice durch die Wirthschaft, klug ist sein Urtheil, der Wirth und er, jeder erkennt in dem andern beträchtigen Verstand. Zuletzt frägt ihn Alice herzlich, wie ihm ihre Heimath gefallen. „Alles großartig," sagt Hummel, „Wuchs, Kopf, Strauß, Viehstand und Häuslichkeit. Es steht zu dem Geschäft von H. Hummel wie ein Kürbis zu einer Gurke. Alles tüchtig und voll, nur für meinen Geschmack zu viel Streh."

Der Landwirth ruft Alice beiseit: „Der Prinz will wieder abreisen, er hat den Wunsch geäußert, dich vorher zu sprechen. Willst du ihn sehen?"

„Heut nicht. Dieser Tag gehört euch und dem Gast. Aber morgen," sagt Alice.

Am Morgen des nächsten Tages trat Professor

Raſchke, zur Reiſe bereit, in das Zimmer des Freundes. „Der Magiſter ſoll verſchwunden ſein?“ frug er ängſtlich.

„Er hat gethan, was er mußte,“ verſetzte Werner finſter, „wie er auch lebe, wir haben ihn geſtern beſtattet.“

Raſchke ſah unruhig in das gefurchte Antlitz des Andern. „Wenn ſähe ich Sie auf dem Wege zu Frau Alſe, am liebſten mit ihr vereint auf dem Rückwege zu uns.“

„Kein Zweifel, Freund, ich werde beide Wege ſuchen, ſobald ich Recht dazu habe.“

„Frau Alſe zählt die Stunden,“ rief Raſchke in größerer Sorge, „erſt wenn ſie den Geliebten bei ſich feſt hält, wird ſie ruhig ſein.“

„Mein Weib hat die Ruhe lange entbehrt, während ſie an meiner Seite war,“ ſprach der Gelehrte. „Ich habe nicht verſtanden, ſie zu ſchützen, ich habe ſie den Krallen wilder Thiere überlaſſen, bei Fremden hat ſie den Troſt gefunden, den ihr der eigene Mann verweigerte. Die Nichtachtung des Gatten hat ſie da geſchädigt, wo die Frau am ſchwerſten verzeiht. Ich bin zu einem ſchwachen Träumer geworden,“ rief er, „unwerth der Hingabe dieſes reinen Lebens, und ich fühle, was ein Mann nie fühlen ſollte, ich fühle Scham, mein gutes Weib wiederzuſehen.“ Er wandte ſein Angeſicht ab.

„Zu hoch geſpannt iſt dies Empfinden,“ rief Raſchke,

„zu hart der Vorwurf, den Sie jetzt zürnend gegen sich selbst erheben. Sie wurden durch listige Winkelzüge Weltkluger getäuscht. Sie selbst haben ausgesprochen, daß es ruhmlos leicht ist, uns da zu hintergehen, wo wir nicht viel klüger sind als die Kinder. Werner, noch einmal bitte ich, reisen Sie mit mir zugleich ab, wenn auch auf anderem Wege."

„Nein," versetzte kurz der Gelehrte. „Ich habe mein Lebelang die Beziehungen zum anderen Menschen reinlich behandelt. Halbheit in Neigung und Abneigung ist mir unerträglich. Fühle ich Neigung, so soll mein Händedruck und das Vertrauen, das ich gebe, den Andern keinen Augenblick in Zweifel lassen, wie mir um's Herz ist. Muß ich ein Verhältniß lösen, auch da habe ich die Rechnung stets ganz und voll geschlossen. Jetzt kann ich nicht aufbrechen wie ein Flüchtling."

„Wer fordert das?" rief Raschke, „nur wie ein Mann, der die Augen abwendet von häßlichem Gewürm, das vor ihm auf dem Boden kriecht."

„Hat das Gewürm den Mann geschädigt, so ist ihm Pflicht zu verhüten, daß das Schädliche auch Andern gefährlich wird, und kann er Andere nicht behüten, er wird sich selbst genug thun, wenn er seinen Weg säubert."

„Wenn ihm aber der Versuch neue Gefahr bringt?"

„Er wird doch thun, was er vermag, sich selbst zu genügen," rief Werner. „Das Recht, welches ich erhalten habe gegen Einen, ich lasse mir's nicht rauben.

Die Kränkung meines Weibes mahnt, es mahnt das verlorene Leben eines Gelehrten, um welches wir beide trauern. Sagen Sie mir nichts mehr. Freund, mein Selbstgefühl hat in diesen Tagen große Schädigung erfahren, und mit Recht. Ich fühle meine Schwäche mit einer Bitterkeit, die gerechte Strafe ist für den Stolz, mit dem ich auf das Leben Anderer gesehen. Ich habe an Struvelius geschrieben, ich habe ihn um Verzeihung gebeten, daß ich die kleine Unsicherheit, die einst ihn störte, so hochmüthig empfand. Hier ist der Brief an den Collegen; ich bitte Sie, die Zeilen abzugeben, und ihm zu sagen, wenn wir uns wiedersehen, dann soll kein Wort über das Vergangene von unsern Lippen fallen, nur er soll wissen, wie schwer ich dafür gebüßt habe, daß ich gegen ihn hart war. Aber wie sehr ich die Geduld und Nachsicht Anderer bedarf, ich würde das Letzte verlieren, was mir den Muth giebt, die Augen aufzuschlagen, wenn ich von hier gehen wollte, bevor ich mit dem Schloßherrn dort eben abgerechnet habe. Ich bin kein Weltmann, der gelernt hat seinen Zorn hinter einem höflichen Gruß zu verbergen."

„Wer solche Abrechnung sucht," rief Raidke, „muß auch die Mittel haben, den Gegner dabei festzuhalten, sonst mag eine neue Demüthigung werden, was Genugthuung sein soll."

„Diese Genugthuung gesucht zu haben bis zum Aeußersten," versetzte Werner, „auch das ist Befriedigung."

„Werner," rief der College, „ich will nicht

hoffen, daß Ihr erregter Zorn Sie hinabzieht in die gedankenlose Rachsucht der Schwachen, welche ein brutales Spiel mit dem eigenen Leben und dem des Andern Genugthuung nennen."

„Er ist ein Fürst," sagte der Professor mit finsterm Lächeln, „ich trage keine Speere, und der letzte Versuch, den ich mit meiner Angelform anstellte, war Nüsse darin zu knacken. Wie mögen Sie mich so verkennen? Aber es giebt Dinge, welche ausgesprochen sein wollen. Noch wohnt in dem Wort eine heilende Kraft, wenn nicht für den, der die Rede hört, doch für den, der sie spricht. Ihm sagen muß ich, wie ich von ihm scheide. Er mag zusehen, wie er das Wort hinunterwürgt in sein freudloses Herz. Daß ich es ausspreche, wird mich frei machen."

„Er wird weigern, Sie zu hören," rief Raschke.

„Ich werde suchen ihn zu sprechen."

„Er hat der Mittel viele, Sie zu hindern."

„Er gebraucht sie auf seine Gefahr, denn er nimmt sich dadurch den Vortheil, den er hätte, mich ohne Zeugen zu hören."

„Er wird das ganze Rüstzeug gegen Sie in Bewegung setzen, das ihm seine hohe Stellung giebt, er wird seine Gewalt rücksichtslos gebrauchen, Sie zu bändigen."

„Ich bin kein schreiender Wahrsager, der den Cäsar auf offener Straße anfällt, um vor den Idus des März zu warnen. Daß ich weiß, was ihn demüthigt

vor ſich ſelbſt und ſeinen Zeitgenoſſen, das iſt meine Waffe. Und ich verſichere Sie, er wird mir Gelegenheit geben ſie zu gebrauchen, wie ich will.“

„Er verreiſt,“ rief Raſchke ängſtlicher.

„Wohin kann er reiſen, wo ich ihm nicht nachkomme?“

„Ihn wird die Beſorgniß, welche Sie in ihm erregen, zu finſterer That treiben.“

„Er wage ſein Aergſtes, ich thue, was mir Frieden giebt.“

„Werner,“ rief Raſchke, die Hände erhebend, „ich darf Sie in dieſer Lage nicht verlaſſen, und doch machen Sie dem Freunde fühlbar, wie ohnmächtig ſein ehrlicher Rath gegen Ihren ſtarren Willen iſt.“

Der Profeſſor ging auf ihn zu und küßte ihn. „Leben Sie wohl, Raſchke. So hoch als ein Mann in der Achtung eines Andern ſtehen kann, ſtehen Sie in meinem Herzen. Zürnen Sie nicht, wenn ich in dieſem Fall mehr dem Impuls des eigenen Weſens folge, als der milden Weisheit des Ihren. Grüßen Sie von mir Frau Aurelie und die Kinder.“

Raſchke fuhr ſich über die Augen, zog ſeinen Rock an und ſteckte den Brief an Struvelius in die Rocktaſche. Dabei fühlte er einen andern Brief, er zog ihn heraus und las die Aufſchrift. „Ein Brief meiner Frau an Sie,“ ſagte er, „ich weiß nicht, wie er mir in die Taſche kommt.“

Werner öffnete, wieder flog ein kurzes Lächeln über ſein Geſicht. „Frau Aurelie bittet mich für Ihr Wohl-

befinden zu ſorgen. Der Auftrag kommt zu guter Stunde; ich begleite Sie zur Stelle Ihrer Abfahrt, wir wollen auch Mütze und Mantel nicht vergeſſen."

Der Profeſſor führte den Freund zu der Reiſegelegenheit, die Männer ſprachen in der letzten Stunde über die Vorleſungen, welche beide im nächſten Halbjahr zu halten wünſchten. „Denken Sie des Briefes an Struvelius," war das letzte Wort Werners, als der Freund im Wagen ſaß.

„Ich denke daran, ſo oft ich Ihrer gedenke," rief Raſchke, die Hand zum Wagen hinausſtreckend.

Der Profeſſor ging nach dem Schloß zur letzten Unterredung mit dem Mann, der ihn in ſeine Hauptſtadt gerufen. Ihn empfing die Dienerſchaft mit verlegenen Blicken. „Der Herr iſt im Begriff zu verreiſen und wird erſt in einigen Tagen zurückkehren. Wohin er reiſt, weiß man nicht," ſagte der Hausmeiſter bekümmert. Der Profeſſor forderte, ihn doch bei dem Fürſten zu melden, ſein Anliegen ſei dringend, der Diener brachte die Antwort, der Herr ſei vor der Rückkehr nicht zu ſprechen, der Gelehrte möge ſeine Wünſche einem der Adjutanten mittheilen.

Werner eilte zu dem abgelegenen Hauſe des Oberſtbeſmeiſters. Er wurde in die Bücherſtube geführt, ſah flüchtig auf den verſchoſſenen Teppich des Bodens, auf die alte Tapete, welche durch Kupferſtiche in dunklen Rahmen verdeckt war, auf große Bücherſchränke mit Glasthüren, von innen verhängt, als wollte der Eigen-

thümer, ſelbſt was er las, fremdem Auge entziehen. Der Oberſthofmeiſter trat eilig herein.

„Ich ſuche vor der Abreiſe des Fürſten eine Unterredung mit ihm," begann der Profeſſor, „ich bitte Excellenz um gütige Vermittlung für dieſe Audienz."

„Verzeihen Sie die Frage, wozu?" frug der Oberſthofmeiſter. „Wollen Sie mit einem Leidenden noch einmal über ſeine Krankheit ſprechen?"

„Der Kranke verſieht ein hohes Amt und hat Gewalt und Recht eines Geſunden; er iſt ſeinen Mitlebenden verantwortlich für ſein Thun. Ich halte für Pflicht, nicht von hier zu gehen, ohne ihm auszuſprechen, daß er nicht mehr in der Lage iſt, die Pflichten ſeiner Stellung zu üben."

Der Oberſthofmeiſter ſah den Gelehrten erſtaunt an. „Müſſen Sie auf dieſer Unterredung beſtehen?"

„Die Erfahrungen, welche ich ſeit meiner Rückkehr vom Lande hier gemacht, zwingen mich dazu; ich muß die Unterredung ſuchen durch jedes Mittel, welches mir erlaubt iſt, was auch die Folge ſei."

„Auch die Folge für Sie ſelbſt?"

„Auch dieſe. Der Fürſt kann mir nach Allem, was geſchehen, eine mündliche Unterredung, bevor ich ſcheide, nicht verſagen."

„Was er nicht ſollte, wird er doch verſuchen."

„Er thut es auf ſeine Gefahr," verſetzte der Profeſſor.

Der Oberſthofmeiſter ſtellte ſich vor den Profeſſor

und begann nachdrücklich: „Der Fürst will noch heut nach Nassau abreisen. Der Plan ist Geheimniß, ich erfuhr zufällig die Befehle, welche für den Marstall ertheilt wurden.“ Der Gelehrte fuhr zurück. „Ich danke Ew. Excellenz von Herzen für diese Mittheilung,“ rief er mit erzwungener Fassung, „ich werde versuchen, vorher eine schnelle Warnung hinzusenden. Ich selbst reise nicht eher, bis Excellenz meinen Versuch unterstützt haben, den Fürsten vor seiner Abreise zu sprechen.“

„Wenn Sie durch mich um eine Audienz nachsuchen,“ sagte der Oberstthofmeister überlegend, „so will ich als Beamter des Hofes und aus persönlicher Hochachtung für Sie Ihren Wunsch dem Fürsten sogleich vortragen. Aber ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine Kritik vergangener Ereignisse durch Sie, Herr Professor, nach jeder Richtung für bedenklich erachte.“

„Ich aber bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in diesem Fall die Kritik geübt werden muß,“ rief der Professor.

„Nur in das Ohr des Fürsten? Oder auch vor andern Menschen?“ frug der Oberstthofmeister.

„Wenn mir Ohr und Sinn des Fürsten verschlossen bleibt, dann vor Jedermann. Ich erfülle damit eine ernste Pflicht gegen Alle, welche unter den finsteren Einfällen eines zerrütteten Geistes leiden könnten, eine Pflicht, der ich mich als ehrlicher Mann nicht entziehen darf. Ich werde sein Ankläger, wenn stille Vorstellung ihn nicht bestimmt. Denn es ist nicht zu dulden, daß

die Zuſtände des alten Roms in unſerem Volk geſpenſtig aufleben."

„Das iſt entſcheidend," verſetzte der Oberſthofmeiſter. Er ging zu ſeinem Bureau, hob ein Document hervor und bot es dem Gelehrten. „Leſen Sie. Werden Sie auf eine perſönliche Unterredung mit dem Fürſten verzichten, wenn dies Papier von ſeiner Hand unterzeichnet iſt?"

Der Profeſſor las und verneigte ſich gegen den Oberſthofmeiſter. „Sobald er aufhört zu ſein, was er bis jetzt war, darf ich ihn als Kranken betrachten. In dieſem Fall wird meine Unterredung mit ihm zwecklos. Unterdeß wiederhole ich meine Bitte, mir vor Abreiſe des Fürſten die erbetene Audienz zu bewirken."

Der Oberſthofmeiſter nahm das Document zurück. „Ich werde verſuchen Ihr Anwalt zu ſein. Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Fürſt in den nächſten Stunden nach Neſſau reiſt. Sehen wir uns wieder, Herr Werner," ſchloß feierlich der alte Herr, „ſo ſei es an einem Tage, wo unſer beider Haupt frei iſt von der Sorge um etwas, das man ſelbſt zuweilen gering achtet, wie Sie in dieſem Augenblick thun, das man ſich aber nicht gern durch den Einfall eines Dritten rauben läßt."

Der Profeſſor eilte zu dem Gaſthof und rief ſeinen Diener. „Heut beweiſen Sie mir Ihre Treue, Gabriel, nur ein reitender Bote vermag in glücklichem Fall zu rechter Zeit in Bielſtein einzutreffen. Verſuchen Sie das

Mögliche, nehmen Sie Courierpferde, schaffen Sie einen Brief in die Hände meiner Frau, bevor die Hofwagen dort ankommen."

„Zu Befehl, Herr Professor," sagte Gabriel in kriegerischer Haltung, „es ist auch für einen gedienten Husaren ein starker Ritt; wenn der Pferdewechsel mich nicht aufhält, so traue ich mich wohl den Brief zu rechter Zeit zu besorgen." Der Professor schrieb in fliegender Eile und fertigte Gabriel ab; dann eilte er in die Wohnung des Oberstthofmeisters zurück.

Der Fürst lag in seinem Sessel, die Wangen bleich, die Augen erloschen, ein schwer erkrankter Mann; müde hing ihm das Haupt vom Nacken. „Ich hatte sonst doch andere Gedanken und vermochte, wenn ich auf die Tasten drückte, mehr als eine Melodie zu spielen; jetzt wandelt sich alles in die eine mißtönende Weise: sie ist fort, sie ist in der Nähe des Knaben, sie lacht des thörichten Werbers. Nichts sehe ich vor mir als das Gleis der Landstraße, welche zu ihr führt. Eine fremde Gewalt hämmert in mir ewig dieselben Noten, ein schwarzer Schatten steht neben mir und weist mit dem Finger unablässig auf denselben Pfad, ich vermag mich nicht zu wehren, ich höre die Worte, ich sehe den Weg, ich fühle die dunkle Hand über meinem Haupt."

Der Kammerdiener meldete den Oberstthofmeister.

„Ich will ihn nicht sehen," herrschte der Fürst den

Diener an. „Sagen Sie Sr. Excellenz, ich ſei im Begriff auf's Land zu reiſen.“

„Excellenz bitten, es handle ſich um eine dringende Unterſchrift.“

„Der alte Thor,“ murmelte der Fürſt, „führen Sie ihn herein. Ich bin leider preſſirt, Excellenz,“ rief er dem Eintretenden zu.

„Ich wünſche die Zeit meines Durchlauchtigſten Herrn nicht lange in Anſpruch zu nehmen,“ begann der Hofmann, „Profeſſor Werner bittet, daß Ew. Hoheit geruhe, ihn vor ſeiner Abreiſe zu empfangen.“

„Was ſoll die Zudringlichkeit?“ rief der Fürſt, „er war bereits hier, ich habe ihn abweiſen laſſen.“

„Ich erlaube mir die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach allem, was vorausgegangen, ihm die Ehre einer perſönlichen Verabſchiedung nicht wohl verweigert werden kann. Ew. Hoheit werden der Letzte ſein, welcher ſo auffallende Verletzung ſchicklicher Rückſicht leiden würde.“

Der Fürſt ſah feindſelig auf den Oberſthofmeiſter. „Gleichviel, ich will ihn nicht ſprechen.“

„Außerdem aber iſt nicht rathſam, demſelben dieſe Unterredung zu verweigern,“ fuhr der alte Herr nachdrücklich fort.

„Darüber bin ich der beſte Richter,“ verſetzte nachläſſig der Fürſt.

„Derſelbe iſt Mitwiſſer einiger Thatſachen geworden, deren Bekanntwerden man im Intereſſe fürſtlicher

Würde ſelbſt mit ſchweren Opfern vermeiden muß, denn derſelbe iſt nicht verpflichtet das Geheimniß zu bewahren."

„Niemand wird auf den einzelnen Träumer achten."

„Deſſelben Ausſage wird nicht nur Glauben finden, auch gegen Ew. Hoheit einen Sturm erregen."

„Geſchwätz aus den Bücherſtuben reicht nicht bis zu meinem Haupt."

„Derſelbe iſt ein hochgeachteter Mann von Character und wird ſeine Beobachtungen benutzen, um vor der ganzen civiliſirten Welt zu fordern, daß am hieſigen Hofe die Möglichkeit ähnlicher Beobachtungen aufhöre."

„Er thue, was er wagt," rief der Fürſt mit ausbrechendem Grimm, „man wird ſich zu hüten wiſſen."

„Noch kann die Niederlage verhütet werden: es giebt dagegen aber nur ein letztes und radicales Mittel."

„Sprechen Sie, Excellenz, ich habe Ihr Urtheil ſtets geachtet."

„Was jenen Profeſſor aufregte," fuhr der Hofmann bedächtig fort, „das wird, zu allgemeiner Kenntniß gebracht, allerdings Geräuſch und gefährliche Nachrede hervorbringen; nichts weiter. Es war eine perſönliche Wahrnehmung, die ihm am Fuß des Thurms aufgenöthigt wurde, es war eine Vermuthung, die er unter dem Dach deſſelben Thurms hervorgeholt hat. Nach ſeiner Behauptung ſind zwei Verſuche gemacht, welche

nicht zu folgenſchwerer That wurden. Auf ſolcher Grundlage ein öffentliches Urtheil civiliſirter Welt provociren iſt mißlich. Wie redlich der Berichterſtatter ſei, er mag ſich ſelbſt getäuſcht haben. Ew. Hoheit bemerkten richtig, der Eifer jenes Gelehrten würde unliebſames Geſchwätz veranlaſſen, nichts weiter."

„Vortrefflich, Excellenz," unterbrach der Fürſt.

„Leider tritt ein bedenklicher Umſtand hinzu. Für jene perſönliche Wahrnehmung am Fuß des Thurms hat derſelbe Gelehrte einen Zeugen. Und dieſer Zeuge bin ich. Wenn er ſich auf mein Zeugniß beruft, will ſagen, auf meine perſönliche Wahrnehmung, ſo werde ich erklären müſſen, er hat Recht, denn ich bin nicht gewohnt, halbe Wahrheit für Wahrheit zu achten."

Der Fürſt fuhr in die Höhe.

„Ich war es, der die Hand feſt hielt," bemerkte der Hofmann leiſe. „Und weil jener Gelehrte Recht hat, und weil ich deſſelben Anſicht über das Befinden meines gnädigen Herrn beſtätigen müßte, ſage ich, es giebt nur ein letztes und radicales Mittel." Der Oberſthofmeiſter hob das Document aus der Mappe. „Mein Mittel iſt, daß Ew. Hoheit durch einen großen Entſchluß dem Unwetter zuvorkomme und hochgeneigt geruhe, dies zur Willenserklärung zu machen."

Der Fürſt warf einen Blick in das Papier und ſchleuderte es von ſich. „Sind Sie unſinnig, alter Mann?"

„An mir iſt dieſe Qualität noch nicht bemerkt wor-

den," verſetzte der Oberſt'ofmeiſter traurig. „Möge mein gnädigſter Herr die Angelegenheit mit gewohntem Scharfſinn erwägen. Es iſt leider unmöglich geworden, daß Ew. Hoheit die Anſtrengungen eines hohen Berufes in bisheriger Weiſe ertragen. Selbſt wenn Ew. Hoheit dazu bereit wären, hat ſich die Schwierigkeit erhoben, daß getreue Diener in der peinlichen Lage ſind, dieſe Auffaſſung nicht zu theilen."

„Dieſe treuen Diener ſind mein Oberſthofmeiſter."

„Ich bin einer davon. Wenn Ew. Hoheit nicht geruhen wollten, jenem Entwurf Höchſtihren Beifall zu geben, ſo würde mir die Rückſicht auf etwas, das mir theurer ſein muß als Ew. Hoheit Gnade, verbieten, ferner im Dienſt zu bleiben."

„Ich wiederhole die Frage: Sind Sie kindiſch geworden, Oberſthofmeiſter?"

„Nur bewegt, ich meinte nicht, jemals wählen zu müſſen zwiſchen meiner Ehre und meinem Dienſt." Er holte ein anderes Document aus der Mappe.

„Ihre Entlaſſung?" rief der Fürſt leſend. „Sie hätten dazuſetzen können: in Gnaden." Der Fürſt ergriff die Feder. „Hier, Freiherr von Ottenberg, Sie ſind Ihres Amtes quitt."

„Es iſt kein freudiger Dank, den ich Ew. Hoheit dafür ſage. Demnach aber ſpreche ich, Hans von Ottenburg, die ehrfurchtsvolle Bitte aus, daß Ew. Hoheit noch in dieſer Stunde auch das andere Document zu unterzeichnen geruhe. Denn falls Hochdieſelben zögern wollten,

die flehende Bitte eines früheren Dieners zu erfüllen, so würde dieselbe Bitte von jetzt ab mehrfach Ew. Hoheit Ohr belästigen und von Seiten, denen Hochdieselben nicht so viel Nachsicht zu beweisen pflegen, als seither mir. Bis jetzt war's einer, der bat, ein Professor, jetzt sind's zwei, er und ich, in den nächsten Stunden wird die Zahl Ew. Hoheit lästig werden."

„Ein früherer Oberstjägermeister als Aufwiegler!"

„Nur als Bittender. Ew. Hoheit haben Recht, daß der höchste Entschluß, welchen ich zu influiren suche, durchaus freiwillig sein muß. Aber ich flehe nochmals an, zu erwägen, daß er nicht mehr zu vermeiden ist. Ew. Hoheit Hofstaat wird in der nächsten Stunde vor derselben Alternative stehen, wie ich; denn die Rücksicht auf die Ehre dieser Herren und Damen wird mich zwingen, sämmtliche Gründe, welche mich bestimmten, auch ihnen nicht zu verschweigen. Ohne Zweifel werden die Herren des Hofes gleich mir Ew. Hoheit bittend nahen und gleich mir quittiren, falls ihr Flehen erfolglos bleibt, und ohne Zweifel werden Ew. Hoheit neue Diener finden. Die Rücksicht auf Ehre und Amt Ihrer Beamten wird mich verpflichten, Ew. Hoheit Ministern dieselbe Mittheilung zu machen. Auch diese mögen durch weniger bedeutliche Staatsdiener ersetzt werden. Ferner würde ich mich aus Pietät und Ergebenheit gegen dies Hohe Haus, aus Sorge um Leben und Wohlfahrt des Erbprinzen und seiner erlauchten Schwester, so wie aus Anhänglichkeit gegen dies Land,

in welchem ich ergraut bin, genöthigt ſehen, verwandte Regierungen um eine energiſche Wiederholung dieſer meiner Bitte anzugehen. So lange ich am Hofe diente, zwang mich Eid und Pflicht zur Verſchwiegenheit und zur Rückſicht auf Ew. Hoheit perſönliche Intereſſen. Dieſer Verpflichtung bin ich enthoben, und ich würde von jetzt im allgemeinen Intereſſe gegen Ew. Hoheit ſtehen. Ew. Hoheit mögen ſelbſt ermeſſen, wohin das führen muß. Jene Unterſchrift kann hinausgeſchoben, nicht mehr vermieden werden. Jede Zögerung verſchlechtert die Situation; die Unterſchrift würde nicht mehr als freiwilliger Act eines hohen Entſchluſſes erſcheinen, ſondern als abgerungene Nothwendigkeit. Endlich erwägen Ew. Hoheit, der Profeſſor hatte am Thurmſchloß eine aufregende Beobachtung gemacht, eine andere am Leben eines gewiſſen Magiſters; mein Schickſal iſt, Mehres zu wiſſen, was nicht Dienſtgeheimniß war."

Der Fürſt lag in ſeinem Seſſel, das Haupt abgewandt; jetzt faßte er mit der Hand unter die Tafel ſeines Bureaus.

Der Oberſthofmeiſter trat näher. „Ich habe, bevor ich dieſe Unterredung erbat, dafür geſorgt, daß nach meinem Tode ſowohl meine ehrfurchtsvolle Bitte als die Gründe, welche mich dazu veranlaſſen, bekannt werden."

Der Fürſt zog die Hand zurück. „Vorſicht, Excellenz," ſagte er lächelnd.

„Dieſe Tugend habe ich in Ew. Hoheit Dienſt ſeit Jahren zu üben Veranlaſſung gehabt."

„Sie waren mein perſönlicher Feind vom erſten Tage meiner Regierung," fuhr der Fürſt auf ihn ein.

„Ich war meines gnädigſten Herrn getreuer Diener; perſönliche Freundſchaft wurde mir nie zu Theil, und ich habe ſie nie geheuchelt."

„Sie haben von je gegen mich intriguirt."

„Ew. Hoheit iſt wohl bewußt, daß ich als ein Mann von Ehre gedient," verſetzte der Freiherr ſtolz. „Auch jetzt, wenn ich noch einmal bitte, dies Document in der gebotenen Form zu unterzeichnen, berufe ich mich nicht auf die Rechte, welche mir Ew. Hoheit vieljähriges Vertrauen giebt; ich provocire auch nicht, um dies wiederholte Drängen zu entſchuldigen, auf die Theilnahme, die ich an dem Anſehn und Wohlergehen dieſes Hohen Hauſes zu nehmen berechtigt bin. Ich habe noch einen andern Grund, von Ew. Hoheit Haupt die letzte Demüthigung, das heißt ein öffentliches Beſprechen Höchſtihrer Geſundheit fernzuhalten. Ich bin ein loyaler und monarchiſch geſinnter Mann. Wer noch Ehrfurcht vor dem hohen Amt eines Fürſten in ſich bewahrt, grade dem iſt dringend geboten, zu verhüten, daß dies Amt in den Augen der Nation erniedrigt werde. Dies ſoll er verhüten, nicht dadurch, daß er Unzuträgliches verſchleiert, ſondern dadurch, daß er es austilgt. Deshalb ſteht ſeit jener Scene am Thurm zwiſchen Ew. Hoheit und mir der Streit ſo, daß ich, um Ew. Hoheit erhabenes Amt zu ſchützen, Ew. Hoheit Perſon opfern muß. Ich bin dazu entſchloſſen, und deshalb bleibt Ew. Hoheit nur die Wahl, ob Höchſtdie-

ſelben das Unvermeidliche thun wollen: freiwillig und vor den Augen der Welt in Ehren, oder auf übermächtiges Drängen Fremder in Unehren. Die Worte ſind geſprochen, ich bitte um kurzen Entſcheid."

Der alte Herr ſtand dicht vor dem Fürſten, feſt und kalt blickte er in die unſicheren Augen ſeines früheren Gebieters und wies mit dem Finger unverrückt auf das Pergament. Es war der Wächter, der ſeinen Kranken bemeiſtert.

„Nicht jetzt, nicht hier," rief der Fürſt außer ſich. „In Gegenwart des Erbprinzen will ich berathen und mich entſcheiden."

„Gegenwart und Unterſchrift Ihrer Miniſter ſind für das Document nöthig, nicht die Gegenwart des Prinzen. Da Ew. Hoheit verziehen vor den Augen des Erbprinzen zu unterzeichnen, ſo werde ich mir die Ehre geben, Ew. Hoheit nach Neſſau zu folgen, und einen der Miniſter bitten, zu dieſem Zweck mich zu begleiten."

Der Fürſt ſah nachdenkend vor ſich hin. „Noch bin ich Fürſt," rief er aufſpringend, ergriff die unterſchriebene Entlaſſung des Oberſthofmeiſters und zerriß ſie: „Oberſthofmeiſter von Ottenberg, Sie werden mich in meinem Wagen nach Neſſau begleiten."

„Dann wird der Miniſter in meinem Wagen Ew. Hoheit folgen," ſagte der alte Herr ruhig; „ich eile, ihn davon zu benachrichtigen."

3.

Auf dem Weg zum Steine.

Zu der ſtillen Landſtadt, welche einſt fromme Anſiedler um die Kloſterglocke betender Mönche erbaut, zu dem Steine, worauf einſt die Heidenjungfrau ihrem Stamm weiſſagende Worte geraunt, fliegen jetzt auf verſchiedenen Straßen Roſſe und Räder mit lebenden Menſchen, welche Entſcheidung ihres Schickſals ſuchen, hier fröhlich aufſteigendes Hoffen, dort abwärts geneigte Kraft, hier holder Traum einer enthuſiaſtiſchen Jugend, dort wüſter Traum eines düſtern Geiſtes. Im Thal und über dem Stein ſchweben die Geiſter der Landſchaft, ſie rüſten ſich, die flüchtigen Fremden nach dem Gaſtrecht der Heimath zu empfangen.

Das erſte Morgengrau ſandte ſeinen bleichen Schimmer in Lauras Arbeitsſtube, ſie ſtand an ihrem Memoirentiſch und warf den letzten Blick nach dem vertrauten Buch, in welches ſie mit flüchtiger Hand die Schlußworte geſchrieben hatte. Sie ſchnürte das Buch und die Gedichte des Doctors zuſammen und barg ſie unter dem Deckel ihres Reiſekoffers. Noch einen langen Blick warf ſie auf das Heiligthum ihrer Mädchen-

jahre, dann flog ſie die Treppe hinab in die Arme der ängſtlichen Mutter.

Es war eine wundervolle Entführung, ein ſtiller Sonntagmorgen, geheimnißvolle Dämmerung, am Himmel düſtere Regenwolken, welche ſchauerlich von einem dunkelrothen Morgenſchein abſtachen. Laura lag lange in den Armen der weinenden Mutter, bis Röchin Suſanne zum Aufbruch drängte, dann ſchlüpfte ſie aus dem Haus auf die Straße, wo der Doctor ſie erwartete, und eilte neben ihm zu dem Wagen. Denn der Wagen war jenſeit der Ecke an einen einſamen Platz beſtellt, nicht vor das Haus, darauf hatte Laura beſtanden. Es war eine wundervolle Entführung, ein beſcheidener und wackerer Reiſegenoſſe, das Haus der geliebten Freundin als Reiſeziel, zuletzt eine große Ledertaſche mit kaltem Braten und anderem Vorrath, welchen Frau Hahn ſelbſt in den Wagen trug, um ihren Sohn und Laura noch einmal zu küſſen und mit Thränen zu ſegnen.

Aber, um in der Sprache des abweſenden Herrn Hummel zu reden, wenn unſer Herrgott im Kutſchwagen fährt, ſitzt der Teufel auf der Pechbüchſe. Hier ſetzte ſich der Teufel auf den kalten Braten. Speihahn nämlich hatte in den letzten Tagen ſein vereinſamtes Daſein ſchwer ertragen. Seit der Abreiſe des gelehrten Oberſtocks war er immer mißvergnügt geweſen, ſeit vollends der Hausherr verſchwunden war, fehlte ſeinem Daſein die Anerkennung, welche auch ein Böſewicht ungern ent-

kehrt: Heut ſah er mit kaltem Blinzen, wie Laura um die trauernde Mutter ſchwebte, er ſah mit einem Schielblick die heftigen Bewegungen der Köchin Suſanne, welche den großen Reiſekoffer zum Wagen trug, dann trollte er auf die Straße, um vort ſeinem Haß gegen das Nachbarhaus Ausdruck zu geben. Als aber Frau Hahn mit der Ledertaſche zum Wagen eilte, merkte er ein Unheil und war bei der Hand. Er ſchlich der Nachbarin nach, und während dieſe auf den Wagentritt ſtieg, um ihren Fritz vor der rauhen Morgenluft zu warnen und Laura noch einmal zu küſſen, benutzte Speihahn den Futterſack, welchen der Kutſcher an die Vorderräder geſtellt hatte, ſprang hinauf und fuhr unter die Lederſchürze des Kutſchers, entſchloſſen, ſeine Zeit zu erwarten. Der Kutſcher ſetzte ſich, fühlte mit ſeinem Fuß an das zweideutige Weſen, er nahm an, daß der Hund zur Reiſegeſellſchaft gehöre, hob unternehmend ſeine Peitſche und ſetzte den Entführungswagen in Bewegung. Noch ein Blick und Zuruf an die Mutter, und die waghalſige Fahrt begann.

Lauras Seele bebte unter dem Druck der leidenſchaftlichen Gefühle, welche die langerſehnte und gefürchtete Stunde hervorrief. Die Häuſer der Stadt entſchwanden, die Pappeln der Landſtraße tanzten vorüber. Sie ſah ängſtlich auf ihren Fritz und faßte mit den Fingerſpitzen ſeine Hand. Fritz lachte und drückte die Hand kräftig.

An ſeinem Muth richtete ſie ſich ein wenig auf.

Sie ſah ihm zärtlich in das treue Geſicht. „Der Morgen iſt kühl," begann Fritz, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mantel ſchließe."

„Mir iſt ſehr wohl," verſetzte Laura, und fuhr mit der zitternden Hand aus dem Mantel, um ſich wieder mit ihren Fingerſpitzen an den Geliebten zu halten.

So ſaßen ſie ſchweigend nebeneinander, die Sonne guckte verſchämt aus ihrer rothen Gardine hervor und lachte Laura an, daß dieſe die Augen ſchloß. Ihr ganzes Kinderleben flog in flüchtigen Bildern an ihr vorüber. Zuletzt die bedeutſamen Worte, welche ſie bei den jüngſten Beſuchen von ihren Freundinnen gehört. Die Pathe hatte zu ihr geſagt: komm bald wieder, Kind. Laura hatte bewegt gefühlt, daß das Wiederſehen in einer unabſehbaren Ferne lag. Ihre Gevatterin hatte herzlich gefragt: wann ſehen wir uns wieder? In Laura klang rührend als Echo: wer weiß, wann. Rings um ſie aber regte ſich der junge Tag, ein Taubenſchwarm flog über das Feld, ein Haſe rannte längs dem Wege wie zum Wettlauf, ein prächtiges Büſchel blauer Blumen ſtand am Grabenrand, rund umher glänzten die rothen Dächer aus dem Kranz der Obſtbäume, Alles auf der Erde hoffnungsgrün, blühend und wogend im Morgenwind. Landleute kamen ihnen entgegen, welche nach der Stadt zogen, ein Bäuerlein ſaß auf ſeinem Wagen, der Rauch aus ſeiner Pfeife wirbelte luſtig in der Luft, er nickte zu Lauras Guten Morgen, und Laura hielt ihre freie Hand hinaus, als wollte ſie der ganzen

Mitwelt einen Gruß senden. Mit ihrem kleinen Wagen kam die Milchfrau, welche an der Straßenecke feilbot, auch diese grüßte: Guten Morgen, Fräulein. Laura fuhr zurück und sah Fritz erschrocken an: „Sie hat uns erkannt."

„Kein Zweifel," versetzte der Doctor lustig.

„Sie ist geschwätzig, Fritz, sie kann's nicht verschweigen, sie erzählt's allen Dienstmädchen unserer Straße, daß wir zusammen diesen Weg gefahren sind. Mir wird angst, Fritz."

„Wir fahren spazieren," versetzte der Doctor triumphirend, „wir fahren zum Besuch bei irgend Jemandem, wir sollen auf dem Laute miteinander Pathen stehen, machen Sie sich um diese Kleinigkeit keine Sorge."

„Bei dem Pathenstehen fing's an, Fritz," versetzte Laura beruhigt. „Die Katzenpfoten haben Alles verschuldet."

„Ich weiß nicht," versetzte Fritz schlau, „ob das Unglück nicht schon weit früher anfing. Sie waren noch ein kleines Mädchen, da erhielt ich schon einen Kuß."

„Davon weiß ich nichts," sagte Laura.

„Es war um einen Korb bunter Bohnen, den ich Ihnen aus unserm Garten brachte. Ich forderte den Kuß. Sie ließen sich diesen Preis gefallen, aber Sie fuhren sich gleich darauf mit der Hand über den Mund. Sie gefielen mir seit damals besser als alle andern."

„Sprechen wir nicht von solchen Dingen, Fritz,"

ſagte Laura ängſtlich, „meine Erinnerungen aus der Urzeit ſind nicht alle ſo harmlos.“

„Ich bin immer kurz gehalten worden,“ rief Fritz trotzig, „auch heut. Es iſt eine Schande. Das kann nicht ſo fort gehen, es wird ein ernſtes Ausſprechen darüber vor allem nöthig. Wenn man zuſammen reiſt wie wir beide, will ſich nicht ſchicken, daß man das ſteife Sie gegen einander gebraucht.“

Laura ſah ihn vorwurfsvoll an. „Heut nicht,“ ſagte ſie leiſe.

„Das hilft nun nichts,“ rief Fritz unternehmend. „Ich laſſe mich nicht länger als Fremden behandeln. Erſt einmal habe ich das ehrliche Du gehört, und dann nicht wieder. Mir thut es weh.“

Das war nun Laura leid. „Aber nur, wenn wir ganz allein ſind,“ bat ſie.

„Ich ſchlage Brüderſchaft vor,“ fuhr Fritz ungerührt fort, „ein für alle Mal, man verſpricht ſich ſonſt nur und es giebt Verwirrung.“ Er bot ihr ſeine Hand, die ſie ein wenig ſchüttelte, dabei machte ſich's, daß ſeine Wange der ihren nahe kam, und ehe ſie ſich's verſah, fühlte ſie einen Kuß auf ihren Lippen.

Sie ſah ihn zärtlich an, aber gleich darauf fuhr ſie zurück und drückte ſich in ihre Wagenecke. Fritz war heut weit anders als ſonſt, er ſah unternehmend und trotzig aus. Zu Hauſe war er immer beſcheiden geweſen, Laura hatte bei ſich ſchon mehr als einmal an die Brüderſchaft gedacht; wenn zwei Menſchen ſo mit ganzer

Seele einander gehören, ſollen ſie ſich das auch ſagen, hatte ſie in ihr Buch geſchrieben. Jetzt machte er wenig Umſtände. Er legte ſich kühn aus dem Wagen. Wenn Reiſende entgegenkamen, beugte er ſich gar nicht zurück wie ſie ſeit der Milchfrau, ſondern ſah herausfordernd auf die Leute und grüßte zuerſt. „Ich muß von den Andern anfangen," dachte ſie, „damit ich ihn auf andere Gedanken bringe." Sie frug ihn nach dem Inhalt der Veda.

„Heut kann ich mich gar nicht darauf beſinnen," rief Fritz ausgelaſſen. „Mir iſt ſo glücklich zu Muth, daß ich nicht an die alten Bücher denken mag. Sie haben vier Abtheilungen, in jeder finde ich nur einen Gedanken: Laura, das geliebte Mädchen, wird mein. Ich möchte im Wagen tanzen vor Freude." Und er hüpfte auf ſeinem Sitz in die Höhe, wie ein kleiner Junge.

Fürchterlich war Fritz verwandelt, ſie kannte ihn nicht wieder, ſie entzog ihm ihre Hand, wickelte ſich in ihr Tuch und ſah ihn mißtrauiſch von der Seite an.

„Der Himmel hüllt ſich in Wolken," ſagte ſie mit trüben Ahnungen.

„Oben drüber ſcheint die Sonne," verſetzte Fritz behaglich, „ſie kommt in wenig Augenblicken wieder hervor. Ich ſchlage vor, die große Ledertaſche zu unterſuchen, welche die Mutter mitgegeben hat, ich hoffe, es iſt etwas Gutes darin."

Die Proſa der Familie Hahn verrieth ſich. Laura

ſah mit geheimem Kummer, wie eifrig der Doctor in der Taſche kramte. Indeß auch ſie hatte in der Aufregung wenig des Frühſtücks gedacht, und als Fritz ihr den Inhalt bot, ſteckte ſie doch die kleine Hand darnach aus, und beide aßen herzhaft.

Der Platz neben dem Kutſcher verdunkelte ſich, ein unförmlicher Kopf fuhr um das Fenſter, ein mißtönendes Knurren wurde im Wagen gehört. Laura wies erſchrocken auf den Kopf. „Wehe uns, da iſt wieder der Hund.“ Auch der Doctor ſah zornig auf die feindliche Geſtalt. „Wir jagen ihn hinunter,“ rief Laura, „er mag nach Hauſe laufen.“

„Er findet ſchwerlich nach Hauſe,“ verſetzte der Doctor bedenklich, „was wird dein Vater ſagen, wenn er ihm verloren geht?“

„Er war der Feind meines Lebens,“ rief Laura empört, „und jetzt ſollen wir ihn in die Welt mitnehmen? Das iſt unerträglich, das iſt eine ſchlimme Vorbedeutung, Fritz.“

„Vielleicht begegnet uns ein Wagen, der ihn zurücknimmt,“ tröſtete der Doctor. „Unterdeß kann er nicht verhungern.“ Er reichte ihm trotz des Abſcheues, den er ihm verlieh gönnte, ein Frühſtück hinaus, der Hund verſchwand wieder unter der Wagendecke.

Laura aber blieb verſtört. „Fritz, lieber Fritz,“ rief ſie plötzlich, „laſſen Sie mich allein.“

Der Doctor ſah erſtaunt zu ihr herüber. „Das „Sie“ war ein orthographiſcher Fehler und muß gebüßt

werden.“ Er näherte ſich wieder ihrem Munde. Laura fuhr zurück. „Wenn Sie mich lieben, Fritz, ſo laſſen Sie mich jetzt allein,“ rief ſie händeringend.

„Wie kann ich das?“ frug Fritz, „wir fahren ja miteinander in die Welt.“

„Setze dich zum Kutſcher auf den Bock,“ bat Laura flehentlich. Sie ſah ſo ernſt und gedrückt aus, daß Fritz gehorſam halten ließ, aus dem Wagen ſtieg und zum Kutſcher hinaufkletterte. Laura holte tief Athem, ſie wurde ruhiger. Ihr Wort hatte Einfluß auf ihn wie wild er auch war, er that doch Manches nach ihrem Gefallen. Sie ſaß allein, ihre Gedanken flogen wieder muthiger in das Land hinaus. Der Doctor wandte ſich häufig um, klopfte an das Fenſter und frug wie es ihr gehe. Er war doch ſehr zartfühlend und liebevoll um ſie beſorgt.

„Auf mir liegt die ganze Verantwortung für ſeine Geſundheit,“ dachte ſie, „was bis jetzt ſeine liebe Mutter für ihn gethan, das wird meine Pflicht. Eine ſüße Pflicht, geliebter Fritz; vor Nachtarbeiten werde ich ihn hüten, denn ſeine Geſundheit iſt zart, und alle Tage führe ich ihn ſpazieren, auch bei rauhem Wetter, damit er ſich daran gewöhnt.“ Sie ſah zum Wagen hinaus, der Wind ſchüttelte die Baumblätter, ſie klopfte von innen an das Fenſter. „Fritz, es iſt windig, Sie haben keinen Shawl um.“

„Ich ſoll ja keinen umhaben,“ rief der Doctor von außen, „dieſe Verweichlichung wird nicht mehr geſtattet.“

„Ich bitte, Fritz, seien Sie kein Kind, nehmen Sie ihn um, Sie werden sich sicher erkälten.“

„Mit „Sie“ nehme ich ihn nun gar nicht.“

„Nimm ihn, Herzensfritz, ich beschwöre dich,“ flehte Laura.

„Das klingt anders,“ sagte Fritz. Das Fenster wurde geöffnet, der Shawl wanderte hinaus.

„Er ist eisenfest,“ sagte Laura, sich wieder auf ihrem Sitz zurecht rückend. „Wie gefällig er aussieht, er weiß sehr gut was er will, und er wird mir nicht nachgeben, wo seine Ueberzeugung ihm das nicht erlaubt. Das ist auch gut so, denn ich merke, ich bin immer noch ein kindisches Ding und der Vater hat Recht, ich brauche einen Gatten, der ruhiger in die Welt sieht als ich.“

Es fing an zu regnen. Der Kutscher zog seinen Mantel hervor, Fritz breitete seine Decke aus und hüllte sich hinein. Ihr wurde Angst um den Fritz, wieder klopfte sie an das Fenster. „Es regnet, Fritz.“ Das konnte der Doctor nicht leugnen. „Kommen Sie herein, Sie werden naß und erkälten sich.“

Der Wagen hielt, Fritz kletterte wieder gehorsam in das Innere, Laura wischte die kleinen Tropfen auf dem Haar seiner Decke mit ihrem Taschentuch ab.

„Viermal Sie gesagt,“ begann Fritz strafend. „Wenn das so fortgeht, wirst du eine große Rechnung zahlen.“

„Sei ernsthaft,“ bat Laura, „mir ist feierlich zu Muth. Ich denke an unsere Zukunft. Ich will darauf

ſinnen Tag und Nacht, Geliebter, daß du die Mutter nicht entbehrſt. Deine liebe Mutter hat dir bis jetzt den Kaffee hinaufgetragen, das iſt ungemüthlich, du kommſt zu mir herüber und nimmſt dein Frühſtück mit mir ein. Dieſe halbe Stunde muß mir Indien abtreten. Um zehn Uhr ſchlage ich dir ein Ei und ſchicke es dir hinüber, am Mittag kommſt du wieder zu mir herüber, ich ſorge für gute Küche, wir leben einfach, wie wir beide gewohnt ſind, aber kräftig. Dann erzählſt du mir ſchnell etwas aus deinen Büchern, damit ich weiß, was mein Mann treibt, denn dies iſt das Recht der Frau. Am Nachmittag treffen wir uns auf der Straße."

„Wie ſo?" frug Fritz, „herüber, hinüber und auf der Straße, wir wohnen ja doch zuſammen."

Laura ſah ihn mit großen Augen an, langſam überzog die Röthe ihr Geſicht bis an die Schläfe.

„Wir können als Mann und Frau doch nicht in verſchiedenen Häuſern wohnen?"

Laura hielt die Hand vor die Augen und ſchwieg. Da ſie nicht antwortete, zog ihr Fritz leiſe die Hand vom Geſicht, große Thränen liefen von ihrer Wange herab. „Meine Mutter," weinte ſie leiſe. So rührend war der Ausdruck ihres Wehes, daß Fritz mitfühlend ſagte: „Grämе dich nicht drum, Laura, wir wohnen, wie du willſt, und wir leben ganz, wie dir's recht iſt." Aber auch die freundlichen Worte vermochten das arme Herz nicht zu tröſten, um welches ſich die mädchenhafte Angſt

vor der Zukunft legte. Der bunte Nebel war zerfloſſen, mit welchem ihre kindliche Phantaſie ſich das freie Leben in der Nähe des Geliebten verhüllt hatte.

Sie ſaß ſchweigend und finſter.

Der Kutſcher hielt vor einer Dorfherberge, ſeine Pferde und ſich ſelbſt zu erquicken. Die junge Wirthin ſtand, ihr Kind auf dem Arm, in der Thür, ſie trat an den Wagen und lud artig ein abzuſteigen. Laura ſah unſicher den Doctor an, er winkte, der Wagenſchlag wurde geöffnet, Laura ſetzte ſich vor der Thür auf eine Bank und that, um die Sicherheit einer Reiſenden zu erweiſen, Familienfragen an die junge Frau. Die Frau antwortete zutraulich: „Es iſt das erſte Kind, wir ſind erſt ſeit zwei Jahren verheirathet. Um Vergebung, Sie ſind auch junge Eheleute?“ Laura erhob ſich ſchnell, wieder glühte ihre Wange feuriger als die aufgehende Sonne, während ſie ein leiſes Nein erwiederte.

„Na, dann ſicher Brautleute,“ ſagte die Frau, „das ſieht man auf zehn Schritt.“

„Woran wollen Sie das erkennen?“ frug Laura ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Man hat ſo ſeine Zeichen,“ verſetzte die Frau, „wie Sie nach dem Herrn ausſchauten, das war deutlich genug.“

„Getroffen,“ rief der Doctor glücklich, aber auch ihm war die Wange etwas geröthet. Laura wandte ſich ab und kämpfte um Faſſung. Das Geheimniß ihrer Reiſe lag offen vor Jedermanns Blick. In der Stadt

wußten sie es, auf dem Dorfe sprachen sie davon. Sie war Braut geworden durch fremde Zungen. Die Eltern hatten ihr nicht die Hand in die des Geliebten gelegt, keine ihrer Freundinnen hatte ihr Glück gewünscht, jetzt kam die Fremde auf der Landstraße und sagte ihr auf den Kopf zu, was sie war. „Hätte die Frau erst Alles gewußt, daß ich von Fritz Hahn heimlich entführt bin ohne Verlobung und ohne Brautstand, welches Gesicht würde sie gemacht haben?" Laura rang unter dem Mantel die Hände, sie stieg in den Wagen, bevor der Kutscher die Krippe wegsetzte, und wieder rannen ihr die Thränen aus den Augen. Der Doctor, welcher von dieser Stimmung nichts ahnte, wollte einsteigen. „Bitte," rief Laura außer sich, „setzen Sie sich zum Kutscher, mir ist sehr traurig zu Muthe."

„Weshalb?" frug Fritz leise.

„Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben," rief Laura, „Fritz, ich möchte wieder umkehren. Was wird die Frau von mir denken? Sie hat recht gut gesehen, daß wir nicht verlobt sind."

„Sind wir's denn nicht?" frug der Doctor verwundert, „ich betrachte mich entschieden als Bräutigam, und die Freunde, zu denen wir reisen, werden die Sache genau so ansehen."

„Ich beschwöre Sie, Fritz, lassen Sie mich nur jetzt allein; was ich fühle, kann ich keiner Menschenseele gestehen; bin ich ruhiger, so werde ich klopfen."

Fritz kletterte wieder auf den Kutscherbock. Laura

verlebte in der Einſamkeit ihres Wagens eine traurige Stunde.

Sie fühlte etwas Fremdes an ihrem Mantel, ſah erſchreckt auf den leeren Sitz und fuhr zurück, neben ihr ſaß der Dämon, der Feind ihres Lebens, der rothe Hund. Er ſtemmte ſeine Vorderbeine breit auseinander und hob ſeinen Schnurrbart hoch in die Luft, als wollte er ſagen: jetzt entführe ich. Der Doctor iſt auf den Bock geſetzt, und ich, der alte Händelmacher, der Menſchenfeind, ich, der an vielem Schmerz der Dichterſeele neben mir ſchuld iſt, der in ihrem Tagebuch durch Vers und Proſa verwünſcht wurde, ich, die gemeine und unwürdige Wirklichkeit, welche vor ihren Füßen lag, ich ſitze hier neben der Entführten, ein düſteres Bild ihres Schickſals, Gefpenſt ihrer Jugend und böſes Omen für ihre künftigen Tage, ich lagere an der Stelle, wo ihre kindiſche Poeſie lange einen Andern hinträumte und ich höhne ihre Thränen und ihre Noth. Er leckte ſeinen Bart und blickte unter ſeinen langen Haaren verächtlich auf ſie. Und Laura pochte an das Fenſter, um ſelbſt den Wagen zu verlaſſen und ſich auch auf den Bock zu ſetzen.

Unterdeß ſaßen die Mütter ſorgenvoll in den feindlichen Häuſern. Seit die Tochter abgereiſt war, zagte Frau Hummel vor dem Zorn ihres Gatten. Von Laura wußte ſie, daß ihr Mann gegen die Reiſe nach Bielſtein nichts hatte und ſich nur unwiſſend ſtellte, um ſein trotziges Weſen gegen die Nachbarn zu behaupten. Aber

was dahinter lag, ahnte er nicht; wenn zur Entscheidung kam, was nun mit Laura und dem Doctor werden sollte, war von ihm noch Alles zu fürchten. Frau Hummel hatte die Reise befördert, um den Haustyrannen zur Einwilligung zu zwingen, jetzt wurde sie mißtrauisch gegen ihre eigene Klugheit. In ihrer Noth warf sie die Mantille über ihr Morgenkleid und eilte aus dem Hause, um bei der Nachbarin Trost zu holen.

Das Herz der Frau Hahn war durch ähnliche Sorgen bewegt, auch sie war bereit, im Morgenkleid und Mantille bei Frau Hummel vorzusprechen. Die Frauen trafen außerhalb der Häuser zusammen, ein Austausch mütterlicher Sorgen begann. Sie benützten den neutralen Boden, der zwischen den feindlichen Gebieten lag, zu leisem Wechselverkehr und vergaßen darüber, daß sie auf der Straße standen. Die Glocken läuteten, die Kirchgänger kehrten nach Hause, immer noch standen sie bei einander und sorgten um Vergangenes und Künftiges. Da näherte sich ihnen in gewähltem Gewande der Mime. Schon von weitem machte er eine dramatische Handbewegung, welche angelegentlichen Gruß ausdrückte. Heut sah Frau Hummel mit Sorge auf den geschätzten Gast, sie fürchtete seine Vermuthungen und noch mehr die scharfe Zunge. Das Gesicht des Künstlers glänzte vor Freude, und seine Bewegungen wurden gefühlvoll. „Welche Ueberraschung," rief er im Ton eines warmherzigen Onkels, „welche anmuthige Ueberraschung! Der alte Streit ist abgethan, Blumen-

Gewinde ziehen ſich von einem Hauſe zum andern, was der Zwiſt der Väter verſchuldet, ſühnt die Liebe der Kinder. Aus warmem Herzen bringe ich meinen Glückwunſch dar."

„Wie meinen Sie das?" frug Frau Hummel betreffen, „und was bedeuten Ihre Worte?"

„Entführung," rief der Mime und hob ſeine Hand zum Segen.

Die beiden Männer ſahen einander erſchrocken an. „Ich muß Sie bitten, bei Ihren Ausdrücken mehr die wirklichen Verhältniſſe zu berückſichtigen," verſetzte Frau Hummel, ſich an den letzten Trümmern ihres Stolzes aufrichtend.

„Entführung," rief der Mime wieder triumphirend. „Ganz dem Humor dieſes Hauſes angemeſſen, es iſt ein Meiſterſtreich."

„Daß Sie uns nicht beleidigen wollen," rief Frau Hummel wieder, „nehme ich im Vertrauen auf alte Freundſchaft an. Aber ich muß Sie im Ernſt bitten, Ihre Ausdrücke beſſer zu wählen."

Der Mime erſtaunte über den Widerſtand ſeiner Gönnerin. „Ich wiederhole nur, was mir ſoeben die Stadtpoſt gemeldet hat." Er zog ein zierliches Billet aus ſeinem Rock. „Ich bitte die verehrten Damen ſich ſelbſt davon zu überzeugen." Er wies das Billet hin und las mit lauter Stimme auf der Straße vor: „Die Verlobung des Doctor Fritz Hahn mit meiner Tochter Laura und die heut morgen in's Werk geſetzte Entfüh-

rung desselben aus seinem elterlichen Hause zeige ich ergebenst an. Hummel. — Dies entspricht ganz dem Charakter unseres launigen Freundes."

Noch standen die Frauen fassungslos, da rauschte ein seidenes Kleid von den Granitplatten heran, eilig kam die Frau Pathe, ihr Gesangbuch in der Hand, und rief schon von weitem: „Was muß man erleben, ihr bösen Leute! Ist es recht, daß die Hausfreunde erst in der Kirche vom Prediger erfahren müssen, was hier vorgeht?"

„Was meinen Sie?" riefen beide Frauen völlig verwirrt.

„Daß Ihre Kinder heut in der Kirche aufgeboten sind, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Es gab ein allgemeines Erstaunen, und wie unfreundlich Sie auch gegen uns gehandelt haben, daß Sie ein Geheimniß daraus machten, es war bei allen Bekannten eine innige Freude. Jetzt ist die ganze Stadt voll davon."

Ohne ein Wort zu reden, flogen die beiden Mütter einander in die Arme. Mitten auf dem Fahrweg der Parkstraße, welche früher Thalgasse hieß, grade zwischen den beiden Hausthüren, genau zwischen den beiden Gitterzäunen. Der Mime stand gerührt daneben und bewegte den Arm nach der Brusttasche, und die Frau Pathe faltete die Hände.

Auch denen vom Gut war es ein unruhiger Sonntag. Während der letzten Nacht war in den Bergen

ein Wolkenbruch niedergestürzt, und eine wilde Fluth wälzte sich über dem Wasserpfade dahin, den sonst der Bach zwischen Wiesen durchlief. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht solchen Wogendrangs, der Bach war ohnedies hoch angeschwollen seit dem Regen der letzten Wochen, jetzt brauste und donnerte er durch das enge Thal zwischen dem Stein und der Berglehne und übergoß die Felder, wo ihm nicht steiles Land und Fels trotzten. Jäh und zornig schoß das Wasser durch die Enge, es sprudelte über den Felsblöcken und um die Köpfe der Weiden. Auf seiner Oberfläche trug es gemähtes Gras der Wiesen, alte Rohrstengel, abgerissene Baumäste, aber auch Trümmer von Menschenwohnungen, die weiter oben von der Fluth erreicht waren. Die Leute vom Gute standen an der Hecke des Obstgartens, sahen schweigend nach dem Strom hinab und nach den Trümmern zerstörten Lebens, die er auf seinem Rücken dahintrug. Kam etwas angeschwommen, was von Menschenhand gemacht war, ein Reisigbündel, ein Bret, eine Hausthür, dann ging ein Summen durch die Zuschauer. Aber die Kinder liefen geschäftig am Wasserrand entlang und zogen mit Stangen an sich, was sie zu erreichen vermochten. Sie erhoben lautes Geschrei, als von fern ein lebendes Thier heranschwamm, es war ein Zicklein, das auf dem Bretterdach seines Stalles stand. Als das Kleine die Menschen sah, schrie es kläglich und bat um Rettung. Hans legte einen Brunnenhaken aus und faßte das Bret, das Zicklein sprang an

das Land, wurde von den Rindern im großen Zuge nach dem Hofe geführt und dort gefüttert.

Ilse ſtand an dem neuen Steg zu der Grotte. Vor wenig Wochen war er gebaut, jetzt drohte auch ihm die Zerſtörung. Schon neigten ſich die Stützen zur Seite. Die Gewalt des Waſſers arbeitete an den niedrigen Enden und lockerte die Klammern. Um den vorſpringenden Fuß des Felſens, welcher die Grotte wölbte, wirbelten die Waſſerblaſen, die Gewalt des Staues zog tiefe Furchen in der Fluth.

„Dort läuft Jemand vom Berge," riefen die Gutsleute. Um die Grotte kam eilig ein Mädchen, ein großes Tuch mit friſchgemähetem Berggras auf dem Rücken, ängſtlich hielt ſie auf der Felsplatte an und zagte über den gebogenen Steg zu gehen.

„Es iſt die Anna des armen Benz," rief Ilſe, „ſie darf nicht drüben in der Wildniß bleiben, wirf deine Laſt ab, friſch Anna, ſchnell herüber." Das Mädchen kam flüchtig über den Steg. „Sie ſoll die letzte ſein," befahl Ilſe, „keines von euch betritt das Holz, es hält den Andrang nicht mehr lange aus."

Der Landwirth kam herzu. „Die Fluth verläuft noch dieſe Nacht, wenn nicht neuer Regen fällt, aber des Schadens, den ſie thut, werden die Leute lange gedenken. Unten um Neſſau ſieht's noch ärger aus, das Waſſer übergießt die Felder, Hummel iſt hinabgeeilt, er ſorgt um die Brücke und den Weg, den ſeine Tochter kommen ſoll. In unſerm Dorf tritt das Waſſer in die

Stuben der letzten Häuser, die Leute schicken sich an, nach unserm Hofe zu räumen. Geht hinab zu helfen," befahl er den Gutsleuten, und halblaut fuhr er zu seiner Tochter fort: „Der Prinz ist nach dem Dorf gegangen, dort den Schaden zu betrachten, er will dich sprechen, ist dir's recht ihn jetzt zu sehen?"

„Ich bin bereit," sagte Ilse.

Sie ging mit dem Vater längs der Hecke dem Dorfe zu, dort stieg sie zu dem Friedhof hinauf. „Ich bleibe in der Nähe, wenn der Prinz zurückkommt, laß mich rufen."

Sie stand an dem Mauerrand und sah hinüber nach dem Grabe ihrer lieben Mutter und vor sich auf die Stelle, wo der alte Pfarrer neben seiner Frau ruhte. Die Aeste der beiden Bäume, welche sie daneben gepflanzt, hingen ihr über das Haupt. Sie dachte, wie gern ihr alter Freund darüber gesprochen, daß es in der großen Welt im Ganzen genau so sei, wie in seinem Dorfe, Natur und Leidenschaften der Menschen überall gleich, und daß man in dem kleinen Thal dasselbe erleben könne, wie im Getümmel der Gewaltigen.

„Hier ist mein Vater der Herr," dachte sie, „und wir die Herrenkinder, die Leute sind gewöhnt, uns zu geberchen, und sich ebenso freundlich um uns zu kümmern, wie wir um jene dort im Lande. Ihre Kinder kennen auch erleben, wenn ein arggesinnter Wirth auf dem Stein wohnte, was Andere erfahren mußten. Aber sie dürfen ihr Recht suchen und sie finden Schutz zu jeder Stunde."

„Wie wird er, der ſtolze Mann, ertragen, daß ſein Weib nicht Recht findet und nicht den Schutz einer ſtärkeren Macht gegen die Kränkung, die man ihr angethan und ihm? — Wir ſollen wohlthun unſern Beleidigern. Wenn der böſe Herr aus dem Lande jetzt zu mir käme, krank und hilflos, darf ich ihn aufnehmen in meinem Hauſe, und darf ich mich an ſein Lager ſetzen, obgleich ſolcher Liebesbeweis mir auf's Neue verderblich wird? Ich habe einen weißen Mantel getragen, den Schmutzfleck, den er darauf geworfen, ſehe ich jede Stunde und keine Thräne wäſcht ihn weg. Er hat mir meinen reinen Mantel genommen, ſoll ich ihm, wenn er heiſcht, auch noch meinen Rock geben? Hohes, ehrwürdiges Gebot, das der tote Freund mich lehrte, ich ſtehe erſchrocken vor dir. Denn es iſt ein Streit der Pflichten und der Gedanke an meinen Felix ſagt mir: Nein."

„Ich bin fertig auch mit dem Erbprinzen, wie ſchuldlos er iſt. Ich weiß, er hat ſich einſt den Zuſpruch der einfachen Frau mit warmem Herzen begehrt, und meine Eitelkeit hat mir oft geſagt, daß ich ihm werth bin als eine gute Freundin in ſeinem vornehmen, einſamen Leben. Furchtbar habe ich gebüßt für dieſen eitlen Stolz. Auch er iſt mir von jetzt ab ein Fremder. Was kann er noch von mir wollen? Ich ahne, daß er grade ſo denkt wie ich, er will nichts, als Abſchied nehmen auf immer. Wohl, ich bin dazu gerüſtet."

Den Fußpfad vom Dorfe kam der Erbprinz herauf, Ilſe blieb an der Kirchhofmauer ſtehen und neigte ſich ruhig ſeinem Gruß. „Nach der Reſidenz habe ich den Wunſch geſandt, mit meinem Vetter eine größere Reiſe zu machen," begann der Prinz, „ich hoffe, meine Bitte wird gewährt. Darum wollte ich auch Ihnen ein Lebewohl ſagen."

„Ich habe Ew. Hoheit ſo beurtheilt, wie jetzt Ihre Rede Sie mir zeigt," antwortete Ilſe.

„Mir wurde in der Stadt wenig Gelegenheit Sie zu ſprechen," fuhr der Erbprinz ſchüchtern fort, „mir würde wehthun, wenn Sie mich des Undanks oder kalter Geſinnung für fähig hielten."

„Ich kenne jetzt den Beweggrund, der Ew. Hoheit fern gehalten hat," verſetzte Ilſe vor ſich hinſehend, „und ich bin dankbar für die gute Meinung."

„Heut will ich Ihnen zugleich für Ihren Gemahl ſagen," fuhr der Prinz fort, „daß ich darüber arbeite für meine Zukunft nützlich zu machen, was ich in Ihrer Nähe gelernt. Ich weiß, daß dies der einzige Dank iſt, den ich Ihnen noch abſtatten darf. Wenn Sie einſt hören, daß man mit mir zufrieden iſt, dann denken Sie, gnädige Frau, in der Stille daran, daß ich vor Allem Ihrem Hauſe die Stärkung meines Rechtsgefühls verdanke, ein unbefangenes Urtheil über den Werth der Menſchen und ein höheres Maaß für die Pflichten eines Mannes, der das Wohl Vieler beſorgen ſoll. Ich mühe mich der Theilnahme, die Sie mir

ſchenkten, nicht ganz unwerth zu ſein. Erfahren Sie von Andern, daß mir dies gelang, dann denken Sie an mich ohne Abneigung.“

Ilſe ſah ihm in das aufgeregte Geſicht, es waren die ſanften ehrlichen Züge, die ſie ſo oft mit ängſtlichem Antheil geſchaut; ſie ſah, wie tief er fühlte, daß etwas Fremdes zwiſchen ihn und ſie getreten war, und ſie ſah, wie beſcheiden er ſie zu ſchonen wußte. Dennoch ermaß ſie nicht die ganze Gewalt des Schmerzes, welchen der junge Mann darum in ſich trug, weil ihm der Vater die Poeſie ſeiner Jugend geſtört hatte. Sie ahnte nicht, daß die Strafe, welche dem Vater Geſetz und Urtheil der Menſchen nicht auflegen konnten, an der ſchuldloſen Seele des Sohnes vollzogen wurde. Was ihr der Vater zu Leide gethan, das verdarb ſeinem Kind das glücklichſte Gefühl des jungen Lebens, die zarte Freundſchaft zu der Frau, an der er mit ſchwärmeriſcher Neigung hing. Aber die warmherzige Ilſe erkannte den wackeren Sinn des Mannes, der ihr gegenüberſtand, ihre vorſichtige Zurückhaltung ſchwand, und mit der alten Offenheit ſagte ſie zu ihm: „Man ſoll nicht ungerecht ſein gegen Unſchuldige, und in ſeinem Herzen nicht untreu werden gegen ſolche, deren Vertrauen man gehabt hat, wie ich das Ihre. Was ich Ew. Hoheit jetzt wünſche, das iſt ein Freund; ich habe wohl geſehen, daß er Ihrem Leben fehlt, und ich habe gemerkt, wie ſchwer man ſich vor niedriger Schätzung der Menſchen bewahrt, wenn man immer nur von Dienern umgeben iſt.“

An den freundlichen Worten Ilſes brach die mühſam behauptete Faſſung des Prinzen. „Ein Freund für mich?“ frug er bitter. „Mich hat das Unglück früh in die Lehre genommen, mir iſt's vergällt, Freundſchaft zu ſuchen und mich daran zu freuen. Ueber die Liebe, die ich gefühlt, iſt ein Gift gegoſſen. Verzeihen Sie,“ unterbrach er ſich, „ich bin ſo gewöhnt Ihnen zu klagen und bei Ihnen Troſt zu ſuchen, daß ich mich ſelbſt jetzt nicht enthalte von mir zu ſprechen, obgleich ich weiß, daß ich das Recht dazu verloren.“

„Arme Hoheit!“ rief Ilſe, „wie wollen Sie für das Wohl Anderer ſorgen, wenn Ihr eigenes Leben leer iſt an Licht? Wenn ich für Ew. Hoheit Zukunft ein Glück erſehne, ſo meine ich als Frau die Freundſchaft im Hauſe, eine Seele, die Sie verſteht, eine Gattin, welche auch eine Freundin Ihrer Gedanken iſt.“

Der Prinz wandte ſich zur Seite ihr das Weh zu verbergen, das er bei dieſer Rede empfand. Ilſe ſah ihn traurig an, ſie war noch einmal die gute Berathrin von ſonſt geworden.

Um die Mauer des Kirchhofs ſchlich ein Bettelweib heran. „Darf ich heut bitten?“ begann eine heiſere Stimme in Ilſes Rücken, „iſt's nicht der Vater, ſo iſt's doch der Sohn.“ Ilſe wandte ſich um, wieder ſah ſie in die hohlen Augen der Zigeunerin und rief entſetzt: „Hinweg von hier!“

„Die Frau kann mich nicht mehr fortſcheuchen,“

ſagte die Zigeunerin niederkauernd, „denn ich bin müde und meine Kraft iſt am Ende.“ Man ſah, daß ſie Wahrheit ſprach.

„Die Reiter haben mich gejagt von einem Grenzpfahl zum andern. Wenn die Uebrigen kein Mitleid haben, die Frau vom Steine ſollte nicht ſo hartherzig ſein, denn zwiſchen der Bettlerin und ihr iſt alte Kameradſchaft. Auch ich habe einmal mit den Vornehmen verkehrt, ich habe ſie verlaſſen und doch hingen meine Träume immer über den goldenen Häuſern. Wer den Zauberſaft getrunken hat, wird die Erinnerung nicht los. Sie hat mich wieder in dieſes Land getrieben und wieder, ich habe meine Leute hergeführt, ſie liegen eingefangen wegen der alten Gedanken die mich verfolgten.“

„Wer iſt das Weib?“ frug der Prinz.

Die Bettlerin hob die Hände in die Höhe. „Auf dieſem Arme habe ich den Erbprinzen gehalten, da er ein Kind war und nichts von ſich wußte, ich habe mit ihm geſeſſen auf dem Sammet, in der Stube ſeiner Mutter, jetzt liege ich am Kirchhof der Landſtraße, und die Hand bleibt leer, die ich nach ihm ausſtrecke.“

„Es iſt das Zigeunermädchen,“ ſagte leiſe der Prinz und kehrte ſich ab.

Die Bettlerin ſah ihn höhniſch an und ſprach zu Alle. „Sie ſpielen mit uns, ſie verderben uns, aber ſie haſſen die Erinnerung an alte Zeit und an ihr Ver-

ſchulden. Laß dich warnen, du junge Frau, ich kenne die Geheimniſſe dieſes hohen Geſchlechts, und ich kann dir erzählen, was ſie an dir verſucht haben, und was ſie einer Andern gethan, die vor dir in dem Hauſe auf jener Höhe aufgeblüht war, und die ſie auch hineingeſetzt haben wie dich in den Kerker, an dem die ſchwarzen Engel ſchweben."

Alſe ſtand über die Bettlerin geneigt, der Prinz trat zu ihr. „Hören Sie nicht auf das Weib," rief er.

„Sprich weiter," ſagte Alſe tonlos, „ich höre."

„Sie war jung und hochgewachſen wie du, ſie war eingefangen wie du, und als die Mutter dieſes Mannes mich aus ihrer Nähe entfernt hatte, weil ich dem Fürſten gefiel, da wurde ich zur Dienerin beſtellt für die Fremde. An einem Morgen mußte ich mich frei bitten bei der eingeſetzten Frau von meinem Dienſt, weil ſie allein ſein ſollte."

„Ich flehe, hören Sie nicht auf ihre Rede," bat der Prinz und trat abwehrend hinzu.

„Ich höre," ſprach Alſe wieder über die Alte geneigt, „ſprich leiſe."

„Als ich am nächſten Morgen zurückkam, fand ich ſtatt des blondhaarigen Weibes eine Verrückte im Hauſe und ich floh mit Schrecken aus dem Schloß. Willſt du wiſſen, durch welche Thür der Wahnſinn bei der Frau einzog?" Sie fuhr fort in leiſem Gemurmel. Alſe neigte das Ohr an ihren Mund, aber ſie ſprang plötzlich zurück, ſtieß einen gellenden Schrei aus und

ſchlug die Finger vor ihr Antlitz. Der Prinz lehnte ſich an die Mauer und rang die Hände.

Von dem Fahrwege klang ein lauter Ruf, ein Mann ſtieg eilend herauf, er hielt einen Brief und winkte ſchon von weitem. „Gabriel!“ ſchrie Ilſe und eilte ihm entgegen, ſie entriß ihm den Brief, las und ſtützte ſich zuſammenbrechend an die Steine des Friedhofs. Der Prinz ſprang herzu, ſie aber hielt den Brief wie zur Abwehr gegen ihn und rief: „Der Fürſt kommt hierher.“

Der Prinz ſah erſchrocken auf Gabriel. „Es iſt keine Meile von hier,“ meldete der erſchöpfte Diener, „da überholte ich die fürſtlichen Wagen, erſt kamen ſie mir zuvor, dann wieder ich. Die Pferde arbeiten noch auf der unfertigen Straße, die Brücke aber zwiſchen hier und Roſſau iſt kaum noch für Reiter und Fuhrwerk zu paſſiren, ich mußte das Pferd mit dem Poſtillon zurücklaſſen, ich glaube nicht, daß ſie noch herüber kommen, wenn nicht zu Fuß.“ Der Prinz eilte, ohne ein Wort zu ſagen, auf dem Wege nach Roſſau hinab. Ilſe flog, den Brief in der Hand, den Stein hinauf zu dem Vater, der ihr mit dem Herrn von Weidegg entgegen kam. „Gehen Sie, Ihren Fürſten zu begrüßen,“ rief ſie wild dem Kammerherrn zu, „mein Felix kommt,“ rief ſie dem Vater und warf ſich ihm an die Bruſt.

Vor der Rothbrücke, welche nach der Flur von Roſſau führte, ſammelten ſich die Leute. Auch Gabriel eilte an das Waſſer zurück, er hatte dort Herrn Hummel

getroffen, welcher am Uferrand auf und ab ging und unruhig über den Strom sah. „Die Welt ist erbärmlich klein," rief Herr Hummel seinem Vertrauten zu, „man trifft sich immer wieder. Wer so gejagt ist wie Sie, sollte sich pflegen, Sie sind erschöpft und sehen mir sehr verändert aus. Setzen Sie sich auf diesen Platz und behandeln Sie sich mit Hochachtung." Er drückte Gabriel nieder, knöpfte ihm den Rock zu und klopfte ihm mit der großen Hand auf die Backe. „Ihnen thut eine Stärkung Noth, aber das Beste, was wir hier haben, ist ein erschossener Maulbarsch, und ich möchte Sie nicht als einen scheußlichen Neuseeländer behandeln, der in der Menschenwüste um einen Groschen Entree rohe Weißfische verzehrt. Nehmen Sie hier die letzte Hilfe eines alten Pariser Reisenden." Er zwang ihm eine Tafel Chocolade auf.

Wenige Schritte davon an der Brücke stand der Prinz, er sah mit verschränkten Armen in das Wasser, welches auf der Seite von Neissau den Uferrand erreicht hatte und sich schnell über den Weidegrund und die niedrigen Felder der Stadt ausbreitete, es rauschte vom Damme und spülte die Erde zur Tiefe. Schnell wurde der Riß größer, weiter dehnte sich die Wasserfläche. Auch auf der nächsten Strecke des neuen Weges, welche noch nicht gepflastert war, schimmerten Wasserlachen zwischen den Sandhäufchen und den Karren der Erdarbeiter, der Weg ragte als ein dunkler Streif aus der lehmigen Fluth. Noch kamen einzelne

Leute von Roſſau herüber, ſie kneteten im Brei der Straße und hielten ſich furchtſam an die glatten Stangen, welche das Brückengeländer erſetzten. Denn das Waſſer ſtieß heftig an die Böcke, es ſtieß dicht unter den Bohlen entlang, und der Ruf der Zuſchauer auf der Bielſteiner Seite mahnte zur Eile. Von der Höhe eilte der Kammerherr herzu und ſah ängſtlich in das Angeſicht ſeines ſchweigenden Herrn. Ihm folgte der Landwirth. „Dürfte ich thun, wie ich wollte, ich brächte dieſe wankenden Bretter mit meinen eigenen Händen ab," ſagte er zornig zu Herrn Hummel.

„Die Wagen kommen," ſchrieen die Leute. Aus dem Thor von Roſſau fuhren in geſtrecktem Trabe vier Pferde den Wagen des Fürſten heran. Neben dem Fürſten ſaß der Oberſthofmeiſter. Finſter hinbrütend hatte der Fürſt die lange Fahrt gemacht, einzelne wilde Worte, ein Blick voll von heißem Haß, das war ſein Reiſeverkehr mit dem Begleiter geweſen.

Der Hofmann hatte vergebens den Fürſten zu ruhigem Geſpräch veranlaßt, ſogar die Rückſicht auf die beiden Diener, welche im offenen Wagen hinter den Reiſenden ſaßen, hatte die Stimmung des Fürſten nicht gebändigt. Erſchöpft von der ſtillen Anſtrengung dieſer Fahrt ſaß der alte Herr, ein Wächter neben dem Kranken, aber ſein ſcharfer Blick beobachtete jede Bewegung des Nachbars. Als ſie aus der Stadt ins Freie fuhren, begann der Fürſt lauernd: „Sie kannten den Reiter, der ſo haſtig uns überholte."

„Er war mir fremd," ſagte der Oberſthofmeiſter.

„Er trug die Botſchaft unſerer Ankunft in die Berge, man hat ſich gerüſtet uns zu empfangen."

„Dann hat er Ew. Hoheit einen Dienſt geleiſtet, denn ſchwerlich hatte man im Jagdhaus eine Ahnung von Ew. Hoheit gewichtigen Entſchlüſſen."

„Noch ſind wir nicht am Ende unſeres Dramas, Oberſthofmeiſter," ſagte der Fürſt lächelnd, „und die Kunſt das Kommende vorauszuſehen iſt verloren. Auch Excellenz verſtehen dieſe Kunſt nicht."

„Ich habe mich immer begnügt vorſichtig zu deuten, was meine Gegenwart umgiebt, ich habe dadurch zuweilen verhütet, daß die Zukunft mich unangenehm überraſchte. Wenn ich durch einen Zufall verhindert würde in dem Drama, von welchem Ew. Hoheit ſprachen, meine Rolle bis zur letzten Scene durchzuführen, ſo iſt dafür geſorgt, daß Andere meine Partie übernehmen.

Der Fürſt warf ſich auf ſeinem Sitz zurück. Der Wagen fuhr in dem durchweichten Schutt. Die Pferde ſtampften und bäumten, der Kutſcher ſah unſicher zurück. „Vorwärts," rief der Fürſt mit ſcharfer Stimme.

„Der Erbprinz erwartet Ew. Hoheit zu Fuß an der Brücke," ſagte der Oberſthofmeiſter. Im Schritt ging es vorwärts, der Kutſcher bändigte mit Mühe die Pferde, welche vor der glitzernden Waſſerfläche und dem Geräuſch der Fluth ſcheuten.

„Vorwärts," befahl der Fürſt von Neuem.

„Erlauben Ew. Hoheit dem Kutſcher zu halten. Der Wagen kann ohne Gefahr nicht weiter.“

„Fürchten Sie die Gefahr, alter Mann?“ rief der Fürſt und ſein Haß verzog ihm das Geſicht. „Hier ſitzen wir Beide im Waſſer. Gleiches Schickſal, Herr Hofmeiſter, ein ſchlechter Diener, der ſeinen Herrn verläßt.“

„Ich wünſche auch Ew. Hoheit zurückzuhalten,“ verſetzte der Oberſthofmeiſter.

„Vorwärts,“ rief der Fürſt wieder.

Der Kutſcher hielt. „Es iſt unmöglich, gnädigſter Herr,“ ſagte er, wir kommen nicht mehr über die Brücke.“

Der Fürſt ſprang im Wagen auf und hob den Stock gegen den Kutſcher. Erſchreckt peitſchte der Mann auf die Pferde, ſie bäumten und ſprangen zur Seite.

„Halt,“ rief der Oberſthofmeiſter. Die ängſtlichen Lakaien ſprangen bereitwillig herab und hielten die Pferde. Der Oberſthofmeiſter öffnete den Schlag und kletterte aus dem Wagen. „Ich flehe Ew. Hoheit an auszuſteigen.“

Der Fürſt ſprang heraus, warf ihm noch einen Blick finſteren Haſſes zu und eilte zu Fuß vorwärts. Er betrat die Brücke, um ihn rauſchte die Fluth.

„Bleibe zurück, Vater,“ flehte der Erbprinz. Der Fürſt lächelte und ging weiter auf den wankenden Brettern. Er hatte die Mitte der Brücke und die tiefe Strömung überſchritten, noch wenige Schritte und ſein Fuß betrat das Ufer von Bielſtein. Da hob ſich neben der

Brücke eine zuſammengedrückte Geſtalt vom Boden und ſchrie ihm wild entgegen: „Willkommen in dieſem Lande, junger Herr, ſieh gnädig auf die arme Bettlerin. Ich bringe dir Grüße der blenden Frauen vom Steine.“

„Hinweg mit der Verrückten!“ rief der Kammerherr.

Der Fürſt ſah ſtier auf die wilde Geſtalt, er wankte und hielt ſich an die Stange des Geländers, der Erbprinz flog ihm entgegen, der Fürſt trat mit Widerwillen zurück, ſein Fuß verlor den Halt, er glitt an der Seite des ſchlüpfrigen Brettes hinab in die Fluth. Ein lauter Schrei der Umſtehenden, der Sohn ſprang ihm nach, im nächſten Augenblick war ein halbes Dutzend Menſchen im Waſſer, unter den erſten Gabriel, bedächtiger folgte Herr Hummel. Die rieſige Geſtalt des Landwirths ragte aus der Strömung, er hielt den Fürſten, Gabriel und Hummel faßten den jungen Herrn. „Der Fürſt lebt,“ rief der Landwirth dem Prinzen zu, und legte den Betäubten am Uferrand nieder. Der Erbprinz warf ſich neben dem Vater auf den Boden. Der Fürſt lag auf dem Kies der Straße, die fremde Bettlerin hielt ihm das Haupt, er ſah mit verglaſten Augen vor ſich hin, und erkannte nicht den knieenden Sohn, und nicht das gefurchte Antlitz der Fremden, welche ſich über ihn beugte. „Er lebt,“ wiederholte der Landwirth leiſe, „aber die Glieder verſagen ihm den Dienſt.“ Auf der andern Seite des Waſſers ſtand der Oberſtheſmeiſter, er rief dem Kammerherrn franzöſiſche

Worte zu, dann eilte er mit dem Wagen zurück, befahl zu wenden und nach Neſſau zu fahren, um von da den nächſten ſichern Uebergang zu erreichen. Mit Mühe wurden die Wagen zurückgeſchafft.

Unterdeß war am Ufer von Bielſtein ein Brett der halbzerſtörten Brücke abgeriſſen und der Fürſt darauf geſetzt, gehalten und getragen wurde er dem Gute zugeführt. Die Kinder des Landwirths liefen voraus und öffneten die Thür des alten Hauſes. Im Hausflur ſtand Alſe, farblos wie ein Bild von Stein. Der Fürſt war aus dem Waſſer gerettet, hatten die Brüder ihr zugerufen, er nahte dem Dach des Hauſes, dem er ſeit zwei Geſchlechtern Fluch und Entſetzen war. Sie ſtand im Hausflur, nicht mehr die Alſe von einſt, ſondern ein wildes Sachſenweib, das dem Feind ihres Stammes den Götterfluch in das Geſicht ſchleudert, ihre Augen glühten und die Finger ihrer Hände ſchloſſen ſich krampfhaft zuſammen. Die Männer trugen den erſchöpften Mann an die Stufen der Treppe. Da trat Alſe auf die Schwelle und rief: „Nicht hier herein.“ So gellend war ihr Schrei, daß die Träger anhielten. „Nicht in unſer Haus,“ rief ſie zum zweiten Mal, und hob die Hand drohend zur Abwehr.

Der Fürſt hörte die Stimme, er lächelte und nickte gnädig mit dem Haupt.

„Es iſt Chriſtenpflicht, Alſe,“ rief der Landwirth.

„Ich bin das Weib des Gelehrten,“ rief Alſe finſter, gegen ihn. „Unſer Dach bricht über ihm zuſammen.“

„Entfernen Sie Ihre Tochter," sagte der Erbprinz leise, „ich fordere Einlaß für den Fürsten dieses Landes."

Der Landwirth trat auf die Stufen und faßte Alices Arm. Sie riß sich los. „Du jagst deine Tochter aus dem Hause, Vater," rief sie außer sich. „Bist du ein Diener dieses Herrn, ich bin es nicht. Hier ist nicht Raum zugleich für ihn und meinen Gatten, er kommt, uns zu verderben, seine Nähe bringt Fluch." Sie riß die Thür des Gartens auf und flog unter den Bäumen dahin, sie brach durch die Hecke und eilte hinab nach der Tiefe. Dort sprang sie auf den Steg, von dem sie vor Kurzem die Leute des Dorfes gescheucht hatte, wild brauste unter ihr die Fluth, das Holzwerk bog sich und stöhnte. Ein Riß, ein Krach, mit starkem Schwunge hob sie sich auf der andern Seite zum Felsen, hinter ihr wirbelten die Trümmer der Brücke thalab. Sie stand auf dem Felsvorsprung vor der Grotte und hob mit wildem Blick die Hände zum Himmel. Hinter ihr kam der älteste Bruder vom Garten gelaufen und schrie laut auf, als er die Trümmer der Brücke dahintreiben sah.

„Ich bin geschieden von euch," rief Alice, „sage dem Vater, er soll nicht sorgen um mich, die Luft ist rein, ich stehe im Schutz des Herrn, dem ich diene, und mir ist leicht im Herzen."

4.

In der Höhle.

Das dunkle Waſſer gurgelte und ſtrömte zum Thale, der Wiederſchein des Abendrothe glänzte von den Erkerfenſtern des alten Hauſes, unter dem Stein der Höhle ſtand allein das Weib des Gelehrten. Wo einſt die Frauen der alten Sachſen auf das Rauſchen der Waldbäume gelauſcht, wo das Weib des gejagten Räubers die Steine geſchleudert auf die Verfolger, ſtand wieder eine flüchtige Tochter des Felſens und ſah hinab auf das wilde Treiben der Gewäſſer und hinauf zu dem Hauſe, wo der Feind ihres Gatten im Lehnſtuhl des Vaters lag. Noch hob ſich ihre Bruſt in tiefen Athemzügen, aber ſie blickte freundlich auf den braunen Fels, der ſich über ihr zum ſchützenden Obdach wölbte. Unter ihr wälzte ſich wilde Fluth und Zerſtörung, um ſie herum ſpielte ſorglos das kleine Leben der Natur. Die Libellen jagten einander über dem Waſſer, die Bienen ſummten um die Kräuter der Berglehne, die Waldvögel ſangen ihr Abendlied. Sie ſetzte ſich auf die Steinbank und rang nach friedlichen Gedanken, ſie legte die Hände zuſammen und neigte das Haupt; das Wetter, welches

durch ihr Inneres gefahren, ſchwand dahin in der Thräne, welche ihr aus dem Auge floß. „Ich will nicht an mich denken, nur an meine Lieben. Die Kleinen werden nach mir verlangen, wenn ſie zu Bett gehen, heut hören ſie nicht die Stadtgeſchichten, die ich ihnen zum Einſchlafen erzählen muß. Sie waren alle naß von ihrer Fiſcherarbeit, und in der Verwirrung wird Niemand für trockne Strümpfchen ſorgen, ich habe über anderem vergeſſen was ihnen nöthig war. Der Jüngſte beſteht eigenſinnig darauf, ein Profeſſor zu werden. Mein Knabe, du weißt nicht was du willſt. Was mußt du lernen und an dir ändern! denn die Arbeit, die das Leben an uns thut, iſt unermeßlich. Als ich hier neben dem Vater ſaß, glaubte ich einfältig, daß die Menſchen um ſo edler ſind, je höher ihr Amt iſt, die vornehmſten unter Allen die beſten, und daß Alles Gewichtige auf Erden groß und mit feinem Geiſte gemacht wird. Auch da die beiden Gelehrten kamen und ich an dieſer Stelle mit Felix zuerſt über Bücher ſprach, da wähnte ich noch, was gedruckt zu leſen iſt, das müſſe ungefälſchte Wahrheit ſein, und Jeder der ſchreibt, ein grundgelehrter Mann. So kindiſch denken noch Viele. Aber ich bin ein Trotzkopf geworden, der ſich heftig auflehnt gegen Andere, ſogar gegen die Worte meines Mannes, der bei mir am höchſten ſteht.“ Sie ſah mit trübem Lächeln vor ſich hin, aber gleich darauf neigte ſie das Haupt und wieder rannen die Thränen in den Schooß.

Vom Garten herüber erſcholl der Zuruf des Bruders. „Holla, Alſe, biſt du da? Noch ſind die Fremden im Hauſe, ſie binden einen Tragſeſſel für den Kranken zuſammen, er ſoll nach der Oberförſterei geſchafft werden. Der Vater hat zu thun, Boten auszuſenden. Auch die Brücke nach Neſſau iſt mit dem Waſſer davongegangen, wir können nicht nach der Stadt, und Niemand aus der Stadt zu uns. Wir ängſtigen uns, wie du zu uns herüber kommen ſollſt.“

„Sorge nicht um mich, Hans; ſage den Mädchen, ſie ſollen unſern lieben Gaſt nicht vergeſſen über den Fremden und grüße mir die Kinder, ich will nicht, daß ſie zum Gutenachtgruß an den Waſſerrand kommen, denn das Ufer iſt glatt.“

Alſe ſetzte ſich in den Eingang der Höhle und blickte in dem Raume umher, erſt am Morgen hatte ſie hier geſeſſen; als das hohe Waſſer heranfloß, war ſie über den Steg geeilt die Geſchwiſter zu warnen. Noch lag ihre Arbeit auf der Bank und ein Buch, das ihr einſt, da ſie noch Mädchen war, der Pfarrer geſchenkt. Es war das Leben der heiligen Eliſabeth von einem eifrigen Geiſtlichen ihrer Kirche geſchrieben. „Als ich zuerſt von dir erfuhr,“ dachte ſie, „Frau Alſe von der Wartburg, du vornehme Namensſchweſter, war mir dein Leben rührend, und Alles was du gethan, und was die Sage von dir erzählt, ſchien mir ein Beiſpiel für mich ſelbſt. Du warſt ein Weib, fromm, verſtandvoll und liebenswerth und einem wackern Herrn vermählt. Da

machte ihn die Sehnsucht, seinem Gotte besonderen Dienst zu leisten und ewiges Gut zu erwerben, blind gegen die nächste Pflicht seines Lebens, er verließ dich und die Bauern seiner Heimath und zog in das heilige Land. Dort wurden ihm die Augen hell, das Traumbild schwand, er kehrte müde und nüchtern zurück. Aber er fand sein liebes Weib nicht wie er sie verlassen. Du hattest dich in der Einsamkeit nach dem Manne gesehnt, und in deiner Schwermuth gegrübelt über die großen Geheimnisse des Lebens. Dein eigenes Leben war voll Sehnsucht gewesen, darüber warst du zu einer frommen Büßerin geworden. Du trugst das härene Hemd und schwangst die Geißel über deinem Rücken, du beugtest Stirn und Gedanken vor einem unduldsamen Priester. Und du thatest, was nicht recht war und nicht schicklich, du legtest den Aussätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines lieben Mannes. In deiner überspannten Frömmigkeit hast du dein warmes Herz und die schamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdest von den Geistlichen heilig gesprochen, aber du arme Frau hattest in deinem Ringen um das, was sie die Gnade Gottes nannten, menschliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es ist nicht gut Ilse, wenn Mann und Frau sich ohne zwingende Noth von einander scheiden."

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er selbst ihm Leides gethan oder weil er sich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge

auf dem Lager pflegteſt, das dein Gatte verlaſſen? Ich fürchte, heilige Eliſabeth, es war der Trotz gekränkter Liebe, und es war die geheime Rache über die lange vergebliche Sehnſucht nach deinem Gatten. Dein Beiſpiel iſt für uns keine Lehre, es iſt eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidniſche Fabelweib, war menſchlicher und ſie war eine beſſere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr zurückkam, da ſchlang ſie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kannte."

Wieder klang es von der andern Seite des Waſſers. „Hörſt du mich Alſe?" rief der Landwirth am Uferrand.

„Ich höre Vater," antwortete Alſe ſich erhebend.

„Die Fremden ziehen zum Hofe hinaus," ſagte der Vater, „der Kranke iſt ſo ſchwach, daß er Andern ſchwerlich zu ſchaden vermag; du aber biſt in Wahrheit von uns geſchieden. Es dunkelt und es iſt keine Ausſicht zur Nacht den Steg über das Waſſer zu zimmern. Geh auf deiner Seite thalab über die Hügel nach Neſſau, dort bleibe bis Morgen bei unſren Bekannten. Es iſt ein weiter Umweg, aber du kannſt vor Nacht dort ſein."

„Ich bleibe hier, mein Vater," rief Alſe hinüber, der Abend iſt mild, es ſind nur wenige Stunden bis zum nächſten Morgen."

„Mir iſt's hart, Alſe, das mein wildes Kind unter dem Felſen ruhen ſoll im Angeſicht ihres Hauſes."

„Sorge nicht um mich. Der Mond geht über mir und die Sterne; du weißt, ich fürchte mich nicht vor

den Zwergen der Höhle und auf meinen Bergen auch nicht vor Gewalt der Menschen.

Die Dämmerung des Abends sank über das tiefe Thal, aus dem Wasser hob sich der Nebel, er schwebte langsam von Baum zu Baum nach der Höhe, er wogte und ballte sich und zog zwischen Ilse und dem Vaterhaus seine dämmrigen langen Schleier. Die Stämme der Bäume, das Schieferdach des Hauses verschwanden, die Höhle schwebte in Wolken und Luft, gelöst von der übrigen Erde, unter undeutlichen Schatten, sie hingen sich an das Thor des Felsens und flatterten an Ilses Füßen dahin, sie fuhren zusammen und zerflossen.

Ilse saß am Stein des Einganges, die Hände über das Knie gefaltet, in ihrem hellen Gewande selbst einem Fabelweibe aus alter Zeit, einer Herrin der schwebenden Schatten vergleichbar. Sie blickte auf ihrer Uferseite entlang nach dem Bergweg, der von Nessau herführte.

Da schallte dumpf durch den Nebel der ferne Schritt des Wanderers, dem eine hilfreiche Göttin seinen Pfad in dunklen Wolken verbarg. Ilse faßte an den feuchten Stein. Neben ihr am Boden bewegte sichs, undeutlich huschte etwas vorüber, vielleicht eine Nachtschwalbe oder Eule. „Er ist es," sagte Ilse leise, sie stand langsam auf, aber die kräftige Frau bebte und hielt sich an die Felsen.

Aus dem weißen Dunst trat die Gestalt eines Mannes, auch er hemmte erstaunt seinen Schritt, als er das Weib an der Felswand stehen sah. „Ilse," rief eine helle Stimme.

„Ich erwarte dich hier," ſagte ſie leiſe. „Halte dort ſtill, Felix. Du findeſt dein Weib nicht, wie du ſie verlaſſen. Ein Andrer hat ſich begehrt, was dir gehört, ein giftiger Hauch hat mich getroffen, man hat gewagt, mir Worte zu ſagen, welche ein ehrliches Weib nicht hören darf, und man hat mich betrachtet, wie eine gekaufte Sclavin."

„Du haſt dich dem Feinde entzogen."

„Ich habe es gethan, darum ſtehe ich hier. Aber ich bin in den Augen der Leute nicht mehr, wie ich einſt war. Du hatteſt ein ſäuberliches Weib, die jetzt vor dir ſteht, iſt im Gerücht wegen Vater und Sohn."

„Geräuſch der Zungen verklingt wie der Waſſerſchwall vor deinen Füßen. Wenig gilt, was die Anderen meinen, wenn wir gethan, was uns ſelbſt befriedigt."

„Mir thut wohl, daß dir die einzelnen Menſchen ſo wenig ſind gegen deine Gedanken. Aber ich bin nicht ſo ſtolz und frei. Ich berge mein Leid, aber ich fühle es immer. Ich bin erniedrigt vor mir, und ich fürchte, Felix, auch vor dir. Denn ich habe mir mein Unglück ſelbſt bereitet, ich bin zu herzlich geweſen gegen Fremde, und ich habe ihnen ein Recht gegeben über mich."

„Du biſt erzogen im Glauben an die Autorität. Wer löſt ſich von frommer Gläubigkeit ohne Schmerzen?"

„Ich bin erwacht, Felix. Antworte mir noch ein-

mal," fuhr ſie mit ſtockendem Athem fort, „wie kommſt du zu mir zurück?"

„Als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung ſeines Weibes ſucht."

„Was hat dir dein Weib zu vergeben, Felix?" frug ſie wieder.

„Daß mir die Augen geblendet wurden bei meinem Suchen, und daß ich der nächſten Pflicht vergeſſen, um ein Traumbild zu jagen."

„Iſt das Alles, Felix? Haſt du mir dein Herz zurückgebracht, wie es ſonſt gegen mich war?"

„Liebe Alie," rief der Gatte ſie umſchlingend.

„Ich höre den Ton deiner Liebe," rief ſie leidenſchaftlich und warf ihre Arme um ſeinen Hals. Sie zog ihn in die Grotte, ſtrich ihm mit den Händen die Waſſertropfen aus dem feuchten Haar und küßte ihn auf den Mund. „Ich halte dich, geliebtes Leben, ich klammere mich feſt an dich und keine Gewalt ſoll mich mehr von dir ſcheiden. Hier ſitze, vielduldender Wanderer, ich halte deine Schultern und dein Haupt, laß mich aus deinem Munde hören allen Kummer, den du erlebt."

Der Gelehrte hielt ſein Weib im Arm und erzählte. Er fühlte ihr Beben, als er von ſeinen Abenteuern berichtete. „Mich hetzte heißer Zorn und Angſt hinter dem Fürſten her auf dem Wege nach Neſſau," ſchloß er ſeinen Bericht, „unerträglich ſchien mir der Aufenthalt beim Wechſel der Pferde. Unten in der Stadt traf ich

ein Wagengetümmel, ärger wie am Markttag, vor der Herberge Gewirr der Räder, Geschrei der Menschen, Landleute und Lakaien des Hofes, welche nicht über das Wasser kamen. In der Stadt erfuhr ich von Fremden, daß der Feind unseres Glückes durch einen Strahl getroffen ward, der aus dem Wasser in sein Leben schlug. Wir sind fertig mit ihm und frei. Man rief mir entgegen, daß die Brücke zu dir gebrochen sei, ich sprang aus dem Wagen, um den Fußpfad über die Berge zu suchen, und den Weg hinter dem Garten. Da fuhr mir der Hund unsres Hauswirths um die Beine, ein Kutscher unserer Stadt trat grüßend zu mir und erzählte, daß er Fritz und Laura nach der Stadt gebracht, sie aber waren hinausgegangen, weit unten stromab einen Uebergang zu suchen. Du magst denken, daß ich zu warten nicht vermochte."

„Ich wußte, daß du diesen Weg suchen würdest," rief Ilse. „Heut bist du zu mir gekommen, zu mir allein, nur mir gehörst du an, heut bist du mir aufs Neue geschenkt, und zum zweiten Mal gelobst du dich mir. Die Menschenwohnungen um uns sind verschwunden, wir beide stehen einsam in dem wilden Geklüft der Zwerge, du, mein Felix, dem die ganze Welt gehört, der alle Geheimnisse des Lebens kennt, Vergangenes weiß und Künftiges ahnt, du hast jetzt nichts als die Decke dieser Felskluft und das Grastuch der armen Anna, worein ich dir die müden Glieder hülle. Noch ist der Stein warm, und ich streue dir das Gras unseres Berges zum

Lager. Nichts haſt du, mein Held in der Wildniß, als Fels und Kraut, und die Ilſe an deiner Seite.“

Jetzt iſt ſtille Nacht, leiſer rauſcht die Strömung, um die Brombeerranken über der Höhle hängt ſich der weiße Nebeldunſt zu dichtem Vorhange. Dämmrige Schemen gleiten das Thal entlang, ſie ſchweben in langem, weißem Gewande am Felsther vorüber, hinab in das Freie, wo ſie ein friſcher Luftzug zerweht. Hoch oben ſpannt der Mond ſein weißes ſchimmerndes Zelt, aus Lichtſtrahlen und Waſſerdunſt gewebt, über das Thal und luſtig lacht der alte Gaukler herab auf die Felsgrotte. Wie das täuſchende Mondlicht die Sterblichen neckt durch weſenloſen Schein, ſo necken ſie ſich ſelbſt durch die Bilder ihrer Phantaſie, in Liebe und Haß, in Laune und Zorn; ihr Leben verrinnt, indem ſie ihrer Pflicht gedenken und dabei irren, die Wahrheit ſuchen und dabei träumen. Der Geiſt fliegt hoch und das Herz ſchlägt warm, aber der Kobold Phantaſie wirthſchaftet unabläſſig zwiſchen dem Ernſt des Lebens, der Klügſte täuſcht ſich ſelbſt, und den Beſten betrügt ſein Eifer.

Schlummre in Frieden, Frau Ilſe. Du ſitzeſt auf der Steinbank und hältſt das Haupt deines Gatten im Schoß, ſelbſt in der Seligkeit dieſer Stunde fühlſt du noch das Leid, das dir und ihm geſchehen, und ein leiſer Seufzer ſchwirrt wie ein Nachtfalter an dem Geſtein der Höhle. Schlummre in Frieden. Denn du haſt in dieſen Wochen erlebt, was dir Gewinn wird für alle

Tage deiner Zukunft. Du haſt gelernt, aus der Tiefe deines eigenen Lebens Urtheil zu holen und entſcheidenden Entſchluß. Sieh, Ilſe, der leichtgebauten Erzählung von dem, was du erlitteſt, wollte nicht geziemen, die hohen Fragen über das Ewige, die du erhobſt, den Zweifel und deine Gewiſſenskämpfe einzeln aufzuzählen. Das wäre zu ſchwere Ladung für den flüchtigen Nachen. Aber wie der rudernde Schiffer, welcher das Auge nach unten richtet, doch die Himmelswolken im Widerſcheine der Fluth erkennt, ſo wird deine innere Befreiung aus dem Wiederſchein deiner Gedanken ſichtbar, aus Antlitz und Geberde und aus deinem Thun.

Schlummert ruhig, ihr Kinder des Lichtes, manche Hoffnung ward euch getäuſcht und mancher holde Glaube iſt durch rauhe Wirklichkeit zerſtört. Geſtalten vergangener Zeit, Geſtalten, die ihr mit Ehrfurcht in eurem Herzen getragen, haben lebendig auch in euer Leben gegriffen. Denn was der Menſch denkt und was der Menſch träumt, das gewinnt eine Gewalt über ihn; was einmal in die Seele gefallen, das wirkt lebendig darin fort, erhebend und treibend, herabziehend und zerſtörend. Auch um euch erhob ſich ein Spiel phantaſtiſcher Träume. That es euch weh in einzelnen Stunden, die Kraft eures Lebens hat es doch nicht geſchädigt, denn die Wurzeln eures Glückes liegen ſo tief, als dem Menſchen, der vergänglichen Blüthe der Erde, im Boden zu haften vergönnt iſt. Schlummert friedlich unter dem Dach des wilden Felſens, Wärme haucht der Stein um euer Lager,

und die uralte Wölbung der Decke ſpannt ſich ſchützend über die müden Augen. Um euch ruht und träumt der Wald; am Eingange der Höhle ſitzen die alten Bewohner des Felſens, weiß nicht, ſind es die Erdmännchen, an welche Aſe nicht glaubt, oder ſind es alte Freunde des Gelehrten, die kleinen gaisfüßigen Pane, welche ihr Waldlied auf der Rohrpfeife blaſen. Sie halten ihre Finger an den Mund und hauchen zuweilen leiſe in ihr Rohr, daß es zu dem Rauſchen des Waſſers tönt, wie der ſanfte Laut eines ſchlafenden Vogels.

5.

Tobias Bachhuber.

Ilſe berührte leiſe das Haupt des Gatten, welches in ihrem Schooße lag. Felix ſchlug die Augen auf, ſchlang den Arm um ſein Weib und ſah einen Augenblick befremdet auf die wilde Umgebung. Wie ein weißer Vorhang ſchwebte der Nebel vor dem Bogen der Höhle, der erſte Schimmer des Morgens färbte in dem dunklen Gewölbe einzelne vorſpringende Zacken mit hellerem Braun, das Rothkehlchen ſang und die Amſel pfiff, das holde Licht des Tages war nahe. „Hörſt du nichts?“ flüſterte Ilſe.

„Die Vögel ſingen und das Waſſer rauſcht.“

„Aber unter uns im Berge arbeitet eine fremde Gewalt. Es wühlt und ſtöhnt.“

„Es iſt ein Waldthier,“ ſagte der Profeſſor, „ein Fuchs oder ein Kaninchen.“

Lauter wurde das Geräuſch um den Sitz der Beiden; etwas ſtieß an den Stein der Bank, arbeitete und ſeufzte wie ein Mann, der eine ſchwere Laſt trägt.

„Sieh,“ flüſterte Ilſe, „es kommt heraus, es ſchleicht

um unſere Füße, dort ſitzt das fremde Ding, es hat glänzende Augen, es hat einen blitzenden Mantel um.“

Der Profeſſor ſtützte ſich auf ſeine Hand und ſchaute nach der dunklen Stelle am Boden, wo eine kleine Geſtalt ſaß mit bärtigem Geſicht, den Leib verhüllt, in ſteifem ſchimmerndem Gewande.

Die beiden Gatten ſahen regungslos auf die Geſtalt.

„Glaubſt du jetzt an die Geiſter des Ortes?“ frug leiſe der Gatte.

„Ich fürchte mich, Felix, ich ſehe deutlich das Geld des Kleides, ich ſehe einen kleinen Bart und ein häßliches Geſicht.“ Sie erhob ſich.

„Biſt du der Zwergkönig Alberich?“ frug der Profeſſor, „und liegt hier der Nibelungenhort?“

„Es iſt der rothe Hund,“ rief Ilſe, „er hat ein Röckchen an.“

Der Profeſſor ſprang auf, der Hund legte ſich ihm winſelnd vor die Füße; der Gelehrte beugte ſich nieder, fühlte einen fremden Stoff um den Leib des Hundes und riß die Hülle ab. Er trat in den Eingang und hielt ſie gegen das Dämmerlicht; es war alter vermoderter Stoff mit Goldfäden durchwirkt. Der Hund fuhr befreit von ſeiner Laſt mit Geknurr aus der Höhle. Der Profeſſor ſah lange auf das zerſchliſſene Gewebe, ließ den Lappen fallen und ſagte ernſthaft: „Ilſe, ich bin am Ziel meines Suchens. Dies ſind die Ueberreſte eines geiſtlichen Meßgewandes. Der Hund

hat dies aus einem Loch gezogen, in das er spürend gekrochen war, der Schatz der Mönche liegt hier in der Höhle. Ich bin fertig mit meinen Hoffnungen. Vor wenig Tagen hätte mich diese Entdeckung schwindeln gemacht, jetzt liegt eine so finstere Erinnerung darüber, daß mir die Freude an Allem, was die Tiefe bergen mag, fast geschwunden ist."

Am andern Ufer wurden Stimmen laut; Hans rief wieder durch den Nebel ein Holla, er grüßte die Schwester und Felix, welche auf die Platte vor der Höhle traten, mit lautem Jubelruf: „Das Wasser ist gefallen." Die andern Geschwister stürmten nach, traten dicht an das Wasser, jauchzten und schrieen; Franz brachte ein Butterbrod in Zeitungspapier und erklärte seine Absicht, dies Frühstück hinüberzuwerfen, damit die Leute drüben nicht verhungerten. Die Kinder bekämpften diesen Entschluß und eifrig wurde über einen Plan gehandelt, Bindfaden an einem Ball überzuwerfen und das Butterbrot daran zu befestigen. Das Tageleben des Gutes klang wieder in gewohnter Weise.

„Ist Fritz angekommen?" rief der Professor über den Strom.

„Sie sind noch in Nossau," rief Hans, „die Brücke ist erst gegen Morgen fertig geworden. Herr Hummel ist auf und hinab."

Auch der Vater kam, gefolgt von einem Trupp Arbeiter, welche Balken und Bretter herzutrugen. Die Männer gingen in's Wasser und trieben dort eine Un-

verlage in den weichen Boden, auf der sie einige schlanke Baumstämme über das Wasser legten. Der Professor zog an dem zugeworfenen Seile; nach stündiger Arbeit war ein schmaler Steg errichtet. Der Landwirth war der erste, der zu seinen Rindern herüberkam. Die Männer wechselten ernsten Gruß. „Haben die Leute am Tage eine Stunde Zeit," sagte der Professor, „so mögen sie hier noch ein letztes Werk thun, der Versteck des Mönches war in dieser Höhle."

Zu derselben Zeit stieg Herr Hummel mit schnellen Schritten zur Stadt Roffau hinab. Noch arbeiteten die Zimmerleute über der Brücke; er warf einen bedenklichen Blick auf die Stelle, wo er im Wasser die Füße des jungen Prinzen gefaßt hatte und brummte: „Er ging unter wie eine Kanonenkugel. Tüchtigkeit zur See fehlt diesem Volke oben und unten, sie haben in der ganzen Gegend nicht einmal einen Kahn. Vor zwanzig Jahren soll einer hier gewesen sein, wie das Gerücht geht; er ist zu Kaffeeholz zerschlagen. Der beste Dank an diesen Bielstein für die Unruhe, die wir ihm machen, wird sein, daß ich ihm einen Kahn unter seine Strebbündel schicke." Mit diesem Vorsatz trat er in die Thür des Lindwurms. Dort traf er auf den verschlafenen Wirth. „Wo ist das junge Paar, das gestern Abend hier ankam?"

„Sie werden wohl noch oben sein," sagte dieser gleichgültig, „die Rechnung ist noch nicht bezahlt."

„Sie sind ein Gastwirth für reisende Raubthiere, aber nicht für Menschen," rief Herr Hummel, „ich habe längst gewünscht, ein solches monströses Fossil lebendig zu erblicken. Natürlich, Ihr Hotel ist zu groß, als daß Sie sich um jeden gemeinen Reisenden kümmern könnten. Ihre Gäste putzen sich die Stiefel und Sie schreiben die Rechnung. Haben Sie die Güte mir die Klingel zu Ihrem Portier nachzuweisen." Als er zum Oberstock hinaufsteigen wollte, hörte er einen Freudenschrei. „Vater, mein Vater," rief Laura die Treppe herabstürzend; sie warf sich ihm an den Hals und hielt ihn fest mit so warmem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit und Trauer, daß Herr Hummel gnädig wurde. „Gesindel," rief er, „habe ich euch erwischt. Wartet, ihr sollt mir die Entführung theuer bezahlen."

Der Doctor polterte ebenfalls von oben herab und begrüßte freudig Herrn Hummel. „Euer Wagen fährt mit den Sachen nach, wir gehen voran," befahl Herr Hummel. „Wie war dein Don Juan?" frug er die Tochter leise.

„Vater, er hat wie ein Engel für mich gesorgt und die ganze Nacht auf einem Stuhl vor meiner Thür gesessen. Es war schrecklich, mein Vater."

„Und wie gefällt dir eine solche Entführung? Sie ist poetisch, sie giebt große Gefühle, man vermeidet dadurch den Baumkuchen und die ungesalzenen Scherze des Mimen."

Laura aber drückte sich an den Vater und sah

ihn flehend an, bis Herr Hummel ſagte: „Es war alſo eine Kur. Dann will ich gern die Rechnung des Lindwurms bezahlen.“

Sie ſchritten miteinander zum Thore hinaus, Hummel zwiſchen den beiden Entführten. „Wie war ſie unterwegs?“ frug er den Doctor vertraulich.

„Sehr liebenswürdig,“ rief dieſer, den Arm des Vaters drückend, „aber ängſtlich, ich wurde viermal auf den Kutſchbock geſchickt, weil ihr die Reue ankam.“

„Warum ſind Sie als Mann hinaufgeklettert?“ frug Hummel entrüſtet.

„Mir war lieb, daß ſie das Ungewöhnliche der Reiſe ſo tief empfand.“

„Mir iſt lieb, daß mein Pudel in's Waſſer geht, ſagte der Arzt, und ertrank,“ ſpottete Herr Hummel. „Weshalb ſahen Sie die Angſt meines Wurms nicht ruhig an? Es hätte Ihnen manchen Tanz mit ihr erſpart, wenn Sie gleich am erſten Tage feſt geweſen wären.“

„Sie war noch nicht meine Frau, Herr Hummel,“ ſagte der Doctor.

„Alſo geduldige Bosheit,“ verſetzte der Vater, „Sie mögen Ihr Schickſal abwarten.“

Als ſie in die Nähe des Hofes kamen, die Tochter am Arm des Vaters, den ſie nicht mehr loslaſſen wollte, begann dieſer: „Heut kein Wort über eure greuliche Ausſchweifung. Vor den Leuten hier habe ich deinen Unſinn vertuſcht und einen Mantel umgehangen, damit du die Augen aufſchlagen kannſt. Ihr ſeid angemeldet

und erwartet als ruhige Reisende. Wir bleiben heut hier zusammen, morgen spreche ich als Vater ein letztes Wort mit deiner Poesie."

Vor dem Thore empfing die Wanderer fröhlicher Gruß der Hausgenossen. Der Professor und der Doctor lagen einander in den Armen. „Du kommst zu guter Stunde, Fritz, das Abenteuer, welches wir vor Jahren hier begannen, heut kommt es zum Ende. Der Schatz des Frater Tobias ist entdeckt."

Nach einigen Stunden brach die ganze Gesellschaft zur Höhle auf, die Werkleute folgten mit Eisen und Hebebäumen.

Der Landwirth betrachtete den Steinblock im Hintergrunde der Höhle, unten an der Seite sah er ein Loch, dasselbe, aus welchem der Hund zur Oberwelt gestiegen war. „Diese Oeffnung ist neu," rief er, „sie war jedenfalls durch einen Stein verschlossen, der hinabgefallen ist."

Die große Steinbank wurde mit Anstrengung weggewälzt, eine Oeffnung, so weit, daß ein Mann ohne Schwierigkeit einkriechen konnte, zeigte sich dem Blick. Die Lichter wurden hineingehalten, sie erhellten eine abwärts geneigte Fortsetzung der Höhle, die noch mehre Ellen tief in den Berg hineinging. Es war ein wüster Raum. Sicher war er in der Mönchszeit trocken gewesen, aber er war es nicht mehr. Baumwurzeln hatten den zerklüfteten Fels auseinander getrieben, oder Schichten des Gesteins hatten sich in nasser Zeit gesenkt,

es war vom Berge her ein Zugang für Waſſer und Thiere entſtanden, Waldſtreu und Knochen bildeten eine wirre Maſſe. Die Arbeiter fuhren mit ihren Werkzeugen hinein und räumten auf, neugierig ſaßen und ſtanden die Anweſenden umher, der Profeſſor, trotz ſeiner Ruhe, richt an dem Schatze. Den Doctor aber litt es nicht lange zuzuſehen, er zog ſeinen Rock aus und ſtieg in die Oeffnung. Vermoderte Stücke eines dicken Tuches wurden heraufgebracht, wahrſcheinlich war der Schatz in einem großen Sack zu ſeinem Verſteck gefahren worden. Dann kamen Altarrocken und geiſtlicher Ornat.

Ein freher Ruf, der Doctor reichte ein Buch hinauf, das Antlitz des Profeſſors war hoch geröthet, als er darnach griff. Es war ein Miſſale auf Pergament. Er gab es dem Landwirth, der jetzt mit großem Antheil auf den lange geleugneten Schatz blickte. Der Doctor reichte das zweite Buch, Alle drängten ſich herzu, der Profeſſor ſaß auf dem Boden und las, es war eine jämmerlich zugerichtete Handſchrift des heiligen Auguſtinus. „Zwei," ſagte er, ſeine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. Der Doctor reichte das dritte Buch, wieder geiſtliche lateiniſche Hymnen mit Noten. Das vierte ein lateiniſcher Pſalter. Der Profeſſor hielt die Hand hin und die Hand zitterte; „gieb her," rief er.

Dumpf klang die Stimme des Doctors aus der Höhlung: „Es iſt nichts mehr darin."

„Sieh genauer nach," ſagte der Profeſſor mit ſtockendem Athem.

„Hier das letzte," rief der Doctor und reichte ein viereckiges Brettchen heraus, „und hier noch eins." Es waren zwei Bücherdeckel aus festem Holz, die Außenseite mit geschnitztem Elfenbein überzogen. Der Professor erkannte beim ersten Blick an der gebräunten Platte, in den abgestoßenen Figuren die byzantinische Arbeit der letzten römischen Zeit, eine Kaisergestalt auf dem Throne, über ihr Engel mit der Glorie. Großes Quadrat, Arbeit des fünften oder sechsten Jahrhunderts. Es sind die Deckel der Handschrift, Fritz, wo ist der Text?"

„Kein Text vorhanden," tönte wieder die dumpfe Stimme des Doctors.

„Nimm das Licht und leuchte." Der Doctor nahm auch die zweite Leuchte hinein, er fuhr mit Hand und Hacke an jedem Punkte des Felsens umher, er warf die letzte Nadel Waldstreu hinaus, und den letzten Ueberrest des Sackes. Es war nichts von der Handschrift zu sehen, kein Blatt, kein Fitzibus. Der Professor sah auf die Deckel. „Man hat sie abgerissen," sagte er tonlos, „wahrscheinlich hielten die Mönche den römischen Kaiser in Elfenbein für einen Heiligen." Er hielt die Deckel an das Licht, auf der innern Seite des einen waren unter Staub und Moder in alter Mönchschrift die Worte zu lesen:

„Von Ausfahrt des Schweigenden."

Jetzt fuhr der Schweigende aus seiner Höhle, aber er schwieg, sein Mund blieb stumm für immer.

„Unser Traum ist zu Ende," sagte der Professor gefaßt, „die Mönche haben den unleserlichen Text aus den Tafeln gerissen und zurückgelassen, die Handschrift ging wohl nicht mehr in den gefüllten Sack. Der Schatz ist verloren für das Wissen unseres Geschlechtes. Die Hand berührt, was einst Hülle der Handschrift war, und uns wird das schwere Gefühl nicht erspart um das Unwiederbringliche zu trauern, als wäre es vor unsern Augen untergegangen. Wir aber kehren besonnen an das Licht zurück, und thun unsere Pflicht, lebendig zu machen, was erhalten blieb für unser Geschlecht und für die, welche nach uns sein werden."

„Bachhuber hieß dieser Genius," rief Herr Hummel, „er war seinem Zeichen nach ein Esel."

Der Landwirth aber legte die Hand auf die Schulter des Sohnes. „Gegen den Landwirth habt ihr Gelehrten zuletzt doch Recht behalten," sagte er. „Schließt die Oeffnung wieder mit der Steinbank," befahl er den Arbeitern, „die Höhle soll werden wie sie war."

Still kehrte die Gesellschaft zum alten Hause zurück, die Knaben trugen die Bücher, die Mädchen die Bündel zerschlissener Mönchsgewänder, sie machten Pläne die Geleisäden für sich herauszuziehen, der Professor hielt die Tafel der verlorenen Handschrift.

Als sie das Haus betraten, klapperte von der andern Seite Hufschlag, der Landwirth trat in die Thür, der alte Oberförster hielt auf seinem Rappen an. „Ich reite in Eil über den Hof Bescheid zu sagen; bei uns

gehts drunter und drüber, Hofchargen, Miniſter, von allen Seiten werden Aerzte gehetzt, meine Leute ſind ſämmtlich fortgeſchickt, ich muß ſelbſt nach Naſſau einen Courier zu beſtellen. Ich fürchte, mit dem Herrn ſtehts ſchlecht, er erkennt Niemanden. Jetzt erwartet der Erbprinz noch die Ankunft des Leibarztes, ſobald dieſer die Erlaubniß giebt, wird die Geſellſchaft nach der Reſidenz aufbrechen. An allem Schrecken iſt dieſer unglückliche Umbau meiner ſtillen Wohnung Schuld. Noch Eines, weil mir's grade einfällt. Ihr Schwiegervater ſucht ja alte Papiere und Bücher. Da ſtehen bei uns noch einige Kiſten mit ſolchem Plunder aus uralter Zeit, wo die Oberförſterei noch fürſtliches Pürſchhaus war, über der Thür iſt unter der Tünche ein fremdes Wort zu erkennen: Solitudini, welches „in der Einſamkeit" bedeuten ſoll. Die Kiſten ſind morſch, beim Bau werden ſie doch von der Stelle geſchafft. Iſt's bei uns ruhiger, dann könnte der Herr Profeſſor vielleicht einen Blick darauf werfen.

„Da iſt auch das Luſtſchloß Solitude mit den ächten Kiſten des Beamten," rief der Profeſſor. „Ich thue keinen Schritt mehr nach jenem Hauſe."

Der Doctor ergriff ſeinen Hut, ſprach leiſe mit Laura und dem Landwirth. „Ich bitte mich für heut zu beurlauben," ſagte er hinausgehend.

Erſt am Abend kehrte er zurück. „In den Kiſten ſind Baurechnungen vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts über Reparaturen am Kloſtergebäude und

über diesen Hof. Außerdem einige Bände Corneille. Der Candidat, welcher nach Amerika ging, ist mit dem Oberförster verwandt."

„Wir sind geneckt worden," sagte der Professor ruhig. „Es ist gut, daß jeder Zweifel geschwunden ist."

„Nun," versetzte der Doctor, „daß die alte Handschrift zerstört sei, dafür haben wir doch keinen Beweis. Es ist immer noch möglich, daß sie ganz oder in Trümmern irgendwo zum Vorschein kommt. Wer weiß, auf welchen Bücherrücken ihre Streifen kleben."

„Auf den Büchern, welche der Schwede mit Klammerschrift in Rossau geschrieben hat," versetzte der Professor mit trübem Lächeln. „Es ist gut, Fritz, daß die Quälgeister uns gründlich gebannt sind.

In der frühen Morgenstunde des nächsten Tages fuhr eine Reihe Hofwagen von der Oberförsterei ab; der erste war dicht geschlossen, in ihm lag der kranke Fürst, behütet von seinen Aerzten, ein aufgegebener Mann. Vor der Fahrt winkte der Erbprinz den Oberförster an seinen Wagen. „Giebt es einen andern Weg nach Rossau, als durch den Hof jenes Gutes?"

„Ueber die lange Höhe, durch den Wald, es ist ein Umweg," versetzte der Oberförster.

„Wir fahren den Waldweg," befahl der Erbprinz. Auf dem Wege begann er zu seinem Begleiter: „Ich erwarte von Ihrem Charakter, Weidegg, daß Sie bei jeder Gelegenheit den Menschen, welche dort wohnen, achtungs-

volle Zuneigung beweiſen werden. Ich bin der Sohn des kranken Fürſten, welchem dort von einer Stimme die Aufnahme verſagt wurde. Ich werde die Schwelle jenes Hauſes nicht wieder betreten, und ich wünſche, daß Sie den Namen der Frau in meiner Gegenwart niemals erwähnen.

Der traurige Zug bewegte ſich nahe bei der Stelle vorüber, wo einſt der Blitzſtrahl die Fichte zerſchlagen. Im Schritt fuhren die Wagen auf dem Holzwege des Bergrückens. „Fahren Sie voraus," ſagte der Prinz, „ich gehe eine Strecke zu Fuß." Er trat auf den Gipfel des Berges, das junge Tageslicht färbte die düſtern Büſchel des Haidekrauts mit goldigem Grün. Von derſelben Höhe, wo einſt eine frohe Geſellſchaft geraſtet hatte, ſah der Prinz hinab auf den Bielſtein, welcher aus dem weißen Frühnebel ragte, auf Dach und Erker des alten Hauſes. Lange ſtand der Prinz regungslos, von dem Thurm der Dorfkirche klang das Glöckchen in die Bergluft hinauf, er neigte ſein Haupt, bis der leiſe Ton verhallt war, dann ſtreckte er grüßend die Hand nach dem Steine aus, wandte ſich ſchnell ab und ſchritt den Waldweg entlang.

Auf dem Hofe des Bielſteins aber krähten zu derſelben Stunde die Hähne, die Sperlinge ſchrieen im Weinlaub, die Leute rüſteten ſich zur Arbeit des Tages. Da pochte die Fauſt des Herrn Hummel dreimal an die Stubenthür, hinter welcher ſeine Tochter Laura ſchlief. „Steh

auf, entführtes Wurm," brummte er, „wenn dir noch lehnt von deinem verlaſſenen Vater Abſchied zu nehmen." Es fuhr im Zimmer umher und klapperte mit den Pantoffeln, Laura's Kopf guckte durch einen Thürritz.

„Vater, du willſt uns doch nicht verlaſſen?"

„Du haſt mich verlaſſen," verſetzte Hummel, „wir wollen noch ſchnell die letzten Redensarten miteinander abmachen. Zieh' dich ordentlich an, du ſollſt mich den Berg hinab begleiten, ich warte unten im Hausflur." Er mußte eine gute Weile ſeiner Tochter harren, ging ungeduldig auf und ab und ſah nach der Uhr. „Glauben Sie mir Gabriel," ſagte er dem Diener, der in ſeinem beſten Staat zu ihm trat, „vieles Unglück kommt von den langen Haaren der Weiber. Deshalb können ſie nie zu rechter Zeit fertig werden, darin liegt ihr Privilegium, womit ſie uns veziren, und darum behaupten ſie das ſchwächere Geſchlecht zu ſein. Ordnung und Pünktlichkeit werden nie erreicht, wenn nicht dem ganzen Frauenvolk an einem Tage der Zopf abgeſchnitten wird."

Laura ſchwebte die Treppe herab, hing ſich an den Arm des Vaters und ſtreichelte ihm mit der kleinen Hand die Wange.

„Komm in den Garten, Theaterprinzeſſin," brummte er, „ich habe mit dir noch einige Augenblicke allein zu reden. Entführt wärſt du, den Scandal haſt du durchgeſetzt. Wie iſt dir zu Muth."

„Bangſam, lieber Vater," ſagte Laura kleinlaut.

„Ich weiß, daß es eine Thorheit war und Alle ſagt es auch.“

„Dann wird's ſchon richtig ſein,“ verſetzte Hummel trocken. Und was ſoll jetzt mit dir werden?“

„Was du willſt, mein Vater,“ ſagte Laura, „Fritz und ich ſind der Meinung, daß wir dir unbedingt zu folgen haben. Ich habe durch meine Thorheit jedes Recht verloren, dir einen Wunſch auszuſprechen, wenn ich noch bitten darf,“ ſagte ſie furchtſam, „ich möchte einige Zeit hier bleiben.“

„Alſo du willſt deinen Entführer wieder los werden?“

„Er geht zu ſeinen Eltern zurück, und, wir warten, mein Vater, bis er einen Ruf bekommt an eine Univerſität, er hat Ausſichten.“

„So,“ ſagte Hummel kopfſchüttelnd, „das Alles wäre vor der Entführung verſtändig geweſen. Jetzt iſt es zu ſpät. Ihr ſeit bereits miteinander in der Kirche aufgeboten, einmal für dreimal.“ Laura trat zurück. „Das thaten die Leute nicht anders,“ fuhr Hummel fort. „Als bekannt wurde, daß ihr ausgeriſſen ſeid, hat ſich die Geiſtlichkeit nicht nehmen laſſen euch aufzubieten, ihr wart noch nicht lange zum Thor hinaus, als dieſes Unglück vor ſich ging.

Laura ſtand erſchrocken, ein heißes Roth fuhr ihr über die Wangen. In der Waldkirche unten läutete das Glöckchen. Herr Hummel zog ein Papier aus der Taſche. „Das ſind dieſe verdammten alten Pathenhandſchuhe, ich wünſche dies Zeug endlich los zu werden. Hier haſt du

deine Ausstattung, weiter kann ich dir nichts mitgeben. Zieh' dich schnell an, damit die Leute wenigstens an deinen Fingern merken, daß für dich heut ein Festtag ist. Bei der Geschichte mit dem Trauringe kannst du sie schnell wieder abziehen."

„Vater," rief Laura, und rang die Hände.

„Du wolltest ja keinen Baumkuchen leiden," versetzte Herr Hummel, „da muß das Hochzeitskleid und manches Andere auch entbehrt werden. Diese Theaterbewegung wäre passender gewesen vor der Entführung, jetzt wird unweigerlich geheirathet, entweder zur Stunde oder gar nicht. Meinst du, daß man nur zum Spaß in die Welt zieht?"

„Meine Mutter," rief Laura, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Du hast ja deiner Mutter entlaufen wollen, und wenn dein Vater nicht aus guter Meinung zu den fremden Leuten gekommen wäre, so hättest du das Geschäft ganz allein abgemacht. Unsern hausbackenen Bürgergefühlen wolltest du ja aus dem Wege gehen."

Laura hielt sich mit zitternder Hand an einem Baum und sah den Vater flehend an. „Du bist doch nicht so kühn, als ich dachte, jetzt kommt der Bangbase bei dir zum Vorschein."

Laura warf sich an die Brust des Vaters und schluchzte an seinem Herzen, er streichelte ihr die Locken. „Kleine Hummel," sagte er herzlich, „Strafe muß sein, und es ist keine harte Strafe; mir ist recht, daß du ihn

heiratheſt. Er iſt ein braver Mann, das habe ich gemerkt, und wenn es dein Glück iſt, will ich ſchon mit ihm auskommen, du mußt nur nicht gleich ſummen und ſchwärmen, wenn ich einmal auf meine Art bürſte. Es iſt mir auch recht, daß du ihn heut heiratheſt, das iſt jetzt für alle Theile gut, deine Brautgefühle kannſt du ſpäter haben, mache nachher deine Rührung durch, wie du willſt. Jetzt ſei mein tapferes Kind, wir dürfen die Andern nicht warten laſſen. Biſt du bereit?"

Laura weinte, aber es klang leiſe wie ein Ja.

„Dann wollen wir den Bräutigam wecken," ſagte Hummel, „ich glaube, dies Opferlamm ſchläft noch ohne Ahnung ſeines Schickſals."

Er verließ ſeine Tochter, eilte zur Thür des Doctors und ſah in das Zimmer. Fritz lag in feſtem Schlummer. Hummel ergriff die Stiefeln, welche vor der Thür ſtanden und ſetzte ſie hart vor das Bett.

„Guten Morgen, Don Juan," brummte er. „Haben Sie die Güte ſich ſogleich in dieſes Leder hineinzubemühen. Dies ſind Ihre Brautſtiefeln. Meine Tochter Laura läßt Sie erſuchen ſich zu beeilen, der Geiſtliche wird ungeduldig."

Der Doctor ſprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Iſt das Ernſt?" frug er.

„Greulicher Ernſt," ſagte Hummel.

Auf den Doctor brauchte er nicht lange zu warten. Er trat in den Garten, wo Laura noch immer allein in der Laube ſaß, ängſtlich wie ein eingeſperrter Vogel,

der ſein Bauer nicht zu verlaſſen wagt. Hummel führte den Doctor zu ihr. „Da habt ihr euch,“ ſagte er feierlich. „Es iſt ein ſchöner Morgen, grade wie damals, wo ich als Wanderburſch auszog. Heut ſchicke ich mein Kind in die Welt, und das iſt eine andere Sorte von Gefühlen. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr glücklich miteinander lebt, bis zuerſt eure Kinder von euch in die Welt laufen, dann die Enkel. Denn der Menſch iſt wie ein Vogel, er müht ſich und trägt die Halme zuſammen für ſein Haus, aber die junge Brut achtet das Neſt der Eltern nicht. So wird der alte Rabe jetzt allein ſitzen und wenige finden, die ſich über ſein Krächzen ärgern. Nehmen Sie meinen Dickkopf hin, lieber Fritz, laſſen Sie ihr nicht zu viel Willen. Ich habe Sie mir einige Zeit angeſehen, und ich will Ihnen jetzt etwas im Vertrauten ſagen, bei der Geſchichte mit den Katzenpfoten fiel mir ein, daß Sie doch am Ende kein übler Mann für dieſe Hummel wären. Daß Sie Hahn heißen, iſt zuletzt auch nur ein Unglück.“ Er küßte Beide recht herzlich. „Jetzt kommt, ihr Ausreißer, denn die Andern warten.“ Hummel ſchritt vor ſeinen Kindern nach dem Hauſe, er öffnete die Thür der Wohnſtube, die ganze Familie war verſammelt. Laura flog zu Ilſe und verbarg ihr heißes Geſicht an der Bruſt der Freundin. Dieſe nahm den Brautkranz, den die Schweſtern herzutrugen und ſetzte ihn auf Laura's Haupt. Gabriel öffnete die Thür. Vor Jahren hatte der Doctor den Freund von den

Brombeerranken an der Mauer in die Kirche gezogen, jetzt schritt auch er, die Geliebte an der Hand, in die kleine Dorfkirche, wieder streuten die Kinder Blumen. Als der Geistliche die Hände des Brautpaars zusammen gab, faßte auch Ilse die Hand ihres Gatten.

„Die Mutter fehlt," sagte Hummel zu der Neuvermählten, als diese ihm nach der Trauung um den Hals fiel. „Und des Doctors Wirthschaft auch. Ihr aber seid Bürgerkinder und wie erhaben eure Gefühle sind, ihr werdet euch unserm Brauche fügen. Ihr reist von hier nach eurer Vaterstadt zurück. Dort werden die Mütter euch Nachhochzeit halten, und du, Landläuferin, sollst den schlechten Gedichten nicht entgehen. Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich an diesem Tage nicht zu Hause bin, ich mache meine Geschäftsreise, und zweimal in einer Woche sein Kind zu verheirathen, schickt sich nicht," leise sagte er zu der Tochter: „Unter uns, ich mag nicht mit der Hühnerfamilie zusammen in den bewußten Baumkuchen picken."

„Ihr sollt nicht bei mir wohnen, und nicht in dem Hause drüben, das hat die Freundin hier gerathen, und es ist mir ganz recht. Nach dem Hochzeitessen mögt ihr einige Wochen reisen, dann aber kehrt ihr in die Heimath zurück."

„Die Brautreise macht ihr allein," sagte der Professor, „nicht mit uns. Ilse und ich sind entschlossen, nach kurzer Rast zur Stadt zurückzukehren. Ich habe noch einige Monate dieses Sommers vor mir, ich will sie wenigstens

für einen engern Kreis von Zuhörern nützlich machen. Unter den Büchern finden wir wieder, was uns in der Fremde entschwand, Frieden im Innern, und Frieden mit unserer Umgebung."

Es war um die Osterzeit des folgenden Jahres, da standen Herr Hummel und Gabriel beide in festliches Schwarz gekleidet vor der Thür des Hauses Nr. 1 in der Parkstraße.

„Ich war bei ihr," begann Herr Hummel vertraulich zu Gabriel, „ich habe ihr dreimal das Geld selbst gebracht, weil Sie das wollten. Bei den Wirthsleuten und Nachbarn habe ich mich nach ihr erkundigt. Sie hält sich ordentlich und das Wesen ist verändert. Viel Wasser, Gabriel," er wies auf die Augen.

„Sie waren doch freundlich zu ihr," frug Gabriel finster.

„Wie ein Lamm," versetzte Hummel, „und sie gleichfalls. Die Stube war dürftig, ein einziges Bild hing darin ohne Rahmen, Gabriel, als eine Erinnerung an ihren glücklichen Stand in jenem Hause. Es war ein Hahn mit goldenen Federn."

Gabriel wandte sich ab.

Zuletzt wurde der Aufenthalt für meine trockene Constitution zu feucht. Aber es wird für sie gesorgt. Sie soll in ein anständiges Geschäft als Verkäuferin und für den illegitimen Knips werden die Frauen ser-

gen. Ich habe mit Madame Hummel geſprochen und dieſe mit der Hausfrau drüben, die beiden werden ihren wohlthätigen Kohl zurecht kochen. Denn was Sie betrifft, Gabriel, allen Reſpect, aber was zu viel iſt, das iſt zu viel.“

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Weſtenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf ſich zu. Dann ſah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu ſprechen. Aber die beiden verſtanden einander. „Es war eine ſchwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, „in jeder Hinſicht,“ begann Herr Hummel endlich kopfſchüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit.“

„Er hatte wenig Gewicht,“ ſagte Gabriel, „und trug ſich wie eine Feder.“

„Darauf kommt's gar nicht an,“ ſagte Herr Hummel, „die Sache war verdienſtlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Souverän retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich verſprach.“

„Er hat auch mich rufen laſſen,“ unterbrach ihn Gabriel mit Selbſtgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er ſollte mir ſeine Grüße ausrichten und ſagen, der Prinz würde jetzt die Prinzeſſin heirathen.“

„Auch dieſe Art von Hausbeſitzern wird häuslich,

ſagte Herr Hummel, das iſt doch wenigſtens ein Anfang. Alſo der Kammerherr verſicherte mich höchſter Dankbarkeit, machte ſo ſeine Redensarten und ſtichelte endlich auf ein Prädikat, wiſſen Sie, was das iſt?"

„Hm," ſagte Gabriel, „wenn es etwas iſt, was man bei dieſem Hofe verſchenkt, ſo wird es ſich wohl mit einer bunten Schweinsblaſe vergleichen, in welcher kein Tabak iſt, es wird wohl ein Titel ſein."

„Getroffen," ſagte Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbeſitzer Heinrich Hummel?"

„Schwindel," verſetzte Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte dieſen Kammerherrn, welche Zumuthung würden Sie dafür an mich ſtellen? Gar keine, ſagte er, als daß Sie ein anſehnliches Geſchäft darſtellen. Das iſt mein Fall, ſagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir ſuchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich, der wird mißtrauiſch. Und ſehen Sie, Gabriel, da kam der Schwindel heraus. Dann was war ſeine Anſicht und Zumuthung. Ich war in ſeinen Augen ein Mann, bei dem auch Strohhüte umgingen. Da dankte ich für die Ehre und drehte ihm den Rücken."

„Nun," ſagte Gabriel, „bei dieſem Stoff muß eine Milderung eintreten. Wir ſind ja jetzt gute Freunde mit den drüben, und wenn Sie Ihre Tochter dem Hauſe

verwilligt haben, warum nicht auch einen Artikel in das Geſchäft.“

„Mengen Sie mir nicht dieſe Dinge durcheinander,“ ſagte Herr Hummel ärgerlich. „Es iſt ſchlimm genug, daß ich als Vater und gewiſſermaßen auch als Nachbar meinen alten Zorn verloren habe. Worüber ſoll man ſich jetzt noch ärgern, wenn hier die Hand gedrückt wird und dort unter der verdammten Muſe Familienpunſch getrunken wird? Nein, ich war ein ſchwacher Vater, ich war als Nachbar ein unverantwortlich leichtſinniger Mann. Aber Gabriel, auch der Wurm, welcher getreten wird, behält noch ſeinen Stachel. Und mein Stachel iſt das Geſchäft. Darin bleibt die Feindſchaft. Jedes Frühjahr die Rachſucht, und bei der Winterkälte mein Triumph. Mein Kind habe ich verloren, mein Geld habe ich dieſen Phantaſten hinübergetragen, aber ich bin immer noch Manns genug, um es mit dem da drüben aufzunehmen.“ Er ſah auf die leere Stelle der Freitreppe, wo ſonſt ſein Hund Speibahn zu ſitzen pflegte. „Dieſer fehlt mir,“ fuhr Herr Hummel fort, nach der Tiefe zeigend.

„Er iſt dahin und aus der Menſchheit ausgewiſcht,“ ſagte Gabriel.

„Er war ein Hund nach meinem Herzen,“ fuhr Hummel zögernd fort. „Und ich habe daran gedacht, was meinen Sie, Gabriel, wenn ich ihm im Garten ein Denkmal ſetzte. Hier an der Straße, nur ein niedriger Stein, und darauf nur das eine Wort Spei-

hahn. Wenn die Pforte offen ſteht, würde man's über die Straße leſen können. Es wäre ein Gedächtniß für das arme Thier, und außerdem an die gute Zeit, wo man einem Hahn noch die Federn rupfen konnte, ohne wegen Kindesmord angeſchrieen zu werden."

„Es geht nicht," verſetzte Gabriel, „was würden die Schwägersleute drüben dazu ſagen."

„Pfui Teufel," rief Herr Hummel und wandte ſich ab.

Ja, Speihahn war der Menſchheit entwiſcht. Seit jener Stunde, wo er im dämmerigen Morgengrau den goldenen Oberrock des ſeligen Bachhuber als Halskrauſe um ſich geſchlagen hatte, war er verſchwunden. Keine Forſchung, kein Gebetgebet des Herrn Hummel vermochten ſeine Spur zu ermitteln, vergebens wurden die Schäfer und Gutsarbeiter der Umgegend, ſogar die Behörden von Neſſau in Bewegung geſetzt, er war entwiſcht wie ein Geiſt. Die Stelle an der Freitreppe blieb leer. Die Lücke, welche er in der bürgerlichen Geſellſchaft zurückließ, wurde durch jüngeres Hahngeſchlecht der Parkſtraße ausgefüllt; die Nachbarſchaft fühlte bei jedem Gange auf der Straße ein Behagen, welches ſie lange entbehrt hatte, der Cigarrenhändler ſtellte ſeine Bank wieder an Herrn Hummels Garten, und die weißgekleideten Fräulein, welche nach dem Stadtpark zogen, entſagten allmälig der Gewohnheit vor dem Hauſe des Herrn Hummel abzubiegen und auf die Strohſeite hinüberzuflüchten. Speihahn wurde von Vielen ohne

Bedauern vergeſſen, nur bei alten Inſaſſen der Straße blieb die Erinnerung an ihn als finſtere Sage. Gabriel allein dachte jeden Abend an den Verlorenen, wenn er die kleinen Knochen für gleichgültige Nachbarhunde zurückſtellte. Aber er wunderte ſich über das Verſchwinden des Hundes nicht. Er hatte längſt gewußt, daß es mit dieſer Kreatur ſo oder ſo kommen müſſe.

Dieſer Anſicht war eine Beſtätigung geworden, an welche Gabriel ſein ganzes Leben hindurch dachte. Denn als er im Herbſt mit ſeiner Herrſchaft wieder den Bielſtein beſuchte, hatte er ſich einmal einen freien Nachmittag erbeten und war, wie er jetzt öfter that, allein mit ſeinen Gedanken dahingeſchritten. Er ging im Wald weit über die Oberförſterei hinaus, zwiſchen dicken bemooſten Buchenſtämme, zwiſchen Farrenkraut und Heidelbeeren. Es wurde Abend, graue Dämmerung legte ſich um den Wanderer, er war über ſeine Richtung unſicher geworden und ſuchte unruhig den Weg nach Hauſe. Ganz in der Ferne rollte der Donner, und zuweilen fuhr ein gelber Schein über den Himmel und erhellte für einen Augenblick die Baumſtämme und den Moosgrund. Bei ſolchem hellen Schein ſah er ſich plötzlich an einem Kreuzweg; er fuhr zurück, denn wenige Schritte von ihm ſchritt quer über den Pfad eine große dunkle Geſtalt, einen breitkrempigen Filzhut auf dem Haupt, ein Gewehr auf der Schulter, ohne Gruß und lautlos glitt ſie vorüber. Gabriel ſtand und ſtaunte

wieder ein Schein und denſelben Weg liefen zwei Hunde, ein ſchwarzer und ein röthlicher Köter mit dickem Kopf und geſträubtem Haar; plötzlich blieb der rothe ſtehen, wandte ſich gegen Gabriel, und dieſer ſah deutlich an dem Ende des Hundes eine Quaſte, welche ſich wedelnd regte. Im nächſten Augenblick tiefe Finſterniß, Gabriel hörte vor ſeinen Füßen ein leiſes Winſeln und ihm war, als ob etwas ſeine Stiefel lecke. Noch ein leiſes Rauſchen, dann war Alles ſtill.

Die auf dem Gute behaupteten, es ſei ein Wilddieb, oder der große Waldbelaufer jenſeits der Grenze geweſen; Gabriel aber wußte, wer der Nachtjäger war und wer der Hund war. Der den Hund einſt in Hummel's Haus geſchickt, ohne Geld und ohne Namen, der hatte ihn auch abgerufen. Der Hund bellte jetzt wieder durch die Nacht, wenn der Sturm wie ein Hifthorn blies, wenn die Wolken unter dem Monde dahinflogen und die Bäume ihre Wipfel ächzend zur Erde neigten. Dann lief er über die Berge von Neſſau, durch die Gründe des Bielſteins; er heulte und der Mond lachte ſpöttiſch auf die Stelle herab, an welcher Tobias Bachhuber ſeinen Schatz deponirt hatte, darunter die Deckel der verlorenen Handſchrift.

Aber wenn keinem Beobachter zweifelhaft ſein konnte, was es mit dieſem Hunde für ein Ende nehmen mußte, weit unſicherer iſt das Urtheil der Gegenwart über eine andere Schattengeſtalt, welche um die Höhle ſchwebt.

Was kann Dein Schickſal ſein, unſeliger Frater Tobias Bachhuber? Dein Benehmen gegen die Handſchrift war ſo, daß es Alles überſteigt, was man von einem Tobias erwarten konnte. Es ſtand ſehr zu befürchten, daß dein Leichtſinn gegen die höchſten Intereſſen der Menſchheit auch deiner ſocialen Stellung im Jenſeits geſchadet hat. Gegen deine Seligkeit, Bachhuber, mußten ſchwere Zweifel entſtehen. Denn das Unrecht, das du an uns begangen, war ſo groß, daß es auch einem Engel Thränen auspreſſen mußte. Uns Sterblichen iſt unmöglich, deiner noch mit dem Vertrauen zu denken, zu dem uns deine treuherzigen Worte verführten: „*haec omnia deposui*, dies Alles habe ich niedergelegt.“ Das war eine Unwahrheit, Bachhuber, und die Wunde getäuſchter Zuverſicht wird ſtets auf's Neue brennen.

Antworte auf die Frage, Tobias, was waren deine Anſichten über den Zuſammenhang des Menſchengeſchlechts? über die Verbindung der vergangenen und lebenden Geiſter? oder über das große Netz der Menſchheit, in welchem du eine Maſche warſt? Deine Anſichten waren erbärmlich, du ſtopfteſt die große Handſchrift, die Sehnſucht unſerer Tage, in einen Sack, und da der Sack zu voll wurde, riſſeſt du den Text heraus und bewahrteſt für ſpätere Geſchlechter die Deckel! Dreimal pfui!

Und dennoch ſchwebteſt du ruhelos um die Höhle, und dennoch polterteſt du ſeit der Schwedenzeit in den

Kammern des alten Hauſes umher! Wozu dieſe Geſchäftigkeit, thörigter Mönch? Sollteſt du vielleicht doch etwas beachtet und behütet haben, was zum Wohle der Enkel gereicht, und dem erwähnten Zuſammenhange des Menſchengeſchlechts dient?

In der That, es wurde ein Schatz gehoben. Er ſieht freilich anders aus, als die Forſcher vermutheten, da ihr Auge zuerſt auf den undeutlichen Buchſtaben deines Verzeichniſſes ruhte. Der Schatz, den die beiden Gelehrten gehoben, hat kleine geballte Fäuſte, runde Wänglein und liebe Augen. Er iſt lebendig geworden, aber er verhält ſich keineswegs ſchweigſam. Bachhuber, ſollteſt du deine Ordensregel leichtſinnig behandelt haben? haſt du dieſen Schatz in zwei Wohnungen an der hohlen und trocknen Stelle deponirt, welche in unſerer Laienſprache Wiege heißt?

Heut iſt große Taufe in der Wohnung des Profeſſors, es iſt eine Doppeltaufe. Des Profeſſors Sohn heißt Felix und des Doctors junge Tochter Cornelia. Die Kinder haben faſt zu gleicher Zeit den Entſchluß gefaßt, durch ihr Erſcheinen dieſe überfüllte Welt zu verengen. Die Pathen des Knaben ſind Raſchke und Frau Struvelius, die Pathen des Mädchens Struvelius und Frau Raſchke, Herr Hummel aber iſt Doppelpathe und ſteht in der Mitte, er ſchwenkt bald den einen, bald den andern Täufling.

„Es iſt mir lieb, daß Ihres ein Sohn iſt," ſagt er zum Profeſſor, „er wird blond und er wird luſtig.

Denn das weibliche Geſchlecht nimmt überhand und wird uns zu kräftig, wir müſſen uns durch Zuwachs ſtärkem, ſonſt findet ein völliges Unterbuttern ſtatt. Es iſt mür lieb, daß deines ein Mädchen iſt," ſagt er zu ſeiner Tochter, „das Ding iſt ſchwarz und borſtig, es würd kein Hahn, ſondern eine Hummel."

Die Taufe iſt vorüber und Profeſſor Raſchke erhebt das Glas: „Zwei neue Menſchenſeelen im Reich der Bücher, zwei Gelehrtenkinder mehr in unſerer doctrinären, wunderlichen, pedantiſchen, grilligen Zunft. Ihr Kinder werdet eure erſten Reitübungen auf Foliantem anſtellen, euren erſten Helm und eure erſte Schürze werdet ihr aus Correcturbogen eurer Väter anfertigen, früher als Andere werdet ihr mit heimlichem Bangen auf die Bücher ſchauen, die eure roſige Jugend umſtehen. Wir aber wünſchen, daß auch ihr dazu helft, einem ſpäteren Geſchlecht den ſtolzen Sinn zu bewahren, mit welchem eure Väter das eigene Leben hingeben als Suchende, Denkende, Geſtaltende. Auch ihr, ob Mann, ob Weib, ſollt treue Bewahrer der idealen Habe unſeres Volkes ſein. Ihr werdet ein Volksthum finden, das ſtärker die Flügel regt und höhere Forderungen an ſeine geiſtigen Führer ſtellt. Wie die Gegenwart uns, wird auch euch eure Zeit zuweilen mit einem Lächeln betrachten; ſorgt dafür, daß es ein herzliches Lächeln ſei. Und ſorgt dafür, daß dem Volke dies Amt werth bleibe, das ihr von euren Vätern überkommt, und das auch ihr verwalten ſollt als ehrliche Arbeiter

im Reiche der Wiſſenſchaft, treu im Glauben an den guten Geiſt unſeres Lebens."

Raſchke ſprach's und ſchwenkte das Glas. „Bitte, es iſt mein Glas," rief die Struvelius, „trinken Sie meine Handſchuhe nicht, ſie liegen darin."

„Richtig," entſchuldigte ſich Raſchke, „es iſt Leder." Er goß bedächtig den Wein aus ſeiner Flaſche über die Handſchuhe und rief ſein Hoch!

Aber in der dämmrigen Ecke am Bücherſchrank, wo das kleine Notizbuch des Fraters lag, erſchien von Jedermann unbeachtet die demüthige Geſtalt Bachhubers, einer Kindermuhme ähnlich, ſie grüßte und verneigte ſich dankend.

Als die Freunde geſchieden waren, ſaß Ilſe am Lager, das Kind vor ſich auf dem Schoß; Felix kniete an ihrer Seite und beide ſahen herab auf das junge Leben, das zwiſchen ihnen lag. „Es iſt ſo klein, Felix," ſagte Ilſe, „und doch macht alles was war, und alles was iſt, die Mutter nicht ſo glücklich, als der leiſe Herzſchlag in ſeiner Bruſt."

„Raſtlos ringt der denkende Geiſt nach dem Ewigen," rief der Gelehrte, „wer aber Weib und Kind am Herzen hält, der fühlt ſich der hohen Gewalt unſeres Lebens einig verbunden in ſeligem Frieden."

Die Wiege ſchaukelte, wie von Geiſterhand berührt. — So alſo ſieht der Schatz aus, verewigter Bachhuber, den du einem ſpätern Geſchlecht durch hilfreiche Thätigkeit vermittelt haſt? Es iſt wahr, du haſt an uns Uebles ge-

than. Jedoch, wenn man wieder erwägt, wie sorglich du in dem alten Hause und anderswo bedacht warst, als Ehestifter späteren Menschen gutherzige Dienste zu leisten, so kann man dir am heutigen Tauftage auch nicht böse sein. Eins in's Andere gerechnet, darf man wohl sagen, du warst ein Unglückspilz, aber dein Herz war nicht schlecht. Und am Ende, Tobias Bachhuber, bist du doch nach vielen Bedenken aus alter Barmherzigkeit unter die Seligen aufgenommen, aber, allerdings mit einem Fragezeichen; du trägst am Rücken deiner himmlischen Kutte als Nota für ewige Zeiten ein höllisches Schwänzchen, — wegen der verlorenen Handschrift des Tacitus.

Ende.

Druckfehler:

Seite 30, Zeile 6 von unten ist statt öffentliche Neigung zu lesen:
öffentliche Meinung.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.